Deutsche Revue

Digitized by Google

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

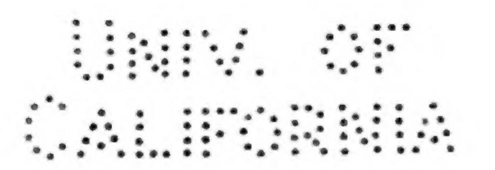
Sechzehnter Jahrgang. — Erster Band.
(Januar bis März 1891.)

Breslau.
Verlag von Eduard Trewendt.

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google



Inhalt

des

Ersten Quartal-Bandes des Jahrgangs XVI.

(Januar bis März 1891.)

Seite

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon. XX. XXI. XXII. 1. 129. 257

F. Winckel: Nervöse Frauen 15

Ferdinand Cohn: Ein Brief über Koch 30

A. Gottstein: Der Kampf gegen die Feinde der Menschheit. I. II. III. 32. 186. 318

Max Brehna-Firdusy: Zu spät! Novelle 49

O. Moldenhauer: Begegnungen mit David Fr. Strauß 65

Wilhelm Förster: Die Ausbreitung der astronomischen Thätigkeit auf der Erde 68

Die französische Revolution und ihre Bedeutung für den modernen Staat. IV. V. VI. 83. 202. 337

M. Semmola: Professor Koch und die Behandlung der Lungenschwindsucht. 111

Sulaimân Hamy-Bey: Das verlorene Armband. Eine Erzählung aus dem morgenländischen Altertum 147

Robert Biewend: Aus der Familienchronik von Robert Koch. Biographische Mitteilungen. I. II. 179. 296

Karl Bötticher: Die Verehrung heiliger Bäume bei den Alten 219

John Bigelow: Der jüngste politische Umschwung in Amerika 230

Ludwig Büchner: Antwort an Herrn M. Carriere 245

Judith Trachtenberg von Karl Emil Franzos 250

L. Westkirch: Die große Klippe. Erzählung. I. 274

482306

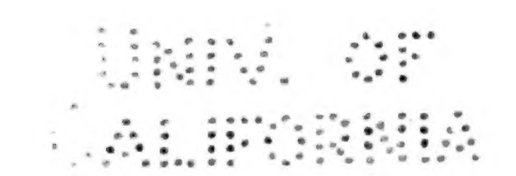
Digitized by Google

Seite
A. Gottstein: Semmola's Gutachten über die Koch'sche Behandlung der Lungenschwindsucht. Eine Entgegnung 350
St. Petersburger Brief 353

Kleine Revuen:

Theodor von Sosnosky: Litterarische Revue 120
Naturwissenschaftliche Revue 368
Litterarische Berichte 125. 253. 374
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 380

Digitized by Google


UNIV. OF CALIFORNIA

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

XX.

Roon's persönliche Erlebnisse und unmittelbare Eindrücke während des Feldzuges ergeben sich aus seinen Briefen an seine Gemahlin:

Schloß Sichrow, 1. 7. 66.

„Bis hieher hat uns Gott gebracht durch Seine große Güte — . . . Bis zur Sächsischen Grenze unmäßiger Jubel auf allen Bahnhöfen. Dann wurde es stille. Gegen 5 Uhr kamen wir in Reichenberg an. Der erste Blick fiel auf c. 1100 Oesterreichische Kriegsgefangene, die auf dem Bahnhofe bewacht wurden, darunter 400 Italiäner. Einquartiert war ich, neben dem Könige und vielen andern Personen, im Schloß des Grafen Clam Gallas, dessen Corps nun schon zwei oder dreimal tüchtig gezauset worden ist. Magnifique Einrichtung, schöner Park, leidliches Bett. Mein Hauptkummer gestern war das Ausbleiben Kutscher Friedrichs mit Wagen und Pferden, der erst um 1 Uhr Nachts eintraf. Dabei des Königs Eile, der andern Morgens (heute) bis Gitschin vorspritzen wollte. Er war unbezwinglich, als Abends eine Meldung des Prinzen Fr. Karl einlief, wonach am 29. Abends ein heftiges, blutiges und siegreiches Gefecht — wieder gegen den mehrfach gewichsten Clam-Gallas und die Sachsen — stattgefunden mit einem Verluste feindlicher Seits von 3—4000 M. einschließlich 1000 Gefangene, unsrerseits von ca. 2500 M. Verwundeter und Todter. Unter Ersteren General Tümpling mit einer Fleischwunde in der Hüfte. Mit dieser traf er gestern Abend noch in Reichenberg ein. Durch ihn erfuhr ich, daß Helm[1]) gesund geblieben, obwohl sein Regiment auch tüchtig dran gewesen ist. — Das Warten auf die Königlichen Entschließungen u. unsere Wagen, namentlich letzteres, kostete mir die halbe Nacht. Um $^1/_2$6 Uhr wurde ich schon durch Depeschen gestört. Um 10 Uhr fuhren wir von Reichenberg ab, und langten hier auf einem schönen, herrlich gelegenen Schlosse des Fürsten Rohan an, mit dem der König in Gastein Gemsen, ich im vorigen Jahre in Ibenhorst den Elch gejagt. Natürlich ist er nicht hier, aber die Dienerschaft willig. Ich wohne in seinem Schlaf-

[1]) Roon's vierter Sohn Wilhelm, damals Leutenant im 18. Infanterie-Regiment.

Digitized by Google

zimmer zwischen seinen Schlafröcken und Jagdhüten, beschauet von Ahnenbildern. Es sieht aus, als wäre er vor wenig Tagen abgereist, ohne Gedanken an langes Ausbleiben. Ich hoffe, der König wird heut hier bleiben, um dem Hauptquartier Gelegenheit zu geben sich zu concentriren und zu formiren. Morgen denke ich nach Gitschin zu gehen, aber noch fehlen gewisse Nachrichten, die vor der Entschlußfassung abgewartet werden müssen, und der Telegraph spielt nur einstimmig. — Ueberhaupt aber wird unserer rapiden Kriegführung, die uns seit dem 27. bis 30. jeden Tag verschiedene Schlachten gewinnen ließ, ein gemäßigteres Tempo gegeben werden müssen, sonst sterben uns die Leute vor Erschöpfung. Die Vereinigung der beiden Armee'n ist bewirkt, wie es scheint; wir können nun die Ereignisse kommen lassen, wir haben alle Chancen für uns . . .

Gott segne Euch! Betet fleißig und herzlich für den König und sein treues Heer, auf das wir stolz sein können . . ."

Gitschin, 2. Juli.

„Gestern Abend bin ich todtmüde um 9 Uhr in Rohan's Bett gestiegen und habe bis ½6 vortrefflich geschlafen. Um 7 Uhr bestiegen wir die Wagen und langten gegen 1 Uhr hier an. Unterwegs begegneten uns lange Wagenreihen mit Verwundeten. 1 Meile von hier, in Ober-Lubin besichtigten wir das dort etablirte Lazareth, in dem, wie im hiesigen, Preußen, Oestreicher, Sachsen in erheblicher Zahl und lauter schwere Fälle, die erste Pflege seit dem Treffen am 29. bei Gitschin empfangen. Hier liegen beiläufig etwa 750 Oesterreicher und 3 bis 400 Preußen. Es war nicht ohne Interesse heute das Schlachtfeld zu passiren, auf welchem noch heute viele todte Pferde, selbst noch unbeerdigte Streiter, neben großen Mengen von allerlei Waffen und Material umherlagen. ½ Meile vor der Stadt kam Prinz Fr. Karl mit Voigts-Rhetz und Stülpnagel entgegengefahren. Am Thore war der Magistrat aufmarschirt in schwarzem Frack und weißer Cravatte, wurde aber ignorirt. Unterkommen leidlich bei einem Kaufmann, dessen Familie entflohen. Ueberhaupt sieht man fast nur militärische Einwohner. Die bürgerlichen kehren erst allmählig wieder heim. Die Schlacht am 29. wird noch viel besprochen und gewährt viele interessante Einzelheiten, über die man sich freuen muß.

Waldemar[1]) ist 3 Meilen von hier in Horicz und — wie mir heute gesagt wurde — ganz munter. Wo Helm ist, weiß ich nicht genau. Verwundet ist er nicht, wie mir heute von einem seiner verwundeten Regiments-Kameraden versichert wurde. Ich werde morgen Einiges thun, um mit Beiden in Verbindung zu kommen. Von Arnold[2]) weiß ich nichts, außer daß sein Regiment noch nicht gefochten hat. Letzteres steht weit rechts. Eugen[3]) ist, so sagte mir Prinz Albrecht, der auch besuchsweise hier war, noch nicht im Gefecht gewesen, jetzt aber mit seinem Regiment auf Vorposten auf dem linken Flügel.

---

[1]) Roon's ältester Sohn, war Hauptmann im Generalstabe des II. Armeekorps.

[2]) Der dritte Sohn, war der Garde-Landwehr zugeteilt.

[3]) Roon's Schwiegersohn, Eugen von Wißmann, der als Leutenant beim 1. Garde-Dragoner-Regiment mitfocht.

Digitized by Google

Das Regiment (1. Garde-Dragoner) hat vorgestern einen munteren Ritt quer durch das Böhmer-Land gemacht, um den Kronprinzen aufzusuchen und ist nach ausgerichteter Sache wohl behalten und unangefochten zurückgekehrt. Dieser Zug wird ihm hoch angerechnet.

Die Oesterreicher scheinen über die Elbe mit allen Hauptkräften zurückgewichen zu sein in der Gegend von Königgrätz. Einige Tage werden wir ihnen Ruhe lassen müssen, um selbst nach so viel Fatiguen etwas zu verschnaufen und unsere Verpflegung zu sichern und zu organisiren; denn das Land bietet so gut als nichts. Es ist ausgesogen von den eigenen Truppen. Morgen wird das Hauptquartier daher hier bleiben, der König nur einen Ausflug nach Miletin machen, um mit dem Kronprinzen zusammen zu treffen. — . . . . ."

Daß und aus welchen Gründen es dennoch schon am folgenden Tage zur Schlacht kam, ist bekannt. Mit frohem Herzen konnte Roon am Nachmittage auf dem Schlachtfelde dem langjährigen Kampfgenossen zurufen: „Bismarck, diesmal hat uns der brave Musketier noch einmal herausgerissen!" [1])

Horitz, 4. Juli 66.

„Mein theures Weib! nur wenig Worte. Waldemar sitzt bei mir, frisch und gesund, hat Helm gestern nach der Schlacht gleichfalls gesund gesprochen. Unsern kleinen blauen Dragoner habe ich gestern unmittelbar nach einer glücklichen Attacke, voll Glanz und strahlender Freude auf dem lieben Gesicht gesehen — einen Augenblick nur. Zwar war das Geschäft noch nicht ganz beendet, aber der Feind war schon auf der Flucht; es fielen nur noch einzelne Granaten von drüben. [2])

Die Schlacht war im großartigsten Styl, ca. 200000 M. auf jeder Seite, 1500—1600 Geschütze musizirten. Blutige Verluste auf beiden Seiten, lassen sich der Zahl nach noch nicht angeben. General Hiller ist todt, Rittmeister v. Bodelschwingh vom 1. Garde Dragoner Regt., die Obersten v. Obernitz und v. Wietersheim schwer blessirt, neben vielen, vielen Anderen. Manche Bataillone haben die Mehrzahl ihrer Offiziere verloren. In dieser Beziehung des Entsetzens genug! — Aber Gott hat uns einen glänzenden Sieg gegeben. Der Feind ist aus einer außerordentlich starken Stellung nach 12stündigem, hartem Kampfe herausgeschlagen mit schweren Verlusten, c. 10000 Gefangene sind in unsern Händen, 40 Geschütze, die ihm abgenommen, habe ich selbst gesehen, andere werden noch aufgefunden werden, mehrere Fahnen, ein ungeheures Material an andern Waffen und Fuhrwerk liegen auf dem meilenweiten Schlachtfelde zerstreut [3]).

---

[1]) Fast 20 Jahre später, an seinem 70. Geburtstage — als Roon schon längst heimgegangen war — erinnerte Fürst Bismarck (bei dem Empfange der die Glückwünsche der Armee darbringenden Generale) an diesen Zuruf seines Freundes und diesen wichtigsten Wendepunkt ihres Lebens. Was wäre aus beiden geworden, wenn die Schlacht verloren ward!?

[2]) Die „historischen" Granaten von Königgrätz, aus deren Bereich der König (auf Bismarck's Drängen) nur schwer zu entfernen war.

[3]) Auch im großen Hauptquartier konnte die Größe des Sieges am 4. Juli noch nicht übersehen werden; in Wirklichkeit wurden bekanntlich 19800 Gefangene gemacht und 161 Geschütze, 5 Fahnen, viele tausend Gewehre ꝛc. erbeutet.

Digitized by Google

— Die Verwundeten! das Herz blutet, wenn man diese Armee auf dem Felde in Massen liegen sieht und die Unmöglichkeit nicht überwinden kann, die darin liegt, daß man nicht allen sogleich helfen kann. Als ich gestern Abend recht müde hierher ritt, waren unsere Verwundeten meist schon aufgelesen, aber Österreicher und Sachsen lagen noch zu Tausenden. Jetzt wird die Thätigkeit unserer Ambulancen wohl auch für sie gesorgt haben. Alle Ortschaften umher sind voll improvisirter Lazarethe, die Johanniter in Verzweiflung, weil sie sich diesen Verhältnissen gegenüber zu schwach fühlen. Gott helfe!

Unsere Truppen haben sich glänzend geschlagen und erwiesen sich als unwiderstehlich. Ueberall, wo sich der König zeigte, jubelndes Hurrah! das nicht enden wollte. Alle Schmerzen und Anstrengungen schienen vergessen. Mit Trommelschlag und Musik ging es brausend weiter. Aber Gott allein sei die Ehre! Dein treuer A.

Hauptquartier Horic, 5/7. 66.

„Gestern nach Schluß meines Briefes bekam das Hauptquartier unerwarteten Besuch von — General Gablenz, der als Parlamentair um Waffenstillstand bat für die augenblicklich keines Widerstandes fähige österreichische Armee; natürlich unter unannehmbaren Bedingungen und daher — wie es sich gebührt — abgelehnt. Die Österreicher sind in vollem Rückzuge auf Olmütz, und dieser „Gang nach Olmütz" ist wohl demüthigender als der vor 16 Jahren. Wir kennen erst seit gestern die Größe ihrer Verluste und unserer Trophäen etwas genauer . . . Die Verluste an Todten und Verwundeten sind auf ihrer Seite sehr erheblich, auf der unserigen leider nicht gering. Aber den verwegenen Versuch, Zahlen für die Verluste anzugeben, will ich nicht machen, bis sie festgestellt sein werden, was allerdings erst in einigen Tagen der Fall sein wird. Denn bisher konnte noch keine Ruhe gegeben werden. Die Armeen sind vielmehr in Bewegung geblieben, um den Österreichern immer von Neuem zuzusetzen. Leider wurde die Verfolgung am 3. durch den hereinbrechenden Abend nicht allein, sondern noch mehr durch die Elbe, die im Schutze der Feste Königgrätz von den Feinden passirt wurde, aufgehalten. Hätten wir ihnen ungehindert an den Leib gekonnt, so wäre ihre Niederlage noch entscheidender gewesen. Aber es bleibt dem Kaiser auch ohnedies kaum etwas anderes übrig, als um Frieden zu bitten. Er wird ihn zu erkaufen suchen durch die Abtretung Venetiens, um es mit uns allein zu thun zu haben, aber ich hoffe, wir werden ihn schlagen, auch wenn er seine italiänische Armee nach Norden ruft. Gott möge ferner Alles gnädig lenken! Ihm die Ehre! Nicht uns! — Der König ist in einer sehr gerührten und gehobenen Stimmung. Als ich gestern früh zu ihm kam, umarmte und küßte er mich. Hiller's Tod hat ihn sehr afficirt. Täglich hört man noch von verwundeten Offizieren. Der arme Prinz Hohenzollern, der jüngste, ist zweimal durch beide Beine geschossen, General Graf Gröben durch die Hüfte; von anderen schrieb ich dir schon. Die Österreicher haben viele Generale verloren oder schwer verwundet, darunter zwei kommandirende Generale (Festetics und Gr. Thun),

zwei Erzherzoge (Joseph u. Ernst). Andere hat der Kaiser abgesetzt, wie Feldmarschall Lt. Hennickstein, den Chef des Generalstabes der Armee, Graf Clam-Gallas, den commandirenden General des 1. Armee-Corps — wie er denn in ähnlicher Weise auch nach den Schlachten von Magenta u. Solferino verfuhr, ohne den Schaden gut zu machen. — Genug für heute, ich muß schließen, um zum König zum Thee zu gehen . . ."

Pardubitz, 7. 7. 66.

„Dir und der lieben E. meinen herzlichen Dank für die erquicklichen Zeilen vom 5ten. d. — Wie sind gestern hier, nach einem Besuch unserer Truppen im Lager vor Königgrätz (Division Zastrow) Abends nach 8 Uhr eingetroffen. Leidliche Unterkunft bei Baron Schuster. Heute früh viel gearbeitet und gesorgt, namentlich in Betreff der Verwundeten, deren Lage zum Theil noch immer eine sehr üble ist. Waren wir auch hinlänglich auf unsere 5—6000 eingerichtet, so doch nicht auf die c. 10000, die der Feind in unseren Händen zurückgelassen hat. Ich rufe und schreibe nach Berlin, aber es nutzt nichts, und unterdeß verkommen die armen Leute. Dazu kommt die Piepmeierei vieler sog. „freiwilliger Krankenpfleger," die hier vor ungleich schwierigeren Aufgaben stehen als im Schleswig'schen Kriege . . . Die hierher gelangten französischen Vermittelungs-Vorschläge werden unsern Lauf nicht aufhalten. Wir marschiren dennoch nach Wien oder — wenn der Feind sich entgegen zu stellen noch einmal wagt — zu einer zweiten Schlacht. Der Entschluß ist zweifellos richtig; Gott wird ihn segnen. — Der König ist sehr ruhig und sicher. Er erzählte mir heute, der Italiänische Minister habe das schamlose Anerbieten der Abtretung Venetiens eine „cochonerie" genannt. — Morgen rücken wir, d. h. die Gardelandwehr-Division (bei der Arnold steht) in Prag ein. Wir, d. h. das Hauptquartier, werden morgen vielleicht noch hier bleiben, dann der Armee nach Süden folgen. Eine Gelegenheit den Söhnen Lebensmittel zukommen zu lassen habe ich noch nicht finden können . . .

Deine Unterredung mit ** soll wohl nur eine Annäherung an dies verhaßte Ministerium bedeuten; ich glaube, es war hohe Zeit, denn es wird nächstens das populärste in Europa sein! „Blut ist ein ganz besonderer Saft" sagt der Teufel, und auch gute Christen wissen, daß rühmliche Thaten die blinde Menge blenden, die geneigt ist, die Menschen nicht nach ihren Motiven, sondern nach ihren Erfolgen zu beurtheilen. Aber — der Feldjäger will augenblicklich fort. Seid herzlich umarmt von Eurem alten Vater."

Pardubitz, 8. 7. 66.

„Das Ereigniß des heutigen Tages ist das Wiedererscheinen von General Gablenz mit neuen Waffenstillstandsanträgen, welche natürlich, wie das erste Mal, abgelehnt worden sind, obgleich man die Uebergabe der Festungen Josephstadt und Königgrätz angeboten hat. Graf Mensdorff hat die Bedingungen, die vorgeschlagen, von Zwittau datirt, welches nur 8 Meilen von hier und jetzt wohl schon von unsern Vortruppen besetzt worden sein wird. Der König hat Gablenz diesmal gar nicht gesehen, sondern durch Moltke bescheiden lassen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Unterhandlungen von Österreichischer Seite werden wieder auf-

genommen werden, da schicklicherweise die Geneigtheit zu einem ehrenvollen Friedensschlusse von uns ausgedrückt worden ist. Mensdorf's Nähe deutet darauf hin, daß man unterhandeln und die Gelegenheit zu einer Conferenz mit Bismarck anschaulich machen will. Wir aber sind sehr spröde und thun, als merkten wir es nicht. Die französische Vermittelungswolke für eine wetterschwangere zu halten überlassen wir Liebhabern ängstlicher Vorstellungen aus dem Geschlecht derer v. Piepmeier. Ich rechne, daß wir in 14 Tagen mit 130 000 Mann vor den Thoren von Wien stehen werden. General Steinmetz hat gestern die nach Olmütz fliehende Kaiserliche Armee einen Augenblick eingeholt, aber sie haben nicht Stand gehalten. Wenn Einer à tout prix, selbst auf Kosten der nötigen Ordnung fortlaufen will, so holt ihn der in Ordnung bleibende Verfolger nicht leicht ein ... — Wir leben jetzt von der Hand in den Mund, d. h. die regelmäßigen Nachschübe an Lebensmitteln sind nicht mehr möglich, da die nächsten Eisenbahnen noch nicht wieder betriebsfähig; wir nehmen also, was wir finden; wir müssen es, oder verhungern. Es wird daher, um der Willkühr der Einzelnen zu steuern, ordnungsmäßig requirirt von den Bewohnern, was wir brauchen. Das würde Benedeck auch gethan haben, wenn er in Preußen eingefallen wäre; du kennst wohl seine schöne Proclamation, die er auf Vorrath gearbeitet hatte und Gottlob so überflüssiger Weise; es sind ganze Ballen davon in unsere Hände gefallen; der arme Mann hat mit seinen schriftstellerischen Versuchen entschiedenes Unglück. —

Aber ich muß zum Könige. Wir gehen morgen 5 Meilen weiter nach Süden, nach Hohenmauth, wo ich einst — im Jahre 1841 — auch gewesen bin. Dort werden wir wohl nur eine Nacht schlafen und dann nach Zwittau gehen. Das Weitere findet sich dann ...."

Zwittau, 10. 7. 66.

„So wären wir denn glücklich in Mähren angelangt. Böhmen ist ein überwundener Standtpunkt. Die Oesterr. Vorposten stehen $1\frac{1}{2}$ Meilen von hier; Brünn ist nur 9, Wien nicht mehr als 24 Meilen von Zwittau. Es soll mich doch wundern, ob wir — wie wir können — in 10 Tagen vor der Kaiserstadt stehen werden. Die Demoralisation ist in der Oesterr. Armee wohl größer als glaublich scheinen könnte. Bei'm Eintreffen hier fragte mich meine Wirthin freundlich, ob ich wohl sehr müde sei. Uebermüthig antwortete ich „ja freilich, denn die Kaiserlichen laufen ja so fürchterlich, daß man gar nicht nachkommen kann." Darauf sie: „ach, das ist schrecklich, ach das ist so schrecklich!" und da erfuhr ich denn weiter, daß die Oesterreicher am Sonntag, d. i. am 5ten Tage nach der Schlacht, hier durchgezogen seien in großer Stärke, von den Unsrigen verfolgt. Als diese zwei Kanonenschüsse gethan, da sei eine so wilde Flucht losgegangen, daß 2 Menschen und mehrere Pferde in dem Gedränge erdrückt worden seien. Am 5ten Tage nach der Schlacht! die Nervenerschütterung muß also doch sehr tief gewesen sein. Heute erfuhr ich, daß sie 2 Meilen von hier einige frische Bataillone von Wien her per Eisenbahn bekommen haben. In derselben Weise denken sie sich aus Italien her durch 100 000 Mann zu verstärken. Darum müssen wir vorher

soviel zerreiben, als wir können. Gestern habe ich Dir nicht geschrieben, weil ich die freie Stunde dazu benutzte, unseren Söhnen zu schreiben. . . . .

Ich habe nichts dagegen, daß Du verwundete Offiziere in Pflege nimmst, am liebsten näher stehende. — Daß die arme Frau v. Bodelschwingh noch in Zweifel ist über den leider zweifellosen Tod ihres Erstgebornen! Er ist am 3ten d. M. an der Spitze seiner Schwadron mit Ehren gefallen. Eine feindliche Granate, so sagte man mir, tödtete ihn auf der Stelle; soviel ich weiß der einzige Offizier seines Regiments. Was sagt Eugenie zu ihrem Helden?[1]) Eine leichte Wunde an der Hand. Kann man glücklicher und ehrlicher davon kommen? . . . . ."

H.-Qu. Zwittau 11. 7. 66.

„Gestern Abend einige Aufregung: man fürchtete einen Oesterr. Ueberfall auf das Hauptquartier Sr. Majestät, natürlich ohne Grund. Morgen in aller Frühe gehts nach Czernahora, 3 Meilen von Brünn, das morgen früh um 10 Uhr von unserer Avantgarde besetzt werden wird. Gott wird dann weiter helfen. Der König leidet noch immer an einem schmerzhaften Hexenschuß, ist aber ohne Fieber, schläft gut, hat Appetit. Ich hoffe, daß es bei warmem, trockenem Wetter (die Tage vorher regnete es stets) bald wieder gut gehen wird. —

Die Leute sind gesund, von meinen Pferden (von denen ich schon zwei verlor) ist aber nicht dasselbe zu rühmen. — Auch hier werden noch fortwährend Rüststücke der fliehenden Oesterreicher eingebracht: gefüllte Munitionswagen, Bataillonswagen, Infanterie- u. Artilleriefahrzeuge der verschiedensten Art, die die Fliehenden wahrscheinlich aus Anlaß irgend eines panischen Schreckens haben stehen lassen, um mit den Pferden sich leichter zu retten. —

Daß ich gesund bin, sage ich nicht erst, weil es sich, wenn ich nicht klage, von selbst versteht. Die in Berlin grassirende Cholera aber beunruhigt mich Euretwegen. Gott helfe! Unsere Truppen sind am 8. früh in Prag eingerückt und unterwürfig empfangen worden. Die gute Stadt wird uns täglich 100 000 Brode, Hafer, Gemüse, Schuhe u. Stiefeln u. s. w. liefern, was wir brauchen. Die Eisenbahn von dort hierher ist in unserer Gewalt und von morgen ab im Gebrauch. Die Sache macht sich. Wenn ich nur erst hörte, daß Falckenstein die Reichsarmee geschlagen hätte! — Es ist doch ein schweres Stück Arbeit, so ein Krieg mit ganz Oesterreich und halb Deutschland; der alte Fritz freilich hatte es schwerer, aber wir haben nur junge Fritzen, denen die Schwingen noch wachsen werden. . . ."

H.-Qu. Czernahora, 13. 7. 66.

„Nur wenige Worte, Geliebte, denn in einer Stunde geht's nach Brünn, das seit gestern früh von unserer Avantgarde besetzt ist. Wir sind gestern hier auf dem Schloß des Grafen Brieß 3 Meilen vor Brünn, sehr spät angekommen. Benedetti war in Zwittau angekommen, will Waffenstillstand unterhandeln, wird uns heute nach Brünn begleiten, wohin ein Oesterreichischer Bevollmächtigter

---

[1]) Gerhard von Thadden, während des Krieges gleichfalls beim 1. Garde-Dragoner-Regiment.

beschieden ist. Wir haben harte Bedingungen gestellt, aber ich glaube sie werden angenommen werden, denn die Desorganisation der Oesterreichischen Armee dauert nach allen Nachrichten fort. . . . .

Dem König geht es, nach Lauer's Aussage, besser; ich fand ihn gestern angegriffen und beunruhigt durch die französische Einmischung. Bismarck ist dies nicht; er hofft auf einen baldigen ehrenvollen Frieden. Wir müssen freilich nicht zu unbescheiden sein, sonst greift der Brand weiter und wir sind durch die gemachten gewaltigen Anstrengungen in kurzer Zeit auch etwas erschöpft. Die Dinge gingen zu rasch, der Verbrauch der Mittel war zu rapide. Aber in wenigen Wochen können wir uns wieder so stark auf die Beine stellen, als zuvor. Gott helfe zum Besten, sei es Friede, sei es Fortsetzung des Krieges.

Benedetti erinnerte mich an einen Diner-Disput, in dem er Zweifel an unserer Kriegsorganisation geäußert, und nahm sie feierlich zurück . . .

H.-Qu. Brünn, 15. 7. 66.

„Neue Eindrücke müssen verarbeitet werden . . . daher ich gestern nicht schrieb . . Wir langten hier gestern gegen 2 Uhr an. Man hat mich in die verlassenen, schönen Räume des entflohenen Polizei-Direktors einquartirt, etwas weit vom Könige, sonst bin ich damit zufrieden. Die Bevölkerung ist friedlich und äußerlich freundlich. Der Bürgermeister Dr. Giskra, der bekannte Oppositionsmann aus dem Wiener Abgeordenetenhause, ist die Zuvorkommenheit selbst; es ist klug von ihm. Die ihm auferlegte Last ist nicht klein. Die Stadt mit c. 60 000 Einw. hatte gestern u. vorgestern c. 45 000 M. Einquartirung. Heute sind 2 Divisionen abgerückt auf der Wiener Straße. Benedetti's Unterhandlungsversuche scheitern an dem Widerstande des Kaisers Franz Josef; es scheint, er will seinen Untergang, wenigstens will er das Schicksal der Waffen noch einmal versuchen, und es ist vielleicht am besten so. Gott weiß es! Jedenfalls werden wir nach einer neuen glücklichen Entscheidung keine Rücksichten ferner zu nehmen haben. Fiele sie aber gegen uns aus, was Gott in Gnaden verhüte, so werden wir hoffentlich noch immer günstig genug stehen, um einen unehrenhaften Frieden verhindern zu können. Aber unsere Chancen stehen gut. Unsere Armee hat wenig gelitten und ist in gehobener, trefflicher Stimmung. Und wir verlassen uns auf unseren Herrgott, der uns ferner beistehen und unsere gerechte Sache zu einem glücklichen Ende führen wird. Vor einer Stunde bin ich vom Feldgottesdienst der 5. Division heimgekehrt, dem der König beiwohnte. Er war äußerst erbaulich; ich glaube, Ebert hieß der Geistliche. Die andern beiden Divisionen, die heute marschiren müssen, haben gestern, Sonntag, ihren Gottesdienst gehabt. —

Vorgestern sah ich Böger, der mir gute Nachrichten von Waldemar brachte u. viele Grüße für Euch auftrug. Er war mit seinem kommandirenden General auf ein paar Stunden hereingekommen und fuhr nach Eibenschütz zurück, 3 Meilen von hier. Wenn Waldemar gekonnt hätte, wäre er wohl gestern hereingekommen, aber sie sind auch aufgebrochen. . . . .

Unsere Verluste am 3. — das ergeben die nun allmählig eingehenden Verlustlisten — sind zwar erheblich genug, aber viel geringer als früher angenommen wurde; dagegen sind die Verluste, die wir in den vorangegangenen Gefechten erlitten haben, mindestens ebenso hoch zu veranschlagen, als für die Schlacht bei Königgrätz. . . . . . ."

Brünn, 17. 7. 66.

„Wie freue ich mich der Befriedigung über Deine mildherzige Thätigkeit![1]) Ja, es ist berechtigt sich dessen zu freuen, was man schafft und leistet, so zu freuen, daß man Gott die Ehre läßt und sich nicht über die Brüder auf ein Piedestal zum Anbeten stellt. Ich bitte und vertraue, daß Gott Dich bei Deinem Mühen und Streben unterstützen und erhalten wolle, wiewohl ich, wegen der heimtückischen Cholera, nicht ganz außer Sorge für Euch bin. . .

Daß das 1. Armeekorps vorgestern bei Tobitschau den verfolgten Oesterreichern wieder 16 Kanonen, mit einem Verlust von nur 5 Verwundeten, genommen — beweist von Neuem die gänzliche Auflösung der feindlichen Armee. Man nimmt hier an, daß sich diese nur theilweise nach Wien zurückgezogen, da wir die Eisenbahn zwischen Olmütz und Lundenburg zerstört und besetzt haben seit vorgestern und damit den ersten Fuß auf ungarischen Boden setzten. Die geschlagene Armee wird sich größtentheils wohl nach Preßburg und Comorn zurückgezogen haben, so daß wir bei Wien nur Theile der geschlagenen Nord-Armee und der italiänischen Armee finden dürften. Diese werden sich in den Verschanzungen von Wien uns gegenüberstellen, und da wird also voraussichtlich noch mancher brave Mann bluten und fallen. —

Seit gestern Nachmittag hat Bismarck plötzlich wieder seinen nervösen Rheumatismus im Bein bekommen, was ich, wenn der Zustand andauerte, für ein Unglück von großer Tragweite halten würde. Ich hatte gehofft, er würde sich während des Feldzuges eine andere Lebensweise angewöhnen, die seinen Nerven aufhülfe; aber er ist unverbesserlich, arbeitet die Nächte, weil er die halben Tage verschläft. — Vom Main haben wir heut früh Nachricht von einem glücklichen Gefecht (bei Laufach) gegen die Darm-Hessen. Falckenstein ist in Aschaffenburg und scheint sich jetzt gegen Frankfurt und das 8te Bundescorps unter Prinz Alexander von Hessen wenden zu wollen. Uebrigens ist er abberufen, zum General-Gouverneur von Böhmen ernannt und durch Manteuffel im Ober-Commando ersetzt worden — zweifle sehr an seiner Freude darüber.[2]) Von der Waffenstillstandsfrage ist es wieder ganz stille. Es wäre, soll etwas daraus werden, hohe Zeit; denn stehen wir einmal vor Wien, so müssen wir auch hinein. —

In Italien geschieht immer nichts; Graf Barral war einige Tage hier, um den Waffenstillstandsabschluß zu verhindern. Er ist heute nach Berlin zurück-

---

[1]) In den Baracken und Lazaretten in und bei Berlin.

[2]) Wie tief erschüttert General Falckenstein wurde durch diese Abberufung, das brachte er u. A. zum Ausdruck in einem ausführlichen Schreiben (datiert Münster, 21. Juli) an Roon, in welchem er „vertrauungsvoll sein Herz ausschüttete" und sich über Manteuffel sehr bitter äußerte.

gekehrt. Benedetti hat uns vorgestern verlassen, um über Wien nach Paris zu gehen. Heute rücken Garde-Truppen hier ein . . ."

H.-Qu. Nikolsburg, 19. 7. 66.

„. . . Gestern Abend sind wir hier auf einem Schlosse des Grafen Mensdorf oder vielmehr seiner Frau angelangt, das zur Hälfte wüst und unbewohnbar, übrigens aber fürstlich angelegt und eingerichtet ist. Ich bin ziemlich bequem und isolirt in einer Verwalter-Wohnung des Vorhauses etablirt, weil das Hofgesinde . . . jeden Vorwand benutzt, um sich breit zu machen. Ich habe übrigens was ein bescheidener Mann braucht und fände es unter mir, gegen solche Anmaßungen zu reklamiren. —

Wie freue ich mich der innerlichen Befriedigung, die Dir und Euch lieben Weibsen allen aus der Ausübung Eures schönen Berufes erwächs't! . . .

. . . Benedetti ist wieder hier, direkt aus Paris. Ich glaube aber, daß uns Napoleon's Neutralität nicht verloren gehen wird. Deßwegen rechne ich aber noch keineswegs auf einen schnellen Frieden. Kaiser Franz Josef hat — so scheint es — Venetien verschenkt, aber die französische Alliance nicht damit erkauft. Wollte er, in der Rechnung hierauf, den Krieg fortsetzen, sonst aber nicht: so werden wir Frieden haben, natürlich vorzugsweise auf Kosten der deutschen Alliirten Oesterreichs. Aber die Wiener Verhältnisse sind unberechenbar. Wer weiß, was dort schließlich den Ausschlag geben wird! Wie unbequem, daß Bismarck seit 3 Tagen wieder an seinem nervösen Bein-Rheumatismus leidet. Auch er hat übrigens gestern 1 Reitpferd verloren und das zweite ist stocklahm. Freilich ist das heute eine große Nebensache . . .

. . . Später. Hier sieht's etwas kraus aus infolge der Benedetti'schen Vorschläge, aber es ist Niemand graulich, am wenigsten der König. —" (Roon konnte dem Könige damals mit gutem Grunde melden, daß die Mittel zur Fortsetzung des Krieges vorhanden seien, wenn die Politik es verlange; und zwar nöthigenfalls auf zwei Fronten; „da wir Dank der Reorganisation fast 700 000 Mann unter den Waffen hätten, könnten wir früher als die Franzosen mit 2—300 000 Mann operationsfähig am Rheine stehen." —)

H.-Qu. Nikolsburg, 22/7. 66.

„. . . Die Armee'n sind Wien gegenüber jetzt dicht aufgeschlossen, so daß wir wohl von hier auch noch vorwärts gehen würden, wären die Unterhandlungen nicht im Gange, die Waffenstillstand und Frieden in nahe, wenngleich noch dunkle Aussicht stellen. Davon nachher! — Getrennt von den Haupt-Armee'n steht das 1te Armee-Corps unter Bonin bei Proßnitz zur Beobachtung von Olmütz, und die 8te Division, die heute, unterstützt von der 7ten, eine kühne Unternehmung auf Preßburg versucht. Möchte sie gelingen, aber sie ist gewagt. Gelingt sie aber heute nicht, so wird wohl überhaupt nichts daraus. Ich schrieb Dir schon, daß Benedetti wieder hier ist, um Friedenswege zu eröffnen. Gestern nun, während ich mit dem Könige nach Eisgrub, einem zauberschönen Landsitze des

Fürsten Liechtenstein (jetzt Hauptquartier des Kronprinzen) gefahren war, ist eine Depesche des Herzogs von Grammont, französischen Botschafters in Wien, eingegangen, in welcher eine 5 tägige Enthaltung von Feindseligkeiten vorgeschlagen wird, damit die Italiänische Regierung die nöthige Frist gewinne, um sich über den ihr proponirten Abschluß eines förmlichen Waffenstillstandes zu äußern. Da Napoleon zu diesem Zwecke Plonplon zu Victor Emanuel geschickt hat, so zweifeln die Diplomaten kaum, daß die Ital. Regierung ihre Einwilligung geben werde. Dies vorausgesetzt, würde es sich dann freilich immer noch fragen, ob eine Verständigung über die militärischen Vorbedingungen eines Waffenstillstandes und wenn ja, über die demselben zu Grunde zu legenden Friedens-Präliminarien zu Stande kommt. Träfe das Alles zu, woran ich noch einige wohlbegründete Zweifel hege, so würde der König wahrscheinlich in 8 Tagen etwa wieder in Berlin sein können mitsammt seinen Ministern, um die Kammern zu eröffnen — nach nur etwa 4 wöchentlicher Abwesenheit. Man kann seine Geschäfte kaum prompter erledigen, noch dazu mit fast 70 Jahren. Freilich! welche Riesenarbeit liegt noch vor uns, um diesen Geschäften einen befriedigenden Abschluß zu geben! — — — Noch andere gewichtige Sorgen habe ich, vornehmlich über den Gesundheitszustand der Armee, noch mehr über ihre Verpflegung. In der 2ten Armee hat sich leider seit einigen Tagen die Cholera gezeigt. Man sprach gestern von 40 Fällen, worunter 5 tödtliche. Die Beschaffung der Mund-Vorräthe war schon in den letzten Tagen etwas zweifelhaft. Jetzt, wo wir wenigstens wieder über eine Eisenbahn vollständig disponiren, werden wir, hoffe ich, über den Berg sein. General Bronsart, der General-Intendant, dem alle diese Dinge obliegen, ist noch immer nicht bei der Armee eingetroffen, und ich weiß gar nicht einmal wo er ist, und muß statt seiner sorgen . . .

Nachmittags. Er ist aufgefunden! Graf Pückler, der heute früh angekommen, ist mit ihm bis Brünn gereiset, wo er Anker geworfen. — Vor Tafel erfuhr ich, daß heute hier ankommen werden aus Wien: Graf Karolyi, Graf Degenfeld (der ehemalige Kriegsminister) und Herr v. Brenner, ein Diplomat der ehemaligen Oesterr. Gesandtschaft in Berlin . . . Leider ist der König wieder unwohl und von einer Cholerine, die er sich vielleicht gestern bei der Fahrt nach Eisgrub in stürmischem Regenwetter zugezogen, sehr angegriffen. Ich habe zwar meinen gewöhnlichen Vortrag gehabt, aber zur Tafel ist der Herr nicht erschienen . . ."

H.-Qu. Nikolsburg, 25. 7. 66.

„. . . Leider macht die Cholera auch in der Armee bedenkliche Fortschritte. Gott halte seine Gnadenhand über uns, denn wir können uns gegen diesen Feind nicht schützen. Bessere Quartiere und ausreichendere Verpflegung stehen mit den sich mehrenden Friedens-Aussichten wohl zu erwarten; ein absoluter Schutz gegen die Seuche ist aber davon nicht zu hoffen. —

Friedens-Aussichten! Die am 22ten d. Mittags begonnene Waffenruhe läuft am 27ten Mittags ab. Vor Beginn derselben machte General v. Fransecki mit 2 Divisionen am 22. früh noch einen Versuch auf Preßburg, der wohl ge-

glückt sein würde, wenn nicht Punkt 12 die Einstellung der Feindseligkeiten hätte erfolgen müssen. Der Uebereinkunft ungeachtet überfielen am Nachmittage desselben Tages 2 Sächsische Schwadronen eine Preußische Ulanen-Schwadron. Der Schaden war mäßig durch die Partheinahme der Ungarischen Bauern für uns; die Sachsen hatten wohl von der Waffenruhe nichts gewußt. —

Am 23. war hier eine Conferenz mit Karolyi und Graf Degenfeld, in welcher man sich über sehr günstige Friedensbedingungen verständigte; der König war gleichwohl nicht ganz befriedigt; Niemand wird uns Schwachheit und Neigung für einen „faulen Frieden“ Schuld geben mögen; der Herr hat aber, wiewohl keine Passion für die Fortsetzung des Krieges, einen solchen Respekt vor „faulem Frieden“, daß er immer noch ein bischen mehr verlangt, als billig und möglich. Gestern waren die Oesterreichischen Bevollmächtigten bei der Königlichen Tafel; ich hätte nicht an ihrer Stelle sein mögen. Der berüchtigte „Gang nach Olmütz“ kann als Vergnügungs-Parthie daneben gelten. Der alte Graf Degenfeld — der frühere Kriegsminister — mein Tischnachbar, eine aufrichtige Soldatennatur, hatte starke Ausdrücke über die Veranlasser des Krieges und den Verfall der oesterr. Armee. Bis gestern Abend hatten die Oesterreichischen Herrn noch keine Vollmacht aus Wien zum Abschluß auf unsere Bedingungen erhalten. Als ich von einem Spaziergange heimkehrte, kam mir Moltke mit der Nachricht entgegen: „Pfordten ist hier angekommen und hat sich bei Bismarck, der ausgefahren, melden lassen.“ Wir waren darin einig, daß dieser ungebetene Friedenssucher abgewiesen werden müßte; erst müßten wir uns mit Oesterreich verständigt haben, bevor wir uns mit den Kleinen abgäben. Ich hoffe Bismarck wird dieselbe Ansicht haben. Es ist ein kritischer, welthistorischer Moment, den wir jetzt durchleben. Gott gebe ferner helle Augen und feste Herzen! Nach meinem Wunsche müßten wir jetzt mit Wien auf unsere Bedingungen schnell zum Abschluß kommen, Pfordten weggeschickt werden, der König nach Berlin eilen, die Kammern in Person eröffnen und dann zur Main-Armee gehen, um auch dort den Dingen einen glorreichen Abschluß zu geben. Aber ach! an unnöthigen Frictionen ist kein Mangel. Die überstandene Arbeitsthätigkeit und die Mannigfaltigkeit der Eindrücke der letzteren haben die maaßgebenden Nervensysteme — wie das meinige — dermaßen überreizt, daß es bald hie, bald da lichterloh zum Dachstübchen hinausbrennt, und jeder Wohlmeinende mit dem Löscheimer herzueilen muß. Das habe ich auch heute wieder mit einigem Erfolg gethan; Gott helfe, daß mein Löschen vorhält! — Ich bin begierig zu erfahren, ob die Oesterr. Commissarien heute endlich Vollmacht zum Abschluß der Präliminarien erhalten haben. Wenn nicht, so würde ich annehmen müssen, daß man uns nur hinhalten und Zeit gewinnen will, daß wir also übermorgen von Neuem losschlagen müssen. —

Nachmittags. Wenn man einander nicht traut, dann ist die Verständigung schwer. Wer weiß also, ob der Friede zu Stande kommt. Und übermorgen sollen die Feindseligkeiten wieder angehen, wenn bis dahin keine Basis gewonnen. Hier ist Alles auf's äußerste gespannt. Es heißt Geduld und Ergebung in Gottes Willen.

Aber ich will ein wenig hinaus in's Freie und umarme Dich und die liebe Elisabeth[1]) eiligst, doch zärtlichst!

Dein alter A.

H.-Qu. Nikolsburg 26. 7. 60.

„Der Horizont klärt sich weiter auf. Die Oesterr. Bevollmächtigten haben so eben die von uns diktirten Friedenspräliminarien unterzeichnet. Der Krieg ist daher hier wohl zu Ende. Ich hoffe, wir kehren nun unmittelbar nach Berlin zurück, wo freilich ungeheure Arbeiten meiner warten. Gott sei gepriesen, der Alles so über Hoffen und Erwarten gnädig hinausführt! Die Kriegskosten werden unsere Gegner solidarisch bezahlen. Mit Oesterreichs Einfluß in Deutschland ist's zu Ende. Preußen wird mit einem Zuwachs von 4¼ Mill. Menschen wirklich eine Großmacht; es wird außerdem über die gesammten Militair-Kräfte von ganz Norddeutschland verfügen. Wer das einen „faulen Frieden" nennt, muß selbst faul im Kopfe oder im Herzen sein. Und das Alles ist erreicht in wenig Tagen.

Gott der Herr hat Großes mit uns vor. Darum wollen wir Sein Volk sein u. immer mehr werden. Dies ist vielleicht der letzte Brief aus diesem Lande. Aber sage Niemand von der nahe bevorstehenden Ankunft, denn alle Ovationen sind mir verhaßt, und entsprechen meinen Gefühlen durchaus nicht. Ueberdies kann sich die Abreise auch noch verzögern, denn wer weiß was noch dazwischen kommt . . .

Ja, auch ich träume von einem ruhigen Lebens-Abend, auf den ich wohl gerechten Anspruch machen könnte, doch wie Gott will! —

Grüß' mir meine E. und den alten Bernhard[2]). Sein gerechter Schmerz wird jetzt wohl gemildert werden, da auch das 2te Reserve-Corps wohl schwerlich noch zum Lorbeern-Sammeln gelangen wird."

H.-Qu. Nikolsburg, 28/7. 66.

„. . . Die Rückkunft nach Berlin wird sich wohl noch bis zum 4. k. M. verzögern. Der König will erst nach dem 3. dort eintreffen, um nicht am Geburtstage seines seligen Herrn Vaters in das Empfangs- und Residenz-Geräusch verwickelt zu werden. Es war ihm auch nicht genehm, daß ich vorher zurückginge, so sehr meine Arbeiten es auch wünschen lassen. Die Friedens-Präliminarien sind indeß heute unterzeichnet[3]) worden in unserer Gegenwart. Als er dies vollbracht, sprang der Herr auf, umarmte und küßte dankend und weinend, mit viel beweglichen Worten zuerst Bismarck, dann mich und Moltke. indem er diesem und mir den Schwarzen Adler-Orden, Bismarck das Großkreuz des Hohen-

---

[1]) Roon's ältere Tochter.

[2]) Roon's zweiter Sohn, der bei der Garde-Artillerie stand, aber, bei der Ersatz-Abteilung geblieben, den Krieg nicht hatte mitmachen können.

[3]) Austausch der Ratifikationen.

zollern verlieh. Alle Welt gratulirt und bückt sich tiefer, und ich — ich kann mich — Dir sei es gestanden aber nur Dir — gar nicht so recht darüber freuen. Denn in diesem „siebentägigen" Feldzuge habe ich keine Gelegenheit gehabt, mir besonderen Dank zu verdienen; höchstens hat er bewiesen, daß ich vorher kein fauler Knecht gewesen. Uebrigens ist dieses ganze, auf die menschlische Eitelkeit berechnete Ordenswesen ein großes, wiewohl — sowie die Welt ist — unvermeidliches Uebel. Was in diesem Kriege geleistet, das ist geschehen durch Gottes gnädige, unmittelbare Fügung. Da hat Niemand Dank verdient, als der Herr des Himmels, der Alles gethan hat. Das ist auch des Königs innerlichstes Empfinden, dem er heute wieder Worte zu geben sich bemühte, aber sein überwallendes Herz nöthigt ihn zu Dankbezeugungen; er kann nicht anders! — Was mich freute, das war des heute hier anwesenden Kronprinzen herzliche, wirklich sehr herzliche Gratulation, als er quer über den Saal schreitend (vor Tafel) auf mich zueilte und händeschüttelnd versicherte, wie herzlich er sich über die Verleihung gefreut habe. Nachher bei Tafel trank er mir nochmals gratulirend zu . . .

. . . Der König geht morgen und die nächsten Tage mit ganz kleinem Gefolge zur Elb-Arme und zur Ersten Arme, um Truppen zu sehen, die er bisher zu begrüßen noch keine Gelegenheit gefunden. Leider ist dies Dankes-Opfer nicht zu bringen, ohne die Truppen für einige Tage noch in ihren engen und ausfouragirten, unbequemen Quartieren zu belassen. Ich bin noch unschlüssig, ob ich mich anschließen oder nach Prag vorausgehen soll; ich neige zu letzterem, vorzüglich weil ich weiß, wie schwierig unsere Unterbringung in Ladendorf sein wird, wo der König 3 Nächte schlafen wird; am 1. August erfolgt die Rückkehr nach hier und am 2. 3. u. 4. die Reise nach Berlin, wo Se. Majestät am 6. den Landtag in Person eröffnen will. —

Jetzt kommen die Büßenden alle. Bayern hat seinen Premier-Minister, der Herzog v. Meiningen seinen ersten Adjutanten hergesandt; ebenso der König von Hannover, und der Württembergische Minister v. Varnbüler ist zu Bismarcks Aerger angekündigt. Natürlich wird sie der König nicht empfangen; Herr v. d. Pfordten hat indeß nach langem Bitten einen Waffenstillstand erlangt. — Aber ich muß zum Thee zu Sr. Majestät u. daher schließen. —

Dein A.

Wie beabsichtigt, traf Roon im Gefolge des Königs am 4. August (über Prag und Görlitz) wieder in Berlin ein. — R. v. D.

(Fortsetzung folgt.)

Nervöse Frauen.

Skizzen
von
F. Winckel.

Tout comprendre
c'est tout pardonner.

Es sind nun bald 25 Jahre her, da saß ich einmal abends mit meiner Frau in meinem Studierzimmer und las ein medizinisches Werk, während sie die Romanzeitung durchblätterte. Ich war damals noch ein junger Arzt, hatte an jenem Tage keine besonderen Anstrengungen gehabt, war über Land gewesen und nach der Rückkehr noch bei einer Kranken, der ich einige blutige Schröpfköpfe verordnet hatte. Mit Appetit hatte ich zu Abend gegessen, fühlte mich vollkommen wohl und folgte den Schilderungen des mir vorliegenden Werkes mit Interesse — da wurde plötzlich die Thür aufgerissen, eine Wärterin stürzte herein mit den Worten: „Bitte, kommen Sie rasch mit, ich glaube, die Kranke — es handelte sich um die Patientin, welcher ich eine Stunde vorher die Schröpfköpfe verordnet hatte — stirbt." Ich folgte ihr sofort, war in wenigen Minuten in dem Zimmer der Genannten, fand aber schon — eine Leiche. Um das Bett herum lief die einzige Schwester die Hände ringend mit den Worten: „O Gott, o Gott, hätte ich ihr doch nicht die Schröpfköpfe setzen lassen; sie hat mir gleich gesagt, wenn das geschähe, müßte sie sterben." Tief erschüttert ging ich langsam in meine Wohnung zurück, setzte mich an dieselbe Stelle, nahm dasselbe Buch zur Hand, war aber nicht imstande zu lesen. Währenddes schlug meine Frau ein Blatt ihres Buches nach dem andern um; als das einige Mal geschehen war, bat ich sie, damit aufzuhören oder ein anderes Buch zu nehmen, ich könne das Umschlagen der großen Blätter nicht mehr hören, es mache mir effektiv Schmerzen.

Man sagt manchmal, es sei ganz gut, wenn der Arzt nicht zu gesund sei, sondern auch zuweilen Schmerzen habe und Krankheiten durchmache, nicht bloß damit er den Zustand eines Kranken besser zu beurteilen vermöge, sondern auch damit er zarter und rücksichtsvoller mit denselben umgehe. Diese Annahme ist nicht ganz ungegründet; der aufmerksame Arzt wird jeden normalen und pathologischen Vorgang an sich selbst am besten studieren können und namentlich die Anfangsstadien so mancher Leiden, welche er bei seinen Patienten nie zu sehen bekommt, an sich selbst beobachten können.

Der Zustand, welchen ich soeben geschildert habe, stellte ein solches Anfangsstadium dar, und wir wollen denselben jetzt einmal analysieren: Ein vollständig gesunder, nichts weniger als nervöser junger Arzt hört plötzlich eine ihn erschreckende Botschaft, eilt möglichst rasch zu Hilfe, kommt aber zu spät und erfährt am Totenbette eine zweite Einwirkung auf seine Gehörnerven, von kurzer Dauer, keineswegs grell und intensiv, und empfindet bereits wenige Minuten später beim Eintritt ganz gewöhnlicher Geräusche so starkes Unbehagen, ja fast Schmerzen, daß

er nicht im stande ist, diese geringen Geräusche zu ertragen. Seine Gehörnerven waren weder vor noch nachher krank; nur das, was sie zum Gehirn geleitet hatten, hatte die Psyche so affiziert, eine so heftige Erregung derselben hervorgerufen, daß jede neue Zufuhr von Schallwellen, gleich der unsanften Berührung einer ganz frischen Wunde, den Affizierten fast zum Stöhnen brachte. Hier haben wir also eine ganz akut entstandene „Nervosität" des Gehörs bei gesunden peripheren Nerven, aber abnormem Zustande des Zentralorgans für die Innervation.

Nun nehmen wir ein anderes Beispiel, eines, welches die meisten Menschen wohl an sich selbst erlebt haben. Wenn jemand an einem sonst gesunden Zahn eine ganz kleine kariöse Stelle hat und durch einen unglücklichen Biß in diese nachgiebigere Partie ein Stückchen der Speisen einkeilt, so tritt plötzlich ein heftiger Schmerz ein, welcher die ganze Backe ergreift; aber von demselben Augenblick an ist die Gesichtsoberfläche dieser Seite, ja des ganzen Kopfes, so in ihren Wahrnehmungszuständen verändert worden, daß die Bewegung eines andern an dem Patienten vorbei diesem durch den dabei entstehenden Luftzug fühlbar und schmerzhaft wird. Und doch ist hierbei der bloßliegende Zahnnerv gar nicht getroffen worden, und wenige Minuten vorher war der Kranke, als er noch keinen Zahnschmerz hatte, jene Luftbewegung durchaus nicht gewahr geworden. Außerdem empfindet der Patient jetzt auch Schmerzen im Halse, z. B. beim Schlucken, ferner bei Bewegungen desselben und sogar nicht selten in dem Oberarm der betreffenden Seite, ja sogar bis zu den Fingern herab, so daß er im Bett auf dieser Seite nicht zu liegen vermag. Nun ist sich aber oft der Kranke jenes schadhaften Zahnes nicht bewußt, er denkt natürlich an einen solchen, da er Schmerz zuerst beim Essen bekommen hat, und läßt sich zuerst einen Zahnarzt kommen, der findet aber trotz sorgsamer Untersuchung keinen Fehler, bis — ich spreche auch hier nur von Selbsterlebtem — eine erneute Exploration aller Zähne endlich zur Entdeckung des Übelthäters und dessen Beseitigung auch sofort zum Verschwinden jener abnormen Hautempfindlichkeit und jener irradiierten Schmerzen führt. An heftigen Zahnschmerzen Leidende sind oft im höchsten Grade nervös, aber kein Mensch nennt sie so, weil jeder die Intensität ihres Schmerzes einmal mehr oder minder durchgemacht hat. Hier haben wir also eine ganz umschriebene periphere Erkrankung eines einzigen Nerven, durch welche infolge der Vermittelung der Zentralorgane eine ganze Reihe von andern Nerven in Mitleidenschaft gezogen werden, so daß auch diese auf die gewöhnlichen Eindrücke in ungemein „nervöser" Weise reagieren. Dieses Beispiel des Zahnschmerzes ist auch insofern von Bedeutung, als es lehrt, wie schwierig oft die Feststellung des eigentlichen Sitzes der Schmerzen ist, eine Thatsache, die der Laie sehr oft an sich beobachten kann, deren Verwertung für Erkrankung anderer Stellen ihm aber oft Kopfschütteln erregt.

Gehen wir weiter im Studium der abnormen Nerventhätigkeit und beobachten einmal einen an irgend einem Infektionsfieber Daniederliegenden. Wir fragen ihn, ob er irgend eine Erquickung wünsche, er ist bei vollem Bewußtsein,

hat nur Kopfschmerzen und Fieber und ersucht uns, ihm einen recht sauern Apfel zu verschaffen. Das geschieht, der Kranke beißt hinein und nimmt das abgebissene sofort wieder aus dem Munde, weil — es ja zuckersüß sei. Wohlgemerkt, es handelt sich durchaus nicht um einen Geisteskranken, sondern um einen Patienten, dessen Blut, sagen wir durch Typhus- oder ein anderes Gift, infiziert ist und infolgedessen die Nerven nicht in gehöriger Weise ernährt, so daß dieselben in abnormer Weise gegen die gewöhnlichen Eindrücke reagieren und demzufolge ihre Thätigkeit mit Unbehagen, Schmerzen und Ärger für den Kranken verbunden ist. Der Kranke glaubt auch, so lange er krank ist, durchaus nicht, daß jener Apfel sauer ist, erst wenn er genesen ihn auf's neue kostet, so wird er den sauren Geschmack desselben anerkennen. Bei solchen Zuständen sprechen wir auch nicht von Nervosität, sondern von Halluzinationen des Geschmacks, Geruchs, Gesichts, Gehörs und Gefühls. Dieselben kommen aber in geringeren Graden auch ohne schwere Infektionskrankheiten vor, und dann erkennt wenigstens der so Halluzinierende die Eindrücke als abnorme und vorübergehende und in seinem eigenen körperlichen Zustand begründete, während der bei solchen Infektionsfiebern Halluzinierende unter dem Eindruck jener Halluzinationen sich zu allerhand dem Gesunden scheinbar unmotivierten Handlungen verleiten läßt.

Diejenige Gehirnverfassung, welche jugendliche Individuen so häufig an sich studieren können, ich meine einen gewissen Grad von Alkoholismus, entspricht ebenfalls einem hohen Stadium von Nervosität: denn was ist in solchen Zuständen wohl unangenehmer als starke Gerüche, sogar solche, die sonst zu den Wohlgerüchen zählen; was widerwärtiger als manche Bewegungen; was ekelhafter als das bloße Ansehen mancher Speisen, von dem Geschmacke noch gar nicht zu sprechen? Aber auch hier müssen wir wieder hinzusetzen, daß schon viel unschuldigere Ursachen denselben Reizungszustand des Gehirns hervorrufen können, welcher leider Gottes nur zu oft durch den Alkohol zu einem chronischen gemacht wird. Schicken wir beispielsweise einen Kleinstädter nach Leipzig in das Gewühl der vollen Messe, so wird er von dem Leben und Treiben in der Stadt und auf den Märkten schwindlig, taumelig, ja es kann ihm übel werden. Hat er sich nach einigen Tagen daran gewöhnt, so versetzen wir ihn mitten in das Pariser oder gar Londoner Treiben und wir können sicher sein, daß die äußerst unbehaglichen Empfindungen, lediglich bewirkt durch die massenhaften, keineswegs im einzelnen zu abnormen Eindrücke auf seine Sinnorgane, sich aufs neue und in erhöhtem Grade bei ihm einstellen. Und wie es Menschen giebt, die bei jeder Seefahrt seekrank werden, ja sogar Kapitäne, welche, trotzdem sie den größten Teil ihres Lebens auf der See zugebracht haben, jede neue Seereise oder wenigstens stürmische Seereise mit einer neuen Seekrankheit beginnen, so giebt es auch Individuen, und deren Zahl ist viel größer, als allgemein angenommen wird, die eine gewisse Reihe von Eindrücken jahrelang ausgezeichnet ertragen, bis sie mit einem Male ganz anders darauf reagieren, ja durch dieselben zum Erkranken gebracht werden; die z. B. jahrelang selbst bei unruhiger See gefahren sind ohne je seekrank geworden zu sein, bis auch ihre Stunde endlich schlägt und sie dem erzürnten Neptun nach Kräften opfern.

In manchen Fällen ähnlicher Art, wo z. B. gewisse, sonst sehr gern genossene Speisen mit einem Male widerwärtig geworden sind, ist ein Übermaß des Genusses derselben zu beschuldigen; dafür kann gar mancher aus seiner Jugend Beispiele anführen.

In andern dagegen ist eine allmähliche oder plötzliche Veränderung der Ernährung, eine überstandene Krankheit die Ursache für solche Variationen. Ein paar Beispiele werden dies genügend illustrieren. Bei starken, plötzlichen Blutverlusten wird auch der Gesündeste sehr nervös, d. h. wenn die Blutung vorüber ist, hat er noch längere Zeit eine größere Empfindlichkeit gegen Licht, Geräusche und Temperaturwechsel, seine Gehirnorgane sind noch abgestumpft, seine Muskeln unsicherer und die Bewegungen in mancher Beziehung ängstlicher. Solche Zustände kann man namentlich im Kriege studieren.

Abnorme geistige Anstrengungen, Hunger, plötzlicher Schreck, können jene Zustände ebensogut herbeiführen.

Wenn ein Musiker bei den Milliarden von Schwingungen, in welche sein Trommelfell durch eine Symphonie versetzt wird, jeden einzelnen Ton jedes Instruments auf die Richtigkeit der Zahl seiner Schwingungen zu prüfen versteht, so sagen wir, derselbe habe ein sehr gutes Gehör. Wenn aber ein junges Mädchen bei demselben Unterricht hat und, einige Mal denselben Fehler machend, über seinen lebhaften Tadel empört ihn nervös nennt, so ahnt sie nicht, welche Schmerzen seinem Ohre durch ihre Mißklänge bewirkt werden. Dem feiner besaiteten Individuum wird schon eine geringe Dissonanz schmerzlich sein, an der der gewöhnliche Sterbliche ungerührt vorbei geht. So macht das immer zunehmende Dilettantentum Künstler und Dilettanten nur nervöser.

Bei alledem haben wir nun eine Seite des Nervenlebens noch gar nicht berührt, welche ebenfalls keine kleine Rolle spielt, wenn wir sie auch noch sehr wenig kennen und daher nur mit Worten uns aushelfen können. Ich meine das große Gebiet der Idiosynkrasien. Bekannt ist, daß eine große Reihe von Menschen auf gewisse Speisen mit ganz bestimmten Krankheiten reagieren: so namentlich beim Genuß von Krebsen, Hummern und Erdbeeren die sogenannte Nesselsucht, das Nesselfieber bekommen. Ob hier der Geruch oder der Geschmack dieser Speisen oder deren Einwirkung auf die Magenschleimhaut jene Hautschwellungen und das mit ihnen verbundene Jucken hervorruft, das wissen wir noch nicht. So giebt es eine Menge von Idiosynkrasien gegen Arzneimittel, z. B. vor allen gegen das Opium, durch welche Kranke, die daran leiden, wenn sie auch durchaus nicht wissen können, daß dieses Medikament ihrer Medizin beigesetzt worden ist, doch sofort an der Wirkung auf ihren Kopf oder Magen auch die kleinsten Dosen solcher Medikamente zu erkennen vermögen.

Daß die Zentralorgane hierbei eine große Rolle spielen, daß speziell die Nervenzellen der Großhirnrinde hieran in erster Linie beteiligt sein müssen, haben wir ja neuerdings durch zahlreiche hypnotische Versuche kennen gelernt. Allen gesunden Menschen sind Leberthran, Maschinenöl und Paraffin doch gewiß äußerst an Geruch und Geschmack widerwärtige Flüssigkeiten, und doch kann sich jeder Laie bei

den im Londoner Aquarium von Mr. Kennedy fast täglich angestellten Experimenten mit Hypnotisierten persönlich überzeugen, daß die letzteren eine Mischung aus diesen drei Ölen in einer Menge von circa 150 Gramm unter der Suggestion, daß dieselbe aus Whisky bestehe, mit sichtlichem Behagen langsamer oder rascher trinken, ohne auch nur das Gesicht zu verziehen oder nach ihrer Erweckung die mindesten Unbequemlichkeiten des Magens zu empfinden! Hier sind also nicht bloß die Thürhüter, welche sonst dem Eindringen von Schädlichkeiten Widerstand entgegensetzen, nämlich Geruch und Geschmack, beseitigt, sondern die Suggestion hat es zu Wege gebracht, Zentralorgane und periphere Nerven in einen Zustand zu versetzen, der auch das scheußlichste Getränk als duftenden Johannisberger oder kräftigen Whisky erscheinen läßt. Wie oft wird nun nicht umgekehrt bei erhöhten Reizzuständen des Gehirns der köstlichste Trank fade, die süßeste Birne bitter, die duftendste Blume übelriechend erscheinen können, auch ohne daß wir dem Individuum, welches solche uns frappierende Urteile fällt, irgend etwas Ungewöhnliches ansehen oder anmerken können? Noch unendlich viele Leiden unsrer Nerventhätigkeit liegen im Dunkeln und werden uns noch lange, lange dunkel bleiben.

Aber in all' dem Bisherigen ist ja, so höre ich sagen, noch kein Wort von „nervösen Frauen" geredet, mit keiner Sylbe unser Thema berührt! Gemach, lieber Leser, um nicht einseitig und parteiisch zu werden, schien es mir zweckmäßig, zuerst einmal zu untersuchen, wie und wodurch auch der kräftigste Mann nervös werden kann, wie viel mehr erst die schwächere Frau. Wir werden ja dann später zu prüfen haben, ob nicht die letztere sehr oft erst durch jenen nervös gemacht wird.

Vielleicht interessiert sich mancher meiner Leser auch für die Frage, ob denn die nervösen Frauen so viel häufiger heutzutage sich finden als früher. Allein ich bin überzeugt, daß die meisten jungen und alten Männer, ohne besondere statistische Untersuchungen in dieser Beziehung gemacht zu haben, mit der größten Bestimmtheit diese Frage bejahen werden, weil sie ja längst in allen Blättern, politischen und sozialen, wissenschaftlichen und humoristischen so beantwortet ist und zur Erheiterung griesgrämiger Junggesellen auch gern und vielfach illustriert wird. Da sind dann als Beweise die zahlreichen Badekuren, die enorme Menge der Frauendoktoren, die wachsende Zahl der Ammenbüreaus und die noch stets zunehmende Menge der alten Junggesellen überall beliebt. Leider müssen wir auch zugeben, daß jedes dieser Argrumente eine gewisse Beweiskraft besitzt und daß sich jene Thatsache durchaus nicht bestreiten läßt, wenn auch die Ursachen dieser Ursachen keineswegs so einfach sind, als das auf den ersten Blick erscheinen könnte. Wer sich aber dafür interessiert, dem empfehle ich die Lektüre der vor ca. 4—5 Jahren in der „Deutschen Rundschau" über die Zunahme der Geisteskrankheiten von dem berühmten Göttinger Psychiater Ludwig Meyer erschienenen Aufsätze. Alle die Momente, welche von ihm in ursächlicher Beziehung betont worden sind, gelten in noch erhöhtem Maße als Prädispositionen für die Nervosität und deren Zunahme gegen früher. Sie liegen zum Teil schon in der fehlerhaften Erziehung unserer Mädchen in der allerfrühesten Jugendzeit, welche ich bereits in

einem früheren Artikel in diesen Blättern besprochen habe; namentlich auch in der unzweckmäßigen Ernährung derselben; ferner in den abnormen Anstrengungen und Erregungen, welche die gesellschaftlichen Verhältnisse für so viele derselben mit sich bringen. Hier möchte ich einmal einem Schriftsteller der neuesten Zeit das Wort geben; denn wenn auch die Schilderungen desselben übertrieben sind, so enthalten sie, nicht bloß für Rußland, auch für andere Nationen manches Körnchen Wahrheit. Graf Leo Tolstoi sagt in seiner berüchtigten Kreutzer Sonate: „Die weibliche Erziehung, welcher Art sie sein mag, hat nur zum Zweck, den Mann zu fesseln. Die einen fesseln ihn durch Musik und Locken, die anderen durch ihre Kenntnisse und durch Auszeichnung im bürgerlichen Leben. So darf man sich nicht über die Sittenlosigkeit, welche unter dem weiblichen Teile unserer bevorzugten Klassen herrscht, wundern, sondern im Gegenteil darüber, daß die Sittenlosigkeit nicht noch größer ist. Bedenken Sie nur, von früher Jugend an handelt es sich nur um Kleider, Putz, Reinlichkeit, Grazie, Tanz, Musik, Gedichte und Romane, Lieder, Theater und Konzerte, zum äußerlichen und innerlichen Gebrauch, das heißt als Zuhörerinnen und Mitwirkende. Dazu ein vollständiger physischer Müßiggang und Verweichlichung des Körpers und eine süße, üppige Ernährung. Wir wissen es nur nicht, weil es verschleiert wird, was diese unglücklichen Mädchen durch die Erregung der Sinnlichkeit leiden. Von zehn erleiden neun in der ersten Zeit ihrer Reife und dann, wenn sie mit zwanzig Jahren nicht heiraten“ u. s. w.

Mit noch viel grelleren Farben schildert er an anderen Stellen desselben Werks die schrecklichen Folgen dieser Erziehung. Man könnte, ja man müßte verzweifeln an der Zukunft des weiblichen Geschlechts, wenn wirklich $^9/_{10}$ aller Mädchen der bevorzugten Stände so wären, und selbst der Arzt, welcher wohl mehr wie andere Menschen einen Einblick in die menschlichen Gebrechen zu thun Gelegenheit hat, weil sie ihm bewußt und unbewußt meist in ihrer ganzen Nacktheit entgegentreten, muß derartige Behauptungen für Ausgeburt eines kranken Geistes halten. Glücklicherweise ist ja auch nicht jede Natur in dieser Beziehung der anderen gleich. Die einfacheren Verhältnisse unserer deutschen Familien haben die Häufigkeit jener Entartungen beschränkt, und mit wirklichem Vergnügen wird man das Urteil über deutsche Mädchen lesen, welches Lady Blennerhasset vor kurzem gefällt hat. Sie sagte: die Mädchen in Deutschland sind einfach in ihrem Geschmack und in ihren Lebensgewohnheiten, außerordentlich thätig, eher ernst gestimmt. Frivolität unter ihnen gehört zu den Ausnahmen, womit nicht gesagt sein soll, daß keine solche existiert. Koketterie und der Wunsch zu gefallen, ist kein hervorragender Zug derselben, einmal weil sie zurückhaltend, oft schüchtern sind, dann deswegen, weil die erworbenen Gewohnheiten der Selbstbeherrschung und der Entsagung die rein gesellschaftlichen Gaben besonders zu einer Zeit nicht fördern, die überhaupt keinen großen Wert mehr auf die einst so sorgsam gepflegte Kunst des menschlichen Umgangs legt. — — Alles jedoch, was das deutsche Mädchen dem nationalen Leben an intellektuellen Gaben gebracht hat, mag gering angeschlagen werden im Vergleich zu dem, was es ihm an

ethischem Wert, an opferwilliger Entsagung, an stiller, freudiger Hingebung täglich und stündlich entgegenbringt."

Aber auch Lady Blennerhasset macht auf manche Fehler in der Erziehung der Mädchen in Deutschland aufmerksam und sie ist wiederum sehr im Recht, wenn sie sagt: „Eins der unentbehrlichsten, wichtigsten Elemente im Staatshaushalt ist die erfahrene Leiterin des Hausstandes auf der einen, die treue Dienerin auf der anderen Seite. In dieser Beziehung ist nicht selten das schlichte, arbeitsame, von früher Jugend für seinen Beruf erzogene deutsche Bauernmädchen besser auf die seiner wartende Zukunft vorbereitet als die Tochter der wohlhabenden Mittelklassen, die nicht gelernt hat, gegebenenfalls dem Luxus und den kostspieligen Gewohnheiten zu entsagen und dann in veränderten Verhältnissen das Gelernte nicht anwenden kann und das Notwendige nicht gelernt hat." Ich muß es mir versagen, noch mehr aus dem Essay der trefflichen Schriftstellerin hier anzuführen, und will mich damit begnügen zu bemerken, daß mit der letzterwähnten, durchaus richtigen Thatsache einer der wundesten Punkte in unserer Erziehung berührt ist, welcher kurz so ausgedrückt werden kann, daß sehr häufig deutsche Mädchen entsprechend dem Vermögenszustande der ganzen Familie, nicht aber dem viel kleineren Teil, welcher ihnen später zufallen muß, erzogen werden. So sind sie denn häufig schon beim Eintritt in ihre Ehe verarmt, ohne doch pekuniäre Verluste gehabt zu haben. Vielen hilft die Liebe, die in der That in Deutschland noch kein leerer Wahn ist, über diese ersten Jahre der Entbehrung hinweg, aber viele, recht viele, die das Entsagen nicht gelernt haben, machen sich und ihrem Manne doch das Leben unnötig schwer, indem sie in ihren Anforderungen immer nur nach den Genüssen besser Situierter sehen und nicht auf diejenigen Klassen der Bevölkerung achten, welche noch bei weitem mehr entbehren müssen. Aus der Unzufriedenheit entsteht Zank, aus dem Zank Ungerechtigkeit, die letztere vermindert die Liebe, der Egoismus wächst, die Rücksicht auf den Gatten läßt nach, und wenn nun gar Familienzuwachs erscheint, so verschlimmert sich das alles, und die Trennung macht weitere Fortschritte: Phrasen und Lamentationen, Kopfschmerzen und Migräneanfälle, anfangs noch selten, kommen schon häufiger vor, die Ernährung leidet, und Zustände, welche mit einiger Energie anfangs noch unterdrückt werden konnten, nisten sich bald so fest ein, daß ihre Beseitigung äußerst schwer und langwierig ist. Da erwartet man dann Hilfe vom Arzt, und mit Pulvern und Pillen soll beseitigt werden, was doch mal nicht zu ändern ist. Und doch kann der rechte Arzt auch hierbei oft vorzüglich wirken, besonders dann, wenn er als Hausarzt der Eltern die junge Frau schon lange kennt, oder ihr Vertrauen gewonnen hat; freilich nicht durch Rezepte und Badekuren, sondern durch Klärung der Verhältnisse, durch Zurückweisung ungerechter und unnötiger Ansprüche, durch Regelung der Ernährung, Beschäftigung und Bewegung und durch energische Bekämpfung unzeitgemäßen Sichgehenlassens. Mit der immer mehr zunehmenden Abnahme der Hausärzte wird leider auch diese nicht zu unterschätzende prophylaktische Thätigkeit des Arztes mehr und mehr eingeschränkt. Der Arzt, ohne allen Konnex mit der Familie und ohne eine Idee von den Ur-

sachen, wird nur wegen eines Anfalls von Migräne gerufen, er soll nur möglichst rasch mildernde Mittel verordnen, das Übrige wird sich dann schon finden — so denkt die Kranke und ihre Umgebung, und doch ist häufig das Gegenteil der Fall, d. h. der eine Anfall prädisponiert nur den folgenden, und die Medikamente, ohne Berücksichtigung der vorhandenen Ursachen gegeben, verschlimmern den Zustand.

Vielleicht zu sehr sind wir auf diese Entwickelung der Nervosität auf Grund einer unrichtigen Erziehung eingegangen, aber nur wegen ihrer Häufigkeit, ja Alltäglichkeit. Wir haben aber noch viele Unterlassungssünden der Eltern zur Zeit der Entwickelung der jungen Mädchen als Ärzte für die häufige Nervosität junger Frauen zu beschuldigen. Dahin gehört in erster Linie auch die nicht genügende sexuelle Überwachung derselben, die zum Teil aus übertriebener Abhärtungssucht, zum Teil endlich aus unverzeihlicher Prüderie zu erklären sind. Junge Mädchen von 15—20 Jahren sind von ihren Müttern und Hausärzten ohne ihr Wissen zu beobachten, aber nicht etwa bloß im Ballkleide, nein besonders zuhause und bei der Arbeit. Von Zeit zu Zeit bedürfen dieselben der Ruhe, und sie sollen von ihren Müttern, die sich in dieser Beziehung ja mit dem Arzte beraten können, über manche Vorkommnisse aufgeklärt werden. Regelmäßige Schmerzen bei gewissen Funktionen sind nie gleichgiltig; und eine Beseitigung derselben durch allerhand Haus- und Quacksalbermittel gelingt für gewöhnlich nicht. Manche Mutter hat recht, wenn sie sagt, ach ein junges Mädchen darf nicht über jede Kleinigkeit klagen, aber wirklich vorhandene Leiden in dieser Beziehung zu verbergen, bloß um eine etwaige Verlobung zu befördern — das ist entschieden ein sehr großes Unrecht, und der Gedanke, daß sich so manche Leiden nach der Verheiratung schon verlieren würden, ist ein völlig unbegründeter. Was soll man denn dazu sagen, daß so viele Mädchen immer noch heiraten, denen mit Bestimmtheit eine Heirat untersagt werden müßte, weil sie nicht in der Lage sind, Frauen und Mütter zu werden. Und die Schlüsse, welche aus solchen Thatsachen sich ergeben, liegen zu sehr auf der Hand, um hier noch weiter besprochen zu werden.

Kommen nun schon sehr viele junge Mädchen heutigen Tages krank in die Ehe, so verschuldet eine noch viel größere Menge ihre Erkrankung durch eigene Unvorsichtigkeit in der ersten Zeit der Ehe; namentlich sind es junge Mütter, die, zum Teil mangelhaft beraten und unbekannt mit den Gefahren, welchen sie sich aussetzen, zum Teil aus übertriebenem Pflichtgefühl, wieder andere weil sie sich vor ihren Bekannten genieren, oder aus Vergnügungssucht, ja sogar endlich aus Gewinnsucht den gesundheitsgemäßen Verlauf von Vorgängen stören und unterbrechen und ihre Gesundheit für immer aufs Spiel setzen. Dieser Leichtfertigkeit folgt ungemein häufig die Strafe auf dem Fuße, eine Strafe, welche am allerhäufigsten in einer äußerst gesteigerten Empfindlichkeit aller Sinnesorgane, in einer ganz akuten Nervosität besteht, die sie für jede Arbeit ebenso unfähig wie unzugänglich für ihre Familie und jede gesellige Vereinigung macht. Ich beobachtete einen Fall dieser Art bei einer jungen, blühenden, durchaus nicht nervösen Dame, welche durch eigene Unvorsichtigkeit zu früh Mutter geworden war und

unmittelbar nachher an den heftigsten hysterischen Krämpfen erkrankte, welche ich je erlebt habe, deren Beseitigung Monate in Anspruch nahm. Das, was wir Gynäkologen ein unterschlagenes Wochenbett nennen, bildet eine fruchtbare Quelle für alle möglichen Frauenkrankheiten und muß um so notwendiger zu einer prononcierten Nervosität der Frauen führen, als sie gerade in der Zeit ihren Sinnesorganen die wenigste Ruhe gönnen, wo diese eine solche für längere Zeit am meisten nötig haben. Daß auch Gewinnsucht oder sagen wir übertriebenes Pflichtgefühl zu solchen Thorheiten führen kann, möge ein anderes Beispiel aus meiner Erfahrung beweisen. Mir ist bekannt geworden, daß eine Hebamme, welche ohne Hilfe einer anderen eines Kindes genesen war, schon Tags darauf dem Rufe einer Hilfsbedürftigen folgte, deren Wohnung stundenweit von der ihrigen entfernt war. Wenn sie selbst in bedrängten Verhältnissen lebte und für eine zahlreiche Familie zu sorgen hatte, so müßte man dieses Verhalten als ein übertriebenes Pflichtgefühl bezeichnen; war das nicht der Fall und hätte sie eine andere Kollegin zu jener schicken können, so mußten andere, niedere Beweggründe sie davon abgehalten haben. Jedenfalls hatte der Bezirksarzt, welcher diese Thatsache erfuhr, vollkommen Recht, indem er ihr einen sehr energischen Verweis erteilte, nicht bloß weil sie gegen die eigene Gesundheit so gefrevelt, sondern auch weil sie allen Wöchnerinnen ihres Bezirks ein so schlechtes Beispiel gegeben hatte.

Wir können alle die Gründe, welche hier für die zunehmende Nervosität der Frauenwelt anzuführen wären, nicht in der Ausführlichkeit besprechen, wie sie es verdienten. Wir können manche nur andeuten, und da genügt es, in dieser Beziehung auf einen Punkt bloß hinzuweisen, nämlich auf die Abnahme der Bevölkerung in Frankreich und auf das sogenannte Zweikindersystem daselbst. Es ist einfach absurd, wenn bekannte französische Gelehrte die Gründe der erstern in der großen Kindersterblichkeit französischer Großstädte in letzter Zeit gefunden zu haben glauben. Leider können deutsche Städte wie Berlin und Chemnitz, ja ganze Provinzen wie Oberbayern in dieser Beziehung sehr gut mit Frankreich konkurrieren, und doch nimmt ihre Bevölkerung rapide zu, weil die Geburten bei weitem zahlreicher sind als dort.

In Betreff eines andern Punktes möchte ich wieder dem unerbittlichen Naturalisten, dem Grafen Tolstoi, das Wort erteilen, weil er sich nicht scheut von allen Beobachtungen „russischer“ Zustände den undurchsichtigen Schleier zu entfernen. „Die Frau, sagt er, soll bei uns zu gleicher Zeit Mutter, Geliebte und Amme sein. Aber ihre Kräfte reichen nicht aus, daher rühren in unserem Stand hysterische und Nervenleiden und im Bauernstand die Epilepsie. Sie werden wohl bemerkt haben, daß bei Mädchen Epilepsie nicht vorkommt (?), nur bei Bauerfrauen, welche mit ihren Männern leben (?). Der Grund ist klar, und daher rührt der Fall der sittsamen Frau und ihre Erniedrigung. Man braucht nur daran zu denken, welches Wunder in einer Frau vorgeht, welche Mutter wird und nährt. Es ist das Heranwachsen der künftigen Generation, die unsern Platz einnehmen soll, und dieser geheiligte Vorgang wird gestört . . . wodurch?

Es ist schwer, daran zu denken! Und dabei spricht man von den Rechten der Frau! Es ist ganz dasselbe, als wenn Menschenfresser ihre Gefangenen füttern, ehe sie sie auffressen, und dabei behaupten, sie sorgen für ihre Rechte und für ihre Freiheit." Leider Gottes haben wir Ärzte auch in Deutschland manchmal Veranlassung, zum Schutze der Frauen in dieser Beziehung einzutreten.

Daß die kleineren Familiensorgen, z. B. ungenügendes Vorwärtskommen der Kinder, schlechte Zeugnisse, welche die Knaben aus der Schule nachhause bringen, durch ihre lange Dauer, stete Wiederkehr und ungewisse Beseitigung, die mehr mit und in den Kindern lebende Mutter viel mehr irritieren als den Vater, weiß jeder. Kinderkrankheiten, Nachtwachen, während der Vater seine Hälfte schreien läßt, wirken noch rascher und schädlicher.

Niemand wird ferner daran zweifeln, daß die Leidenschaft, welche „mit Eifer sucht, was Leiden schafft," Frauen in einen Zustand zu versetzen vermag, welcher allen Anforderungen einer äußersten Nervosität vollkommen entspricht. Dagegen dürfte es manchen unbekannt sein, daß auch die Putzsucht dieselben Folgen haben kann. Von der französischen Akademie ist in neuester Zeit ein Roman eines bis dahin unbekannten Schriftstellers mit einem Preise gekrönt worden, welcher den Titel hat: Zu schön! In demselben wird eine junge Frau geschildert, die, von einer bildschönen Mutter geboren, der letztern durch ihre Geburt ihre Schönheit gekostet hatte. Sie selbst, von dieser traurigen Thatsache unterrichtet, wird nun von dem Gedanken verfolgt, daß ihr eines Tages dasselbe passieren könne. Mit einem Grafen vermählt, welcher sie glühend liebt, bekommt sie trotz aller Sorgen glücklich eine Tochter, ohne entstellt zu werden. Trotzdem verläßt jene Sorge sie nicht, sie will kein zweites Kind, will ferner in der Gesellschaft glänzen, knüpft ohne jedes innere Interesse ein Verhältnis mit einem Freunde ihres Gatten an, offenbar nur in der Idee, eine schöne Frau müsse in der Gesellschaft auch solch einen Beweis ihrer Schönheitserfolge besitzen, und als sie daher von ihrem Manne mit der Tochter zu ihrer Mutter aufs Land gebracht wird, wo sie keine Toiletten machen, nicht glänzen kann und ohne Bewunderer ist, da geht sie schließlich geisteskrank an der täglichen ängstlichen Pflege ihrer körperlichen Schönheiten zu Grunde. — Mit Achselzucken, mit einem mitleidigen Lächeln wird vielleicht manche deutsche Leserin diesen Roman aus der Hand gelegt haben. So was kommt bei uns nicht vor.

Leider ist dieses Urteil falsch; es geht damit wie mit den Pariser Moden, sie werden importiert und beherrschen die Sinne der Frauenwelt mehr, als man glaubt. Der Arzt ist manchmal machtlos dabei; ja er wird mit bitteren Vorwürfen behaftet, weil die Taille nicht mehr so schlank, die Körperform weniger schön geworden ist und der Teint gelitten hat. Und wie oft wird nicht der Spiegel über Tags und Abends konsultiert, um immer wieder enttäuscht und mit Groll im Herzen beiseite gelegt zu werden. Die Südländerin will stark, die Frau aus dem Norden schlank sein, jene will bleich, diese frischrot aussehen, von all' den andern Wünschen, deren Erfüllung dem Arzt zugemutet wird, nicht zu sprechen. Und wir möchten warnen, die Bedeutung derartiger psychischer Zu-

stände zu unterschätzen. Treten sie auch dem Laien nicht immer so leicht entgegen als dem Arzte, so kann doch auch der erstere bei genauer, längerer Beobachtung die schädlichen Folgen derselben von Schritt zu Schritt beobachten. Wer kennte z. B. nicht Fälle, in denen Frauen, um ja nicht zu stark zu werden, hungerten und dürsteten, die Banting'sche-, Epstein'sche und Örtel'sche Kur gebrauchten und nur vorübergehend magerer, aber immer nervöser und reizbarer wurden? Und was ist denn meistens das einzige Motiv für solche Selbstquälereien? — Nur die Angst vor dem Verluste der Schönheit.

Doch seien wir gerecht und bekennen wir, daß manchmal die Ursache eines Übels an ganz anderer Stelle gesucht wird als an derjenigen, wo sie wirklich ist. Wie viele Frauenkrankheiten sind nicht, ehe ihr eigentlicher Sitz genauer bekannt war, als Magenaffektionen maltraitiert worden. Und wie viele Sexualanomalien giebt es nicht, bei denen die Patientinnen so wohl und frisch, ja blühend aussehen, daß sie von Bekannten darob beglückwünscht werden, bei denen gleichwohl der Zustand derselben qualvoller als derjenige an heftigen Zahnschmerzen Leidender sein kann, und auch der erfahrene Arzt die noch im verborgenen wirkende Quelle der Erkrankung nicht immer sofort festzustellen vermag. Solche Patientinnen werden dann, wenn sie klagen und oft klagen und trotz aller ihnen gewidmeter ärztlicher Sorgfalt mit Klagen nicht aufhören, von den Ärzten selbst als exquisit Hysterische bezeichnet, und dieses an ihnen begangene Unrecht wird oft erst dann erkannt, wenn das wirklich vorhandene Leiden endlich fühl- oder gar sichtbar geworden ist. Ich habe lange Zeit hindurch zwei Schwestern behandelt, welche an kolossalen Geschwülsten litten. Schon in den Jahren der Entwickelung hatten beide sehr heftige, zeitweise wiederkehrende Schmerzen gehabt, so daß die eine, wie sie mir manchmal versicherte, während derselben sich einschloß und am Boden wälzte, weil ihre äußerst energische Mutter, vom Hausarzt unterstützt, ihnen immer vorhielt, daß junge Mädchen nicht ohne Not klagen dürften! Ja, wenn sie über heftige Zahnschmerzen zu klagen gehabt hätten, würde der Arzt wohl eine genauere Untersuchung vorgenommen und die Mutter mehr Mitleid gehabt haben. Der Schmerz über die erduldete Ungerechtigkeit in diesen Jahren verließ jene Unglücklichen ihr ganzes Leben nicht.

Auch hier wollen wir uns mit diesen Andeutungen begnügen, denn unerschöpflich sind die Beispiele, in denen Frauen für hysterisch gehalten werden, denen jede unwahre Nervosität in der Seele zuwider ist und die in der That schwere Leiden tragen.

Sehen wir uns lieber einmal den Mann als Ursache der Nervosität der Frau an, so wird es uns in vielen Fällen leicht sein, seinen Mangel an Verständnis für die Zustände in den verschiedenen Phasen des weiblichen Lebens zu beschuldigen. Graf Tolstoi hat ja in dem oben zitierten Beispiel zur Genüge darauf hingewiesen.

Die mangelnde Kenntnis führt zur mangelnden Rücksicht, ja zur Vernachlässigung. Aber es kann auch umgekehrt sein, eine zu große Verzärtelung der Frau, mangelnde Energie, unzeitiges Nachgeben schaden oft ebensoviel. Der

Mann soll seiner Frau nicht bloß körperlich, er soll ihr auch geistig überlegen sein; er soll ihr Führer sein, sie soll zu ihm aufschauen und Interesse an seinen geistigen Interessen gewinnen und Fortschritte mit seinen Fortschritten machen. Dann ist die Ehe nicht bloß eine körperliche Gemeinschaft, sondern vielmehr ein geistiges Band, welches von Jahr zu Jahr fester wird. Sehen wir uns aber einen großen Teil der jungen Männer, welche heutigen Tages in die Ehe treten, darauf hin an, ja hart schildert Tolstoi die Russen, aber leider paßt seine Schilderung auch wieder für viele andere Nationen: „Unsere aufregende, zu reichliche Nahrung bei gänzlichem physischen Müßiggange ist nichts Anderes — so sagt er — als eine systematische Aufreizung zur Lüsternheit. Alle unsere Liebschaften und Heiraten werden zum größten Teil durch die üppige Ernährung abgeschlossen. Wir speisen zwei Pfund Fleisch täglich, außer dem Wildpret, und erhitzende Leckerbissen und Getränke aller Art. Wozu führt das? Zu sinnlichen Exzessen. Und ferner: Die Verlobung und Hochzeit ist nur eine Art Handel, wo ein unschuldiges Mädchen an einen Wüstling verkauft wird, und dieser Handel wird nur unter den gefälligsten Formen abgeschlossen. Und endlich: Wenn wir dreißigjährige Wüstlinge in einem Salon oder auf einem Ball erscheinen, rein gewaschen, frisch rasiert, parfümiert, in blendend weißer Wäsche, in Frack oder Uniform, was sind wir dann für entzückende Vorbilder der Reinheit! Aber es kommt die Zeit, wo alle diese Schändlichkeit und Lüge offenbart wird." Wer überall auf der Welt hätte nicht genügend Gelegenheit gehabt, in vielen Fällen diese Schilderung als vollkommen zutreffend anzuerkennen? Und setzen wir aus unserer Erfahrung noch hinzu, welcher Gynäkologe, ja welcher Arzt hätte noch keinen Fall erlebt, daß eine junge Frau, weil sie vergeblich Mutterfreuden erwartete, von Arzt zu Arzt, von Kur zu Kur zog und immer nervöser wurde, während die Spatzen auf dem Dache es sich zuzwitscherten, daß die Ursache nur an dem früheren Leben ihres Gatten gelegen sei? Wir müssen uns auch hier viele Beschränkungen in der Exemplifizierung auferlegen; wir könnten sonst mit Beispielen aufwarten, die den Herrn der Schöpfung in seinem Benehmen dem schwachen, schutzlosen Weibe gegenüber doch gar zu erbärmlich erscheinen ließen. Wer sich aber dafür interessiert, wie erschreckend häufig diese Ursache der Nervosität der Frauen in neuerer Zeit geworden ist, dem wollen wir doch die Lektüre der „Beiträge" des Gynäkologen Kehrer in Heidelberg bestens empfehlen.

Und nun noch zu den Ärzten. Jeder soll eben vor seiner Thür kehren. Es ist nicht zu leugnen, daß die Erkenntnis so vieler Frauenkrankheiten ebenso wie die Heilung derselben besonders durch operative Eingriffe in neuerer Zeit ganz enorme Fortschritte gemacht hat, aber ebensowenig ist zu bezweifeln, daß mit den modernen Operationen dieser Art sehr viel Mißbrauch getrieben wird, und nicht bloß von jüngeren Ärzten, die noch den unwiderstehlichen Drang haben, sich bekannt zu machen. Zu häufige Explorationen, unnötige, auch kleinere Operationen, häufiger Wechsel von Instrumenten, zu oft wiederholte Ätzungen unbedeutender Wunden sind aber gar zu geeignet, Patientinnen in der That nervös zu machen. Wenn dann noch zahlreiche zuhause vorzunehmende Manipulationen

hinzukommen, welche die Patientin zwingen, sich einen großen Teil des Tages mit sich selbst zu beschäftigen, während sie durch die Arbeiten in ihrer Haushaltung von ihren Beschwerden mehr abgezogen würde, so ist es nicht zu verwundern, wenn die Männer schließlich Einspruch erheben und klagen, daß die Frau immer reizbarer, aber keineswegs besser werde. Der Arzt soll nicht bloß durch Medikamente und Messer, er soll auch durch seine Persönlichkeit wirken. Ein Engländer, der sich mit mir einmal über dieses Thema unterhielt, ohne zu wissen, daß ich selber Arzt sei, illustrierte das mit ein paar Worten, die ich seit dem nicht wieder vergessen habe: Er erzählte mir, daß sein Vater vor nicht langer Zeit sehr schwer krank gewesen; sie hätten sich, obwohl nicht vermögend, weither einen Arzt kommen lassen, und das sei sehr teuer gewesen, aber derselbe habe auch, wenn er ins Zimmer getreten sei, eine solche Atmosphäre von Beruhigung um sich verbreitet, daß die Kosten dadurch vollständig aufgewogen worden seien. — Es ist nicht gleichgiltig, daß manche Ärzte umgekehrt gerade die Neigung haben, ihre Kranken immer sehr ängstlich zu machen; Frauen werden dadurch oft in unverantwortlicher Weise auf die Folter gespannt. Der Arzt soll individualisieren, aber nicht nach einem Schema verfahren; er soll auch bei seinen therapeutischen Maßnahmen die Lage seiner Kranken berücksichtigen, denn die Verordnung zu teurer Medikamente werden ihn ebenso diskreditieren wie die Empfehlung zu kostspieliger Badekuren. Aber was hat das, so fragt man, mit der Nervosität der Frauen zu thun? Nun, lieber Leser, der Zusammenhang ist leicht zu finden; Badekuren sind ja noch immer die beliebtesten Mittel gegen solche Leiden, und der Mann, dessen Frau der Arzt ein solches Bad angeraten hat, wird, falls er nicht in der Lage ist, jenem Rat zu folgen, rasch mit dem Vorwurf bei der Hand sein, daß das Bad nicht nötig, ein anderes eben so gut sei, wenn er nicht gar mit dem Vorwurf herausrückt, der Arzt habe den Zustand seiner Frau überhaupt nicht richtig erkannt, sie habe ihn getäuscht, um überhaupt ins Bad zu kommen. Derartige Vorschläge dienen also nicht dazu, die Stellung des Arztes zu verbessern, sondern bewirken leicht Beschämung und Unzufriedenheit, welche wieder zur Nervosität disponiert.

Man braucht nicht auf das bekannte Beispiel des Professor Herold in Kopenhagen hinzuweisen, um zu demonstrieren, wie sehr der Arzt von verschmitzten Patientinnen wissentlich getäuscht werden kann; beliebt sind ja in Lustspielen die Rollen nervöser Damen, welche ihren Arzt zu allen möglichen, ihnen erwünschten Kuren bringen. Weit weniger bekannt ist aber, daß weibliche Individuen, auch der nicht bemittelten Stände, in Krankenhäusern alle möglichen Symptome nach und nach zeigen, von denen sie wissen, daß ihr Aufenthalt dadurch verlängert, oder sogar eine Operation notwendig gemacht wird. Ja man kann sagen, daß, seitdem eine Reihe sehr wichtiger Operationen bei Frauenkrankheiten im Publikum mehr und mehr durch ihre großartigen Erfolge bekannt geworden sind, nicht bloß manche Ärzte, auch solche nervöse Frauen, namentlich auch jugendliche Individuen geradezu an einer Operationssucht, d. h. an Sehnsucht nach Operation leiden, auch wenn eine solche durchaus nicht nötig, sondern schädlich, ja ver-

stümmelnd wirken würde. Einzelne solcher Individuen ziehen von Hospital zu Hospital, bis sie endlich den Arzt gefunden haben, der ihren Willen thut, und leider muß man sagen, finden sich oft noch solche, die dann als einzige Entschädigung anführen: Ja wenn wir sie nicht operieren, so würde doch ein anderer es thun. Daß dieses Verfahren unter Umständen strafbar ist, wissen manche nicht. Volenti non fit injuria, so denken sie. In England aber ist es vorgekommen, daß ein Arzt, welcher eine verstümmelnde Operation an einer Frau vorgenommen hatte, und zwar mit ihrer Einwilligung, zu schwerer Strafe verurteilt wurde, weil er ihr alle Folgen dieser Operation vorher nicht ausdrücklich erklärt hatte. Das Publikum kennt auch die Ärzte, welche in dieser Beziehung nicht ganz gewissenhaft sind, sehr genau und weiß recht gut die nicht immer reinen Motive derselben zu beurteilen. Wenn man erfahren will, wie diese Urteile oft lauten, dann nehme man wieder einmal Tolstoi's Kreuzersonate zur Hand und lese die Äußerungen, die er jenem unglücklichen Eifersüchtigen in den Mund legt, der schließlich zum Mörder seines Weibes wurde. Die Anführung derselben würde hier zu weit gehen; sie verraten aber eine Bitterkeit, einen Haß, ja eine Verachtung, daß man sagen muß, der Verfasser selbst müsse furchtbare Erfahrungen mit seinen Ärzten gemacht haben, um den ganzen Stand in dieser Weise zu schmähen. Überall ist ein Körnchen Wahrheit, aber die Thatsachen sind furchtbar übertrieben, entstellt und verzerrt; das Schimpfen ist das eines Wahnsinnigen, der sich selbst körperlich und geistig ruiniert hat. Als ich das Werk Tolstoi's studiert hatte und noch unter dem Eindruck seiner grausigen Behauptungen stand, kam mir zufällig das englische Blatt ‚The Referee' in die Hand. In diesem fand ich von dem geistreichen, pseudonymen Reporter Dagonet ein Urteil über derartige Bücher, welches so treffend und schön ist, daß ich es hier folgen lasse: The influence of a good book is not so potent, as the influence of a bad book. But it is always pleasant and refreshing to find oneself in the society of brave and noble spirits. J had been reading Zola's „La Bête Humaine“ when J took up „For the Right“ [1]. J felt like a man, who had suddendly been transported from a hospital dissecting room to the summit of a green and sunbathed mountain. Einen Arzt selbst kann es nervös machen, wenn er zu sehr an die Räume erinnert wird, in denen er doch Jahre ernsten Studiums und gewissenhafter Arbeit verbracht hat und gottlob ohne alle seine Ideale eingebüßt zu haben. Warum auch in dem Übelriechenden wühlen, während uns Veilchen und Rosen blühen und die wunderbar schöne Welt uns täglich ihre Wunder zeigt? Nicht jede Situation braucht uns deswegen zu gefallen. Während ich dieses schreibe, läßt die gegenüberliegende Kirche von ihren kleinen Glocken alle 5 Sekunden 4 hohe Töne erschallen. Dieses Gebimmel mengt sich mit den unzähligen Pfiffen und dem Sausen des losgelassenen Dampfes der Lokomotiven der underground Railway; neben meinem Zimmer wird gesprochen und gegangen, unter mir gehämmert und an der Thür, die hinter meinem Schreibtisch steht, wird

---

[1] Von K. E. Franzos, übersetzt von J. Simmer mit Vorrede von Gladstone.

von einem Anstreicher mit seinem Pinsel ein gleichmäßiges Geräusch gemacht; aber all diese Töne werden noch übertroffen durch das alle Augenblicke wiederkehrende Knirschen der gehemmten Eisenbahnräder. Und in diesem Tohuwabohu, bei diesen zahlreichen Einflüsterungen und Einblasungen, die alle mein Ohr auf das kräftigste treffen, gedenke ich der Leiden nervöser Frauen und ebenso nervöser Männer und wundere mich, daß nicht noch vielmehr Menschen unter solchen Injurien nervöser werden, da doch bei weitem die wenigsten, welche solchen Schädlichkeiten fast täglich ausgesetzt sind, sich derselben auf längere Zeit jedes Jahr zu entziehen vermögen und nur ein Teil derselben außerdem in der Lage ist, durch massenhafte Beefsteaks und Pale Ale und Ham und Eggs sich vor dem baldigen Ausbruch dieses Leidens zu schützen. Aber wer noch nicht wissen sollte, warum der Engländer ein so fanatischer Anhänger aller möglichen Sports und Spiele, der Jagd, des Rennens, des Boxens, des Ruderns u. s. w. und ein so warmer Verteidiger der absoluten Sonntagsruhe ist, der gehe einmal in die City, studiere ihr Leben und Treiben und arbeite eine Zeitlang in ihr und er wird an deren Notwendigkeit für den enorm hart Arbeitenden ebensowenig mehr zweifeln wie an dem Bedürfnis nach einem reichlichen Fleischgenuß.

Nun ist es zwar eine bekannte Thatsache, daß sich der Mensch schließlich fast an alles gewöhnen kann, daß er die grellsten Töne und Farben nicht mehr unangenehm oder schmerzhaft empfindet, den schlechtesten Krätzer sogar mit Behagen trinkt. Man sucht sogar den Menschen an alle solche Dinge methodisch zu gewöhnen und läßt ihn mit nassen Füßen durch das kalte Gras laufen, man nennt das abhärten. Und so meint man auch, es gehöre vor allem zur Beseitigung der Nervosität der Frauen, ihnen gegenüber nur fest aufzutreten, sich nichts gefallen zu lassen, ferner ein Glas recht kaltes Wasser zur Hand zu haben, wenn Krämpfe auftreten, oder sich wenigstens möglichst bald aus dem Staube zu machen. Allerdings müssen wir Ärzte manchmal diese Mittel anraten, aber leider helfen sie nur in den wenigsten Fällen, und solche Kranke überlassen wir mit Vergnügen den göttlichen Kuren hochbegnadeter Natur- und Wasserheilkünstler. Von sonstigen Heilmitteln zu scherzen wie einem schönen neuen Hut, einem neuen Kleid, einer weiten Reise, einem eleganten Gefährt oder kostbaren Brillanten, das überlassen wir dem unerschöpflichen Witz der fliegenden Blätter. Wir meinen aber, daß man für die Männer, welche auf diese Weise die Nervosität ihrer Frauen zu heilen bemüht sind, eher auf Heilmittel sinnen solle als für die angebliche Krankheit ihrer Frau; aber leider wird bei ihnen wohl alles Kurieren vergeblich und der Charakterfehler nicht mehr zu beseitigen sein.

Sehe jeder, wie er's treibe, sehe jeder, wo er bleibe, aber glaube niemand, daß der Arzt allein die Nervosität unserer Zeit zu verhüten und zu beseitigen vermöge; Eltern, Lehrer, Freunde und Prediger, ein jeder an seinem Platze, soll dazu mitwirken; der Arzt aber möge stets des alten Wortes eingedenk sein: Wer gut unterscheidet, der heilt auch gut.

Ein Brief über Koch.

Von

Ferdinand Cohn.

Nachstehendes Schreiben eines Freundes R. Koch's wird für weitere Kreise von Interesse sein, weil dasselbe einen Einblick in den Entwickelungsgang des großen Forschers und Entdeckers bietet. — Wenn es auch jetzt Herrn Geh. Rat Cohn nicht möglich ist, Erinnerungen oder weiteres über R. Koch mitzuteilen, so können wir doch von demselben einen späteren Artikel über die Entwickelung der Ideen und Entdeckungen, welche in Koch gipfelten, in Aussicht stellen.

Die Redaktion der „Deutschen Revue“.

Breslau, den 24. Nov. 1890.

Hochgeehrter Herr Redakteur.

Ich habe mich am gestrigen Sonntag hingesetzt, um zu versuchen, ob ich Ihrem Wunsche „Erinnerungen und Gespräche mit Koch“ für die „Deutsche Revue“ niederzuschreiben, genügen könne. Aber es ging nicht; ich habe Ihren Lesern nichts mitzuteilen. Wenn die Zeitungen berichtet haben, Koch sei mein Schüler gewesen, habe in meinem Laboratorium gearbeitet, so ist dies nicht richtig. Als ich Koch kennen lernte, war er bereits der große Forscher, den jetzt die ganze Welt kennt und bewundert. Am 22. April 1875 erhielt ich von dem Kreisphysikus Dr. Robert Koch in Wollstein, Kreis Bomst, Großherzogtum Posen, die briefliche Anfrage, ob ich ihm gestatten wolle, zu mir nach Breslau zu kommen und vor meinen Augen die notwendigsten Experimente über Milzbrand und die denselben charakterisierenden Bacillen anzustellen, deren Entwickelungsgeschichte er nach längeren Untersuchungen nunmehr ermittelt, und dadurch auch die Ätiologie jener verderblichen Krankheit klar gelegt zu haben glaube. Ich hatte mich damals schon seit einer Reihe von Jahren mit bakteriologischen Untersuchungen beschäftigt und erhielt infolgedessen nicht selten Ankündigungen von Dilettanten über ihre angeblichen Entdeckungen auf diesem damals noch wenig exakt bearbeiteten Gebiete; ich hegte daher auch sehr geringe Erwartungen von jener Zuschrift eines völlig unbekannten Arztes aus einer polnischen Landstadt. Indessen schrieb ich natürlich, daß es mich sehr freuen würde, wenn Herr Koch seinen Besuch ausführen und mir seine Sachen zeigen wolle. Koch kam am 30. April in mein Institut, und ich kann mich wohl rühmen, daß ich in der ersten Stunde in ihm den unerreichten Meister wissenschaftlicher Forschung erkannt habe; die mit eiserner Konsequenz vorwärts schreitende Methode, die Eleganz und Sicherheit jener Experimente, die unwiderlegliche Logik seiner Schlußfolgerungen, die klassische Klarheit seiner Darstellung hatte Koch bereits in seiner ersten, damals schon abgeschlossenen Arbeit über Milzbrand in eben solcher Vollkommenheit bewährt wie in allen seinen späteren Untersuchungen. Denn das unterscheidet eben die Arbeiten Koch's von denen der meisten übrigen Forscher, daß er mit ihnen nicht eher vor die

Öffentlichkeit tritt, als bis sie auf den letzten Feilstrich vollendet sind. Andere Forscher fahren Bausteine auf zum Fortbau der Wissenschaft, oder sie zeichnen einen neuen Entwurf, oder sie setzen einen neuen Flügel an, oder ein neues Stockwerk, ein neues Dach auf: aber sie stellen nur den Rohbau fertig und überlassen es andern, den Bau zu vollenden und wohnlich zu machen. Die wissenschaftlichen Gebäude, die Koch aufgeführt hat, giebt er nicht eher aus seinen Händen, als bis er sie im Ganzen und im Einzelnen, fix und fertig zur Benutzung der anderen, hergestellt, die dann nichts weiter zu thun haben, als in der neuen Einrichtung dieses oder jenes kleine Gerät hinzuzufügen. So vollendet in Form und Inhalt sind alle Arbeiten Koch's gewesen, daß den Nachfolgenden nichts übrig blieb, als sie zu bestätigen, da es nicht möglich war, etwas Wesentliches hinzuzuthun; so war schon die erste Arbeit von 1875 über Milzbrand, so die über Wundinfektion, die zahlreichen Abhandlungen in den Mitteilungen des Reichsgesundheitsamtes, so die großartigen Forschungen über Tuberkel- und Cholerabacillen, und so wird sich ohne Zweifel auch seine neueste Entdeckung bewähren.

Koch blieb bei seinem ersten Besuch im Mai 1875 nur kurze Zeit in Breslau; ich benutzte sie, um meine Breslauer Kollegen mit Koch und seinen Forschungen persönlich bekannt zu machen. Ich bin dann noch jahrelang mit Koch in angelegentlichem Briefwechsel geblieben. Koch's Briefe füllten gewöhnlich mehrere Bogen; auch wiederholte er seine Besuche in Breslau, und als im Sommer 1879 die Stelle eines Gerichtsphysikus in Breslau frei wurde, gelang uns Koch's Berufung in dieses Amt; eine außerordentliche Universitätsprofessur war für später in Aussicht genommen. Aber die gerichtsärztliche Thätigkeit konnte Koch weder wissenschaftlich noch materiell befriedigen; nach wenigen Monaten kehrte derselbe wieder nach Wollstein zurück, wo für ihn das Kreisphysikat offen gehalten worden war. Daß er hier nicht lange blieb, sondern schon im Jahre 1880 an das neu gegründete Reichsgesundheitsamt nach Berlin berufen wurde, gereichte der deutschen Reichsregierung zur hohen Ehre und der Wissenschaft, ja der ganzen Menschheit zum Segen. Aber wenn Sie von mir Erinnerungen an Gespräche mit Koch verlangen, so kann ich nur sagen, daß Koch im persönlichen Verkehr denselben überwältigenden Eindruck durch die Klarheit, die Tiefe, die Neuheit seiner Gedanken macht wie in seinen Schriften — nur daß dieser Eindruck durch die Einfachheit und Liebenswürdigkeit seines Wesens, durch den Blick seiner aus der Tiefe herausschauenden Augen, durch das feine Lächeln, durch den Wohlklang seines Organs noch außerordentlich gesteigert wird. Oft wird der Zuhörer im Gespräch mit Koch geradezu geblendet durch gelegentliche Bemerkungen oder kurze Fragen, die auf langjährige, noch unbekannte Forschungen hinweisen und neue wissenschaftliche Horizonte aufschließen. Aber von Einzelheiten aus den Gesprächen, welche Koch mit mir und meinem damaligen Assistenten Dr. Eidam führte, und die sich manchmal bis tief in die Nacht verlängerten, sind mir keine Erinnerungen zurückgeblieben.

Hochachtungsvoll ergebenst

Ferdinand Cohn.

Der Kampf gegen die Feinde der Menschheit.

Von
A. Gottstein.

Der Name Robert Koch's ist gegenwärtig in aller Munde, die Erregung ob seiner Entdeckung der Heilung der Tuberkulose hat die ganze Welt ergriffen, und es ist ganz überflüssig die Berechtigung dieser Erregung besonders begründen zu wollen. Man hat die That Koch's mit derjenigen anderer Wohlthäter der Menschheit in Vergleich gebracht, so z. B. wiederholt mit der Entdeckung von Jenner, und dies mag in bezug auf die praktischen Folgen berechtigt erscheinen; die Art des Zustandekommens beider Entdeckungen läßt aber eine derartige Parallele durchaus nicht zu; denn was im letzten Falle das Ergebnis zufälliger Beobachtung war, ist bei derjenigen von Koch das Resultat zielbewußter, durch Jahre fortgesetzter Forschung und unerreichter Methodik. Es giebt in der ganzen Geschichte der Medizin kaum ein Beispiel eines in gleicher Weise durch die Arbeit eines einzigen Mannes erreichten Fortschritts. Und nicht genug an der einen Errungenschaft, die es uns ermöglicht einen Angriffskampf gegen den mächtigsten Feind der Menschheit, die Tuberkulose, mit der Aussicht auf Erfolg zu beginnen, es werden uns auch Hoffnungen erweckt, daß der von Koch gefundene Weg eine Verallgemeinerung zuläßt. Mit solchen Erwartungen schließen wir ein Jahrzehnt medizinischer Forschung ab, welches mit Recht als dasjenige der bakteriologischen Ära bezeichnet worden ist; wir beginnen ein neues in der begründeten Erwartung von Fortschritten, mit denen noch vor kurzem selbst eine kühne Phantasie kaum rechnete; und dennoch sind dieselben in folgerichtigem Vorgehen aufgebaut auf der Arbeit des soeben abgeschlossenen Dezenniums. Ein Rückblick auf die Ergebnisse desselben, von denen ein jedes mit dem Namen Koch's eng verknüpft ist, erscheint daher gerade auf dem augenblicklichen Wendepunkt angebracht, um so mehr als dies Jahrzehnt zugleich einen ganzen Systemwechsel in der medizinischen Anschauung herbeiführte.

Bis kurz vor dem Zeitpunkt, zu dem Koch mit seiner Entdeckung der pathogenen Bakterien, speziell des Tuberkelbacillus, hervortrat, war das herrschende System das pathologisch-anatomische, dasjenige, welches die in den Geweben des Organismus durch die Krankheitsprozesse hervorgerufenen anatomischen Abweichungen vom Normalen zur Grundlage medizinischen Forschens, Denkens und demgemäß therapeutischen Handelns machte. Es ist ja selbstverständlich, daß die pathologische Anatomie als ein Zweig, eine Methode der Forschung für alle Zeit unentbehrlich bleiben muß, daß ohne die grundlegenden Lehren auf diesem Gebiete, namentlich ohne die Leistungen eines Mannes wie Virchow, alle die späteren Errungenschaften, auf die wir jetzt stolz sind, unmöglich gewesen wären. Aber es gab doch der Forscher nicht wenige, welche um den Beginn dieses Jahrzehntes zu der Ansicht sich bekannten, daß diese Forschungsrichtung als Grundlage der gesamten Anschauung mehr ein künstliches

als ein natürliches Einteilungssystem abgäbe, und daß die Zeit gekommen sei, dasselbe durch ein anderes zu ersetzen, welches die Krankheitsvorgänge nicht mehr unter dem Gesichtspunkt der von ihnen geschaffenen anatomischen Veränderungen, sondern der Ursachen, welche für dieselben in betracht kämen, zusammenfaßte und trennte.

Die thatsächlichen Unterlagen für das Obsiegen des ätiologischen Prinzips über das anatomische lieferte die soeben mit Hilfe neuer Methoden glänzende Entdeckung über die Ursachen der infektiöse Krankheiten zeitigenden Bakteriologie. Und gerade der Triumph bakteriologischer Forschung, die Auffindung des Tuberkelbacillus im Jahre 1881 durch Koch, wurde auch für die ätiologische Schule der Triumph ihrer Bestrebungen. Wie wenig es sich hierbei um theoretische Schulmeinungen, wie sehr aber um Dinge von durchaus praktischer Bedeutung handelt, mag ein Beispiel beweisen. Der auf anatomischem Standpunkt stehende Forscher und Arzt faßt eine jede Bildung kleiner Knötchen innerhalb des erkrankten Organs von bestimmtem mikroskopischem Bau als zusammengehörige Gebilde auf, er betrachtet derartige Befunde als eine einheitliche Krankheitsform, mag er als deren Ursache den Tuberkelbacillus oder einen im Zentrum desselben befindlichen mineralischen Fremdkörper oder das unbekannte Gift des Krebses oder die eigentümlichen Wucherungen des sogenannten Strahlenpilzes gefunden haben. Dagegen trennt er als durchaus verschiedene Krankheitsvorgänge, weil anatomisch verschieden gestaltet und verschieden entwickelt, das Geschwür, das der Tuberkelbacillus auf der Schleimhaut erzeugt, von der eigentümlichen Form der Lungenentzündung, die derselbe Bacillus in den von ihm befallenen Lungen zu erzeugen vermag. Ihm ist die diphtheritisartige Einlagerung in die Darmschleimhaut eine einheitliche Krankheit, sei sie durch die Ruhrerkrankung oder durch Quecksilbervergiftung erzeugt, während die Kalkablagerungen, welche dasselbe Gift, das Quecksilber, in den Nieren hervorruft, in ein anderes Kapitel der Krankheitslehre gehören. Für die Vertreter der ätiologischen Schule hingegen sind alle Vorgänge, die z. B. der Tuberkelbacillus im Körper hervorruft, eine einzige Krankheit, die Tuberkulose; es ist nur seine weitere Aufgabe, durch experimentelle wie anatomische Studien festzustellen, wie in jedem Gewebe des Körpers durch die Wechselwirkung des Bacillus und der Organbestandteile die jedesmal verschiedenen Krankheitsformen, die alle ursächlich zusammengehören, sich entwickeln. Die Konsequenzen dieser grundverschiedenen Auffassungen für das praktische Handeln des Arztes sind klar; für den auf rein anatomischem Standpunkt stehenden Arzt fehlt jede Brücke zwischen Krankheitswesen und Krankheitsbehandlung; dem ätiologischen Forscher ergiebt sie sich als unmittelbarste Folge. „Die echte Forschung verfolgt ihre Wege unbeirrt durch die Erwägung, ob ihre Arbeit unmittelbaren Nutzen schafft oder nicht,“ sagt Koch in seinem jüngst auf dem X. internationalen Kongreß zu Berlin gehaltenen Vortrage „Über bakteriologische Forschung.“ Aber für die Beurteilung des Wertes einer Forschungsrichtung oder eines Systems fällt doch wesentlich ins Gewicht, ob dasselbe durch seine Resultate mittelbar oder unmittelbar unser Wissen und Können zu fördern vermag oder nicht. Und

so muß es als besonders bedeutungsvoll für die Beurteilung des ätiologischen Prinzips ins Gewicht fallen, daß noch jede wesentliche neue Entdeckung auf dem augenblicklich blühendsten Zweige derselben, der Bakteriologie, ihre sofortige und unmittelbare Übertragung in die Praxis erfahren und Verwendung zum Wohle der leidenden Menschheit gefunden hat.

Aus diesem Grunde vorzugsweise, zu dem sich ferner noch die fast mathematisch sichere, alles subjektive Ermessen ausschließende und auf die schwierigsten biologischen Probleme anwendbare Methode der Bakteriologie hinzugesellt, erklärt sich der Eifer, mit dem sich so zahlreiche Forscher diesem Gebiete zuwandten. Aus diesem Grunde aber erwuchs auch die außerordentliche Anteilnahme, mit welcher das Publikum gerade diesen Zweig medizinischer Forschung von Anbeginn verfolgte. Ist schon an sich das Interesse an medizinischen Fragen groß genug, wie viel mehr im vorliegenden Falle, wo das Publikum sah, daß die praktischen Ergebnisse unmittelbar dem eigenen Wohl galten und daß die Ausführung derselben ihre thätige Mitwirkung beanspruchte. Dazu kam, daß, nachdem einmal allgemeines Verständnis über die neuen Methoden und das Ziel, dem dieselben zusteuerten, erreicht war, das Publikum ebenso wie die beteiligten Forscher selbst in der Lage war, die Probleme zu formulieren, deren Lösung erreichbar und anzustreben war.

Keine Aufgabe aber erschien in den ersten Jahren, als ein Bacillus nach dem andern entdeckt wurde, leichter, als nunmehr die Heilung der durch denselben erzeugten Krankheit selbst zu finden. Kannte man die Ursachen einer Erkrankung, die Lebensbedingungen, die Eigenschaften ihres Bacillus außerhalb wie innerhalb des Organismus aufs genauste, die Mittel physikalischer und chemischer Natur, durch welche er vernichtet oder in seiner Entwickelung gehindert wurde, so war anzunehmen, daß es auch an Methoden zur Vernichtung oder Hemmung desselben im Körper und damit zur Hebung der Krankheit wohl nicht fehlen konnte. Aber die Jahre vergingen, die Zahl der bakteriologischen Forscher wuchs, der Aufgaben, deren Lösung erforderlich war, wurden immer neue und schwierigere, doch diesem Ziel kam man anscheinend nicht um einen Schritt näher. Es galt bald nicht mehr neue Bacillen zu entdecken, es galt die innigen Wechselbeziehungen zwischen den Krankheitserzeugern und den Geweben des befallenen Körpers zu ermitteln, man fand hierbei die Zeichen eines Kampfes zwischen Bakterien und Körperzellen, bei welchem bald diese, bald jene Sieger blieben, aber man blieb im Unklaren, in welcher Weise es möglich wäre, diesen Kampf durch äußere Eingriffe zu gunsten der Zellen zu beeinflussen. Man entdeckte eine Reihe chemischer Körper, welche von den krankheitserregenden, den sogenannten pathogenen Mikroorganismen außerhalb wie innerhalb des Körpers gebildet werden und welche als tierische Gifte einen Teil der Krankheit verschuldeten, aber auch hier erwies sich die Hoffnung, zugleich mit der Entdeckung des Giftes auch das Gegengift aufzufinden, als bisher trügerisch. Man machte die Entdeckung, daß das Blut, daß unsere Säfte selbst bakterientötende Kräfte entwickeln, doch auch diese Entdeckung blieb bisher ohne praktische Konsequenzen. So kam es, daß nach Verlauf von zehn

Jahren mühevoller Forschung das ursprüngliche Problem viel verwickelter war als im Beginn der Periode, daß man von jenem Ziel viel weiter entfernt schien als anfangs, ja daß sogar die Zweifel an der Möglichkeit, dasselbe jemals zu erreichen, mächtig werden konnten. Man hielt nur noch eine indirekte Bekämpfung der Bakterienkrankheit durch Stärkung des Widerstandes der Organzellen, nicht aber eine direkte Heilung durch Abtötung der Bakterien innerhalb der Gewebe ohne Schädigung des Körpers selbst für möglich.

Die Anschauungen zu Beginn des zehnjährigen Zeitraumes standen also in einem auffallenden Gegensatze zu denen des Ablaufs. Im Anfang waren Forscher wie Publikum einig, daß eine direkte Vernichtung der Bacillen im Körper durch Mittel, die den Geweben selbst nicht schadeten, ins Bereich der Möglichkeit gehöre und daß die Auffindung solcher Mittel nicht schwierig sein könne. Am Ende des Zeitraumes stand das Publikum gespannt wartend und erstaunt ob der geringen Ergebnisse einer mit so viel Aussicht auf Erfolg begonnenen Forschung auf dem alten Standpunkt hoffnungsvoller Erwartung. Unter den Mitarbeitern aber wuchs die Zahl derer stetig, welche sich zu dem Satze bekannten, daß eine „direkte bakteriale Therapie" ein unlösliches Problem sei, daß unsere Aufgabe sich darauf zu beschränken habe den Widerstand des befallenen Organismus zu steigern und durch Vorbeugung das Erkranken des menschlichen Körpers möglichst zu beschränken. Man bezeichnet jede Maßregel, welche die Bakterien völlig vernichtet, als eine desinfizierende; eine Einwirkung auf Bakterien, welche die Entwickelung derselben auf einem bestimmten Nährboden zu verhindern vermag, als eine antiseptische; beide Vorgänge müssen streng auseinander gehalten werden. Für die Heilung einer Bakterienkrankheit oder einer Infektionskrankheit war es nicht erforderlich, daß ein Mittel gefunden würde, welches die Gewebe des Körpers desinfizierte, die in ihnen befindlichen Bacillen tötete; es kam nur darauf an, daß das Mittel die Weiterentwickelung der Bacillen in den Geweben verhinderte, antiseptisch wirkte; danach bezeichnet man das Problem als das der direkten innerlichen Antisepsis im Gegensatz zu der in der Chirurgie lange bewährten äußerlichen antiseptischen Methode. Es lautete somit das resignierende Bekenntnis, zu welchem die Mehrheit gelangt war, daß eine direkte interne Antisepsis ins Bereich der Unmöglichkeit gehöre und daß unsere Bestrebungen der Heilung bakterieller Erkrankungen sich auf die indirekte innerliche Antisepsis zu beschränken hätten. Nur gering war im Gegensatz zur Siegeshoffnung im Anfang des Zeitraumes noch die Zahl derjenigen Forscher, welche immer wieder unermüdlich und anscheinend aussichtslos neue Versuche auf dem Gebiete der direkten Antisepsis anstellten.

Um so größer und plötzlicher war daher die Überraschung, als auf dem jüngsten Berliner-Kongreß Koch die Mitteilung machte, daß es ihm gelungen sei, für die Tuberkulose ein Mittel zu finden, welches bei Meerschweinchen den Ausbruch der Krankheit verhinderte und schon weit vorgeschrittene Grade der Erkrankung zum Stillstand brächte, ohne daß der Körper von dem Mittel etwa anderweitig nachteilig beeinflußt wird. Schon die Auffindung eines Mittels gegen den Ba-

cillus der Tuberkulose, den größten Feind der Menschheit, ist eine Entdeckung von unermeßlicher Tragweite, aber es ist nicht diese praktische Seite der Frage allein, welche die Bedeutung der Koch'schen Mitteilung ausmacht; die letztere liegt vielmehr in dem ersten Beispiel der gelungenen internen Antisepsis einer bakteriellen Erkrankung auf Grund eines planmäßigen Untersuchungsganges. Koch fügte der Mitteilung seiner Entdeckung die folgenden Worte hinzu: „Aus diesen Versuchen möchte ich vorläufig keine weiteren Schlüsse ziehen, als daß die bisher mit Recht bezweifelte Möglichkeit, pathogene Bakterien im lebenden Körper ohne Benachteiligung des letzteren unschädlich zu machen, damit erwiesen ist. Sollten aber die im weiteren an diese Versuche sich knüpfenden Hoffnungen in Erfüllung gehen und sollte es gelingen, zunächst bei einer bakteriellen Infektionskrankheit des mikroskopischen, aber bis dahin übermächtigen Feindes im menschlichen Körper selbst Herr zu werden, dann wird man auch, wie ich nicht zweifle, sehr bald bei anderen Krankheiten das gleiche erreichen." Diese Worte in ihrer mehr als schlichten Fassung ließen kaum den Fernerstehenden erraten, daß, wenn sie sich bestätigten, sie die Ankündigung einer der bedeutungsvollsten Entdeckungen unseres an solchen gewiß nicht armen Jahrhunderts enthielten. Und jedem anderen Forscher gegenüber wären vielleicht Bedenken am Platz gewesen; bei der Eigenheit eines Mannes wie Koch und der Art seines Arbeitens aber blieb thaśächlich nichts übrig als vorläufig zu glauben, daß ihm das große Problem gelungen, und geduldig abzuwarten, bis weitere Untersuchungen von ihm vorlägen. Schon wenige Wochen später, am 13. November, erschien die Mitteilung von Koch „Über ein Heilmittel gegen Tuberkulose", welche jene Erregung der ganzen Welt hervorrief, in der wir uns noch jetzt mitten darin befinden, welche ein Arbeitsfeld für lange Jahre eröffnete, dessen allererste Beackerung erst jetzt begonnen hat, welche sich aber trotzdem schon heute als Entdeckung von weitgehendster Tragweite herausgestellt hat.

Die Frage der Bekämpfung unserer bakteriellen Feinde im lebenden Organismus selbst hat durch diese Mitteilungen mit einem Schlage eine andere Wendung genommen; es gewinnt dadurch an Interesse in zusammenhängender historischer Darstellung jetzt, wo Hoffnungen erwachsen, daß wir vom Verteidigungszustand in den des Angriffes überzugehen vermögen, die Waffen zu mustern, die uns frühere Forschungen und namentlich diejenigen der bakteriologischen Ära im Streit gegen die Bakterien in die Hand gegeben haben.

Zuvor aber ist es unentbehrlich, auch den Gegner und dessen Waffen zu schildern, eine kurze Übersicht der krankheitserzeugenden oder pathogenen Bakterien und der verschiedenen Vorgänge zu geben, durch welche sie für den menschlichen und tierischen Organismus verhängnisvoll werden.

Die bakteriologische Forschung hat uns eine außerordentlich große Zahl von verschiedenen Arten kennen gelehrt, für welche das Grundgesetz der Konstanz der Art gilt; das heißt, die Vertreter der einzelnen Gattung können zwar von einander mannigfache geringere Abweichungen in bezug auf Form Wachstum, Giftigkeit unter verschiedenen äußeren Einflüssen oder ohne daß solche erkennbar wären,

zeigen; niemals aber geht eine Art in eine andere von anderen Eigenschaften über, niemals bildet sich ein unschädlicher Bacillus in einen solchen von bestimmten krankheitserzeugenden Eigenschaften um. Die bakteriologische Forschung hat also mit der alten Hypothese aufgeräumt, als ob ein harmloser Pilz durch äußere Einflüsse plötzlich krankheitszeugende Eigenschaften erlangen, als ob z. B. harmlose Darmbewohner, die als Fäulnispilze unschädlich daselbst still ihr Dasein fristen, durch äußere Einwirkungen, wie die der Witterung, des Genusses verdorbener Speisen, auf einmal sich in gefährliche Formen umwandeln und nun den Typhus oder die Cholera erzeugen könnten. Es giebt eine außerordentlich große Zahl unschädlicher Bakterienarten, welche Fäulnis, Gärungen bestimmter Art hervorrufen und somit eine große Rolle im Haushalte der Natur spielen, welche aber niemals Krankheiten erregen; diesen Formen gegenüber ist die Zahl der echten pathogenen Bakterienarten gering. Der sichere wissenschaftliche Nachweis, daß wir eine bestimmte Bakterienform als die wirkliche Ursache und nicht als den gelegentlichen Begleiter einer Erkrankung aufzufassen haben, wird durch die Erfüllung dreier Bedingungen gegeben: Die betreffenden Bakterien müssen als stete wesentliche Begleiter der betreffenden Erkrankung aufgefunden sein, sie dürfen bei anderen Erkrankungen nicht vorhanden sein und müssen, außerhalb des Tierkörpers durch mehrere Generationen in Reinkultur fortgezüchtet, bei der Übertragung auf den Tierkörper die ursprüngliche Erkrankung wieder erzeugen; bei einigen Erkrankungen, von welchen Tiere nicht befallen werden, bei denen also Tierversuche ausgeschlossen sind, ist man genötigt, auf die Erfüllung der letzten Bedingung zu verzichten. Für eine große Zahl menschlicher und tierischer Infektionskrankheiten ist diese Aufgabe gelöst, die bakterielle Ursache sichergestellt; es sind dies von menschlichen Leiden die Tuberkulose, der Aussatz, die Cholera, der Unterleibstyphus, der Rückfalltyphus, die Diphtherie, die Lungenentzündung, der Wundstarrkrampf, die Wundrose, und die Wundkrankheiten des Menschen, speziell die äußeren und inneren Eiterungen, sowie einige seltenere Erkrankungen; von Krankheiten, die Menschen und Tieren gemeinsam sind, aber häufiger bei letzteren vorkommen, der Milzbrand, die Rotzkrankheit, von reinen Tierkrankheiten vorzugsweise der Rauschbrand, die Hühnercholera, der Schweinerotlauf. Außerdem kennt man die Erreger zweier Krankheiten, welche nicht direkt Bakterien, sondern andere Mikroorganismen sind, nämlich die der Malaria und der Strahlenpilzerkrankung oder Actinomykose. Gänzlich unbekannt sind die Erreger der folgenden Krankheiten, deren infektiöser Charakter dennoch zweifellos ist: Masern, Scharlach, Pocken, Flecktyphus, Gelbfieber, Keuchhusten, Hundswut. Da bei diesen Erkrankungen die bisherigen bewährten Methoden im Stich gelassen haben, so ist es sehr möglich, daß ihre Erreger in einer ganz anderen Klasse niederster Lebewesen, vielleicht unter den Protozoen zu suchen sind, zu denen auch diejenigen schon bekannten der Malaria gehören.

Die pathogenen Bakterien gehören vom botanischen Standpunkte drei verschiedenen Klassen an, es sind entweder Bacillen oder Coccen oder Spirillen, je nachdem die Einzelzelle ein Stäbchen oder eine Kugel oder ein Schraubenfaden

ist; diese botanische Verschiedenheit ist aber ohne jede Beziehung zu dem verschiedenen Verhalten im befallenen Organismus. Hier unterscheiden sich die verschiedenen Arten, ganz unabhängig von ihrer Form, ganz außerordentlich durch die Art ihres Eindringens in den Körper, ihre Verbreitungsweise, die Schnelligkeit oder Langsamkeit ihrer Vermehrung und die Mannigfaltigkeit ihrer Wirkungen.

Nach ihrem Verhalten gegenüber dem befallenen Organismus kann man die pathogenen Bakterien in vier Gruppen einteilen. Den höchsten Grad der Gefährlichkeit für den Organismus oder, wie der Fachausdruck hierfür lautet, die höchste Virulenz, besitzen diejenigen Bakterien, welche, sobald sie einmal durch irgend welche, wenn auch noch so kleine Eingangspforte den Eintritt in den Körper gefunden haben, sich ungehindert innerhalb des Blutgefäßsystems des befallenen Organismus bis ins Unendliche zu vermehren vermögen. Sie sind die Erreger desjenigen Zustandes, welchen man als Septikämie, d. h. Blutfäulnis, bezeichnet; in der vorbakteriologischen Zeit verstand man darunter jede durch äußere Schädlichkeiten, namentlich parasitärer Natur, hervorgerufene Zersetzung des Blutes, für deren genaueres Verständnis die thatsächliche Grundlage fehlte, eine Zersetzung, die sowohl parasitären wie chemischen Charakters sein konnte und die sich ungefähr mit dem deckt, was der Laie unter dem vagen Begriff der „Blutvergiftung" zusammenfaßt. Gegenwärtig gilt als Septikämie in strenger Definition der Zustand der ungehinderten und bis ins Unendliche gehenden Vermehrung einer einheitlichen, bestimmt charakterisierten Bakterienart innerhalb der Blutbahn einer bestimmten Tierart, und die verschiedenen Formen der Septikämie gehören zu den genauest studierten und best bekannten bakteriellen Erkrankungen. Die Hauptvertreter der Septikämieerzeuger sind der Bacillus des Milzbrandes, der Hühnercholera, des Schweinerotlaufs, der Kaninchenseptikämie, der Mäuseseptikämie. Die Erreger der Septikämie für eine bestimmte Tierklasse sind nun durchaus nicht im stande, ein für alle mal auch bei jedem anderen Tiere eine solche hervorzurufen; es kommen im Gegenteil die mannigfachsten Verschiedenheiten vor, die besonders dann auffällig werden, wenn sie nahe verwandte Tierarten betreffen. So ist der Bacillus der Mäuseseptikämie ein absolutes Gift für Hausmäuse und weiße Mäuse, d. h. es genügt die Einbringung auch nur weniger Bacillen in die kleinste Wunde einer solchen Maus, um das geimpfte Tier in zwei bis längstens drei Tagen zu töten; im Blute findet sich dann eine unendliche Menge von Septikämiebacillen, für Feldmäuse dagegen ist dieser selbe Bacillus merkwürdigerweise ganz unschädlich. Der Bacillus der Hühnercholera und der sehr verwandte der Kaninchenseptikämie tötet Kaninchen, Mäuse und Geflügel, wie Hühner, Tauben und kleinere Vögel meist schon vor Ablauf von 24 Stunden septikämisch, während er im Blute der Meerschweinchen für gewöhnlich nicht zur Entwickelung kommt und diese daher verschont. Im Speichel tuberkulöser Menschen und sogar in dem von ganz Gesunden findet sich zuweilen ein Coccus von eigentümlichem Aussehen, der sogenannte Mikrococcus tetragenus, so benannt, weil er immer in Gestalt von vier quadratisch gelagerten und in eine Schleimhülle gebetteten Kugeln vorkommt; derselbe ist für den Menschen durchaus harmlos, höchstens daß er zuweilen

an lokaler Eitererregung sich mit beteiligt; auf Mäuse und Meerschweinchen übertragen, bewirkt er deren Tod durch Septikämie, Kaninchen verschont er durchaus. Der Milzbrandbacillus ist schon in kleinsten Mengen für Mäuse und Meerschwein absolut tödlich, Kaninchen tötet er fast stets, aber nicht mit dieser selben Sicherheit. Weiße Ratten überleben fast immer die Milzbrandimpfung und tragen höchstens lokale Entzündungen davon; für Herdentiere ist wiederum derselbe Bacillus die größte Geißel. Auch der Mensch ist seiner Wirkung ausgesetzt, aber je nach der Eingangspforte, d. h. je nachdem der Bacillus in eine Hautwunde dringt oder durch Einatmung in die Luftwege oder mit den Speisen in den Darmkanal gelangt, ist die entstehende Krankheit eine verschiedene. Auch bei Hautwunden, die durch Milzbrand vergiftet sind, wie dies Gerbern, Fleischern, Hirten widerfährt, oder durch Insektenstiche kommt es meist nur zu einer lokalen Erkrankung, dem Milzbrandkarbunkel, der allerdings oft genug an sich schon tödlich ist, seltener entsteht eine wirkliche Septikämie.

Aus diesem verschiedenen Verhalten läßt sich schon jetzt zweierlei schließen. Zunächst drängen diese Abweichungen zur Aufstellung der auch für das Problem der Heilung so wichtigen Begriffe der Immunität und der Disposition, unter denen man die Eigenschaft einer bestimmten Tierart versteht, der Entwickelung einer bestimmten Bakterienart in ihren Geweben Widerstand oder Vorschub zu leisten; Feldmäuse sind demnach gegen Mäuseseptikämie, Meerschweinchen gegen Hühnercholera, weiße Ratten gegen Milzbrand immun; Mäuse und Meerschweinchen für Milzbrand aber außerordentlich disponiert; es sind jedoch diese Begriffe nicht absolute, sondern immer nur relative, für eine bestimmte Tierart und einen bestimmten Erreger geltende. Ferner ergiebt sich aber, daß die Septikämie der Ausdruck der größten Disposition, der geringsten Widerstandskraft der Gewebe gegen einen bestimmten pathogenen Mikroorganismus ist, während die lokale Erkrankung einen geringeren Grad der Disposition, einen höheren Grad der Widerstandskraft kennzeichnet.

Der Typus eines Septikämieerzeugers ist der Milzbrandbacillus, zunächst weil er der best bekannte, der erste Bacillus ist, dessen Eigenschaft als Krankheitserreger bewiesen wurde, an dem verschiedene Fragen, wie die der Sporenbildung, der Immunität, der Schutzimpfung und des Verhaltens außerhalb des tierischen Organismus zuerst studiert wurden; dann aber auch wegen seiner leichten Erkennbarkeit.

Die Milzbrandbacillen sind sehr große, breite, unbewegliche Stäbchen von außerordentlich charakteristischem Aussehen, die größten aller pathogenen Bacillen. Die Impfung eines disponierten Thieres mit der kleinsten Menge von Bacillen oder mit dem Blute eines milzbrandigen Tieres genügt zur Erzeugung der Krankheit, welche je nach der Tierart in verschieden langer Zeit, bei Mäusen vor Ablauf von 24 Stunden, bei Meerschweinchen in 40 Stunden, bei Kaninchen in etwa drei Tagen zum Tode führt. Bei der Sektion des Tieres findet man dann mit bloßem Auge außer einer Vergrößerung der Milz, von der die Krankheit den Namen führt, kaum etwas Besonderes. Das Mikroskop zeigt aber schon

bei mittleren Vergrößerungen ein ganz auffallendes Bild. Sämtliche Kapillarröhren, d. h. jene kleinsten und feinsten Aderverzweigungen, welche die Verbindung zwischen Schlagadern und Blutadern bilden und welche alle Zwischenräume zwischen den einzelnen Zellen der Organe selbst ausfüllen, sind aufs engste vollgestopft von einer Unzahl kleiner, lockenartig verschlungener Fäden, deren jeder aus kleinen Stäbchen zusammengesetzt ist; diese Bacillenfäden füllen die einzelnen Kapillaren dermaßen aus, daß dieselben an Orten, wo sie einer Ausdehnung fähig sind, wie in den Hohlräumen der Lunge, oft Vorwölbungen, wie ein fest gestopfter elastischer Schlauch zeigen. Ein jeder mikroskopischer Schnitt aus dem Organe eines milzbrandigen Tieres zeigt sämtliche Lücken zwischen den Zellen durch die Bacillen ausgefüllt, deren Zahl auch nur in diesem einen kaum einen Quadratzentimeter großen Schnitt schätzen zu wollen, vermessen wäre. Und alle diese Bacillen im ganzen Körper haben sich im Verlaufe weniger Stunden aus den vielleicht nur zehn Stäbchen entwickelt, die bei der Impfung in die Hautwunde gebracht waren, haben den Körper des Tieres so vollständig durchwachsen, daß ein einziger Blick ins Mikroskop es verständlich macht, warum eine solche Invasion den Tod des Tieres zur notwendigen Folge hatte. Niemals aber findet sich auch nur ein einziger Milzbrandbacillus im Gewebe selbst außerhalb der Kapillaren, die Milzbranderkrankung bleibt einzig und allein auf die Blutbahn beschränkt.

Im auffälligsten Gegensatz hierzu steht das Verhalten derselben Bacillenart, wenn sie einem von Natur oder durch Schutzimpfung *immunen* Tierkörper einverleibt wird. Hier kommt es in der Umgebung der Wunde zu mehr oder weniger stürmischen Entzündungserscheinungen, mikroskopisch findet sich eine spärliche Vermehrung der durch Impfung übertragenen Bacillen, die durch einen Wall ausgewanderter weißer Blutkörperchen von den übrigen Organen abgehalten werden, gar keine Neigung zeigen sich über den Körper zu verbreiten und bald zu Grunde gehen.

Der Milzbrandbacillus findet sich *innerhalb* des Tierkörpers nur in der Form der Stäbchen; außerhalb des Körpers gewachsen oder gezüchtet zeigt er noch eine andere Form, die der sogenannten Sporen oder Dauerformen, gewissermaßen die Frucht des Bacillus; es sind dies große, hellglänzende Kugeln, deren je eine sich in jedem Einzelgliede des Milzbrandfadens bildet. Die Sporen können unter den ungünstigsten äußeren Verhältnissen verharren und doch die Eigenschaft bewahren bei günstigen Ernährungsbedingungen wieder zu Fäden auszuwachsen, so wenn sie in Berührung mit dem Tierkörper gelangen; sie sind durch chemische und physikalische Eingriffe ungleich viel schwerer zu vernichten als die Fäden. Nicht alle Bacillen besitzen die Eigenschaften der Sporenbildung, welche epidemiologisch von äußerster Bedeutung ist, weil sie die Erhaltung des Krankheitsgiftes auch unter ungünstigen äußeren Bedingungen für beliebig lange Zeit gewährleistet.

Der Milzbrandbacillus läßt sich durch verschiedene Eingriffe, welche seine Lebenskraft herabsetzen, aber nicht vernichten, in seiner Virulenz abschwächen; zu

diesen Eingriffen gehört z. B. die Erhitzung der Kultur auf eine bestimmte nicht zu hohe Temperatur, etwa für 10 Minuten auf 55° C. oder eine längere Kultivierung bei einer Temperatur zwischen 42 und 43° C. Je nach dem Grade der Abschwächung kann man Bacillen erhalten, welche Meerschweinchen nicht mehr, wohl aber noch Mäuse töten, oder solche, welche auch für Mäuse nicht mehr verhängnisvoll sind. Die Impfung mit einer solchen abgeschwächten Kultur hat nun die Eigenschaft, daß sie ein Tier, welches dieselben durchgemacht, nunmehr auch gegen die Impfung mit stärkerem, schließlich mit dem stärksten Gifte immun macht. Auf diesem Verhalten abgeschwächter Kulturen, welches zuerst von Pasteur für die Hühnercholera entdeckt, später auch für den Milzbrandbacillus und andere Bakterien gefunden wurde, beruht das Prinzip der Schutzimpfung. Ein genaueres Verständnis für die Ursachen desselben ist noch nicht gegeben, doch neigt man sich gegenwärtig der Ansicht zu, daß die Erklärung in chemischen Vorgängen im Organismus zu suchen sei.

Genau wie der Milzbrandbacillus verhalten sich im geeigneten Tierkörper die Erreger der anderen Septikämien, nur daß nicht stets der Nachweis des Bacillus so leicht möglich ist. Auch hier bildet sich aus einigen wenigen in eine Hautwunde verimpften Keimen gar bald eine ins Unberechenbare gehende Vermehrung derselben, die sich nur auf das Blutgefäßsystem beschränkt und mit Sicherheit zum Tode des Tieres führt. Eine Schutzimpfung ist für einzelne dieser Septikämien gefunden worden, für andere steht der Nachweis noch aus, oder es hat sich ergeben, daß eine künstliche Immunisierung nicht möglich ist. Die Entdeckung der Schutzimpfung gerade bei den echten Septikämien ist eine weitere Stütze für die Auffassung der Septikämie als des höchsten Grades der Disposition und des höchstes Grades der Schädigung eines Organismus durch Bakterien.

In durchaus anderer Weise pathogen, d. h. krankheitserregend, wirkt eine zweite Klasse von Bakterien, eine Klasse, die wiederum nicht vermöge ihrer botanischen Eigenschaften, sondern nach ihrer krankheitserzeugenden Wirkung einheitlich ist. Es sind dies diejenigen Bakterien, die in einem bestimmten Organe des Körpers sich ansiedeln und daselbst nur lokale Veränderungen hervorrufen, die aber an diesem Orte einen chemischen Giftstoff produzieren, welcher, in die Säfte eingesogen, eine lebensgefährliche oder tödliche Allgemeinerkrankung erzeugt. Sie sind Krankheitserreger, welche durch lokale „Infektion" und allgemeine „Intoxikation," d. h. chemische Vergiftung im Gegensatz zu „Virulenz," der biologischen Vergiftung, wirken. Die Hauptvertreter dieser Klasse sind die Bakterien der Cholera, des Unterleibstyphus, der Diphtherie, des Wundstarrkrampfs, wahrscheinlich auch der Sommerdiarrhoe der Kinder, sowie auch diejenigen der Fäulnis, soweit sie gelegentlich in die Lage kommen, die Rolle von Krankheitserregern zu spielen.

Der Cholerabacillus siedelt sich nur im Darmkanal des Menschen an, er vermehrt sich ins Unendliche im Darminhalt selbst, dringt aber höchstens in die oberflächlichsten Schichten der Darmschleimhaut ein; niemals und unter keinerlei Um-

ständen findet er sich in den inneren Schichten des Darmes oder in anderen Organen, auch vermag er nicht sich im Blute zu vermehren. Er produziert sowohl in der künstlichen Kultur wie in dem Darmkanal selbst durch seinen Stoffwechsel aus den ihm zur Nahrung dienenden eiweißhaltigen Stoffen ein bisher nicht analysiertes Gift oder „Toxin," wie der Sammelname für die giftigen Bakterienprodukte lautet, welches den Menschen in wenigen Stunden oder Tagen zu töten vermag.

Der Typhusbacillus lokalisiert sich vorzugsweise im Darm und in der Milz, wo er zellige Anhäufungen hervorruft, die sich im Darm später unter dem Einfluß von Darmbakterien in Geschwüre verwandeln; nur selten siedelt er sich in anderen Organen, wie Lunge, Leber, Knochenmark an; im Blute kommt er gelegentlich durch Zufall in vereinzelten Exemplaren vor, ohne sich daselbst halten zu können. Auch er bildet giftige Substanzen, auf deren Rechnung ein Teil der Krankheitserscheinungen, namentlich die Benommenheit, der sogenannte „typhöse Zustand" kommen.

Der erst jüngst zweifellos nachgewiesene Klebs-Löffler'sche Bacillus der Diphtherie erzeugt für sich selbst nur lokale Erkrankungen, die bekannten und verhängnisvollen Membranen auf den Schleimhäuten, besonders des Schlundes; die Begrenzung der Haut und Schleimhaut überschreitet er nie. Er bildet aber im Körper, wie in den Kulturen, ein starkes Gift, einen eigentümlichen eiweißartigen Körper, welcher die charakteristischen Muskellähmungen, unter anderen die gefürchtete Lähmung des Herzmuskels, bewirkt. Der Zusammenhang dieser Lähmungen mit der Vergiftung durch Produkte des Diphtheriebacillus ist dadurch so sicher erwiesen, daß es gelungen ist, dieses Gift aus künstlichen Kulturen des Diphteriebacillus darzustellen und mit ihm bei Tieren die Narakeistischen Lähmungen hervorzurufen.

Der sogenannte bürstenförmige Bacillus des Wundstarrkrampfes oder Tetanus birgt seine Sporen in den oberflächlichen Schichten der Erde, von wo sie leicht in verunreinigte Wunden einzudringen vermögen. In der Wunde bleibt er am Orte des Eintritts und geht nicht nennenswert über denselben hinaus. Das von ihm produzierte Gift ist das bestbekannte aller Bakteriengifte, es ist aus Kulturen wie aus dem Muskelsaft eines an Tetanus verstorbenen Menschen gewonnen worden und führt, Tieren in Lösung eingespritzt, deren sicheren Tod unter strychninähnlichem Starrkrampf herbei.

Bei dem Brechdurchfall oder der Sommercholera der Kinder handelt es sich um Vergiftung mit einfachen Körpern, welche die normalen Bewohner des Darmkanals unter der abnorm erhöhten Temperatur aus der eingebrachten, durch Gärung vielleicht schon vorbereiteten Milchnahrung abspalten. Und daß die Einverleibung größerer Mengen von Produkten der Fäulnis in die Säfte des Körpers, auch wenn sie bakterienfrei gemacht worden sind, Vergiftungen erzeugen kann, die unter Umständen sogar tödlich sind, wußte man schon in vorbakteriologischer Zeit. Beispiele hierfür sind das Wurst- und Fischgift.

Im Gegensatz zu diesen zwei ersten Gruppen, deren Vertreter ziemlich schnell Krankheitserscheinungen oder den Tod hervorrufen, steht eine dritte Klasse von Bakterien, die zu ihrer Entwickelung und Vermehrung im lebenden Körper Wochen, Monate, ja selbst Jahre in Anspruch nehmen. Dieselben sind durch ihr außerordentlich langsames Wachstum charakterisiert; ein Teil derselben sind echte Parasiten, d. h. sie sind zu ihrem Fortkommen unbedingt auf den menschlichen oder tierischen Organismus angewiesen. Zu dieser Klasse gehören der Bacillus des Aussatzes, der Rotzkrankheit, soweit sie den Menschen trifft, der Strahlenpilz und vor allem der Bacillus der Tuberkulose. Von der Betrachtung der drei ersten Erkrankungen kann abgesehen werden, weil sie verhältnismäßig seltener sind; die Tuberkulose erfordert hingegen eine etwas eingehendere Besprechung, teils weil an den Tuberkelbacillus die jüngste Mitteilung von Koch über die Heilung bacillärer Krankheiten anschließt, teils weil die Abwehrmaßregeln gegen dieses Leiden durch die neuen Untersuchungen von Cornet mit besonderem Nachdruck hervorgehoben worden sind, teils und vor allem deshalb, weil der Tuberkelbacillus derjenige Bacillus ist, welcher die meisten Opfer Jahr aus Jahr ein vor allen anderen Bacillen fordert. Es ist zwar bekannt, daß die Tuberkulose die Menschheit mehr dezimiert als selbst die schlimmste Epidemie; in welcher Ausdehnung dies aber geschieht, so daß man von einem sozialen Mißstand ersten Grades sprechen darf, das wird nur aus der Betrachtung von Zahlen klar. Es sterben in Berlin an Lungenschwindsucht, also der häufigsten Form der Tuberkulose, jetzt jährlich über 4000 Menschen. In derselben Stadt sind an der Cholera überhaupt in fünfzehn Epidemieen von 1831 bis 1873 im ganzen ca. 19000 Menschen gestorben, also ungefähr so viel, wie daselbst in nicht ganz fünf Jahren regelmäßig der Lungentuberkulose erliegen. In Kalkutta, welches im endemischen Gebiete der Cholera liegt, starben im Jahre 1884, demjenigen der größten Sterblichkeit seit der im Jahre 1869 erfolgten Eröffnung der Wasserleitung, wenig über 2000 Menschen, im Durchschnitt aber aus dem Zeitraum von 1870—1884 nicht ganz 1500, d. h. etwa 20 auf 10000 Lebende, also eine Zahl, welche erheblich hinter der von Berlin zurückbleibt (30 auf 10000). Berlin verliert demnach jährlich absolut und relativ mehr Menschen an der Lungenschwindsucht als Kalkutta an der Cholera. Viel größer als in Berlin ist aber die Sterblichkeit in den Industriestätten von Westdeutschland. Die jährliche Sterblichkeit an Tuberkulose in Deutschland beträgt 147000, in Europa über eine Million, es erliegt also etwa der siebente Teil der Menschen diesem Leiden und zwar im Gegensatz zu den epidemischen Krankheiten nach langem Siechtum.

Der Tuberkelbacillus gedeiht nur bei Blutwärme und erweist sich hierdurch als ein echter Parasit, der außerhalb des Warmblutkörpers nur für eine beschränkte Zeit infektionsfähig bleibt, niemals aber sich vermehrt. In den Körper kann er durch alle Eingangspforten eindringen, am seltensten kommt dies vor durch Infektion von Hautwunden, und diese Möglichkeit gehört mehr ins Bereich des Zufalls, die auf diese Art zu stande gekommenen Fälle von Infektion haben mehr den Wert der Kuriosität; viel häufiger wird er mittelst der Nahrung (bacillen-

haltige Kuhmilch) in den Verdauungskanal hineingetragen; von dort aus ins Blut aufgenommen, wird er in die verschiedensten Organe, besonders Drüsen, Knochen, Gelenke, Hirn verschleppt und verursacht, daselbst angesiedelt, diejenigen Formen der Tuberkulose, welche für das Kindesalter besonders charakteristisch sind. Die häufigste Ursache ist die Einatmung bacillenhaltigen Staubes, welcher durch Eintrocknung tuberkulösen Auswurfs der Luft sich beigemengt hat. Die Hauptquelle der Verbreitung des Leidens haben wir demnach in dem Auswurf anderer Tuberkulöser und in der Milch tuberkulöser Kühe zu suchen. Es ist augenblicklich noch Gegenstand lebhafter Diskussion, ob das Eindringen des Bacillus ein für alle Mal genügt, um die Krankheit hervorzurufen, oder ob hierzu noch eine besondere Disposition des Körpers, bedingt durch bestimmte vererbte oder erworbene Schädigungen seiner Widerstandskraft, erforderlich ist. Kinder scheinen gleichmäßig disponiert zu sein, für Erwachsene scheinen schlechte Ernährungsverhältnisse, mangelnde Luft und Bewegung, Einatmung anderen Staubes die Infektion zu begünstigen. Aber selbst wenn eine zweite Ursache, eine Disposition des Körpers, für das Zustandekommen der Krankheit noch angenommen werden muß, jedenfalls erkrankt auch der disponierte Organismus niemals ohne den Bacillus. Ist derselbe einmal an einem ruhigen Orte des Körpers, etwa der Lungen, eingenistet, so vermehrt er sich so langsam, daß Wochen und Monate vergehen können, ehe die ersten Erscheinungen bemerklich werden; es entstehen um die Bacillen zunächst kleine Knötchen als Ausdruck der Reaktion des Organismus gegen die Einwanderung; dieselben bestehen aus einer blutgefäßlosen Zellenansammlung um den Bacillus, der in ihrer Mitte bald abstirbt; mit ihm zugleich stirbt aber auch die Zellkugel, der Tuberkel, an dessen Peripherie immer neue Bacillen und neue Knötchen sich ansetzen, bis eine größere Partie des Organs tot ist; hat zu einem solchen toten Gewebe die äußere Luft Zutritt, wie in den Lungen, so dringen mit ihr bald Eiterungsbacillen ein, die für das gesunde Gewebe unschädlich sind, tragen die Zersetzung in die erkrankte Partie, und die Lungenhöhle ist geschaffen, von deren Wandungen aus der Tuberkelbacillus seine Zerstörung langsam weiter fortsetzt. Der Blutstrom schwemmt gelegentlich erweichte Partieen in andere Organe, und so werden auch diese befallen, und die Generalisierung des Leidens auf den ganzen Körper beschließt das Krankheitsbild.

Die vierte und letzte Gruppe der krankheitserregenden Bacillen kann man als diejenige der fakultativ pathogenen bezeichnen; sie gedeihen auf den Oberflächen des Körpers und deren Umgebung, ohne je zu schaden, bis sie auf einmal durch besondere Umstände zu Krankheitserzeugern werden. Zu dieser Gruppe gehören vor allem diejenigen Bakterien, welche als die Ursachen der Wundinfektionskrankheiten für den Chirurgen von Bedeutung sind. Sie besitzen an sich nur mittelmäßige krankheitserzeugende Wirkung, sie erfreuen sich einer ungeheuren Verbreitung in unserer Umgebung, ja wir beherbergen sie sogar in nicht geringen Mengen auf unserer Oberhaut und unseren Schleimhäuten. Wenn sie aber, was bei ihrer Verbreitung kaum zu vermeiden ist, in Verletzungen der Oberhaut gelangen, so erzeugen sie in den tieferen Schichten Eiterung. Es scheint, daß sie

keine besonders intensive Kraft haben, im gesunden Gewebe des Menschen, in das sie gelangt sind, sich weiter zu verbreiten; wenn aber gleichzeitig mit der Durchtrennung der Haut irgend eine Schädigung der Gewebe selbst sich verbindet, oder wenn diese selbst an sich durch andere Ursachen allgemeiner Natur gelitten haben, dann vermögen diese selben Coccen sich im Gewebe unter heftigen Zerstörungen weiter zu verbreiten oder sogar auf die Blutbahn als Erreger echter Septikämie überzugehen. Solche Mitwirkung kann geliefert werden durch Quetschungen, Ätzungen, lokale und allgemeine Giftwirkungen; auch die Gifte anderer Bakterienkrankheiten, speziell die der Fäulnis, können derart prädisponierend wirken. Von den Chirurgen und Frauenärzten wird besonders die eine Form dieser Wundbakterien gefürchtet, die sogenannten Streptococcen, kleine, in zierlichen Reihen an einander gereihte Kugeln, welche die gefährlichsten Formen von Wundfieber und Eitervergiftung zu erzeugen vermögen und zu deren Fernhaltung von der Wunde die Summe aller der Maßregeln getroffen ist, die man als antiseptisches Verfahren bezeichnet.

Ein eigentümliches Verhalten zeigt auch der Coccus der Lungenentzündung. Derselbe ist für Mäuse und Kaninchen absoluter Septikämieerzeuger; bei Menschen aber findet er sich fast regelmäßig in der Mundhöhle, ohne daß es ihm für gewöhnlich beifällt tiefer zu wandern und in der Lunge Störungen zu verursachen. Unter Mitwirkung von andern uns bisher unbekannten Ursachen, zu denen wohl auch die sogenannte Erkältung gehört, vermag er nunmehr den Lungen verhängnisvoll zu werden und die Entzündung derselben hervorzurufen; er findet sich dann in derselben in ganz ungeheurer Menge. Er kann weiter aus den Lungen durch Vermittelung des Blutkreislaufs in andere Organe übergehen und in den großen Körperhöhlen, dem Brustfell- und Bauchfellraum, der Hirnhaut schwere Eiterungen hervorrufen, die allein auf ihn zurückzuführen sind, und dies selbst dann, wenn gar keine Lungenentzündung vorausgegangen ist.

Bei diesen Bakterien sind wir also genötigt für das Zustandekommen der Krankheit außer ihnen noch eine zweite Ursache, eine zeitweilige Disposition, anzunehmen. Dies eigentümliche Verhalten, das als dasjenige der fakultativen Pathogenität bezeichnet wurde, leitet über zu komplizierteren, erst in neuerer Zeit genügend gewürdigten Vorgängen, welche lehren, daß eine ganze Reihe an sich für den Körper unschädlicher Bakterien durch andere Störungen, welche außer dem Bereich bakterieller Wirkung liegen, auf einmal pathogene Eigenschaften erwerben. Es sind dies ziemlich komplizierte Verhältnisse, welche aber den Vorzug haben, daß sie älteren und schon als veraltet geltenden Anschauungen und Beobachtungen über Krankheitsentstehung wieder Geltung verschaffen, wie z. B. der schon erwähnten Erkältung, der Vorstellung von „gesunden und kranken Säften“ des Körpers. Schon Flügge hat im Jahre 1886 erwähnt, daß man durch hohe Außentemperaturen, die der des Körpers gleich kommen, durch mineralische und organische Gifte, zu denen besonders diejenigen der Bakterien selbst gehören, Tiere in ihrem Gleichgewicht derart stören kann, daß sie ihrer Immunität gegen selbst ganz ungefährliche Bakterien verlustig gehen. Bouchard hat auf dem

X. internationalen Kongreß in Berlin mitgeteilt, daß er das Blut von Tieren, welche er äußeren Schädigungen, wie Erhitzung, Abkühlung aussetzte, bakterienhaltig machen konnte. Es bedeuten diese Versuche, daß Bakterien, welche in den normalen Tierkörper nicht einzudringen vermögen, Zugang und Vermehrungsbedingungen finden, wenn der Gesamtwiderstand des Organismus gebrochen oder gemindert wird. Über Versuche auf ähnlichem Gebiete hat auch der Verfasser dieses Aufsatzes jüngst berichtet. Von der Thatsache ausgehend, daß das normale Blut bakterienvernichtende Eigenschaften auch außerhalb des Körpers besitzt, folgerte ich, daß das krankhaft veränderte Blut desselben verlustig gehen könne; ich spritzte daher Tieren verschiedene chemische Substanzen in nicht tödlicher Dosis ein, welche das eine gemeinsam hatten, daß sie die Blutbeschaffenheit verschlechterten. Wurden nun diese Tiere mit einer Bakterienart in geringer Menge geimpft, für welche sie sonst durchaus immun waren, so gewann dieselbe jetzt die Übermacht, vermehrte sich in der Blutbahn ins Unendliche und führte den Tod des Tieres durch echte Septikämie herbei. Was hier im Experiment geschah, zeigt sich auch in der Praxis; in zahlreichen Fällen, in denen eine andere Krankheit bakteriellen oder nicht bakteriellen Charakters den Körper geschädigt, seine Widerstandskraft gebrochen hat, vermögen nun andere Bakterien, vor allem die schon genannten Streptococcen, in dieselben einzudringen und dann Nachkrankheiten zu erzeugen, die oft gefährlicher sind als das ursprüngliche Leiden. So werden die sekundären Anhäufungen der Streptococcen die Ursache der meisten Folgekrankheiten nach Unterleibstyphus, die hier meist in Genesung übergehen, so dringen sie nach Scharlach und Diphtherie in die Blutgefäße ein und erzeugen die jenen Krankheiten so oft folgende Blutvergiftung; so waren es diese selben Streptococcen, welche bei der jüngsten Influenza-Epidemie zwar durchaus nicht die Influenza selbst, wohl aber die meisten der Folgekrankheiten verursachten, welche jene Epidemie so gefährlich machten.

Es war erforderlich diese Vorbemerkungen über das ganz verschiedene Verhalten der pathogenen Bakterien im befallenen Körper vorauszuschicken, ehe an die Frage herangetreten werden konnte, welche Mittel uns die Forschung zur Bekämpfung derselben an die Hand giebt. Denn aus der obigen Darstellung wird jeder wohl von selbst den Schluß ziehen, daß jede Krankheitsgruppe ein besonderes Vorgehen erfordert, daß ganz andere Maßregeln am Platz erscheinen gegenüber einer Septikämie, welche in 24 Stunden den ganzen Körper mit Bacillen durchwächst, als gegenüber einem Leiden, wie der Tuberkulose, deren Bacillus Wochen braucht, um seine Zerstörungen einen halben Zentimeter weit vorzuschieben. Wieder andere Maßregeln erfordert eine Krankheit, welche am Ort ihrer Vermehrung ganz nebensächliche Veränderungen hervorruft, aber durch ein lösliches Gift schädlich wirkt, und im Gegensatz hierzu beanspruchen die Bakterien, welche nur bei gebrochenem Widerstand des Körpers gelegentliche Feinde desselben werden, keine direkte Bekämpfung. Und gerade das Verhalten der Bakterien dieser vierten Gruppe regt ja eine Schlußfolgerung von praktischer Bedeutung für Heilungsmethoden an: Wenn irgend welche harmlose Bakterien auf einmal zu Feinden

des Körpers werden können, weil durch andere Störungen die sonst vorhandene Widerstandskraft desselben gerade gegen sie gebrochen ist, so wird vielleicht die Rolle der obligatorisch pathogenen Bakterien dadurch verständlich, daß ihnen gegenüber der Widerstand des Organismus gleich Null ist; eine Bekämpfung der Krankheit wird dann auf zwei Wegen möglich, erstens indem man die Bakterien im Körper zu vernichten oder an der Vermehrung zu hindern trachtet, zweitens aber, indem man sich bemüht, die Widerstandskraft des Körpers selber zu heben, die ihm von Natur schon verliehenen Abwehrkräfte im speziellen Falle zu steigern. Die erste Methode ist die der direkten innern Antisepsis, die zweite die der indirekten Antisepsis. Wo beide Methoden fehlschlagen oder keine Aussichten gewähren, da bleiben zur Abwehr gegen die Krankheit noch die Mittel, welche das Eindringen der Krankheitserreger in den Körper überhaupt verhindern sollen; zur Anwendung derselben ist eine genaue Kenntnis der Lebensbedingungen jeder pathogenen Art außerhalb des Körpers und der von ihr bevorzugten Eingangspforten notwendig; diese Methode heißt die Prophylaxis; ein ganz spezieller Fall derselben ist die chirurgische Antiseptik, welche das Eindringen der Krankheitserreger in offene Wunden verhindert.

Die direkte innerliche Antisepsis, die wirkliche ursächliche Heilung der Krankheiten, welche durch die vielerwähnte Koch'sche Mitteilung wieder in den Mittelpunkt des Interesses gerückt ist, entspricht dem Ideal ärztlichen Handelns; ist einmal die Ursache der Krankheit erkannt, so wird sie selbst am schnellsten geheilt durch Beseitigung der Ursache selbst. Aber wie gering ist bisher die Zahl der innerlichen Krankheiten, für welche ein Spezifikum bekannt ist, und gerade bei diesen wenigen steht der Nachweis aus, daß dasselbe durch Vernichtung der Ursache wirkt. Beim Wechselfieber kennen wir mit ziemlicher Gewißheit die Krankheitsursache, das Plasmodium malariae, wir haben ein absolut sicheres Heilmittel in dem Chinin; ob das Chinin durch Tötung der Plasmodien die Krankheit heilt, ist nur wahrscheinlich, aber nicht sicher erwiesen. Den Gelenkrheumatismus, als dessen Ursache wir bakterielle Einflüsse vermuten, aber nicht kennen, heilt mit Sicherheit die Salicylsäure; dieselbe ist ein schwaches Antiseptikum, ob sie aber wegen dieser Eigenschaft heilt, ist uns unbekannt; und gerade die unregelmäßigen Formen des Gelenkrheumatismus, deren Ursache sicher Bakterien sind, widerstehen dem Heilmittel. Immerhin können diese Beispiele als Vorbild dienen, daß nichts Unmögliches erstrebt wird; und was hier zum Teil durch den Zufall entdeckt wurde, das muß, so scheint es, durch zielbewußte Untersuchung auch für andere Krankheiten gelingen.

Nachdem einmal die pathogenen Bakterien als besondere Arten gekannt und gezüchtet waren und man also nicht mehr an Fäulnisgemischen und „Fermenten" zu experimentieren brauchte, galt es zunächst, außerhalb des Tierkörpers festzustellen, welche Mittel wir besitzen, um überhaupt Bakterien abzutöten; es kam darauf an, durch exakte und beweiskräftige Versuchsverfahren diejenigen von unseren chemischen und physikalischen Hilfskräften kennen zu lernen, welche desinfizierende oder antiseptische Eigenschaften besitzen, eine weitere Aufgabe war es dann, ihre Wirkung

auch im infizierten Tierkörper zu erproben. Den Grund zu diesen Forschungen legte die im Jahre 1881 erschienene Arbeit von Koch über „Desinfektion“, in welcher die Methoden niedergelegt sind, nach denen von nun an alle derartigen Untersuchungen stattzufinden hatten. Diese Methoden sind noch heute maßgebend und in ihrer Grundlage unverändert und sie haben nur in wenigen Punkten unwesentliche Modifikationen erlitten.

Der Gang der Untersuchung war hierbei der folgende höchst einfache. Für jeden Stoff, der zur Prüfung gelangte, war zuerst diejenige Konzentration festzustellen, in welcher er desinfizierend wirkte, d. h. die in ihn eingebrachten Bakterien tötete; zweitens diejenige Konzentration, in der er antiseptisch wirkte, d. h. einem bestimmten Nährboden beigemengt die Entwickelung der auf diesen übertragenen Bakterien hinderte und den Nährboden steril, d. h. frei von Bakterienkolonien erhielt. Die erste Wirkung ist offenbar die stärkere und beansprucht größere Konzentrationen. Drittens war noch die Zeit zu berücksichtigen, die für eine vollendete Desinfektion nötig war. Diese Methode war erst durchführbar durch die vorherige Einführung des sogenannten festen Nährbodens durch Koch in die bakteriologische Praxis. Vor derselben diente zu bakteriologischen Zwecken als Züchtungsmittel der flüssige Nährboden, meist Bouillon, in welchem alle eingeimpften Keime verschiedenster Art beliebig ihren Ort wechseln konnten, es war daher eine Trennung der verschiedenen Arten von einander und eine Beobachtung der einzelnen Kolonie nicht möglich; erst der feste, durchsichtige Nährboden, den Koch einführte, gestattete die Entwickelung eines jeden Keimes für sich, die Beobachtung des Wachstums und die Trennung verschiedener Arten. Benutzte man als solchen noch eine Substanz, wie die mit Bouillon gemischte Gelatine, welche, bei höherer Temperatur schmelzend, die Vorteile des flüssigen Nährbodens gewährte, die eingeimpften Keime gehörig in der Flüssigkeit zu verteilen, bei Zimmertemperatur erstarrt aber sie getrennt zur Entwickelung zu bringen, so verschaffte man sich Versuchsbedingungen, mit denen allein es gelang, Aufgaben zu lösen, wie die Auffindung des Cholerabacillus. Mit Zuhilfenahme des festen und durchsichtigen Nährbodens gestaltet sich nun die Untersuchung der desinfizierenden und antiseptischen Kraft eines Stoffes, wie z. B. der Karbolsäure, in folgender Weise. Zunächst werden Lösungen verschiedener Stärke hergestellt, also solche von 1%, 2% u. s. w. und in Schälchen gegossen. In diese Schälchen bringt man kleine Mengen einer Reinkultur eines Bacillus, der sich durch besondere Eigenschaften von anderen Arten unterscheidet, also z. B. den Bacillus prodigiosus, der einen roten Farbstoff erzeugt, denselben, der im Mittelalter Anlaß zum Märchen von der blutenden Hostie gab. Nach verschieden langer Zeit werden die Proben aus der Karbolsäurelösung entnommen, mit keimfreiem Wasser abgespült und auf Nährgelatine gebracht. Geht auf dieser die rote Kultur auf, so war Zeit und Konzentration ungenügend; erst wenn die Gelatine keimfrei blieb, so war dies das Maß der Desinfektion. Es genügt aber nicht die Desinfektion für die Bacillen allein festzustellen, es ist noch die Kenntnis derjenigen Konzentration erforderlich, welche auch die Bacillensporen vernichtet, denn diese

sind, wie schon angeführt, ungleich widerstandsfähiger als die Bacillen. Zu diesem Zwecke werden die künstlich gezüchteten Bacillensporen an Seidenfäden angetrocknet, und zwar bedient man sich vorzugsweise der Milzbrandsporen, weil diese die widerstandsfähigsten sind; sie sind daher ein für alle Mal als Maßstab für die desinfizierende Kraft eines Stoffes angenommen worden; denn ein solcher, der Milzbrandsporen vernichtet, tötet auch alle anderen Bakterien. Solche Seidenfäden mit Milzbrandsporen werden also in die Schälchen mit Karbolsäure verschiedener Konzentratiosstufen gebracht, dann nach verschieden langer Zeit herausgenommen, abgespült und auf Nährgelatine übertragen; keimem sie daselbst zu Bacillen aus, so ist der Desinfektionsversuch negativ, im umgekehrten Falle positiv. Aus solchen Versuchen ergiebt sich, daß die Karbolsäure in 1prozentiger Lösung Milzbrandbacillen schon in 2 Minuten tötet; gegen die Sporen ist sie aber lange nicht so leistungsfähig; denn eine Lösung von 2% tötet Sporen überhaupt nicht, eine von 3% erst nach 7 Tagen, eine von 5% nach 24 Stunden. Die Karbolsäure ist demach für solche Bacillen, welche keine Sporen bilden, schon in schwacher Lösung ein ausgezeichnetes Desinfektionsmittel, nicht aber für die Sporen. Im Gegensatz hierzu ist sie ein ausgezeichnetes entwickelungshemmendes antiseptisches Mittel. Zur Prüfung dieser Eigenschaft setzt man gleichen Mengen der Nährgelatine in Reagensgläschen steigende Mengen der zu prüfenden Substanz zu und impft dann die Gelatine mit Bakterien. Dasjenige Gläschen, in welchem die zugesetzte Menge der Karbolsäure gerade genügt, um die Entwickelung zu verhindern, giebt das Maß für ihre antiseptische Kraft an. Schon ein Zusatz von Karbolsäure im Verhältnis von 1: 1200 ist zu diesem Zwecke ausreichend.

(Fortsetzung folgt.)

Zu spät!

Novelle

von

Max Brehna-Firdusy.

„Geloben Sie mir bei unserer Freundschaft, daß Sie mich nicht vergessen werden!"

Die hohe Gestalt des Mannes schien zu beben, als er diese Worte zu der Frau an seiner Seite sprach, und seine dunkeln Augen blickten dabei wie flehend in die ihren . . .

Sie standen auf der Digue von Ostende.

Drinnen im Kursaale flutete und wogte der Menschenschwarm auf und nieder, strahlten schöne Augen, funkelten die Brillanten, ertönten aus dem Tanzsaal herüber die verlockenden Klänge des ersten Walzers; hier draußen aber glühte, wie mit tausend Kerzen angezündet, das Meer, zischte die Brandung, brauste die Flut.

„Vergessen Sie mich nicht, Lola," wiederholte er jetzt; „geben Sie mir Ihre Hand darauf," und sie legte die schlanken, kühlen Finger in die heiße Hand des Mannes, der sie leise küßte und dann mit leidenschaftlichem Drucke umschloß. Sie ließ die Hand ruhig in der seinen und starrte traumverloren in das Meer hinaus.

Der Mond beleuchtete in seiner stillen Pracht die glitzernden, schäumenden Wogen und die in ihre Betrachtung versunkene Frauengestalt.

Er beschien das feine, bleiche Gesicht mit den blauen, rätselhaften Augen, die graziöse Gestalt, über die aller Liebreiz der Jugend ausgegossen war, und seine Strahlen flimmerten in den goldenlockigen Haaren, die der Nachtwind schmeichelnd küßte.

„Ich werde Sie nie vergessen," antwortete sie mit leiser, klangvoller Stimme, „Sie sind und bleiben für immer mein einziger, treuester Freund! Lassen Sie uns," fuhr sie nach einer Pause fort, „noch einmal zusammen hinabsteigen an das Meer, noch einmal gemeinsam dem Spiele der Wellen zuschauen."

Sie gingen die Stufen hinunter, die von dem Kurhause direkt auf den Wellenbrecher führen. Er bot ihr seinen Arm, doch sie, kaum sich darauf lehnend, schwebte die Stufen hinab; nur als sie über das von den Wellen befeuchtete Moos schritten, stützte sie sich fester auf ihn.

Die Flut, die schon die äußerste Spitze des Wellenbrechers bespülte, kam jetzt schnell näher und nötigte sie mit jeder Welle, weiter zurückzuweichen. Aber sie rührten sich nicht eher, als bis das Wasser ihre Füße umspülte und sie so zum Rückzuge zwang. Dann lachten sie laut auf und freuten sich des neckischen Spieles des Glücks, des Zusammenseins und der Großartigkeit der Natur.

„Lola", rief da plötzlich die Stimme eines die Treppe hinabkommenden Herrn, „komm herauf, du wirst dich erkälten."

Sie wandte sich zusammenzuckend um, an der Stimme hatte sie ihren Gatten erkannt.

Langsam ging sie ihm entgegen und nahm den ihr dargebotenen Arm an und schwer mußte sie sich darauf lehnen, um die Stufen, die sie vorhin tändelnden Schrittes herabgeschwebt, wieder heraufzuklimmen.

Die Elastizität ihres Ganges schien gebrochen, der Glanz ihrer Augen war erloschen. Neben ihr ging der Freund.

Das Konzert im Kursaale war gerade zu Ende. Der große Konversationssaal, der im stande ist, mehrere Tausende von Menschen zu fassen, sah jetzt fast leer, unwirtlich genug aus. Die Stühle standen in bunter Unordnung durcheinander, hier und da lag eine halb verwelkte Blume, ein vergessenes Spitzentuch, das war alles.

Dafür ging es in den Nebensälen um so lebhafter her; in dem Restaurationssaal vermischte sich das Lachen fröhlicher Menschen mit dem Klirren der Gläser, dem Knallen der Champagnerpfropfen, und aus dem Spielsaal, zu dem jetzt ein großer Teil der Gesellschaft drängte, tönte das Klappern des Goldes und die heisere Stimme des Croupiers, die unaufhörlich schrie: „faites votre jeu, messieurs!"

Sie waren bei ihrem Rundgang bis vor den Tanzsaal gekommen; hier staute sich die Menge, hier bot sich dem Beobachter das bunte Bild des auf der Höhe der Saison stehenden Ostender Badelebens dar. Paare kamen und gingen, Blicke suchten und fanden sich, exotische Pflanzen dufteten, und fremde Sprachen durchschwirrten die Luft. Dieser Raum, auf dem sich Fürsten und Abenteurer im bunten Durcheinander tummelten, schien so recht dazu geschaffen, der Sammelplatz einer Vergnügen suchenden und findenden Menge zu sein.

Mit naiver Neugierde schaute Lola dem Treiben drinnen zu; obwohl schon längere Zeit in Ostende, war sie doch das erste Mal in einem Weltbade, und das Leben desselben übte immer von neuem einen mächtigen Zauber auf sie aus.

„Ich möchte tanzen“, bat sie plötzlich ihren Gatten.

„Dann muß ich Sie, Herr Baron, bitten, meine Frau für die nächste Zeit unter Ihren Schutz zu nehmen“ sagte Professor Berger. „Mir ist die Hitze im Saale unerträglich; auch habe ich mich mit einem soeben wiedergetroffenen Jugendfreunde zu einer Partie Ecarté verabredet, darum auf Wiedersehen — und noch eins, Lola, tanze nicht zuviel, Du weißt, daß es Dir schadet.“

Die junge Frau schien die letzten Worte überhört zu haben, denn sie antwortete nicht darauf; sie nahm den Arm ihres Begleiters und schritt mit einem lächelndeln „auf Wiedersehen“ an ihrem Gatten vorüber in den Tanzsaal.

Es war gerade Pause; ihr Erscheinen wurde sogleich bemerkt und Lola von einer Anzahl eleganter Herren umringt.

Man kannte das schöne Paar, über dessen Zusammengehörigkeit man sich erst genügend den Kopf zerbrochen hatte, jetzt gut genug, man wußte, daß sie weder Mann und Frau, noch Bruder und Schwester, sondern einfache Badebekanntschaften waren, die sich gefunden, um sich trennen. Aber trotzdem hörte das Interesse, das die Gesellschaft an ihm nahm, nicht auf. Wurde doch Lola von den Herren als die Schönheit der Saison betrachtet — ein tausendfacher Grund für die Frauen, um sie nicht aus den Augen zu lassen; waren doch die eleganten Damen alle darüber einig, daß kein schönerer Mann auf der Digue zu treffen sei als Baron Oskar von Lilienkron, und seine Exklusivität, sich nur einer Dame zu widmen, ließ ihn in ihren Augen doppelt interessant erscheinen. Die wirklich gute Tanzmusik machte jetzt durch ihre Aufmunterung zum Contre-Danse diesen und noch vielen andern Beabachtungen ein Ende; man stellte sich in Reih und Glied. Lola und Oskar standen sich gegenüber und ihre Augen suchten und fanden sich.

Stunde auf Stunde verging, und sie in seligem Bewußtsein von des andern Nähe achteten es nicht. Der Professor, der beim guten Glase Wein und dem traulichen Gespräch mit dem Freunde seine Frau ganz vergessen zu haben schien, ließ noch immer nichts von sich hören, und sie gingen, nachdem sie den letzten Kehraus getanzt, hinaus auf die Digue, ihn zu suchen.

Beschützte sie heute eine gütige Fee, die sie das Beisammensein voll und ganz genießen lassen wollte? Sie gingen auf und nieder, den Gatten, den sie nicht fanden, zu suchen, und auf und nieder und von ihren eigenen Plänen und Hoffnungen erfüllt.

„Sie wissen, Lola, daß ich Sie aufrichtig liebe, daß ich Sie anbete," sprach Baron Oskar zu ihr; „kommen Sie mit mir, ich werde Ihnen, da ich Ihr Gatte noch nicht sein kann, Ihr Freund, Ihre Stütze bleiben und Sie am Herzen meiner Mutter sanft und sicher betten, kommen Sie mit," bat er leise.

Ein trauriges Lächeln umspielte ihren Mund. „Kennen Sie, mein Freund," fragte sie, „die große böse Welt, in der Sie so lange gelebt haben, so schlecht? Wissen Sie nicht, daß eine Frau, die ihren Mann verläßt, um einem andern zu folgen, sich selbst, nicht den von ihr geliebten Mann ins Verderben stürzt? Haben Sie nie beobachtet, wie böse Menschen die Unglückliche verleumden, verhöhnen, mit Füßen treten wollen?

Ich habe es gesehen — und habe die schönen Frauen in den stillen Dulderinnen kaum wieder erkannt. Aber sie liebten noch immer, und diese Liebe half ihnen alles tragen, den Hohn und die Bosheit der Menschen überwinden; doch verstehen Sie mich recht, mein Freund, dazu bedarf es einer großen, starken Liebe, und ob ich einer solchen fähig bin, das weiß ich noch nicht, das muß mich die Trennung von Ihnen erst lehren. Ich habe jetzt," fuhr sie lebhafter fort, „drei Wochen voll reinster Poesie, voll ungetrübter Heiterkeit an Ihrer Seite verlebt, ihre Erinnerung wird der Lichtblick in meinem traurigen Leben sein, aber das war nur Frühling und Sonnenschein, wie wird es werden, wenn Regen, Gewitter und Schnee kommt?

Und Sie, teurer Freund, der Sie mich jetzt aufrichtig lieben, überlegen Sie es wohl, ob es Ihnen nützlich und für Ihre Stellung passend sein kann, die entführte Frau eines anderen zu Ihrer eigenen zu machen, überlegen Sie es, überlegen wir es beide; denn noch ist es nicht zu spät."

Er empfand die tiefe Wahrheit, die in ihren Worten lag, und wußte nichts darauf zu erwidern; er bewunderte nur die Klarheit und Reife ihrer Ansichten im Vergleich zu ihrer Jugend. Sie gingen heute nicht ihrer sonstigen Gewohnheit und dem Gebote der Badegesellschaft zufolge in die Konditorei des berühmten Neppeney, sondern die Digue auf und nieder, bis der Morgen graute. Es war neun Uhr, als Lola am folgenden Tage aus einem traumlosen Schlummer erwachte. Von ihrer Zofe erfuhr sie, daß ihr Mann bereits vor längerer Zeit mit dem Freunde ausgegangen und die gnädige Frau bitten lasse, mit dem Frühstück nicht auf ihn zu warten. Sie befahl ihr, sie so schnell wie möglich anzukleiden, und während das Mädchen, ihr viel zu langsam, dem Befehl nachkam, fragte sie sich, ob sie Oskar liebe, ob sie ihn wirklich liebe, als sie unter ihren zahlreichen Toiletten für diesen Abschiedsmorgen das Kleid wählte, in welchem er sie zuerst gesehen.

Der Baron hatte ihr soeben einen Strauß weißer Rosen, ihrer Lieblingsblumen, gesandt, und sie hielt ihn freudig blickend in der Hand, als er eintrat.

Sie war ihm nie liebreizender erschienen als heut mit dem schwermütigen Ausdruck in ihren Augen und dem Strauß weißer Rosen in der Hand, nie begehrenswerter als jetzt, in der Stunde, da er von ihr Abschied zu nehmen kam

„Muß es denn sein, müssen wir uns trennen, giebt es keinen anderen Ausweg?" Die Worte klangen so traurig und müde, daß sie ihn betroffen ansah. Dann schüttelte sie leise den Kopf.

„Ich weiß keinen," seufzte sie, „keinen wenigstens, der ehrenvoll für Sie und nicht verhängnislos für uns beide sein könnte. Sie müssen gehen; denn Pflicht und Ehre gebieten es so, und ich muß bleiben, um mich zu prüfen," fügte sie leise hinzu.

„So versüße mir, Geliebte, wenigstens die Abschiedsstunde, sage mir, daß du mich liebst wie ich dich," bat er leidenschaftlich und, von ihrer wunderbaren Schönheit hingerissen und von dem Weh der Trennung übermannt, schloß er sie in seine Arme.

Sie wehrte sich nicht, sie widerstrebte nicht. Wie ein hilfloses Kind, das nicht weiß, wie ihm geschieht, lag sie an seiner Brust, nur große Thränen standen in ihren Augen. Ihr Freund jedoch war mit diesem unausgesprochenen Geständnis vollauf zufrieden, er küßte sie wieder und wieder und flüsterte ihr süße, zärtliche Worte zu . . .

Plötzlich schien er sich zu besinnen, daß er fort müsse, gewaltsam riß er sich los, und seine Stimme klang rauh, als er bat:

„Sage: behüt dich Gott, Oskar, und auf Wiedersehen."

Sie murmelte die Worte wie ihr geheißen, mit bebenden, zuckenden Lippen, er küßte sie noch einmal und mit einem letzten: „Auf Wiedersehen!" war er gegangen.

Sie breitete die Arme nach ihm aus, sie wollte ihn zurückrufen: „Bleib, bleib, ich liebe dich, nimm mich mit!" doch sie hatte das Gefühl, als ob ihre Zunge gelähmt sei, weil die toten Augen ihres geliebten Vaters sie so traurig angeblickt und sein bleicher Mund deutlich zu ihr gesprochen: „Du sollst nicht Ehe brechen."

Er war gegangen, und die Sonne schien noch! Die Kurkapelle spielte wie stets ihre lustigen Weisen, wie immer ging die geputzte Menschenmenge vor ihrem Fenster auf ab, und wie sonst freute sich jeder seines Lebens.

„Alles ist dasselbe geblieben," sagte sich Lola, als sie aus ihrer Erstarrung erwachte, „nur ich bin tief unglücklich geworden, denn ich liebe ihn."

Der Strand von Ostende bietet um die Badezeit jenes bunte Bild, wie es uns Skarbina einst in der Berliner Kunstausstellung so trefflich vergegenwärtigte.

Da sind die reizenden, graziösen Kinder, die sich mit ausgelassener Freude im Sande tummeln, die eleganten Frauen mit den tadellosen Formen und die stutzerhaften Herren, die die Damen so eifrig mit dem Lorgnon studieren, als gäbe es für sie keine wichtigere Beschäftigung auf Erden; hier tauchen die originellen Gestalten der Badefrauen und der employés des bains nebst allen anderen Strandfiguren auf. Das ist Leben! Man lacht und plaudert, man amüsiert sich und kritisiert die Vorübergehenden, man streitet um die Kabinen und freut sich endlich, eine solche erobert zu haben.

Was das auch für Mühe gekostet hat, das ist ja eine förmliche Arbeit gewesen! Und wenn nicht das Meer einmal tüchtig dazwischen brauste, könnte man bei all dem Geplapper sein eigenes Wort kaum verstehen.

Mit vielem Vergnügen hatte Lola sonst an ihres Freundes Seite dem tollen Treiben zugesehen. Heute jedoch schien es allen Reiz für sie verloren zu haben, sie wandte sich traurig von dem fröhlichen Bilde ab und schritt ihrem Zelte zu, um in ihrer schmerzlichen Stimmung allein zu sein. Die bunten Bilder ihres Lebens zogen an ihr vorüber. Sie erblickte ihre glückliche, sonnige Kindheit wieder, die liebende Eltern beschützten. Dann sah sie die schöne Mutter, die immer so heiter mit dem einzigen Kinde gespielt, plötzlich sterben; sie erinnerte sich der Trauer des trostlosen Vaters und ihres eigenen verständnislosen Schmerzes. Sie war ja noch so jung gewesen, erst sechs Jahre alt. Später kam die fröhliche Schul- und Pensionszeit und dann der erste Ball.

Welche Freude sie damals darüber empfunden hatte, schön und jung zu sein! Und dieser erster Ball war doch nur der aufgehende Morgen eines langen, glänzendes Tages gewesen, denn wohin sie auch kam, wurde sie gefeiert und bewundert. Auch an ernsten Bewerbern um ihre Hand hatte es nicht gefehlt, aber sie wies alle lachend mit dem Bescheide ab, sie wolle nicht heiraten, um ihr Väterchen nie zu verlassen, und der gütige Vater hatte nicht daran gedacht, die Wahl seines einzigen Kindes zu beeinflussen. Er war kein reicher Mann, aber er lebte in Verhältnissen, die es ihm gestatteten, seine Tochter die Freuden ihrer Jugend genießen zu lassen und mit ruhigem Blick in die Zukunft schauen zu können.

Jahre kamen und gingen. Da trat das Leiden, „das Kind mit den traurigen Augen," das man nie ansehen kann ohne zu weinen, auch an ihre Thür, es warf den teuren Vater auf das Krankenlager, von dem er nie wieder aufstehen sollte. Dann als der Professor zu dem todkranken Mann gerufen wurde, war es schon zu spät ihn zu retten; er konnte nur lindern, nur das Verhängnis aufschieben.

Hier hatte Lola zum ersten Male ihren Gatten gesehen, und ihre siegreiche Schönheit hatte den Weiberfeind sofort in ihren Bann gethan; ein einziger Blick ihrer dunklen Augen hatte genügt, den sonst gegen alle Leiden so gleichgiltigen, berühmten Arzt zu bewegen, dieses Leiden mit menschlicher Schonung zu betrachten, und so hatte die Tochter, ohne es zu wissen, die letzten Stunden des geliebten Vaters erleichtert. —

Als der Professor sie, die nicht von seiner Seite gewichen, am Totenbett des Vaters stehen fand, sah sie ihn mit einem bangen und vorwurfsvollen Blicke an, rief mit von Thränen erstickter Stimme: „Warum haben Sie ihn nicht gerettet?"

Dieser Blick hatte ihn früh und spät verfolgt, er hatte einen gewaltigen Kampf in seiner Brust entfesselt. War es denn möglich, daß er, der vierzigjährige Hagestolz, der Spötter, der geglaubt schon längst über alle Liebesthorheiten hinweg zu sein, sich hier ernstlich verliebt hatte, daß er sogar mit der Idee umging, diesen Backfisch zu heiraten?

Und dann ließ er sich wirklich von seinen Freunden bestimmen, ihr seine Hand anzubieten, und war denn das denkbar? Sie schlug dieselbe aus.

Und das noch dazu jetzt, wo sie doch mittellos war, weil ein nichtswürdiger Vormund das in ihn gesetzte Vertrauen ihres Vaters gemißbraucht und das Vermögen seiner Mündel bei waghalsigen geschäftlichen Spekulationen, die ein Fallissement zur Folge gehabt, mitangegriffen hatte, sodaß Lola nur noch weniges aus dem Schiffbruch retten konne.

Dem Professor, der das alles wußle, imponierte ihre abschlägige Antwort, sie reizte ihn nur noch mehr die Widerstrebende zu besitzen. —

„Ich habe," schrieb er ihr damals, „in den Aufregungen meines Berufes, in Vergnügungen aller Art versucht Sie zu vergessen, aber Ihr Blick hat mich die Meilenweite, die ich gereist, um ihm zu entgehen, verfolgt. Ich liebe Sie stärker denn je und fühle, daß ich nicht mehr ohne Sie leben kann. Und Ihren Besitz zu erringen, soll jetzt die Aufgabe meines Lebens sein."

„Ich habe schon so vieles erreicht, ich werde auch dies erreichen," hatte er sich selbst gelobt. Und er hatte es erreicht.

Das arme Mädchenherz führte den ohnmächtigen Kampf um seine Freiheit vergebens. Der böse Feind, die Versuchung, hatte es schon umgarnt und ihr das Gefängnis, in das er es führen wollte, im rosigsten Lichte gezeigt. Und Lola war ein verwöhntes Prinzeßchen, die das Vergnügen liebte, die, wenn sie ihre kleinen, weißen Hände besah und dachte, daß sie mit diesen Händen um das tägliche Brot arbeiten müsse, ein Schauer durchrieselte.

Sie fühlte sich so allein, so verlassen in der großen weiten Welt, sie werde wenigstens einen Freund, eine Stütze finden, hatte sie sich getröstet, als sie das dritte Mal dem Drängen ihrer Freunde nachgegeben und sein Weib geworden war. Sie erinnerte sich des Tages noch ganz genau, der goldigen Maiensonne, der knospenden Natur und der Winterkälte ihres eigenen Herzens. Aber der Frühling war auch später nicht darin zurückgekehrt, noch hatte die Sonne in der jungen Ehe geschienen.

Es war das alte Lied, und zu spät erkannte der ernste Gelehrte, daß die leichtsinnige, flatternde Jugend in ihren Lebensanschauungen und Gewohnheiten nicht zu der reifen Überlegenheit seiner Jahre paßte. Es gab heftige Szenen, und beide waren tief unglücklich gewesen, dann kam das gleichgiltige Nebeneinandergehen der Konvenienzehe, und so hatte es sich leidlich gemacht bis zu dem Tage, wo die junge Frau den Baron zum ersten Male gesehen.

Da waren „Winterstürme dem Wonnemond" gewichen, da war die Eiseskruste, die sich um ihr junges Herz gelegt, geschmolzen, da war sie, ohne es zu ahnen, aufgeblüht in ihrer ersten jungen Liebe. Sie hatte ihn geliebt, vom ersten Tage an, da sie sich sahen; sie wußte es nun und hatte es ihm nicht sagen können. Sie liebte ihn mit der ganzen Glut ihrer Seele, ihres liebesbedürftigen Seins, und es war zu spät ihm angehören zu können, weil sie die goldenen Ketten einer verhaßten Ehe trug.

„O warum mußte ich ihn jetzt lieben lernen, da es zu spät ist," stöhnte sie; „warum konnte nicht auch ich des höchsten Glückes teilhaftig werden, dem Mann meiner Liebe angehören zu dürfen?"

Schritte scheuchten sie in ihren trüben Gedanken auf, ihr Gatte kam auf sie zu.

„Was fehlt dir?" fragte er, erschreckt auf ihre verstörten Züge blickend?

„Es ist nichts, die Hitze, ein wenig Kopfschmerz. . ."

Er sah sie scharf an, „du verbirgst mir etwas, Lola."

„Ich verberge dir nichts."

Es war die erste Lüge, die über ihre Lippen kam, und sie stockte vor dem letzten Worte.

Der Professor war heute, wahrscheinlich durch den mit dem Freunde genossenen Frühschoppen, in der besten Laune, er wollte die Verstimmung seiner Frau nicht weiter bemerken und schlug, um sie zu zerstreuen, einen Spazierritt vor. Sie war dazu bereit, und wenige Minuten später saßen sie im Sattel. Lola war stets eine kühne Reiterin, heute indes schienen alle Dämonen in ihr entfesselt, in rasendstem Galopp sauste sie dahin, so daß ihr Begleiter kaum mit ihr Stand zu halten vermochte.

„O, käme ich so zu dir, Oskar, wie wollte ich jagen Tag und Nacht!" rief sie leidenschaftlich aus, dem Pferde die Sporen in die Seite drückend, daß es sich wild aufbäumte. Doch als ihr Gatte, der sie jetzt eingeholt, zu größerer Vorsicht mahnte, folgte sie schweigend seinem Gebot und ritt langsam neben ihm her. Sie war jetzt wieder ganz die elegante Weltdame, die die Zeit anmutig zu verplaudern versteht, und etwas von dem bestrickenden Zauber ihres Wesens nahm auch bei diesem Zusammensein wieder ihren Mann gefangen.

Er gedachte ihr eine Freude zu bereiten, indem er es ihr überließ, den Aufenthalt in Ostende nach Belieben zu bestimmen. Ein Schatten flog über ihr bleiches Gesicht; sie zuckte schmerzlich zusammen und sagte kurz: „So lange du willst."

„Dann fahren wir übermorgen."

Der Professor fing an, sich allmählich über die Laune seiner Frau zu wundern, sie aber war es zufrieden, das bis heute morgen so schöne Ostende zu fliehen. Noch hoffte sie in der Heimat, im Kreise ihrer Freunde, in ihren Vergnügungen ihre unselige Liebe unterdrücken zu können, sie hatte noch nie geliebt und wußte nicht, daß es zum Vergessen zu spät war!

Der Kourierzug eilte inzwischen auf dem Wege nach Paris zu. In seinem gemieteten Koupee saß Baron von Lilienkron in tiefen Gedanken. Er mußte sich selbst bestätigen, daß die geliebte Frau Recht gehabt hatte, daß die Trennung das einzige Richtige war. Was hätte er auch in aller Welt mit ihr anfangen, wohin sie bringen sollen?

Er hatte ihr von einem Aufenthalt bei seiner Mutter gesprochen — aber was würde wohl der stolze, von den Vorurteilen seines Standes nur zu sehr befangene Vater dazu gesagt haben? Er, der die Heirat seines Sohnes mit der Tochter eines ihm befreundeten Grafenhauses sehnlichst wünschte, sollte seinen Segen zu einer solchen Mißehe geben!

Und wenn man sich auch ohne seine Zustimmung behelfe, was würde die Welt dazu sagen? Denn daß es eine Mißehe sei, konnte er sich selbst nicht mehr verhehlen, das hatte ihm Lola selbst vor Augen gehalten! Sie war dabei im Recht gewesen, man mußte sich prüfen und sehen, ob nicht die Trennung ein Gefühl der Freundschaft herbeiführen könne.

So dachte der gewiegte Diplomat, der wenige Stunden vorher das schöne Weib in seinen Armen beschworen hatte ihm zu folgen! Leichtsinnige Männer! Brechen die Herzen der Frauen und das feste Gebäude ihrer Ehre, um das Luftschloß des Glückes, des Sichangehörens vor ihnen aufzubauen . . . aber Sie, mein Herr, haben sich denn doch für dieses Mal verrechnet, der Pfeil steckt zu tief in Ihrem Herzen!

* * *

Es ist Mitte Dezember. Ein scharfer Wind rötet die Gesichter der Fußgänger, und der erste Schnee bedeckt die Straßen der großen Stadt; Winter, Weihnachten, welch' fröhliche Worte für jung und alt, für arm und reich! Alles ist freudig, eilig, geschäftig. Das ist ein Treiben und Drängen, ein Laufen und Stoßen in den stets belebten Hauptstraßen, wie selbst an den schönsten Sommerabenden nicht, niemand der Dahineilenden scheint die zunehmende Kälte zu empfinden, es gilt ja Weihnachtseinkäufe zu machen. Und da sollte man frieren? O, nicht doch! Man freut sich ja schon im voraus auf die fröhlichen Gesichter all' der Lieben, die man zu beschenken gedenkt. Was die für Augen machen werden!

Und während solcher Weihnachtsgedanken der Menge rasseln die Omnibusse und Droschken, klingeln die dichtbesetzten Pferdebahnwagen, fahren die eleganten Equipagen auf und ab, um vor den glänzenden Geschäften zu halten. Da wirft man dann auch wohl einen Blick auf die prachtvollen Schaufenster, die alle für das Weihnachtsfest eine äußerst glänzende Toilette gemacht haben, und bewundert die tausende von unnützen und nützlichen Dingen, die der Weihnachtsmann im Sacke hat.

Auch die „Saison" zieht um diese Zeit ein in die weitgeöffneten Thore der Residenz. Sie geht durch die vornehmen Straßen, wo die Reichen wohnen, und klopft an ihre Thüren, und überall wird ihr freudig aufgethan, wird sie glänzend willkommen geheißen. Nur in einem Hause der Tiergartenstraße, in das sie heute einkehrt, wird ihr ein seltsam kalter Empfang bereitet. Hier ist nirgends etwas von der lärmenden Geschäftigkeit, die überall einer großen Gesellschaft voraufgeht, zu spüren — alles ist still und kalt. Es ist ein Haus, das in jeder Beziehung mit dem raffiniertesten Luxus der Neuzeit ausgestattet ist, und mit dieser kostbaren äußeren Ausstattung wetteiferte die innere der Gemächer. Wir schreiten über die lauschigen, mit dicken Teppichen belegten Gänge in das Toilettenzimmer der Herrin, ein Gemach, das so recht dazu geschaffen ist, der Aufenthaltsort einer schönen Frau zu sein.

Schwere rosaseidene Vorhänge verhüllen Fenster und Thüren, rosaseidene Tapeten bekleiden die Wände, und reizende kleine Möbel von gleichem Stoff und

Farbe stehen auf dem kostbaren Teppich. Auf den zierlichen Nippes-Tischchen schäkerten die verliebten Meißner Schäfer mit ihren Schäferinnen, und in den großen Sevres-Vasen blühten frische, weiße Rosen. Aus einem Blumentisch, der in der Mitte des Zimmers steht, quillt ein Springbrunnen, in dessen Bassin sich muntere Goldfischchen tummelten, ein Vöglein trällert in dem Grün. Die kokette Ausstattung des Gemaches wirkte, verbunden mit dem Vogelgesang, dem Blumenduft und dem plätschernden Wasser, wie ein harmonisches Ganzes, in dessen Rahmen die jugendliche Schöne, die Bewohnerin dieses kleinen Paradieses, voll und ganz hineinpaßt. Sie sitzt vor dem in Silber gefaßten Toilettenspiegel und kämmt ihr langes, goldblondes Haar. Die brennenden Kerzen werfen ihren Schein auf ihr Antlitz, es ist bleich, und dunkle Schatten lagern unter den großen Augen. Die sprechen von durchwachten Nächten, von Seelen-Kämpfen, von vergossenen Thränen. Gleichgiltig schweift ihr Blick über die sie umgebende Pracht hin, während die Erinnerung ihr ein anderes Bild malt.

Sie sieht sich an der Seite eines hohen, schlanken Mannes, der seinen starken Arm um sie geschlungen hat. An seine Wange die ihre lehnend, lauscht sie atemlos seinen liebedurchglühten Worten und fühlt die heißen Küsse auf ihrem brennenden Munde . . . zu ihren Füßen braust die Flut . . .

Der plötzliche Eintritt des Kammermädchens, dessen wiederholtes Klopfen sie überhört, schreckte Lola in ihren Träumen auf; sie kam, den Friseur zu melden, und sein Eintritt brachte die junge Frau wieder zum Bewußtsein, daß sie ja heute ein großes Diner gebe und viele Gäste zu empfangen habe, ihren Schmerz jedoch verschließen müsse in ihr innerstes blutendes Herz.

Es war eine auserlesene Gesellschaft, die sich gegen sechs Uhr in den festlich erhellten Räumem der Tiergartenstraße bewegte; erfreute sich der Professor doch in den Kreisen der Geistes-, Geburts- und Geldaristokratie allgemeiner Beliebtheit und Hochachtung, seine Frau der ungeteilten Bewunderung. Alles, was in Berlin von Ruf ist, war herbeigeeilt, das erste Vergnügen in dieser Saison mitzumachen.

Man hatte für diesen Abend besonders ganz sorgfältigste Toilette gemacht, wozu Lola unbewußt alle diese Gemüter beeinflußte. Die Herren wollten keine Gelegenheit unbenutzt vorübergehen lassen, um von der schönen Frau, deren Zurückhaltung sie noch mehr reizte, aufmerksam betrachtet zu werden. Jede einzelne Dame aber rüstete sich, die schon zu oft Bewunderte heute am Anfange der Saison durch die Pracht ihrer neuesten Toilette, durch den Glanz ihrer kostbaren Geschmeide zu verdunkeln. Man sah diesem Feste also mit besonderer Spannung entgegen; alles schien gleichsam für das erste Treffen gerüstet. Man begrüßte sich im Vorzimmer mit den Bekannten aus der vorjährigen Kampagne, man musterte neugierig das Kleid der anderen und schritt in der rosigsten Laune dem Empfangszimmer zu. Hier wurde schon ein dichter Kreis von Künstlern, Gelehrten und Offizieren um die reizende Wirtin gebildet, und ein jeder, der eintrat, mußte sich gestehen, daß Lola nie schöner ausgesehen als diesen Abend. Ein Kleid von elfenbeinweißem Plüsch umfloß in graziösen Falten die edle Ge-

stalt, der volle Hals und die runden Schultern erschienen weißer durch den dunkelen Pelzrand mit den darin funkelnden Brillanten, in ihrem goldglänzenden Haar glühten rote Rosenknospen.

Die steife Eleganz ihrer Toilette war nur dazu angethan, ihre blühende Jugend mehr hervortreten zu lassen, und der schwermütige Ausdruck ihrer Augen ließ dieselben noch bestrickender erscheinen. Sie empfing ihre Gäste mit der ihr eigenen Grazie, für jeden hatte sie ein freundliches Wort, ein liebenswürdiges Lächeln bereit, und niemand sah diesem rosigen Antlitz die schweren Seelenkämpfe kurz vergangener Stunden an.

Erst als sie glaubte, ihrer Pflicht vollauf genügt zu haben, schlich sie sich während des Tanzes, der sich an das Diner schloß, hinaus in den matt erleuchteten Wintergarten, um mit ihren Gedanken allein zu sein. Sie legte die Hand auf das lautklopfende Herz und stöhnte:

„Nein ich ertrage den Kampf nicht länger, er reibt mich auf, mein Herz dürstet nach Freiheit, nach ihm, während mein Leib hier geschmückt einhergeht unter gleichgiltigen, falschen Menschen und die verhaßten Fesseln eines unseligen Betruges trägt."

Sie hatte geglaubt in ihrem Schmerze allein zu sein und nicht bemerkt, wie die Thüre sich leise öffnete und schloß, wie Schritte über den Kiesweg auf sie zukamen.

Erst als der Eingetretene ihre Hand ergriff, blickte sie erschreckt auf und zuckte zusammen, als ihr Gatte vor ihr stand. Er sah ihr prüfend in das erhitzte Gesicht, und sie senkte beschattend die seidenen Wimpern über die verweinten Augen.

„Was fehlt dir, Lola, warum bist du so allein?"

Nur ein Thränenstrom war die Antwort.

„Kind, komme zu dir, bist du krank?"

Ein leichtes Verneinen des Kopfes, dann ein krampfhaftes Aufschluchzen und dann eine Regung, ihm alles zu sagen, — aber der Augenblick verging — es war zu spät.

„So laß die Kindereien und kehre zu den Gästen zurück."

Die Stimme des Professors schwoll bei diesen Worten ärgerlich an.

Ein trotziger Zug lagerte sich bei seinen Worten um ihren Mund.

„Ich bin nicht kindich," sagte sie langsam, „weil ich nicht zu den albernen Menschen da drinnen zurückkehren mag, und dann, ich will es jetzt nicht, höre, daß ich es nicht will und verlasse mich."

Die Falte auf der Stirn des Mannes vertiefte sich, nichts war ihm so verhaßt als Trotz und Widerspruch.

„So werde ich mit dir wie mit einem ungezogenen Kinde verfahren, das man zu seinen Pflichten zwingt." Seine Hand umklammerte ihre zarte Rechte so fest, daß sie vor Schmerz laut aufschrie. Ein Blitz sprühenden Hasses schoß unter den gesenkten Wimpern hervor und streifte ihn, während sie höhnisch auflachte.

„So, Gewalt willst du brauchen, das sieht dir ähnlich, nun messen wir uns!“

Sie hatte sich von ihm losgerissen und stand hochaufgerichtet vor ihm, ihr Busen hob und senkte sich. Wie ein Strom glühender Lava entstiegen ihrem Munde die bösen Worte, die den Gatten bis ins Herz trafen. Sich selbst vergessend, rief sie: „Du bist brutal, und deshalb verachte ich dich.“

Das war zuviel für den verhaltenen Groll des Mannes, seiner selbst nicht mehr mächtig stürzte er wie ein Rasender auf sie zu, schüttelte sie heftig und ließ sie dann schwer auf den Teppich fallen.

Die Nachricht von der plötzlichen Erkrankung der Frau des Hauses verbreitete sich mit Windesschnelle unter den ahnungslosen Gästen. Die Musik verstummte — das Fest hatte ein jähes Ende erreicht. Während die Herren der Gesellschaft sich noch lange über die möglichen Ursachen eines solchen Unfalles in ihrem Café besprachen, lag Lola bleich und angegriffen in ihrem Schlafgemach, über das soeben Geschehene nachdenkend.

Doch was gab es da noch länger zu bedenken? Hatte ihr Gemahl nicht selbst in maßloser Wut die Kette zwischen ihnen zerrissen, hatte er sie nicht thätlich beleidigt? Und da sollte sie noch bei ihm bleiben, ihn vielleicht sogar um Verzeihung bitten, wie er es sicher erwartete. Nein nimmermehr! —

Sie wird Oskar rufen, damit er komme, sie vor dem Verhaßten zu schützen. Und dann werden sie sich heiraten und glücklich sein. Wird sie es auch wirklich sein? Ein Zweifel steigt in ihrem aufgeregten Gemüt auf.

Ihre eigenen in Ostende gesprochenen Worte fallen ihr wieder ein; doch dann schilt sie sich selbst eine Thörin, die an ihrer eigenen Liebe gezweifelt. Hat sie denn auch damals in Ostende gewußt, daß sie Oskar liebt, wie sie es jetzt weiß, daß sie ihn anbetet, daß sie sich in Sehnsucht nach ihm verzehrt?

Nein, nein, es ist klar, sie kann nicht mehr ohne ihn leben, nicht mehr mit ihrem Manne, dem sie am Altar Liebe und Treue geschworen, der sie aber thätlich beleidigt und somit jedes Band zwischen ihnen zerrissen hat. Und wenn dieser Mann sie dennoch liebte, wenn er sie vielleicht nicht freigeben würde? Was dann? Wer konnte ihr raten, wer ihr in ihrer Not helfen? Sie war eine einsame Waise, und das Gefühl der Verlassenheit hatte sie damals einem Manne in die Arme geführt, den sie nicht liebte, den sie, das fühlte sie, nie lieben würde. Da schien's ihr, als ob im Dunkel der Nacht die geliebten Züge des teuren Toten vor ihr auftauchten, als ob er ihr liebreich zuflüsterte: „Komm zu mir, ich werde dir beistehen in deiner Not,“ und zu ihm wollte sie gehen, von ihm Rat und Hilfe haben.

Es mußte ein schwerer Kampf sein, den das junge Weib, das dort zu Füßen der beiden wohlgepflegten Gräber in dem kalten Schnee kniete, auszukämpfen hatte; denn er dauerte viele Stunden, aber sie mußte einen glücklichen Sieg davon getragen haben, denn es leuchtete auf ihrem Antlitz wie lauter Sonnenschein, als sie sich jetzt erhob. Sie hatte endlich Klarheit gefunden, die Liebe hatte gesiegt.

Einige Stunden später finden wir Lola in ihrem Zimmer wieder. Sie sitzt an ihrem Schreibtisch. Ein Sonnenstrahl, der erste, der es seit langen Tagen wagte, sich durch das dichte Grau der Dezemberwolken durchzudrängen, stahl sich an dem indischen Store, der das Fenster verhüllte, vorbei, in das Zimmer hinein. Er huschte an den kostbaren Gemälden, die die Wand bekleideten und das Auge jedes Kenners entzückten, vorbei, vorbei an den vergoldeten Rokokomöbeln und schien die tausend geschmackvollen Kleinigkeiten, die das Zimmer einer reichen Frau auszeichnen, gar nicht zu bemerken. Der Sonnenstrahl mußte neugierig sein, denn er sah der Schreiberin über die Schulter in den offenen Brief hinein und las:

„Mein theurer Freund!

Monate lang habe ich gezweifelt, ob ich Ihnen das sagen kann, was mein Herz bewegte, seit jener Stunde, da wir in Ostende von einander Abschied genommen, Monate lang versuchte ich das Gefühl zu unterdrücken, das sich meiner bemächtigt, doch vorgebens.

Ihr Bild stand für immer vor meinem geistigen Auge, Ihr Kuß brannte auf meiner Stirn.

Ich liebte Sie, ohne es zu wissen, seit dem Tage, an dem wir uns zuerst gesehen. Damals nur vermochte ich mir noch nicht über die widerstreitenden Gefühle in meiner Brust Aufschluß zu geben; denn ich hatte noch nie geliebt. Als sich aber die Thür in Ostende hinter Ihnen geschlossen, da fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen, ich rief Sie zurück, als es zu spät war.

Eine innere Unruhe ergriff mich seitdem, mit wahrer Leidenschaft stürzte ich mich in das Getümmel des Vergnügens, jagte ich von Genuß zu Genuß, ließ mich bewundern, hoffieren, lieben, um Sie ganz vergessen zu können.

Vergebens, mein Herz verlangte stürmischer, täglich, stündlich nach Ihnen, denn ich liebe Sie! . . ."

Der Sonnenstrahl wollte wohl nicht indiskret sein, er huschte hier, leise wie er gekommen war, zum Fenster hinaus, und jetzt war es ganz dunkel in dem großen Gemach, die junge Frau aber, die den Brief geschrieben, trat an das Fenster und blickte gen Himmel, sie schien zu beten. Sie zauderte einen Augenblick, dann schrieb sie mit festen Zügen die Adresse:

Herrn Baron Oskar Lilienkron
Attaché bei der . . . Gesandtschaft.
Paris.

versiegelte ihn und kleidete sich an, um ihn selbst in den Kasten zu stecken.

* * *

Baron Oskar kehrte soeben von einem Spazierritt aus dem Bois de Boulogne zurück; es hatte unterwegs angefangen stark zu regnen, aber der junge Mann bemerkt es erst jetzt, als er vor seinem Hause vom Pferde steigt, lachend die Wassertropfen abschüttelnd.

Wo sind nur seine Gedanken so lange gewesen? Er braucht sich nicht zu fragen, denn er weiß es, daß sie, wie stets während der letztvergangenen Monate, bei einer schönen Frau geweilt, deren dunkle Augen ihn strahlend anblicken und deren rosige Lippen zärtlich murmeln: „Ich liebe dich!" „Unsinn," spricht der Baron vor sich hin, die Treppen zu seiner hell erleuchteten Wohnung hinaufsteigend, wo ihm sein Neufundländer fröhlich bellend entgegenspringt, während ihm der Diener die soeben eingegangenen Postsachen überreicht. Er sieht sie nach einander aufmerksam durch und wählt unter den vielen einen Brief, dessen Adresse eine Damenhand bekundet; es ist der, den ihm Lola geschrieben.

Nachdem er ihn gelesen, blickte er traurig auf ihr Bild, das ein berühmter italienischer Künstler nach der Photographie gemalt, die sie ihm damals in Ostende gegeben, und in seiner Stimme klang nichts von der Freude des endlich erhörten Liebhabers, als er zu sich selbst sagte: „Ich wußte es, mein Leben, daß du mich lieben mußtest, es ist unser Verhängnis . . .

„Aber wie kannst du nur fragen," schrieb er ihr später, „ob ich dich unverändert liebe, wo mein ganzes Sein und Trachten nur dir allein gehört. Mein Leben will ich jetzt ganz dem Deinigen weihen, gebe ein gütiges Geschick, daß es zu unserem Glück sei! In zwei Tagen bin ich bei dir, dein ergebenster Diener, dein dich aufrichtigst liebender und verehrender Freund! . . ."

Und es war die Wahrheit, die Oskar seiner Freundin schrieb. Er liebte sie mit der ganzen leidenschaftlichen Glut seines Herzens, er liebte sie, wie er noch kein Weib vorher geliebt. Viele Frauen hatten sich um die Gunst des schönen, hochstehenden Mannes beworben, viele hatte er gesucht um seiner Laune willen, aber sie waren ihm alle nicht gewesen, was diese eine ihm war, die „Frau seiner Seele!"

Und er gedachte in seinem einsamen Zimmer ihres Liebreizes, des unschuldsvollen, rätselhaften Zaubers ihrer großen Kinderaugen, und seine Pulse schlugen höher in dem Gedanken: sie wird dein sein.

Alle Zweifel schienen plötzlich von ihm gewichen, er kleidete sich an, um kurz entschlossen in das Gesandtschaftshotel zu fahren, wo er sich von seinem Chef wichtiger Familienangelegenheiten einen Urlaub auf einige Wochen geben lassen wollte.

Zwei Tage später finden wir Lola in ihrem traulichen Empfangszimmer. Draußen fegte der scharfe Wind den frisch gefallenen Schnee wieder auf und trieb mit ihm sein tolles Spiel, daß er den schnellen Schrittes Dahineilenden ins Gesicht flog. Da sputete sich ein jeder unter Dach zu kommen, wer ist auch gern bei solchem Wetter draußen? Das Thermometer wies auf zehn Grad Kälte, und die Eiszapfen glitzerten im Scheine des Vollmondes.

Hier drinnen im Zimmer aber war nichts von der eisigen Luft zu spüren, es war gründlich durchheizt, und ein Feuer brannte in dem Kamin, das das große Gemach wohnlich erscheinen ließ. Vor dem Kamin saß die junge Frau. Ein offener Brief lag auf ihren Knieen, und glückselig lächelnd durchlas sie ihn wieder von neuem. Sie hatte seit den letzten 24 Stunden kaum etwas Anderes gethan,

als diesen Brief gelesen, doch wieder und wieder heftet sich ihr Blick auf die geliebten Schriftzüge. Er wollte kommen, um, sobald den Formalitäten des Gesetzes genügt wäre, mit ihr eins zu sein. Welch ein Glück! Sie ahnte in ihrem Kindessinn freilich nicht, daß darüber manch' ein langes, langes Jahr vergehen könne; sie bedachte oder wußte nicht, daß ihr Mann sie liebte. Was kümmerte sie ihr Mann? Er war zu einem fürstlichen Patienten nach auswärts berufen worden und abgereist, ohne ihr Adieu zu sagen. Wenn er wieder käme, war ja Oskar schon da und konnte ihm sagen, daß sie ihn nicht liebe.

Lola scheuchte alles das von sich und gab sich ganz den Gedanken an ihren Geliebten hin, bald blickte sie nach der Uhr, bald in den Spiegel, um sich zu überzeugen, daß sie auch schön genug aussehe, um ihren Freund würdig zu empfangen. Und dann lächelte sie ihrem Bilde befriedigt zu; so hatte sie ihm ja gefallen, als sie sich zuerst gesehen, so mußte sie ihm auch heute gefallen. Die Uhr schlug, horch! sechs — sieben — acht, wie langsam die Zeit vergeht, seufzte die junge Frau, es ist erst acht, und vor $^1/_2 9$ kann er nicht hier sein.

Sie ging an das Fenster, um wie ein erwartungsvolles Kind ihn von dort eher zu sehen, sie trommelte mit den Fingern an die Scheiben und fuhr bei jedem Geräusch, das das Kommen eines Wagens ankündigte, zusammen.

Jetzt öffnete sie das Fenster, um so früher ein blondes Haupt entdecken zu können, das sie unter tausenden erkannt hätte.

Wer die Qual des Wartens kennt, der weiß, wie die Ungeduld den Menschen martert, wie die Minuten ihm zu Stunden werden. Der kalte Schnee flog Lola in das glühende Gesicht, allein sie achtete es nicht; sie sah nur, daß Wagen auf Wagen an ihrem Hause vorbeifuhr, daß keiner vor ihrer Thür hielt, daß sich aus keinem der Erwartete herausbog.

Eine schreckliche Unruhe bemächtigte sich ihrer, sie suchte sie zu verscheuchen, indem sie jetzt unermüdlich die Möglichkeiten berechnete, die diese Verzögerung herbei führen konnten. Er muß in das Hotel gehen, sich umkleiden, das Pferd kann stürzen, der Zug sich verspäten, malte sich ihre unerschöpfliche Phantasie aus.

Als es jedoch zehn Uhr schlug, konnte sie ihre Ungeduld nicht mehr bemeistern; eine furchtbare Ahnung stieg in ihr auf.

Sie klingelte nach ihrer Zofe, einer ihr unbedingt ergebenen Person, und befahl ihr so schnell wie möglich nach dem Bahnhof „Friedrichstraße" zu fahren, um Erkundigungen einzuziehen, ob der Schnellzug aus Paris angekommen.

„Von da gehst Du," fuhr sie fort, „in das Central-Hotel und fragst, ob Baron von Lilienkron aus Paris Zimmer bestellt habe. Nimm Dir eine Droschke I. Klasse, versprich ihr soviel Trinkgeld Du willst, aber eile, eile." Das Mädchen entfernte sich schweigend, und Lola nahm wieder ihren Beobachtungsposten am Fenster ein. Die Wagen folgten sich jetzt der späten Stunde halber spärlicher in der stillen Straße und vermochten in dem dichten Schnee nur mit Mühe vorwärts zu kommen, der einsamen Lauscherin erschien es, als kröchen sie wie die Schnecken vorwärts. Sie fand es schließlich unerträglich, so am Fenster zu harren, ließ sich am Kamine nieder und blickte sinnend in die verglimmenden Kohlen.

Nach einer guten Stunde kam die Botin zurück. Sie berichtete, daß der Herr Baron allerdings Zimmer bestellt habe, der Zug aus Paris aber ausgeblieben sei; wahrscheinlich der furchtbaren Schneegestöber halber, hatte der Schaffner gemeint. Sie bat die gnädige Frau, doch etwas zum Abendbrot essen zu wollen, und verließ, als diese ihr dankte, geräuschlos das Zimmer.

Auch nachdem die Dienerin gegangen, entschlüpfte kein Laut Lolas bleichen Lippen, sie starrte nur wie geistesabwesend unverwandt auf das Häufchen Asche, die einzige Spur des vorhin so lustigen Feuers. Müde und fröstelnd lehnte sie auf dem Platze, auf dem sie vorhin mit jubelnder Freude gesessen, den Brief drückte sie an das zuckende Herz.

So saß sie die ganze Nacht hindurch in banger Erwartung dumpf dahinbrütend. Gegen Morgen schleppte sie sich mühsam in ihr Zimmer, um das Aufsehen vor der Dienerschaft zu vermeiden. Ein inneres Feuer brannte in allen ihren Gliedern, und ihr Kopf schien ihr zentnerschwer. Der Hahn krähte, das Haus erwachte, und er war nicht gekommen! Man brachte ihr wie gewöhnlich den Morgenkaffee und die Zeitungen; sie berührte den Kaffee nicht und wollte die Zeitungen gleichgiltig bei Seite legen, als ihr Blick zufällig auf eine großgedruckte Notiz fiel.

Sie lautete:

„Nach Schluß der Redaktion eingetroffen: Gestern Abend entgleiste in Folge eines heftigen Schneesturmes unweit Hannover der Expreßzug Paris—Berlin und sind mehrere Menschenleben bei dem Verluste zu beklagen, unter andern verliert die . . . Gesandtschaft in Paris einen ihrer tüchtigsten Mitarbeiter, den Attaché Baron Oskar von Lilienkron, der sich in Familienangelegenheiten auf einer Urlaubsreise nach Berlin befand und somit ein Opfer der Katastrophe geworden. . . .“ Es ward ihr schwarz vor den Augen, ohnmächtig sank sie zu Boden.

So fand sie kurze Zeit darauf ihre Zofe und brachte die Bewußtlose ins Bett.

Als der Professor von der Reise zurückkehrte, fand er seine Frau im heftigsten Nervenfieber wieder, und in ihren Fieberphantasien gestand sie ihm alles. Aber seine große, tiefe Liebe verzieh ihr, er wich nicht von ihrem Lager und verteidigte in mancher bangen Nacht ihr teures Leben gegen den Tod, der schon seine Hand nach ihr ausstreckte.

Endlich als der Frühling ins Land zog, genas sie; langsam kehrte sie zum Leben zurück, zu ihrem Gatten — zu ihrer Pflicht! —

Begegnungen mit David Fr. Strauß.

Von
O. Moldenhauer.

Es war ungefähr um die Mitte der sechziger Jahre, als ich David Strauß persönlich kennen lernte. Wie viel hatte ich bereits von dem berühmten Manne gehört! Ich erinnerte mich des Aufsehens, das Ende der dreißiger Jahre sein „Leben Jesu" gemacht, das wie eine Bombe in das rationalistische System des bekannten Theologen Dr. Paulus in Heidelberg hineinplatzte.

Ich wußte, daß die Universität Zürich Strauß zum Professor der „Christlichen Dogmatik" berufen hatte und daß die orthodoxen Geistlichen gegen die Berufung des freidenkenden Professors einen wahren Sturm im ganzen Kanton erregt hatten. Stadt und Land waren in hohem Grade aufgehetzt, es bildete sich ein Glaubens-Komitee, um sich gegen die Gefahr, die der Religion drohte, zu wahren, der Fanatismus war überall in höchster Blüte. Strauß wurde u. a. mit dem Namen „Antichrist", Kind des Teufels bezeichnet, ja eine Karrikatur wurde rings im Lande verbreitet, in welcher der Teufel dargestellt war, wie er auf einem Vogel Strauß seinen Einzug in Zürich hielt. Augenzeugen versicherten, daß, wenn Strauß sich damals in den Kanton begeben hätte, er seines Lebens nicht sicher gewesen wäre. Ja, der Bestand der noch jungen Universität selbst soll in Gefahr geschwebt haben!

Unter diesen Verhältnissen fand es der große Rat von Zürich für geraten den berufenen Professor wieder zu entlassen, und die Universität mußte ihm zeit lebens eine Pension auszahlen.

Von da an lebte Strauß als Privatmann, ausschließlich wegen seiner Studien und seiner Schriftstellerei. Während der sechziger Jahre hatte er seinen Wohnsitz in Darmstadt genommen, wo ihn die geistreiche, hochgebildete Prinzeß Alice kennen lernte und an ihren Hof und in ihre kleineren intimeren Kreise zog. Vor dieser Prinzessin, der späteren Großherzogin, hat er auch Vorträge über Voltaire gehalten, welche er später in Buchform herausgab. Ich hatte mir nun über den Mann, der so viel Aufsehen erregte, für und gegen den so viel gesprochen und geschrieben, soviel gestritten worden war, der gewissermaßen der damaligen gesamten Theologie den Fehdehandschuh hingeworfen hatte, meine eigenen Vorstellungen gemacht und ihn mir unwillkürlich so anders, so ganz anders gedacht! Ich hatte geglaubt, den streitenden Gelehrten müsse man ihm sofort ansehen. Sagt er doch selbst in seinem Essay „An meine Tochter zu ihrem Konfirmationstage", welcher Aufsatz gewissermaßen seine eigene Biographie enthält und sich unter seinen kleinen vermischten Schriften befindet: „Ich habe meiner Mutter die Gartenbeete abgetreten, als ich bereits mit der halben Welt im Streit lag."

In diesen wenigen Worten liegt die Charakteristik von Strauß, der streitende Gelehrte und zugleich der einfache gemütliche Mann. So war ich denn nach

meinen oben erwähnten Vorstellungen sehr erstaunt, einen mild und würdevoll aussehenden älteren Herrn zu finden, von einnehmendem Äußern, in gewählter Toilette, an dem auch gar nichts Streitbares zu bemerken war. Strauß war Aristokrat vom Scheitel bis zur Fußzehe; das geht auch aus seinem letzten Buch hervor, „Der alte und der neue Glaube“, in welchem er sich nur an die obern Zehntausend wendet.

Der berühmte Professor der Theologie war zugleich ein großer Musikfreund; er ging viel ins Theater, er hörte hauptsächlich Opern und mit Vorliebe die Mozart'schen und hat auch eine Reihe stimmungsvoller Gedichte auf die Tonschöpfungen des Meisters gemacht und eine kleine geistreiche Abhandlung über seine Lieblingsoper, die Zauberflöte, geschrieben. Die Musik war denn auch die Veranlassung zu seiner unglücklichen Ehe mit der Sängerin Agnese Schebest, die, wie bekannt, nach fünf Jahren wieder auseinanderging. Sein Gedicht über diese Trennung ist eins seiner schönsten und erinnert an Lord Byrons „fare thee well“, welches bei einer ähnlichen Veranlassung gedichtet worden ist. Sehr bescheiden sagt Strauß von sich:

„Verse machen konnt' ich,
Doch ein Dichter bin ich nicht.“

Dennoch sprach er trotz des Schmerzes, welcher in dem erwähnten Gedicht ausgedrückt ist, niemals von seiner Frau, und niemand konnte ihrer erwähnen, ohne sich seine höchste Ungnade zuzuziehen. Sonst verkehrte es sich sehr angenehm und leicht mit ihm, er unterhielt sich so liebenswürdig über die einfachsten Dinge, und wenn auch seine Denkerstirne tiefe Gedanken vermuten ließ, so konnte man schon mitunter länger mit ihm bekannt sein, bis dieselben sich äußerten. Eines Tages traf er mich im Garten und nahm so viel Interesse an meinen Blumen und Gewächsen, als ob Gärtnerei seine Hauptbeschäftigung sei. Bei folgender Gelegenheit sah ich den Professor sehr erregt. Ein junger Theologe, der liberalen Richtung angehörend, war mit orthodoxen Amtsbrüdern in lebhaften Streit geraten, der in der Presse ausgefochten wurde. Er vertrat die Richtung von Dr. Paulus. Strauß gehörte bekanntlich nicht dieser Richtung an, hielt diese für einen überwundenen Standpunkt, in seinem „Leben Jesu“ erklärte er alles Wunderbare einfach für Mythen und Sagen.

„Der junge Mann ist um hundert Jahre zurück“, sagte der Professor ordentlich entrüstet, „man sollte ihm Geld geben, damit er noch einmal auf Universität gehen und studieren kann!“

Professor Schenkel von Heidelberg hatte einen Vortrag gehalten über „Versöhnung zwischen Christentum und Wissenschaft“. Der Vortrag enthielt des Interessanten viel, der Saal war zum Erdrücken voll. Zufällig besuchte uns andern Tages Strauß. Nun stand er mit Schenkel nicht auf dem besten Fuß, von Heidelberg her, wo Strauß früher gewohnt hatte, er pflegte Schenkel und Gesinnungsgenossen als „die Halben“ zu bezeichnen. „Herr Professor“, fragte ich, „haben Sie gestern Abend den Vortrag von Schenkel gehört?“ „Liebe Freun-

din," antwortete der Gelehrte, „lassen Sie die Toten ihre Toten begraben. . . . . Das Christentum ist eine alte Baracke, gebt sie Wind und Wetter preis. . . . Das Christentum predigt die Armut, — Armut begreift Unwissenheit in sich — Bildung, Kenntnisse kann man sich nur durch Geld erwerben. — Wenn mich jemand auf den rechten Backen schlägt, soll ich ihm noch den linken hinhalten?" —

Er sprach in diesem Sinne weiter, bis ich ihn fragte:

„Was wird nachher? Glauben Sie, daß etwas Besseres nachkommen wird? — — — Glauben Sie überhaupt, daß die Menschen eine positive Religion entbehren können?"

Strauß zuckte die Achseln und nach minutenlangem Schweigen stieß er die Worte hervor: „Ja, das weiß ich nicht!"

Das Gespräch kam in andere Bahnen.

Ein Bekannter hatte den Professor öfters an der Tafel im Hotel gesehen, wo Strauß für gewöhnlich zu Mittag aß, ohne mit ihm in Berührung gekommen zu sein. Dieser wünschte nun sehr den berühmten Gelehrten näher kennen zu lernen und bat mich, ihn mit Strauß zusammen einzuladen. Das hatte nun seine Schwierigkeiten, die ich dem betreffenden Herrn nicht verhehlte, denn der Professor lebte sehr zurückgezogen, machte wohl Besuche, wenn es ihm gerade paßte, hatte sich aber alle Einladungen verbeten. So ging er auch stets allein spazieren und bemerkte niemanden, der ihm begegnete.

Da der Herr mich aber wiederholt immer dringender bat, ihm zu der Bekanntschaft zu verhelfen, gab ich endlich nach und war so glücklich, eine Zusage zu einem kleinen Abendessen zu erhalten. —

Ich weiß nicht, wie es zuging, so unbefangen ich mich sonst mit dem Professor unterhielt, an diesem Abend konnte ich mich einer gewissen Bangigkeit nicht erwehren. Der betreffende Herr — ein noch ziemlich junger Mann — saß da in Erwartung all' der Weisheit und Gelehrsamkeit, die er zu hören bekommen würde, er dachte womöglich nichts Geringeres, als daß der Professor sein ganzes Religionssystem auskramen würde.

Nichts von alledem.

Der Gelehrte mochte vielleicht seinerseits argwöhnen, daß er gewissermaßen als Paradepferd vorgeführt werden sollte, und — schwieg.

Das konnte er nun nicht den ganzen Abend, dazu war er zu sehr Weltmann, aber einsilbig blieb er und ob absichtlich oder nicht — er sprach nur über ganz gleichgültige, alltägliche Dinge. Diese Schweigsamkeit teilte sich auch der übrigen kleinen Tischgesellschaft mit, und diese, sonst gut unterhaltende Persönlichkeiten, konnten das Gespräch nicht in Fluß erhalten, es lag etwas wie ein Bann auf uns allen. Ich erinnere mich kaum jemals einen so peinlichen Gesellschaftsabend verbracht zu haben. Niemals versuchte ich es wieder, Professor Strauß mit jemandem bekannt zu machen.

Im Sommer 1870 ging Strauß in die Schweiz an den Bodensee zu seiner Erholung, wie er alljährlich that. Unterdeß brach der Krieg aus; er kehrte zurück, weil er, wie er mir sagte, die Partei-Ergreifung der Schweizer gegen die

Deutschen nicht ertragen könnte. Seine offenen Briefe an Renan aus jener Zeit sind bekannt. Es war sein letzter Besuch nach seiner Rückkehr aus der Schweiz, ich sah ihn nicht wieder; er zog nach Ludwigsburg zu seinem Sohne, wo er nach wenigen Jahren starb.

Die Ausbreitung der astronomischen Thätigkeit auf der Erde.

Von

Wilhelm Förster.

Die astronomische Forschung ist, wie es scheint, zuerst in solchen Gegenden der Erde erwacht, in welchen eine fast ununterbrochene Reinheit des Himmels von den Gebilden des Wasserdunstes für die Beobachtung der Veränderungen der Himmels-Erscheinungen und der Erfassung der Gesetze ihrer Wiederkehr die günstigsten Bedingungen und die mächtigsten Anregungen gewährte. Hätten die ersten Astronomen in einem Klima, wie das unsrige ist, beobachten müssen, so würden sie zu ihren bedeutsamen, von der Stetigkeit der himmlischen Erscheinungen fast unmittelbar als Geschenke dargereichten Entdeckungen, z. B. des Rhythmus der periodischen Wiederkehr der Finsternisse, schwerlich schon in sehr frühen Stufen der geistigen Entwickelung gelangt sein; denn viele dieser Erscheinungen würden ihnen fast gänzlich durch Wolken verloren gegangen sein, und damit wäre gerade das einfach Gesetzliche in deren Wiederkehr in der verwirrendsten Weise getrübt worden.

Nachdem aber durch die hohe Gunst der klimatischen Verhältnisse der sogenannten suptropischen, nämlich der an die Tropen grenzenden Zonen, in denen überhaupt das erste Erblühen von Geisteskultur und Wohlstand stattfand, die Astronomie schon eine erfolgreiche und hochgepriesene prophetische Wissenschaft geworden war, wanderte sie natürlich mit ihren so große Macht über die Gemüter der jugendlichen Menschheit sichernden Vorausbestimmungen und mit ihren Apparaten auch in solche Länder hinüber, in welchen die natürlichen Bedingungen für ihre Pflege nicht so günstig waren. Und mit jeder weiteren Entwickelungsstufe mathematischen Denkens wurde die Astronomie auch immer unabhängiger von der absoluten Gunst des Wetters, wurde ihr Fortschritt in höherem Grade von der Klarheit der Köpfe als von derjenigen des Firmaments abhängig.

Schon mehrere Jahrtausende vor dem Beginn der christlichen Zeitrechnung haben zweifellos in China sowie in Assyrien, Babylonien und Ägypten anhaltende und systematische Himmelsbeobachtungen stattgefunden.

Als die erste Sternwarte aber, von deren Einrichtungen wir bis jetzt ausführlichere und verbürgte Berichte besitzen, ist die von Alexandria zu nennen. Bald nach dem Tode Alexanders des Großen gegründet durch Fürsten griechischen Ursprungs, nicht fern von alten Sitzen priesterlicher Gelehrsamkeit, in der Nähe

zweier Meere gelegen, welche die Hauptverbindungen zwischen der westlichen und der östlichen Welt bildeten, und wahrscheinlich bereichert durch den Besitz der auf den Zügen Alexanders in die Hände der Griechen gelangten Schätze altbabylonischen oder sogenannten chaldäischen Beobachtungsfleißes, wurden die astronomischen Einrichtungen des Museums zu Alexandria fast für sechs Jahrhunderte, nämlich etwa von 300 vor bis 300 nach Christo, der Schauplatz der Thätigkeit einer Folge von höchst verdienstvollen, zum Teil außerordentlich genialen Astronomen und Mathematikern.

Von den Meßinstrumenten, die sämtlich nur mit unbewaffnetem Auge angewandt wurden, besitzen wir noch genaue Beschreibungen. In die Genauigkeit ihrer Leistungen und in die Beobachtungsresultate haben wir einen deutlichen Einblick durch die fast vollständig auf uns gekommenen astronomischen Schriften des Ptolemäus (um 140 nach Christo), eines der größten in der Reihenfolge der alexandrinischen Astronomen. Er teilt uns von der Behandlungsweise der Hauptinstrumente soviel mit, daß wir den Eindruck eines sehr gut ausgerüsteten Messungsdienstes zur fortgesetzten Ermittelung der Stellungen der Sonne, des Mondes und der Planeten erhalten.

Die Einrichtungen in Alexandria wurden zwar im 7. Jahrhundert von den Arabern zerstört, aber die Astronomie des Ptolemäus erhob sich wie ein Phönix aus der Asche dieser Zerstörung und fand bald eine begeisterte Pflege und Förderung gerade bei diesen Verwüstern griechischer Kultur. Um das Jahr 900 nach Christo blühten schon in Syrien und Ägypten, später auch in den maurischen Ländern des südlichen Spanien astronomische Warten, deren Messungsresultate in der Folgezeit wesentliches zu der Entwickelung der kopernikanischen Lehre beitrugen. In Asien selbst wanderten alsdann mit dem zunehmenden Verfall der Macht und Kultur des Kalifen-Reiches die nach alexandrinischem Vorbilde eingerichteten Sternwarten weiter nach Osten, zunächst nach Persien, dann bis nach Samarkand, wo wir um die Mitte des 15. Jahrhunderts die reich ausgestattete Warte des Ulugh-Beig finden, auf welcher unter anderem in reinster Wissenschaftlichkeit eine sehr bedeutsame Arbeit des griechischen Astronomen Hipparch, nämlich die systematische Orts- und Helligkeitsbestimmung von über 1000 Fixsternen, sorgfältigst wiederholt wurde.

Um dieselbe Zeit beginnt es endlich auch im mittelalterlichen Europa für die Astronomie zu tagen, nachdem, zunächst im Anschluß an die im südlichen Spanien nach dem Lehrbuch des Ptolemäus wirkenden maurischen und jüdischen Astronomen, König Alfons schon im 13. Jahrhundert eine kurze Blüte astronomischer Beobachtung und Rechnung in Spanien gezeitigt hatte.

An die Spitze der im 15. Jahrhundert beginnenden allgemeineren astronomischen Bewegung im Abendlande stellte sich die Warte des Nürnberger Patriziers Bernhard Walter, welche sein Freund, der geniale Johannes Müller, genannt Regiomontanus, durch bedeutende Arbeiten als Beobachter und Rechner verherrlichte.

Regiomontan hatte in Italien, wohin um die Mitte des 15. Jahrhunderts die vor den Türken fliehenden letzten Träger griechischer Kultur auch viele Schätze der astronomischen Litteratur geflüchtet hatten, und wo bereits seit den Kreuzzügen, unter anderem direkt gefördert durch Kaiser Friedrich II., die Kenntnis der arabischen Astronomie sich verbreitet hatte, in umfassendster Weise Besitz ergriffen von allem, was bisher von der Menschheit in Beobachtung und Berechnung der Himmelserscheinungen geleistet worden war, und der damals auf seiner Höhe stehende Reichtum großer Mäcene der Wissenschaft in Nürnberg ermöglichte ihm die Herstellung einer Sternwarte ersten Ranges, welche, wie die Warte zu Alexandria im Altertum, zu den Merkwürdigkeiten ihrer Zeit gerechnet wurde, und auf welcher sich eine eigentümliche Nachblüte griechisch-arabischer Astronomie entfaltete.

Nürnberg war damals bekanntlich für den Binnenhandel wie für den Seehandel ein wichtiger Mittelpunkt. In Nürnberg wurden die besten Land- und Seekarten, wurden die sinnreichsten Instrumente verfertigt, mit denen der Reisende nach griechisch-arabischer Methode zu Lande oder zur See seinen Ort zu bestimmen suchte; in Nürnberg entstanden bekanntlich auch die ersten Anfänge einer durch tragbare Uhren, die sogenannten Nürnberger Eier, zu ermöglichenden Zeitmessung. Durch den Verkehr mit allen Ländern der Erde war ein hochsinniger Mut in der Nürnberger Jugend erweckt worden, welcher viele hinaustrieb zu Entdeckungsreisen und manche, wie den Seefahrer und Kartographen Martin Behaim, mit an die Spitze der Scharen kühner Entdecker stellte, die damals von Portugal, Spanien und Italien aus begannen, neue Seewege und neue Länder zu suchen.

Regimontanus hob den Ruf von Nürnberg auf den Gipfel, indem er mit einer Vollständigkeit und Ausführlichkeit, wie sie auf diesem Gebiete neu war und wie sie bei dem damaligen schwerfälligen Zustande der Rechnungen nur durch eine ganz außerordentliche Geisteskraft erreicht werden konnte, zum ersten Male in kalenderartigen Ephemeriden auf längere Zeit im voraus für jeden Tag Vorausberechnungen der jeweiligen Stellungen des Mondes, der Sonne und der helleren Planeten am Fixsternhimmel gab. Diese Berechnungen wurden übrigens schon wesentlich erleichert durch die von den Arabern in die Astronomie eingeführte und dann im 13. bis 15. Jahrhundert allmählich auch in weitere Kreise des Abendlandes eingedrungene Anwendung des aus Indien stammenden Rechnens nach der Stellung und dem Stellenwerte der Ziffern. Durch Regimontan's Vorausberechnungen wurde die erste Vermessung der Küsten Amerikas und die erste richtige Bestimmung seiner Lage auf der Erdoberfläche ermöglicht. Man kann sogar sagen, daß eigentlich erst mit Hilfe dieser Berechnungen der Nürnberger Sternwarte die Entdeckung Amerikas in dem Sinne erfolgte, daß man es von der Ostküste Asiens, welche sich bekanntlich Kolumbus als Reiseziel gestellt hatte und welche er lange Zeit hindurch erreicht zu haben glaubte, loslöste und als selbständigen Erdteil hinstellte.

Von dieser Zeit ab hat nun überhaupt die Organisation und die Thätigkeit der Sternwarten einen wesentlichen Impuls und bedeutsame, unmittelbar praktische Aufgaben durch die schnell entwickelte Schiffahrt erhalten.

Sehr bald stellte sich die nicht genügende Sicherheit jener ersten, noch auf den griechischen Theorien fußenden Vorausberechnungen bei ihren häufigeren und genaueren Anwendungen auf der See zahlreichen kundigen Männern als eine Gefahr für Leib und Leben entgegen, während bis dahin jene an sich höchst geistvoll durchgebildeten Lehren überwiegend als Geheimlehren mit aller Geduld und Resignation der Wissenschaft gehandhabt worden waren. Das 16. und 17. Jahrhundert brachten in dieser Beziehung die entscheidenden Verbesserungen auf dem Gebiete der Theorie durch das Zusammenwirken von Kopernikus, Tycho Brahe, Keppler, Galilei und Newton.

Nürnberg blieb auch noch bei Lebzeiten des Kopernikus bis zur zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts unter den Nachfolgern des Regiomontan ein Hauptsitz der beobachtenden Astronomie; denn die kleine Warte des Kopernikus selbst, unter dem besonders ungünstigen, von den Nebeln der Flußniederungen vielfach getrübten Himmel zu Frauenburg, ist nur mit wenigen Instrumenten ausgerüstet gewesen, und es zeigt sich in dem großen Werk des Kopernikus überhaupt, daß er weniger ein Beobachter als ein Denker gewesen ist, welcher es verstand, die Resultate der Messungen des alexandrinischen Museums, der arabischen Sternwarten und der Nürnberger Warte in umfassender Klarheit zu einem neuen, auf den Grundpfeilern altgriechischen Philosophierens ruhenden Gedankenbau zu verbinden.

Während um diese Zeit die arabische und maurische Astronomie gänzlich in Verfall geriet, die nautischen und astronomischen Bemühungen in Italien, Spanien und Portugal, sowie in Frankreich und England nur in vereinzelten Leistungen ihren Ausdruck fanden, aber noch zu keiner Gründung größerer astronomischer Organisationen führten, fand das Beispiel Nürnbergs in Deutschland, wo bekanntlich eine besondere Höhe auch des Wohlstandes und der geistigen Intensität im 16. Jahrhundert erreicht war, lebhafte Nachfolge. Gegen Mitte des 16. Jahrhunderts war eine sehr große Anzahl von kleineren Sternwarten in Deutschland entstanden. Fast jeder der größeren Reichsfürsten weltlicher oder geistlicher Art hatte seinen Astronomen und ließ Vorausberechnungen der Stellungen der Himmelskörper nach dem Nürnberger Schema für den Meridian seiner Residenz bewerkstelligen.

Besonders ausgezeichnet unter diesen Warten tritt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Sternwarte des Landgrafen Wilhelm IV. zu Kassel hervor, an welcher neben dem Landgrafen, der selbst ein kenntnis- und sinnreicher Astronom war, mehrere bedeutende mechanische und mathematische Talente thätig waren.

Das Wunderwerk der Zeit aber wurde die Warte, welche unter dem Einfluß dieser Blüte der deutschen Astronomie der dänische Edelmann Tycho Brahe, von seinem König mit reichen Mitteln versehen, auf der kleinen Insel Hven im Sunde, nicht fern von Kopenhagen, errichtete. Nahezu 20 Jahre lang wurde hier trotz der wahrlich nicht großen Gunst des Klimas ein astronomisches Beobachtungssystem von sinnreichster Betriebsamkeit, mit mechanischen Einrichtungen,

welche das Vollkommenste ihrer Zeit vereinigten, von einer großen Schar eifriger Männer durchgeführt, welche unter dem Kommando des großen Tycho erfolgreiche Feldzüge, wie er selbst schreibt, gegen die Geheimnisse des Himmels in allen hellen Momenten, welche der nebelreiche Himmel nur irgend gewährte, vollbrachten.

Wir kennen das anziehende Leben und die Organisation der Arbeit auf dieser Sternwarte „der Uranienburg" und auf der mit ihr verbundenen „Sternenburg" aus zahlreichen Beschreibungen und Abbildungen, welche uns Tycho Brahe darüber hinterlassen hat.

Die Uranienburg wurde durch Tycho's Geist und Eifer auch der Ausgangspunkt einer großen Menge von Anregungen, welche zum Teil durch einen lebhaften Briefwechsel, zum Teil durch zahlreiche Besuche, welche diese Sternwarte anzog, in sämtliche Kulturländer Europas verbreitet wurden.

Die instrumentalen Einrichtungen der Uranienburg gewährten das Äußerste, was die Genauigkeit menschlicher Messungen ohne Bewaffnung des Auges erreichen konnte, und es ist merkwürdig zu sehen, wie weit diese Genauigkeit wenige Jahrzehnte vor der Erfindung des Fernrohrs entwickelt war, soweit, daß sie noch über ein halbes Jahrhundert lang mit den Leistungen des Fernrohrs als Meßinstrument streiten und noch den Keppler'schen Gesetzen das Leben geben konnte.

Als nach dem Tode des Königs, welcher dem Tycho freigebig die Mittel zur Begründung seiner Warten gewährt hatte, der dänische Hof sein Budget durch die Astronomie übermäßig belastet fand, ging Tycho nach Deutschland hinüber, und Uranienburg und Sternenburg wurden nach wenigen Jahrzehnten durch den Haß und Neid, vielleicht auch den Aberglauben, welcher sich gegen den Wundermann angehäuft hatte, so vollständig von der Erde vertilgt, daß es schon gegen das Ende des 17. Jahrhunderts fast unmöglich war, auf der kleinen Insel noch den Platz zu ermitteln, an welchem diese Pracht gestanden hatte.

Tycho ging nach Prag, wohin ihn Kaiser Rudolf II. geladen hatte, und wo nun unter der Ägide dieses Monarchen eine neue bedeutende Sternwarte entstand. An dieser Warte übernahm nach Tycho's Tode Keppler die Fortführung seiner Arbeiten, und die Sternwarte zu Prag wurde so der unmittelbare Ausgangspunkt von Keppler's hochwichtigen Entdeckungen.

In Nürnberg und im übrigen Deutschland war inzwischen die Blüte des astronomischen Interesses und der entsprechenden Einrichtungen unter den Wirkungen des Verfalles, welchen die neuen Seewege dem deutschen Handel zu bereiten begannen, und unter dem versengenden Hauch religiöser Erbitterungen und verheerender Kämpfe dahingesunken, und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts war es, während Cartesius und andere Mathematiker in Frankreich und Holland die mathematischen Hilfsmittel und Methoden für den ferneren astronomischen Fortschritt zeitigten, in der Astronomie selber eigentlich nur Keppler, der damals auf seinen Schultern die ganze Entwickelung der Himmelskunde trug.

Schon wenige Jahrzehnte nach seinen großen theoretischen Entdeckungen und mit Anwendung derjenigen zweckmäßigen Veränderung, welche sein Scharfblick

dem in den Niederlanden erfundenen und von Galilei zuerst nach dem Himmel gerichteten Fernrohr gab, begann jedoch für die Astronomie nun auch im Sinne der räumlichen Ausbreitung ihrer Arbeitsstätten und ihrer Wohlthaten über die ganze Erde die große aufsteigende Entwickelung, deren gegenwärtigen Stand ich etwas näher darlegen will.

Frankreich und England nahmen endlich um die Mitte des 17. Jahrhunderts, während die bis dahin in der Seefahrt leitenden Mächte Portugal und Spanien unter den Wirkungen der kirchlichen Reaktion zu sinken begannen, die astronomischen Interessen der Schiffahrt kräftig in die Hand.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunders wurden in Paris und in Greenwich die beiden großen Sternwarten gegründet, welche von jener Zeit an, und zwar die Pariser Sternwarte auch als Ausgangs- und Stützpunkt von astronomischen, nautischen und Gradmessungs-Expeditionen, die Greenwicher Sternwarte durch die anhaltende und sorgfältige Beobachtung der Ortsveränderungen des Mondes unter den Sternen, sowie der Lage der helleren Sterne gegen einander und gegen gewisse Fixpunkte des Himmels, die Kenntnis der Erde, die Schiffahrt und die astronomischen Theorien selbst in hohem Grade förderten.

Greenwich, an einer großen Wasserstraße gelegen, blieb bis jetzt der Mittelpunkt der nautischen Astronomie, welche die Wohlthaten, die sie dem Schiffer spendet, wesentlich auf unablässige Messungen der Ortsveränderung des Mondes am Himmel begründet, aus denen sich allmählich eine zur Vorausberechnung des jeweiligen Ortes des Mondes am Himmel auf mehrere Jahre im voraus ausreichende Theorie hat entwickeln lassen.

England trat auch noch in anderer Weise damals an die Spitze der astronomischen Entwickelung, indem es durch seinen unvergleichlichen Newton die Arbeiten des Kopernikus und des Keppler vielleicht für viele Jahrhunderte zu einem gewissen formalen Abschluß brachte, nämlich in der Lehre von der allgemeinen Massenanziehung als der nachgewiesenen Regiererin der sämtlichen bis dahin beobachteten himmlischen Bewegungen und Erscheinungen.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts treten dann neben den Sternwarten zu Paris und zu Greenwich in Frankreich und England nur vereinzelte Institutionen geringeren Umfangs und geringerer Bedeutung auf. In Deutschland ist aber um die Mitte und in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die glänzende astronomische Thätigkeit des Danziger Bürgermeisters Hevelke (latinisiert Hevelius) hervorzuheben, des würdigen Seitenstückes zu dem Magdeburger Bürgermeister Otto von Guerike, dem die Physik und die ganze Technik, unter anderem durch seine Erfindung der Luftpumpe, so Bedeutendes verdankt. Erst im Laufe des 18. Jahrhunderts hob sich der allgemeinere Kultus der beobachtenden Astronomie in Frankreich durch das Entstehen zahlreicher kleiner Warten, in Italien hauptsächlich durch die Begründung der bedeutenderen Sternwarten zu Mailand und Palermo, in Portugal durch die Errichtung einer ansehnlichen Sternwarte zu Coimbra, welche leider in der Folge nicht viel zu stande brachte, in Deutschland durch die Errichtung oder neue Ausstattung und Belebung von kleineren

Warten in Wien, Göttingen, Mannheim und Berlin und endlich gegen Ende des Jahrhunderts durch die große, eine Zeitlang zu einer gewissen zentralen Stellung in der Astronomie gelangte Warte auf dem Seeberge bei Gotha.

Es war Herzog Ernst II. zu Sachsen-Gotha, welcher sich, beraten von dem ihm befreundeten Astronomen Baron von Zach, und im Wetteifer mit dem, was Karl August in Weimar für die schöne Litteratur that, um das Jahr 1787 entschlossen hatte, auf dem Seeberge bei Gotha eine Sternwarte mit den besten damals vorhandenen Instrumenten zu errichten und Deutschland eine astronomische Institution zu geben, welche sich mit den Sternwarten zu Paris und Greenwich messen könnte.

Auf dem Seeberge fand im Jahre 1798 auch der erste astronomische Kongreß statt, in welchem sich sternkundige Männer mehrerer Nationen — auch der Pariser Astronom Lalande erschien dort — zum erstenmal zur Besprechung gemeinsamer Angelegenheiten in der richtigen Erwägung vereinigten, daß, wenn etwas international betrieben werden muß, es die Wissenschaft ist, welche die Beziehungen der ganzen Erde zum Himmelsraume zu erforschen hat, und für welche die ganze Erdoberfläche nur ein einziger, im Vergleich zum Himmelsraum schon eng genug begrenzter Beobachtungsplatz ist.

Auf dem Seeberg wirkten noch Zach, Bernhard von Lindenau und Encke. Nach der Übersiedelung des letzteren auf die Berliner Sternwarte wurde sodann der Seeberg und Gotha der Sitz der großartigen Arbeiten, mit denen Hansen aus den mehr als hundertjährigen unablässigen Beobachtungen der Greenwicher Sternwarte den Mondlauf näher ergründete und die Tafeln des Mondes schuf, die gegenwärtig die Schiffe auf hoher See mit bedeutend vermehrter Sicherheit leiten. Dieses Werk des deutschen Astronomen wurde auf Kosten der englischen Admiralität gedruckt und in französischer Sprache herausgegeben.

Eine so hervorragende und zentrale Stellung, wie die Sternwarte auf dem Seeberge eine Zeitlang eingenommen hatte, besitzt gegenwärtig keine Sternwarte in Deutschland, vielmehr zeigt sich die in vieler Hinsicht glückliche Eigentümlichkeit der deutschen Geisteskultur, daß sie der Zentralisierung widerstrebt, gegenwärtig auch in einem fast gleich geordneten Zusammenwirken zahlreicher bedeutender astronomischer Institute.

Während der Pariser Sternwarte keine der kleineren, mit Staatsmitteln unterhaltenen Warten Frankreichs auch nur entfernt ebenbürtig ist, und während die sehr bedeutenden, über das Zwanzigfache des Jahresetats der Berliner Sternwarte betragenden Unterhaltungskosten der Pariser Sternwarte für die Provinzen wenig übrig gelassen hatten, bestehen in Deutschland neben der Berliner Sternwarte noch acht ansehnliche Sternwarten, nämlich zu Leipzig, München, Bonn, Göttingen, Hamburg, Kiel, Königsberg und Gotha. Außerdem aber besitzt Deutschland noch zwei Sternwarten ersten Ranges, deren Einrichtungen durch ihre Neuheit und Eigenartigkeit diejenigen der Berliner Sternwarte überstrahlen, nämlich das Observatorium zu Potsdam, welches vor etwa 12 Jahren auf günstigster, keineswegs abgelegener Höhe errichtet wurde, um vorzugsweise demjenigen Teile

des astronomischen Aufgabenkreises zu dienen, für den die Lage der Berliner Sternwarte nicht mehr hinreichend geeignet ist, ferner die Sternwarte zu Straßburg, welche mit demonstrativem Glanze ausgestattet wurde.

Übrigens erfordert es die Gerechtigkeit, ausdrücklich anzuerkennen, daß auch in Frankreich in neuester Zeit etwas mehr für die Sternwarten in den Provinzen, insbesondere für Lyon, Bordeaux und Toulouse, gethan worden ist, und daß neuerdings in Nizza durch einen reichen Privatmann, den Pariser Bankier Bischoffsheim, eine Sternwarte errichtet worden ist, welche sich der Pariser Sternwarte und den Sternwarten zu Potsdam und zu Straßburg mindestens an die Seite stellen kann.

In England bestehen außer den Sternwarten zu Greenwich eine fast eben so große Zahl öffentlicher astronomischer Institute wie in Deutschland, von nahezu gleicher und sehr vollständiger Einrichtung, nämlich in Edinburg, Dublin, Oxford, Cambridge, Glasgow und Liverpool. Was aber der astronomischen Thätigkeit in England einen ganz besonderen Charakter giebt, ist die ungemeine Blüte, deren sich dort die Pflege der astronomischen Beobachtungen von seiten begüterter Privatleute erfreut. Große Grundbesitzer und reiche Industrielle glauben ihren Landsitzen kaum einen größeren Glanz verleihen zu können als durch Errichtung von Sternwarten, welche meistens so reich ausgestattet sind, daß sie mit den öffentlichen Sternwarten Englands und Deutschlands getrost wetteifern können, und welche sich höchstens dadurch von den öffentlichen Instituten unterscheiden, daß ihre Beobachtungsthätigkeit keinen so regelmäßigen, dafür aber zeitweise einen um so intensiveren und eigenartigeren Charakter hat.

In Deutschland sind wohl auch ähnliche Erscheinungen aufgetaucht, aber in bedeutend geringerer Zahl und selten mit ähnlichem Reichtum der Einrichtungen wie in England. Eine Zeitlang hatte sich die Privatsternwarte des Kammerherrn von Bülow zu Bothkamp bei Kiel besonderen Ruhm erworben durch die Thätigkeit zweier jüngerer Astronomen, der Herren Vogel und Lohse, welche jetzt beide in Potsdam wirken.

Als ein geistvoller Freund der Astronomie, welcher sich auf seinem Landsitz bei Bonn auch eine kleine Sternwarte sinnreich und eigenartig ausgerüstet hatte, ist der frühere Minister-Präsident Herr Ludolf Camphausen zu nennen.

Die ansehnlichste Privatsternwarte Deutschlands ist aber zur Zeit diejenige, welche ein russischer Edelmann, Baron von Engelhard, sich zu Dresden errichtet hat.

Neben England, Frankreich und Deutschland steht überhaupt Rußland in der Pflege der Astronomie in erster Linie, ja man kann behaupten, daß die russische Zentralsternwarte zu Pulkowa bei Petersburg noch immer die besteingerichtete und vollständigste Warte der ganzen Erde ist. Sie wurde von einem der geschicktesten Astronomen dieses Jahrhunderts, Wilhelm Struve, unter der besonderen Teilnahme von Kaiser Nikolaus im Jahre 1839 eingerichtet und hat seitdem die Wissenschaft mit großen Reihen sorgfältiger und konsequenter Messungen bereichert.

Außerdem hat Rußland größere Warten, welche ungefähr die Dimensionen der größeren deutschen Universitäts-Sternwarten haben, zu Moskau, Kasan, Charkow, Nikolajeff, Kiew, Warschau, Dorpat und zu Helsingfors in Finnland. Und auch an Privatsternwarten fehlt es in Rußland nicht.

In Schweden, Norwegen, Dänemark, den Niederlanden, Belgien, der Schweiz und Spanien sind zu nennen die Sternwarten zu Stockholm, Upsala, Lund, Christiania, Kopenhagen, Leyden, Utrecht, Brüssel, Lüttich, Genf, Zürich, Neuchâtel, Madrid und Lissabon, zum größeren Teile ausgezeichnet durch regelmäßige Beobachtungen mit guten Apparaten von mittleren Dimensionen oder durch treffliche experimentelle oder theoretische Leistungen bedeutenderer Männer.

Österreich hatte bis in die neueste Zeit keine Sternwarte ersten Ranges, da die alten Sternwarten zu Prag und Wien noch in Gebäuden, die aus dem 17. Jahrhundert herrührten, sich befanden und daher mit vielen Mängeln der Einrichtung behaftet waren. Seit einigen Jahren ist aber in Wien auf den Höhen südlich von der Stadt ein großartiger Palast der Astronomie erbaut worden, welcher Wien zu einer astronomischen Beobachtungsstation allerersten Ranges gemacht hat.

In neuester Zeit hat sich auch Ungarn, welches keine einzige nennenswerte Staatsanstalt für Astronomie besitzt, dadurch hervorgethan, daß Bischöfe und Magnaten sich ansehnliche Privatsternwarten errichtet haben und an denselben eifrigst der Astronomie dienen.

Auch die Benediktiner-Abtei zu Kremsmünster in Österreich ist mit einer wohleingerichteten Sternwarte versehen.

In Italien befinden sich Sternwarten zu Mailand, Padua, Turin, Modena, Florenz, Rom, Neapel und Palermo, neuerdings auch in Catania.

Die Einrichtungen dieser Sternwarten sind zum Teil neuester und bester Art, zum Teil durch die älteren Baulichkeiten, in denen sie sich befinden, eingeschränkt. Neuerdings hat Papst Leo XIII., offenbar von besonderer Liebe für die astronomische Forschung erfüllt, in Rom eine eigene Sternwarte, die Specula Vaticana, errichtet.

Griechenland besitzt durch die Munifizenz des verstorbenen aus Griechenland stammenden Wiener Bankiers, Baron von Sina, in Athen eine Sternwarte, an welcher bis vor wenigen Jahren unser jetzt leider dahingeschiedener Landsmann Julius Schmidt das herrliche Klima eifrig und erfolgreich ausnutzte.

Aus der Gesamtheit obiger Aufzählungen dürfte wohl der Eindruck hervorgehen, daß Europa zur Zeit mit Sternwarten recht vollständig und in ziemlich gleichmäßiger Verteilung ausgerüstet ist.

Vergleicht man damit die Verteilung der Sternwarten auf der übrigen Erdoberfläche, so erkennt man sofort, daß diese Verteilung von einer solchen, welche etwa nach rein astronomischen Zweckmäßigkeits-Gesichtspunkten zu erstreben wäre, weit entfernt ist. Zwar finden wir auch in Nordamerika vortreffliche Warten ersten Ranges, zunächst die großartige neue Lick-Sternwarte in Kalifornien auf dem Hamilton-Berge, sodann die Sternwarte in Washington, in Cambridge bei

Boston, Chicago, Annarbor, Cincinnati, sowie sehr zahlreiche kleinere Warten an anderen Punkten der Vereinigten Staaten, und auch die tropischen Gegenden und die südliche Halbkugel sind gegenwärtig durch die Sternwarten der englischen Kolonien, nämlich in der Kapstadt und in Natal, ferner in Madras, in Melbourne und in Sidney, außerdem durch die Sternwarten zu Rio-Janeiro, zu San Jago in Chile und zu Cordoba in der Argentinischen Republik, zu denen sich neuerdings die von katholischen Missionen errichteten oder geplanten Sternwarten, z. B. eine in Madagaskar, gesellen, insoweit besetzt, daß für die Beobachtung auch von solchen Phänomenen einige Sicherheit vorhanden ist, die bloß von der südlichen Halbkugel aus gesehen werden können, oder von solchen Phänomenen, welche vor sich gehen, während durch die Drehung der Erde die europäische Seite der Erdkugel nach der entgegengesetzten Seite des Himmelsraums gewendet ist. Indessen ist doch zu bemerken, daß gerade solche Gegenden der Erde, in denen die Gleichmäßigkeit der klimatischen Bedingungen und die damit verbundene Durchsichtigkeit der Atmosphäre die günstigsten optischen Bedingungen für die astronomische Forschung bieten, infolge der Ungleichmäßigkeit der Verteilung der Sternwarten noch lange nicht hinreichend mit Beobachtungsstationen besetzt sind.

Vielleicht wird diese Behauptung den Eindruck erwecken, als ob die astronomischen Wünsche und Anforderungen unersättlich seien. Ein Zweifler, welcher aus Unkenntnis fragen könnte, wozu solche unausgesetzte und ausgebreitete astronomische Thätigkeit überhaupt auf die Dauer noch erforderlich sei, nachdem man doch, wie es scheine, das Wesentlichste in bezug auf die Stellung und Bewegung der Erde, den Kalender, die Schiffahrt u. s. w. geordnet habe, würde vielleicht schon aus den bisherigen Schilderungen den Schluß ziehen, daß die Errichtung von Sternwarten eher eingeschränkt als ausgebreitet werden müsse.

Auf einen solchen nicht fernliegenden Zweifel wäre in Kürze zu erwidern, daß die Aufgaben der Astronomie, weit entfernt, auch nur in sogenannten wesentlichen Dingen erschöpft zu sein, an Tiefe und Umfang noch ganz unermessen sind; denn selbst in unserem Planeten-System sind die wirkenden Kräfte und die Bewegungs-Gesetze auch erst in ihren allgemeinsten Zügen mit Sicherheit erkannt. Es würde z. B. ohne unablässige Fortsetzung und Verschärfung derjenigen Messungen, welche sich mit den Ortsveränderungen des Mondes an der Himmelsfläche beschäftigen, und ohne weitere und noch tiefere theoretische Durchdringung derselben die Leistung der Astronomie für die Sicherheit der Schiffahrt sehr bald wieder Rückschritte machen, während auch in dieser Hinsicht sogar recht erhebliche Fortschritte noch denkbar und erforderlich sind. Zugleich ist in den Schwankungen der Sonnenzustände und in den Bewegungserscheinungen der Fixsternwelt sowie in den Helligkeitsschwankungen der Sterne eine solche Fülle von Problemen allmählich aufgestiegen, daß wir die bisherigen Leistungen der Astronomie erst als den Anfang der Anfänge betrachten können. Diese Unermessenheit der Aufgaben ist aber keine *bedrückende*, sondern eine *erhebende*, weil sie nach der Erfahrung der Jahrhunderte in viel höherem Maße eine Zunahme an geistigem

Reichtum und entsprechendem Glücke der Menschheit in Aussicht stellt als an Mühe und Opfern.

Es könnte daher nur die ökonomische Frage gestellt werden, ob innerhalb des gesamten Haushalts der Menschheit nicht etwa infolge der unbestreitbaren Gunst, welche die Höhen des geistigen Lebens von jeher unserer Wissenschaft zugewandt haben (vielleicht auch), weil sie in dieselben Räume hinausstrebt, in welche die idealer gestimmte Seele „Ewigkeit und Freiheit suchend“ gern ihren Blick lenkt), ob nicht infolge dieser besonderen Gunst eine einzelne Forschungsrichtung mit unverhältnismäßigen Opfern gefördert wird, welche bei einer völlig gerechten Abwägung als eine Beeinträchtigung anderer Seiten der Geistes- und Forschungsarbeit der Menschheit erscheinen könnten.

Nun, diese letztere Abwägung, sie dürfte in wirklich erschöpfender und gerechter Weise ganz unmöglich sein. Dem Zweifelnden kann daher nur der Trost bleiben, daß alle Ausgaben, welche für reine und konsequente Geistesarbeit überhaupt von der Gesamtheit dargebracht werden, sogar wenn sie direkt und auf den ersten Blick gar nicht produktiv erscheinen — die Statistik beginnt ja erst jetzt, auch sogenannte ideale Wirkungen in ihrer eminenten wirtschaftlichen Bedeutung zu erfassen — daß alle solchen Ausgaben überreiche Zinsen tragen, und daß demnach in Betracht dieser Fülle von Überschüssen, welche jede ernste Geistesarbeit der Menschheit überhaupt einträgt, nicht von einem vergleichsweise zu großen Opfer der Menschheit für die Astronomie, sondern nur von einem vergleichsweise ungewöhnlich hohen Gewinn, welchen die Menschheit für ihren inneren und äußeren Wohlstand durch die eifrige Pflege der Astronomie erwirbt, die Rede sein kann. Man wird es vielleicht einst in Zahlen erweisen können, daß, je weniger direkt in wirtschaftlichem Sinne produktiv eine Wissenschaft erscheint, desto reiner und intensiver diejenigen ihrer Wirkungen sind, welche gerade die tieferen Kräfte der Menschennatur wecken und die köstlichste Förderung jedes wahren Wohlstandes enthalten.

Die astronomischen Institutionen haben aber auch für die gesamte Entwickelung aller anderen exakten Wissenschaften und für die gesamte Theorie und Praxis der Maße und des Messens eine sehr hohe und dauernde Bedeutung formaler Art. Sie vermögen infolge der verhältnismäßigen Einfachheit der astronomischen Probleme und der dadurch ermöglichten strengeren Durchbildung der Methoden zu kritischer Strenge und Unbefangenheit in allem Forschen überhaupt zu erziehen, und sie gewähren auch durch die Maßbestimmungen, die ihr Zusammenwirken am Firmament allmählich immer fester und vollständiger verzeichnet hat, für die ganze Erde die allein gesicherten Kontrolen und Grundmaße zur Prüfung aller, Winkel und Zeit messenden Instrumente und Methoden, wie sie zu zahlreichen irdischen Aufgaben, insbesondere zur Orientierung aller Kräfte und Richtungen im irdischen Raume und zu tieferer Ordnung des ganzen Verkehrslebens immer allgemeiner erfordert werden.

Das Eine nur wird die Gesamtheit der Kultur von der Astronomie bei der ferneren Ausbreitung und Vervollkommnung derselben verlangen dürfen, daß nämlich

auch wirklich in hohem Sinne und nicht kleinlich und pedantisch gearbeitet werde, daß also innerhalb der Astronomie immer mehr diejenige Organisation des Zusammenwirkens eintrete, welche auf den einfachsten und sichersten Wegen zu klar erkannten Zielen führt und gerade bei wachsendem Gesamtaufwande alle unproduktiven Arbeitsverluste aufs äußerste meidet.

Die Astronomie hat durch die Besonderheit ihrer Aufgaben und ihrer Institutionen die Aussicht, zu einer solchen Organisation der gemeinsamen Arbeit früher zu gelangen als die anderen Wissenschaften, bei denen sich zwar auch ähnliche Bedürfnisse herauszustellen beginnen, bei denen aber vielleicht die Schwierigkeiten und Übelstände einer direkten und bewußten Gesamt-Organisation zur Zeit noch viel größer sein werden als deren Vorteile.

In der That haben sich bereits Anfänge einer die Erde umfassenden Organisation der astronomischen Arbeit gebildet. Die deutschen Astronomen, denen die fast durchgängige Verbindung forschender Thätigkeit mit akademischer Lehrthätigkeit, bei einer verhältnismäßigen Knappheit der öffentlichen Mittel, verglichen mit den Dotationen der astronomischen Institute anderer Länder, formale Gesichtspunkte der Organisation und Ökonomie der Arbeit von jeher besonders nahe gelegt hat, haben im Jahre 1863 eine astronomische Gesellschaft begründet, welche von Anfang an auf die Beteiligung der Astronomen aller Nationen berechnet war, und welcher es durch diesen internationalen Organisationsplan auch wirklich gelungen ist, die überwiegende Mehrheit der leitenden Astronomen aller Nationen zu einem Beginn bewußten Zusammenwirkens zu vereinigen.

Die Gesellschaft, deren Sitz gegenwärtig in Leipzig ist, umfaßt insbesondere fast sämtliche deutsche, russische, skandinavische und amerikanische Astronomen; auch England ist durch eine Anzahl der namhaftesten Männer vertreten, und nur Frankreich hat bisher, wenigstens in den Spitzen der offiziellen Astronomie, die Beteiligung versagt.

Diese astronomische Gesellschaft stellt sich zum besonderen Ziel, bei allen größeren Messungs- und Berechnungsaufgaben, welche zur Zeit der Wissenschaft obliegen, und welche ohne das Zusammenwirken vieler, in gewissen Fällen sogar mehrerer Generationen von Astronomen, nicht gehörig zu Ende gebracht werden können, eine möglichst zweckmäßige Teilung der Arbeit, verbunden mit größtmöglicher Sicherung derselben, durch geeignete gemeinsame Maßregeln herzustellen.

Die Gesellschaft hat unter anderem die zusammenfassende Leitung eines großen Beobachtungswerkes unternommen, welches sich auf die genaue Ortsbestimmung von mehreren Hunderttausenden lichtschwächerer Sterne bezieht, einer Arbeit, welche für die Zukunft sehr wichtige Anhaltspunkte für fundamentale Fragen z. B. auch für die Drehungsgesetze der Erde und für die Bewegungen der näheren und helleren Sterne verspricht.

Sternwarten in allen Teilen der nördlichen Halbkugel der Erde sind hieran nach einem festen, von dem Vorstand der Gesellschaft aufgestellten Programm beteiligt, Sternwarten der südlichen Halbkugel haben bereits begonnen, in dieser Richtung vorbereitende Arbeiten nach festem Plane auszuführen, und der ganze

bisherige Verlauf der Sache kann, obgleich natürlich Irrungen und Hemmungen auch bei allen solchen Organisationen vorkommen, ein überaus hoffnungsreicher genannt werden.

Auch anderweitige Vereinbarungen mehr administrativen Charakters haben begonnen sich zu entwickeln. Es hat sich unter anderem als notwendig herausgestellt, um für die sichere Bestimmung der Bahnen neu entdeckter Himmelskörper möglichst schnell ein geeignetes Zusammenwirken der Sternwarten verschiedener Erdteile zu sichern, was bei der Unsicherheit des Wetters, zumal der winterlichen Jahreshälfte unserer Zone, von großer Bedeutung ist, sowie überhaupt zur Sicherung schleunigen Zusammenwirkens der Sternwarten in besonderen Fällen z. B. bei der Verfolgung ungewöhnlicher Vorgänge auf der Sonne, einen telegraphischen Nachrichtendienst zwischen den astronomischen Mittelpunkten der verschiedenen Länder und Erdteile einzuführen. Eine Zentralstelle hierfür wird auf gemeinsame Kosten, d. h. mit Jahresbeiträgen von Sternwarten aller Länder, in Kiel, dem Sitze der verbreitetsten astronomischen Zeitschrift, unterhalten, und die ganze Organisation wird von den Telegraphenverwaltungen auf's wärmste unterstützt.

Für eine andere Organisation hat neuerdings die Sternwarte zu Paris in sehr dankenswerter Weise die Initiative ergriffen, nämlich für eine nur durch das Zusammenwirken der Sternwarten aller Zonen zu ermöglichende photographische Aufnahme des Inventars der gesamten Himmelsfläche, einschließlich der lichtschwächsten Sterne und Nebelgebilde. In dieses Zusammenwirken hat sich auch die obenerwähnte neue Sternwarte im Vatikan, auf besonderen Wunsch von Leo XIII., eingereiht.

Je bewußter und umfassender dieses ganze Zusammenwirken sich gestalten wird, desto näher wird man alsdann auch der Frage über die zweckmäßigste Verteilung der Sternwarten auf der Erde treten können. Zunächst wird man allerdings in dieser Beziehung das Gewordene möglichst unverändert walten lassen und auch das neue Werden nicht zu peinlich einengen müssen, aber die Zeit wird kommen, in welcher etwa der Vorstand der astronomischen Gesellschaft bei der Anlegung neuer Sternwarten gehört werden wird, um alsdann die Gesichtspunkte zweckmäßigsten Zusammenwirkens geltend zu machen.

Natürlich wird man in solchen Ländern, in denen zahlreiche Sternwarten bereits in Thätigkeit sind, nicht daran denken, dieselben zu vermindern, etwa zu dem Zweck, dafür in menschenleeren Gegenden, in denen nach rein geographischen und meteorologischen Gesichtspunkten Sternwarten wünschenswert wären, solche zu errichten.

Wie schon oben angedeutet wurde, sind es nicht die äußeren klimatischen Bedingungen, welche die höchste Intensität und den höchsten Erfolg der astronomischen Arbeiten bedingen, sondern die günstigsten Bedingungen für die Entwickelung der Intensität menschlichen Denkens und Wollens sind mindestens ebenso wichtig und vermögen sogar, wie die Geschichte der Astronomie erweist, auch bei sehr kurzen und seltenen Zeiten des Durchblicks durch die Wolkenhüllen der

Erde zu den herrlichsten Resultaten zu verhelfen. Ich erinnere hierbei nur an Tycho's Uranienburg auf der nebligen Ostsee-Insel und an die großen astronomischen Leistungen des nebelreichen England.

In denjenigen Kulturländern, in welchen die Himmelsaussichten häufigen Trübungen ausgesetzt sind, wird es vielleicht sogar zweckmäßig sein, die Anzahl der kleineren Sternwarten zu vergrößern, um gegenüber den Unsicherheiten des Wetters durch eine zweckmäßigere Vervielfältigung und Verteilung gewisser einfachster Beobachtungsmittel von den einzelnen rein lokalen Wetterstörungen noch unabhängiger zu werden. Hierbei dürfte zugleich die Erwägung mitsprechen, daß durch die größere Verteilung der Arbeit auf einzelne kleinere Warten auch die sittigenden Wirkungen der astronomischen Arbeit innerhalb der Kulturländer an Intensität nur gewinnen können, da alsdann in immer kleineren Kreisen eine unmittelbare Anschauung von dieser den ganzen Menschen fördernden und stärkenden Art der Thätigkeit und von dem hohen Grade von Gesetzmäßigkeit in den Beziehungen zwischen Natur und Menschengeist sich geltend zu machen vermag.

Ein fernerer Gesichspunkt für die Anordnung der räumlichen Verteilung astronomischer Einrichtungen würde sich ergeben durch die bereits vielfach gemachte Wahrnehmung, daß es nicht ratsam ist, zu gewaltige Fernröhre in ungünstigen Klimaten aufzustellen, daß vielmehr sehr große Fernröhre in solchen klimatischen Zuständen, in welchen unregelmäßigere Bedingungen für die Bewegung des Lichtes durch die Atmosphäre obwalten, nur selten und innerhalb kurzer Zeiträume die Leistungen kleinerer Apparate übertreffen, überdies aber die astronomische Arbeit im allgemeinen erschweren und verzögern; denn sie sind komplizierter und langsamer zu handhaben und gestatten daher die Ausnützung auch kürzerer Momente der Aufhellung des Himmels bei weitem nicht in so vollem Maße wie kleinere und handlichere Instrumente. Letztere Gesichtspunkte hatten bisher bei den deutschen Sternwarten überwiegend Geltung.

Die deutschen Astronomen haben sich aber hierbei nicht beruhigt. Bei eingehendster Erwägung ist es richtiger erschienen, die weitere Verstärkung der Leistungen der Fernröhre weniger in der Vergrößerung ihrer Dimensionen als vielmehr in einer vollkommeneren Verwertung des Lichtes, d. h. in einer vollständigeren, genaueren Führung aller in das Fernrohr gelangenden Lichtwirkungen zu suchen. Die schönen Arbeiten, welche von Abbe und Schott zu Jena in diesem Sinne ausgeführt worden sind, eröffnen einige Hoffnung, daß es in Zukunft gelingen wird, mit kleineren und handlicheren Fernröhren von vollkommenerer Ausführung und mit Verwendung neuer, durch systematische Experimente zu gewinnender Glassorten dasselbe und mehr zu erreichen, als anderwärts mit den kolossalsten Einrichtungen und mit unverhältnismäßig großem Aufwande gewonnen worden ist. Inzwischen wird jedoch daran gearbeitet, wenigstens eine der günstigst gelegenen deutschen Sternwarten schon in naher Zukunft mit einem möglichst vollkommenen und lichtstarken Fernrohr von mächtigen Dimensionen auszustatten, welches im stande sein soll, auch mit Anwendung des bisherigen Glasmaterials und der bisherigen Herstellungsmethoden Leistungen darzubieten, die in allen

wesentlichen Punkten den Leistungen der kolossalen Fernröhre des Auslandes ebenbürtig sind und für die weitere Entwickelung der optischen Kunst in Deutschland selber Ziel- und Stützpunkte gewähren.

Die mächtigsten Fernröhre wird man späterhin entweder in der tropischen oder subtropischen Zone, z. B. an den Ufern des mittelländischen Meeres oder auf den Plateaus höherer Gebirge der tropischen Zone, etwa auf den Abhängen des Himalaya-Gebirges und auf den Hochflächen der Anden Südamerikas zur Anwendung bringen.

Erfahrungen über den außerordentlichen Gewinn, welchen man durch Aufstellung von Fernröhren sehr starker optischer Kraft auf hohen Bergen der subtropischen Zonen erlangen kann, sind schon im Jahre 1856 durch eine von der englischen Admiralität angeregte und unterstützte astronomische Expedition gesammelt worden, welche sich viele Monate in 3000 Meter Höhe auf dem Pic von Teneriffa mit besonderen Untersuchungen über diese Frage beschäftigt hat.

Die äußerst günstigen Eindrücke, welche von dieser Expedition mitgebracht wurden, sind seitdem durch gelegentliche Erfahrungen von Astronomen, welche bei Sonnenfinsternis-Expeditionen oder im Anschluß an die Expeditionen zur Beobachtung des Venus-Durchgangs in den verschiedenen Gegenden der Erde verweilten, bestätigt worden, und es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß diese Erfahrungen über kurz oder lang zu einem entsprechenden Zusammenwirken der Astronomen aller Nationen im Sinne der Vereinigung von materiellen Mitteln und Arbeitskräften führen werden, damit allmählich die Vorteile, welche gewisse Gegenden der Erdoberfläche in jener Beziehung zu bieten vermögen, durch wohlbedachte Errichtung dauernder oder zeitweiliger Beobachtungs-Stationen in denselben systematisch ausgenützt werden können.

Auch die astronomischen Expeditionen in ferne Länder, vermöge deren möglichst gleichzeitige Beobachtungen gewisser Phänomene von sehr entlegenen Punkten der Erde aus gesichert werden sollen, werden dazu beitragen, eine festere Organisation des Zusammenwirkens der Astronomen aller Nationen herbeizuführen.

Einleitungen hierzu sind bei den Vorbereitungen der zur Beobachtung des Venusdurchganges in den Jahren 1874 und 1882 unternommenen astronomischen Expeditionen der verschiedenen Nationen und auch hinsichtlich einer gemeinsamen zentralisierten Bearbeitung der Ergebnisse dieser verschiedenen nationalen Expeditionen versucht worden.

Dagegen ist auf einem nahe verwandten Forschungsgebiete, nämlich auf demjenigen der geodätischen, astronomischen und physikalischen Erforschung der Erde, der sog. Erdmessung im weitesten Sinne, ein Aufschwung zu einer etwas festeren und umfassenderen internationalen Organisation mit dem Kernpunkte eines gemeinsamen, durch regelmäßige Geldbeiträge fast aller Kulturstaaten genährten Budgets bereits verwirklicht.

Die gesamte Erd- und Himmelsforschung hat es auch nach Gesichtspunkten vorerwähnter Art freudigst zu begrüßen, daß es endlich auch Deutschland möglich geworden ist, in den andern Erdteilen festen Fuß zu fassen; denn dieses

Auftreten Deutschlands bedeutet nicht lediglich das Erscheinen eines neuen Konkurrenten der übrigen Nationen bei der wirtschaftlichen Ausnutzung der unermeßlichen Lebenskräfte, welche die Sonnenstrahlung in den enormen Land- und Seeflächen der äquatorialen Regionen unserer Erde weckt (leider zur Zeit noch allzusehr in einer dem Menschen feindlichen Richtung), sondern dieses Auftreten bedeutet recht eigentlich auch auf diesen Schauplätzen das nunmehrige direkte Mitraten und Mitthaten des ordnenden und verbindenden, echt brüderlichen Geistes und Willens, welcher nicht mehr dem tierischen Kampfe ums Dasein fröhnt, sondern der Vereinigung aller Kräfte der Menschheit zu gemeinsamem Gedeihen, zum Aufstreben nach gemeinsamen Höhen dient.

Die französische Revolution in ihrer Bedeutung für den modernen Staat.

III.

Die Wirtschaftspolitik der konstituierenden und der gesetzgebenden Versammlung.

In dem Prozeß der Auflösung des französischen Staates, welcher sich von der Erklärung der Menschenrechte bis zum Jahre 1799 abspielt, bildet die Wirtschaftspolitik des Bourgeoisie-Regiments den entscheidendsten Faktor. Die schweren Fehler, deren sich die konstituierende und die gesetzgebende Versammlung auf diesem Gebiete schuldig machten, brachten ein entsetzliches Elend über das Land, und erst dieses Elend hat den vierten Stand in die Arme des Radikalismus getrieben, ihm die Annahme der zersetzenden Konsequenzen aufgenötigt, zu welchen die Dogmen der Gleichheit und der Volkssouveränität in den Händen Marats und Robespierres entwickelt worden waren.

Unter den Aufgaben, deren Lösung der dritte Stand zu übernehmen verbunden war, nachdem er das ancien régime zertrümmert hatte, stand, wie bereits nachgewiesen wurde, in erster Reihe eine tiefgreifende ökonomische Reform. Die Privilegien mußten aufgehoben, insbesondere alle Schranken beseitigt werden, durch welche der Feudalstaat das Individuum in der Entfaltung seiner Kräfte gehemmt hatte. Allein mit dem Augenblick, in dem das Prinzip der Freiheit des Erwerbs Gesetzeskraft erlangte, war auch die Notwendigkeit gegeben, ein Korrektiv gegen die Gefahren einer Ausbeutung des wirtschaftlich Schwachen durch die wirtschaftlich Starken zu beschaffen. Die Nationalversammlung hat die Erwerbsfreiheit durchgeführt; das nicht minder kategorische Postulat des Schutzes der Besitzlosen hat sie vielleicht nie begriffen, jedenfalls aber nie erfüllt.

Nachdem die Gesetzgeber drei Monate lang, wie Mirabeau sich ausdrückte, über „Sylben“ diskutiert hatten, sahen sie sich im August durch das rapide Umsich-

greifen einer erschreckenden Gesetzlosigkeit im ganzen Lande genötigt, ihre Aufmerksamkeit der traurigen ökonomischen Lage der besitzlosen Klassen zuzuwenden und der Frage der Beschaffung einer Abhilfe näher zu treten. In Folge von Hungersnot waren in allen Teilen Frankreichs bedrohliche Ruhestörungen ausgebrochen. Das Volk hatte die Zahlung der Steuern verweigert, die Zollschranken verbrannt und die Beamten verjagt oder ermordet; die Bauern waren in die Schlösser ihrer Gutsherren eingedrungen und hatten dieselben ausgeraubt, in den Städten hatte das Proletariat die Märkte und Läden der Kaufleute überfallen und ausgeplündert. Am dritten August wurde in der Nationalversammlung ein Bericht verlesen, welcher ein entsetzliches Bild von der Lage in den Provinzen entwarf. „Das Eigentum," heißt es in demselben, „welcher Art es auch immer sei, ist dem schändlichsten Raube preisgegeben, aller Orten werden die Schlösser verbrannt, die Klöster zerstört und die Pachthöfe geplündert; die Steuern und die grundherrlichen Abgaben — alles ist verloren; die Gesetze sind ohne Kraft, die Beamten ohne Ansehen; die Rechtspflege ist nur noch ein Phantom, welches man vergeblich in den Gerichtshöfen sucht." [1]) Seitens der Bourgeoisie sah man in den Bauern und Arbeitern, welche sich an dem fremden Eigentum vergriffen, nur gemeine Diebe und Räuber und suchte sich mit Hilfe des Polizeibüttels gegen dieselben zu decken. Unzweifelhaft hatten die Vertreter des dritten Standes Recht, wenn sie den Antrag stellten, die Bürgermilizen und die Armee zu verpflichten, auf Requisition der städtischen Behörden mit bewaffneter Hand zum Schutz der Personen und des Eigentums Hilfe zu leisten. Der Gewalt, mit welcher das Proletariat seine Vorstellung von der Revolution zu realisieren versuchte, mußte mit Gewalt entgegengetreten werden; der Bauer und der Arbeiter mußten zunächst zum Gehorsam gegen das Gesetz zurückgebracht werden. Allein die Anwendung äußerlichen Zwanges durfte doch nur als der vorbereitende Schritt gelten; die Hauptaufgabe war die Beschaffung einer dauernden Remedur vermittelst einer Reform der bestehenden Rechtsordnung, durch welche dem notleidenden Teile der Bevölkerung die zu ihrer Existenz erforderlichen Bedingungen gesichert wurden. Für diese politische Notwendigkeit fehlte es der Bourgeoisie aber an Verständnis; sie mußte durch den Adel und die Geistlichkeit erst darauf hingewiesen werden.

Letztere begriffen sofort, daß eine gewaltsame Unterdrückung der Krankheitssymptome keine Heilung zu verschaffen vermöchte, daß das Übel in seinen Ursachen bekämpft werden müßte, und also die allgemeine Möglichkeit einer Abhilfe in einer Verbesserung der ökonomischen Lage der arbeitenden Klassen läge. In der berühmten Nachtsitzung vom 4. August treten die vornehmsten Mitglieder des Adels für diesen Gedanken ein. Sie hielten der Nationalversammlung vor, das Volk hätte die Revolution nicht gemacht, um eine Verfassung zu erlangen, sondern in der Hoffnung, daß die drückenden Steuern und gutsherrlichen Abgaben in Fortfall kommen würden. Drei Monate wären vergangen, ohne daß man in

---

[1]) Moniteur No. 32, p. 135.

dieser Richtung etwas gethan hätte. Die Aufstände, obwohl verbrecherisch, könnten doch eine Entschuldigung in den Bedrückungen finden, deren Opfer das Volk wäre. Um Ruhe und Ordnung wiederherzustellen, gäbe es nur den einen Weg, „daß man reellere Gaben auf dem Altare des Vaterlandes niederlegte", daß man mit dem feudalen System vollständig bräche, die Steuern gleich verteilte, die Feudalgefälle, Frohnden und persönlichen Dienste ablöste oder aufhöbe, alle Vorrechte und Exemptionen abschaffte. Dem Beispiele des Adels folgte die Geistlichkeit; der Bischof von Nimes verlangte, daß die Handwerker, welche kein Eigentum besäßen, von allen Abgaben befreit würden. Erst nachdem die privilegierten Stände ihre Opferwilligkeit dokumentiert hatten, entschlossen sich die Vertreter der Bourgeoisie zu der Erklärung, daß sie das ihrige thun würden, um ihre Auftraggeber zum Verzicht auf die Privilegien der Städte und Zünfte zu bewegen[1]). Die Beschlüsse vom 4. August sind dann später dahin formuliert worden, daß „die Nationalversammlung das Feudalregiment vollständig abschaffe", sowie die mit demselben zusammenhängenden Abgaben, Gefälle, Dienstbarkeiten u. s. w. aufhebe, teils ohne teils mit Entschädigung, daß „die Steuern in gleicher Weise von allen Bürgern und von allen Gütern zu erheben seien", und daß alle wirtschaftlichen Beschränkungen der unteren Stände fortfallen, denselben auch der Zutritt zu jedem kirchlichen und staatlichen Amte offen stehe. Schließlich sind diese Grundsätze in die Erklärung der Menschenrechte übernommen worden.

Die Befreiung der Arbeitskraft von allen Fesseln des Feudalsystems repräsentiert unzweifelhaft einen Fortschritt, und soweit die Geschichtsschreibung sich darauf beschränkt, dieselbe als einen solchen zu registrieren, ist sie gegen jeden Widerspruch gesichert. Allein man ist darüber hinaus gegangen und hat die Beschlüsse des vierten August und die sich daran knüpfende Gesetzgebung so hingestellt, als wäre durch dieselbe die wirtschaftliche Aufgabe des modernen Staates endgültig gelöst worden. Diese Einschätzung, welche notwendig das Urteil über die französische Revolut ion verfälscht, hängt mit einer verkehrten, trotzdem aber noch immer weit verbreiteten Auffassung von dem Wesen des Staates zusammen.

Das staatliche Zusammenleben der Menschen ist nicht Selbstzweck; seine raison d'être kann nur darin liegen, daß die Interessen der Individuen, welche sich miteinander verbinden, eben durch eine solche Verbindung gesichert und gefördert werden. Unter diesen Interessen steht an erster Stelle die Erhaltung des Lebens, die Beschaffung des notwendigen Unterhaltes, und daher muß ein jedes Gemeinwesen es als seine oberste Aufgabe betrachten, einer größtmöglichen Anzahl seiner Angehörigen die Bedingungen für ihre Existenz zu gewährleisten. Er muß dafür

---

[1]) **Buchez et Roux l. c. Tom. II, p. p. 224 etc.** Die erste Anregung zu den Beschlüssen des 4. August ging von dem Klub Breton aus; aber auch hier war der intellektuelle Urheber ein Vertreter des Adels, der Herzog von Aiguillon, s. Zinkeisen a. a. O. Bd. 1, S. S. 75 ff. Derselbe stammte von einem Neffen des Kardinals Richelieu ab, welchem Ludwig XIII. sämtliche Regalien der Provinzen Agenois und Condomois geschenkt hatte. Nächst dem Könige der reichste Besitzer an Feudalrechten, büßte er durch die erwähnten Beschlüsse etwa 100000 Livres jährlicher Renten ein.

Vorsorge treffen, daß das nötige Quantum von Lebensmitteln vorhanden sei, und daß dasselbe in einer zweckentsprechenden Weise unter die Individuen zur Repartition gelange. Je reichlicher der Anteil eines jeden ausfällt, um so stärker wird die Kohärenz der staatlichen Verbindung sein.

Wiederholt hat sich in der Geschichte — auch während der französischen Revolution — die Idee geltend zu machen versucht, daß Produktion und Verteilung der Güter der unmittelbaren Regelung und Leitung seitens des Staates zu unterstellen seien, daß letzterer also jedermann eine bestimmte Arbeit zum Zweck der Erzeugung von Werten vorzuschreiben und ihm dann aus dem gewonnenen allgemeinen Vorrat den zu seinem Unterhalt erforderlichen Anteil zuzuweisen habe. Die Vertreter der kommunistischen Wirtschaft erkennen an, daß die staatliche Verbindung auf die Erhaltung einer größtmöglichen Zahl ihrer Angehörigen ausgehe; aber sie bestreiten, daß dieses Ziel sich mit Hilfe des Sondereigentums erreichen lasse. Nach ihrer Theorie ist es unmöglich, das Eigentumsrecht dem entsprechend zu normieren. Wie man auch die Bedingungen des Gütererwerbs feststellen möge, es wird nie gelingen, behaupten sie, der Gefahr vorzubeugen, daß bei einzelnen Individuen ein deren Bedürfnis weit überschreitender Besitz sich ansammle, und dadurch anderen das zum Leben Notwendige entzogen werde. Für die Lösung des dem Staate gestellten Problems bleibt also nur der Weg einer gemeinschaftlichen Wirtschaft übrig.

Alle bisherigen Versuche einer Übertragung dieser Theorie ins Praktische sind elend gescheitert; die betreffenden Gemeinwesen sind entweder in kürzester Zeit zu Grunde gegangen oder in den ersten Anfängen der Kultur stecken geblieben, und ein gleiches Schicksal darf man auch mit mathematischer Bestimmtheit allen zukünftigen kommunistischen Staatenbildungen prognostizieren, weil die Ergebnisse der gemachten Erfahrungen nicht zufällige sind, sondern auf einer psychologischen Notwendigkeit beruhen. Die Natur giebt ihre Schätze nicht freiwillig her; selbst das zur Notdurft des Lebens unumgänglich Erforderliche muß durch Arbeit erworben werden, und was darüber hinaus liegt, läßt sich nur mit gesteigerter Anspannung unserer körperlichen und geistigen Fähigkeiten erringen. In einem Gemeinwesen, welches das Sondereigentum nicht anerkennt, werden die Individuen sich allenfalls zu einem Kampf mit der Natur verstehen, soweit der Hunger sie dazu treibt; sie werden arbeiten, um das nackte Leben zu fristen; jede weitergehende Anstrengung aber weisen sie von sich, weil es an jedem Anreiz dazu für sie fehlt. Die Nächstenliebe ist ein zu schwacher Faktor, als daß sie die treibende Kraft in dem Zusammenleben der Menschen abzugeben vermöchte; soziale und politische Aufgaben lassen sich nur in der Weise lösen, daß sie mit dem Egoismus des Individuums verknüpft werden. Das gilt auch für das hier in Frage stehende Problem. Der Mensch entschließt sich nur dann mehr zu schaffen, als zu seiner Erhaltung erforderlich ist, wenn sein Eigennutz dabei Befriedigung findet, wenn also als Grundsatz anerkannt wird, daß derjenige, welcher mehr leistet, ein Anrecht auf einen größeren Lebensgenuß erhält. Dazu bedarf es aber des Instituts des Eigentums. Die oben erwähnte Theorie ist um deswillen unhaltbar, weil sie

nicht mit den Schwächen der menschlichen Natur rechnet. Jeder bedeutende kulturelle Fortschritt ist im letzten Grunde verursacht worden durch das „am Golde Hängen, nach Golde Drängen“, welches unserm Geschlecht eigen ist. Wir würden sicherlich uns noch in dem traurigen Stadium eines Volkes von Jägern und Fischern befinden, wenn nicht die auri sacra fames die Menschen zu immer neuem Dichten und Trachten angespornt hätte und in der staatlichen Ordnung Raum dafür gelassen worden wäre.

Nach einer zweiten Theorie soll das wirtschaftliche Leben nach ethischen Grundsätzen geregelt und zu diesem Zwecke das Institut des Eigentums wohl anerkannt, der Anteil eines jeden einzelnen an den produzierten Gütern aber bemessen werden entsprechend seinem Verdienst. Auch in der französischen Revolution begegnet man stellenweise dergleichen hochtrabenden Phrasen. Der bei der Feier des Verbrüderungsfestes im Jahre 1790 auf dem Marsfelde errichtete Altar trug die stolzen Worte:

Les mortels sont Égaux; ce n'est point la naissance.
C'est la seule vertu qui fait leur différence.

Von der Rednertribüne herab und in der Presse suchte man dem Volke aufzubinden, daß nach dem Sturze des ancien régime diese Inschrift zur Wahrheit gemacht werden sollte. Unter den fundamentalen Bestimmungen der Verfassung von 1791 steht der Satz, daß alle Bürger zu allen Stellungen und Ämtern zuzulassen seien ohne irgend einen anderen Unterschied als den, welchen Tugend und Talent bewirken. Man rühmte der Revolution nach, daß sie darauf abzielte, auch auf dem Gebiete des Erwerbslebens das Verdienst als entscheidenden Faktors zur Anerkennung zu bringen. —

Es bedarf nur einer kurzen Erwägung, um sich von der Unmöglichkeit einer Regelung des Eigentumserwerbs lediglich nach ethischen Rücksichten zu überzeugen. Mit den Worten „Tugend“, „Verdienst“ u. a. dergleichen läßt sich nicht ein Begriff verbinden, welcher bestimmt genug wäre, um als regulatives Prinzip für die Verteilung der Güter zu dienen. Es hat keine Schwierigkeit, gewisse Erwerbsarten als eines jeden Verdienstes entbehrend auszuscheiden und ihnen die Qualität eines Rechtstitels zu versagen. Beispielsweise wird niemand bezweifeln, daß Spiel und Glückszufälle als solche Titel nicht anerkannt werden dürfen. Darüber hinaus aber versagt die Theorie. Wollte man als entscheidendes Merkmal des Verdienstes den Nutzen für die Allgemeinheit aufstellen, so würde auch damit nichts gewonnen sein. Selbst dann würde es noch immer einer Klassifizierung einer jeden Arbeit durch das Gesetz als einer gemeinnützigen oder sterilen bedürfen. Eine solche Klassifizierung würde nun aber — gesetzt, sie wäre ausführbar — notwendig mit der Gefahr einer schweren Verkümmerung des wirtschaftlichen Lebens verbunden sein; denn wenn sie auch für einen gegebenen Zeitpunkt erschöpfend und richtig wäre, bei dem beständigen Wechsel der Dinge müßte sie binnen kurzem zu einem Hemmnis wirklich produktiver Leistungen werden. Es würde ferner unmöglich sein, das Wertverhältnis der verschiedenen nützlichen Arbeiten zu einander gesetzlich festzulegen. Der Denker, welcher eine Maschine erfindet, der Kapitalist,

welcher dieselbe anfertigen läßt, und der Arbeiter, welche sie bedient, leisten unstreitig alle etwas Nützliches; jeder von ihnen wirkt mit zu der Schaffung von Werten. Allein, wie sollen die drei Leistungen zu einander abgewogen werden, und wie sind also die Produkte unter sie zu verteilen, welche mit Hilfe der fraglichen Maschine gewonnen werden? Selbst der einfachere Fall, daß es sich nur darum handelte, zwischen der geistigen und der körperlichen Arbeit, durch welche gemeinsam der Natur etwas abgerungen ist, ein bestimmtes Wert-Verhältnis festzustellen, wird unlösbare Schwierigkeiten bieten. Die in Rede stehende Theorie hat den Klang der Phrase für sich; aber bei dem ersten Versuch, sie für die Rechtsordnung zu fruktifizieren, erweist sie sich unbrauchbar. Als Beleg dafür kann auch die französische Revolution gelten; dieselbe ist von dem Ziele, welchem nachgestrebt zu haben sie sich berühmte, weit entfernt geblieben. Niemals hat — es wird darauf an einer anderen Stelle näher eingegangen werden — das Börsenspiel in größerer Blüte gestanden als unter der Schreckensherrschaft und in den derselben folgenden Jahren; durch Spekulationen, zum Teil frivolster Art, sind damals enorme Vermögen gewonnen worden, während die wirklich produktive, die der Allgemeinheit nutzbringende Arbeit selten schlechter gestellt gewesen ist.

Hiernach bleibt als einzige Möglichkeit die Freigebung der Güterproduktion und Aneignung übrig, d. h. die rechtliche Anerkennung eines jeden Erwerbs, welcher nicht mit Hilfe einer gewaltsamen oder betrügerischen Schädigung der Interessen dritter gemacht worden ist. Indem man dem Selbsterhaltungstriebe und der Begehrlichkeit der Menschen eine möglichst schrankenlose Bethätigung gestattet, sichert man am besten eine reichliche Beschaffung von Existenzmitteln und eine dem Staatszweck entsprechende Verteilung derselben. Allein die Entfesselung des wirtschaftlichen Lebens bleibt doch immer nur Mittel zum Zweck, und, soweit sie letzterem nicht dient oder gar in Widerspruch mit ihm tritt, ist der Staat gebunden, ergänzende, beziehungsweise korrigierende Maßregeln zu ergreifen. Im Interesse der Erhaltung einer größtmöglichen Anzahl von Individuen muß er die Lücken, welche das Prinzip der Erwerbsfreiheit läßt, ausfüllen und den Gefahren, die es im Gefolge hat, vorbeugen vermittelst dessen, was man heute sozialpolitische Gesetzgebung nennt. —

In dem vorstaatlichen Zustande war jedenfalls der über die Verteilung der Existenzmittel allein entscheidende Faktor die Überlegenheit des einen Individuums über das andere; der Kampf ums Dasein spielte sich damals unter den Menschen genau so ab wie noch heute in der ganzen Tier- und Pflanzenwelt: als Sieger ging aus demselben derjenige hervor, welcher zweckmäßiger angelegt war als seine Mitbewerber, d. h. welcher sie übertraf an Körperkraft, an Geschicklichkeit, an Mut, an Klugheit oder an einer anderweitigen kriegerisch verwertbaren Eigenschaft. Die besseren Muskeln und der größere Phosphorgehalt oder die feinere Struktur des Gehirns entschieden über die Aneignung der zum Leben erforderlichen Nahrung, und sie bedingten auch den Besitz, die Möglichkeit der Abwehr aller lüsternen Nachbarn. Die Bildung einer Gemeinschaft geschah zu dem Zweck, um ein neues regulatives Prinzip zu schaffen. Sicherlich ist dieselbe nicht von Individuen aus-

gegangen, welche zweckmäßig angelegt waren; sie hatten kein Bedürfnis, und es fehlte daher für sie der Anreiz, den Naturzustand zu verlassen. Die Wahrscheinlichkeit spricht vielmehr dafür, daß sich zunächst diejenigen mit einander verbanden, welche unvermögend waren, aus eigener vereinzelter Kraft sich ihre Existenzbedingungen zu sichern. Aber selbst wenn diese Unterstellung nicht zuträfe, jedenfalls hat das Zusammenleben der Menschen sich in der Art entwickelt, daß heute die Fürsorge für die wirtschaftlich Schwachen ein Postulat bildet, dessen Erfüllung der Staat sich nicht entziehen kann, ohne seinen Fortbestand in Frage zu stellen. Gewiß soll er dem Stärkeren, dem Klügeren die Chancen eines besseren Fortkommens einräumen, er soll auch das Kapital, gleichviel ob es aus eigener Kraft erworben oder nur ererbt ist, als einen berechtigten Faktor im Kampfe ums Dasein anerkennen; andernfalls würde eine Stagnation eintreten, weil jede Anregung zu einer gesteigerten Bethätigung der Arbeitskraft fortfiele; allein die individuelle Überlegenheit darf nicht allein den Ausschlag geben. Wenn der Staat es dulden wollte, daß sich der Wettbewerb ums Leben regellos zwischen Individuum und Individuum abspielte, so würde die unabwendbare Folge davon der Krieg aller gegen alle, die Auflösung des Gemeinwesens sein. Es ist unbestritten, daß der Staat, um seiner Aufgabe gerecht zu werden und im Interesse der Selbsterhaltung, der Ausnutzung der größeren Muskel- und Gehirnkraft Grenzen setzen muß, indem er der Vergewaltigung und der Überlistung entgegentritt. Ebenso wenig sollte man in Abrede stellen, daß er berechtigt und verbunden ist, auch noch weiter die Freiheit einzuschränken, insbesondere dem Schwachen in der Weise zu Hilfe zu kommen, daß er denjenigen seiner Angehörigen, welche sich eines über ihre Bedürfnisse hinausgehenden Besitzes erfreuen, Auflagen zu gunsten der Besitzlosen macht, sei es um dieselben unmittelbar zu unterstützen, sei es um ihnen durch Gewährung von Arbeitsgelegenheit die Mittel zum Leben zu verschaffen. Denn auch das liegt in seinem Beruf und bedingt seine Existenz. Allerdings muß dabei eine Grenze gemacht werden; die Belastung verliert ihre politische Berechtigung, wenn sie so hoch wird, daß sie die Ansammlung von Gütern hindert und damit den Trieb zum Erwerb lahm legt. Ein Staat, in welchem die Besitzenden überbürdet werden, müßte in seiner kulturellen Entwickelung ebenso zurück bleiben wie ein Gemeinwesen, das nach kommunistischen Prinzipien geordnet ist.

Die ultra-liberalen Nationalökonomen leugnen die Zulässigkeit der Staatshilfe; ihnen ist der Grundsatz des laissez faire, laissez aller die höchste politische Weisheit, und demgemäß sprechen sie jedermann die Berechtigung des Daseins ab, dem es nicht gelingt, sich aus eigener Kraft, wie Malthus sagt, „ein Gedeck bei dem großen Gastmahl der Natur“ zu verschaffen. Es ist indes leicht nachweisbar, daß diese Auffassung in ihrer praktischen Anwendung gerade zur Vernichtung derjenigen Mitglieder des Gemeinwesens ausschlagen würde, auf deren Vorteil sie berechnet ist. Unter der ausschließlichen Herrschaft der freien Konkurrenz müßte „das große Gastmahl der Natur“ alsbald in eine wüste Schlägerei ausarten; denn es würde dann die Zahl derer, welche gar kein oder doch nur ein kümmerliches Gedeck fänden und daher über ihre glücklicheren Konkurrenten her-

zufallen bereit wären, so wachsen, daß die staatliche Gewalt nicht mehr das Vermögen besäße, letztere zu schützen. Das eigenste Interesse der Besitzenden erfordert es, daß auch die Besitzlosen durch die staatliche Ordnung zufrieden gestellt werden und sich derselben unterwerfen. Das wird aber um so sicherer geschehen, je fester und je klarer sich in das Gehirn eines jeden die Vorstellung eingeprägt hat, daß die Sicherheit seiner Existenz durch den Bestand des Gemeinwesens bedingt sei; es giebt keine stärkere Triebfeder für das Individuum nach der zentripetalen Richtung hin als die Überzeugung, daß das Gemeinwesen ihm im Bedürfnisfalle die zu seinem Unterhalt erforderlichen Mittel verbürgt. — Also auch die liberalen Nationalökonomen sollten es als das erste politische Gebot anerkennen, daß der Staat für die wirtschaftlich Schwachen Vorsorge treffe, indem er organisierend zu deren Gunsten eingreife. —

Wenn man das Reformwerk der französischen Revolution auf dem Gebiete der Wirtschaftspolitik an diesem Maßstabe mißt, so wird man notwendig zu einem Urteile gelangen, welches von dem der liberalen Geschichtsschreibung erheblich abweicht. Es ergiebt sich dann, daß die Bourgeoisie entweder zu wenig Herz oder zu wenig Kopf besaß, um die notwendigen Ergänzungen und Korrekturen an dem von ihr proklamierten Prinzip der Freiheit des Erwerbs vorzunehmen, ein Fehler, welcher für die Entwickelung der sozialen und politischen Verhältnisse nicht nur in Frankreich, sondern in allen europäischen Staaten verhängnisvoll geworden ist.

Zur Exkulpierung des französischen Bourgeoisie-Regiments wird man vielleicht geltend machen wollen, daß die wirtschaftlichen Maßregeln desselben nur aus der damaligen Zeit heraus beurteilt werden dürfen, daß letztere aber von den Aufgaben des Staates eine sehr beschränkte Vorstellung gehabt habe und durch verkehrte volkswirtschaftliche Theorieen irregeleitet worden sei. Indes dieser Einwand ist schon in seiner thatsächlichen Voraussetzung nicht zutreffend.

Die herrschende Rechtsphilosophie des achtzehnten Jahrhunderts ist allerdings in einer dürftigen Auffassung des Staates befangen. Der contrat social stellt ihn als eine Institution dar, welche lediglich die Bestimmung habe, „die Person und das Eigentum eines jeden Angehörigen mit gemeinsamer Kraft zu verteidigen und zu schützen.“ Denselben kümmerlichen Standpunkt nimmt Sieyès ein. Die Aufgabe aller Gesetze, sagt er in dem Essai sur les privilèges, ist, zu verhindern, daß Freiheit oder Eigentum verletzt werden. „Diejenigen Gesetze, welche diesem Zweck nicht direkt oder indirekt dienen, sind schlecht; denn sie würden die Freiheit beschränken und den wirklich guten Gesetzen zuwiderlaufen.“ [1]) Es ist ferner richtig, daß, gleichfalls unter dem Einfluß des Rationalismus, die nationalökonomischen Vorstellungen in Frankreich sich in einer falschen Richtung bewegten. Wie Rousseau's Staatstheorie, so geht auch die Lehre der maßgebenden nationalökonomischen Schule, der Physiokraten, von der Grundanschauung aus, daß in der Natur alles vollkommen eingerichtet sei, und daß der Gesetzgeber also nichts Klügeres thun könne, als die ewigen, unwiderleglichen Gesetze, nach denen das höchste

[1]) S. auch Sieyès, Vues sur les moyens etc.

Wesen die Welt geordnet habe, frei walten zu lassen; am wenigsten dürfe er in das Verkehrsleben eingreifen. Die Natur, führt Boisguillebert in seinen verschiedenen Schriften aus, hat für die schwachen Tiere Zufluchtsstätten geschaffen, damit sie nicht die Beute der starken werden; ebenso hat sie auch den Verkehr in solcher Weise geregelt, daß, läßt man sie nur gewähren, der wirtschaftlich Starke nicht in der Möglichkeit ist, zu verhindern, daß, wenn er kauft, dem wirtschaftlich Schwachen daraus ein Vorteil erwachse. Es besteht eben naturgemäß eine gleiche Notwendigkeit zu kaufen und zu verkaufen in allen Zweigen des Handels, und Dank diesem Equilibrium sind Käufer und Verkäufer gewungen, der Stimme der Vernunft Gehör zu leisten.[1] Eine nicht minder phantastische Teleologie vertritt das Haupt der Schule Quesnay in seinem Droit naturel; er behauptet, der Mensch habe, damit er dem ihm vom Schöpfer der Welt bestimmten Zwecke gerecht werden könne, die drei Instinkte des Wohllebens, der Geselligkeit, der Gerechtigkeit erhalten, und es komme nur darauf an, sich dieselben unbehelligt bethätigen zu lassen, um die Existenz eines jeden einzelnen und das friedliche Zusammenleben aller zu sichern. Laissez faire, laissez passer — so lautet das oberste Dogma aller rein theoretischen Physiokraten. Wenn nun aber auch die Engherzigkeit der Rousseau'schen Staatstheorie und die Verkehrtheit der physiokratischen Wirtschaftslehre einen tief greifenden Einfluß auf die französische Denkungsweise des achtzehnten Jahrhunderts ausgeübt haben, es fehlte doch auch nicht an gewichtigen Stimmen, welche auf den richtigen Weg hinweisen.

Schon in dem Esprit des lois wird der Satz verfochten, daß der Staat gebunden sei, „allen seinen Angehörigen eine gesicherte Existenz zu gewähren, Nahrung, Kleidung und eine gesunde Lebensweise;“ um dieser Verpflichtung nachzukommen, muß er nach Montesquieu den einen Arbeit verschaffen, die anderen arbeiten lehren und für die infolge von Alter oder Krankheit Arbeitsunfähigen Fürsorge treffen. Der bedeutendste praktische Staatsmann, der aus der physiokratischen Schule hervorgegangen ist, hat in seinen Schriften und Werken die Notwendigkeit organisatorischer Maßregeln behufs Ergänzung des Prinzips der Freiheit des wirtschaftlichen Lebens sehr bestimmt anerkannt. „Indem Gott dem Menschen Bedürfnisse gab, sagt Turgot, welche nur durch Arbeit sich befriedigen lassen, hat er das Recht auf Arbeit zum Eigentum eines jeden gemacht, und dieses Eigentum ist das erste, das heiligste, das unveräußerlichste unter allen Eigentumsarten“. Also muß auch der Staat dasselbe respektieren, und daraus erwächst ihm die Verpflichtung für alle diejenigen, welche in der Privatindustrie keine Verwendung finden, in der Weise zu sorgen, daß er ihnen Beschäftigung bei öffentlichen Arbeiten, Straßen-, Kanal-, Hafen- und anderen Bauten verschafft. Die Leitung derselben muß nach Turgot zu einem besonderen, die größte Sorgfalt in Anspruch nehmenden Zweige der Staatsverwaltung erhoben werden. Für die Berechtigung einer Beschränkung der wirtschaftlichen Freiheit des Individuums im Interesse der Allgemeinheit tritt ferner der bekannte Abbé Galiani in seinen Dialogues

[1]) Factum de la France ch. IV, Dissertation sur les Richesses, l'argent et les Tributs ch. IV und ch. V, und Traité des grains ch. X.

sur le commerce des blés ein; er befürwortet, daß auf das Malter Getreide eine Einfuhrabgabe von 25 und eine Ausfuhrabgabe von 50 Sous gelegt und die Ausfuhr nur auf französischen Schiffen gestattet werde. Sehr entschieden ist endlich unmittelbar vor dem Ausbruch der Revolution von mehreren hervorragenden Gelehrten und praktischen Politikern der Glaube an die allein selig machende Kraft der freien Konkurrenz bekämpft worden. In der Théorie des lois civiles weist Linguet zunächst darauf hin, daß die liberale Wirtschaftslehre auf die Ausbeutung der besitzlosen Klassen durch die Besitzenden hinauslaufe, weil sie letzteren die Möglichkeit gewähre, den Arbeitslohn nach Belieben herabzudrücken. „Was wird aus dem Freien, ruft er sodann der Gesellschaft zu, wenn es ihm an Arbeit gebricht? Wer kümmert sich um ihn? Wer verliert etwas, wenn er an Hunger und Elend zu Grunde geht? Wem liegt an der Fristung seines Daseins? Der Sklave hat einen Wert für seinen Herrn wegen des Geldes, das er ihn kostet; den freien Arbeiter bezieht der schwelgende Reiche umsonst. Zur Zeit der Sklaverei hatte das Blut des Menschen seinen Preis, es galt die Summe, für welche man es kaufte; seitdem der Kauf aufgehört hat, ist der Wert verloren gegangen. Bei einem Heere schlägt man einen Schanzgräber geringer als ein Trainpferd an, weil das Pferd sehr teuer, der Schanzgräber dagegen umsonst zu haben ist. Mit Aufhebung der Sklaverei sind die Ansichten der Kriegsheere in das bürgerliche Leben übergegangen, und jeder wohlhabende Bourgeois hat die Denkweise der Helden angenommen". In gleichem Sinne plaidiert Necker in seiner Schrift „Sur la législation et le commerce des grains". Der Arbeiter, führt er aus, wird durch die liberale Wirtschaftspolitik in die Hände des Lohnherrn gegeben; sie entzündet einen ungleichen Kampf zwischen Starken und Schwachen. Mit dem Wachsen der Bevölkerung nimmt das Übergewicht der Besitzenden immer mehr zu, weil es den Arbeitslohn immer weiter herabdrückt. „Wie man auch die Steuern verteilen möge, das Volk ist durch die Eigentumsgesetze verdammt, stets nur das Notwendigste für seine Arbeit zu erhalten. Will man also jene Gesetze nicht abschaffen und, was ebenso ungerecht als unausführbar wäre, die bürgerliche Ordnung nicht durch unaufhörliche Teilungen des Bodens stören, so kann man sein Wohlwollen gegen das auf das Notdürftigste beschränkte Volk nur dadurch bethätigen, daß man es vor Angst und Sorge bewahrt.[1])

Eine noch viel eindringlichere Mahnung zu einer staatlichen Intervention auf wirtschaftlichem Gebiete lag in dem Elend, welches beim Ausbruch der Revolution auf den unteren Ständen lastete. Sehr mit Recht wird in der Flugschrift „Jean Pierre Brissot démasqué par Camille Desmoulins der Bourgeoisie vorgehalten, „daß nur der Priester, welcher dem Menschen den Himmel und die Genüsse eines anderen Lebens verspricht, sie zu lehren vermag, die Entbehrungen in dieser Welt zu tragen;" aber man hatte für diese einfache Wahrheit kein Verständnis.

---

[1]) S. auch Jean François Melon, Essai politique sur le commerce sowie, De Montyon Quelle influence ont les diverses espèces d'impôts sur la moralité, l'activité et l'industrie des peuples u. Défense de l'usure.

Durch große Dürre und einen furchtbaren Hagelschlag war im Jahre 1789 in weiten Distrikten die Ernte gänzlich vernichtet worden. In dem darauf folgenden Winter hatte ein Frost, wie er seit achtzig Jahren nicht erlebt worden war, die Saaten zerstört, den Viehstand zu Grunde gerichtet und unter den Ölbäumen und Kastanienwaldungen schwere Verheerungen angerichtet. Bereits im Frühling 1781 brach eine Hungersnot aus; nicht nur stieg das Brot im Preise bis auf 4 Sous für das Pfund; der Stoff, den man dafür erhielt, war auch noch gesundheitsgefährlich; man klagte allgemein, daß man nur Hafer oder genäßte Kleie kaufen könnte. Ein erschwerendes Moment bildete der Umstand, daß jede Provinz, jeder Bezirk, jede Gemeinde aus Besorgnis für die Zukunft sich hermetisch abschloß, und dadurch der Ausgleich zwischen dem Überschuß an Lebensmitteln in einzelnen Landesteilen und dem Mangel in anderen unmöglich gemacht wurde. In einem Bericht des Ministers des Innern vom Oktober 1789 heißt es: „Roussillon verweigert den Languedocs, der Ober-Lenguedoc der übrigen Provinz, Burgund dem Lyonnais jeden Beistand; ein Teil der Normandie hält das Getreide zurück, welches zur Versorgung von Paris angekauft ist; Rouen bemächtigt sich der Schiffe, welche mit Getreide und Mehl für die Hauptstadt befrachtet sind." Nach einem zweiten Berichte „werden alle Maßregeln, welche man ergriffen hat, um den Getreideverkehr im Innern des Landes zu fördern, durch den Widerstand der Provinzen, der Städte und des flachen Landes vereitelt." Ohne den Schutz einer militärischen Eskorte war es unmöglich Korn zu transportieren, „weil dasselbe stets auf dem Wege entweder von den Nationalgarden oder von dem aufrührerischen Volke aufgehalten und mit Beschlag belegt wurde.[1]" Weiter kam hinzu, daß die Industrie zurück ging und infolge davon die Arbeitsgelegenheit abnahm. Einerseits legte die Unsicherheit der politischen Verhältnisse den Unternehmungsgeist lahm, anderseits verringerte sich der Konsum. In früherer Zeit hatten 20000 Arbeiter Beschäftigung gefunden allein in der Anfertigung von Livereeborten und Wappenmalerei; jetzt hörten die Bestellungen auf, weil die Seigneurs, die hohen Prälaten und Beamten auswanderten oder ihres Vermögens beraubt waren. In den Kreisen der besser situierten Roture verloren die Industriellen und Kaufleute gleichfalls an Kundschaft; die Einen waren gezwungen die hohe Belastung ihrer Brot- und Fleisch-Budgets durch Ersparnisse bei andern Dingen auszugleichen; die Anderen hielten es für ratsam ihre Haushaltung einzuschränken, um für alle Eventualitäten einen Reservefonds zurücklegen zu können. Auch der Verkehr mit dem Auslande starb ab. Die Ausfuhr der Kleider und Möbel aus Paris, der Brokate und Goldstickereien von Lyon, der Battiste und Linons aus Valenciennes und Cambrai, der Spitzen, Blonden und Seidenflore von Flandern und der Normandie, der feinen Tücher von Abbeville, Bouviers, Sedan geriet ins Stocken. Wiederholt wurde in der Nationalversammlung darüber Klage geführt, „daß Arbeit und Industrie in erschrecklicher Weise nachließen, daß zahlreiche Fabriken und Werkstätten in mehreren Provinzen verlassen daständen, daß die Bettelei in den Städten und

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. III, p. p. 226, 240, Taine l. c. Tom II, p. p. 299 etc.

auf dem Lande fühlbar zunehme." In der Vorstadt St. Antoine beispielsweise waren dreißig tausend Arbeiter ohne Erwerb, in der Normandie feierten vierzig tausend, in Versailles allein einunvierzig tausend Leute. Bereits am 10. Oktober 1789 belief sich die Zahl der in Pariser Pfandhäusern versetzten Gegenstände im Werte unter einem Louisdor auf etwa drei Millionen. Vom Juli 1789 bis zum Jahre 1791 wurden von den Gerichten 600000 Schuldverhaftungen verfügt.[1]) Ein erschreckendes Bild von der Lage der Hauptstadt nach dem Ausbruch der Revolution giebt Montjoye in dem Ami du Roi. „Jeder Bäckerladen, erzählt er auf Grund eigener Wahrnehmungen, war von einer Menge umgeben, an welche man das Brot mit ängstlicher Genauigkeit verteilte, und stets war die Verteilung von der Furcht wegen der Verproviantierung am nächsten Tage begleitet. Die Furcht wurde noch vermehrt durch die Klagen derjenigen, welche, obwohl sie den ganzen Tag vor der Thür des Bäckers gestanden hatten, doch leer ausgehen mußten. Oft war der Platz mit Blut bedeckt. Einer aß dem andern das Brot weg; man schlug sich, die Werkstätten waren verlassen; die Arbeiter verloren ihre Zeit damit, sich herumzustreiten und etwas Nahrung zu erobern, und durch diesen Zeitverlust brachten sie sich in die Unmöglichkeit, das Brot für den nächsten Tag zu bezahlen. Dabei war die Nahrung, welche man sich mit so viel Anstrengung verschaffen mußte, keineswegs eine gesunde; in der Regel war das Brot erdig, schwärzlich, bitter; der Genuß desselben verursachte Halsentzündungen und Unterleibsschmerzen."[2]) Im Lande sah es um nichts besser aus. Zweifeln Sie nicht daran, Majestät, heißt es in einer Eingabe an den König aus der Provinz, daß unser neuerliches Unglück der Teuerung des Brotes zuzuschreiben sei.[3]) Und in der That war ein Zweifel kaum denkbar: das Volk hatte sich empört, weil es hungerte; es wollte Brot haben. Als im Oktober 1789 die Weiber der Vorstädte sich zu dem berüchtigten Zuge nach Versailles versammelten, ertönte von allen Seiten der Ruf: „Wir werden den Bäcker und die Bäckerin zurückbringen." Nach Brot schreiend drangen die Weiber in die Nationalversammlung und in das Schloß. Die Mitteilung, daß der König die Verfassung angenommen hätte, beantworteten sie mit der Frage: „Ist das denn auch vorteilhaft? Wird es bewirken, daß die armen Leute in Paris Brot bekommen?" Als die Beratung der Deputierten sich andern Fragen zuwendete, unterbrachen sie die Redner mit dem Zuruf: „Bringt doch die Schwätzer zur Ruhe; es handelt sich gar nicht darum; wir wollen Brot haben." Unter dem Freudengeschrei: „Jetzt werden wir keinen

---

[1]) Levasseur, Histoire des classes ouvrières en France depuis 1789 jusqu' à nos jours. Paris 1867 Tom. I, p. p. 101, 146, 147, Taine l. c. Tom II, p. p. 3 etc. Edmond et Jules de Goncourt, Histoire de la Société Française pendant la révolution, Paris 1854, p. 218 etc. S. Engländer, a. a. O. Bd. 1. S. 45.

[2]) M. Montjoye, L'ami du Roi, des Français, de l'ordre et surtout de la vérité ou Histoire de la Révolution de France et de l'assemblée nationale. Paris 1791 Tom. III, p. p. 38, 39.

[3]) Arthur Young erzählt in seinen Travels during the years 1887 — 89, man habe ihm in Nancy gesagt, das Volk sei halb tot vor Hunger. „Das bestätigt mir, schreibt er, was ich schon oft wahrgenommen habe, daß das Defizit nicht zu einer Revolution geführt haben würde, wenn der Preis des Brotes nicht so hoch gewesen wäre."

Mangel an Brot mehr leiden, wir bringen den Bäcker, die Bäckerin und den kleinen Bäckerjungen," wird die königliche Familie nach Paris zurückgeführt.[1]) Ähnlich geht es weiter durch die ganze Revolution hindurch. Wo immer das Volk zur Aussprache kommt, fordert es Brot. —

Arthur Young, dessen Travels during the years 1787—89 eine der wertvollsten Quellen für die Kenntnis der französischen Verhältnisse vor der Revolution bilden, begegnete im Juli 1789 in der Champagne einer Bäuerin, welche zunächst über die schlechten Zeiten klagte und dann erzählte, man hätte ihr gesagt, es gäbe Leute, die für die Unglücklichen der unteren Klassen etwas thun wollten. Eine Hilfe von seiten der Regierung zu erwarten war der vierte Stand um so berechtigter, als bald nach dem Sturze des ancien régime diejenige Körperschaft, welche bis dahin fast ausschließlich die Fürsorge für die Hilfsbedürftigen geleistet hatte, durch den Staat der dazu erforderlichen Mittel beraubt worden war. Indem die Nationalversammlung die geistlichen Güter einzog, mußte sie gleichzeitig der Kirche auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit succedieren. In der That ist denn auch von einzelnen einsichtsvollen Mitgliedern der Nationalversammlung diese moralische und politische Notwendigkeit erkannt worden; sie haben sogar der Volksvertretung detaillierte Vorschläge unterbreitet, in welcher Weise dem Elend gesteuert werden könnte.

Schon in den cahiers finden sich hin und wieder Anträge wegen Verbesserung des Loses der Armen. So verlangt z. B. die Geistlichkeit Gründung von Wohlthätigkeitsanstalten, Arbeiter-Werkstätten, Findelhäusern und Hospitälern, Anstellung von Armenärzten, Befreiung der Armen von der Kopfsteuer, Errichtung öffentlicher Getreidespeicher, Verbot der Agiotage, öffentliche Kontrollierung der Pfandleihhäuser, Fürsorge dafür, daß die Preise der Lebensmittel sich innerhalb gewisser Grenzen halten, und dergl. Gleichzeitig stellt sie ihre Erfahrungen und ihren Geldbeutel zur Verfügung. Ähnliche Forderungen, allerdings in geringerer Zahl, gehen von verschiedenen städtischen Gemeinden aus. In dem Cahier von Riem in der Auvergne wird verlangt, daß allen arbeitsfähigen Armen Beschäftigung, den Invaliden Unterstützung, den Arbeitern und Handwerkern Darlehen zum Ankauf von Utensilien gewährt werden, daß man den vereinigten Reichsständen vorstelle, die Hilfsbedürftigen gehörten ebensowohl der Gesellschaft an wie die Reichen, und es wäre Zeit, daß sie einiger Vorteile des gemeinschaftlichen Lebens teilhaftig würden[2]). Bald nach Beginn der Beratungen der drei Stände richtete der Klerus an die Bourgeoisie das Ersuchen, ihre Aufmerksamkeit der traurigen wirtschaftlichen Lage der arbeitenden Bevölkerung zuzuwenden. Die Vertreter des dritten Standes versicherten zwar in ihrer Erwiderung, sie wären von dem glühendsten Wunsche

---

[1]) Michelet l. c. Tom. I p. p. 390, 396, 407, 408, 422, Buchez et Roux l. c. Tom III, p. p. 81, 84, 95, 105, 108, 119, 123. Tom. VII, p. 296. Barreau l. c, p. 86.

[2]) Résumé général ou extrait des Cahiers etc. remis par les divers Bailliages, Sénéchaussés etc. à leurs Députés à l'assemblée des Etats Généraux, ouverts à Versailles le 4. Mai 1789, Tom. I., p. p. 176, 180, 181, 183, 184, 186, 188, 206, 271, 278, 301, Tom. III, p. p. 181, 182, 184, 203 etc.

beseelt, Abhilfe zu schaffen, thaten aber weiter nichts, als daß sie jenes Ersuchen im Interesse ihrer konstitutionellen Ansprüche fruktifizierten, indem sie in dasselbe das Zugeständnis hineininterpretierten, die privilegierten Stände wären nunmehr bereit, mit ihnen zu einer einheitlichen Körperschaft zusammenzutreten[1]). Bei der Verhandlung über die Grundrechte nahm Malouet das Thema von neuem auf. Leuten, welche mit Entbehrungen kämpfen, ruft er der Nationalversammlung zu, Leuten, welche weder über geistige noch über materielle Mittel verfügen, muß man erst in wahrhaft patriotischer Liebe entgegenkommen, ehe man ihnen in absoluter Weise die Zusicherung geben darf, daß sie rechtlich den Mächtigsten und Reichsten gleich stehen. „Wir haben zu Mitbürgern eine ungeheure Anzahl von Menschen, welche nichts besitzen, welche vor allem erwarten, daß sichere Arbeit, gewissenhafte Polizeiverwaltung und fortwährender Schutz ihnen die Möglichkeit der Existenz verbürgen werden, welche bisweilen nicht ohne Grund sich über den Luxus und die Schwelgerei, die sie vor Augen haben, erregen. . . . Mögen weise Einrichtungen zunächst die glücklichen und unglücklichen Klassen der Gesellschaft einander näher bringen.“ In einer folgenden Sitzung, in welcher Malouet eingehend den Arbeitsmangel erörterte, welcher durch den Niedergang von Handel und Industrie hervorgerufen wäre, erklärte er die Gesellschaft für gebunden, dafür Sorge zu tragen, daß die Klasse von Bürgern, welche lediglich von ihrem täglichen Lohn lebte, Gelegenheit zur Arbeit fände und sich die für ihren Unterhalt erforderlichen Mittel beschaffen könnte. Er legte der Nationalversammlung einen Plan vor, in welchem die Wege bezeichnet waren, auf denen der Staat seinen Verpflichtungen nachzukommen vermöchte. Danach soll eine Liste aller derjenigen, welch Not leiden, aufgestellt und in jeder Gemeinde ein Büreau zur Nachweisung von Arbeit errichtet werden. Dasselbe hat mit den Unternehmern und Fabrikanten des betreffenden Bezirks Fühlung zu unterhalten. In der Hauptstadt einer jeden Provinz ist eine höhere Instanz einzurichten, welche über die richtige Verteilung der Arbeitsgelegenheiten wacht, und in Paris eine Zentralbehörde zur Ausübung der obersten Leitung. Die erforderlichen Fonds will Malouet durch Taxen und mit Hilfe des Staatskredits aufbringen. Endlich empfiehlt er, daß behufs Vermehrung der Arbeit und Erhöhung der Arbeitslöhne alle Handelskammern und Industrieplätze aufgefordert werden, sich über die Hindernisse gutachtlich zu äußern, welche der Entwickelung des Handels und der Industrie entgegenstehen[2]). Im Oktober 1789, als die Nationalversammlung aus Anlaß einer schändlichen Mordthat über die Notwendigkeit des Erlasses eines Aufruhrgesetzes beriet, erhob Mirabeau warnend seine Stimme. Noch im Juni hatte er an dem kümmerlichen advokatischen Standpunkt festgehalten, man müßte acht geben, daß das Volk nicht verleitet würde, „die Verfassung für Brot zu verkaufen.“ Durch die Entwickelung der Verhältnisse eines Besseren belehrt, erklärte er nunmehr, wenn das Volk Hunger litte, schwiege alles Andere und müßte schweigen; das dringendste Bedürfnis wäre nicht ein Aufruhrgesetz oder die Errichtung eines Tribunals, sondern

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. I, p. p. 425, 426.
[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. II, p. p. 201. etc. 218.

die Beschaffung der für die Notleidenden erforderlichen Existenzmittel¹). Umfassende Vorschläge für die Verbesserung des Loses der arbeitenden Klassen entwarf im November 1789 Linguet in seiner Schrift: Point de banqueroute. Plus d'enprunt. Er will zunächst die französischen Finanzen durch Gründung einer Nationalbank sanieren, welche hauptsächlich dazu bestimmt ist, Kredit zu gewähren. Dieselbe hat aber auch die weitere Aufgabe, „eine philanthropische Macht" zu werden, indem sie für den Arbeiter und Armen Vorsorge trifft. Zu diesem Zwecke schlägt Linguet vor, daß der Bank die Verpflichtung auferlegt werde, öffentliche Arbeiten auszuschreiben und jedem invalide gewordenen Arbeiter eine Pension zu zahlen. Die Mittel dafür sollen durch einen Gehaltsabzug von zehn Prozent bei allen Anstellungen, sowie durch eine bei Familienfesten, wie Hochzeiten, Taufen u. a., von den Wohlhabenden zu entrichtende Steuer aufgebracht werden[2]). Beachtenswerter ist ein Projekt, welches La Rochefoucauld-Liancourt der Nationalversammlung vortrug. Er befürwortete, daß der gesamte Besitz der Wohlthätigkeitsanstalten auf den Staat überginge, und letzterer sich dagegen verbindlich machte, zur Unterstützung der Notleidenden jährlich fünfzig Millionen aufzuwenden. Behufs Gewährung von Beihilfen soll in jedem Bezirk eine aus Wahlen hervorgegangene Kommission unter der Kontrole Königlicher Beamten errichtet werden. Von der gesamten Summe werden vier Fünftel für die regelmäßige Armenpflege d. h. für die Unterstützung der Kranken, Kinder, Greise und Arbeitsunfähigen, sei es in ihrer Familie, sei es außerhalb derselben in öffentlichen Anstalten, und fünf Millionen — zu denen noch ein von den Gemeinden zu leistender Zuschuß hinzutritt, — zur Beschaffung von Arbeit während der Wintermonate bestimmt. Das letzte Zehntel soll für außerordentliche Notfälle reserviert werden. Am Schlusse seines Berichtes spricht sich La Rochefoucauld für die Gründung von Banken aus, welche einerseits Spareinlagen verzinsen, andererseits für den Fall des Ablebens, der Arbeitsunfähigkeit, Krankheit u. s. w. Versicherungen gewähren[3]).

Die Nationalversammlung hat es nicht gewagt, diese Anregungen im Prinzip zurückzuweisen; im Gegenteil, in verschiedenen ihrer Kundgebungen wird die Notwendigkeit einer Armen- und einer sozialen Gesetzgebung anerkannt. Sie setzte einen „Ausschuß für öffentliche Unterstützungen" ein und erließ im August 1790 an die neu geschaffenen Verwaltungsorgane eine Instruktion, welche in einem besonderen „Bettelei, Hospitäler und Gefängnisse" überschriebenen Kapitel

---

¹) Buchez et Roux l. c., Tom. I., p. 447, Tom. III, p. 203.

²) Buchez et Roux l. c. Tom. III, p. 349. etc.

³) Levasseur l. c. Tom I, p. p. 151 etc. S. ferner Suite des idées d'un citoyen sur la réforme de l'administration de la Justice en France et réflexions sur les états-généraux prochains, Octobre 1788, Le Point de ralliement des citoyens français sur les bases d'une constitution nationale et sur les pouvoirs des Députés, Paris 1789 p. p. 98 etc. Bouche, Charte contenant la Constitution Française, Versailles 1789 art VIII etc. Boncerf, de la nécessité et des moyens d'occuper avantageusement tous les gros ouvriers. Paris 1790, B. A. Houard, Moyens et nécessités absolues d'occuper les ouvriers oisifs, ouvrage adressé à l'Assemblée nationale.

den Grundsatz aufstellte, „der Vorsorge der Moralisten, der Weisheit des Gesetzgebers“ liege es ob, den Bedürftigen beizustehen; dem, der mittellos sei, müsse geholfen werden, nicht nur wenn er zum Arbeiten zu jung oder durch Alter geschwächt sei, sondern auch so lange ihm, während er seine volle Kraft besitze, die Gelegenheit zum Erwerb fehle. „Die Nationalversammlung“, heißt es ebendort, „will ein System von Unterstützungen aufstellen, welches die Nation, die Moral und die Politik nicht mißbilligen können, und dessen Grundlagen in einer unzerstörbaren Verbindung mit der Verfassung stehen[1].“ In einem von der Kommission zur Verhütung der Bettelei erstatteten Berichte wird aufgeführt, daß „jeder Mensch ein Recht auf Unterhalt habe“, und daß „dieser fundamentalen Wahrheit in der Erklärung der Menschenrechte ein Platz einzuräumen sei.“ Daran schließt sich die Folgerung, daß die Gesellschaft die Pflicht habe, „dem Elend vorzubeugen oder doch ihm abzuhelfen, denjenigen, die für ihr Leben arbeiten müssen, Gelegenheit dazu zu verschaffen, sie zu zwingen, wenn sie sich weigern, und die infolge von Alter oder Gebrechen Arbeitsunfähigen ohne Gegenleistung zu unterstützen.“ Wo eine Klasse von Menschen ohne Existenzmittel sei, da liege eine Verletzung der Rechte der Menschheit vor, da sei das soziale Gleichgewicht zerstört[2]. Der Titel IV. der Verfassung von 1791 enthält denn auch die Zusage, daß eine „allgemeine Anstalt für öffentliche Unterstützungen errichtet und organisiert werden soll, um verlassene Kinder zu erziehen, bedürftige Arbeitsunfähige zu unterhalten und solchen Leuten, welche zu arbeiten im stande sind, aber keine Verwendung finden, eine solche zu verschaffen.“ Nicht minder verheißungsvolle Äußerungen liegen seitens der gesetzgebenden Versammlung vor. Das Décret relatif aux hopitaux, maisons et établissemens de secours vom 19./22. Januar 1792 erkennt an, „daß die Linderung der Armut die heiligste Pflicht einer Verfassung sei, welche auf den unverjährbaren Rechten der Menschheit ruhe und ihren Bestand durch die Zufriedenheit und das Glück aller Individuen sichern wolle“[3]. In einem an die französische Nation gerichteten Aufruf, dessen Verfasser Condorcet ist, erklärt die Volksvertretung, es sei ihre Aufgabe, „ein brüderliches System öffentlicher Unterstützungsanstalten“ zu organisieren, um den Unglücklichen Trost zu spenden, ohne ihn zu erniedrigen, den Bedürftigen Hilfe zu gewähren, ohne daß dem Müßiggange Vorschub geleistet werde, und verlassene Kinder für das Vaterland zu erziehen. Der Teil der Bürger, welcher zwar mit gleichen Rechten wie die Übrigen geboren, aber der Vorteile des staatlichen Zusammenlebens beraubt sei durch unvorhergesehene Unglücksfälle, durch die Wirkungen der Ungleichheit des Vermögens, durch Mangel an Bildung, der das Elend noch elender mache, durch Roheit der Sitten, welche sich an Unwissenheit anschließe, — alle diese seien zu der Forderung berechtigt, daß die Gesellschaft „die Fehler der Notwendigkeit und Natur“ wieder gut mache, die von dem Schicksal gestörte Gleichheit wieder her-

---

[1]) Duvergier l. c. Tom. I, p. 302.
[2]) Levasseur l. c. Tom. I, p. 151.
[3]) Duvergier l. c., Tom. IV, p. p. 48, 49.

stelle und der kraftlosen Armut die Würde des Menschen, den imposanten und geheiligten Charakter der Freiheit erhalte oder wiedergebe[1]).

Was hat nun das Bourgeoisie-Regiment gethan, um diese schönen Worte einzulösen? Die Antwort darauf enthält ein Spottgedicht aus dem Jahre 1790, betitelt Chanson d'un charbonnier:

„Avec ces dix-huit livres
Je vivrais pendant un mois;
Tandis qu'ils font des livres
Nous sommes tous aux abois.“[2])

Unter den zahlreichen Dekreten aus den Jahren 1789—1792 befindet sich eine geringe Zahl solcher, durch welche überschwemmten oder von Feuersbrünsten heimgesuchten Gemeinden und Bezirken Zuwendungen aus Staatsfonds gemacht wurden.[3]) Einige Städte erhielten zum Zweck „der allgemeinen Wohlthätigkeit“, „der öffentlichen Unterstützung“, des Ankaufs von Getreide und Mehl u. a. Darlehne oder Beihilfen.[4]) Ferner bewilligte die Volksvertretung mehrmals Kredite und Subsidien für verschiedene Hospitäler, Findelhäuser, Taubstummen-Institute, Blindenanstalten, Armenhäuser u. s. w.[5]) Es wurden Kommissare ernannt, welche freiwillige Beiträge zu gunsten der Hilflosen in Empfang zu nehmen hatten; bisweilen veranstalteten die Gesetzgeber auch selbst Sammlungen. Allein mit solchen vereinzelten Almosen wurde wenig erreicht.[6]) Im Vergleich zu den Zeiten des ancien régime deteriorierte sich die Lage der Armen und Hilfsbedürftigen immer weiter, weil die Gaben des Staates beträchtlich hinter dem zurückblieben, was früher die Kirche gethan hatte. Zwar war in dem Dekret vom 20./22. April 1790 die Zusage erteilt worden, daß die eingezogenen geistlichen Güter zum Teil im Interesse der Armenpflege verwendet werden sollten, und das Dekret vom 5/10 April 1791 hatte den Wohlthätigkeitsanstalten ihre bisherigen Renten zugesichert sowie Ersatz für die aufgehobenen Zehnten, Bannrechte und sonstigen feudalen Bezüge; aber die fiskalischen Kassen lösten diese Versprechungen nicht ein. Im Nord-Departement beispielsweise verblieben den Spitälern und Gemeinden von ihrem Einkommen von 480000 Livres nur 10000 Livres. Alle Wohlthätigkeits- und Erziehungsanstalten gingen sichtlich zu Grunde, „seitdem

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XIII, p. p. 259 etc.

[2]) Lettre de Rabelaix, ci-devant curé de Meudon aux 94 rédacteurs des actes des apôtus. Paris 1790. Die Abgeordneten erhielten 18 Livres Diäten. —

[3]) S. z. B. die Dekrete vom 16., 18., 21., 26. November, 8. Dezember 1790, 22. Dez. 1791, 20. Juni, 8./14. September 1792 bei Duvergier l. c. Tom. II, p. p. 26, 28, 29, 56, 89, Tom. IV, p. p. 31, 223, 433.

[4]) S. z. B. die Dekrete vom 13., 20./29., 26. September, 26./28. Dezember 1791, 19./22. Januar, 9./14. März, 5./12., 20./22. Juli 1792 bei Duvergier l. c. Tom. III, p. p. 267, 330, 367, Tom. IV, p. p. 32, 48, 49, 80, 241, 242, 261, 271.

[5]) S. z. B. die Dekrete vom 18. Juni 1790, 8./25. und 21./29. Juli, 4./12. September, 28. September, 12. Oktober 1791, 19./22. Januar, 10./12. und 26. August, 10./14. Septemper 1792 bei Duvergier l. c. Tom. I, p. 212, Tom. III, p. p. 98, 99, 130, 257, 402, Tom. IV, p. p. 48, 49, 291, 367, 440 etc.

[6]) Buchez et Roux, l. c. Tom. II, p. p. 137, 138.

die speziell für ihre Erhaltung bestimmten Mittel von dem nimmer satten Staatssäckel verschlungen wurden."[1])

Den oben erwähnten Anregungen einer systematischen sozialen Gesetzgebung hat das Bourgeoisie-Regiment keine Folge gegeben. In seiner Histoire de la Révolution française bezeichnet Michelet das Malouetsche Projekt als „einen sehr gefährlichen Anschlag" der royalistischen Partei gegen die Revolution; dasselbe habe darauf abgezielt, der Regierung eine bedenkliche Machtbefugnis in die Hand zu geben und dadurch „den König zum Chef aller Armen, vielleicht zum Heerführer aller Bettler gegen die Nationalversammlung zu machen."[2]) Genau ebenso raisonnierte die letztere. „Die Regierung verlangt Brot und Soldaten, um das Volk zu unterdrücken," rief Robespierre aus, und auf die Bourgeois wirkte diese Prognose so überzeugend, daß sie den erwähnten Antrag in eine Kommission verwiesen und dort begraben ließen. Mirabeau's Warnung im Oktober 1789 blieb unbeachtet; anstatt der Frage eines Armengesetzes näher zu treten, votierte man ein Dekret, durch welches der bewaffneten Macht die Befugnis zum Gebrauch der Waffe erteilt wurde, wenn eine Volksmasse der Aufforderung sich zu zerstreuen nicht Gehorsam leistete. Ein ähnliches Schicksal erfuhren alle übrigen Vorschläge, welche an die Volksvertretung herantraten.

Allerdings hat die Bourgeoisie auch nach einer zwiefachen Richtung hin Versuche gemacht, durch einzelne organisatorische Maßregeln den unteren Klassen zu Hilfe zu kommen; allein dieselben sind nicht dazu angethan, um von der moralischen Begabung und dem politischen Verständnis des dritten Standes eine höhere Vorstellung zu erwecken. —

Ende 1789 wurden in Paris öffentliche Werkstätten eingerichtet, in welchen stellungslose Arbeiter gegen einen Tagelohn von 30 Sous Beschäftigung finden sollten. Ein Dekret vom 30. Mai/13. Juni 1790 erweiterte das Unternehmen und überwies einem jeden Bezirk die Summe von 30000 Livres für nützliche Arbeiten. Weitere Zuwendungen für einzelne Distrikte folgten, und schließlich wurde eine für das ganze Land bestimmte Subvention bewilligt. Im Dezember 1790 waren in der Nationalversammlung die traurigen Verhältnisse in Versailles zur Sprache gebracht worden, wo 41000 Arbeiter sich vergeblich um Verwendung bemühten. Ihre Spaten in der Hand hatten die Unglücklichen sich zuletzt an die Behörden gewandt; aber ihre Bitte um Arbeit war unerfüllt geblieben. Aus diesem Anlaß wurde in der Nationalversammlung der Antrag gestellt, zur Unterstützung der Arbeitsunfähigen und zur Errichtung von Werkstätten einen Kredit von 125000 Livres zu gewähren. Von anderer Seite machte man geltend, eine derartige Maßregel wäre unzulänglich; es müßte ein genereller Gesetz-Entwurf über öffentliche Arbeiten vorgelegt werden. Aus diesen Verhandlungen ging dann das Dekret vom 16./19. Dezember 1790 hervor, welches die Summe von 14 Millionen auswarf, um in sämtlichen Bezirken zu gunsten der Beschäftigungslosen

[1]) Duvergier l. c. Tom. I, p. 152 u. Tom. II, p. p. 285, 286. Taine l. c. Tom. II. p. 203.

[2]) Michelet l. c. Tom. I. p. 323.

verwendet zu werden. Nach Artikel 2 sollten sich die Bezirke sofort in 6 640 000 Livres gleichmäßig teilen; die Bezirksdirektoren wurden angewiesen, „unverzüglich Arbeiten in Angriff zu nehmen, welche den Bedürfnissen der notleidenden Bevölkerung angepaßt und für den Staat beziehungsweise des Departement von Nutzen oder Interesse wären.“ Bezüglich des Restes der votierten Summe behielt die Nationalversammlung sich die Bestimmung vor, bis man die Lage der einzelnen Bezirke übersehen könnte.[1]) Indes, schon die bewilligte Summe war ungenügend; und zudem ist sie gar nicht einmal voll zur Auszahlung gekommen. Die Pariser Werkstätten gingen an ihrer elenden Organisation zu Grunde. Da es an einer genügenden Aufsicht fehlte, wurden sie alsbald zum Sammelplatz verbummelter Subjekte. Nachdem eine Revolte ausgebrochen war, welche nur mit Mühe von Lafayette niedergeschlagen wurde, richtete der Maire von Paris an die Nationalversammlung das Ersuchen, die „Ateliers“ aufzuheben oder „durch ein besseres System zu ersetzen.“ Die verschiedenen Experimente, die man demnächst anstellte, schlugen sämtlich fehl.[2])

Auch in das Verkehrsleben hat das Bourgeoisie-Regiment reglementierend eingegriffen. Durch das Dekret vom 29. August/21. September 1789, welches den Kornhandel freigab, wurde gleichzeitig jeder Transport von Getreide und Mehl gewissen Kautelen unterworfen und die Ausfuhr untersagt. Um der Gefahr einer übermäßigen Preissteigerung vorzubeugen, hielt die Pariser Munizipalverwaltung während des ersten Revolutionsjahres an der schon zur Zeit des ancien régime eingeführten Taxe von 3 Sous für das Pfund Brot fest; sowohl damals als auch später, nach Aufhebung der Taxe, wurden auf Staatskosten im Auslande große Getreideankäufe gemacht. Endlich bestimmte ein Dekret vom 16./17. September 1792: In anbetracht, „daß alle Besitzer von Korn gegenüber den Gefahren, welche die Freiheit bedrohen, sich nur als einfache Depositäre ansehen dürfen,“ wird befohlen, daß in jeder Gemeinde und bei allen Händlern der Bestand der Getreidevorräte aufgenommen und sodann unverzüglich „das Quantum Getreide festgesetzt werde, welches eine jede Gemeinde an die öffentlichen Märkte zu bringen hat.“[3]) Allein diese Maßregeln verfehlten schon um dessentwillen ihren Zweck, weil sie nicht aus der spontanen Entschließung der Bourgeoisie hervorgegangen waren; man taxierte das Brot aus Furcht vor den Fäusten des Pariser Pöbels, die Einschränkungen des Getreidehandels wurden unter dem erschütternden Eindruck des Sturmes auf die Tuilerien und der Septembermorde votiert. Sodann erwies sich alles, was man anordnete, alsbald als unvollkommen oder verkehrt, das Elend nahm nicht nur ab, sondern steigerte sich zusehends. Bereits im Beginn

---

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. VIII, p. p. 210 etc. S. auch die Dekrete vom 30. Mai/13. Juni, 30. August, 4. u. 16./19. Dezember 1790, 18./19. Juni 1791 bei Duvergier l. c. Tom. I, p. p. 195, 196, 350, 351, Tom. II, p. p. 69, 101, 102, Tom. III, p. p. 46, 47.

[2]) Levasseur l. c. Tom. I, p. p. 148 etc., Coquelin et Guillaumain, Dictionnaire de l'Economie politique Tom I. p. 93. S. Engländer, a. a. O. Bd. 1. S. 6, 42, 43. I. P. de Smith, Eclaircissements adressès au Département sur quelques faits avancés contre moi, dans la dénonciation faits par les administrateurs de la Municipalité aux Travaux publiés.

[3]) Duvergier l. c. Tom. I, p. p. 38, 39, Tom. IV, p. p. 455, 459.

des Jahres 1793 kostete das Brot, wie an einer späteren Stelle nachgewiesen werden wird, das Doppelte dessen, was im Jahre 1790 bezahlt worden war.

Seitens des Radikalismus beeilte man sich, aus der Lage der Dinge Kapital zu schlagen; in Flugschriften und in der periodischen Presse sucht man die arbeitenden Klassen gegen die Bourgeoisie aufzuhetzen, indem man letztere als verantwortlich für alles Elend hinstellte. Werden denn nicht endlich, heißt es in der Flugschrift Le plus original des cahiers, die Deputierten „das längst versprochene Huhn in den Topf bringen? Wolle Gott, daß das alte Tier nicht gar zu zähe sei, und jeder ein Stückchen abbekomme." „Nächstens, höhnt ein anderes Pamphlet, werden wir uns in unsere neue erhabene Verfassung so eingelebt haben, daß wir Brot und Suppe gar nicht mehr bedürfen." Am schärfsten geht Marat vor. In einer Nummer des Ami du Peuple vom Sommer 1789 belehrt er das Volk, daß es nur ein „Phantom" besitze, daß es dem Glück ferner stehe denn je. „Und wenn du dich nur dem Ende des Elendes näherteſt! Aber nein! es wächst immer mehr. Die schönen Sommertage fliehen mit reißender Geschwindigkeit; in kurzem wird die Kälte des Winters den Bedürfnissen, welche dich plagen, neue hinzufügen." Bald darauf erklärt er die Mittellosen aller Pflichten gegen das Vaterland für entbunden, weil dasselbe ihnen nichts biete. „Die Unglücklichen; die durch ihre Entblößung von jedem Amt ausgeschlossen sind, die Unglücklichen, die kein anderes Los zu erwarten haben als Knechtschaft und Kümmernis, sind dem Staate nichts schuldig, nichts, ganz und gar nichts, wenigstens so lange, als der Staat nicht aus Scham über den Zustand der Verwahrlosung, in dem er sie läßt, anfängt, ihnen die Mittel zu gewähren, um sich aus ihrer kläglichen Lage zu befreien."[1])

So klar nun auch die Gefahren, welchen die Wirtschaftspolitik das Bourgeoisie-Regiments entgegentrieb, zu Tage traten, man schenkte denselben keine Beachtung. Im Gegenteil! Dem ersten Fehler, daß man das Prinzip der Erwerbsfreiheit nicht durch die im Interesse der besitzlosen Stände gebotenen Maßregeln korrigierte, fügte man alsbald einen zweiten hinzu, indem man jenes Prinzip in der selbstsüchtigsten Weise interpretierte. Duport hat der Nationalversammlung einmal vorgehalten, ein großer Teil der Franzosen habe eine völlig verkehrte Auffassung von dem Begriff der Freiheit; dieselbe sei ihnen lediglich „der Ausdruck eines persönlichen und absoluten Rechts, ohne irgend welche Beziehung zu ihren Nachbarn und Mitbürgern, eine destruktive Vorstellung, welche sich aber vortrefflich allen gemeinen Leidenschaften der Selbstsucht, des Neides und der Niederträchtigkeit anpasse." Diese Kritik ist insbesondere für die Auffassung der wirtschaftlichen Freiheit, wie sie sich in dem Gehirn des Bourgeois gestaltete, zutreffend.

Durchaus berechtigt war es, wenn ein großer Teil der Bourgeoisie verlangte, daß der Grundsatz der wirtschaftlichen Freiheit dem Auslande gegenüber einge-

---

[1]) Le plus original des cahiers, Extrait de celui d'un Fou qui a de bons momens. 1789, p. 18, La Papilotte 1790, Marat, Ami du Peuple No. 8, 73, 74. Observations patriotiques. Paris 1789, No. II, p. 27, Le Coup d'Equinoxe, Paris 1789, Qui est-ce donc qui gagne à la révolution. Paris 1790, p. p. 17 etc.

schränkt würde. Im September 1786 hatte Frankreich mit Großbritannien einen Handelsvertrag abgeschlossen, durch welchen der Eingangszoll für englische Manufakturen von 30—34 auf 10—15 Prozent ad valorem herabgemindert worden war. Da man auf dem Kontinent damals noch mit dem Spinnrade arbeitete, während jenseits des Kanals bereits der Maschinenbetrieb überwog, so war die notwendige Folge jener Zollermäßigung gewesen, daß die billiger und besser hergestellte englische Ware den französischen Markt überschwemmt hatte. Manche Fabriken waren gezwungen worden zu liquidieren, andere vermochten nur ein kümmerliches Dasein zu fristen. Durch diese Erfahrung belehrt, daß — wie es in einem Cahier heißt — derartige Handelsverträge den französischen Manufakturen „den tödlichsten Streich“ versetzten, hatten die Vertreter der Industriebezirke in der Nationalversammlung guten Grund, die Einführung von Prohibitivzöllen zu fordern; im Unrecht waren die Advokaten, welche es durchsetzten, daß durch Gesetz vom 2./15. März 1791 ein Tarif eingeführt wurde, der nur wenige Artikel von der Einfuhr ausschloß, die Rohstoffe freiließ und die Manufakturen mit einen Wertzoll von nur 5—15 Prozent belegte.[1]) Der Schutz der nationalen Arbeit war nicht nur im ökonomischen Interesse der Besitzenden erfordert; auch das Wohl der Allgemeinheit gebot ihn. Allein man unterwarf die wirtschaftliche Freiheit auch noch anderen Restriktionen, welche nicht nur nichts mit dem gemeinen Wohl zu thun hatten, sondern demselben geradezu zuwiderliefen. —

Die Neigung dazu tritt schon in den cahiers des dritten Standes hervor. Es läßt sich nichts dagegen einwenden, daß einzelne derselben die Einfuhr englischer Waren beschränkt oder die einheimische Rhederei bevorzugt wissen wollen. Eine große Zahl Gemeinden stellt aber, obwohl sie sich im Prinzip für Erwerbsfreiheit ausspricht, doch daneben Petita, welche lediglich darauf abzielen, ihre Sonderinteressen auf Kosten des Ganzen zu fördern. Paris z. B. verlangt ein Verbot der Einfuhr fabrizierten Kupfers; La Rochelle wünscht, daß die französischen Kolonien dem Auslande völlig verschlossen werden. Mehrere Städte fordern die Gewährung von Staatsprämien oder sonstigen Unterstützungen für ihren speziellen Handel. Andere protestieren dagegen, daß an ihren alten Steuerbefreiungen oder sonstigen Privilegien gerührt werde. Selbst innerhalb der einzelnen Gemeinden machen sich egoistische Bestrebungen geltend. Die Goldschmiede von Nantes z. B. beanspruchen, daß niemandem außer ihnen gestattet werde, mit inländischen Gold- und Silberwaren zu handeln, altes Gerät aus Edelmetallen in öffentlichen Auktionen zu kaufen, oder dasselbe einzuschmelzen und zu verarbeiten. Die Tuchhändler von Nantes verlangen, daß ihnen die Bevorzugungen weiter gewährt

[1]) Dekrete 2./15. März, 22. Juni/10. Juli, 21./29. Juli, 28. Juli/1. August, 6./22 August 1791, 28. Juli/1. August 1792 bei Duvergier l. c. Tom. II, p. p. 215 etc., Tom. III, p. p. 56, 127 etc., 152 etc., 182 etc., Tom. IV, p. p. 273 etc. Levasseur l. c. Tom. I. p. p. 126 etc. Die Nationalversammlung erließ übrigens Einfuhrverbote und bewilligte Exportprämien. S. z. B. die Dekrete vom 4./24. April, 4. März/13. Mai, 7. März/10. April 1791 bei Duvergier l. c. Tom. II, p. p. 236, 244.

werden, welche sie von den alten Herzögen der Bretagne und den Königen von Frankreich erhalten haben. Seitens der Perückenmacher von Nantes wird der Antrag gestellt, daß die Ausstellung neuer Meisterbriefe oder Diplome als Damen-Friseure untersagt werde. Die Schlosser wollen ein Verbot fabrikmäßig gearbeiteter Schlüssel haben u. s. w[1]).

Durch Dekret vom 2./17. März 1791 wurde der Grundsatz zur gesetzlichen Anerkennung gebracht, „daß es jedermann frei stände, nach seinem Belieben ein Geschäft zu betreiben, eine Profession, eine Kunst oder ein Handwerk auszuüben.“ Ein weiteres Dekret vom 27. September 1791 beseitigte jede staatliche Vormundschaft über die Industrie; dieselbe blieb nur noch den aus allgemein polizeilichen oder hygienischen Rücksichten ergangenen Anordnungen unterworfen. Durch die Verfassung vom 3./14. September 1791 wurde endlich bestimmt: „Es giebt weder Zünfte noch Korporationen zum Zwecke des Betriebes von Professionen, Kunstgewerben oder Handwerken[2]).“ Thatsächlich war die Handels- und Gewerbefreiheit schon unmittelbar nach den Beschlüssen vom 4. August 1789 in Kraft getreten. Daraus, daß in denselben die Aufhebung aller Gilden und Zünfte ausgesprochen worden war, hatte jedermann die Befugnis herleiten zu dürfen geglaubt, nach freier Neigung einen Erwerbszweig zu wählen. Die Gesellen und Lehrlinge hatten ihren Meistern den Rücken gekehrt und sich selbständig gemacht. Im August schreibt Camille Desmoulins: „Der Schneidermeister, der Schuhmachermeister, der Perückenmachermeister — sie werden Thränen weinen; aber die Lehrlinge werden sich freuen, und in den Mansarden wird man illuminieren. O du reizende Nacht, vere beata nox!“ Wie richtig diese Prognose in ihrem ersten Teil war, stellte sich binnen kurzem heraus. Die Folgen des schrankenlosen Wettbewerbs machten sich alsbald in den Taschen der Meister fühlbar, und schon diese erste Probe hält ihre Freiheitsliebe nicht aus. Trotzdem sie hohe Abfindungen erhalten — die Barbiere allein z. B. 22 Millionen Livres — machen sie gegen die neue Ordnung der Dinge sofort Front. Die Perückenmacher richten an die gesetzgebende Gewalt eine Beschwerde, in der es heißt: „Zwischen uns und unseren Lehrlingen ist eine verderbliche Konkurrenz entstanden. Unsere Lehrlinge berauben uns der Kundschaft, welche wir ihnen anvertraut hatten. Unser Gewissen schreibt uns gebieterisch vor, euch zu erklären, daß man bei der Wahl der für unsere Profession bestimmten Personen gar nicht Vorsicht genug treffen kann[3]).“ Die Pariser Metzger verlangen, daß die Eröffnung neuer Fleischbänke untersagt werde[4]). Die Schauspieler der Theater français widersetzten sich der Aufhebung des Privilegs, durch welches

---

[1]) Résumé général ou extrait des cahiers etc. Tom. III, p. p. 353, 361, 367, 369, 374, 377, 483, 492, 494, 497, 498, 531, Buchez et Roux l. c. Tom. I, p. p. 334, 335.

[2]) S. insbesondere den Artikel 7 des Dekrets vom 2. 17. März 1791 bei Duvergier l. c. Tom. II, p. p. 230 etc. Durch besondere Gesetze wurden später noch beseitigt die Vorrechte der Bank- und Handels-Agenten, Mäkler u. a. S. die Dekrete vom 21. April/8. Mai und 13. Mai 1791 bei Duvergier l. c. Tom. II, p. p. 324, 360.

[3]) Buchez et Roux, l. c. Tom. VII, p. 198. S. auch die Petition der Perückenmacher von Auxerre bei Levasseur l. c. Tom. I. p. 113.

[4]) Buchez et Roux l. c. Tom. II, p. 356.

ihnen die Aufführung gewisser klassischer Dramen vorbehalten und ein Vorzugsrecht bezüglich neuer Dichtungen eingeräumt worden war[1]). Die Schuhmacher fordern, daß jeder, welcher Schuhwerk unter einem bestimmten Preise verkaufe, des Landes verwiesen werde, die Schneider, daß man ihren Kollegen vom Flickhandwerk die Anfertigung neuer Kleider untersage. Beide, Schuhmacher und Schneider, agitieren für Wiedereinführung der alten „Reglements“[2]). Nur eine einzige Petition für Aufhebung des Zunftwesens ist bei der Nationalversammlung eingegangen, und dieses Unikum erklärt sich aus Gründen, welche mit der Gewerbefreiheit in keinem Zusammenhange stehen[3]). Wie die einzelnen Stände, so treiben es die einzelnen Gemeinden. Mit den Privilegien des ancien régime waren auf die zahlreichen Zölle, die feudalen Marktrechte, die provinziellen und sonstigen den Verkehr lähmenden Vorrechte beseitigt worden. Durch ein besonderes Edikt hatte die Nationalversammlung außerdem noch besonders bestimmt, daß „der freie Umlauf des Getreides in dem Königreich nicht gehindert und die Bauern nicht gezwungen werden dürften, Korn unter dem Marktpreise zu liefern“[4]). Auch dagegen wird seitens der städtischen Gemeinden, welche sich geschädigt glauben, Einspruch erhoben; einige unter ihnen lehnen sich geradezu gegen das Gesetz auf, indem sie die ausdrücklich beseitigten Bestimmungen weiter zur Ausführung bringen[5]). Nicht ganz ohne Grund heißt es in einer Flugschrift aus dem Jahre 1791, die Bourgeois seien der Revolution viel feindlicher geworden als die römischen Patrizier den Plebejern, nachdem sie erkannt, daß die Freiheit keinen Wert mehr habe, wenn die ganze Welt sie genieße[6]).

Weder den Perückenmachern noch den Schustern und Schneidern gelang es, ihre Forderungen durchzusetzen. Sie vertraten immer nur die Interessen einer einzelnen Spezies der Bourgeoisie, und es ist daher leicht erklärlich, daß die Nationalversammlung es ablehnte, ihnen zuliebe die Revolution durch eine Vergewaltigung des Grundsatzes der Freiheit zu kompromittieren, zumal es sich dabei um eine offenkundige Rückkehr zu der alten Privilegienwirtschaft handelte. Darüber hinaus aber versagte das politische Verständnis der Gesetzgeber. Sobald Fragen auftauchten, welche die Gesamt-Interessen des dritten Standes berührten, haben die Vertreter desselben kein Bedenken getragen, unter handgreiflicher Verletzung der Menschenrechte lediglich den Eingebungen ihres Egoismus zu folgen. Nach dieser Richtung hin sind insbesondere die Dekrete charakteristisch, durch welche die Nationalversammlung den Arbeitgeber gegen jede Schädigung durch Koalitionen der Arbeitnehmer zu schützen suchte.

---

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. VIII, p. 323.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. II, p. 312. Taine l. c. Tom. II, p. 101, Michelet l. c. Tom. I, p. p. 345, 346.

[3]) Levasseur l. c. Tom. I, p. 112.

[4]) S. Dekrete vom 29. April/2. Mai 1790 bei Duvergier l. c. Tom. I, p. 160.

[5]) Levasseur l. c. Tom. I, p. p. 125, 126.

[6]) Buchez et Roux l. c. Tom. XIV, p. 191.

Einen notwendigen Bestandteil einer auf dem Prinzipe der Freiheit gegründeten Organisation bildet die Befugnis der wirtschaftlich Schwachen sich zu verbinden, ihre Kräfte, welche vereinzelt zum Kampf ums Dasein nicht ausreichen, zusammenzulegen und dadurch eine Kollektivkraft zu schaffen, welche sie gegen Ausbeutung durch die wirtschaftlich Starken zu schützen vermag. Die Freigabe des Vereinswesens ist ein notwendiges Korrelat der Freigabe des Erwerbes; in der Grundidee des Staates liegen beide als gleichberechtigte, sich ergänzende Postulate, weil beide gleich notwendig sind zur Erhaltung der größtmöglichen Zahl seiner Angehörigen. Insbesondere muß die Arbeit das Recht besitzen, sich gegen das Kapital zu koalitionieren; andernfalls würden die Besitzlosen bezüglich der Beschaffung ihrer Existenzmittel in eine für den Staat unannehmbare Abhängigkeit von den Besitzenden geraten. Die Frage, in wie weit das Vereinsrecht mit Rücksicht auf die Interessen der Allgemeinheit gewissen Schranken zu unterziehen sei, darf hier unerörtert bleiben. Für die Zwecke der vorliegenden Untersuchung genügt es festzustellen, daß der Staat mit der ihm gesetzten Aufgabe in Widerspruch treten würde, wenn er den Arbeitnehmern allgemein untersagte, zur Wahrnehmung ihrer Interessen gegenüber den Arbeitgebern Verbindungen einzugehen. In der französischen Revolution machte sich die politische Notwendigkeit, das Vereinsrecht zu respektieren, noch besonders dringend geltend. Marat richtete im Juni 1791 im Ami du Peuple an die Nationalversammlung die Warnung, sie möchte doch einen Teil der Zeit, „welche sie mit so vielen leeren Diskussionen, mit so vielen lächerlichen Debatten vertrödelte", der Arbeiterfrage widmen, und führte zur Begründung dafür an, „eine Hand voll Schurken nährte sich mit dem Schweiß der Unglücklichen und raubte denselben in barbarischer Weise die armseligen Früchte ihrer Arbeit[1])." So übertrieben auch die Behauptung vielleicht war, etwas Richtiges lag ihr zu Grunde. Die tiefe Depression, unter welcher Handel und Industrie litten, gefährdete — wie das bei wirtschaftlichen Krisen meist der Fall ist — in erster Reihe den Arbeitnehmer; der Niedergang der Geschäfte hatte eine Zunahme des Angebots von Arbeitskräften und eine Abnahme der Nachfrage zur Folge, so daß die Tendenz des Lohnmarktes sich zu gunsten der Arbeitgeber stellte. In gleicher Richtung wirkte die Aufhebung aller bisherigen gesetzlichen Einschränkungen des Erwerbslebens, weil durch sie ebenfalls die Zahl der Bewerber um Arbeit vermehrt wurde. Um diese Begünstigung des Arbeitgebers durch die Lage der Verhältnisse zu paralysieren, stand den Arbeitnehmern nur das eine Mittel zu Gebote, daß sie sich zu größeren Vereinigungen zusammenschlossen und ihre Forderungen gemeinsam geltend machten.

Die Bourgeoisie beeilte sich, ihnen die Möglichkeit dazu abzuschneiden. Sie glaubte ihre eigenen Interessen besser gewahrt, wenn sich der Gegensatz zwischen Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkte zu einem Kampfe zwischen Individuum und Individuum gestaltete. In dem richtigen Kalkül, daß dann das Kapital die ausschlaggebende Bundesgenossenschaft des Hungers für sich haben

---

[1]) No. CDLXXXVII vom 12. Juni 1791.

müßte, trug die Nationalversammlung kein Bedenken, das Vereinsrecht in einer Weise zu beschränken, welche dasselbe für die Arbeitnehmer völlig wertlos machte.

Letztere suchten sich gegen die Übermacht der Arbeitgeber zunächst dadurch zu schützen, daß sie Fixierung des Lohnes durch den Staat, beziehungsweise die Gemeinde forderten. Die im Schneiderhandwerk beschäftigten Pariser Arbeiter petitionierten bei der Kommune um Garantierung eines Tagelohns von 40 Sous. Die Zimmergesellen und Druckergehilfen wollten nicht nur die Bestimmung eines Lohnminimums, sondern sie verlangten auch, daß ihre Meister in der Wahl ihrer Arbeitskräfte beschränkt würden. In den Provinzen, insbesondere in Lyon, plaidierte man gleichfalls für eine Tarifierung des Lohnes[1]). Man wünschte, wie es in einem im September 1790 an die Nationalversammlung gerichteten Memoire heißt, ein Dekret zu haben, welches den Arbeitslohn allgemein entsprechend dem Werte von drei Pfund Brot, zwei Pfund Fleisch und zwei Sous normierte[2]). Die Bourgeoisie setzte allen diesen Bestrebungen sofort einen so hartnäckigen Widerstand entgegen, daß die Arbeiter sich genötigt sahen, einen anderen Weg einzuschlagen. Da die Nationalversammlung und der Stadtrat ihnen keine gesetzliche Fixierung des Lohnes konzedieren wollten, so beschlossen sie eine solche durch den Zwang der Thatsachen herbeizuführen. Es bildeten sich Vereine, welche für die verschiedenen Leistungen Minimallöhne feststellten und nicht nur ihren Mitgliedern, sondern jedem, der sich in dem betreffenden Erwerbszweige um Beschäftigung bewarb, die Annahme eines geringeren Lohnes untersagten[3]). Die Stadtverwaltung versuchte es, der Bewegung durch väterliche Ermahnungen Herr zu werden. In einer Proklamation an die Pariser Bevölkerung aus dem April 1791 führte sie aus: Alle Bürger sind vor dem Gesetze gleich; aber sie sind es nicht und werden es nie sein in ihren Fähigkeiten, in ihren Talenten und in ihren Hilfsmitteln; die Natur hat es nicht gewollt, daher darf man sich nicht mit der Hoffnung schmeicheln, daß es je gelingen könne, allen einen gleichen Gewinn zu sichern. Ein Gesetz, welches die Höhe des Arbeitslohnes festlegte und jedem die Aussicht nähme, mehr zu erwerben als die anderen, wäre ungerecht. In gleichem Sinne sprachen sich die Révolutions de Paris aus; sie bezeichneten es als tyrannisch und absurd, einem dritten die Befugnis einzuräumen, sich zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer einzudrängen und denselben seinen Willen aufzuzwingen[4]). Für solche abstrakte Argumentationen hatte der Arbeiter aber nur taube Ohren. Die erwähnten Vereine fühlten sich durch dieselben so wenig überzeugt, daß sie zur Gewalt schritten. Infolge der Ruhestörungen, die entstanden, sah die städtische Behörde sich zu einem energischen Auftreten genötigt; durch ein Dekret, dessen Motivierung die Ausführungen der April-Proklamation wiederholte, erklärte sie die Beschlüsse der Vereine für „nichtig und verfassungswidrig“ und

---

[1]) Levasseur l. c. Tom. I, p. 135.

[2]) Levasseur l. c. Tom. I, p. 137. Moniteur 17, September 1790.

[3]) Buchez et Roux l. c. Tom. X, p. p. 102, 103.

[4]) Buchez et Roux l. c. Tom. IX, p. p. 444, 445 etc. Tom. X, p. 106.

ordnete an, daß bei Ansammlungen von Arbeitern die Polizeimannschaften auf die erste Requisition hin einzuschreiten hätten[1]).

Zweifellos hatte die Bourgeoisie recht, wenn sie die Tarifierung des Lohnes bekämpfte. Eine jede solche Maßregel gefährdet die Güterproduktion; sie läuft notwendig auf eine Begünstigung der Trägheit hinaus und schwächt also in dem Menschen den Anreiz, seine geistige und körperliche Thatkraft über das Maß des unbedingt Notwendigen hinaus zu steigern. Auch darin muß man der Bourgeoisie beipflichten, daß sie den Versuchen der Pariser Arbeitervereine entgegentrat, auf diejenigen einen Zwang auszuüben, welche es vorzogen, sich den Bedingungen der Arbeitgeber zu unterwerfen. Der gemeinhin dagegen geltend gemachte Einwand, daß eine so weitgehende Beschränkung der individuellen Freiheit nicht zulässig sei, ist freilich nur eine Phrase. Entscheidend vielmehr ist das Argument, daß ein solcher Zwang vom Standpunkte des Staates aus nicht geduldet werden darf. Entweder führt derselbe zu einer ernsten Bedrohung der öffentlichen Ordnung, wie dies zur Zeit der französischen Revolution der Fall gewesen ist, oder er wirkt — ähnlich der Tarifierung der Löhne, wenn auch in anderer Weise — so hemmend auf die Güterproduktion, daß die kulturelle Entwickelung darunter leidet. Die Bourgeoisie ging aber weiter; im Widerspruch nicht nur mit den Grundsätzen einer gesunden Wirtschaftspolitik, sondern auch mit der Verfassung, entzog sie den arbeitenden Klassen ganz allgemein das Recht, zur Wahrnehmung ihrer ökonomischen Interessen Verbindungen einzugehen.

Die Pariser Zimmergesellen hatten unter sich eine „brüderliche Vereinigung" gebildet, welche an die Meister mit dem Vorschlage herangetreten war, sich mit ihnen in Verhandlungen behufs Festlegung gewisser Bestimmungen einzulassen, durch welche beiden Teilen ein proportioneller Gewinn zugesichert würde. Von den Meistern zurückgewiesen, waren die Gesellen bei der Gemeindebehörde mit der Bitte vorstellig geworden, zwischen ihnen und ihren Brotherren zu vermitteln. Allein die Kommune hatte es vorgezogen, einer Entscheidung auszuweichen. Sie war zwar auf die Forderung der Meister, daß die genannte Verbindung — weil „verfassungswidrig und mit der öffentlichen Ordnung unverträglich" — sofort geschlossen würde, nicht eingegangen und hatte sogar ihren eigenen Arbeitern den von den Zimmerleuten geforderten Lohn bewilligt; aber anderseits waren die Gesellen mit dem nichtssagenden Bescheide abgespeist worden, sie möchten sich der Weisheit der Kommune anvertrauen[2]). Die getäuschten Arbeitnehmer hatten sich darauf zu Ungesetzlichkeiten verleiten lassen; die Werkstätten waren gestürmt, und Arbeiter, welche sich der „brüderlichen Vereinigung" nicht angeschlossen hatten, gemißhandelt worden. So sah die Nationalversammlung sich gezwungen, der Frage der gesetzlichen Zulässigkeit von Arbeiterverbindungen näher zu treten. Sie nahm Partei gegen dieselben.

Am 14. Juni 1791 erstattete der Verfassungsausschuß einen Bericht, in welchem nicht nur etwa die Ausübung eines Zwanges seitens einzelner Arbeiter-

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. X, p. p. 102, 103.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. X, p. p. 103 etc. 113, s. a. Tom. IX, p. 271.

vereine auf Nichtmitglieder verworfen, sondern schon das Bestehen solcher Vereine zum Zweck einer gegenseitigen Unterstützung für widerrechtlich, für eine Verletzung der Verfassungsgrundsätze erklärt wurde. „Allerdings — so lautet die höchst charakteristische Motivierung dieses Votums — müssen alle Bürger befugt sein, sich zu versammeln; aber es darf nicht den Mitgliedern einer Profession gestattet werden, sich zu versammeln zum Schutz ihrer vermeintlichen gemeinsamen Interessen. Es giebt keine Korporationen mehr im Staat; es giebt nur das Sonderinteresse eines jeden Individuums und das allgemeine Interesse. Niemand ist befugt, die Bürger für ein dazwischenliegendes Interesse zu begeistern, sie von der öffentlichen Sache durch einen Korporationsgeist abzuwenden. Selbst der Zweck, den Arbeitern ein und desselben Berufs, welche krank oder ohne Beschäftigung sind, Hilfe zu gewähren, vermag nicht die Bildung von Vereinigungen zu rechtfertigen. Es ist Sache der Nation, Sache der öffentlichen Beamten, denjenigen, welchen die notwendigen Existenzmittel fehlen, Arbeit und den Kränklichen Unterstützungen zu verschaffen." Private Hilfe durch Vereine sind nichts Anderes als eine Neubelebung der Korporationen und damit der Privilegien. „Man muß auf den Grundsatz zurückgehen, daß es der freien Vereinbarung von Individuum zu Individuum zu überlassen ist, den Tagelohn für jeden Arbeiter festzustellen." Die Nationalversammlung eignete sich diese Auffassung an. Durch Gesetz vom 14./17. Juni 1791 bestimmte sie, daß „die Aufhebung aller Arten von Korporationen der Bürger desselben Standes oder derselben Profession eine der fundamentalsten Grundlagen der französischen Verfassung wäre, und es den Gesetzen zuwiderliefe, dieselben thatsächlich wiedereinzuführen." Weiter wurde dann den Arbeiterversammlungen verboten, Präsidenten und Sekretäre zu ernennen, Protokolle zu führen, Beratungen zu pflegen oder Anordnungen bezüglich ihrer vermeintlichen gemeinsamen Interessen zu treffen. Die Gemeinde- und Staatsbehörden sollten nicht befugt sein, Adressen oder Petitionen unter der Firma eines Standes oder einer Profession anzunehmen oder zu beantworten. Endlich schrieb das Gesetz vor, daß, „wenn Mitglieder ein und desselben Gewerbes Beschlüsse faßten oder Vereinbarungen machten zu dem Zwecke, um gemeinsam die Arbeit zu verweigern oder nur gegen einen bestimmten Lohn zu leisten, die betreffenden Beschlüsse oder Vereinbarungen verfassungswidrig, der Freiheit und der Erklärung der Menschenrechte zuwiderlaufend und daher nichtig wären." Die Urheber, Chefs und Anstifter wurden mit einer Strafe von 500 Franks bedroht und ihnen die Ausübung der bürgerlichen Rechte für ein Jahr untersagt; die Teilnehmer wurden für immer von der Beschäftigung bei Staats- oder Gemeindearbeiten ausgeschlossen [1]). Bald darauf folgte noch ein spezielles Dekret, durch welches den in der Papierfabrikation beschäftigten Arbeitern — dieselben hatten sich in der Lohnbewegung besonders geräuschvoll benommen — untersagt wurde, ihr Dienstverhältnis ohne vorherige sechswöchentliche Kündigung aufzulösen [2]).

---

[1]) Duvergier l. c. Tom. III, p. 22.

[2]) S. das Dekret vom 26. Juli 1791 bei Duvergier l. c. Tom. III, p. 141.

Bis dahin war die Nationalversammlung jedem Versuch der Verwaltungsbehörden, das Vereinsrecht zu verkümmern, auf das entschiedenste entgegengetreten[1]) Der Verfassungsausschuß hatte einen Bericht entworfen, welcher die Aufnahme einer Bestimmung in die Grundrechte befürwortete, daß die Bürger „in der Freiheit, sich friedlich, ohne Waffen zu versammeln,“ nicht beschränkt werden dürften, und ein dementsprechender Artikel ist denn auch in die „Dispositions fondamentales garanties par la Constitution“ aufgenommen worden. Indem die Nationalversammlung den Arbeitern die Möglichkeit einer Koalition zur Verbesserung ihrer Lage abschneiden wollte, verstieß sie also nicht nur gegen die Billigkeit, sondern auch gegen das klare Recht. Noch bedenklicher als die Unbilligkeit und Rechtswidrigkeit war aber die Kurzsichtigkeit ihres Verfahrens.

Zwei Tage bevor das Gesetz vom 14. Juni angenommen wurde, veröffentlichte Marat in dem Ami du Peuple ein Schreiben, welches 340 an dem Bau der Kirche der heiligen Genoveva beschäftigte Arbeiter an ihn gerichtet hatten. In demselben wird den Meistern vorgehalten, daß sie der Nation niemals einen Dienst geleistet, daß sie insbesondere am 12., 13. und 14. Juli 1789 sich in die Keller verkrochen haben, und dann heißt es weiter: „Als sie gewahr wurden, daß die Klasse der Unglücklichen die Revolution allein gemacht habe, krochen sie aus ihrem Versteck hervor und behandelten uns wie Straßenräuber. Sie suchen den Lohn von 48 Sous, welchen die Verwaltung uns aufgezwungen hat, noch herabzusetzen. Sie wollen nicht berücksichtigen, daß wir bestenfalls nur sechs Monate im Jahre beschäftigt sind, was unseren Tagelohn auf 24 Sous reduziert. Und von diesem jämmerlichen Einkommen müssen wir unsere Wohnung bezahlen, unsere Kleidung, unsere Nahrung und den Unterhalt für unsere Familie. Nachdem wir unsere Kräfte im Dienste des Staates erschöpft haben, bleibt uns, von unseren Arbeitgebern gemißhandelt, durch Hunger entkräftet, von Anstrengungen überwältigt, oft kein anderer Ausweg übrig, als daß wir unsere Tage im Bicêtre beschließen, während unsere Vampyre Paläste bewohnen, die kostbarsten Weine trinken, in weichen Betten schlafen und im Überfluß an Zerstreuungen unser Elend völlig vergessen; oft verweigern sie der Familie eines in der Mittagsstunde verletzten oder getöteten Arbeiters den in der ersten Hälfte des Tages verdienten Lohn[2]).“ Für die Anschauungen und Gefühle des vierten Standes war diese Kundgebung, wenn sie auch vielleicht eine Fälschung war, symptomatisch. Der Arbeiter glaubte fest daran, daß der Sturz des ancien régime lediglich seinem Mut, seiner Energie und seiner Muskelkraft zu verdanken wäre; er war ferner überzeugt, daß der Gewinn der Revolution ausschließlich dem Bourgeois zugute gekommen sei, daß seine eigene Lage sich nicht nur nicht verbessert, sondern geradezu verschlimmert hätte. Niemand konnte im Zweifel darüber sein, daß die daraus resultierende Unzufriedenheit sich nicht nur in Deklamationen Luft machen, sondern alsbald in Thaten umsetzen würde, und in welcher Weise

[1]) S. z. B. die Dekrete vom 21. Oktober und 13. November 1790 bei **Duvergier** l. c. Tom. I, p. 422 u. Tom. II, p. 19.

[2]) S. Ami du Peuple vom 12. Juni 1791 No. CDLXXXVII, **Buchez** X, 118.

dieser Prozeß sich vollziehen mußte, ließ sich unschwer daraus erraten, daß die Arbeiterpetition in dem Ami du Peuple erschienen war, jenem Blatte, welches tagtäglich Mord und Totschlag als die einzigen Mittel anpries, um die Revolution zum Abschluß zu bringen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, tritt die Wirtschaftspolitik der Bourgeoisie erst in das richtige Licht; der Eindruck der Selbstsucht wird noch erheblich überwogen durch den der Borniertheit.

(Fortsetzung folgt.)

Professor Koch und die Behandlung der Lungenschwindsucht.

Ein kritisches Gutachten

Von

M. Semmola[1],

Professor der therapeutischen Klinik an der königlich italienischen Universität zu Neapel, Senator des Königreichs Italien.

Geschrieben Neapel, den 26. November 1890.

Gegenüber der allgemeinen und einmütigen Begeisterung, welche die neueste Entdeckung des berühmten Berliner Bakteriologen in der ganzen Welt hervorgerufen hat, könnte es seltsam und geradezu annaßend erscheinen, daß ich auf die Anfragen, welche einige Vertreter der Presse hier in Neapel an mich gestellt haben, einige ernsthafte Zweifel an der Wirklichkeit und der Wirksamkeit dieser Entdeckung ausgesprochen habe. Indessen bin ich ein Mann, der sich während der Zeit von fünfunddreißig Jahren langen und eingehenden Studien auf dem Gebiete der therapeutischen Klinik hingegeben hat; ich habe die Beschränkungen kennen gelernt, unter denen es nur möglich ist, die Ergebnisse der Laboratoriumsstudien auf die klinische Therapie anzuwenden, ich kenne die strenge experimentelle Logik, von der sich der Forscher weder in seinem Arbeitszimmer noch am Krankenbette losmachen kann[2], und so leid es mir thut, so habe ich die allgemeine Bewunderung doch nicht teilen können, obgleich ich dies, entsprechend meiner großen Hochachtung vor dem großen Forschergeiste Koch's, sehr gern gethan hätte.

Schon als im Jahre 1880 Pasteur seine ersten Untersuchungen über die Vorbeugung von Krankheiten durch Einflößung von verdünnten Giften ankündigte, habe ich bei aller Achtung, die ich dem Geiste des berühmten Gelehrten zollte, dennoch die Hoffnung, die er hatte, die medizinische Wissenschaft durch Mittel

---

[1] Auf den vorstehenden Artikel des berühmten italienischen Klinikers Semmola wird in einem der nächsten Hefte der Deutschen Revue von berufener Seite eine Entgegnung erfolgen. Die Redaktion der Deutschen Revue.

[2] Vergl. Vorlesungen über experimentelle Pharmacologie und klinische Therapie von Dr. M. Semmola. Mit einer Vorrede des Hofrats Professor Dr. H. Nothnagel, Wien 1890.

gegen alle ansteckenden Krankheiten — selbst die allerschwersten — auf dem Wege der vorbeugenden Impfung bereichern zu können, nur mit sehr großem Zweifel aufgenommen. Ich will die komische Seite dieser Sache auf sich beruhen lassen, denn wir brauchten einen zweiten Molière, um dem Publikum diese neue Art der medizinischen Behandlung gebührend an einem gesunden Menschen vorzuführen, der sich gegen alle von außen kommenden Krankheitskeime schützen und eine unzerstörbare Gesundheit erwerben wollte und zu diesem Zwecke anfinge, sich einer Reihe von künstlichen Krankheiten zu unterwerfen, wie sie durch die geplanten Einspritzungen gegen Diphtheritis, Scharlach u. s. w. hervorgerufen werden. Einen solchen Fortschritt der Medizin kann ich mir offen gestanden überhaupt nicht vorstellen, und es erscheint mir doch erlaubt zu fragen, ob alle diese verdünnten Giftstoffe, (welche überhaupt nur in mente Dei existieren), wenn sie alle nacheinander demselben menschlichen Organismus einverleibt werden, dieselbe vorbeugende Kraft behalten, wie ein einziger von ihnen allenfalls haben würde, wenn er dem Menschen allein eingeimpft würde; ob auf diese Weise wirklich ein vor allen Angriffen geschützter Mensch hergestellt werden kann. Die Wirkungen eines solchen Erfolges wären ja gar nicht abzusehen; der Tod würde nur die Hälfte seiner heutigen Opfer ernten, und dann fort mit Darwin und der Darwinistischen Weltanschauung, fort mit dem Kampfe ums Dasein. Ein großer Teil der kleinen oder unsichtbaren Lebewesen würde keine Existenz-Gelegenheit mehr finden, und dies würde keinem leid thun, denn der Mensch würde weniger von den kleinen, ihm nachstellenden Tierchen gequält werden (obgleich diese in Wahrheit weniger zu fürchten sind); aber dieses Glück würde neues Unheil im Gefolge haben, die Menschen würden zu lange leben, die Erde würde zu stark bevölkert werden, und die soziale Frage, die uns schon heute genug ängstigt, würde ganz schreckliche Formen annehmen; der Mensch würde durch die Fortschritte der Wissenschaft von kleinen, unsichtbaren, ihn aussaugenden Feinden befreit und würde makroskopischen großen Blutsaugern in die Arme geworfen, vor denen er sich durch keine vorbeugende Impfung schützen kann, ein moralischer Kannibalismus mit allen seinen Folgen. Welch' ein Triumph der Wissenschaft!

Ich denke immer wieder und denke auch bei dieser Gelegenheit zurück an eine Abendgesellschaft, welche Lord Granville in London bei Gelegenheit des internationalen medizinischen Kongresses im August 1881 gab, und an welcher ich in meiner Eigenschaft als Abgeordneter und Vertreter Italiens teil nahm. Ich habe gesehen, mit welcher unsagbaren Freude so viele Mütter an den Lippen des großen Pasteur hingen, wie sie begeistert und atemlos zuhörten, als er ihnen versprach, daß man durch die Schutzimpfungen in der nächsten Zukunft eine Zeit erreichen würde, in der die Mütter nicht mehr um das Leben ihrer Kinder zu zittern brauchten, in der Scharlach, Diphtheritis u. s. w unbedenkliche Krankheiten sein würden. Es that mir in der Seele weh, daß ich die hoffnungsvollen Zuhörerinnen schmerzhaft enttäuschen mußte, aber ich konnte mich nicht enthalten, ihnen das frei heraus zu sagen, was ich in meinen Vorlesungen über Therapeutik so oft geschrieben und gesprochen hatte, daß alle diese Versprechungen nur die

Träume eines großen Gelehrten seien, daß dieser große Gelehrte aber leider kein Arzt sei und deshalb nicht ermessen konnte, welch' eine tiefe Kluft zwischen den Arbeitsstuben des Biologen und des Klinikers ist; ich hatte damals keinen Zweifel daran, daß Pasteur's Träume nicht zu verwirklichen waren, und die Zeit hat mir vollkommen Recht gegeben, denn alle seine Hoffnungen sind noch heute nichts als Träume geblieben.

Eine große Schar von erlauchten Geistern ist dem Beispiel Pasteur's mit wunderbarem Eifer gefolgt, sie haben in der heutigen Biologie eine Menge von Fortschritten hervorgerufen, welche ohne Zweifel als eine Zeit des Triumphes aufzufassen sind, aber leider sind diese Triumphe für die praktische Anwendung unfruchtbar geblieben und werden es bleiben, sie lassen sich (am Menschen) weder zum Zwecke der Vorbeugung noch zu dem Zwecke der Heilung der ansteckenden Krankheiten verwerten.

Der Grund ist sehr einfach.

Der Ausgangspunkt aller dieser Untersuchungen und Hoffnungen ist ein naturphilosophischer, oder wenn man lieber will, ein logischer Irrtum, und aus irrigen Voraussetzungen entstehen naturgemäß irrige Folgerungen.

Alle diese Naturforscher sind in ihren Untersuchungen von dem Grundgedanken ausgegangen, daß die Jenner'sche Schutzpockenimpfung ein Beispiel für ihre Bestrebungen sei. Die Blatternfreiheit sei erreicht durch Einimpfung des Kuhpockengiftes, und das Kuhpockengift ist nach ihrer Ansicht nichts als ein im Leibe der Rinder verdünntes Blatterngift.

Aber dieser Fall hat in Wahrheit mit den von Pasteur und Genossen vorgenommenen künstlichen Impfungen nichts zu thun.

Ich habe immer geglaubt und glaube noch heute fest, daß Kuhpockengift und Blatterngift zwei ganz verschiedene Dinge sind, und für die, welche anderer Ansicht sind, muß ich hinzufügen, daß schon seit vierzig Jahren Versuche und Erörterungen über diese Fragen angestellt sind, die alle zu den verschiedensten Ergebnissen geführt haben, und daß noch kein endgiltiges Ergebnis erzielt worden ist. Man muß doch fragen, ob es wissenschaftlich zulässig ist, einen Sprung zu machen und vom Unbekannten ausgehend auf gut Glück loszuarbeiten.

Wenn es meine Aufgabe wäre, mich mit der Impfungsfrage zu beschäftigen, so würde ich es jedenfalls anders angefangen haben, das heißt, ich würde zunächst in unwiderleglicher Weise festzustellen gesucht haben, ob das Jenner'sche Schutzpockengift wirklich nichts Anderes ist als eine Verdünnung des Blatterngiftes, und nur dann, wenn ich dies unwiderleglich nachgewiesen hätte, würde ich mich mit der Verdünnung von andern Krankheitsgiften befaßt haben. Ich würde aber niemals das Jenner'sche Verfahren einfach als bewiesenes Beispiel angenommen und meine logischen Bedenken so beschwichtigt haben.

Ferner kann ich es nicht für gleichgiltig halten, ob man die Verdünnung eines Krankheitsgiftes dadurch erreicht, daß man dieses Krankheitsgift durch einen Tierkörper hindurchgehen läßt, oder dadurch, daß man es auf physikalischem oder chemischem Wege herstellt. Der letzte Weg ist aber von allen Forschern seit den

letzten zehn Jahren allein eingeschlagen worden. Hierin besteht ein zweiter methodischer Fehler, und bis man mir das Gegenteil nachweist, werde ich glauben, daß die Verdünnung eines Giftes mit Hilfe eines tierischen Körpers etwas Anderes ist als die Verdünnung mit Hilfe von Sauerstoff, durch Einwirkung der Wärme u. s. w. Man wird mir zugeben, was ich seit einer langen Reihe von Jahren meinen Schülern immer und immer wieder betone, daß gerade durch solche Abweichungen von der korrekten Methode die klinische Medizin zu Absurditäten geführt und an ernsthaften und wertvollen Fortschritten gehindert worden ist[1]).

Dies ist aber noch nicht der einzige logische oder naturphilosophische Irrtum, der den Bakteriologen vorzuwerfen ist; ein anderer, der sie gleichfalls trifft, ist nicht geringer. Das Jenner'sche Schutzpockengift, dessen Wesen uns streng genommen noch ganz unbekannt ist, wird dem gesunden Menschen eingeimpft, um ihn widerstandsfähig gegen die Blattern zu machen, oder, in der Sprache der modernen Medizin, um seinen Organismus zu einem unfruchtbaren Nährboden für die blatternerzeugenden Mikrobien zu machen, welche zur Zeit der Impfung in den Körper des Impflings noch nicht eingedrungen sind. Aber diese Widerstandsfähigkeit und Seuchenfestigkeit hat nichts zu thun mit derjenigen, welche die Bakteriologen in einem solchen Körper hervorrufen wollen, dessen Widerstandskraft schon gebrochen ist; denn so kann man wohl einen Menschen bezeichnen, der nach allen Regeln der Kunst von einem tollen Hunde gebissen ist und bei dem sich das Gift der Tollwut bereits im Körper ausgebreitet hat.

Wenn ich mir alle diese vermeintlichen Entdeckungen der letzten Zeit vorstelle, welche einen so einmütigen Beifall hervorgerufen haben, so kommt es mir vor, als wenn ich träume. Das Fieber des Fortschrittes hat so viele tüchtige Menschen berauscht oder, richtiger gesagt, verblendet: sie verleugnen alle gesunden methodischen Grundlagen; sie stellen Versuche an, bei denen sie Dinge durch einander werfen, die so verschieden sind wie schwarz und weiß; sie vertauschen die Existenzbedingungen der einzelnen Erscheinungen mit einander; und im Namen der experimentalen Medizin ziehen sie Schlußfolgerungen, wie sie nicht einmal der alte Empirismus gemacht hat. Mit gefalteten Händen möchte ich diese Herren bitten, einzuhalten; ich möchte auf dem abschüssigen Pfade des sogenannten Fortschrittes, den die Wissenschaft in den letzten zehn Jahren gemacht hat, wieder zurückgehen und einen neuen Weg einschlagen, geleitet durch die helle Fackel der strengsten wissenschaftlichen Logik, durch die so viele große Geister, besonders zu Anfang dieses Jahrhunderts, zu unsterblichen Wahrheiten und zu den wahren Grundlagen des heutigen Fortschrittes der Medizin geführt worden sind.

Welche Ähnlichkeit, frage ich noch einmal, kann zwischen der ersten Art der Immunität, die ich oben beschrieb, und der zweiten gefunden werden?

Kann man wirklich ehrlich glauben, daß ein Organismus, in den ein Seuchengift bereits eingedrungen ist, mit auf der Brust gekreuzten Armen und

[1]) Vergl. Die wissenschaftliche Medizin und die Bakteriologie gegenüber der Experimentalmethode von M. Semmola, Wien 1888.

ruhigen Antlitzes die vorbeugenden und heilenden Wirkungen eines verdünnten Seuchengiftes abwarten sollte. Ich glaube es nicht, und ich behaupte, daß ein Seuchengift, welches einmal von außen in einen Organismus eingedrungen ist, die chemisch-biologische Verfassung desselben jede Minute, jede Stunde, jeden Tag u. s. w. ein wenig verändert und so in langsamer Entwickelung die Stoffwechselverhältnisse dieses Organismus so weit beeinträchtigt, daß zur gegebenen Zeit mit unerbittlicher Sicherheit die diesem Seuchengifte eigene klinische Erscheinung — also, um im gegebenen Beispiele zu bleiben, die Tollwut — hervorgerufen werden muß: eine neue Anwendung der alten Lehre vom Wassertropfen, der zuletzt den Stein durchhöhlt. Diese Auffassung hat den Wert einer unbestreitbaren Wahrheit; sie ist im Namen des wahren wissenschaftlichen Fortschrittes, der Physiologie und der allgemeinen Pathologie erworben.

Ich kann daher nicht begreifen, daß es Kliniker giebt, die im guten Glauben daran denken, daß das Beibringen von verdünnten Seuchengiften zum Zwecke der Vorbeugung oder der Heilung, welches lediglich im Laboratorium versucht worden ist, und welches sich lediglich auf ganz unsichere Grundlagen stützt, in der Anwendung auf den Menschen wirksam und nützlich sein soll.

Ich habe mich bis jetzt an Pasteur gehalten, nicht weil ich die Koch'sche Lymphe für eine Verdünnung des Krankheitsgiftes gehalten hätte und deshalb an das vermeintliche Verfahren zur Heilung der Tollwut erinnert worden wäre, sondern weil ich überzeugt bin, daß die geistreichen Arbeiten Pasteur's den Koch-schen Untersuchungen den Weg gebahnt haben und daß ohne die Thätigkeit des ersteren auch der zweite heute nicht in einem so glänzenden Lichte dastehen würde.

Die geheimnisvolle Koch'sche Lymphe, welche als ein wirksames Mittel gegen die Tuberkelbildungen angesehen wird, ist zwar ein glänzendes Zeugnis für den Geist und die Arbeitsamkeit, die in den heutigen Laboratorien herrscht, aber trotzdem zeigt sie in den Augen des wirklichen Arztes, und zwar vielleicht noch in einem besonders hohen Grade, dieselben Fehler, welche sich immer dann einstellen, wenn eine Treibhauspflanze des Laboratoriums mit leichtem Herzen in die Kliniken verpflanzt wird. Ich will hier nicht im geringsten bestreiten, daß die Koch'sche Lymphe ein gutes Mittel zur Zerstörung tuberkuloser Gewebe ist; ich will mich hier auch nicht in einen Streit darüber einlassen, wie die Wirkungen der Koch-schen Lymphe im Sinne der wissenschaftlichen Medizin zu charakterisieren und zu klassifizieren sind, ob man sie als eine elektive biochemische Aktion oder richtiger als eine nützliche Wirkung der Hyperthermie auffassen soll, welche die Einspritzung des Koch'schen Mittels im Gefolge hat.

Die klinische Wissenschaft lehrt uns von vielen Fällen, in denen krankhafte Erscheinungen, welche an einzelne Körperstellen gebannt waren, dadurch in unerwarteter Weise geheilt sind, daß vorübergehende akute Krankheiten eine Hyperthermie erzeugt haben. Aber solche Heilungen, welche wie die wahren Wunderkuren erscheinen, sind nicht nachhaltig und daher als wirkliche Heilungen nicht zu betrachten. Ich will aber die mit dem Koch'schen Mittel verbundene

Fähigkeit, tuberkulöse Neubildungen zu zerstören, als fest und sicher erwiesen annehmen. Aber um die Lungentuberkulose heilen zu können, müßte man auch die vortuberkulose Periode (man gestatte mir diesen neuen Ausdruck) verändern und heilen können; und die Koch'sche Lymphe hat keinen Einfluß auf die eingreifende Störung des Stoffwechsels, welche langsam und häufig erst im Laufe vieler Jahre eingerissen ist, bis sie endlich den Tuberkeln das Eindringen gestattet. Wie konnten sich so viele bedeutende Ärzte bis zur Begeisterung für dieses vermeintliche Tuberkelmittel erwärmen, da die Koch'sche Lymphe im besten Falle nicht mehr erreicht, als daß sie bei den unglücklichen phthisisch Geborenen die letzten anatomischen Wirkungen zerstört? Und das Wunderbarste und Unglaublichste ist, daß diese Begeisterung auch die schroffsten Puritaner ergriffen hat, d. h. diejenige medizinische Partei, welche unbedingt und ohne jede Einschränkung darauf schwört, daß die Tuberkulose nur von den Bacillen kommt; da doch das Koch'sche Mittel den Bacillus gar nicht tötet. Ich kann mich daher auch nicht enthalten, diesen Herren einen lächerlichen Widerspruch vorzuwerfen, wenn sie auch nur die Möglichkeit zugeben, daß die Tuberkulose durch ein Mittel zu heilen sei, welches den Bacillus nicht tötet. Mögen sie dieses Paradoxon selbst aufklären, ich brauche dabei nicht länger zu verweilen. Mir genügt es, daß ich sicher weiß, daß man die Lungenschwindsucht nur dann heilen kann, wenn man vorher den ganzen Körper (soweit es noch Zeit dazu ist) behandelt und heilt, und daß man einen Schwindsüchtigen nicht dadurch gesund machen kann, daß man sich darauf beschränkt, einen oder mehrere Tuberkelknoten in seinen Lungen zu zerstören, zugegeben selbst, daß das Koch'sche Mittel diese Wirkung überhaupt hervorbringen kann. Und von diesem Standpunkte aus muß ich sagen, daß mir die Begeisterung der Kliniker geradezu naiv vorkommt, soweit sie überhaupt ehrlich ist, und wir nicht mit der Möglichkeit zu rechnen haben, daß einzelne Kliniker um ihres Vorteils willen sich begeistert stellen. Und das ist noch nicht das schlimmste Bedenken. Ich würde nichts gegen die Koch'sche Methode einzuwenden haben, wenn seine Lymphe ein unschuldiges Mittel wäre, welches nur auf dem Wege der Blutgefäße in die kranke Körperstelle eindränge und diese zum Absterben brächte, ohne die übrigen Teile des Organismus zu beeinflussen. Aber diese Einspritzungen geschehen in der bloßen Hoffnung, eine Wirkung der Krankheit zu beseitigen, während die Ursache der Krankheit unverändert bleibt und auch der Bacillus nicht getötet wird (ich füge noch dies hinzu, um dem Geschmacke eines jeden gerecht zu werden); und diese bloße Hoffnung, welche nicht einmal eine Gewißheit ist, verleiht uns nicht das Recht, den ganzen Organismus in Unordnung zu bringen, dadurch, daß wir eine neue und tief eingreifende akute Krankheit künstlich erzeugen, welche zwar von kurzer Dauer, aber nicht ohne alle Gefahr ist. Wir brauchen, um uns davon zu überzeugen, nur die Beschreibung der bedenklichen Erscheinungen anzusehen, welche sich bei vielen Personen infolge der Einspritzung gezeigt haben. Ja, man braucht sich nur anzusehen, welche Wirkung die Einspritzung selbst von kleinen Dosen von der Koch-schen Lymphe in einigen Fällen auf das Herz gehabt hat, ein beschleunigter, unregelmäßiger, dikrotischer Puls — der manchmal so matt war daß die Ärzte

dringend genötigt waren, der Thätigkeit des Herzmuskels und der Spannung der Gefäße mit Alkohol und anderen Reizmitteln nachzuhelfen. Ich will dabei von Symptomen absehen, welche durch Schwellung der um die tuberkulosen Neubildungen herum liegenden Gewebe entstehen, obwohl diese Anschwellungen in den Fällen, wo es sich um eine Tuberkulose der Lungen oder des Kehlkopfes handelt, zu einer Störung der Atemthätigkeit und somit zu einer Gefährdung des Lebens des Patienten führen können. Ich als Arzt verwerfe eine solche Behandlung, weil sie unlogisch ist und einem von allen tüchtigen Ärzten anerkannten und befolgten Grundsatze der Medizin: „non nocere“ zuwiderläuft. Und von diesem verneinenden Standpunkte vermögen mich auch der mit Recht begründete große Ruf des Entdeckers der neuen Methode und die vielen Jahre angestrengter und eifriger Arbeit, die er auf sie verwandt hat, nicht abzubringen.

Wegen dieser seiner angestrengten wissenschaftlichen Arbeit schulde ich dem gelehrten Berliner meine volle Anerkennung und ich gönne sie ihm aus ganzem Herzen; aber ich fühle mich als Arzt nicht verpflichtet, seine Vorschriften ohne eigene Prüfung anzuwenden, und ich hoffe, er wird es mir nicht verargen, wenn ich mein Urteil über ihn und seine vermeintliche Entdeckung eines Mittels zur Heilung der Lungenschwindsucht offen ausspreche.

Was die Erfolge betrifft, die die Koch'sche Behandlung des Lupus gehabt haben soll, so kann und muß ich, da ich nicht Chirurg bin, das Weitere abwarten. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß mit der Koch'schen Entdeckung ein wirkliches Heilmittel gegen den Lupus gefunden sein möge. Indessen ist es nicht überflüssig daran zu erinnern, daß Lupus und Lungentuberkulose nichts mit einander zu thun haben. Dies geht schon aus der verschiedenartigen Virulenz der Bacillen hervor, wie uns Lindgard nachgewiesen hat, aber ich brauche hierauf gar nicht einmal Rücksicht zu nehmen, da die Chirurgie schon in der Methode des Auskratzens, der Skarifikation und chemischer Prozesse ein Mittel gefunden hat, um eine Vernarbung hervorzubringen, welche viele Monate, ja selbst Jahre lang anhält. Aber das ist noch nicht alles. Bis jetzt steht es noch nicht erfahrungsmäßig fest, daß man wahre Heilungen erzielt hat, da dieselben Chirurgen, welche die Koch'sche Behandlung angewendet haben, uns von manchen Rückfällen berichten, und da selbst Bergmann einen Lupuskranken, den er bereits als geheilt entlassen hatte, in seine Behandlung wieder aufnehmen mußte. Wir haben daher später noch Zeit genug uns zu begeistern, und dies ist ein Grundsatz, den ich während fünfunddreißig Jahre klinischer Thätigkeit gegenüber neuen Heilmitteln und gegenüber vielen anderen Dingen immer mit großem Erfolge angewandt habe.

Man gestatte mir eine heitere Erinnerung, die hierauf Bezug hat.

Ich war Abgeordneter im Italienischen Landtage, als der Minister Depretis an der Spitze der Regierung stand; ich dankte meinen Wählern, die mich fragten, ob ich die Politik des Ministeriums billigte; ich antwortete, ich würde erst klatschen, wenn der Vorhang gefallen wäre. So ist für mich bei der Heilung von Kranken

der Vorhang erst dann gefallen, wenn das Verfahren sich bewährt hat. Die Abgänge auf offener Bühne sind für mich keine Heilungen.

Es bleibt uns noch die Prüfung der Koch'schen Lymphe als eines Mittels, die Krankheit zu erkennen; hier werde ich sehr kurz sein. Bei den chirurgischen Tuberkulosen und bei der ausgesprochenen Lungentuberkulose ist es leider sehr leicht, die Krankheit zu erkennen. Und wenn dies bei einem Kranken glücklicherweise ein Mal nicht möglich ist, so würde ich nicht das Bedürfnis fühlen, meinen Patienten den schweren Wirkungen der Koch'schen Einspritzungen auszusetzen, um nachher das tröstliche Bewußtsein zu erwerben, daß es sich um die Tuberkulose handelt; denn diese Gewißheit bedeutet für den Patienten ein Todesurteil und für den Arzt die Verurteilung zu einer in Verzweiflung bringenden Ohnmacht. Ich verstehe wohl, daß ein Erkennungsmittel in zweifelhaften Fällen von großem Werte ist, wenn man dadurch das Vorhandensein einer zweifellos heilbaren Krankheit — wie zum Beispiel der Syphilis — feststellen kann. Und wenn es einmal zweifelhaft sein sollte, ob es sich zum Beispiel um die obengenannte Krankheit oder die Tuberkulose handeln sollte, so würde ich es auch vorziehen, meine Patienten nicht mit dem Prüfungsmittel der Koch'schen Lymphe zu strapazieren, sondern ich würde die Jod-Quecksilberbehandlung anordnen, und diese Behandlung würde das Wesen der Krankheit dadurch deutlich genug feststellen, daß sie sie heilt. Denn offen gesagt, glaube ich, daß kein Kliniker in solchen zweifelhaften Fällen auf die Jod-Quecksilberbehandlung verzichten wird, selbst wenn ein Versuch mit der Koch'schen Lymphe diejenigen Erscheinungen hervorbringt, welche nach Koch darauf hinweisen, daß auch Tuberkelbacillen im Körper vorhanden sind.

In Folge dessen muß ich auch diese Art Fortschritt im Erkennen der Krankheit ablehnen, da sie auf keinem richtigen klinischen Grundsatze beruht.

Wenn es sich aber um das Erkennen von Tuberkulosen im Innern des Körpers handelt, wie die Hirnhaut- und die Bauchfell-Tuberkulose, so ist es leicht einzusehen, daß die Anwendung des Koch'schen Mittels den Kranken dem Untergang entgegenführen und seinen Tod beschleunigen würde. Und nach diesen Ausführungen darf ich wohl die Frage aufstellen, ob die Koch'sche Lymphe in dieser Eigenschaft als Hilfsmittel zum Erkennen der Tuberkulose ein solches Aufsehen verdient, wie sie überall hervorgerufen hat. Sollte man, so frage ich, hier nicht wirklich den alten Vers wiederholen müssen: parturiunt montes, nascetur ridiculus mus. Und mit dieser Frage glaube ich dem Berliner Gelehrten kein Unrecht zu thun, denn das allgemeine Aufsehen ist lediglich von der Presse hervorgerufen und nicht von Professor Koch.

Ich glaube in weitere Einzelheiten nicht eingehen zu sollen, da ich mir vorgenommen habe, die streitigen Fragen vom Standpunkte der zweckentsprechenden Behandlung am Krankenbette zu betrachten. Die Behandlung am Krankenbette ist aber nicht die Tochter des bakteriologischen oder chemischen Laboratoriums und kann es niemals sein. Ich will auch keine Luftschlösser bauen, wie sich einige darin gefallen haben, indem sie die wahrscheinliche Natur der Koch'schen Lymphe

festzustellen versucht haben. Ich lasse es ganz dahingestellt, ob die Wirkung der Lymphe auf die Tuberkelbacillen auf eine Beimischung von Goldcyanür oder auf ein Ptomaïn zurückzuführen ist, welches aus den Bacillen selbst dargestellt ist. Erwägungen über solche Fragen anstellen zu wollen, das ist nichts Anderes, als wenn jemand sich in der Luft betten wollte. Es ist mir hier, wie bei ähnlichen Gelegenheiten, ziemlich einerlei, ob es sich um verdünnte Krankheitsgifte handelt oder um Stoffe, die auf chemischem Wege aus den Elementen unmittelbar zusammengestellt sind, ob es Ptomaïne, Toxalbumine oder irgend etwas Anderes sind. Für mich ist es nur gewiß, daß sowohl das eine wie das andere sehr gefährliche Stoffe und schreckliche Feinde des menschlichen Organismus sind, und daß ein guter Arzt ihnen deshalb mit dem größten Mißtrauen entgegentreten und sich sehr bedenken muß, ehe er sie einem seiner Patienten einspritzt, denn wie ich bereits gesagt habe, die Devise des pflichtgetreuen Arztes lautet vor allen Dingen: „Non nocere, non nocere.“

Welcher Arzt kann eine Verantwortung oder eine Bürgschaft dafür übernehmen, daß ein ihm zur Heilung übergebener menschlicher Körper X oder Y, welcher krank ist, und dessen Natur er nicht genau kennt, diesen Einspritzungen Stand hält, welche gefährliche und, wie wir in vielen Fällen gesehen haben, tödliche Wirkungen haben können. Und wenn man auch im allgemeinen ein Anhänger derjenigen wissenschaftlichen Richtung ist, welche — im allgemeinen gesprochen — zur Anwendung von so gefährlichen Mitteln führt, muß man sich nicht auch dennoch fragen, ob ein Giftkeim selbst in großer Verdünnung, welcher in einen gegebenen Organismus X oder Y eindringt, nicht infolge der besonderen, persönlichen physisch-chemischen Beschaffenheit des vorliegenden Körpers hier einen Nährboden findet, in dem er seine ganze ursprüngliche Giftkraft wieder gewinnt, und gegen alle Voraussicht und Erwartung zum Tode des geimpften Körpers führt? Im Laboratorium sind solche Bedenken nicht angebracht und vielmehr unpassend, aber im Hospital und in der Klinik gestaltet sich die Sache ganz anders.

Infolge aller dieser Erwägungen spreche ich zwar mit großem Bedauern, aber ohne jedes Bedenken meine Ansicht aus, daß ich das große Aufsehen, welches seit zwei Monaten durch die vermeintliche Entdeckung eines Heilmittels gegen die Lungenschwindsucht hervorgerufen worden ist, für unbegründet halte. Und ich glaube, daß Koch selbst, der als großer und bedeutender Gelehrter zugleich ein ehrenhafter Mensch sein muß, der Mißbrauch, den viele Ärzte mit seinen Kenntnissen getrieben haben und noch immer treiben, indem sie sie zu ihrem persönlichen Vorteile ausnutzen, ebenso widerlich vorkommen wird wie mir. Im übrigen ist es in den letzten Jahren, so oft eine vorbeugende Impfung aufkam, und insbesondere als die Tollwutimpfung eingeführt wurde, regelmäßig beobachtet worden, daß alle mäßigen Ärzte sich für die Fortschritte der Wissenschaft sehr begeistert anstellten, ohne es zu sein, bloß um Taschenspielerkunststücke im Interesse „der melkenden Kuh“ anstellen und um die Leiden ihrer Patienten in gewinnsüchtiger Weise ausnutzen zu können. Dies ist der wirkliche Erfolg, wenn die

Entdeckungen des Laboratoriums ohne die nötige Vorsicht auf das Krankenbett übertragen werden: verführende Schlußfolgerungen, wahre Wunder im Reagensgläschen und am Meerschweinchen, aber Enttäuschungen über Enttäuschungen im Krankensaale der Kliniken und Hospitäler.

Ich würde mich aufrichtig freuen, wenn die Koch'sche Entdeckung sich besser bewährte, und wenn sie durch ernsthafte Beobachtungen in der Praxis bestätigt würde, — was übrigens nicht dadurch befördert wird, wenn die politischen Tagesblätter sich einbilden, sie könnten zugleich als klinische Fachschriften dienen. Erst nach langer Zeit wird man aus dem Stadium der Hoffnungen in das der Gewißheit eintreten können, und erst dann wird man darauf vertrauen können, daß es hier nicht ebenso geht wie mit dem Pasteur'schen Mittel gegen die Hundswut, durch welches viele Menschen hingeopfert sind, aber nicht ein einziger geheilt worden ist.

Dieses Mal ist die Begeisterung im Deutschen Reich besonders groß, gerade beschränkt so wie damals in Frankreich. Und bei beiden Nationen, damals bei den Franzosen, wie jetzt bei den Deutschen, ist ein großer Teil der Begeisterung auf die Befriedigung zurückzuführen, welche das nationale Bewußtsein durch die Entdeckung erfahren hat. Diesem nationalen Selbstgefühl, einer Äußerung des Patriotismus, — an der sich mein Vaterland Italien, wenn es die Verdienste seiner Landeskinder zu würdigen hat, ein gutes Beispiel nehmen sollte, — kann aber auch durch geringe Dinge angeregt und zur Begeisterung entfacht werden.

Ich begreife aber nicht, daß diese Begeisterung in Italien ebenso groß ist. Denn wenn unser Vaterland auch nicht so reich an selbständigen wissenschaftlichen Leistungen ist, als man nach der Zahl von bedeutenden Gelehrten, die es auferzogen hat, erwarten sollte — und dies kommt daher, daß unser Budget mit Ausgaben für Panzerschiffe, Bajonette und Kanonen zu sehr überlastet ist, und deshalb für die Wissenschaft nichts gethan werden kann — so hätte es doch seinem uralten Wahlspruche treu bleiben und sich erinnern sollen, daß es die Wiege der experimentellen Methode ist; es hätte der neuen Kunde, die mit den Flügeln der Begeisterung über die Alpen kam, bleierne Schuhe anlegen sollen und niemals eine so zweifelhafte Entdeckung so ungeprüft bejubeln dürfen.

Litterarische Revue

von

Theodor von Sosnosky.

Wenn man Ossip Schubin's litterarische Thätigkeit sorgsam beobachtet, so kann man in deren Wert einen entschiedenen Rückgang bemerken; Schubin's neuere Werke stehen den älteren mehr oder minder nach. Die Erklärung dieser bedauerlichen Erscheinung dürfte wohl in der übergroßen Produktivität der Verfasserin zu suchen sein; selbst ein so reiches Talent wie das ihre muß bei so ungenügsamer Ausnützung versagen.

Schon in ihren Romanen „Asbein" und „Erlachhof" hat sich dieser Rückschritt sehr bemerkbar gemacht, in keinem aber so ausgesprochen wie in ihrem jüngsten Roman „O du mein Österreich!" (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt).

Welch' Unterschied zwischen diesem Buche und ihrer ersten größeren Arbeit „Ehre", die trotz einiger Mängel zu der kleinen Anzahl sehr guter Bücher gehört, welche die moderne Erzählungslitteratur aufweisen kann! Man wird über Schubin's neues Buch selbst dann enttäuscht sein, wenn man sich dadurch, daß es in einem Familienblatte erschienen ist, bewogen gefühlt hat, seinen Wert anzuzweifeln; der bedeutsam klingende Titel des Buches berechtigt immerhin zu Erwartungen; es ist der eines melodiösen von Franz von Suppé komponierten Liedes. Man sollte glauben, Schubin werde das „O du mein Österreich!" als einen Ausruf der Liebe zu ihrem Heimatlande auffassen oder als einen Schmerzensschrei über dessen innere Wirren; sie werde demnach ein Bild österreichischer Zustände von deren Licht- oder Schattenseiten geben. Mit dieser Annahme irrt man sich jedoch gewaltig. Es geschieht weder dies noch jenes; der Roman hat auf den Titel weiter keinen Bezug als daß er in Österreich spielt, er könnte sich aber ebenso anderswo zutragen und ebenso gut, ja mit mehr Recht, anders heißen, etwa „Der Spieler," „Eine Mesalliance" oder „Gold und Talmi"; jedenfalls ständen diese Titel mit dem Inhalt in einigem Zusammenhange. Hinter jener verheißenden Überschrift aber verbirgt sich eine banale Liebesgeschichte, die sich durch 3 Bände schleppt und den Eindruck macht, als habe sich die Verfasserin verpflichtet sie so hinauszuzerren und deshalb so viel überflüssige Personen, Gespräche und Beschreibungen hineingestopft. Ohne diesen Ballast ließe sich die ganze Geschichte in einem einzigen Bande erzählen und gewönne dadurch an Interesse. Freilich bliebe sie auch dann nur eine Schablonenerzählung. Diesmal hat Schubin nicht bloß nach der eigenen Schablone gearbeitet, was sie immer ein bischen thut, sondern nach der allgemeinen; doch ist das nicht so zu verstehen, als ob das Buch nicht ihre Eigenart zeigte; daß diese sich ganz unverkennbar geltend macht, ist noch das Beste, was sich ihm nachsagen läßt.

Ossip Schubin sollte ihrem Talent längere Zeit Ruhe gönnen; es wäre nicht bloß im Interesse ihrer Leser, sondern auch in ihrem eigenen!

In demselben Verlage ist ein Roman von Richard Voß erschienen. Er heißt „Juliane" und behandelt einen tragischen Konflikt, der darin gipfelt, daß die Heldin ihren Gatten tötet. Der Verfasser sucht diese That zu rechtfertigen, und, so furchtbar sie auch ist, man muß sie heroisch nennen. Juliane glaubt das Glück ihrer Kinder nicht anders retten zu können: sie sieht es durch ihren Gatten schwer gefährdet, der vor Jahren als Betrüger nach Amerika entflohen und nun, als man ihn für tot gehalten, als Strolch wieder zurückgekehrt ist.

Trotz des interessant erdachten Konfliktes haftet dem Romane viel von der Schablone an; so besonders in den Figuren des verkommenen Grafen, des Gatten der Heldin, und des selbstlosen stillen Verehrers derselben. Man ist dieser ewigen Lobhudelei des Bürgertums, hier sogar des Spießbürgertums, auf Kosten der Aristokratie schon mehr als überdrüssig geworden; diese einseitige gehässige Darstellung, diese ehrbaren Bürger und ehrlosen Adeligen, dienen nur dazu, das ohnehin bestehende Vorurteil gegen den Adel zu nähren.

Die fanatische Liebe des jungen Grafen zu seinem Vater, die falsche Nachricht von dessen Tode sind ungenügend begründet; auch ist die Geschichte mit dem Knalleffekte keineswegs innerlich abgeschlossen, da der Konflikt durch Julianens blutige That in eine neue Phase tritt, die der Autor zu schildern verpflichtet gewesen wäre. An der Sprache desselben fällt der beharrliche Gebrauch von „darin" für „in welchem" unangenehm au.

Die dem Texte beigegebenen 3 Bilder wären besser weggeblieben, sie passen keineswegs zu der gefälligen Ausstattung, die die deutsche Verlagsanstalt ihren Büchern zu geben pflegt.

Dieselbe hat auch ein neues Werk Gerhard von Amyntor's (Dagobert von Gerhard) herausgegeben. Es heißt „Die Ölmühle im Spreewald" und enthält 2 Erzählungen. Man sollte nun glauben, beide bezögen sich auf den Titel, nachdem er gemeinsam ist; das ist aber nicht der Fall; die zweite Novelle „Die Folgen einer Flucht" hat mit ihm auch nicht das Geringste zu thun; die erste allerdings; das ist freilich bei vielen Büchern so Gebrauch, dann pflegt aber

der Titel der ersten Erzählung der der ganzen Sammlung zu sein; auch das ist hier nicht der Fall; die erste Novelle handelt zwar von der Ölmühle im Spreewald, heißt aber nur „Im Spreewald." Nun, es ist gewiß keine glückliche Idee, einem Buche einen Titel zu geben, welcher weder auf seinen Gesamtinhalt paßt, noch durch den der ersten Erzählung bestimmt wird, sondern bloß eine Variation von diesem ist!

Beide Novellen behandeln Verbrechen, die erste ist ziemlich nach der Schablone, die zweite äußerst unklar und psychologisch unbegründet; beiden fehlt jene Spannung, die allein derlei Geschichten Interesse verleihen kann.

Ein Buch, von dem die Wiener Presse viel Aufhebens gemacht hat, ist die Novelle „Carmela Spadoro" von Ludwig Dóczi, die jetzt in zweiter Auflage erschienen ist. (Stuttgart. Bonz.)

Sie verdient diese übermäßige Beachtung keineswegs; sie ist weder ein Meisterwerk noch in irgend einer Hinsicht von Bedeutung, wie's ja selbst mißlungene Werke doch sein können; sie ist eine nicht einmal besonders unterhaltende aber immerhin geistreiche Plauderei. Ihre Technik ist ganz verfehlt: die Geschichte wird nur etwa zur Hälfte vom Autor erzählt, das übrige legt dieser seinem Helden teils in den Mund, teils in die Feder. Derselbe, ein Weltmann und Don Juan, erzählt seine Lebensgeschichte einem Stockfremden und zwar so als ob er sie auswendig gelernt hätte, denn er spricht, wie kein Mensch es thut, sondern nur .... ein Buch, und ebenso wohlgefügt und geistreich schreibt er in sein Tagebuch, dem er wie ein Backfisch alle seine Gefühle und Gedanken vertraut. Überhaupt sprechen alle Personen dieses Buches mit so geistreichen Wendungen, als ob sie es für die Öffentlichkeit thäten. Sie machen daher keinen lebenswahren Eindruck. Daß der Zufall eine große Rolle spielt, erhöht den Wert des Buches keineswegs.

Recht übel stehen einem so gefeierten Dichter, wie Dóczi es ist, die plumpen dilettantenhaften Bemerkungen an, mit denen er in die Erzählung hineinplatzt, z. B. „Diese Pause genügt uns, um einen betrachtenden Blick auf die schöne Frau zu werfen." oder: „hier spielt sich das erste Kapitel unserer kleinen Geschichte ab. u. s. w."

In demselben Verlage ist ein Buch mit dem anspruchslosen Titel „Lustige Geschichten" von Hans Arnold erschienen. Der Titel ist gut gewählt, so einfach er ist; es sind wirklich lustige Geschichten; ihr Humor ist nicht jener selbstgefällige, aufdringliche Pseudo-Humor, den die Feuilletonisten in die Mode gebracht haben, sondern harmlose, frische Heiterkeit, die auch der Tiefe nicht ganz entbehrt. Vier von diesen Geschichten sind der dem Humor so viel bietenden Kinderwelt entnommen, die der Verfasser sehr gut beobachtet zu haben scheint und in deren Darstellung er sogar an die unübertrefflichen Skizzen Chiavacci's erinnert. Die längste Geschichte „Eine kleine Vergnügungsreise" ist eigentlich eine Posse in novellistischer Form; sie steht daher den anderen an litterarischem Werte entschieden nach. Sie ist voll unwahrscheinlicher komischer Zufälle, die man eben nur dann gelten lassen kann, wenn man sie als Posse ansieht; als solche aber erfüllt sie auch ganz ihren Zweck: herzlich lachen zu machen.

Die „lustigen Geschichten" sind aufs wärmste zu empfehlen; Freunden heiterer Lektüre werden sie willkommen sein, traurigen Menschen und Kopfhängern aber werden sie für ein paar Stunden die wirklichen oder eingebildeten Sorgen verscheuchen.

Bei W. Friedrich in Leipzig, dem Patrone des „jüngsten Deutschland", ist ein Roman von Doris Freiin von Spättgen erschienen, der unter die wilden Erzeugnisse dieser modernen Stürmer durchaus nicht hineinpaßt, denn in seiner Zahmheit wäre er der Gartenlaube und ihresgleichen würdig. Er heißt zwar: „Aus der Bahn", bewegt sich aber durchwegs in den ausgetretenen Geleisen des deutschen Familienblatt-Romans. Dessen Vertreter und Vertreterinnen haben bekanntlich die Grausamkeit, das von ihnen geschaffene Liebespaar mit Blindheit zu schlagen, so daß es von alledem, was die andern und der Leser sehen, nichts wahrnimmt und eines das andere sucht ohne es zu finden. Erst nachdem dieses rührende Blinde-Kuh-Spiel einen oder auch mehrere Bände hindurch fortgegangen, hält es der Lenker oder die Lenkerin dieser traurigen Marionetten für angezeigt, — aus Furcht, die Geduld des Zuschauers, also des Lesers, könne zu Ende gehen — dem Pärchen den Staar zu stechen und es einander in die Arme zu

führen. Baronin Spättgen begnügt sich nicht mit einem Paare, sondern führt zwei vor und läßt erst auf Seite 385 „genug sein des grausamen Spieles“ mit ihnen und mit dem Leser. Auch den gewissen hartherzigen Alten — sonst ist's meist der Vater oder Onkel, hier der Großvater — hat sie nicht vergessen, ebensowenig das schöne Trotzköpfchen, das nichts von den Männern wissen will, bis „er“ kommt; kurz man trifft lauter alte Bekannte in diesem Buche; aber wiewohl man solche sonst meist freudig begrüßt, dürfte in diesem Falle das Wiedersehen nicht jedem Leser lieb sein. Und alle diese Leute sprechen in einem hochtrabenden Stile, wie er im wirklichen Leben nicht vorkommt; sie geben diese Art zu reden selbst dann nicht auf, wenn sie allein sind, sondern halten lange bombastische Monologe, in denen sie sich selbst mit ihrem vollen Namen anzureden pflegen.

Eine solche Sprache ist nicht bloß unwahr, sondern auch geschmacklos und führt in ihrer Phrasensucht selbst zu ganz mißlungenen Bildern; so heißt es einmal:

„er erliegt dem Zauber rosiger Lippen, die mit vergiftetem Honig den trägen Schlag des alten Herzens in Galopp bringen.“

Überhaupt sollte Baronin Spättgen ihre Arbeiten sorgfältiger durchsehen, denn es nimmt sich wirklich recht seltsam aus, wenn Herr von Arsen auf Seite 166 und 213 74 Jahre alt ist, auf Seite 212 71 Jahre und Seite 221 und 258 um ein, beziehungsweise vier Jahre älter ist, also in einem Jahre ein ganz verschiedenes Lebensalter hat.

Der beste Titel für diesen Roman, in dem sich die Leute so unglücklich geberden und so wenig Grund dazu haben, wäre wohl: Viel Lärm um nichts!

Natürlicher und darum besser ist ein anderes Buch, das in demselben Verlage erschienen und „Zal Mawet“ (Schatten des Todes) betitelt ist. Der Verfasser, Erich Fließ, stellt sich, wie er in der Vorrede sagt, in diesen „zwei Geschichten aus dem Osten des deutschen Reiches“ die Aufgabe, die von den Schriftstellern bisher stiefmütterlich behandelte Provinz Posen in der Litteratur einmal zur Geltung zu bringen Beide Erzählungen spielen in den Kreisen der Honoratioren, vornehmlich der juridischen, einer kleinen Stadt in Posen, und deren Spießbürgertum wird mit ziemlich glücklichem Humor geschildert, wenn auch die sterotypen Redensarten, die einigen Personen in den Mund gelegt werden, an die Bühne erinnern. Beide Erzählungen gehen übrigens tragisch aus; die zweite „Der Lump“ ist entschieden besser; in der ersten „Der Kollege“ sind die subjektiven Äußerungen, mit denen der Verfasser in die Erzählung hineinplatzt, recht störend. So ruft er z. B. gelegentlich der Ermordung des Helden zornig aus:

„O Du schlaues, verdammtes Raubtier
Du, Du feiger, elender Mörder Du!“

Das nimmt sich geradezu kindisch aus.

In erhöhtem Maße fröhnt Heinrich Steinhausen dieser Unart in seiner Novelle „Die neue Bizarde oder Hermann Hinderichs des Jüngeren verfehlter Beruf“ (Wittenberg. Herrosé 1890), einer Geschichte, in der der Zufall zum Schlusse eine wahre Orgie feiert und alles Leid in Wohlgefallen und Heirat auflöst.

Auch die Litteratur ist der Mode unterworfen; jetzt sind die Russen und Norweger tonangebend, jene in der Erzählung, diese im Drama. Man übersetzt daher die Werke von Schriftstellern dieser Nationen aufs eifrigste. So ist wieder ein neues Buch Björnsons übersetzt worden, ein Roman, den der Verfasser nach der Heldin „Ragni“ genannt hat. (Hamburg. Verlagsanstalt vormals Richter 1891).

Man wird es vermutlich als ein Meisterwerk des Realismus preisen oder als eine Ausgeburt desselben verdammen, je nachdem, denn es kommen nicht weniger als drei chirurgische Operationen darin vor, ferner wird das Hinsiechen und Sterben einer Schwindsüchtigen, eben der Heldin, beschrieben; und das pathologische Moment erscheint ja vielen als ein Triumph oder aber als die äußerste Verirrung des Realismus, jedenfalls als Realismus! In der That zeigt sich Björnson über die pathologischen Vorgänge, die er seiner Erzählung einverleibt hat, besser unterrichtet, als Ibsen es in seinem berüchtigten Drama „Gespenster“ über das Leiden Oswald's ist; doch genügt dieser rein äußerliche Realismus durchaus nicht, um ihn einen Realisten nennen

zu dürfen. Eine einzige Stelle reicht hin, um zu zeigen, daß Björnson keineswegs so realistisch denkt, als er sich den Anschein giebt. Da heißt es nämlich:

„— — Dann mußte er wieder daran denken, daß Ragni, selbst wenn sie ganz gesund gewesen wäre, hieran (an der Verleumdung) hätte zu Grunde gehen müssen.“

Es ist ein alter sentimentaler Aberglaube, den viele Menschen, namentlich Dichter, beharrlich weiter pflegen, daß man infolge von Herzeleid sterben könne; wenn man nicht schon früher krank war, ist das ganz unmöglich, das wird jeder Arzt bestätigen, und Björnson, der „Realist“ setzt dieses Traditions-Märchen einem Arzte in den Kopf!

Aber auch ohne diese Stelle darf das Buch nicht darauf Anspruch machen realistisch genannt zu werden, denn eine unerläßliche Bedingung des Realismus ist doch die Klarheit; ohne sie kann die Wahrheit nicht erkannt werden. Klar aber kann man Björnson's Buch gewiß nicht nennen! Die Charakteristik und Handlungsweise der Personen ist ebenso verschwommen dargestellt wie deren Lebensverhältnisse; und diese sind, wie man von Ibsen her weiß, in Norwegen ohnehin an sich schon genug seltsam. Die haltlose Ragni erinnert etwas an Ibsen's Nora, und der auf den Händen gehende Kallem ist ein Seitenstück zum alten Leutnant in Ibsen's „Wildente“, der auf dem Dachboden zu jagen pflegt. Auch die Ausdrucksweise Björnson's ist unklar, ja phantastisch-überschwenglich, und die Übersetzung paßt sie keineswegs immer dem Geiste der deutschen Sprache an, wie es zu wünschen wäre.

Der Roman sollte eigentlich „Kallem“ heißen, denn er und nicht Ragni ist die Hauptperson und nach ihm teilt sich das Buch in drei Abschnitte: Schulzeit, Jugendzeit, Mannesalter. Unverständlich ist auch, warum der Verfasser Personen wie Kallem's Vater, Anders Hegge und Tomas Rendalen, so umständlich beschrieben und charakterisiert hat; man erwartet demnach mit Recht, er habe ihnen wichtige Rollen zugeteilt; das ist aber keineswegs der Fall: er kümmert sich später nicht mehr um sie. Das Buch erhält dadurch ein unfertiges Aussehen, das im Vereine mit jener Verschwommenheit und der ausgiebigen Langeweile, die sich namentlich im ersten Bande fühlbar macht, kein erfreuliches Ergebnis bildet. Jedenfalls könnte man diesen Roman eher für das Werk eines Anfängers halten als für das eines berühmten Mannes.

Eduard Bellamy ist durch den sensationellen Erfolg seines Buches „Ein Rückblick auf das Jahr 1887“, das ja in Amerika über 300 Auflagen erzielt haben soll, auch auf dem deutschen Büchermarkte bekannt geworden, und dank jenem übersetzt man nun auch andere Werke von ihm, so „Dr. Heidenhoff's Kur“. Deutsche Bearbeitung von E. Wulkow. (Berlin. Rosenbaum & Hart 1890.) Auch dieses Buch ist eigenartig geistvoll erdacht, jedoch vermutlich in die Wirklichkeit ebensowenig übertragbar wie jenes. Ein Dr. Heidenhoff hat ein Mittel erfunden, gewisse peinliche Erinnerungen, die durch ihr stetes Wiederkommen die seelische und leibliche Ruhe mancher Menschen qualvoll stören, aus dem Gedächtnisse derselben spurlos auszulöschen. Da das Denken nicht bloß eine psychische, sondern auch eine physische Thätigkeit ist, und seiner Ansicht nach bestimmte Gedanken durch mechanische Vorgänge in ganz bestimmten Hirnteilchen erzeugt werden, so schließt er folgerichtig, daß dann, wenn die Hirnteilchen vernichtet werden, die jene quälenden Gedanken hervorrufen, auch diese aufhören müssen; er zerstört sie daher, indem er einen galvanischen Strom auf sie wirken läßt, und befreit so die Patienten von ihren Leiden, ohne dadurch ihre übrige Geistesthätigkeit irgendwie zu gefährden.

Dieses interessante Experiment, an dem freilich nicht alles klar ist, scheint dem Autor selbst gar zu gewagt vorgekommen zu sein, denn er stellt es schließlich als die merkwürdig genaue Phantasie eines Opiumtraumes dar, macht die Sache damit indes keineswegs besser, weil ein solcher Traum undenkbar ist und viel weniger glaublich als das Experiment selbst.

Jedenfalls ist dieses eigenartige kleine Buch sehr lesenswert. — — — —

Wer gerne Märchen liest, der wird vielleicht den „Phantasieen und Märchen“ von Isolde Kurz (Stuttgart. Göschen 1890) Geschmack abgewinnen. „Der geborgte Heiligenschein“ und „König Filz“ sind die besten der sechs kleinen Geschichten, freilich darf man sie nicht den Hauff'schen oder Andersen'schen Märchen an die Seite stellen.

Auch Gustav Kastropp hat ein Buch unter demselben Titel veröffentlicht. (Hannover, Wasserkampf & Komp.).

Wahrhaft erstaunlich ist's, daß heutzutage noch Epen gedichtet werden und zwar mit einer Ausdauer, die einer dankbareren Sache wert wäre.

Es sind erschienen: „Herr Gerwin." Ein Minnelied von Paul Albers und „Im Windesrauschen." Epische Dichtungen von Helene Engelhardt. (Beide in Großenhein & Leipzig. Baumert & Ronge); dann „Vevi". Eine Erzählung aus den Tagen des ersten Passionsspiels in Oberammergau von Gustav Schollwöck. (Leipzig. Friedrich)) und „Hartwig und Else" von Johann von Wildenradt. (Hamburg. Meißner); dieses Buch in der dritten Auflage, woraus man — freilich keineswegs sicher — schließen könnte, daß es doch noch Leute giebt, die vor 360 Seiten gebundener Rede nicht zurückschrecken. Eine große Zumutung an die Ausdauer des Lesers stellt auch der nicht näher genannte Herausgeber des Heldengedichtes „Numontias" das in zwölf Gesängen über 380 Seiten umfaßt und den 1829 verstorbenen Dichter Gustav Adolf Salchow zum Verfasser hat. (Hamburg. Crone & Martinot.)

Noch viel umfangreicher sind die „Gesammelten Dichtungen" von Ludwig Eichrodt (Stuttgart. Bonz 1890); sie umfassen in zwei Bänden nahezu 1000 Seiten. In demselben Verlage sind noch erschienen: „Buntes Laub." Gedichte von Maria Nowack und „Zum Licht", Gedichte von Hermann Haugo. In beiden Büchern, namentlich im ersten, findet sich viel Flaches; im zweiten erlaubt sich der Verfasser folgenden schönen Reim:

„Dem stets die Kralle heimlich zuckt,
Wenn einem er die Kralle druckt."

Äußerst plump schreibt er ein anderes Mal dem Reim zu liebe:

O Herbst, o Herbst! Es schnürt mir die Kehle
Zusammen, es preßt mir die Brust —
Mir schaudert in tiefster Seele
Vor Wind und Wust.

Unter „Wust" meint er die toten Blätter.

Zur modernen Lyrik hat auch Georg Egestorff sein Scherflein beigetragen, indem er „Von der Lebensstraße und andere Gedichte" geschrieben (Leipzig. Friedrich). Er hätte sich diese Gabe ersparen können, denn sie enthält durchaus minderwertiges. Wie es scheint, hat er sich Baron Detlev Liliencron zum Vorbilde genommen, dem er auch ein Gedicht widmet. Nun, wem dessen Verse zusagen, wird vielleicht auch an diesen Gedichten Gefallen finden.

Wie man sieht, ist keine Gefahr, daß es im deutschen Dichterwalde stiller werde. Freilich bringt man diesen poetischen Konzerten in der Zeit der Elektriziät und der Bacillen nicht eben großes Interesse entgegen; das ist allerdings recht bedauerlich, aber nicht unbegreiflich, denn leider wirken sehr viele Krähen mit, die sich für Sänger halten.

Litterarische Berichte.

Der eiserne Rittmeister. Roman von Hans Hoffmann. Drei Bände. Berlin 1890. Verlag von Gebrüder Paetel.

Hans Hoffmann's neuestes Werk, unseres Wissens sein erster Roman, zeigt uns den Dichter wieder als trefflichen Novellisten: hierdurch sind eigentlich Vorzüge und Schwächen seines jüngsten Geisteskindes hinreichend charakterisiert. Wie immer ist die Stimmung wunderbar gezeichnet und festgehalten. Schauplatz ist die Provinz Preußen, sie hat in Hoffmann wohl ihren Storm gefunden — Zeit die tiefste Erniedrigung unseres Vaterlandes. Eben ist Napoleon nach Rußland gezogen, wie vor dem Gewitter liegen die Fluten ruhig, nur hin und wieder regt ein Windstoß die Wellen für kurze Zeit auf, dumpfe Schwüle drückt die Gemüter, aber fernes Wetterleuchten verkündet Blitz und Donner, die einzigen, die Befreiung von der bleiernen Schwere bringen können. Von

diesem Hintergrunde heben sich scharf gezeichnete Charaktere ab, jeder interessant, jeder zielbewußt durchgeführt, jeder geeignet, Held einer Novelle zu sein, keiner aber eine eigentliche Romanfigur. Schon die Technik erinnert an die Novelle: die ganze Erzählung spielt sich in kurzer Zeit ab, eine Charakterentwickelung findet daher nirgends statt, nur bei verschiedenen Personen ein plötzlicher Umschwung der Anschauung unter dem Druck der Verhältnisse. Der Dichter hat eigentlich verschiedene Novellenstoffe zu einem Roman zusammengeschweißt, die Schicksale seiner Helden ziemlich gewaltsam mit einander verknüpft und sie um seine Hauptperson, den eisernen Rittmeister, gruppiert. Uns will es erscheinen, der Verfasser hätte allen seinen Geschöpfen freiere Entfaltung gönnen können und sie nicht sämtlich dem eisernen Rittmeister, der Napoleon verabscheut und Kant's mißverstandene Lehre vom kategorischen Imperativ zur Richtschnur seines und der Seinigen Leben machen will, unterzuordnen nötig gehabt: der Kreisphysikus, ein Schüler Epikurs, der, abstoßend häßlich, nach Schönheit in seiner Umgebung verlangt, der sein warmes Gefühl unter bitterem Hohn versteckt und in allem, was er sagt und thut, anders als alle anderen und stets originell ist, verdient eine selbständigere Stellung als die einer Folie für den Rittmeister Das Geschöpf hat durch die ihm verliehene Kraft den Schöpfer besiegt: unbeabsichtigt ist die Nebenperson in den Vordergrund getreten; die Schilderung seines Todes ist eine Novelle für sich und meisterhaft. Gleichfalls nur äußerlich mit der Haupthandlung verbunden ist das Idyll „Hartmut und Lisbeth“, duftig und lieblich wie es ist, stören nur die starken Seile, die es an die Haupterzählung fesseln. Für die gewaltsame Verbindung einzelner Erzählungen ließen sich noch manche ähnliche Beispiele aufführen, doch ist dies ebensowenig unsere Aufgabe wie etwa eine Darstellung, auf welchem Wege die Fehler sich hätten vermeiden lassen. Am ehesten könnte man an die Art denken, wie Kjelland seine Erzählungen verbindet, ohne sie ihrer Selbständigkeit zu berauben: es wird derselbe Hintergrund beibehalten, und aus einem begrenzten Kreise wird eine Person nach der anderen zum Mittelpunkt einer Erzählung, um dann in jeder anderen wieder als Folie zu dienen. Dann könnte der Dichter auch auf die Wiederholung derselben Situation an verschiedenen Stellen verzichten, die jetzt störend wirkt, und würde die Unannehmlichkeit vermeiden, daß am Schluß sich drei verlobte Paare dem geneigten Publikum empfehlen, wie es bisher nur in geistvollen deutschen Lustspielen üblich ist. — Es ist unnötig zu erwähnen, daß Hoffmann die deutsche Sprache meistert, wie ein Virtuose sein Instrument; er hat diese Kunst schon oft bewiesen, nach des Referenten Ansicht allerdings noch nie so fesselnd wie in seinem neuesten Werk. Das Gespräch zwischen dem Kreisphysikus und Hartmut blendet durch Geist und Glanz der Rede; die ergötzliche Schilderung, wie der eiserne Rittmeister vor einer großen Versammlung zu reden versucht, erinnert in Humor und Schärfe des Ausdrucks an Vischers „Auch Einer“. Haben wir an dem Werke verschiedene Ausstellungen gemacht, so zeigt es nur, daß wir an Hoffmann einen anderen Maßstab legen müssen als an Leute, die das Schreiben von Büchern handwerks- oder gar fabrikmäßig betreiben; es soll auch diese Kritik nicht etwa von der Lektüre des Buches abhalten, sondern im Gegenteil jeden veranlassen, sich an dem Werke zu erfreuen und des Referenten subjektive Ansicht vorurteilslos nachzuprüfen.

M.

Schiller. Sein Leben und seine Werke dargestellt von J. Minor. Zweiter Band. Berlin 1890. Verlag der Weidmannschen Buchhandlung.

Dem ersten Bande, den wir früher hier angezeigt haben, ist der zweite rasch gefolgt. Derselbe enthält die pfälzischen und sächsischen Wanderjahre und geht also von dem „Fiesco“ bis zum „Don Carlos“, um die dichterischen Marksteine anzugeben. Die Erlebnisse sowie die litterarischen Arbeiten Schiller's werden uns hier von der Ankunft des Flüchtlings in Mannheim bis zu der Abreise nach Hamburg vorgetragen, die ihn aber nur bis Weimar beförderte, wo er am 21. Juli 1787 einfuhr. Es sind bedeutende und wichtige Entwickelungsjahre für den Menschen wie für den Dichter Schiller. Der Verfasser hat sie eben so gründlich durchforscht als sehr ausführlich seinen Lesern vorgelegt. Es sind nicht weniger als 629 groß Oktavseiten, die den Band ausmachen, dem voraussichtlich noch drei folgen werden. Auch dieses Mal hält Referent seine Meinung nicht zurück, daß eine geringere Ausführlichkeit, ein größeres Vermögen, Nebendinge zu unterdrücken, dem Ganzen zu gute kommen würden. So wird man auf den breiten Wellen der Rede allzulange getragen, namentlich in den biographischen Kapiteln. In den litterarhistorischen hält der Verfasser mehr Haus, und man folgt den Auseinandersetzungen über „Fiesco“, „Kabale und Liebe“, und „Don Carlos“ mit Anteil und Zustimmung.

Q.

Ich will dem Kaiser Rede stehen. Berlin 1891. Verlag von Ad. Zoberbier.

Veranlaßt durch die soziale Bewegung und durch die in neuerer Zeit erfolgten Erklärungen von Massenaustritt aus der Landeskirche scheint sich in religiös gesinnten Kreisen eine Bewegung zu bilden, welche von der Annahme ausgeht, daß die Kirche heutzutage ihre Aufgabe, religiös bildend und befriedigend und dadurch wohlthätig auf das ganze Volksleben zu wirken, nicht mehr erfülle. Der anonyme

Verfasser der vorliegenden Broschüre fußt auf der Behauptung, daß das starre Festhalten der evangelischen Kirche an den seit Luther festgewordenen konfessionellen Dogmen unrecht und daß anstatt derselben vielmehr die praktisch wirkende Liebe zu betonen und zu bewähren sei. Wir stimmen dieser Auffassung voll und ganz bei; denn wenn es auch nie eine Kirche ohne bestimmte Dogmen geben kann, so sind dieselben doch mit dem Fortschritte der Zeit und der Erkenntnis auch einer Umwandlung fähig, jedenfalls aber darf niemals im bloßen Glauben an dieselben das charakteristische Merkmal eines Christen bestehen, dessen Grundsatz vielmehr die von Christus gelehrte Liebe sein muß. Als Typen der Entwickelungsstadien christlicher Auffassung und kirchlichen Lebens stellt der Verfasser den apokalyptischen Johannes, den Petrus, den Paulus und den Johannes des Evangeliums und der Briefe auf und meint, daß sich diese Phasen darstellen als Erwarten, Hoffen, Glauben, Besitzen. Diese Auffassung ist, wenn sich vielleicht auch manches im einzelnen gegen sie sagen läßt, geistvoll durchgeführt, besonders trefflich ist die Erörterung über die petrinisch-katholische und über die paulinisch-evangelische Kirche. Diese muß sich nun, so heißt es, in unserer Zeit zur johanneischen Religion der Liebe umwandeln, welche nicht etwa des Glaubens an Gott und Christus als der allezeit notwendigen Grundlage der Religion entbehren, aber als Helferin in den traurigen Zuständen der Gegenwart wirken soll und dies auch kann. Die Schrift zeugt von gründlichem Verständnis christlichen Wesens und von ernstem Willen zu helfen, störend sind beim Lesen nur die zahlreichen orthographischen Fehler in den lateinischen, vor allem aber in den griechischen Zitaten, was gewiß leicht vermieden werden konnte. Es ist dringend zu wünschen, daß solche Aeußerungen, wie wir sie hier finden, nicht bloß als subjektive Anschauungen eines Theoretikers, sondern als Mahnworte eines edlen Geistes, der praktisch helfen will, sorgsam erwogen und — befolgt werden, und darum sei diese Schrift allen denen, welche die Mißstände im heutigen Volksleben nicht bloß beklagen, sondern zu beseitigen helfen wollen, aufs beste empfohlen.

C. S.

Geschichte Spaniens vornehmlich im 14. Jahrhundert von Dr. Friedr. Wilhelm Schirrmacher. Gotha 1890. Verlag von Friedrich Andreas Perthes.

Mit lebhafter Freude begrüßen wir das hier genannte Buch, das in der That — die Redensart ist freilich durch ihren Mißbrauch bis zur Bedeutungslosigkeit abgegriffen, ist aber hier in der vollen Wirkung des Wortes gemeint — einem oft empfundenen Mangel abhilft. Im allgemeinen stehen wir wie der spanischen Litteratur so auch der spanischen Geschichte ferner als der der übrigen romanischen Staaten, einmal wegen der geringeren Wechselwirkung mit Deutschland, dann aber weil bei allen ihren Vorzügen sie dennoch der universalen Größe und Fruchtbarkeit entbehrt, die uns die Beschäftigung mit Italien und Frankreich zur unerläßlichen Notwendigkeit macht. Wir reden freilich von den Zeiten vor der Reformation. Nach derselben und während derselben ist das Verhältnis freilich anders. Aber in Rücksicht auf das Mittelalter fehlte es uns an einem gründlichen, schlichten, mit Genauigkeit und ohne Jagd nach dem Interessanten gearbeiteten Buche. Auch die spanische Geschichtsschreibung hat ein solches wohl kaum aufzuweisen, so daß an eine Uebersetzung nicht gedacht werden konnte. Im Gegenteil sind die Anfänge eines derartigen Werkes, wie wir sie in dem von Lembke und Schäfer besitzen, in Spanien selbst geschätzt und gewürdigt. Die nunmehr uns dargebotene Fortsetzung von Schirrmacher aber steht an innerm Wert, an Gründlichkeit und klarer Lesbarkeit den ersten drei Bänden der früheren Bearbeiter entschieden voran. Der vor etwa 10 Jahren erschienene vierte Band von Schirrmacher, der die kastilische Geschichte im 12. und 13. Jahrhundert behandelte, stand noch in einem gewissen innern Zusammenhang mit den breitangelegten Stauffer-Studien des Verfassers, während der gegenwärtige Teil aufgebaut ist auf einem Material, das erst durch sorgfältig kritische Behandlung wissenschaftlich verwertbar gemacht werden mußte. Dem Gegenstande nach steht Aragonien im Vordergrund, dessen allmählich unter schweren Kämpfen aufkommende Herrschaft über Sizilien zu einem der Hauptfaktoren der spätern spanischen Seeherrschaft auf dem mittelländischen Meere sich entwickelte. Es gab Augenblicke innerhalb dieser Kämpfe, in denen es schien, als solle das Königshaus Aragon „gleich einem faulen Baum“ vernichtet werden wie die Stauffer. Dennoch aber überwanden die Aragonier alle Hindernisse und traten in der Epoche beim Ausgang des 13. Jahrhunderts in einen langen Streit um die Suprematie mit Kastilien ein. Damit ist der Faden aus dem vorhergehenden Bande wiederaufgenommen, und in paralleler Weise wird die Entwickelung und häufig kriegerische Berührung der beiden Königreiche verfolgt. Auf eine eingehendere Charakteristik der Persönlichkeiten ist im ganzen weniger Gewicht gelegt als auf die Feststellung der Thatsachen. Dadurch wird nun freilich die Darstellung hier und da etwas trocken. Aber immer bleibt es ein Vorzug und ein wohlthuendes Gefühl, daß man angesichts der durch Parteilichkeit, Leidenschaft und nationale Rhetorik verschobenen und verschrobenen früheren Darstellungen überall festen und gesicherten Boden wahrnimmt. Mit der langen, über fünfzig Jahre währenden Regierung Pedro IV. von Aragonien, also mit dem Jahre 1387 bricht die Erzählung ab. Ein Mangel erscheint es uns, daß die innern Zustände und Ver-

hältnisse, das was man in der Regel Kulturgeschichte nennt, eine unzulängliche, eigentlich gar keine Berücksichtigung gefunden haben. Bei der verhältnismäßigen Abgeschlossenheit dieser Staaten, bei der eigenartigen Rassenverschiedenheit der Bevölkerung, bei den überaus eigentümlichen Verfassungsverhältnissen der einzelnen Königreiche erschöpft die Königsgeschichte bei weitem nicht die Volksgeschichte. Im weiteren Verlauf der Darstellung wird namentlich dort, wo von der Entstehung des Gesamtstaates gehandelt werden wird, davon kaum abzusehen sein. Jedenfalls darf man das Werk weiteren Kreisen aufs wärmste empfehlen. C.

Vor der Entscheidung. Meinungen und Wünsche zur Schulreform. Von Prof. Dr. Gustav Weck, Direktor des Kgl. Realgymnasiums zu Reichenbach i. Schl. Berlin 1890. Verlag von Friedberg u. Mode.

Von den vielen Schriften, welche der Streit über die Schulreform hervorgerufen hat, haben manche eine ihrem Wert entsprechende, andere, wie z. B. die von Güßfeldt, eine übertriebene, wieder andere eine zu geringe Bedeutung erlangt. Zu den letzten gehört ohne Zweifel die vorliegende Broschüre, die wir ohne Bedenken zu den besten rechnen, welche über den ganzen Schulstreit erschienen sind. Denn in rein sachlicher Darstellung, was man gegenüber dem leider nicht mehr salonfähigen Tone anderer Schriften dieses Gebietes als großen Vorzug hervorheben muß, wenn auch die Person des Verfassers zuweilen etwas in den Vordergrund geschoben zu sein scheint, und mit einer alle Gebiete des Schulwesens erschöpfenden Gründlichkeit werden die Hauptpunkte behandelt, auf die es in dem jetzt schwebenden Streite ankommt. Man kann ja in manchen Beziehungen anderer Ansicht sein wie der Verfasser; man braucht z. B. den Turnspielen, deren Erfindung und Einführung Direktor Weck übrigens nicht für sich beanspruchen darf, und dem Handfertigkeitsunterricht nicht gleichen Wert beizulegen, auch mit dem Wegfall der doppelten Schrift, des Griechischen und der Religionsprüfung, sowie mit der Verkürzung des geographischen Unterrichts nicht übereinzustimmen; aber die sonstigen Erörterungen, besonders die über die sogenannte Ueberbürdung, die Behandlung der Schüler (ein leider sonst viel zu wenig behandelter Punkt!), den großen Wert des Lateins und den zweifelhaften der Chemie, die hohe Bedeutung des Deutschen und des Religionsunterrichts sind so vortrefflich, daß dieses Buch, welches in kleinem Format mehr bietet als weitschweifige andere, die eingehendste und allseitigste Beachtung verdient. Wir hoffen, daß es, wie sein Titel mit Recht fordert, noch vor der Entscheidung gewürdigt werden möge; aber auch dann, wenn diese endlich getroffen sein wird, ist das Buch keineswegs überflüssig, sondern Fachmännern und Laien als lehrreich und höchst anregend aufs wärmste zu empfehlen. C. S.

Dilettantentum, Lehrerschaft und Verwaltung in unserem höheren Schulwesen. Von Prof. Dr. C. Conradt, Gymnasialdirektor zu Greifenberg in Pommern. Wiesbaden 1890. Verlag von C. G. Kunzes Nachfolger (Dr. Jacoby).

Im Gegensatz zu dem großen und vielfach übertriebenen Beifall, welchen die bekannte Güßfeldt'sche Schrift bei vielen Lehrern und in weiteren Kreisen des Publikums gefunden hat, sucht der Verfasser der vorliegenden Broschüre nachzuweisen, daß ein großer Teil der Güßfeldt'schen Beschwerden und Vorschläge den Dilettanten verrät, da die ersteren fast sämtlich unbegründet, die letzteren aber, weil schon längst in amtlichen Verfügungen enthalten, von seiner Seite überflüssig seien. Bei aller Anerkennung des Guten und Richtigen, was jene Schrift enthält, weist Conradt nach, daß dieselbe doch größtenteils ungerecht und nur geeignet sei, bei dem ohnedies schon der Schule gegenüber nicht gerade sehr wohlwollenden Publikum den Lehrerstand und seine Thätigkeit herabzusetzen, und hiergegen erhebt er berechtigten und sachlich begründeten Einspruch. Im Anschluß hieran streitet er gegen die Bevormundung der Philologen durch Einzwängung in pädagogische Schablonen, während doch die Persönlichkeit des Lehrers die Hauptsache sei, sowie durch den Umstand, daß nicht Fachmänner, sondern Juristen an der Spitze der Verwaltung stehen, denen bei aller Tüchtigkeit doch die nötige Erfahrung und das erforderliche Interesse gerade für den Stand der Lehrer abgehen müsse. Und doch erfordert, wie der Verfasser zuletzt nachweist, gerade dieser Stand, das Stiefkind der Verwaltung, was Besoldung und Rangverhältnis betrifft, eine Aufbesserung und Erhöhung, um mit Eifer und Erfolg für seine höheren Ziele arbeiten zu können. Die kleine, mit großer Aufrichtigkeit, anregendem Fleiße und stellenweise mit bestem Humor geschriebene Broschüre dürfte nicht bloß für Lehrer, sondern auch für das weitere Publikum und vor allem auch für die leitenden Behörden von größtem Interesse sein. C. S.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

XXI.

Neue ungeheure Aufgaben auf politischem wie militärischem Gebiete harrten in der Heimat ihrer Lösung durch die zurückkehrenden Sieger; bevor wir uns jedoch der näheren Betrachtung derselben und der Beteiligung Roon's an den durch die Lage erforderlich gewordenen vermehrten Arbeiten zuwenden, erscheint es angemessen, inne zu halten und auch diejenigen unmittelbaren Eindrücke hier noch zu verzeichnen, welche ein zwar unbeteiligter, aber scharfsichtiger Politiker durch die damaligen überwältigenden Ereignisse empfangen hatte. Professor Perthes, auch während des Feldzuges mit dem Freunde in regem Briefwechsel geblieben, schrieb an Roon u. a.:

Bonn, 6. Juli 1866.

„Der 3. Juli 1866 und die vorangegangenen sieben Tage sind der Preußischen Geschichte einverleibt als eine neue Basis und eine neue Kraft für die Zukunft; kein menschlicher Wille, kein Ereignis kann sie uns wieder entreißen; sie wirken fort in alle kommende Zeit wie die Schlacht von Fehrbellin oder bei Roßbach, selbst wenn das Preußische Gebiet keinen Fuß Zuwachs und die Preußische Stellung zu Deutschland kein einziges neues Recht erhalten würde. Es hat sich, mein lieber, mein trefflicher verehrter Freund, heute im Großen wiederholt, was 1864 im Kleinen geschah; so lange unsere Truppen vor Düppel lagen, beachtete Europa die Preußische Diplomatie wenig oder gar nicht; von Morgens 10 Uhr 10 Minuten des 18. April an stand Europa vor der Preußischen Diplomatie mit dem Hut in der Hand und höchst verbindlicher Miene — — Östreich umgekehrt hat vom Dienstag den 26. Juni bis Dienstag den 3. Juli 1866 einen Stoß in seiner europäischen Stellung und in seiner inneren Stellung erhalten, wie ihm weder die Abtretung eines Königreiches oder die Aufgabe der Bundespräsidialschaft hätte beibringen können . . . . .

Ja wohl, wir haben allen Grund Gott dem Herrn auf unsern Knieen heißen Dank zu bringen, und wollten und könnten wir Alle es nur heißer, als wir es thun; aber Gott zu danken, um des Dankes gegen die Menschen, die

Gottes Diener in diesen letzten schweren Jahren waren, überhoben zu sein, ist armselige Dummheit oder nichtswürdige Lüge; wer heute kein Herz hat für seinen König und kein Hurrah für seinen Kriegsminister, der ist und bleibt ein Lump und hat gar kein Recht Gott zu danken; ohne König Wilhelm und Minister Roon keine Armee wie wir sie haben und ohne solche Armee kein Tag von Sadowa; wir haben denn auch am 4. Mittags an unserm kleinen Tische unserm Könige und unserm Kriegsminister und unsern lieben Soldaten in funkelndem Rüdesheimer unsern Dank gebracht, während unsere schwarz-weißen Flaggen lustig weh'ten, und Abends haben wir Lichter an die Fenster gestellt, so viele das Haus nur hatte . . . . .

Welch' rasende Eile hat die Zeit! Jeder wußte, daß die Franzosen und deren Kaiser sich hineinschieben würden in die Kämpfe der Deutschen, aber niemand ahnte, daß schon siebenzehn Tage nach dem ersten Schusse Napoleon fürchten werde, daß Preußen aus einem Monde der französischen Sonne selbst zur Sonne werden würde, wenn Napoleon nicht im Stande sei zur rechten Zeit, d. h. sogleich eine Mondfinsternis zu veranstalten. Gott gebe dem Grafen Bismarck die Kraft, deren Wurzel das Gebet, deren Kennzeichen die Ruhe, deren Ziel das Erreichbare und deren Bundesgenosse — nicht die Revolution ist! — —"

Bonn, den 18. Juli 1866.

Mancher Mensch kann nur sehr wenig, daß weiß ich nur zu gut, mein lieber und verehrter Freund, aber mancher Mensch kann doch auch recht viel, z. B. wenn ein General der Infanterie, der Rath und That, Gefahr und Entbehrung, Siegesstolz und Dankes-Demuth mit seinem Könige theilt, wenn ein Kriegsminister, der auch mit zugehaltenem Ohre von jedem neuen Marschquartier der vorwärts eilenden Armee den Zuruf hören muß: Mann, da hast du die Genugthuung für manche schwere Stunde manchen schweren Jahres! — wenn ein solcher Mann Abends in Mähren noch des preßhaften Professors gedenkt, und nicht allein seiner gedenkt, sondern auch ihm schreibt, und von seinen Söhnen gute Nachricht giebt: so ist das wirklich recht sehr viel und wird nicht gerade sehr oft in Mähren vorgekommen sein, wie denn freilich auch wohl noch nie ein preußischer Fähnrich seinem Könige für ein aus Mähren datiertes Offizierpatent zu danken hatte.[1])

Ihr Brief vom 11. hat eine Wirkung gehabt, an welche Sie selbst wohl schwerlich gedacht. Seit dem 4. Juli Mittags, der Stunde, in welcher wir die Siegesnachricht erhielten, fühlte ich zum ersten Male, so lange ich Sie kenne, mich Ihnen gegenüber scheu und fast entfremdet: die Entfernung zwischen dem Manne der die volle Aerndte jetzt hält von der Saat, die er vor Jahren ausgestreut und seit Jahren geschützt und gepflegt hatte und mir, der ich nichts zu ärndten habe und nichts mehr kann, nicht einmal das noch kann, was ich doch könnte — war zu groß geworden; das Verhältniß zu Ihnen, an sich schon selt-

[1]) Bezieht sich auf einen damals zum Offizier beförderten Sohn des Professor Perthes.

sam und selten genug, schien mir die Möglichkeit längerer Dauer verloren zu haben; nun ist Ihr Brief angelangt und ich sehe wieder nur das alte, wohlbekannte Gesicht, nicht mehr die dicken Generalsepaulettes und nicht mehr die gewonnenen Gefechte und die große Schlacht, und kann wieder unbefangen dem Freunde danken für die Nachrichten, die er mir über meine beiden Söhne gab.

Ich hatte fast Neigung, Ihnen einiges Politische zu schreiben, aber in diesem Augenblicke fließt die Tinte nicht; verzeihen Sie diese Zeilen und bewahren Sie mir ein freundliches Andenken.

Ihr Perthes.

* * *

Am 5. August eröffnete König Wilhelm bekanntlich in eigener Person die Sitzungen des neugewählten Landtages. Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß dessen Mitglieder an demselben Tage ihr Mandat empfangen hatten, an welchem die alten und jungen Regimenter des „Volkes in Waffen“ die österreichisch-sächsische Heeresmacht zertrümmerten. Vielleicht war dies Zusammentreffen kein ganz günstiges für die Regierung gewesen; es ist sogar wahrscheinlich, daß letztere in dem inneren politischen Kampfe einen vollständigen Sieg erfochten haben würde, wenn der Schlacht- und der Wahltag nicht zusammengefallen, sondern der letztere etwas später, vielleicht eine Woche nach Königgrätz, angesetzt gewesen wäre; und die — jetzt freilich müßige — Betrachtung entbehrt nicht eines gewissen Interesses, wie alsdann die Ereignisse auf dem Gebiete der inneren Politik (einen entscheidenden Wahlsieg der Regierung vorausgesetzt) sich fernerhin entwickelt haben würden.

Indessen, der Umschwung, welcher sich im Lande vollzogen hatte und noch fortwährend vollzog, war auch ohnedies ein ganz gewaltiger. Wohl behielt, der Stimmenzahl nach, die Opposition auch in der neuen Kammer noch die Oberhand, während die Männer der Mitte, die sogenannten Altliberalen, eine trostlose Niederlage erleben mußten. Aber die konservative Partei trat doch sehr erheblich verstärkt in die Schranken, noch manche neue Männer bekannten sich als unbedingte Anhänger der Regierung; und fast noch wichtiger war es, daß ein großer Teil der bisherigen Opposition, angesichts der Logik der Thatsachen und der sieghaften Beweise, wie richtig die Regierung seit Jahren gehandelt, wie energisch, umsichtig und erfolgreich sie die öffentlichen Angelegenheiten geleitet hatte — jetzt endlich ihren Widerspruch aufgab und sogar begierig nach einem anständigen Rückzuge und nach Versöhnung trachtete.

Die Regierung ihrerseits war bekanntlich von ähnlichen Gesinnungen erfüllt, als sie „Indemnität“ beantragte und dies schon in der Thronrede verkündete. Es entsprach der Großmut des großmütigsten und gewissenhaftesten aller Könige, die je einen Thron geziert haben, diesen Schritt zu thun; und er würde ihn sicherlich auch dann gethan haben, wenn eine Kammer mit zweifellos regierungsfreundlicher Majorität sich damals um seinen Thron versammelt hätte. Übrigens hatte das Staatsministerium die Möglichkeit, durch versöhnliches Entgegenkommen

den innern Konflikt nunmehr zu beenden, schon früher in eingehenden Erörterungen erwogen. In Roon's Nachlasse befinden sich dafür die vollgiltigsten Beweisstücke. Bereits am 28. Juni, als der Sieg der preußischen Waffen also noch keineswegs entschieden war, richtete der Minister des Innern Graf Fritz Eulenburg ein ausführliches Schreiben an den Ministerpräsidenten, dem auch schon ein entsprechender „Entwurf eines Passus der Thronrede" beigefügt war. In diesen Aktenstücken, deren Abschrift gleichzeitig auch Roon erhielt, beantragte und motivierte Eulenburg eingehend die Notwendigkeit, es zur Beruhigung der Gemüter im Lande seitens der Regierung ausdrücklich anzuerkennen, „daß nach dem Sinne der Verfassungsurkunde Ausgaben, welche nicht auf Gesetzen beruhen oder . . . von der Landesvertretung nicht bewilligt worden sind, nicht geleistet werden dürfen." Eulenburg beantragte ferner ausdrücklich, daß dies auch in die Thronrede aufgenommen und in derselben die Landesvertretung noch besonders um „nachträgliche Gutheißung" angegangen werden solle; ja, derselbe Minister Eulenburg wünschte sogar die Vorlage eines „Gesetzes über die Ministerverantwortlichkeit!"

Als Bismarck und Roon wenige Tage nach Empfang dieses Schreibens den König ins Feld begleiteten, setzte das Staatsministerium die Erörterungen über diese Angelegenheit in Abwesenheit jener beiden Minister fort; das Resultat war ein Entwurf zur Thronrede, welcher vom Finanzminister Freiherrn von der Heydt aufgestellt war in der Voraussetzung, daß dieser als ältester anwesender Staatsminister, in Abwesenheit des Monarchen, mit Eröffnung des neugewählten Landtages beauftragt werden würde. In Motiven und Anträgen stimmte dieser Entwurf fast völlig, zum Teil sogar wörtlich, mit den Eulenburg'schen Vorschlägen vom 28. Juni übererein. Doch ist das Wort „nachträgliche Gutheißung" in dem Heydt'schen Entwurfe durch „Indemnität" ersetzt.

Nach obigem ist diese Episode also durch von Sybel (V, Seite 342 und folgende) durchaus ungenau geschildert worden.

Der Heydt'sche Entwurf wurde (beiläufig bemerkt), obwohl auch Bismarck und Roon ihm prinzipiell zustimmten, zunächst sistiert, da der König beschlossen hatte, den Landtag persönlich zu eröffnen; doch ging der Inhalt desselben zu einem großen Teile in die am 5. August wirklich gehaltene Thronrede über.

Dagegen ist es gleichfalls unrichtig, wenn Sybel an der bezeichneten Stelle versichert hat, die Majorität des Staatsministeriums habe dem Indemnitätsgesetze resp. der Verheißung zu dessen Vorlage widersprochen und nur Graf Bismarck im Verein mit Freiherrn von der Heydt hätten die Sache durchgesetzt. Vielmehr war in der Sache selbst nur Graf Lippe (der Justizminister) nicht einverstanden und reichte ein bezügliches dissentierendes Votum ein; und außerdem stellte der Kultusminister von Mühler ein Amendement, durch welches eine etwas andere Begründung des Antrages beabsichtigt ward; die übrigen Minister, und unter ihnen vornehmlich Graf Eulenburg, sind dagegen mit dem Heydt'schen Entwurfe ganz einverstanden gewesen — wie im Interesse der historischen Wahrheit hierdurch konstatiert werden mußte.

Für Bismarck's Zustimmung war es jedenfalls entscheidend, daß er die versöhnlichen Anschauungen seines Monarchen genau kannte, und er hielt daher an dem Indemnitäts-Gesetze fest, obwohl viele seiner Anhänger und die Mehrzahl der Konservativen, im Lande sowohl wie in beiden Kammern, dringend abrieten und ein solches Nachgeben für verderblich hielten.

Was nun endlich Roon betrifft, den man damals häufig als den eigentlichen Konflikts-Minister zu bezeichnen liebte, so stand er im allgemeinen zunächst auf dem Standpunkte — wie wir schon früher erfuhren — daß er als Kriegsminister nicht berufen sei, staatsrechtliche Kontroversen zu lösen, und bei seinem großen Vertrauen zu Bismarck's politischer Führung auch in dieser Frage keinen Anlaß zum Widerspruche habe. Aber — er fand auch sachlich dazu nicht die geringste Veranlassung. Wohl war er persönlich nach wie vor der Meinung, daß es nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht der Regierung gewesen sei, die vorhandene Lücke in der Verfassung so zu ergänzen, wie es das Wohl, die Macht und das Ansehen der Krone und des Vaterlandes durchaus erfordert hatten; darum hatte er, eingedenk des Gebotes: „salus reipublicae lex suprema" in bewußter und gewissenhafter Überzeugung dieses Wohl des Vaterlandes für heiliger gehalten als eine einzelne Verfassungsbestimmung, deren buchstäbliche Auslegung streitig war und blieb. Auf der andern Seite war es ihm aber während des Budgetstreites und des damit zusammenhängenden Verfassungs-Konflikts niemals zweifelhaft gewesen, daß der budgetlose Zustand keineswegs ein normaler und erwünschter sei; und niemals hatte er bestritten, daß auch in seinen Augen der Buchstabe der Verfassung durch das mehrjährige Verfahren der Regierung nicht erfüllt worden sei. Er war ferner immer der Meinung gewesen (und hatte dies dem Monarchen gegenüber schon in seiner Denkschrift vom 1. März 1861[1]) in freimütigster Weise geltend gemacht) „daß nur der Starke und Reiche freigebig sein könne ohne Schaden zu nehmen." In diesem Sinne konnte er also jetzt, nachdem das Ansehen der preußischen Krone durch ihre neusten Erfolge so erheblich gestiegen war, mit Freuden und ohne jedes Bedenken für die Indemnitäts-Vorlage und damit für die Wiederherstellung des innern Friedens stimmen, ohne sich durch die Zweifel der konservativen Partei über die Zweckmäßigkeit dieser Maßregel auch nur im geringsten Grade beirren zu lassen. —

Durch den Beschluß vom 14. September 1866 hat die Regierung bekanntlich die gewünschte Indemnität erhalten; auch wurde später das Budget pro 1867 verfassungsmäßig festgestellt, sowie den dringenden Anträgen Roon's auf eine Solderhöhung der Mannschaften und die notwendige Verstärkung der Marine — durch Bereitstellung eines Teiles der Kriegskontribution — entsprochen. —

Der allseits ersehnte innere Friede ward also dadurch wiederhergestellt. An den bezüglichen Verhandlungen mit der Landesvertretung war Roon persönlich indessen nur wenig beteiligt, was ihm auch sehr erwünscht war, weil die Demobilmachung der Armee und neue aufreibende Arbeiten behufs Gliederung der Wehrkraft

---

[1]) Mitgeteilt in dem Juniheft 1890 dieser Zeitschrift.

der neu erworbenen Provinzen seine Kräfte ohnehin schon ungewöhnlich in Anspruch genommen hatten.

Am 26. August schon war die neue Einteilung der Arme (eine Garde- und 12 andere Armeekorps) genehmigt worden, und am 27. September wurde die Neuformation von 16 Infanterie-Regimentern, 3 Jäger-Bataillonen, 8 Dragoner-, 4 Husaren-, 4 Ulanen-, 3 Feldartillerie-Regimentern, 3 Pionier-Bataillonen und 3 Trainbataillonen verfügt (später, am 10. November, erfolgte noch die Formierung fünfter Eskadrons bei den alten Kavallerie-Regimentern).

Alle diese neuen Schöpfungen konnten diesmal ohne aufregende Reibungen und Verhandlungen in's Leben gerufen werden. Neben der Freude, die Roon darüber empfand, konnte es ihm auch zu großer Genugthuung gereichen, daß nun endlich von allen Seiten, zum Teil sogar von früher erbitterten Gegnern, seiner bisherigen Thätigkeit vollste Anerkennung und lauter Dank dargebracht wurde. Die politische Feindschaft verwandelte sich vielfach in größte Bewunderung; auf die maßlosen Angriffe gegen ihn und Bismarck folgte jetzt endloser Beifallsjubel — mit überraschender Schnelligkeit waren die „verbrecherischen“ und „unfähigen“ Ratgeber der Krone — die populärsten Männer im ganzen Lande geworden. Dies zeigte sich u. a. bei dem Einzuge der heimgekehrten Truppen am 20. September, da Roon auf Allerhöchsten Befehl nebst Bismarck und Moltke unmittelbar vor dem Sieger-Könige einherritten, der es damit zum Ausdruck bringen wollte, daß die Arbeit und die Leistungen dieser drei Männer die nachfolgenden großartigen Erfolge allein möglich gemacht hätten. —

Die große körperliche und geistige Anspannung der letzten Monate war indessen von nachteiligen Folgen auf Roon's Gesundheit. Zur Wiederherstellung derselben mußte er daher Anfang Oktober einen längeren Urlaub erbitten und blieb bis Ende November den Geschäften fern.

Bemerkenswert aus jenen Tagen ist noch das nachfolgende Handschreiben, welches Roon von Ihrer Majestät der Königin Augusta empfing, da dasselbe auf's neue beweist, wie wirksam die hohe Frau schon damals zum Nutzen der Vervollkommnung und Organisation des Sanitäts-Wesens eingegriffen hat:

Baden, den 10. Oktober 1866.

„Es scheint Mir dringend nothwendig, daß noch ehe die Erinnerung an den letzten Krieg in den Hintergrund tritt, die Erfahrungen, die während desselben auf dem Gebiete des Lazareth- und Militärmedizinalwesens gemacht worden sind, gesammelt und veröffentlicht werden, damit die Mängel unserer im Ganzen gewiß trefflichen Organisation aufgedeckt und das nothwendige Material zusammengebracht werde, um alle Mißstände zu beseitigen und das bestehende System zu vervollkommnen. Mit dem Wunsche diese Idee nicht nur anzuregen, sondern auch ihre Verwirklichung zu erleichtern, will Ich die Summe von zweitausend Thalern für die Veröffentlichung eines Werkes bestimmen, welches vor Allem die Berichte unserer größten Autoritäten über ihre Thätigkeit und ihre Erfahrungen in den Kriegslazarethen, über die dabei beobachteten Mängel und über die Mittel, den-

selben abzuhelfen, überdies aber auch zwei Aufsätze enthalten müßte, von denen der eine die Grundsätze übersichtlich behandelte, nach denen Militärlazarethe in Zukunft einzurichten sein würden, der andre die Vervollkommnungen bespräche, deren unser Militärmedicinalwesen fähig sein möchte. Bei diesen Aufgaben habe Ich besonders an Männer wie Langenbeck, Wilms, Busch, Bardeleben, Middeldorpf, Böger, Lauer, Löffler, Esmarch, Esse, Velten und Strohmeier gedacht. Die Veröffentlichung des Werkes müßte im Interesse der Sache möglichst beschleunigt werden und darin zugleich für die Verfasser die Nothwendigkeit liegen, sich auf die Hauptpunkte zu beschränken und diese möglichst gedrängt darzustellen. Ich kann dies Unternehmen indeß nicht in's Leben treten lassen, ohne Ihrer ausdrücklichen Zustimmung dazu gewiß zu sein. Erst dann würde Ich den genannten Herrn den Plan vorlegen, und sie auffordern, denselben im Einzelnen festzustellen und aus ihrer Mitte einen Redacteur zu bestimmen, der die Leitung des Ganzen übernähme. Ich wende Mich daher an Sie mit der Bitte, Mir Ihre Zustimmung bald möglichst zu ertheilen, die Ich um so zuversichtlicher erwarte, da Ich weiß, eine wie erfolgreiche Theilnahme Sie dieser Aufgabe widmen, in deren vollkommenen Lösung Sie mit Recht den Schlußstein unserer großartigen Militärreorganisation erblicken.

Augusta.

An den Kriegsminister v. Roon."

Die oben erwähnte Urlaubsreise, auf welcher Roon von seiner Gemahlin und ältesten Tochter Elisabeth begleitet wurde, ging zunächst nach Bonn, wo Freund Perthes besucht wurde. Leider gab dessen durch sein Herzleiden schwer erschütterte Gesundheit zu noch größeren Besorgnissen Anlaß als beim letzten Wiedersehen. Dennoch konnten einige gemeinsame Ausflüge (zur Besichtigung des im Bau neuerdings sehr fortgeschrittenen Kölner Domes, sowie nach Rolandseck, Plittersdorf &c.) gemacht und alte liebe Erinnerungen aufgefrischt werden; und der geistige Verkehr war trotz aller Wehmut, in Vorahnung der baldigen Trennung, für beide Freunde ein sehr erfrischender. — Nach einer mehrtägigen Station in Zürich nahm Roon dann mit den Seinen längeren Aufenthalt am Genfer See (meist in Glion). Dort befanden sie sich u. a. wochenlang in derselben Pension mit General von Moltke und seiner Gemahlin und genossen vielfach behagliche Stunden gemütlichen Zusammenseins, was sie sehr erfreute. Mit der Besserung von Roon's Gesundheit ging es aber nur sehr langsam vorwärts. Die mit dem hartnäckigen Kehlkopfleiden verbundene Atemnot hatte schon seit längerer Zeit den Charakter eines chronischen Asthmas angenommen, welches fortgesetzt große Pein verursachte, den Schlaf raubte und dadurch auf die Nerven und das Allgemein-Befinden trotz aller Vorsicht sehr nachteilig wirkte. Roon mußte daher zunächst um Verlängerung seines Urlaubs bitten und dachte ernstlich an einen langen Winter-Aufenthalt im Süden, oft auch an gänzlichen Rückzug aus seinen amtlichen Stellungen, weil er sich zuweilen ganz unfähig zu dienstlicher Thätigkeit fühlte. Solche, immer häufiger und stärker wiederkehrende Gedanken wurden von den Freunden nah und fern freilich bekämpft, ohne daß jedoch die trüben Stimmungen

ganz gebannt werden konnten. Auch in dem fortgesetzten Briefwechsel mit Perthes kamen sie wiederholt zur Sprache:

„Ihr Brief vom 21." — schreibt P. ihm z. B. am 26. Oktober — „für den ich Ihnen, mein lieber und verehrter Freund, herzlich danke, hat mich doch auch etwas schmerzlich berührt, weil seine Färbung zeigt, daß Ihnen Ihre alte frische Stimmung, Ihre alte mutige Zuversicht zu dem, was Sie in unsers Gottes Hand und als sein Organ und mit seiner Hilfe vermögen, noch nicht wieder zuteil geworden ist. Die übermenschlichen Anstrengungen, die Ihrem Geiste, und ich möchte hinzufügen auch Ihrem Gewissen, zugemuthet worden sind, die Verantwortung, welche sich von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat steigerte, bis sie in den gewaltigen Mittagsstunden des 3. Juli sich in ihrer ganzen Furchtbarkeit vor Ihnen aufstellte; die Fieberglut des Preußenherzens, welche der Sieg und dessen Folgen herbeiführte, haben Ihren Körper müde und mürbe gemacht und dadurch Ihrem Geiste sein Werkzeug geschädigt. Es ist die Ordnung im Reiche der Natur, daß auf Anspannung Abspannung folgt, aber es ist nicht die Ordnung im Reiche des Geistes, daß Ausspannung auf Abspannung folge; und auszuspannen, weil Sie abgespannt sich fühlen, kann Ihnen demnach nicht erlaubt werden. Nein, mein lieber Freund, Ihre Frau, Ihre Kinder, Ihre Freunde, Ihr König, unser Land können Sie heute noch nicht und morgen noch nicht und noch lange nicht entbehren, und darum hoffe ich und bitte von Gott und mit mir viele, viele andere, daß Sie uns nicht nur erhalten, sondern auch erfrischt und gekräftigt werden. Sie aber müssen auch Ihrerseits als guter Haushalter Ihre Kräfte verwenden und sparen, jedes zu seiner Zeit, und müssen vor allem lernen sich richtig zu taxieren und die Oktober-Nebel aus Ihrem Kopfe zu vertreiben.

Wenn die nächsten Wochen oder Monate wider alles Erwarten Wendepunkte unserer Geschichte, Tage großer Entscheidung bringen sollten, so werden Sie auf Ihrem Posten sein, werden Gesundheit und Leben einsetzen, wie der Feldherr, wie der König sie einsetzt in den Augenblicken, in welchen der Sieg und mit dem Siege der Staat auf dem Spiele steht. Wenn aber die nächsten Wochen oder Monate solche entscheidende Augenblicke nicht bringen, dann ist es Ihre Pflicht, sich und Ihre Kräfte zu sparen, also jedenfalls fern zu bleiben von Berlin, vom Ministerium, vom Abgeordneten-Hause. Kehren Sie jetzt nicht zurück. Zwar werden sich aus Ihrer Abwesenheit mancherlei Nachteile im Kriegsministerium und im Abgeordnetenhause ergeben, aber wenn Sie, um denselben vorzubeugen, den Winter in Berlin zubringen wollten, so würden Sie sich an Leib und Seele zerstören, und dann müßten Abgeordnetenhaus und Kriegsministerium dennoch auch ohne Sie fertig werden und es würde überdies in großen entscheidenden Augenblicken der Mann lahm gelegt sein, auf den nun doch einmal in dieser gewaltigen Umgestaltungszeit gezählt ist; lange aber werden solche große entscheidende Augenblicke schwerlich auf sich warten lassen.

Wenn Sie zum Frühjahr zurückkehren und so Gott will erfrischt und gekräftigt zurückkehren, so muß Ihre Aufgabe, scheint mir, eine andere sein wie bisher. Sie

sind der Meinung, daß Ihnen eine Leichenrolle zufalle, wenn Sie nicht produziren und immer wieder produziren könnten! Als ob nur die Producenten Leben hätten! Auch ist doch vorläufig producirt genug, wenn eine Armee producirt ward, welche that, was die unsrige gethan hat; jetzt soll das Producirte wachsen, erstarken, reifen, dazu bedarf es der Pflege; es will begossen, ernährt, beschnitten werden; Arbeit ist nöthig: arbeiten aber müssen Andere, nicht Sie; Sie dürfen künftig nicht wirken durch das was Sie können und thun, sondern durch das was Sie sind; wenn nicht Ihre Persönlichkeit im Wege stände, so würde ich sagen: werden Sie Staatsminister ohne Portefeuille, aber weil Sie sind, der Sie sind, müssen Sie Kriegsminister bleiben, um Staatsminister sein zu können. Um aber bei einer Gesundheit, an welcher die Riesenfäuste der Geschichte gerüttelt haben, Kriegsminister bleiben zu können, werden Sie zur Kriegsministerium-Regierung eine Stellung einnehmen müssen, wie der König sie zur Staats-Regierung hat. Wenn Sie auch die eigentlichen Geschäfte, große wie kleine, in Ihrer Hand behalten, so wäre das ohne Zweifel für die Geschäfte sehr vortheilhaft; da Ihre Gesundheit dies aber nicht zuläßt, so ist es für die Armee und den Staat sehr vortheilhaft, wenn Sie die eigentlichen Geschäfte aus der Hand geben, um noch eine Anzahl Jahre Kriegsminister und Staatsminister sein zu können. Eine solche Stellung läßt sich ganz gewiß bei einigem guten Willen von Ihrer Seite ausfindig machen; Feinde, Neider haben Sie merkwürdig wenig; der König, die Collegen halten Sie für unentbehrlich; selbst der süße Pöbel meint: der Mann muß bleiben; aber freilich das hilft Alles nichts, wenn der Mann selbst die hypochondren Grillen vom „Ausbleiben des Nervensaftes“ — o Materialismus, bis wohin bist du gelangt — von Leichenrolle, Dienstenthebung u. s. w. sich nicht vom Halse schafft. — —

Übrigens ist mir selbst auch nicht sonderlich zu Muthe; nach vierzehn Tagen, in denen ich im Genusse des Sauerstoffes schwelgte, schnappe ich jetzt wieder wie ein Karpfe auf dem Sande. — — —

— — Meine Frau und Kinder möchten Ihrem freundlichen Andenken empfohlen sein und wünschen von ganzem Herzen, daß Ihnen und den Ihrigen die Oktoberluft der Alpen Gesundheit gebe und erhalte.

Behalten Sie mich auch in herben Stunden in Ihrem Herzen!

Ihr Perthes.

Ähnliche Mahnungen ließ auch der König selbst an Roon gelangen. Der vortragende General-Adjutant von Treskow schrieb ihm — am 3. November — im Allerhöchsten Auftrage:

. . . „Sr. Majestät, dem ich in allgemeinen Umrissen von dem Inhalte Ihres Schreibens Kenntniß gegeben habe, beauftragt mich, Ew. Excellenz zu sagen, wie es sein ausdrücklicher Wunsch sei, daß Sie nicht an die Rückkehr nach Berlin denken, sondern so lange im milderen Klima verweilen möchten, als dies für Ihre Gesundheit irgend erforderlich erscheine. Se. Majestät fügten hinzu, daß alle anderen Rücksichten hierbei weniger in Betracht kämen, wenn es sich um

Ihre Wiederherstellung handele, und daß diese nur gefördert werden könne, wenn Ew. Excellenz jetzt alle Sorgen für die Zukunft von der Hand wiesen.

Dr. Böger, mit dem ich ausführlich Rücksprache genommen habe, fordert gleichfalls, daß Ew. Excellenz mindestens noch mehrere Wochen oder Monate am Genfer See oder in einem noch mehr südlich gelegenen Orte verweilen, um vor den scharfen Temperatur-Uebergängen geschützt zu sein, von denen wir hier im November und Dezember zu leiden haben. Später würde er Ihre Rückkehr eher gestatten, besonders wenn sich schon eine gründliche Besserung bemerkbar gemacht hat. — — So werden Ew. Excellenz denn wohl gehorsam sein müssen — auch bitte ich um Erlaubniß die Frage wegen der Zukunft des Ministeriums für heut nicht behandeln zu dürfen. Gott der Herr wird Sie da wohl auf den richtigen Weg führen, wenn es Zeit ist eine Entscheidung zu treffen. Vorläufig aber wollen wir hoffen, daß Sie und Graf Bismarck das Weihnachtsfest wieder in Berlin, neu gestärkt, feiern mögen. Bis dahin aber müssen Sie ausschließlich Ihrer Gesundheit leben. . . . .

Mit Graf Bismarck's Besserung geht es langsam, aber es geht doch vorwärts; er ist bereits einige Male auf Jagd gegangen, doch fühlte er sich noch immer sehr angegriffen. Die Briefe, die von der Gräfin hier eingehen, lauten bereits freudiger. — —"

Mitte November fühlte Roon sich wieder entschieden wohler, die längere Ruhe hatte ihn auch seine Kräfte wiederfinden lassen; sein Pflichtgefühl gestattete ihm daher nicht, seinem Amte noch länger fern zu bleiben — so daß wir ihn schon Ende November auf dem Heimwege finden. Wiederum begrüßte ihn hier der Zuruf des treuen Freundes.

Perthes schreibt ihm:

Bonn, den 22. November 1866.

„Gestern Abend wird das Heimathland Sie wieder aufgenommen haben, aber es scheint sich noch nicht recht darin finden zu können, die Heimath des Preußischen Kriegsministers zu sein, wenigstens empfängt es den, ohne welchen es heute noch als „Ausland" sich uns gegenüberstellte, mit Pfeifen und Heulen, mit Sturm und Schnee; in der That, es war ein grausiges Wetter, mit welchem Sie in Wiesbaden und das cidevant Nassauer Land eingezogen sind, und heute ist es womöglich noch schlimmer; Gott sei Dank, daß Sie gestärkt genug sind, um mit Gleichmuth auch diese Stürme über sich dahin wehen zu lassen und „angenehme Temperatur" wohl behaglich zu finden, aber doch entbehren zu können, es wäre wohl nicht ganz unmöglich, daß des Nassauer Himmels Empfang symbolische Bedeutung hätte; es fliegt und kriecht schon manches Ungeziefer wieder zu Tage, was eine Weile sich im Dunkeln verborgen hielt. —

Sie sind wieder auf dem Platze, kampfesmuthig und nach neuen Schöpfungen dürstend, die Untersuchung der Frage also, ob Sie nicht in einer andern als in der Berliner Kammer mehr Ruhe, Kräftigung, rechte Stimmung und daher auch bessere Vorbereitung für ein neues Eingreifen in die Geschichte, wenn solches nothwendig werden sollte, gefunden hätten, ist daher nur noch von antiquarischem

Interesse. Alles aber kommt darauf an, ob Sie nach Berlin zurückgekehrt, es nur bei der Erkenntniß des Unrechts bewenden lassen, welches Sie an Frau und Kindern, an König und Land, an sich selbst und an — — dem gehorsamst Unterzeichneten begehen würden, wenn Sie wieder in der Art arbeiten wollten, wie bisher — oder ob Sie zu dem Erkennen das Wollen, und zu dem Wollen das Vollbringen hinzufügen werden; Letzteres hoffe ich, aber Ersteres fürchte ich. —

Herzlichen Dank für Ihre Sorge um meinen kranken Körper; auch ich habe Tage, an denen ich mich nach Berges- und Waldluft sehne, aber Sie werden mich doch in diesem schändlichen Wetter weder dem Mönch noch der Jungfrau in die Nähe bringen wollen! und zum Sommer? ja, wer weiß, in welcher Gesellschaft dann der kranke Körper sich befindet! — — —"

Die am 27. September vertagte Landtagssession war bereits Mitte November wieder aufgenommen worden, Roon fand also bei seiner Rückkehr nach Berlin die Maschine wieder in voller Thätigkeit, zumal auch der Minister-Präsident, Graf Bismarck, ziemlich in denselben Tagen heimgekehrt war. — Eingedenk aller erhaltenen Mahnungen, beteiligte er sich indessen auch während der neuen Tagung verhältnismäßig nur wenig an den parlamentarischen Arbeiten. Bei den öffentlichen Schlußberatungen über den Militär-Etat pro 1867 erklärte er in Kürze, daß die Regierung eine neue Erörterung der lange bestrittenen Grundsätze vermieden zu sehen wünsche; sie sei deshalb mit der einfachen Annahme des Etats einverstanden und werde daraus nicht folgern, daß damit allen ihren gesetzgeberischen Vorschlägen der letzten Jahre zugestimmt sei; doch müsse die Regierung verlangen, daß der von ihr vorgelegte wirkliche Etat, nicht etwa bloß ein Pauschquantum, bewilligt werde. Darauf wurden zwar die Waldeck'schen Resolutionen (durch welche aber die Regierung zu nichts verpflichtet ward) angenommen, die Anträge der Linken auf bloße Gewährung eines Pauschquantums dagegen abgelehnt und unter Roon's Zustimmung ein Antrag auf Bewilligung der ungefähren Gesamtsumme und zwar mit ausdrücklicher Hinweisung auf den Etat schließlich mit großer Mehrheit angenommen.

Roon war zu seiner reservierten Haltung um so mehr berechtigt, als er wußte, daß es das letzte Mal sei, daß das preußische Abgeordnetenhaus mit dem Militär-Etat und den Details der Militärfragen sich zu beschäftigen habe. Für die Zukunft waren dieselben vom Reichstage (des Norddeutschen Bundes) zu erledigen; alle prinzipiellen Erörterungen wären also an jener Stelle überflüssig gewesen.

Zudem wäre bei der grundsätzlich auch jetzt ablehnenden Haltung eines großen Teiles der Fortschrittspartei der Ausgang eingehender Erörterungen über die Militärfragen noch immer ungewiß geblieben. Denn jene Herren hatten „nichts gelernt und nichts vergessen" und — wollten es auch nicht; erklärten doch bei der Schlußberatung über den ganzen Etat die Abgeordneten von Hoverbeck, Virchow und Genossen abermals, es sei nutzlos, dieser Regierung gegenüber von Budgetrecht zu sprechen; die Regierung müsse das Budget so annehmen, wie das

Abgeordnetenhaus es beschließe; und Johann Jakobi mit vier andern „Unversöhnlichen" stimmte sogar gegen das ganze Etats-Gesetz. —

Dieselbe Feindseligkeit gegen die siegreichen, aber ihnen so verhaßten Minister Bismarck und Roon zeigte die Mehrheit der Männer des Fortschrittes auch bei der Beratung des Gesetzes über die Nationalbelohnungen, welches ebenfalls in dieser Tagung behandelt wurde.

Es ist nicht ohne Interesse, die Einzelnheiten jener Verhandlungen kurz in Erinnerung zu bringen.

Mitte November ließ die Regierung (welche für die Invaliden und die Familien der im Kriege Gebliebenen schon vorher nach Kräften gesorgt hatte) dem Landtage eine Vorlage zugehen, in welcher sie die Ermächtigung nachsuchte, 1 ½ Millionen Thaler zu Nationalbelohnungen (Dotationen) an die Männer zu verwenden, die zu dem glücklichen Ausgange des Krieges in hervorragender Weise beigetragen hatten. Die Verwendung im einzelnen sollte der Bestimmung des Königs vorbehalten werden.

Angesichts der günstigen Finanzlage und der ungeheuren politischen und militärischen Erfolge, welche errungen worden waren, hätte die Landesvertretung ihre Ehrerbietung gegen den König und ihren Dank wohl am angemessensten bekundet, wenn sie den gestellten Antrag in patriotischer Erhebung auf dem kürzesten Wege angenommen hätte.

Statt dessen beschloß das Abgeordnetenhaus, die Angelegenheit zunächst im Schoße einer Kommission zu beraten.

Diese zeigte zwar Geneigtheit zur Bewilligung des Regierungsantrages, ihre Mehrheit hielt aber trotz der Einwendungen der Königlichen Kommissare daran fest, daß die Namen der zu dotierenden in dem Gesetze selbst genannt werden müßten; es wurde dafür u. a. geltend gemacht, daß dies auch besonders darum erforderlich sei, weil die beabsichtigten Dotationen den Charakter eines Nationaldankes und die Bedeutung einer nationalen Gedenkthat haben sollten.

In geheimer Sitzung nannte darauf die Regierung die Namen der sechs Generäle, welchen der König und Kriegsherr die Nationalbelohnungen zugedacht hatte (unter ihnen Roon und Moltke). Die Kommission stimmte zu, machte aber aus eigener Initiative ihrer Mehrheit geltend, daß an erster Stelle unter den zu dotierenden Männern der Minister-Präsident Graf von Bismarck, in Anerkennung seiner großartigen politischen Leistungen, genannt werden müsse; die Minister widersprachen nicht — und nunmehr einigte die Kommission sich Anfang Dezember, dem Plenum vorzuschlagen, das Gesetz in folgender Fassung anzunehmen:

„Zur Verleihung von Dotationen an den Minister-Präsidenten Grafen von Bismarck, in Anerkennung der von ihm so erfolgreich geleiteten äußeren preußischen Politik, und an diejenigen preußischen Heerführer, welche in dem letzten Kriege zu dem glücklichen Ausgange desselben in hervorragender Weise beigetragen haben: die Generäle der Infanterie von Roon, Freiherr von Moltke, Herwarth von Bitten-

feld, von Steinmetz, Vogel von Falckenstein, wird eine Summe von ein und einer halben Million Thaler aus der eingehenden Kriegs-Entschädigung bereit gestellt.

Die Verteilung dieser Summe bleibt Königlicher Bestimmung vorbehalten."

Nach dem Gange der Vorberatungen durfte man die Hoffnung hegen, daß der Vorschlag der Kommission einmütig vom Hause vorgenommen werden würde.

Da aber geschah das Unerhörte, das Unglaubliche: die Abgeordneten von Hoverbeck, Virchow und einige Genossen von der Fortschrittspartei stellten das Amendement:

Die Minister Graf Bismarck und von Roon aus der Zahl derer, welchen eine Nationalbelohnung zuteil werden sollte, zu streichen.

Hoverbeck führte zur Begründung aus, Dotationen dürften nur Heerführern für glänzende Kriegsthaten verliehen werden, niemals aber Ministern im Amte. ... Den jetzigen Ministern aber wolle er vollends keine Belohnungen bewilligen, weil sie dieselben nicht verdienen. Ihnen sei Indemnität, d. h. Straflosigkeit für „ihre früheren Sünden", bewilligt worden (welche Bewilligung aber dieselben Fortschrittsleute ihrerseits verweigert hatten!); nun noch eine Nationalbelohnung hinzuzufügen, das sei zu viel u. s. w. —

Die Mehrheit des Hauses hielt es indessen nicht für schicklich, auf diese Ansichten auch nur zu antworten; sie erkannte es vielmehr für angemessen, dem einmütigen Dankgefühle des Landes gerade auch gegen die beiden zu Nationalhelden gewordenen Minister ohne weitere Debatte Ausdruck zu geben. Nach Verwerfung des Hoverbeck'schen Antrages wurde ihnen und den genannten Generälen der öffentliche Dank des Volkes durch Annahme des Kommissions-Antrages (219 gegen 80 Stimmen) in feierlicher Weise ausgesprochen. Die abweichenden Stimmen gehörten zur Hälfte der Fortschrittspartei, zur andern Hälfte den Katholiken und Polen an; schon vor Weihnachten fand der Gesetzentwurf auch die unveränderte, einmütige und begeisterte Annahme seitens des Herrenhauses; am 28. Dezember 1866 wurde das Gesetz durch die Allerhöchste Genehmigung vollzogen, und am 12. Februar 1867 empfing Roon die nachstehende Königliche Ordre:

„Im Rückblick auf die entscheidenden Kämpfe des vergangenen Jahres, welche dem Preußischen Namen neue unvergängliche Ehren eingetragen haben, wird es den spätesten Geschlechtern unvergessen sein, welchen Antheil Sie an der unübertrefflichen Ausbildung Meines Heerwesens gehabt haben, ohne welche die glorreichen Erfolge des Krieges nicht hätten erreicht werden können. Diesem Ihrem hohen Verdienste habe Ich durch Verleihung einer Dotation von Dreihundert Tausend Thalern eine erneute Anerkennung zu gewähren beschlossen. Der Finanzminister ist angewiesen, diese Summe zu Ihrer Verfügung zu stellen. Es würde meinen Wünschen entsprechen, wenn Sie diese Dotation, deren Verleihung Meinen und des Vaterlandes Dank bethätigen soll, durch fideicommissarische Anordnungen zu einem Grund- oder Kapitalbesitze bestimmten, welcher mit dem Ruhme Ihres Namens auch Ihrer Familie dauernd erhalten bliebe.

Ihr dankbarer und treu ergebener König Wilhelm.

Dieselbe Dankbarkeit hatte der Monarch einige Wochen vorher seinem treuen Waffenmeister u. a. bei dem großen feierlichen Neujahrs-Empfange in ganz besonders auszeichnender Weise ausgedrückt. Der König feierte an demselben Tage auch sein 60jähriges Militärdienst-Jubiläum; vor versammelter Generalität wandte er sich, nachdem diese ihre Glückwünsche dargebracht hatte, mit erhobener Stimme und unter herzlichem Händedruck an Roon mit den Worten: „Sie sind mir viel gewesen!" —

So erhebende Beweise königlicher Huld waren wohl geeignet, den treuen Mann zu entschädigen für die Jahre lang erduldete Verkennung und Schmähung seiner Thätigkeit durch die irregeleitete „öffentliche Meinung;" sie stärkten zugleich die durch seine jetzt sehr häufig schwankende Gesundheit erschütterten Kräfte zu immer neuer und nutzbringender Thätigkeit.

Die im Frühjahr 1867 mit Frankreich hinsichtlich Luxemburgs drohenden Verwickelungen erforderten ohnehin die größten Anstrengungen des Kriegsministers und seiner Organe zum Zwecke des beschleunigten Retablissements der Armee und aller Kriegsvorräte. Auch wurde damals ein neuer Mobilmachungsplan aufgestellt.

In der Luxemburger Streitfrage stand übrigens Roon mit seiner Ansicht wiederum ganz auf Bismarck's Seite, während die meisten übrigen Militär-Autoriäten, soweit ihnen die ungenügende Verfassung, in welcher die französische Armee (damals in noch weit höherem Grade als 1870) sich befand, bekannt war, entschieden rieten, den hingeworfenen Handschuh schon jetzt aufzuheben. Sie waren der in mancher Hinsicht wohl nicht unbegründeten Meinung, daß der Krieg mit Frankreich — bei der täglich zunehmenden Eifersucht, welche sich dort gegen Preußen zeigte, und bei der wachsenden Schwäche des kaiserlichen Regiments gegenüber den in Innern Frankreichs tobenden Parteien — doch binnen kurzem unvermeidlich sei, und es daher geratener wäre, die im Frühjahr 1867 zweifellos vorhandene eigene militärische Überlegenheit durch sofortiges Losschlagen auszunutzen, anstatt jetzt nachzugeben und Frankreich Zeit zur Verstärkung seiner Wehrkräfte zu lassen.

Bismarck und Roon konnten jedoch nicht nach einseitig militärischen, wenn auch noch so beachtenswerten Rücksichten ihre Ratschläge erteilen; sie brauchten Zeit, um das politisch Errungene zu konsolidieren; sie kannten und teilten die Abneigung ihres 70jährigen Königs, die gewonnene Stellung in Deutschland und Europa durch einen neuen großen Krieg aufs neue in Frage zu stellen; sie wollten es ihrem im Grunde friedliebenden alten Herrn gern ersparen, abermals ins Feld ziehen zu müssen; sie hatten ferner alle übrigen politischen Chancen zu erwägen und hofften — oft haben sie es beide in jenen Tagen ausgesprochen — auch vom allgemeinen humanen Standpunkte aus, Gottes Weisheit und Gnade würde es vielleicht so führen, daß die furchtbaren Schrecken und das grausige Elend, welche ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich, mochte er uns nun Sieg oder Niederlage bringen, in jedem Falle im Gefolge haben mußte, dennoch ganz vermieden werden könnten. Wurde z. B. Napoleon III. durch eine Revo-

lution gestürzt, so konnte man darauf rechnen, daß die darauf folgende innere Verwirrung Frankreich noch auf Jahre unfähig zu einer Aktion nach außen machen würde. Dies sind in Wahrheit die Motive gewesen, aus welcher damals die Luxemburger Frage so erledigt wurde, wie geschehen ist und wie es dem von allen Weltherrschaftsgelüsten weit entfernten, bescheidenen und gemäßigten Sinne des Königs allein entsprach, mochte er auch von der ganzen Welt als größter Sieger gefeiert werden. Es wurde ihm mit der Beilegung dieses Streites sicherlich eine Last vom Herzen genommen, was u. a. auch das nachfolgende Handbillet an Roon erkennen läßt:

Berlin 12. 5. 67.

Da also seit gestern Abend 7 Uhr Friedensdauer existirt, so bitte ich Sie, mir nur Brieflich Ihre Ansicht über die künftige Dislocation der Luxemburger Garnison niederzuschreiben, wie wir sie neulich Conversationsmäßig austauschten, um mir die Sache reiflich zu überlegen. Wilhelm.

Inzwischen waren auch die sonstigen militärischen Organisationsarbeiten rüstig gefördert worden: mit fast allen norddeutschen Bundesstaaten wurden Militärkonventionen geschlossen; es entstand eine einheitliche, gleichmäßig bewaffnete und ausgebildete deutsche Armee, das alte Bundesheer mit seinen zehn zusammengewürfelten Armeekorps hatte aufgehört zu existieren, und ein straffer, einheitlicher Heeresorganismus war an die Stelle jenes unfähigen Apparates getreten.

Die im Feldzuge 1866 gemachten Erfahrungen wurden auf allen Gebieten des Heerwesens gründlichst ausgenutzt, alle Vorbereitungen hinsichtlich des Aufmarsches der Truppen im Einvernehmen mit dem großen Generalstabe, sowie zu ihrer Verpflegung wesentlich verbessert. Zugleich wurde auch das Trainwesen, welches 1866 noch Mängel gezeigt hatte, gründlich reformiert. Hierdurch wurde die Offensivkraft der Feldarmee erheblich gesteigert und auch durch andere Maßregeln dafür gesorgt, daß die Kriegführung in Zukunft noch unabhängiger in bezug auf Verpflegung, Ersatz an Material und geregeltem Nachschub würde. Damit stand im Zusammenhange die Reform des Etappenwesens sowie die schon erwähnten Verbesserungen im Lazarettwesen und der Feldkrankenpflege.

In der Voraussetzung des Zustandekommens des lange erstrebten Wehrgesetzes wurde die Organisation der Reserve und Landwehr vorläufig durch Verordnungen festgestellt und die Kontrolle des Beurlaubtenstandes neu geregelt. Aus dieser Veranlassung gelangte auch die schwierige Arbeit der neuen Einteilung des ganzen Bundesgebiets in Landwehrbezirke zur Ausführung, bei welcher, auch in den altpreußischen Provinzen, zugleich die vielfach veränderten Bevölkerungs- und Verkehrsverhältnisse berücksichtigt werden konnten.

Endlich hatte Roon nun auch die Möglichkeit gewonnen, die Ausführung seiner Pläne für die Marine anzubahnen. Die reichlicher fließenden Geldmittel gestatteten die planmäßige Vergrößerung der Flotte, während die Küstenverteidigung gleichzeitig einheitlich organisiert wurde. Die seemännischen Einzeln-

heiten konnte er, schon weil es ihm dazu an Zeit mangelte, freilich nicht regeln. Diese lagen vielmehr in der Hand des Admirals Prinzen Adalbert und des Admirals Jachmann; aber im Einvernehmen mit diesen ausgezeichneten Autoritäten von Fach förderte er mit Energie deren Zwecke und Wünsche und wußte diese nach großen, allgemeinen Gesichtspunkten allmählich zu verwirklichen. Insbesondere sorgte er für die gründliche Ordnung in allen Verwaltungssachen der Marine und die Heranbildung eines in den alten preußischen Traditionen gegründeten Offizierkorps — Ziele, die er schon seit Übernahme des Marineministeriums vor allem ins Auge gefaßt hatte. Das Offizierkorps der Marine dankte ihm dagegen seine Fürsorge durch besondere Verehrung und Liebe und wußte auch seine neuen Bestrebungen für das Wohl der Flotte sehr wohl zu würdigen. —

Noch bevor dies alles zur Ausführung kommen konnte, hatten die Wahlen zum Norddeutschen Reichstage und die Beratung der demselben vorzulegenden Verfassung auch neue politische Arbeiten gebracht, an denen Roon sich mehrfach persönlich beteiligen mußte. In dem am 24. Februar 1867 in ganz besonders feierlicher Weise von des Königs Majestät eröffneten konstituierenden Reichstage hatte — seit langer Zeit zum ersten Male — die Regierung endlich eine feste, zuverlässige Majorität. Von den 193 Abgeordneten gehörten 95 bis 100 zur Rechten (Konservative und freie konservative Vereinigung); dazu kamen 20 bis 25 gemäßigte Altliberale, die sich als entschlossene Anhänger der Regierung schon bei den Wahlen erklärt hatten, und ferner die Konservativen aus den nicht preußischen Staaten, so daß in diesen drei Gruppen die Regierung in allen Hauptfragen über 135 bis 145 Stimmen verfügte. Die Linke bestand zum größten Teile aus Nationalliberalen — die Demokraten, unter denen sich auch einige Mitglieder der bisherigen Fortschrittspartei befanden, zählten nur etwa 25 Stimmen. Die Opposition hatte also trotz des neuen radikalen Wahlmodus nach dem direkten allgemeinen und geheimen Stimmrecht eine vollständige Niederlage erlitten. — —

In mehreren Wahlkreisen als Kandidat aufgestellt, wurde auch Roon zum Abgeordneten für den Norddeutschen Reichstag gewählt. Er hatte die in dem Wahlkreise Teltow-Beeskow-Storkow auf ihn gefallene Wahl angenommen. Auf den darauf erstatteten freudigen Dank des Landrats des Teltower Kreises hatte Roon (am 25. Februar) u. a. erwidert:

.... Wenn ich es nicht mit meiner amtlichen Stellung für vereinbar erachten konnte, mich überhaupt um irgend ein Mandat zu bewerben, so ist es mir um so erfreulicher und schmeichelhafter gewesen, ein solches ohne mein Zuthun in demjenigen Wahlkreise wieder zu erhalten, den ich bereits vor Jahren in dem Abgeordnetenhause unseres engeren Vaterlandes zu vertreten den Vorzug hatte.

Meine dortigen Freunde und Gesinnungsgenossen sind, im Gefühl ihrer patriotischen Hingebung für König und Vaterland, des Verhältnisses eingedenk gewesen, in welchen ich seit mehr als sieben Jahren, als berufener Diener und Ratgeber unseres Königlichen Herrn, zwar unter zahllosen Schwierigkeiten und persönlichen Widerwärtigkeiten mit erschöpfender Anstrengung, jedoch zugleich unter

Gottes gnädigem Beistande für Preußens nunmehr sieggekrönte Wehrhaftigkeit nicht ohne Erfolg einzustehen und zu streiten bemüht war.

Wenn meine Wähler aus einer solchen Vergangenheit, aus dem Gedenken an das Verhältnis, in welchem der Kriegsminister von Amtswegen, wie bisher auch künftig, für ihre Söhne treulich zu sorgen und zu wirken berufen ist, das Vertrauen schöpften, daß ich auch in der ferneren Entwickelung der großen Aufgabe Preußens es nicht an Hingebung und Treue für König und Vaterland fehlen lassen werde, so hoffe ich solchem Vertrauen, soweit meine Kräfte reichen, mit Gottes Hilfe zu entsprechen. Wenigstens können meine Wähler — sagen Sie ihnen dies — mit Sicherheit darauf zählen, daß ihr Vertreter immerdar treu und ganz auf derjenigen Seite zu finden sein wird, auf welcher — wenn es sein muß — für die Ehre und Größe des Vaterlandes — des engeren wie des weiteren — am wärmsten und aufopferndsten gekämpft wird, auf der Seite, für welche die Söhne auch Ihres Wahlkreises auf den Schlachtfeldern Böhmens mutig gestritten und geblutet haben, nämlich da, wo das stolze Panier Preußens und seines Königs weht, des tapferen Mehrers vaterländischer Macht und Ehre, des Schöpfers und Schirmherrn lang vermißter deutscher Eintracht und Größe.

Entspricht dies, wie ich glaube, den patriotischen Absichten meiner Wähler, so sind wir, wie ich annehmen darf, auch für alle kommende Zeiten fest und innig verbunden. — — — —"

Einen sehr wichtigen Teil in der zur Beratung des konstituierenden Reichstages stehenden Verfassung des Norddeutschen Bundes bildete der Abschnitt über das Bundeskriegswesen, durch welchen die Grundlage für die Verfassung und Friedensstärke der Norddeutschen Bundes-Armee gesetzlich festgestellt werden sollte. Roon, der diesmal übrigens unterstützt wurde von mehreren der sieggekrönten Generale, die gleich ihm Mitglieder des Reichstages geworden waren, ergriff während dieser Verhandlungen (Anfang April) mehrfach das Wort. Nach der Regierungsvorlage sollte die Friedensstärke des Heeres fortan 1 Prozent der Bevölkerung von 1867 betragen und alle 10 Jahre neugeordnet, zur Bestreitung der Kosten aber ein für alle Mal 225 Thaler für den Mann berechnet werden. Dagegen hatten Forckenbeck und Genossen beantragt, zwar die Friedensstärke in der geforderten Zahl zu bewilligen, die qu. Ausgaben aber nur bis zum 31. Dez. 1871. Dies wurde bei der ersten Beratung angenommen, so daß Graf Bismarck als Bundeskanzler dagegen mehrfach auftreten und sogar mit seinem Rücktritt drohen mußte. Schließlich wurde nach Ablehnung des Stolberg'schen Antrages, welchen die Regierungen in erster Linie wünschten, ein Vermittlungsvorschlag Ujest-Benningsen, über welchen man sich geeinigt hatte, zum Beschluß erhoben. Die Fortzahlung der 225 Thlr. pro Kopf wurde durch das Amendement auch nach dem 31. Dez. 1871 zugestanden, vorbehaltlich des dann zu vereinbarenden Etatsgesetzes; damit war diese Schwierigkeit glücklich erledigt; und der König konnte, nachdem die Verfassung durchberaten und im wesentlichen nach den Vorschlägen der Regierungen angenommen worden war, am 17. April die Sitzungen mit dem Aus-

druck seiner aufrichtigen Befriedigung und Genugthuung über das gewonnene Resultat schließen. —

In verhältnismäßig kurzer Tagung (vom 29. April bis 24. Juni 1867) war dann der Landtag der Monarchie versammelt. Dieser sowie die übrigen Volksvertretungen der norddeutschen Bundesstaaten erteilten der Verfassung gleichfalls ihre Sanktion; besondere Schwierigkeiten traten hierbei nicht hervor, insbesondere war Roon an diesen Verhandlungen nicht persönlich beteiligt.

Dagegen hatte er während der Herbstsession des auf Grund der Norddeutschen Verfassung neu gewählten Reichstages das Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienste, welches die Festsetzung der Dienstzeit in der Linie (bei der Fahne und Reserve) und Landwehr regelte, zu vertreten. Da die Wahlen zu diesem (vom 10. September bis 26. Oktober tagenden) Reichstage wiederum günstig für die Regierung ausgefallen waren (etwa in denselben Zahlen-Verhältnissen wie bei den Wahlen im Frühjahr), so war im großen und ganzen die Annahme der Gesetzvorlage zwar gesichert; aber ganz ohne die Opposition der Linken konnte es doch nicht erledigt werden, da von dieser Seite gegen die Bestimmung, daß die Reserven auch zu Friedens-Übungen zur Verstärkung des Heeres einberufen werden dürften, Widerspruch erhoben wurde. In dieser Angelegenheit nahm Roon am 18. Oktober das Wort, um in sehr warmen Worten jenen Punkt der Vorlage zu verteidigen — sonst aber hatte er sich an den parlamentarischen Verhandlungen dieser Session nicht beteiligen können, da sein mit erneuter Heftigkeit aufgetretenes Hals- und Nervenleiden ihm die größte Schonung aufnötigte, so daß der Bundeskanzler — der an dieser Stelle auch amtlich dazu in erster Linie berufen war — die Regierungsvorlage meistens vertreten mußte, deren Annahme denn auch in denselben Tagen erfolgte. —

Hiermit erst konnte die große Armee-Reorganisation als abgeschlossen angesehen werden, und am 20. Oktober konnte Roon dem Könige, welcher damals in Baden-Baden weilte, dies melden und zugleich einen Abdruck des nach so langen und heißen Kämpfen endlich festgestellten Heeresgesetzes vorlegen.

Was Roon in diesen Kämpfen für das Vaterland geleistet, das ist niemals schöner und wärmer anerkannt worden, als durch die eigenen Worte seines erhabenen Königs und Kriegsherrn, der ihm (schon am 21. Oktober aus Baden-Baden) eigenhändig schrieb:

„Soeben empfange ich Ihr Schreiben von gestern, mit dem Abdruck des nunmehr festgestellten Wehrgesetzes, und fügen Sie den Glückwunsch hinzu, daß endlich nach 8 jährigen schweren Kämpfen dies Werk vollendet ist. Wenn ich Ihnen dafür meinen Dank ausspreche, so weiß ich aber auch, wem ich diesen Sieg verdanke, und das sind Sie!

Wenn ich den Weg nachgehe, den dies Werk gegangen ist, seit unserer ersten Unterredung auf Babelsberg [1]) bis es nun vollendet ist, so siehet man recht klar, wie das Schicksal die Menschen zusammenfügt, um etwas Großes zu schaffen!

[1]) Man vergleiche das Februarheft 1890 dieser Zeitschrift.

Empfangen Sie also nun nochmals meinen herzlichen und tiefgefühlten Dank, für Alles was Sie in den 8 Jahren, mit Hintenansetzung Ihrer Gesundheit, geleistet haben, um das so nöthige Ziel endlich zu erreichen. Den größten Lohn haben Sie auf den Schlachtfeldern von 1864 und 66 geerntet, wo die Gesetzlich-unfertige Armée solche Erfolge erfocht! Es ist gewiß ein Ereigniß ohne Gleichen, daß eine aus Parthei-Haß verunglimpfte Armée seine Parthei-Gegner so aus dem Felde schlagen mußte! !

Mit treuester Dankbarkeit Ihr ergebener König Wilhelm.

(Fortsetzung folgt.)

R. v. D.

Das verlorene Armband.

Eine Erzählung aus dem morgenländischen Altertum

von

Sulaimân Hamy-Bey.[1])

I.

Die von Damaskus über Palästina nach Ägypten führende Karawanenstraße bot in den ersten Jahren des vierzehnten Jahrhunderts vor unseres Heilands Geburt von Zeit zu Zeit ein belebtes, ja farbenprächtiges Bild. Es vergingen oft kaum wenige Wochen, so konnten die neugierig von ihren Weinbergen auf den Weg herabschauenden Winzer gar wundersame und merkwürdige Züge vorbeireiten sehen, dergleichen ihre Väter und Großväter nur selten zu beobachten Gelegenheit gehabt hatten; denn damals waren es entweder den Boden stampfende und den blühenden Ertrag der heimischen Gelände jählings vernichtende Heeresmassen, für deren zuweilen ganz malerisches Aufmarschieren die erschreckte und flüchtende Bevölkerung kein Auge hatte, oder aber, in friedlicheren Zeitläuften, die gewohnten Handelskarawanen arabischer Gewürzkrämer und sonstiger unter der Begleitung derselben dieses Weges ziehender Kaufleute.

Auch jetzt noch waren solche auf schwerbeladenen Kamelen in langen Reihen daherkommende Züge aus dem Innern Arabiens nichts Seltenes. Sie mußten jedoch verschwinden im Vergleich mit den auf feurigen Rossen sich tummelnden und die schönsten Eselinnen als Nachtrab mitführenden Gefolgschaften der Gesandten, welche zu dieser Zeit von Norden nach Süden und wieder von Süden nach Norden ihre Befehle überbrachten. All' die Pracht ihrer mächtigen Heimatstaaten trugen sie an ihrer Person und ihrer zahlreichen Begleitung zur Schau

[1]) Der im Orient lebende Verfasser ist ein genauer Kenner der inschriftlichen Funde, zumal der wichtigen Keilschrifttafeln von Tell-el-Amarna, und hat diese Novelle angeregt durch den Inhalt jener Tafeln geschrieben. Die Redaktion der Deutschen Revue.

und verliehen so der alten Straße neues Leben und frische, vordem nie geschaute Abwechselung.

Da sah man an den auf zierlich und leicht gebauten Wagen stehenden Männern die kostbarsten, mit Sternen bald blau auf rot, bald rot auf blau durchwirkten Gewänder, aus welchen die gelben, von feinster Seide gemachten Ärmel der eng anliegenden Unterkleider hervorschauten; das in Locken herabwallende Haar wurde durch ein silberglänzendes Stirnband zusammengehalten.

Weniger reich waren die Diener angezogen; dafür aber schienen sie um so wertvollere Geschenke auf ihren Lasttieren mit sich zu führen oder in den um ihre Schultern hängenden Taschen zu bergen. Denn wenn hier und da eine Unebenheit des Weges das Gepäck erschütterte und verrückte, konnte ein genauer Beobachter zwischen den sorgsam jene Schätze verhüllenden Decken den Henkel einer Vase oder andere kunstreich gearbeitete Prunkgeräte im Sonnenglanz hervorblicken sehen, und die Taschen gaben dann ein eigenes klirrendes Getöne von sich, was wohl auf Juwelen und ähnlichen Inhalt schließen ließ.

So vereinigte sich gar oft die vornehme Pracht der Rosse, Wagen und Wagenlenker und das lebhafte Durcheinander des Trosses der Eselführer und der Knechte, der Sänftenträger, Dolmetscher und sonstigen Dienstleute zu einem bunten, das Auge fesselnden Anblick, der sich wirksam abhob von der schönen, selbst so abwechselungsreichen Landschaft.

Vom und zum macht- und glanzvollen Pharao von Ägypten waren diese Botschafterkarawanen ausgesandt, und die verschiedensten größeren und kleineren Potentaten Vorderasiens, von Assyrien und Babylonien, Nordsyrien und Mesopotamien, Phönizien und der Philisterküste, bis zum Priesterkönig Abdi-taba von Uru-Salem (Jerusalem) standen damals in regstem, friedlichem Verkehr mit dem erhabenen Beherrscher des Nillandes.

Wir haben es in unserer Erzählung indes weniger mit dem Pharao selbst — Napchu-Rêa oder Amonhotep IV., jener merkwürdige religiöse Schwärmer und Sonnenanbeter, saß in den Jahrzehnten, in der dieselbe spielt, auf dem Throne — als vielmehr mit den seltsamen Schicksalen eines seiner Beamten, des treuen und doch so schnöde verleumdeten Nathan-Baal zu thun. Dieser, ein Kanaaniter (oder Kunachäer, wie man damals sich ausdrückte) von Geburt, war schon in früher Jugend von seinem nahe bei Jerusalem gelegenen Heimatsorte aus an den ägyptischen Hof gekommen. Er durfte nämlich mit einem beim Priesterkönig Abdi-taba ein hohes Amt innehabenden Bruder seines Vaters die Gesandtschaft begleiten, welche von den Ägyptern Hilfstruppen gegen die feindlichen Überfälle derer von Hebron für Jerusalem zu erbitten auszog. Der Pharao aber hatte an dem schönen und anstelligen Knaben solches Gefallen gefunden, daß er die Hilfe unter der Bedingung, ihm nicht nur drei der hübschesten Töchter Jerusalems, sondern auch den kleinen Nathan für seinen Palast zu überlassen, zusagte.

So war Nathan nach Ägypten gekommen und hatte die gleiche Erziehung erhalten, wie wenn er der Sohn eines ägyptischen Würdenträgers gewesen wäre, da doch sein Vater nur ein einfacher Wein- und Ölgartenbesitzer war. Aber die

Erinnerung an sein reizvolles Heimatthal im Norden von Bethel und das im breitesten Teil des Thalgrundes lieblich gelegene, nach den dort gezogenen Reben benannte Gupnah hielt mit stets gleichem Zauber seine Gedanken auch in der Fremde, ja sie verließ ihn auch in den Jahren nicht, wo dem heranwachsenden Jüngling die ersten Eindrücke der Kindheit allmählich zu erblassen pflegen.

Höher schlug darum sein Herz, als ihm die Aussicht wurde, die vielen durch Palästina ziehenden Gesandtschaftskarawanen als Vertrauensmann des Pharao und zugleich als Dolmetsch für die Gebiete seiner Muttersprache zu begleiten.

Doch nicht sogleich sollte er Jerusalem und das nördlich davon unweit der Straße nach Sichem liegende Gupnah wiedersehen. Denn die meisten Botschaften Napchu-Rêa's zu jener Zeit gingen direkt nach Mesopotamien und von da gelegentlich auch noch weiter nach Babel und Assur, wobei nicht der etwas beschwerlichere Weg über Jerusalem, sondern die vom philistäischen Gaza näher am Meere hinführende Straße gewählt wurde.

Viermal schon war Nathan so zur größten Zufriedenheit seines Herrn nach Dunip bei Damaskus gezogen, wo er von einem anderen, aus Syrien stammenden ägyptischen Beamten abgelöst wurde, und dreimal von dort zurück nach Ägypten. Erst das vierte Mal führte ihn die Rückreise über Sichem (heute Nablus) mit einem Grußschreiben des Pharao nach Jerusalem.

Als eben die letzten Sonnenstrahlen die Höhen des schon hinter unseren Reisenden liegenden Gebirges Ephrâjim vergoldeten, kamen Nathan und die von ihm geführten Ägypter und Syrer einen steinigen Pfad herab, welcher sie bei Einbruch der Nacht zu einer einsamen Quelle führte. Heute trägt dieser zu köstlicher Ruhe einladende Punkt den ominösen Namen „Räuberquelle“. Aber die von dem heißen Tagesritt müden Genossen Nathan's dachten an keine Gefahr und wollten um keinen Preis mehr ihrem Führer noch zwei Stunden Weges bis Bethel folgen. So gab der junge Kanaanäer nach, und schnell waren Decken und Zelte auf die grüne Rasenmatte am Rande des Felsens geschafft, Wachen aufgestellt und alle Vorbereitungen zum kurzen, stärkenden Mahle und zu der darauffolgenden wohlverdienten Ruhe getroffen.

Bald hielt die meisten tiefer Schlaf umfangen, sogar die Wächter hatten sich, wenn auch mit umgehängten Schwertern und ohne die Hand von der Lanze zu lassen, leichtem Schlummer hingegeben, nur Nathan konnte den Schlaf nicht finden. Es war teils die freudige Erregung über die Nähe der Heimat (wußte er sich doch nur wenige Meilen entfernt von den Lieben, welche er so lange Jahre hindurch nicht mehr gesehen), teils aber auch ein ihm sonst fremdes banges Gefühl von drohendem Unglück, welches ihn beschlich und ihm die Ruhe raubte.

In Dunip waren nämlich die reich mit Geschenken beladenen Boten des mächtigen Königs von Mitanni am Euphrat zu ihnen gestoßen, und Nathan hatte sie, die eigentlich den besseren und näheren Weg über Ekron und Asdod zu machen vorhatten, überredet, sich seinen Leuten anzuschließen. So hatte er bis Gaza, wo die beiden Wege sich wieder vereinigten, doppelte Verantwortung auf sich lasten. Anderseits war durch diesen Zusammenschluß doch wieder größere

Sicherheit für beide Abteilungen gewährleistet, da ja vierzig Mann sich viel erfolgreicher gegen einen etwaigen Überfall zu verteidigen hoffen durften als die fünfundzwanzig des Mitannilandes oder als seine vierzehn ägyptischen Genossen.

„Wenn nur nicht der falsche Ghamid wäre,“ so sprach Nathan in jener Nacht, während die andern schliefen, halblaut zu sich selbst; „ich nehme es lieber mit einer ganzen Schar offener Feinde auf als mit so einem Schleicher, der, seit er aus dem minäischen Jathrib fast so jung wie ich an den Hof des Pharao gekommen, es mir, dem Kanaaniter, nicht verzeihen kann, daß ich mir eine bevorzugtere Stelle als er errungen. Und dabei haßt er doch die Ägypter im Grunde seines Herzens, ich weiß es genau, und würde am liebsten sich als reicher Kaufmann den Karawanen seiner Landsleute anschließen, die alljährlich aus weiter Ferne den Weihrauch und andere seltene und kostbare Dinge über Gur-Baal her bringen und den ägyptischen Priestern verkaufen, wofern er nur mit Gold und Juwelen auf gute Art aus dem Sonnensitze unseres Herrschers sich entfernen könnte. Doch Gott der Höchste wird mich vor diesem Menschen schützen und es vereiteln, wenn er auf dieser Reise schlimmes gegen mich im Schilde führen sollte; er lasse mich nur morgen meinen greisen Vater wieder froh in die Arme schließen! Jetzt könnte ich in zwei guten Stunden auf einem Seitenwege nach Gupnah kommen. Doch die Pflicht geht vor, und ich muß zuerst diese Leute die gerade Straße nach Jerusalem führen. Aber sowie wir dort sind, darf ich ja, o Jubel, auf flinkem Rosse zurückreiten und nach dem geliebten kleinen Thale abbiegen, um die nächste Nacht im trauten Vaterhause mein Haupt in süße Ruhe zu wiegen. O Gott Höchster, wie will ich dir für diese Freude danken!“

In demselben Moment, wo er argwöhnend des ihm wie ein Schakal in Menschengestalt vorkommenden Ghamid gedachte, durchbrach das Geheul eines wirklichen Schakals die Stille des Dunkels, sodaß die Tiere unruhig wurden und auch er selbst erschreckt zusammenfuhr. Bald lachte er indes über seine Aufgeregtheit, und da ihn fröstelte, hüllte er sich in seine härene Decke, immer noch wach, aber schon vor Müdigkeit gähnend. So überfiel auch Nathan endlich, trotz seiner Besorgnisse, der Schlaf, bis er nach einigen Stunden — er vermeinte höchstens eine geschlummert zu haben — durch Lärm und laute Stimmen geweckt, jäh auffuhr.

Aber es war kein feindlicher Überfall, von dem er geträumt haben mochte. Die andern, die länger geschlafen als er, hatten sich, seiner eigenen Anordnung vom vorigen Tage folgend, schon vor dem Morgengrauen erhoben und bereits begonnen, die Zelte und Lagerstätten abzubrechen und aufzupacken.

Bald war der Zug in Bewegung, um noch halb bei Nacht eine der wildesten Partien der Straße von Sichem nach Jerusalem zu passieren, indem man nämlich nur durch einen steil ansteigenden Engpaß die Höhe von Bethel erreichen konnte. Und als sie das Dunkel der Schlucht hinter sich hatten und oben waren, da glänzte auch schon der weithin sichtbare Gipfel des Rimmonfelsens in den ersten Sonnenstrahlen, malerisch gelegene Wadi's öffneten sich zur Seite des

Weges in prächtiger Beleuchtung, und Feigenbäume wie auch Reben grüßten von den Terrassen der Bergwände herüber.

„Ist dein Land doch ein in die Berge entrückter Garten Gottes, o Sohn Kanaans,“ so sprach auf ägyptisch der Dolmetsch der Syrer den Nathan an. Dieser aber, überwältigt vom Wiedersehen der heimatlichen Gegend und schon von fern, über Bethel hinaus, die Zinnen der uralten Burg der Priesterkönige von Salem erblickend, sprang vom Pferde und fiel in demütigem Danke und inbrünstiger Anbetung zu Boden, mit verhülltem Antlitz Gott den Höchsten, dem in heiligem Schmuck Abdi-taba von Jerusalem und dem auch sein Vater in kindlicher Einfalt diente, zu preisen.

Seinem Beispiel folgten die Ägypter, und leise entquoll ihren Lippen der vom Pharao selbst stammende Lobgesang:

Schön ist dein Aufgang, du Sonnenscheibe des Lebens,
Du Herr der Herren und großer König der Welten.
Da frohlocken die Sterblichen vor deinem Antlitz
Und geben Ehre dem, der sie erschaffen.
Du machst gesunden die Augen durch deine Strahlen,
So schenk' uns Gnade, Schöpfer aller Wesen,
Du Sonne, Lebend'ger, außer dem kein Gott ist!

Und unwillkürlich beugten auch die Syrer die Kniee, obwohl sie nicht recht wußten, ob es recht sei, zu ihren Göttern zu beten in der Gemeinschaft der Fremden; aber die Weihe des Augenblicks ließ sie diesmal solche Bedenken vergessen.

Kurz vor Lus, wie Bethel („Haus Gottes“) mit seinem profanen Namen hieß, lag eine Anzahl großer zu einem Kreis geschlichteter Steine, die einst der Patriarch Jakob an der Stelle, wo er im Traume die Engel vom Himmel niedersteigen sah, gesetzt haben soll. Einige Schritte davon stand, fast angelehnt an den Stamm eines knorrigen alten Ölbaumes, ein längliches, oben abgerundetes Steindenkmal mit einer, dem El Eljôn („Gott dem Höchsten“) von den Priesterkönigen zu Jerusalem gewidmeten Weihinschrift, eine sogenannte Maßzêba.

Als sie dort nach kurzem Weiterritt hingekommen waren, fiel es Nathan auf, daß oben an der Stele ein Kranz ganz frisch gepflückter Blumen hing, der erst vor kurzem gewunden und hergebracht worden sein mußte, da sonst die nun schon eine Stunde ziemlich heiß brennende Sonne diese beinahe noch taufeuchten Kinder der Flur längst welken gemacht hätte.

Als sie dann bald darauf die ersten Steinhütten von Lus erreichten, da saß vor einer derselben wie zum Ausruhen von früher Wanderung ein junges Mädchen von etwa fünfzehn Jahren, die von eben denselben Blumen noch einige im Haar und am Busen stecken hatte — eine überaus liebliche und anmutige Erscheinung.

Verwundert und halb scheu blickte sie auf, als die Reiter und zwischen drin die bepackten Esel der Syrer vor ihr vorbeizogen; dann aber, wie sie so manche teils neugierige, teils lüsterne Blicke auf sich gerichtet sah, schlug sie verschämt die Augen zu Boden und beachtete kaum den in ihrer Muttersprache an sie gerichteten Gruß und die damit verbundene treuherzig teilnehmende Frage Nathans:

„Bist du, o Jungfrau, es gewesen, die das geweihte Bild am Wege, dort beim alten Ölbaum, diesen Morgen so schön mit Blumen geschmückt?"

Und erst als er hinzufügte: „Fürchte dich nicht vor mir und diesen Männern; sie sind Fremde und verstehen nicht, was wir reden; ich aber meine es aufrichtig, auch sehe ich nach jahrelangem Fernsein heute die alte Heimat wieder und glaube, daß Gott dich mir wie einen Engel in den Weg geschickt hat, den ersten Gruß an sie hold zu erwidern", erhob sie wieder die Augen und sah nun erst die schöne Gestalt des Jünglings, ihres Landsmannes, und seine edlen, Vertrauen erweckenden Züge, die ihr eher wie die eines Beschützers als eines Verführers oder leichtfertigen Schwätzers vorkamen.

Sie antwortete nun, aber mit wieder gesenkten Lidern, da sie zu leuchtend und warm Nathan's Blicke auf den ihren ruhen fühlte:

„Allerdings bin ich es gewesen, welche die Blumen gewunden und aufgehängt hat."

Unterdes hatten die anderen einige hundert Schritte weiter bei einem der vier Brunnen des Ortes Halt gemacht und sich, als sie sahen, daß ihr Begleiter und Führer mit dem Mädchen sprach, nicht weiter um sie bekümmert, so daß nun Nathan ganz ungestört mit ihr reden und dem Zauber ihres Wesens sich voll und ganz hingeben konnte.

„Und wie heißt du und woher bist du heute schon gekommen, du, selber eine Blume unter Blumen?" war die nächste Frage Nathan's an das nun in holder Verwirrung erglühende Mädchen.

„Ribkah nannten mich meine Eltern und Brüder, doch Vater und Mutter sind längst tot, und auch meine Brüder sind bis auf einen kürzlich im Kampf gegen die bösen Chabiriten[1]) gefallen, und nun diene ich dem alten Talmai, der mich wie sein Kind hält und mich Rubêka (d. i. „kleine Ribkah") ruft. Vor einigen Tagen wollte einer von unseren Nachbarn, da er in Jerusalem Wolle verkaufte, dort gehört haben, daß der Sohn meines Herrn, Nathan-Baal, der in Ägypten ein großer Mann geworden, bald in die heilige Stadt käme, und da sandte mich Talmai nach Bethel, um für die glückliche Rückkehr desselben zu beten, denn in unserem Thal gilt eine Fürbitte vor den Steinen Jakobs als ebenso wirksam wie die weitere Wallfahrt nach Salem. Heute Morgen, noch vor Sonnenaufgang, bin ich nun von Gupnah aufgebrochen, und da die blauen Blumen, die du hier siehst, meine Lieblinge sind, so habe ich sie als geringes Opfer meines Dankes gegen Gott und gegen meinen Wolthäter Talmai dort an die Maßzêba gehängt."

Auf diese Worte hin hätte Nathan das Mädchen, deren Liebreiz ihn ohnehin schon vom ersten Sehen her gefangen hielt, beinahe vor Freude umfangen; doch wenn er sich auch schnell beherrschte und dies unterließ, so konnte er doch die Thränen nicht zurückhalten, die ihm vor Bewegung bei Nennung seines Vaters und seines Geburtsortes und noch dazu von den Lippen dieses Kindes unaufhaltsam über Wangen und Bart floßen.

[1]) Das sind: die von Chebrôn (Hebron) südlich von Jerusalem.

„Solltest du etwa gar . . . . . (hier erstickten ebenfalls Thränen der Rührung die Stimme des Mädchens, der eine Ahnung über die Person des vor ihr stehenden Mannes aufzugehen schien), sollte deine Magd das große Glück haben, meinem Herrn heute noch die freudige Kunde der nahenden Ankunft seines seit Jahren sehnlich erwarteten Sohnes überbringen zu dürfen?“ Und als Nathan nur unter Weinen mit Nicken des Hauptes zu antworten vermochte, da küßte Ribkah ehrfurchtsvoll knieend den Saum seines Gewandes; Nathan aber hob sie auf, berührte ihre reine Stirn mit seinem Munde und sprach:

„Sei gegrüßt, meine Schwester! Denn so darf ich dich nun nennen, wenngleich nicht Blutsbande uns verbinden; in dir seien mir alle, die ich liebe, mein Vater, meine Verwandten, meine Heimat gegrüßt, du holde Rubêka! Ja ich bin Nathan-Baal, und an meinen Thränen, dieser wortlosen Antwort auf deine Erzählung, hast du mich richtig erkannt. Nun aber eile, wie gerne ich auch weiter deinen Worten lauschte, so schnell du kannst, nach Gupnah, unserem Vater meine baldige Ankunft zu melden; schon heute gegen Abend, sowie ich meine Leute nach Jerusalem geleitet, soll dies Roß, das dort mein Diener hält, mich wie auf Windesflügeln vor seine, vor eure Schwelle führen.“

Ein inniger Händedruck machte dem Zwiegespräch, das bei Nathan sonst wohl bald in zarte Liebesworte übergegangen wäre, für diesmal ein rasches Ende. Denn Nathan-Baal oder (wie Nathan sich jetzt zum Andenken an diese ihm die erste Kunde von daheim bringende Begegnung aus Dank gegen den auf der Maßzêba gefeierten El Eljôn zu nennen gelobte) Nathanael,[1]) wie auch wir ihn von nun an heißen wollen, war nicht nur von der Erinnerung an seine Lieben so tief ergriffen, sondern ein anderes Gefühl war in diesen für ihn entscheidungsvollen Augenblicken siegreich in sein Herz gezogen, um nimmer daraus zu verschwinden, das der tiefsten und reinsten Zuneigung für die liebliche, kaum zur Jungfrau erblühlte Ribkah. Aber zunächst galt es, hellen Kopfes die Pflicht der Reise zu erfüllen; und die Gefühle seines Herzens gewaltsam zurückhaltend, dachte Nathanael es sich und dem Mädchen leichter zu machen, wenn er möglichst schnell sich losrisse, alle weitere Entwickelung einer holden Zukunft überlassend.

So nahm denn schon wenige Stunden nach diesem Abschied, als bereits die Mittagssonne sengend über den Häuptern stand, die Jerusalem von Norden überragende Berghöhe (später Skopus geheißen) unsere Reisenden auf, und kurz darauf ritten sie in die damals fast allein auf den späteren Tempelberg und seine nächste Umgebung beschränkte Stadt, die aber gleich anderen kanaanitischen Orten doch schon Mauern und Thore hatte, von den Wächtern mit freudigem Zuruf begrüßt, ein.

„Schon seit einer Stunde wissen wir, daß ihr kommen werdet,“ rief ihnen der eine derselben zu, „und bereits harrt euer der ehrwürdige Abdi-taba; ein Ägypter, welcher euch in Bethel am Brunnen gesehen, ist, so rasch er konnte, euch auf seinem flinken arabischen Rosse vorausgesprengt. Amid oder so ähnlich klang mir sein Name, und nicht recht glaubwürdig schien mir seines unägyptischen Aus-

[1]) Nathan-Baal heißt: „Es hat gegeben der Herr“, Nathanael „es hat gegeben Gott“; aus beiden Namen verkürzt ist die Form Nathan.

sehens wegen seine Angabe; doch daß er recht hatte, ist jetzt durch euch selbst bestätigt."

Da legte sich eine Wolke auf Nathanaels Angesicht, denn es war ihm nicht zweifelhaft, daß es der gerade in Jerusalem im Auftrag des Pharao weilende Ghamid, der Minäer, war, welcher wohl nur um zu spionieren ihnen heimlich entgegen geritten und sich offenbar in einem der letzten Häuser von Lus-Bethel versteckt haben mußte. Sollte er etwa auch sein Gespräch mit Ribkah belauscht und nun gar dies unschuldige Kind in irgend einen seiner schurkischen Pläne mitzuverwickeln die Absicht haben? Da aber Nathanael keine Möglichkeit fand, wie Ghamid das könnte anfangen sollen, beruhigte er sich wieder und beschloß nur von nun an doppelt diesem Minäer gegenüber auf der Hut zu sein, von dem er sich stets des Schlimmsten versehen hatte. Auch hatte er keine Zeit, jetzt weiter darüber nachzudenken, da schon königliche Boten dem inneren Thore nahten, den Ankömmlingen Gruß zu entbieten und Wohnung anzuweisen.

Nachdem Nathan seine Genossen in Jerusalem gut untergebracht und sich selbst dem König Abdi-taba vorgestellt hatte, berief ihn dieser auf den drittnächsten Tag zur Entgegennahme eines Briefes an den Pharao; denn so lange brauchte der babylonische Schreiber, um den Gruß des Priesterfürsten von Jerusalem schön und zierlich in babylonischer Sprache und in Keilschriftzeichen auf eine Thontafel einzugravieren. Da auch die Syrer so lange sich aufzuhalten bereit erklärten, so konnte Nathan nun zwei volle Tage thun, was er wollte, und säumte infolgedessen keinen Augenblick länger, Jerusalem wieder auf demselben Wege zu verlassen, auf welchem er drei Stunden vorher hereingekommen war.

Schon in Be'erôth (heut Bîreh), etwa dreiviertel Stunden vor Bethel, wo ein Seitenweg links nach Gupnah einbiegt, erwartete ihn sein alter Vater, der in Begleitung eines Knaben auf Eselsrücken hierher ihm entgegen geritten war.

Da war die Freude des Wiedersehens groß. Und als er erst zwischen den Weinbergen und Olivengärten des Vaterhauses neugestärkt des andern Morgens erwachte und ihn Rubêka, die bald alle Schüchternheit verloren hatte, an die Plätze führen mußte, die mit so vielen Erinnerungen aus seiner frühesten Kindheit verwachsen waren, da überkam ihn ein so wonniges Gefühl der Behaglichkeit und des Friedens, daß er ernstlich wünschte, nie mehr an den Hof des Pharao zurückkehren zu brauchen, sondern, so jung er noch war, hier in diesem weltverlorenen, reizvollen Thale sein Leben als fleißiger Winzer und Ölgärtner beschließen zu dürfen.

Nur allzuschnell waren die zwei Tage vorüber, in denen er dem eifrigzuhörenden Vater und dem mit glänzenden Augen dabeisitzenden Mädchen nicht genug von den Wundern Ägyptens und seinen Reisen hatte erzählen können. Und als er am frühen Morgen des dritten Tages Abschied nahm und sein Rößlein wieder bestieg, da reichte ihm Rubêka mit strahlendem Gesichte noch ein Körbchen selbstgepflückter Feigen hinauf, welches sie mit denselben Blumen umwunden, mit denen sie kürzlich die Maßzêba in Bethel geschmückt. Als der alte Talmai den dank- und liebeerfüllten Blick sah, welchen sein Sohn auf die Jungfrau warf,

da wußte er, daß es nicht lange dauern werde, bis Nathanael wiederkommen würde, um dann vielleicht gleich einige Wochen bei ihnen auszuruhen.

„Friede mit dir, mein Sohn, und möge Gott der Höchste mich bald wieder dein Antlitz schauen lassen!“ rief er ihm noch segnend nach, und ein weiches, von innerer Bewegung zeugendes „und mit euch Lieben der Friede! ich hoffe bald und dann lange wieder bei euch zu sein“ war die vom Pferdegetrabe schon beinahe übertönte Antwort, von der dem Talmai nur mehr das Wort ha-shalôm („der Friede“) deutlich zu Ohren klang, während Rubêka, der die Liebe die Sinne geschärft, auch die letzten Worte genau vernommen und in seliger Ahnung sich Stunde um Stunde wiederholte und neu auslegte.

II.

Schon war der zwei Tagereisen betragende Weg von Jerusalem nach Gaza beinahe zurückgelegt, und man schickte sich eben an, der Tiere wegen noch eine letzte kurze Mittagsrast im Schatten einiger Palmen, in deren Nähe sich dazu noch eine Quelle befinden sollte, zu halten. Links oben ragten in einiger Ferne die Mauern und Türme von Lakisch empor, und vor den Reisenden setzte sich das steinige Wadi, das sie eben betreten hatten, weiter fort. Noch war es keine Wüstenszenerie, was ihnen neben den Rändern des Flußthals und zwischen den einzelnen Höhenzügen entgegenblickte. Denn die dürre und öde Sandfläche beginnt erst über Gaza draußen, zwischen Palästina und Ägypten. Aber man sah hier anderseits wenig angebautes Land mehr, sondern meist Weidegründe, welche die Beduinen der nahen Sinaihalbinsel förmlich einluden, hierher ihre Nomadenstreifzüge auszudehnen und ihre Schafherden auf diesen Triften und Abhängen von Zeit zu Zeit weiden zu lassen.

Der eine der Syrer, welcher sich durch einen besonders langen Bart vor seinen Landsleuten auszeichnete und nicht seinem Äußeren (denn die anderen waren prächtiger als er gekleidet), wohl aber seinem feinen Benehmen nach einen höheren Rang als jene einzunehmen schien, ging, während sein Roß vor ihm weidete und ein Packesel hinter ihm angebunden stand, unruhig und hastig auf und ab, es offenbar vermeidend, sich in eine Unterhaltung einzulassen.

Er war es, der das Schreiben seines Königs persönlich zu überbringen hatte und es deshalb auch keinem der Diener überließ, sondern lieber in einer eigens dafür verfertigten Ledertasche am Leibe trug. „Vater der Tasche“ hatten ihn deshalb gleich von Dunip an die ägyptischen Begleiter Nathanael's geheißen. Diese Benennung nahm er übrigens, trotz seines wortkargen Wesens, nicht im geringsten übel, zumal sein schwer aussprechbarer hethitischer Name Arzchuli den Ägyptern, deren Sprache er von einem früheren Aufenthalte am Nil her leidlich verstand, nie recht in den Mund wollte. Der einzige, mit dem er öfter sich unterhielt und der allein ihm vollen Vertrauens würdig schien, war Nathanael.

„Du bist wohl ungeduldig, mein Bruder“, so unterbrach letzterer, der eben hinzugetreten, das Schweigen des Syrers, „und wünschtest gern schon in Gaza zu sein, wo wir die Rosse wegen des zu durchziehenden Wüstengebietes mit hoch-

rückigen Kamelen vertauschen? Oder noch lieber schon in Ägypten, um sicher deines Auftrages dich zu entledigen und die wertvollen, von der Schwester des Pharao gesandten Geschenke unversehrt abliefern zu können? Oder was ist sonst der Grund deiner Unruhe so kurz vor dem Ziele? Gefahr brauchst du jetzt keine mehr zu fürchten. In drei Stunden haben wir Gaza erreicht, und von dort reisen wir ja unter guter Bedeckung ägyptischer Soldaten, welche der Pharao eigens für die vielen Gesandtschaften die Straße bewachen läßt. Du hast ja selber schon die Sicherheit gerade dieses Weges erprobt."

„Das ist's nicht" erwiderte darauf der Syrer, „was mich nachdenklich macht; aber dem Minäer, welchen da der Pharao von Gaza bis Jerusalem als eine Art Berater der durchziehenden Fremden in letzter Zeit aufgestellt hat und der in Jerusalem sich uns anschloß, dem traue ich nicht, und es sollte mich nicht wundern, wenn wir von dem nicht noch übles zu gewärtigen hätten. Mir suchte er sich schon einigemale mit kriechender Freundlichkeit zu nähern, dich aber behandelt er so von oben herunter, als ob er dein Vorgesetzter wäre. Und warum, wenn er doch die Gäste des Pharao in dessen Auftrag schon im kanaanäischen Gebiete begrüßen soll, hat er dies nicht bereits offen in dem Orte gethan, wo dir deine Verwandte begegnet ist? Ich sah ganz deutlich, während ich etwas vor dir ritt, einen Araber in dem Hause verschwinden, vor dem jenes Mädchen saß, und da ich mir den Mann in den paar Augenblicken, in welchen er an mir vorüber galoppierte, genau angesehen, so erkannte ich ihn denn auch in Jerusalem, trotzdem er dort andere Tracht angelegt, an seinen Gesichtszügen, seiner Art zu reiten wie an der ganzen Statur sofort wieder.

Nathanael, der höchst betroffen von diesen Mitteilungen war und zugleich im stillen den scharfen Blick und die Menschenkenntnis des Syrers bewundern mußte, wollte eben entgegnen, als das Gespräch durch einen Ägypter unterbrochen wurde, der im Auftrag jenes Minäers, des uns schon bekannten Ghamid, zum Weitermarsch mahnte, wenn sie noch bei guter Zeit in Gaza eintreffen wollten. Dem Stand der Sonne nach mußten sie allerdings diesem Drängen vollständig recht geben, ja es schien wirklich Gefahr, daß, wenn sie nicht scharf ritten, der Abend noch vor ihrer Ankunft einbreche. Der anfangs nur ganz kurz geplante Aufenthalt hatte sich nämlich über Gebühr ausgedehnt, weil die Benutzung einer in der Nähe befindlichen Quelle von Beduinen verweigert wurde, und es erst langer Verhandlungen von seiten Ghamid's bedurfte, die Leute zur Nachgiebigkeit zu stimmen. So wenigstens stellte Ghamid, als sie endlich aufbrachen, dem Syrer und Nathanael die Sache dar, wobei er sich noch der Geistesgegenwart und Gewandtheit rühmte, mit der er im Hinblick auf die Sicherheit der Karawane jeden Streit zu vermeiden gewußt habe.

Eben war die Sonne glutrot hinter den rechts vom Wege am Horizont sichtbaren Sandhügeln untergegangen, und alsbald breiteten sich die ersten Schatten der einbrechenden Nacht über die Reisenden. Doch schon hatten ausgebreitete Olivenpflanzungen sich in der Ferne in schwachen Umrissen gezeigt, ein Beweis, daß man höchstens noch eine gute halbe Stunde bis Gaza habe.

Zuversicht bemächtigte sich der Gemüter aller, und schon freuten sich die Syrer im Geiste des köstlichen Weines, der in dem alten Handelsplatz ihrer warten werde, da erhob sich, nahendem Sturmesbrausen vergleichbar, hinter ihnen und zur Seite zugleich ein mit lärmenden Rufen untermischtes Gedröhne, und im nächsten Augenblick waren alle von einer großen Schar berittener Beduinen umringt. Der Angriff kam bei der Nähe der Thore von Gaza so plötzlich und unerwartet, daß, ehe nur die Bewaffneten unter ihnen es sich versahen, ihre Lastesel von einem Teil der Wüstensöhne in die Mitte genommen und die dieselben führenden Sklaven bei seite gestoßen waren.

Nun galt es nicht bloß die reichen Schätze der Syrer, sondern vor allem auch das eigene Leben zu retten. Ersteres schien freilich ein aussichtsloses Beginnen, da man auf die vor Schreck ganz betäubten Diener kaum mehr rechnen konnte, obwohl auch sie mit einigen Waffen versehen gewesen waren und bei gut vorbereitetem Angriff jeder auch wohl seinen Mann gestellt hätte. Die Verwirrung wurde noch erhöht durch die nun vollends eingebrochene Nacht, in welcher kein Vollmond den Angegriffenen zum Schutze leuchtete. Dennoch wehrten sich Nathanael mit einem Teil seiner ägyptischen Begleiter wie auch die Mehrzahl der Syrer aufs tapferste; aber die Beduinen waren nicht nur durch die Art ihres Angriffs, sonden auch durch ihre Überzahl im Vorteil.

Schon waren mehrere verwundet, da schien Ghamid der Retter in der Not: er, der sich zuerst mehr zur Seite gehalten, sprengte mit einem Male mitten unter die Beduinen und begann mit lauter Stimme als der einzige, der mit ihnen in ihrer Sprache sich verständigen konnte, zu unterhandeln, indem er zugleich dem Nathanael und seinen Begleitern auf ägyptisch zurief, daß ein Sichabfinden mit ihnen das Vernünftigste sei, was sie noch versuchen könnten.

Wirklich unterbrachen die Beduinen daraufhin den Kampf und schrien „laßt hören, was er will, laßt hören!“ aber im nächsten Augenblick riß ein besonders Verwegener den Minäer von hinten vom Pferde und nahm den so Überrumpelten gefangen mit sich fort. Nun folgte nochmals verzweifelte Gegenwehr von seiten der Syrer und Ägypter, und es gelang ihnen in der That, einen kleinen Teil der Beute den Arabern wieder zu entreißen, auch mehrere derselben niederzumachen. Während dessen aber hatten die Beduinen die ihnen in die Hände gefallenen Esel getötet, das Gepäck eilig ihren Pferden und Kamelen hinter die Sättel geworfen und waren ebenso schnell, wie sie gekommen, wieder nach Osten, in der Richtung auf Hebron zu, verschwunden.

Als sich sodann die Überfallenen, so gut es ging, im Dunkeln sammelten, da zeigte es sich, daß Arzchuli, dem „Taschenträger“, der Arm, mit dem er seine Ledertasche, wie um sie zu schützen, ergriffen hatte, von einem Schwerthieb, der auch noch seine Seite gestreift, zerschmettert war, und daß zehn Syrer und drei Ägypter leblos und wahrscheinlich tot auf dem Boden lagen, während andere nur leichte Verwundungen erhalten hatten. Auch Nathanael, welchen eine Lanze getroffen, fühlte einen stechenden Schmerz in seinem Schenkel, konnte sich jedoch glücklicherweise noch mit Mühe und Not auf dem Pferde halten.

Eine Stunde später hielt bei sinkender Nacht der klägliche Rest dieser syrisch-ägyptischen Gesandtschaft halb zu Fuß, halb zu Roß, und mit einem Nachtrab von nur noch zwei Eseln, vor dem Jerusalemthore in Gaza, Einlaß und Pflege zu erbitten; letztere wurde ihnen dann auch bei einem ägyptischen Gastfreunde Nathanael's, dem biederen Antuf, in freundlichster Weise zu teil.

Kaum waren sie untergebracht und die Verwundeten, vor allem Nathanael und Arzchuli, verbunden, so galt die erste Frage des Syrers dem geretteten Teile des Gepäckes, und ob sich dabei nicht auch ein kleiner lederner Beutel, oben mit einer roten Schnur zugebunden, befinde. Der Beutel läge zu unterst in einem mit getrockneten Früchten gefüllten Sack, dessen auf der anderen Seite des Tieres herabhängende Hälfte eine kostbare, in Tücher eingewickelte Vase aus babylonischem Blaustein enthalten hätte.

Aber leider war gerade der diesen Sack tragende Esel unter den von den Beduinen geraubten Tieren gewesen. Nathanael konnte eben noch mit Mühe aus dem schon im Wundfieber Liegenden herausbringen, daß ein für die älteste Tochter des Pharao bestimmtes kostbares Armband in jenem Beutel verwahrt gewesen, wovon auch der glücklich gerettete Thontafelbrief Meldung gebe, da umfing seinen Freund eine Ohnmacht, aus der erwacht er alsbald wieder in heftiges, noch die ganze Nacht andauerndes Fieber verfiel, bis ihn am andern Morgen der Tod von seinen Schmerzen erlöste.

Nathanael war infolge seiner kräftigen Natur noch in der ersten Hälfte der Nacht in einen tiefen, stärkenden Schlaf verfallen. Erst die laute Klage der Genossen des eben Verstorbenen hatten ihn aufgeweckt, und er sah mit Betrübnis von seinem Lager aus zu, wie man den Leichnam zu Waschung und Bestattung hinaustrug. Obwohl seine eigene Wunde nicht gefährlich war, so war es ihm dennoch mit derselben noch unmöglich, sich zu erheben, und ein gerade in Gaza angekommener ägyptischer Arzt riet ihm, sich mindestens noch eine Woche hier im Hause zu pflegen, bevor er versuche, wieder ein Pferd oder besser eine Kamelsänfte zur Weiterreise zu besteigen.

Aber umsichtig und pflichttreu wie er war, hielt er es nun für seine nächste Aufgabe, den Brief des Syrerkönigs an den Pharao und die geretteten Esellasten wie auch seine eigenen Aufträge möglichst rasch nach Ägypten abgehen zu lassen. Denn wie das Schreiben des Königs von Mitanni, so war auch die ihm vom König von Jerusalem mitgegebene Thontafel ungeraubt und unversehrt geblieben. So wurden also für die aus dem Überfall gerettet hervorgegangenen Syrer und Ägypter sofort Kamele ausgerüstet, der zuverlässigste der Diener wurde von Nathanael mit den nötigen Weisungen an die Räte des Pharao versehen, und sowie die Mittagshitze sich etwas gelegt hatt, trabte auch schon die neu ausgestattete kleine Karawane, der sich noch mehrere auf der Heimreise befindliche Ägypter angeschlossen hatten, zum südlichen Thore von Gaza in die Wüste hinaus.

Während dieser Aufbruch vor sich ging, lag Nathanael sinnend auf seinem Lager und ließ alle die Erlebnisse der letzten Tage nochmals vor sich vorbeiziehen. Still dankte er Gott für die Rettung, und bald schweiften seine Gedanken in die

Ferne und blieben in dem Thale haften, in welchem sein Vater und die geliebte Rubêka ohne Ahnung des Unfalls, der ihn betroffen, in glücklichem Frieden weilten.

Aber auch Gedanken der Sorge, wie wohl der Pharao die Unglücksnachricht aufnehmen werde, mischten sich in jene Träume von Glück und Liebe. Konnte nicht ihm jetzt vorgeworfen werden, daß er die Syrer überredet hatte, den direkten Weg von Dunip nach Gaza mit dem seinen über Jerusalem führenden zu vertauschen? Wie gut, daß der ihm nur böses gönnende Ghamid mitgefangen worden war und kaum eher freikommen würde, als bis ihn seine minäischen Vettern um Kamele oder Weihrauch von den habgierigen Beduinen losgekauft haben, dachte Nathanael bei sich, ohne darum schlimmeres dem Feinde und Nebenbuhler zu wünschen. Denn das konnte er sich als sicher sagen, daß im anderen Fall Ghamid jetzt der erste wäre, der dem Pharao ihn als Ursache jenes Überfalles und des Verlustes so mancher Kleinodien hinzustellen mit Erfolg sich bemühen würde.

Indem er so noch diesem und jenem nachsann und nicht der Sorgen los werden konnte, trat der Knabe seines Gastfreundes ein und meldete, daß ein Mann ihn zu sprechen wünsche.

„Laß ihn nur hereinkommen", antwortete Nathanael, und dann zum Ankömmling, einem Hirten, der eine am Rand zerbrochene Alabasterschale von feiner Arbeit in der Hand trug: „sag an, was ist dein Begehr, o Freund?"

„Hier diese Schale fand ich heute morgen draußen auf der Weide nahe der Straße, und da ich hörte, daß gestern Fremde dort ausgeraubt wurden und du zu ihnen gehörst, so dachte ich, es sei dir oder deinen Gefährten vielleicht von Wert, dies von den Räubern offenbar vergessene oder aber weggeworfene Stück wieder zu bekommen. Auch einige fast leere Säcke, im einen ein Rest getrockneter Feigen, in dem anderen aber noch etwas geröstetes Gerstenkorn, habe ich daneben gefunden und draußen auf meinem Esel liegen, aber ich denke, ich darf sie wohl als Belohnung für die Schale mitnehmen und meiner armen alten Mutter ins Haus bringen."

Bei diesen Worten wurde dem Nathanael seltsam zu Mute, denn er erinnerte sich an die letzte Mitteilung des sterbenden Syrers. Konnten nicht die Beduinen, nachdem sie die Vase, von der Arzchuli gesprochen, geborgen hatten, den Sack mit seinem übrigen Inhalt hingeworfen haben? Und sagte der Syrer denn nicht, daß gerade hierin, bedeckt von getrockneten Früchten, der Lederbeutel mit dem kostbaren Armband verborgen liege? Nun konnten freilich auch noch andere Säcke mit getrocknetem Obst bei dem Gepäck gewesen sein, aber es galt jedenfalls den Versuch zu machen und sich den Besitz der unscheinbaren Obstreste in unauffälliger Weise zu sichern.

So sprach er denn zu dem Hirten, der gerade wieder im Begriff war, hinauszugehen, um die, wie er meinte, ihm stillschweigend gewährten Säcke mitzunehmen: „Halt, mein Freund! ich lasse dir das Gerstenkorn und schenke dir obendrein die Schale, die zerbrochen für mich doch nicht mehr den früheren

Wert hat, aber möchte dafür die Feigen, da ich nach deren Genuß eben Verlangen habe."

„Alles ist dein, was dein Knecht auch besitzt; willst du aber nur den zerrissenen Sack mit den Feigen behalten und mir die anderen Säcke und gar die noch immer verkaufbare Schale lassen, so möge Gott dich tausendfach segnen!"

Damit trug er die Schale, der wirklich nur ein Randstückchen fehlte, eilig hinaus und war im nächsten Augenblick mit einem etwas blutbefleckten Sack wieder da, der deutlich nur die Hälfte eines ursprünglichen Doppelsackes, wie man sie den Lasttieren auf den Rücken zu legen pflegte, darstellte. Dann küßte er das Fußende des Lagers, auf dem Nathanael mit bedecktem Unterkörper ausgestreckt lag, und kehrte glückstrahlend zu seinen Schafen zurück.

Nathanael zitterte vor Erwartung, als er gleich darauf den Sack seines immer noch beträchtlichen Inhaltes zu entleeren sich anschickte. Dann flimmerte es ihm, dem noch von der Wunde Schwachen, vor den Augen, und er mußte sich schleunig zurück legen, denn, o wunderbare Fügung, ein unscheinbarer Lederbeutel war mit den getrockneten Feigen auf die über sein Lager gebreitete Decke gefallen.

Als die Ohnmachts-Anwandlung, die ihn vor freudigem Schreck überfallen, glücklich vorübergegangen war und er wieder Kraft hatte, die rote Schnur von dem Beutel loszubinden, da glitzerte und funkelte es ihm von Edelsteinen, wie er sie in solcher Auswahl und Pracht noch nie vorher gesehen, entgegen, und geblendet mußte er die Augen schließen, um sie im nächsten Augenblick wieder voll Bewunderung aufzuschlagen und aufs neue auf das Armband zu heften. Nun war ihm nicht mehr bange, die Gunst des Pharao zu verlieren, auch wenn der Ghamid sie ihm zu entfremden versuchen würde. Den Retter eines solchen Kleinods — und er hoffte es nun in kürzester Zeit selbst überbringen zu können — würde ja sein hoher Gebieter wie einen Bruder begrüßen.

Sorgsam umhüllte er wieder das Armband und verbarg den Beutel vorsichtig unter seinem Haupte. Dann umgaukelten ihn bald heitere Bilder von sonnigen Tagen und frohen Festen, in denen merkwürdig die Paläste des ägyptischen Hofes mit den Weinbergen seiner Heimat abwechselten, und als er nach langem Schlummer erwachte, fühlte er sich so gestärkt, und auch die Heilung seiner Wunde war so schön weiter geschritten, daß er schon die Tage bis zum Aufbruch nach Ägypten zählen durfte.

III.

So schien also der Beduinenüberfall für Nathanael mehr gute als böse Folgen haben zu sollen. Aber es war in Wirklichkeit anders und viel schlimmer gegangen, als er es jetzt hätte ahnen können und als es nach dem bisherigen Verlauf unserer Geschichte zu erwarten gewesen wäre.

In derselben Nacht, in welcher Arzchuli, jener syrische Bote, todkrank in Gaza lag, konnte man einige Meilen südlich von Hebron auf offenem Felde ein malerisches Bild, wie man es nur im Orient zu sehen bekommt, beobachten.

Eine große Schar Beduinen, zwei verschiedenen, aber in Blutsbrüderschaft stehenden Stämmen angehörig, waren von Westen her mit reicher Beute von

einer ihrer Ghaswa's [1]) angesprengt gekommen und standen nun im Begriff Feuer anzuzünden, ein Lager aufzuschlagen und ihren Raub unter sich zu verteilen. Bald war eine größere Anzahl Zelte wie eine Art Schutzwall um einen größeren Platz herum errichtet, in dessen Mitte man eben für das zwar nicht höhere, aber aus feinerem Stoff bestehende Zelt der beiden Häuptlinge die Pfähle einschlug. Rechts und links davon loderten zwei Feuer und gaben einigen Palmen, die hinter den äußeren Zelten mit ihren Kronen hervorragten, eine ganz eigentümliche, bei der dunklen Nacht grotesk wirkende Beleuchtung.

Ebenso phantastisch nahmen sich in dem flackernden Scheine die geschäftig zwischen und vor den Feuern hin und her rennenden oder auch schon in kleineren Gruppen am Boden kauernden braunen Gestalten der struppigen Wüstensöhne aus. Vor dem Häuptlingszelt war außerdem noch ein großer Haufen der verschiedensten Waren und anderer Beutestücke aufgeschichtet. Endlich war alles gerichtet, und erwartungsvoll hefteten sich aller Blicke auf jenen Haufen und auf die davor in eifrigem Gespräch stehenden drei Männer, die offenbar schon vor der genaueren Besichtigung und Musterung ausmachten, wem der Löwenteil an der diesmal besonders kostbaren Beute zufallen sollte.

Wenn Nathanael in diesem Moment von seinem Bette in Gaza aus einen Blick auf die drei Männer hätte werfen können, so wäre ihm mit einem Schlage ein Licht über so manches aufgegangen, und er hätte vor allem den klaren Beweis vor Augen gehabt, wie berechtigt sein ihm oft selber unerklärliches tiefes Mißtrauen gegen Ghamid gewesen war. Denn dieser Minäer und kein anderer war der dritte der so eifrig vor dem Häuptlingszelt unterhandelnden Männer. Nicht als Gefangener, sondern eher als ob er der den Häuptlingen Befehlende wäre stand er dort, um seinen Anteil an der Beute sich voll und unverkürzt zu sichern.

Schon drohten die Verhandlungen in Wortwechsel überzugehen, da Ghamid für sich auf der Hälfte des Ganzen bestand, während ihm die Häuptlinge nur den dritten Teil geben wollten.

„Haben wir nicht vor den Thoren Jerusalems ausgemacht und hast du mir's nicht erst vor kurzem an der Quelle nochmals zugesagt", so begann er, zum einen Häuptling gewendet, „daß wir gleich teilen, falls ich euch Gelegenheit schaffen würde, die vereinte Karawane der Syrer und Ägypter zu berauben? Und nun dies geschehen, soll nicht mehr euch die Hälfte und mir die Hälfte, sondern euch zwei Drittel gehören und ich nur mit einem Drittel abgefunden werden? Nicht so, meine Brüder, das ist nicht ehrlich und brüderlich gehandelt!"

„Freilich", antwortete der so Angeredete, „freilich soll mein Versprechen, gleich zu teilen, so fest bleiben wie der Gipfel der ewigen Berge; denn das Wort eines Häuptlings ist heilig. Aber sind wir denn nicht jetzt zu dritt? Wenn nur mein Stamm allein, wie es anfangs beabsichtigt war, ausgezogen wäre, so hätten wir kaum die Hälfte dieses reichen Gewinnes erbeutet, ja es ist

[1]) Dies Wort bedeutet eigentlich „Raubzug" und ist ins Italienische und Deutsche (Razzia) übergegangen; nach beduinischen Begriffen ist es aber ein viel edlerer Ausdruck als unser Wort „Raubzug", wie auch die Sache selbst bei ihnen mehr unter die ritterlichen Übungen gehörte.

sehr fraglich, ob wir dann bei der tapferen Gegenwehr der Deinigen überhaupt etwas bekommen haben würden und nicht unverrichteter Sache wieder hätten abziehen müssen. So kam mir noch zu guter Stunde der glückliche Gedanke, unsere Brüder um Hilfe zu bitten, und nichts ist nun gerechter, als daß jeder von uns dreien den gleichen Anteil bekommt."

Das wollte nun dem habgierigen Ghamid, der sich im Geiste schon im Besitz der wertvolleren Hälfte von allem gesehen hatte, durchaus nicht einleuchten, und er versuchte alle möglichen Gründe und Überredungskünste, um zu seinem Ziele zu gelangen. Als aber die Blicke des einen Häuptlings immer drohender wurden und der andere immer fester den Griff seines Schwertes zu drücken begann, da fiel Ghamid's Blick auf die noch an seinem Arm lose und durchschnitten hängende Fessel von Palmenbast, die er sich, um die Seinen zu täuschen, von den Beduinen hatte umwerfen lassen, und er hielt es in der möglichen Aussicht, diesmal im Ernste gefangen werden zu können, nun doch für geratener nachzugeben.

„Ich hoffe, diese dummen Beduinen, die nichts vom Werte der Kostbarkeiten Syriens verstehen, dennoch, auch wenn ich nur ein Drittel bekomme, zu täuschen", so beruhigte er sich selbst, mit dem festen Vorsatz, sich möglichst das Beste und Wertvollste der Beute zu sichern. „So wollen wir also mustern", rief er ihnen zu, „was alles unter diesen Tüchern und Säcken verborgen ist, wenn ich denn durchaus nur ein Drittel haben und der Betrogene sein soll. Laßt ausbreiten, was eure Götter uns geschenkt, und über die Auswahl des einzelnen mögest du, mein Bruder (hiermit wandte er sich zum ersten der beiden Häuptlinge) entscheiden!"

Gierig blickten die Araber auf den großen Kamelhaarteppich, auf welchen nacheinander die für den Pharao bestimmt gewesenen Geschenke gelegt wurden, zumal sie hoffen durften, auch jetzt schon von ihren Häuptlingen einiges Minderwertige ausgeteilt zu erhalten. Und ein lautes Jubelgeschrei erscholl, als zufällig die erste Eselladung neben einem großen, in wollenen Decken verpackten Gegenstand (einem silbernen Weinkrug, wie sich beim Auspacken zeigte) einige Schläuche trefflichen syrischen Weines enthielt. Denn sie wußten von ähnlichen Gelegenheiten her, daß der eine davon wohl schon diese Nacht ihnen, die sonst nur Kamelmilch und trübes Zisternenwasser zu trinken bekamen, zum Besten gegeben würde, was denn auch von beiden Häuptlingen bewilligt wurde.

Während nun infolgedessen die Aufmerksamkeit dieses Wüstenpublikums eine geteilte wurde, nahm die Ausbreitung der Schätze ihren Fortgang. Da kamen zum Vorschein kostbare, mit Stickereien verzierte Stoffe, daneben ganze fertige Gewänder, mit Edelsteinen besetzte Dolche, verschiedene Vasen, darunter auch die uns schon bekannte von Lapis lazuli, die aber leider durch die Ungeschicklichkeit eines Beduinen einen leichten Sprung erhalten hatte, kleinere silberne und goldene Trinkgefäße in getriebener Arbeit, Schatullen von Zedernholz mit eingelegten Steinen, Geschmeide als da sind Ringe, Spangen, Kettchen und ähnliches mehr, dann aber auch unscheinbare Buchsholzbüchsen, worin, wie Ghamid wußte, seltene, noch uneingefaßte Edelsteine verschickt wurden, goldene Räuchergefäße und endlich eine ganze Auswahl der mannigfaltigsten elfenbeinernen Geräte

und Schnitzereien, worunter auch seltsam geformte, wie plattgedrückte Eier aussehende Kugeln sich befanden, die man aber, was den Beduinenhäuptlingen ebenfalls unbekannt war, öffnen konnte und worin man damals Goldstaub zu bewahren pflegte. Da war es denn natürlich, daß die allem Glänzenden gegenüber sich wie große Kinder geberdenden Wüstenaraber zuerst nach den mehr nach außen prächtigen und durch Glanz und Farbe das Auge bestechenden Dingen griffen und sich so nach ihrer Meinung das Schönste und Kostbarste wählten.

Endlich waren auf diese Art für Ghamid fast nur noch die Buchsholzbüchsen und die elfenbeinernen Kugeln übrig. Das wäre ihm nun ganz recht und genügend gewesen, da er ja wußte, daß dieselben den zehnfachen Wert wie alles Übrige besaßen. Aber er fürchtete, die Häuptlinge möchten doch noch genauer die von außen wenig gleichsehenden Dinger untersuchen, und so begann er denn in einer Weise aufzubegehren und sich als übervorteilt hinzustellen, daß die Araber in der That denken mußten, das ihm Zugedachte sei allzu geringwertig gegenüber dem von ihnen für sich selbst Ausgewählten. Schließlich gab sich auch Ghamid, nachdem sie ihm noch einige größere, mehr gleich sehende Stücke zugeschoben, zufrieden und fing nun an sich zum Gehen zu rüsten. Die auf kleineren Raum zusammendrängbaren Kostbarkeiten, die allein schon ihn zu einem vermögenden Manne gemacht, ließen sich leicht auf seinem Leibpferd hinter dem Sattel und in daneben angebrachten Taschen unterbringen; das Übrige wurde auf einen Esel gepackt.

Als die Beduinen sich eben zum Schlaf hinstreckten, den sie für diesmal bis weit in den Tag hinein auszudehnen vorhatten, ritt Ghamid, von zweien derselben, welche den Esel führten, begleitet, aus dem Lager in den schon am Horizont sich ankündigenden Morgen hinein. Sein nächstes Ziel war eine in kurzer Zeit erreichte Ansiedelung minäischer Kaufleute am Rande der ägyptisch-palästinensischen Wüste, wo er die beiden Beduinen verabschiedete und den Esel und die Kostbarkeiten in sicherer Verwahrung bei einem Vetter zurücklassen konnte. Denn sein Werk war damit noch nicht vollendet. Es galt für ihn jetzt möglichst rasch nach Ägypten zu eilen, um den Überlebenden der von ihm verratenen Karawane zuvorzukommen und das durch jenen Verrat herbeigeführte Unglück noch zur Verleumdung seines Rivalen Nathanael nach Kräftrn auszunützen.

IV.

Als Ghamid nach langem Wüstenritt im fruchtbaren Nildelta angekommen war, hörte er, die Leute Nathanael's wären schon einen halben Tag vorher vorbeigezogen, er würde sie aber wohl in Memphis, wo sie zu verweilen gedächten, einholen. Das war dem Minäer gerade recht, denn nun glaubte er sicher noch vor ihnen in dem viel weiter südlich am östlichen Nilufer gelegenen Chu-Aten, der neugegründeten Residenz des Pharao, eintreffen zu können. Er ritt also ohne Aufenthalt an Memphis vorbei, gönnte sich und seinem Rosse nur die allernotwendigste Rast und brachte es so wirklich dahin, daß er, freilich staubbedeckt und aufs äußerste ermattet, in der Königsstadt (dem heutigen Tell el Amârna

oder „Hügel der Banu Amrân") anlangte. Erst am andern Tage kamen die von ihm Überholten nach.

Ghamid ließ sich, wie er war, nur daß er noch Asche auf sein Haupt streute und seinen Überwurf zerriß, vor den Pharao führen. Er wurde nicht in dem prächtigen Säulensaal, wo der ägyptische Herrscher, unter dem Baldachin sitzend, den fremden Gesandten Audienz gab, sondern in einem einfacheren Gemach des Palastes empfangen, in demselben, in welchem sonst die vortragenden Räte ihre Berichte der königlichen Begutachtung vorzulegen pflegten. Auch so war es eine Durchbrechung der am ägyptischen Hofe stets peinlich beobachteten Etikette, was aber in diesem Fall durch die außergewöhnliche Veranlassung genügende Entschuldigung fand.

„Heil, Gesundheit und lange Tage verleihe dir, dem göttlichen Wohlthäter, der als Sonne täglich neu sich uns offenbarende Schöpfer, der Herr des Lebens", so begann er in unterwürfiger Stellung seinen Gebieter anzureden. „Ich begleitete deine Boten, o König, und die Boten des Herrschers von Mitanni, deines erhabenen Verwandten, und siehe da, vor Gaza, noch im Lande Kinachchu, an das mein Herr umsonst seine Wohlthaten verschwendet, überfielen uns jene nichtswürdigen, im Solde der bösen Chabiriten stehende Nomaden. Nur wenige konnten sich retten, und die meisten der dir bestimmten Geschenke fielen in die Hände der Räuber. Mich aber nahmen sie gefangen, und nur einem Wunder verdanke ich's, daß ich entronnen bin und jetzt vor dir stehe. Möge ein rächender Gott das Haupt der Frevler treffen und möge nimmer einen von ihnen die Sonne, die du verehrst, bescheinen!"

Der Pharao hatte schon an der plötzlichen Anmeldung und vollends an dem Aufzug, in dem der Minäer vor ihm erschienen, gemerkt, daß etwas ganz Besonderes und nichts Gutes vorgefallen sein mußte. Jetzt aber, als er diese Hiobspost vernahm, brach er in laute Klagen aus. Erst als er sich wieder etwas gefaßt hatte, fragte er den Ghamid, wie er denn der Gewalt der Beduinen so rasch habe entwischen können, daß er schon vor Ankunft der anderen hier sei. Der aber antwortete also:

„Ich lag im Lager der Räuber gefesselt am Boden und sah, wie sie gerade sich daran machen wollten, die Beute zu verteilen. Da rief ich einem von ihnen zu, er möchte mir, wenn sie die Weinschläuche fänden, doch einen Schluck zur Labung geben, da ich vor Angst und Furcht ganz krank geworden wäre. Das sagte ich aber nur, um sie auf den Wein aufmerksam zu machen, da ich wohl wußte, daß, wenn sie einmal über diesen in der Wüste seltenen Genuß geraten würden, ich leicht hoffen dürfte, mich von ihnen unbemerkt von den Fesseln losmachen und davon schleichen zu können. Und so geschah es auch; der Wein, dies köstliche Labsal, das die Syrer dir als Geschenk bestimmt hatten, ward, ohne daß ich einen Tropfen davon über die Lippen gebracht, mein Retter."

„Und wo ist Nathan-Baal, mein Liebling?" fragte der Pharao weiter; „ist er doch unter den Lebenden?"

„Ich weiß es nicht, o mächtiger Gebieter, dem Gott das Leben verlängere; nur daß er nicht mit gefangen wurde, kann ich versichern. Mögest du ihm seine Eigenmächtigkeit verzeihen, die uns in so großes Unglück gebracht, denn er hatte es ja nur gut gemeint."

„Was sagst du da von Nathan-Baal?" erwiderte der Pharao, „wie sollte er denn an dem Unglück schuld sein? Er, der gewiß sein Herzblut hingegeben hätte, wenn er mein Eigentum damit hätte retten können."

„Nun, was sein Herz anlangt," fuhr Ghamid fort, „so hat er dasselbe in Palästina bei einem schönen Weibe seiner Verwandtschaft gelassen; wenn er aber die Syrer, die in Dunip mit deinen Boten zusammentrafen, nicht überredet hätte, ihre gewöhnliche sichere Straße längs der Meeresküste mit der seinen über Jerusalem führenden zu vertauschen, so wären die Boten des Königs von Mesopotamien wohl schon heute mit all' ihren Geschenken unversehrt in deinem Palaste, ob auch Nathanael's Leute zwischen Jerusalem und Gaza immerhin angegriffen worden wären." Und wie wenn er den abwesenden Nathanael anreden wollte, fuhr er fort: „O Bruder, mein Bruder, wie hast du doch diesmal so unbegreiflich und unüberlegt gehandelt!" Dabei wischte er sich noch eine erheuchelte Thräne aus dem Auge. Der Pharao aber schüttelte den Kopf und befahl dem Minäer, sowie die Syrer angekommen seien, sich mit ihnen im Audienzsaal des Palastes einzufinden.

Schon am andern Tage war dies der Fall, und im gleichen Augenblick, als die syrischen Boten den glänzenden Saal betraten und ehrfurchtsvoll vor dem Königsbaldachin mit dem Haupt den Mosaikboden berührten, trat auch Ghamid durch eine Seitenthür ein und stellte sich in der Nähe der königlichen Beamten auf.

Sowie die Syrer nebst den mit ihnen von Jerusalem zurückgekehrten ägyptischen Boten Zeit hatten sich umzusehen, da erblickten sie unter dem Hofstaat des Pharao natürlich auch den Ghamid, den sie ferne in der Gefangenschaft der Beduinen gewähnt hatten. Nicht anders als ob plötzlich ein Geist des Minäers Gestalt angenommen hätte, kam ihnen dies unerwartete Wiedersehen vor, und noch ganz erstarrt vernahmen sie nur mit halbem Ohr die Aufforderung des obersten Ministers, seiner Majestät von dem Unglück, das sie betroffen, zu berichten, sodaß der Minister seine Worte wiederholen mußte, bis sie zu reden begannen.

Mit gespanntester Aufmerksamkeit hörten der Pharao und seine Räte, wie alles gegangen, und wie Nathanael, der in wenigen Tagen nachzukommen hoffe, sowohl sein von Abdi-taba von Jerusalem ihm übergebenes Schreiben als auch den ihm aus den Händen des sterbenden Syrers überantworteten Brief des Königs von Mitanni in Mesopotamien durch sie vorausgeschickt habe.

Das Wenige, was von den Geschenken gerettet worden, ließ ein Beamter eben vor dem Pharao ausbreiten. Auf das Geheiß des Ministers nahm sodann derselbe Beamte den Boten die Thontafeln ab, um sie — so erforderte es das Zeremoniell — zuerst auf die mit kostbarem Purpur bedeckten Stufen des Thrones niederzulegen, worauf sie auf einen Wink des Pharao als Zeichen, daß er sie

gnädig entgegengenommen, dem dazu bestellten, des Babylonischen kundigen Dolmetscher zum Vorlesen oder vielmehr Vorübersetzen übergeben wurden.

Lautlose Stille herrschte im Saale, als der Dolmetsch, oder wie man damals sagte, Targumân[1]), seinen Vortrag anfing.

Also aber begann der Brief des Königs von Mitanni:

„An Napchu-Rêa, den Großkönig, König von Ägypten, meinen Bruder und Schwager, Duschratta, König von Mitanni, dein Bruder und Schwager; mir und meinem Hause, deiner Schwester und meinen übrigen Frauen, meinen Söhnen, meinen Rossen und Wagen, meinen Großen und meinem Lande geht es sehr gut."

„Meinem Bruder und seinem Hause, seinen Frauen und Töchtern,[2]) seinen Rossen und Wagen, seinen Großen und seinem Lande möge es gut gehen, sehr gut!"

„Die Freundschaft, welche bereits deine Väter mit meinen Vätern unterhielten, hast du reichlich vermehrt, indem du, nachdem mir schon dein Vater seine Tochter, deine Schwester, zum Weibe gegeben und große Mitgift gesandt hat, noch zehnmal fester dies Freundschaftsbündnis mit mir schlossest. Die Götter mögen dieser unserer Freundschaft guten Fortgang geben, Tischup, mein Herr, und der Sonnengott, den du als den Einen verehrst, mögen in der Zukunft wie jetzt dieselbe segnen!"

„Oft schon schickte ich zu dir meine Boten, um Gold von dir zu begehren, und du hast's gesandt, und auch wenn ich zwei- und dreimal so viel bat und: gar sehr viel Gold, ungemessen, mehr als meinem Vater und als mir bisher, mögest du senden! schrieb, stets konnte ich mich der Gewährung erfreuen. Und auch ich habe immer dein Herz mit dem, was du von mir wolltest, erfreut."

„Nun aber hat mich Tischup, mein Herr, mit besonderem Segen gesegnet und mir Sieg über mächtige Feinde verliehen. Nicht mehr brauche ich: Gold, mehr Gold als vorher! zu schreiben. Dazu habe ich Elefanten in meinem Lande erlegt[3]), so viele, wie noch nie in meinem Lande erhört war, sodaß um Geräte aller Art aus ihren Zähnen zu machen, Tag und Nacht für dich thätig waren meine Arbeiter. Und mit Goldstaub habe ich gefüllt zwanzig elfenbeinerne Kugeln für die Töchter deines Palastes. Was sonst noch meine Boten überbringen, das steht verzeichnet auf der Rückseite der Tafel."

„Was aber anlangt mein Weib, deine Schwester, so sendet sie dir ein Armband für Tiji, dein Weib, ihre Schwägerin, kostbarer und auserlesener, als je ein Schmuck für Frauen erschaut ward. Dein Herz und das Herz deines Weibes

---

[1]) Daraus das spätere Dragoman.

[2]) Amen-hotep IV. Napchu-Rêa hatte in der That keine Söhne, sondern nur Töchter, und zwar sieben an der Zahl.

[3]) Schon der Pharao Dechutmes III (1503—1449 v. Chr.) jagte im Chaborasgebiet Elefanten, und noch der Assyrerkönig Tiglat-pileser I (ca. 1100 v. Chr.) rühmt sich bei Haran zehn Elefanten getötet und vier lebendig gefangen zu haben. Heute giebt es bekanntlich nur noch in Afrika und Indien diese Tiere.

und deiner Töchter und all' der Frauen deines Palastes wird sich freuen, wenn sie sehen die Steine, die des Armbandes, die da strahlen und funkeln gleich der Sonne, wenn sie auftaucht aus dem großen Wasser vor deinem Lande."

Als der Pharao diesen Brief, der noch einmal so lang war als die eben gegebene Probe, zu Ende gehört, da war seine erste Frage nach dem Armband, welches das Schreiben seines Schwagers in so überschwenglichen Worten gepriesen hatte. „Wer es mir wiederbringt, den will ich belohnen, wie ich noch nie einen meiner Diener belohnt habe!"

Da bat Ghamid, da er vielleicht Aufklärung geben könne, eine Frage an die syrischen Boten richten zu dürfen. Als ihm dies erlaubt wurde, wendete er sich zu denselben und sprach:

„Ihr seht mich, o Männer, nur durch ein Wunder euch jetzt gegenüberstehen, denn es gelang mir auf merkwürdige Weise, der Gefangenschaft zu entrinnen und sogar noch vor euch hier anzukommen. Was nach meiner Gefangennahme vor Gaza weiter geschehen ist und wie dann in Gaza euer Führer gestorben, das habt ihr vorhin hier erzählt. Daß der Kanaaniter Nathan-Baal, der sich jetzt Nathanael nennt, das ganze Unglück hätte verhüten können, wenn er euch nicht überredet hätte, den weiteren Weg über Jerusalem zu machen, berichtete ich schon gestern Sr. Majestät dem Pharao. Nun habe ich wegen des Armbandes, das dem verstorbenen Arzchuli doch offenbar persönlich von euerem König übergeben wurde, die Frage: weiß einer von euch, wo er dasselbe während der Reise aufbewahrt hat? Hat er es, was doch am wahrscheinlichsten, bei sich am Leibe, wie er ja auch die Ledertasche mit der Brieftafel am Leibe trug, oder war dasselbe von ihm wo anders untergebracht worden?"

„Dir ist bekannt, o Ghamid, daß unser Genosse verschlossen und wenig mitteilsam war," begann darauf einer der Syrer, und so erfuhr denn auch keiner von uns, wo er das Armband unterwegs aufbewahrte. Nur eines erinnere ich mich, daß, als es ihm von unserem König übergeben wurde, er es sorgfältig in seinem Gewand verbarg."

„Da hätten wir's ja!" fiel Ghamid lebhaft ein. „Natürlich trug er es auch auf dem Wege nirgend anders als bei sich. Und nun frage ich weiter: Habt ihr nicht vorhin erzählt, Nathan hätte die letzten Aufträge Arzchuli's noch kurz vor dessen Tode entgegengenommen, so vor allem die Tafel aus den Händen des Sterbenden empfangen?"

„Wir waren nicht dabei, aber so sagte er uns, als er uns hierher vorausſandte," entgegnete ein anderer.

„Nun dann muß jener Nathan mit dem Briefe zugleich auch das Armband von Arzchuli bekommen haben; da er euch aber nur den Brief eingehändigt und von weiterem nichts gesagt, so folgt für jeden daraus, daß — Nathan, das — Arm . . ."

„Nicht möglich!" riefen mehrere zu gleicher Zeit, Ghamid das letzte Wort abschneidend, „dann hatte es Arzchuli eben doch wo anders als am Leibe oder im Gewande."

Aber Ghamid wußte schlau das einmal erregte Mißtrauen des sonst Gold auf Nathanael's Ehrlichkeit bauenden Pharao zu benutzen, zumal er eine solche nicht einmal von ihm selbst vorher geahnte günstige Gelegenheit, den unbequemen und verhaßten Rivalen zu beseitigen, nicht so schnell wiederfinden würde, und schlug kurzen Weges, damit der Pharao ganz sicher gehe, vor, so rasch wie möglich nach Gaza zu senden, um Nathanael ohne weiteres Verhör zu verhaften und seine Sachen und ihn selbst zu durchsuchen. Sollte dann das Armband doch nicht sich vorfinden, dann sei es ja immer noch Zeit, ihn freizulassen. Ghamid war indes jetzt selbst so fest überzeugt, Nathan habe den Schmuck beiseite geschafft, daß er die letztere Möglichkeit für ganz ausgeschlossen hielt, und er triumphierte schon innerlich, nun mehr erreicht zu haben, als auch seine kühnsten Träume ihn je hatten hoffen lassen.

So war also das Urteil über Nathanael schon so gut wie gesprochen, denn der Pharao gab alsbald Befehl, einen Beamten mit mehreren Soldaten nach Gaza zu schicken, um den Vorschlag Ghamid's auszuführen. Sie bekamen auch den Auftrag, unterwegs an allen Stationen, wo er etwa Halt machen könnte, sorgfältig nach ihm sich umzusehen, damit sie, falls er schon Gaza verlassen, ihn noch auf der Reise griffen, um dann nach erfolgreicher Durchsuchung in Eilmärschen dem Pharao den glücklichen Fund zu melden. Und auch für den Fall, daß Nathan schon von Gaza aufgebrochen, aber nicht den Weg nach Ägypten eingeschlagen, hatten sie ihre Anweisungen.

Daß draußen vor dem Palast Ghamid noch dem nach Gaza beorderten Beamten heimlich zuflüsterte: „Je rücksichtsloser du gegen den Dieb verfährst, desto mehr handelst du, wie ich genau weiß, im Sinne des Pharao", davon hatte Napchu-Rêa natürlich keine Kenntnis. Im Gegenteil, in seinem Innern wie in den Herzen der meisten der Anwesenden lag der leise Wunsch und die Hoffnung, es möchte vielleicht doch noch die Unschuld des von ihnen allen geliebten und geachteten Jünglings zu Tage treten.

Als nach einer Pause noch der andere Brief, der des frommen Priesterkönigs Abdi-taba von Jerusalem, verlesen worden war, ließ der Pharao die Audienz aufheben und zog sich in die inneren Gemächer seines Palastes zurück. Der Inhalt dieses zweiten Schreibens, worin Abdi-taba nicht nur den Ruf seines Gottes, „des mächtigen Königs, der ihm, dem Priester ohne Vater und Mutter, das Gebiet der heiligen Stadt verliehen" pries und sich der verwandten Gesinnungen Napchu-Rêa's freute, sondern den Pharao auch zum Besitze eines so treuen Dieners wie des Nathanael beglückwünschte, hatte nicht verfehlt, auf Napchu-Rêa einen mächtigen Eindruck zu machen, und in widerstreitenden Empfindungen brachte er die nächsten Tage hin.

V.

Keine Woche war seitdem verflossen, so verbreitete sich eines Abends in der Residenz das Gerücht, man hätte soeben unter starker Bedeckung den kanaanitischen Günstling des Pharao, Nathan-Baal, gefesselt in die Stadt gebracht und sofort ins königliche Gefängnis geworfen.

Ungehört und wie einen der schlimmsten Verbrecher hatten sie bei Memphis den ihnen entgegengeritten kommenden, ahnungslos sie begrüßenden Jüngling überfallen und durchsucht. Sie fanden auch sogleich den ledernen Beutel, der Nathanael erst nach langem Ringen entwunden wurde. Keine Beteuerung half ihm, kein Flehen. Die Hand, die bis zuletzt das Eigentum des Pharao treu zu behüten versuchte, wurde zur Belohnung in Ketten geschlossen.

Nicht aufbrausender Zorn, sondern tiefer Kummer war es, mit dem Naphu-Rêa das Armband aus den Händen Ghamid's entgegen nahm; denn der damit besiegelte Verlust eines Mannes, den er wie einen Sohn geliebt, wollte die Freude um das schon verloren geglaubte und nun glücklich gefundene Kleinod nicht aufkommen lassen. So wurde auch Ghamid keineswegs, wie er es erwartet hatte, nun mit Ehren- und Huldbezeugungen überhäuft und grollend verließ er infolgedessen den Palast.

So ging ein halbes Jahr vorüber, und noch immer lag eine Wolke auf des Pharao Stirn, die höchstens auf Augenblicke durch das holde Spiel seines jüngsten Töchterchens verscheucht werden konnte. Und immer noch schlossen die Mauern des Gefängnisses den unschuldig eingekerkerten Nathanael von der Außenwelt ab. Doch der murrte und klagte nicht, ja ein heiterer Friede schien zuweilen auf seinem Antlitz zu thronen. Denn felsenhaft stand ihm der Glaube, daß es nicht lang mehr währen würde, bis seine Unschuld an den Tag käme. So war sichtlich Gott bei ihm, den er täglich um seine Befreiung flehte; und auch die Huld des Kerkermeisters hatte er sich schnell zu gewinnen gewußt, so daß er bald besser behandelt wurde als alle übrigen Gefangenen. Dieser edle Mann war fest überzeugt, daß hier einen Schuldlosen ein unglückliches Verhängnis getroffen, und so that er die ihm diesmal wirklich schwerfallende Pflicht wenigstens in Mitleid und Liebe.

Weitab von diesem Gefängnis harrten indes der greise Talmai und sein Pflegekind Ribkah erwartungsvoll Tage, Wochen und schließlich Monate der Wiederkehr Nathanael's. Was mochte nur den Trost und die Wonne seines Alters so lange von der in so naher Aussicht gewesenen Wiederkehr abhalten? Von seinem in Jerusalem lebenden Bruder Kaleb hatte Talmai erfahren, daß seitdem bereits zweimal Gesandtschaften des Pharao vor der Küstenstadt Joppe vorübergezogen seien, und gewiß hätte da sein Sohn einen Gruß herübergeschickt, wenn er sich darunter befunden hätte. War er etwa schwer krank, oder was war sonst der Grund seines Fernbleibens und Schweigens?

Ribkah suchte den Alten mit den verschiedensten Möglichkeiten zu trösten, glaubte aber im Grunde selber nicht an das, was sie vorbrachte, sondern wurde im Gegenteil von Tag zu Tag stiller und trauriger. So war bald die Sonne und das Leben aus dem kleinen, sonst so traulichen und fröhlichen Hause in Gupnah verschwunden und trübes Schweigen dafür eingekehrt.

Wenn Ribkah es früher sich selber nicht gestehen wollte, daß sie den Sohn ihres Wolthäters und Herrn liebte, so wußte sie es jetzt um so gewisser. Und bei allem Leid kam es wie süßer Trost über sie, als eines Tages Talmai sie unter

Seufzen anblickte und sagte: „Du armes Kind, wie hat er dich so lieb gehabt! Es muß ihm etwas zugestoßen sein, daß er nicht kommt, da wo doppelte Liebe ihn grüßt.“

Weinend warf sie sich auf diese Worte in überwallendem Gefühl dem guten Alten an die Brust. Doch nachher, als sie wieder ruhiger war, kam eine solche starke Sicherheit über sie, als ob sie einer inneren Kraft sich bewußt wäre, den Geliebten aus irgend einer großen, ihr selbst noch unbekannten Gefahr zu erretten.

Die zehrende Ungewißheit sollte nicht mehr lange dauern. Denn in Jerusalem war wieder einmal eine ägyptische Botschaft eingetroffen, und der erste, der sich an die kleine Karawane, noch ehe die Leute abgestiegen waren, heranmachte, war Kaleb, der Bruder Talmai's.

„Wo ist mein Neffe Nathanael, den sie früher Nathan-Baal nannten? Und was ist ihm zugestoßen, daß er nicht mehr von seinem Herrn nach Kanaan gesandt wird? Braucht ihn der Pharao etwa zu Dienstleistungen, die noch mehr Vertrauen als seine bisherigen erfordern?“ so lautete seine Frage an die Ägypter.

„Hast du noch nicht gehört, daß er schon über ein halbes Jahr im Gefängnis sich befindet?“ wurde dem wie betäubt dastehenden Kaleb erwidert. „Die Leute, die er das letztemal nach Ägypten geleitete, wurden bei Gaza ausgeraubt, und er selbst leicht verwundet, so daß er in Gaza bei seinem Gastfreund, dem würdigen Ägypter Antuf, sich verpflegen lassen mußte, während die anderen einstweilen weiterreisten. Da wurde nun auch ein kostbares Armband vermißt, ein Geschenk des Königs von Mitanni an den Pharao. Sofort lenkte der verschlagene Minäer Ghamid, der von jeher deinem Neffen gern eine Falle gelegt hätte, den Verdacht auf den unfreiwillig Zurückgebliebenen; man ritt ihm entgegen und fand in der That das Armband bei dem Unglücklichen. Seither sitzt er gefangen, doch erst neulich hörte ich, daß der freundliche Kerkermeister schwören möchte, Nathanael sei unschuldig; und auch gar manche in Ägypten, die ihn kennen, vermuten, der Minäer habe das Armband bei seite geschafft gehabt und den den Nathanael verhaftenden Beamten bestochen, so daß der aussagte, bei ihm es gefunden zu haben. Doch da das niemand beweisen kann, bleibt leider der Arme bis auf weiteres gefangen, und da ist nur zu wünschen, daß er nicht eines schönen Tages den Ebräern, die seit des Hyksos-Fürsten Rê-ian Tagen im Lande Gosen siedeln und jetzt dort Steine schlagen und Ziegel brennen müssen, beigesellt oder gar mit nach den Bergwerken der Sinaihalbinsel abgeführt werde.

Kaleb war aber ein zu klarer Kopf, um sich durch diese betrübende Nachricht lange betäuben zu lassen. Vielmehr galt es wenn irgendwo, so hier und wenn irgendwann, sofort zu überlegen und zu handeln. Und da hatte er denn auch schon wenige Stunden nachher einen klugen Plan ersonnen, den er vor allem auf das Interesse, das Abdi-taba seit längerer Zeit für Nathanael an den Tag legte, und auf die Milde und Güte dieses ehrwürdigen Greises baute. Und erst, wenn

er Abdi-taba seine Gedanken dargelegt und der, woran Kaleb kaum zweifelte, auf dieselben einging, wollte er seinen Bruder, den Vater des unglücklichen jungen Mannes, von dem Geschehenen benachrichtigen, um so das Niederschmetternde seiner Mitteilung gleich durch die tröstende Aussicht auf mögliche Rettung abschwächen und mildern zu können.

Kaleb hätte keine glücklichere Idee haben können, als vertrauensvoll seinem Herrn, der seinen Unterthanen ein väterlicher Freund und Berater war, die ihn bekümmernde Angelegenheit vorzutragen. Dabei kam ihm noch etwas, von dem er nichts gewußt hatte, zu statten, nämlich daß Abdi-taba seit seinem letzten Schreiben an den Pharao ernstlich im Sinn hatte, den Nathanael ganz nach Jerusalem zu ziehen und bei nächster Gelegenheit dem Pharao diesen seinen Wunsch auszusprechen.

Mit einem inbrünstigen Gebet auf den Lippen betrat Kaleb auf der Burg die einfache und schmucklose Halle, in der der betagte Priesterfürst täglich die Anliegen und Wünsche der Seinen anzuhören gewohnt war. Den Würdigsten aus ihrer Mitte zu diesem hohem Amte zu wählen, so war es seit vielen Jahrhunderten in Jerusalem Sitte; aber seit des frommen Melki-ßedek Tagen hatte kein Würdigerer diesen nicht von Erbfolge abhängigen Thron innegehabt als Abdi-taba.

Sowie der König den Kaleb erblickte, ging er ihm segenspendend entgegen und fragte ihn liebevoll nach der Ursache des Kummers, der heute auf seinen Zügen zu lesen sei. Dies Übermaß von Güte rührte den also Angeredeten so sehr, daß der sonst so starke Mann nur langsam und mit von Thränen unterbrochener Stimme dem edlen Fürsten die Geschichte Nathanael's erzählen konnte.

Auch Abdi-taba war sofort fest überzeugt, daß hier einen Unschuldigen schweres und unverdientes Geschick betroffen.

„Sei nur getrost, mein Sohn,“ so sprach er mit herzgewinnender Freundlichkeit zu Kaleb, „und beruhige vor allem den braven Talmai. Mit Gottes des Höchsten Beistand soll es uns gelingen, den Sinn des Pharao zu bewegen. Ich selbst will ihm die Freilassung Nathanaels zur dringenden Pflicht machen und bin der sicheren Hoffnung, daß er, dem ich ohnehin dieser Tage einen kleinen Dienst leisten konnte, mir diese Bitte schon deshalb nicht abschlagen wird. Aber es soll auch von euerer Seite etwas geschehen, das Herz des Pharao zu rühren. O daß doch dem Nathanael die Mutter noch lebte, so sollte sie wohl behütet und beschützt mit meinen Boten die Reise nach Ägypten machen, um dort durch einen Fußfall vor dem von Frauenthränen leicht erweichten Herrscher vielleicht noch schneller zu erreichen, was ich durch meine Worte möglicherweise nur anbahne und vorbereite. So aber übertrage ich dir, o Kaleb, dies Botenamt; Talmai ist zu alt, um so weit noch mitzuziehen, doch du, welchem Nathanael von jeher wie ein eigenes Kind teuer gewesen, wirst ebenso wirksam die Sache des Unschuldigen vertreten. Bringe nun tröstende Worte dem betrübten Vater, und dann, wenn du von Gupnah zurückgekehrt bist, erwarten dich meine Leute schon reisegerüstet vor dem Thor. Zieh' hin in Frieden!“

Mit erleichtertem Gemüte verließ Kaleb die Burg und pries Gott um einen solchen Vater des Volkes. Aber nun war es seine Pflicht, ohne Verzug zu seinem Bruder zu eilen, damit der nicht mittlerweile vielleicht gar entstellte oder übertriebene Kunde vom Unglück des Sohnes bekäme, was ohne die beruhigende Hoffnung baldiger Rettung, die er jetzt in Aussicht stellen konnte, sonst leicht der Tod des alten Mannes werden konnte.

Talmai war wie gebrochen, trotzdem ihm der Bruder aufs schonendste und nur nach und nach das Vorgefallene mitteilte. Doch sein Gottvertrauen verließ ihn auch jetzt nicht, und er sagte leise vor sich hin: „Noch hast du mir ihn nicht genommen, o Gott. Dein Name sei gelobt! Und du bringst seine Unschuld noch an den Tag, daß ich nicht bei meinen weißen Haaren solche Schmach ins Grab nehmen muß. Wie sehe ich noch heute vor mir die treuen, keines Falschen fähigen Augen meines Sohnes! Und da konnten sie ihm den Schimpf anthun und ihn solchen Diebstahls fähig halten. Aber Gott sei Dank, daß auch in Ägypten nicht alle so Böses glauben. O mein Sohn, mein armer, armer Sohn!"

Während so die Brüder beisammen saßen, der eine klagend, der andere tröstend, kam Ribkah, die noch nichts wußte, mit Früchten und Gemüse von den Gärten zurück, um dem geliebten Pflegevater das einfache Mahl zu bereiten. Totenblässe bedeckte ihr liebliches Gesicht, als sie die beiden Männer in solcher Verfassung beisammen sitzen sah. Die bloße Anwesenheit Kaleb's und die kummervollen Züge Talmai's sagten ihrem ahnenden Herzen sofort mehr als Worte, daß Nathanael ein Unglück zugestoßen. Und als Kaleb einen Augenblick hinausging, folgte sie ihm auf dem Fuße und hörte thränenlos, aber verstörten Blickes die traurige Kunde. Aber kaum hatte sie weitervernommen, daß Kaleb nach Ägypten wollte, so umklammerte sie seine Füße und beschwor ihn flehentlich, sie mitzunehmen.

Da fiel es Kaleb, der zuerst sich den tiefen Schreck des Mädchens nicht recht erklären konnte, wie Schuppen von den Augen, und er dachte der Worte Abdi-taba's, wie gerade die Fürbitte eines liebenden Weibes am ehesten des Pharao Herz erweichen könnte.

„Stehe auf, mein Kind! Sowie wir für die Pflege Talmai's, der er jetzt nötiger als vorher bedarf, Ersatz gefunden, will ich deine Bitte überlegen," so sprach Kaleb zu ihr, die darauf, endlich Thränen findend, unter Schluchzen erwiderte: „Meinst du, ich hätte vorher je daran gedacht, Talmai zu verlassen? Aber ich weiß es bestimmt, ich bringe ihm, wenngleich ich nur ein schwaches Weib bin, seinen Sohn zurück. Eine höhere Stimme sagt es mir deutlich. Auch habe ich noch einen Bruder, der sich auf alle Garten- und Hausgeschäfte versteht; der dient unserem uns freundlich und wohlgesinnten Nachbar und wird leicht von diesem die Erlaubnis erhalten, auf einige Zeit herüben helfen zu dürfen. O du guter, lieber Kaleb, nimm mich mit!"

„Aus dieser Jungfrau redet die treueste und heißeste Liebe," sagte sich Kaleb. „Wer weiß, ob Gott nicht durch sie uns mehr ausrichten läßt als durch alles Andere. So sei es denn, und ich hoffe Talmai bald zu dem gar nicht so unaus-

führbaren Plan überredet zu haben," sprach er für sich, und fuhr dann plötzlich, wie um sich noch vollends von der Richtigkeit seines Eindrucks zu vergewissern, zu Ribkah gewendet fort:

„Und du, o Mädchen, liebst du Nathanael?"

Tieferglühend nickte sie fast unmerklich mit dem Haupte und sprach:

„Auch wenn ich für immer die niedersten Magddienste in Ägypten verrichten müßte, und ich könnte dadurch die Freiheit Nathanael's erkaufen, so wäre mir dies nicht zu teuer; ja, mein Leben ließe ich willig und gern, um nur das des geliebten Freundes zu retten!"

Das genügte Kaleb, da er daraus deutlich ersah, wie tief und rein die Liebe dieses Mädchens war.

„Du sollst mit, so viel an mir liegt, meine Tochter! Nur teile hier im Orte niemandem mit, wohin wir gehen", mit diesen Worten verließ er sie, um nun sofort zu seiner Absicht, mit Ribkah unter der Bedeckung kanaanitischer Bewaffneter und im direkten Auftrag Abdi-taba's selbst nach Ägypten zu ziehen, Talmai's Zustimmung sich zu holen. Die bekam er denn auch nach nicht langer Überredung von dem ob solcher Hingebung dankbar gerührten Greise.

Bereits am Tage darauf küßte und segnete Talmai seinen Bruder Kaleb und sein Pflegetöchterlein Rubêkah zum Abschied: „Gott der Höchste sei mit euch und mit euerem Vorhaben und erweiche des Pharao Herz, daß ich bei euerer Rückkehr meine Lust schaue und wir zu viert die Gnade des Allbarmherzigen preisen!"

In diesem Augenblick trat die Sonne, nachdem kurz vorher ein erquickender Regenguß gefallen, siegreich aus den Wolken hervor und zauberte den schönsten Regenbogen an den Himmel. Getröstet und beglückt nahmen Talmai und die Scheidenden dies als sichtbares Zeichen des Höchsten und beugten ehrerbietig die Kniee vor seinem huldreichen Walten.

Wie ein Fürstenkind, so sicher und behaglich ritt Rubêka von Jerusalem auf einer weißen Eselin inmitten ihrer sie ritterlich schützenden Begleiter. Aber ihre sonst so aufgeweckten und munteren Blicke sahen nicht viel von der schönen Umgebung, die ihr unter anderen Verhältnissen neu und reizvoll erschienen wäre, denn ihre Gedanken waren vorausgeeilt zum Geliebten, dessen Befreiung das einzige Ziel ihrer Hoffnung und Sehnsucht bildete.

So verging ihr in Sinnen und Planen schnell der Weg bis Gaza, wo ein Zufall bei demselben Antuf, der acht Monate vorher den Nathanael verpflegt hatte, die Karawane Halt machen und einkehren ließ.

Der stand nämlich eben vor seinem Hause, als die Kanaanäer vorüberritten, und da ihn die Ähnlichkeit Kaleb's mit Nathanael, von dem er seither nichts mehr gehört hatte, an letzteren erinnerte, so fragte er einen der Leute, ob das etwa der Vater seines jungen Freundes wäre; zugleich bat er, Grüße an Nathanael zu bestellen. Da gab denn ein Wort das andere, bis er zu Kaleb selbst geführt wurde und bald die ganze schmerzliche Geschichte wie auch den Anlaß dieser Reise aufs genaueste wußte.

Zuerst war Antuf sehr betroffen über das Schicksal Nathanaels', aber dann glitt statt mitfühlender Trauer ein Strahl von Freude über sein Antlitz, und er lud Kaleb und die Seinen warm ein, bei ihm einzutreten, da er Glück und Erfolg verheißende Mitteilungen ihnen zu machen hätte. Ja, wenn sie bis zum andern Morgen unter seinem Dache verweilen wollten, so würde er sich selbst aufmachen, sie bis zur Residenz des Pharao zu begleiten.

„Als Nathanael, nach etwa achttägigem Aufenthalt wieder genesen, seine Weiterreise antreten wollte, verplauderten wir — so begann der biedere Ägypter — noch mehrere Stunden vertraulich mit einander in der Abendkühle auf dem offenen Söller meines Hauses, und er, den ich in jener Woche immer lieber gewonnen hatte, schüttete mir da sein ganzes Herz aus. Zuerst sprach er mir von einer holden Jungfrau, der er sein Herz geschenkt und der zu Liebe er sobald wie möglich den Hof des Pharao verlassen wolle, um mit ihr in seinem bei Jerusalem gelegenen Heimatthale einen eigenen trauten Herd sich zu gründen“ — hier fing Ribkah halb in seliger Freude und halb in sehnendem Schmerz still zu weinen an —; „dann (so fuhr Antuf fort) erzählte er mir von dem Neide des Minäers Ghamid, wie schon seit lange ein ihm unerklärliches Gefühl der Bangigkeit und der Furcht vor diesem Menschen ihn beschleiche, und wie er glaube, daß nun Ghamid den Reiseüberfall gegen ihn beim Pharao ausnützen werde, denn er hätte ja allerdings in Dunip die Syrer bewogen, über Jerusalem statt über Joppe zu ziehen, und trage so mittelbar mit Schuld, daß die Beduinen den reichen Schätzen der mesopotamischen Gesandtschaft aufgelauert. Endlich aber zeigte er mir ein kostbares Armband, welches sein sicherer Talisman gegen alle derartigen Verleumdungen sein werde. Denn dieses prachtvolle Kleinod, das der König von Mitanni dem Pharao durch seine Boten sandte und dessen der König in dem schon an den Pharao vorausgesandten Schreiben besonders Erwähnung gethan, sei so gut wie verloren gewesen, aber nachher von ihm, dem durch eine Angabe des sterbenden Syrers Arzchuli geleiteten, mit Hilfe eines Hirten auf wunderbare Weise wiedergefunden worden. Wenn nun der Pharao, der ja aus dem Briefe schon auf den Verlust des Armbandes schließen müsse, ihn als teilweise an dem ganzen Überfall schuld ungnädig empfangen sollte, so würde, und hier leuchteten seine ehrlichen Augen in kindlicher Freude mir entgegen, dies Armband und die Geschichte von dessen Auffindung bald alle Wolken von des Pharao Stirn zerstreuen. Und nun, ihr Freunde, und du, holde Ribkah, seid getrost! Denn der Brief eures Fürsten Abdi-taba, euer Fußfall und dazu die erwünschte Aufklärung, die ich als endgültigen Beweis der Unschuld Nathanael's dem Pharao geben werde, das alles bürgt mir sicher dafür, daß der so viel Geprüfte die längste Zeit im Gefängnisse gesessen und bald nach unserer Ankunft frei und mit Ehren überhäuft den Heimweg mit uns antreten wird.“

Auch Kaleb und den übrigen Anwesenden liefen jetzt die hellen Freudenthränen über die Wangen, sodaß Antuf selber ganz bewegt war, und die Umarmung Kaleb's mit einem herzlichen Kuß erwiderte — eine Freundschaftsbezeugung, die sonst zwischen Ägyptern und Kananäern, auch wenn sie Gastfreundschaft

verband, nicht herkömmlich war. Aber in solchen Augenblicken durchbricht das überwallende Gefühl die steife Sitte, und vor der Sprache des Herzens verstummen die Gebote der Gewöhnung.

Aber noch war es kein lauter Jubel, welchem sich die Freunde Nathanael's hingaben, sondern nur erst freudig stille, wenn gleich siegesgewisse Hoffnung. Diese Stimmung beherrschte denn auch die weitere Reise, die durch die Wüste und das reichbevölkerte Land Gosen und an den fruchtbaren Nilufern entlang ging. Noch hatte Rubêkah vor froher Erwartung, in die sich bisweilen doch noch Anwandlungen von Zaghaftigkeit mischten, und vor begreiflicher Erregung keine rechten Augen für die Größe und Schöne der Landschaft, die niegesehene Pracht der Tempel und Paläste, an denen sie vorüberzogen, und die neuen Eindrücke, die hier jedem andern zum ersten Male von Palästina kommenden Naturkinde überwältigend sich aufgedrängt hätten.

Endlich war nach langer Reise die ägyptische Residenz glücklich erreicht, und schon am folgenden Tage sollten Kaleb, Ribkah und Antuf in feierlicher Audienz (denn Kaleb war der Überbringer eines königlichen Briefes) vom Pharao empfangen werden.

Noch nie war von allen so ungeduldig die Nacht erwartet worden als diesmal; doch auch die ging vorüber, und glückverheißend erhob sich am andern Morgen das leuchtende Tagesgestirn über dem Hause, wo sie abgestiegen waren, über dem ganz in der Nähe befindlichen Palast, den schimmernden Tempeln und — dem einsam draußen liegenden Gefängnis. Immer höher stieg die Sonne, und die Stunde der Audienz war gekommen.

Schon nahte sich die kleine uns bekannte Gesellschaft, von königlichen Dienern abgeholt, dem Palaste.

Das Herz klopfte der sonst so mutigen Jungfrau fast hörbar, als sie tief verschleiert dem Kaleb und seinen Begleitern in den Thronsaal folgte. Der Pharao mit den leidenden Zügen, die seit den letzten acht Monaten noch mehr als vordem auffielen, winkte, als er Gesandte seines Freundes Abdi-taba vor sich sah, ihnen mit eigener Hand, sich zu erheben und ihres Auftrages sich zu entledigen. Und merkwürdig, wie eine Erlösung von drückendem Banne flog es aufheiternd und befreiend über Napchu-Rêa's Antlitz, als die für Nathanael's Unschuld sich einlegenden Worte des Briefes verlesen wurden. Nur die Erinnerung an das Armband drängte sich noch einen Augenblick dazwischen, bis auch hier der Schluß des Briefes eine andere Möglichkeit an die Hand gab, an die der Pharao, durch Ghamid in seinen Gedanken abgelenkt und irregeleitet, früher nie ernstlich gedacht hatte. Aber immer blieb es noch Sache des Gefühls und des bloßen Eindrucks, ob er Nathanael wirklich für schuldlos halten dürfe, und fast hätte er in diesem Augenblick das wiedergefundene Armband selbst willig hingegeben für auch nur eine einem Beweise gleichkommende Entlastung des einst so geliebten Dieners.

Da hielt Kaleb die Zeit für gegeben, Rubêkah vor die Stufen des Thrones zu führen; und indem sie sich vor dem Sonnenkönig auf den Boden warf und, daß ihre Stimme ungehindert zu den Ohren des Pharao dringe, den Schleier

halb zurückschlug, begann sie mit klagenden Worten und unter Thränen die Unschuld dessen, der ihr das Liebste auf Erden war, zu beteuern und den Pharao um Gnade für ihn anzuflehen.

„Und statt meiner," so schloß sie, „die ich ein schwaches Weib und nicht der Rede gewohnt bin, mögest Du nun, o erhabenster Herscher, zur Bekräftigung dessen, was ich von Nathanael gesagt, noch das Zeugnis Deines Unterthanen Antuf, der mit uns von Gaza hergekommen, huldreich anhören! Dann harren wir ehrfurchtsvoll Deiner Entscheidung."

Schon war der durch die liebliche Erscheinung Rubêka's und ihr kindlich rührendes Flehen tief bewegte Pharao entschlossen, den Befehl zu zeitweiliger Befreiung Nathanael's geben zu lassen, um ihm Gelegenheit zu gewähren, am anderen Tage sich selbst zu verteidigen, als Antuf vorgerufen wurde und in einfachen, aber beredten Worten alles das erzählte, was ihm seinerzeit Nathanael in Gaza vor seinem Weggehen mitgeteilt hatte.

Keine liebere und frohere Kunde hätte dem Pharao werden können, als die eben aus Antuf's Worten hervorging. Denn ihr kurzer, aber bedeutungsvoller Inhalt war, daß der, an dessen Verrat er ohnehin nie recht hatte glauben können, nun völlig gerechtfertigt vor aller Augen dastand. Zugleich aber kam ein Gefühl der Scham und Reue, wie er es noch über keine seiner Handlungen empfunden, über den sonst so stolzen Pharao, und es war nur natürlich, daß sich diese löbliche, aber doch für einen Herrscher nicht recht ziemende Regung bald in um so kräftigeren Groll gegen den Urheber jenes beschämenden Verdachtes umwandelte.

Aber zunächst bezwang sich der Pharao und ließ sich weder die übergroße Freude, die sein Inneres erfüllte, noch die daneben aufwallende Reue und den Zorn über Ghamid's Verleumdung anmerken. In ernster Milde entließ er die Boten Abdi-taba's mit der Versicherung seiner besonderen Huld und mit der Aufforderung, sich so schnell wie möglich der Person des gerade in Unterägypten abwesenden Minäers zu bemächtigen und ihn, wo er sich auch befinde, in Fesseln zu werfen und hierher in die Residenz zu schaffen.

Eben schickten Kaleb und die Seinen sich an, mit Rubêka den Palast zu verlassen, als ein Diener des Pharao auf sie zutrat und Kaleb und das Mädchen aufforderte, ihn unverzüglich nach dem vor der Stadt befindlichen Gefängnis zu begleiten. Auf welche Weise sie dorthin gelangt sind, hätte später keines der beiden, obwohl der Weg sich lang hinzog, mehr anzugeben vermocht, am allerwenigsten Rubêkah, die vor Freude und Erwartung, den Geliebten vielleicht schon in der nächsten Stunde wiedersehen zu dürfen, nichts sah und hörte von allem, was um sie vorging.

Als sie beim Kerkermeister angelangt waren, hieß der Beamte Kaleb draußen warten, bis Rubêkah auf besonderen Wunsch des Pharao dem gefangenen Nathanael seine morgen erfolgende Freilassung angekündigt hätte. Ehe sich die Jungfrau noch recht fassen konnte, hatte sich die Pforte der geräumigen Halle geöffnet, in welcher Nathanael einen Teil des Tages zubrachte, und Rubêkah stand vor dem Geliebten.

Wie eine überirdische Erscheinung starrte er die an, die er nimmermehr in Ägypten, noch weniger an diesem Orte und in diesem Raume erwarten konnte, und er wollte eben vor Gott, der ihm die Geliebte in einem Gesicht noch einmal schauen ließ, dankerfüllt das Haupt verhüllen, als zwei weiche Arme und der warme Hauch ihres Mundes ihn von der leibhaftigen Wirklichkeit ihrer Gegenwart überzeugten. Denn mit einem Aufschrei war Rubêkah, die auch ihrerseits den Geliebten zuerst wie eine Erscheinung angestarrt, an Nathanael's Brust gesunken, und lange noch hielten sich beide wortlos umschlungen, bis sich die Lippen lösten und Rubêkah im stande war, ihrem Freunde die nahende Befreiung zu verkünden.

Freilich bestand diese Verkündigung nur in den wenigen, mehr herausgestoßenen Sätzen: „Ich bin's wirklich, Deine Rubêkah, und morgen sollst Du frei mit uns diesen Kerker verlassen, der Pharao selbst hat es so bestimmt.“ Und noch hatte Nathanael keine Worte zur Erwiderung oder zu einer der vielen auf ihn einstürmenden Fragen gefunden, als hinter Rubêkah an der halb offenen Thür der Kerkermeister mit Kaleb und dem mit dem letzteren gekommenen Beamten erschien, um jedem Zwiegespräch für heute ein Ende zu machen. Nur Kaleb durfte noch den Neffen umarmen, und dann hatten alle bis auf Nathanael die Halle zu verlassen, die sich jetzt zum letzten Male vor den Augen des noch halb Freudetrunkenen schloß.

Es war für ihn in der That auch ganz dasselbe, ob er die folgende Nacht und den kommenden Morgen nun noch hier im Gefängnis war oder irgendwo draußen in der Freiheit verbracht hätte. Er sah keine Mauern mehr, ja er fühlte nicht einmal deutlich, ob er überhaupt noch festen Boden unter sich hatte, oder ob er schon, der körperlichen Schranken ledig, an Rubêkah's Seite sanft durch die Lüfte schwebe. Ein einziger langer, seliger Traum hielt ihn umfangen, bis wieder die Thür sich öffnete und der Traum, wie es so selten im Leben geschieht, zu noch schönerer Wirklichkeit sich fortsetzte.

Denn da stand nicht bloß der Kerkermeister, der ihn zu seiner Befreiung beglückwünschte und unter Thränen von ihm Abschied nahm, sondern auch Kaleb und Rubêkah mit dem nämlichen Beamten, der beide gestern herbeigeführt hatte. Letzterer hatte den Auftrag, sie nun alle zusammen zum Palast des Pharao zu geleiten. Doch vorher nahm er Nathanael zur Seite, um ihn im Beisein von zwei Schreibern nach der Geschichte der Wiederauffindung des Armbandes zu befragen, damit der mit der Aussage Antuf's, wie zu erwarten gewesen, genau stimmende Bericht im königlichen Archive aufbewahrt werde.

Nachdem diese formale Angelegenheit erledigt war, übergab der Beamte das Protokoll einem Boten, der damit zum Pharao vorauszueilen hatte, und nun traten sie selbst den Weg nach dem Palaste an.

Als sie dort angekommen, war soeben in feierlicher Versammlung den Großen des Reiches die Wiedereinsetzung Nathanael's in alle seine früheren Ehren und die zu vollziehende Gefangennahme Ghamid's, seines Verleumders, verkündet worden.

Kaum war das letzte Wort dieser Proklamation verhallt, als unter lautem Jubelruf Nathanael und Kaleb in den Saal traten, während man zu gleicher Zeit Rubêkah in die Gemächer der Königin führte.

Alsbald entließ der Pharao seine Räte, nahm den der Freiheit und dem Leben Wiedergeschenkten bei der Hand und hieß ihn und Kaleb ihm nun zu Tiji, seiner erhabenen Gemahlin, folgen.

Was nun geschah, war noch nie erhört worden, so lange der ägyptische Thron bestand. Im Beisein der Königin und der schüchtern und doch in bezaubernder Anmut vor ihr stehenden Rubêkah umarmte Napchu-Rêa seinen treuen, so lange unschuldig gefangen gehaltenen Diener; dann eröffnete er dem Kaleb, daß er seines Herrn Abdi-taba Wunsch erfüllt und Nathanael hiermit huldvoll aus ägyptischen Diensten entlasse. „Und nun,“ fuhr er, zu Nathanael gewendet, fort, „ziehe hin mit deiner Verlobten, und damit ihr nie in Unmut der traurigen Zeit deines Gefängnisses gedenket, so soll auf besonderen Wunsch der Königin zu beständigem Andenken an deine Rettung fortan Rubêkah diesen Ring besitzen; der darin funkelnde Edelstein ist dem durch dich wiedergefundenen Armband entnommen und soll dich, so oft du ihn an der Hand deines Weibes erglänzen siehst, an den heutigen Tag erinnern.“

Noch nie war eine fröhlichere Brautfahrt unternommen worden als die, welche unter dem Schutze Kaleb's in den jener Audienz folgenden Tagen nilabwärts zog. Bis Gaza war natürlich der wackere Antuf Kaleb's und des Liebespaares treuer Begleiter. Noch in Gaza, wo in Antuf's Hause kurze Rast gehalten und bewegter Abschied gefeiert wurde, hörten sie, daß den Ghamid, ehe die ägyptischen Beamten seiner hatten habhaft werden können, die göttliche Gerechtigkeit ereilt habe; auf der Flucht sei er an derselben Stelle, wo er einst die Seinen verraten, vom Pferde gestürzt und eines jähen Todes gestorben.

Als endlich die Mauern und Zinnen Jerusalems erreicht waren, da erwartete sie, durch einen nach Gupnah vorausgesandten Boten benachrichtigt, schon vor der Stadt der alte Talmai, der tiefgerührt seine ihm neugeschenkten Kinder in die Arme schloß. Abdi-taba aber, der Priesterkönig, stand, einem Patriarchen gleich, grüßend und segnend unter dem Thore und brachte nach alter, aber sonst nur Fürsten gegenüber geübter Sitte, wie einst Melki-zedek dem Abraham, Brot und Wein den Eintretenden als Labung entgegen.

Aus der Familienchronik von Robert Koch.

Biographische Mitteilungen
von

Robert Biewend,
Bergrat in Klausthal.

Der Verfasser folgender Arbeit, als naher Verwandter mit Koch zusammen erzogen und demselben durch langjährige Freundschaftsbande nahe stehend, glaubte sich der an ihn ergangenen Aufforderung, aus seinen Robert Koch betreffenden Erinnerungen einiges mitzuteilen, um so weniger entziehen zu sollen, als über die Jugendzeit des „Bacillenvaters" bislang sehr wenig bekannt geworden und ein wahrer Legendenkreis entstanden ist, welcher nicht bloß dem Mangel an thatsächlichem Material, sondern auch der Verwechselung des Gelehrten mit gleichnamigen bekannten Personen seine Entstehung verdanken mag.

Professor Dr. Robert Koch entstammt einer angesehenen Bergbeamtenfamilie des vormals königlich hannoverschen Oberharzes.

Der Stammvater der Familie, der Schichtmeister und Senator Johann Wilhelm Koch in Klausthal, geboren am 19. Dezember 1730 (in Goslar?) war verheiratet mit Juliane Henriette Hereld aus Klausthal und starb daselbst am 19. Juli 1808. Dessen Sohn Carl Conrad Friedrich Koch, das elfte von vierzehn Kindern, geboren am 23. Mai 1774, verheiratet mit Luise Meine aus Klausthal am 2. März 1813 und gestorben daselbst als Oberbergmeister am 10. Februar 1840, war der Großvater von Robert Koch. Jener hinterließ zwei Töchter und einen Sohn, den Vater unseres Gelehrten. Koch's Vater erblickte am 17. Febr. 1814 in Klausthal das Licht der Welt und verheiratete sich am 19. Sept. 1839 mit einer Verwandten, der Tochter des damaligen Oberfaktors Biewend, Direktors der königlich hannoverschen Eisenhütte Rothehütte im Harz.

Von den vorgenannten Aszendenten Robert Koch's befindet sich niemand mehr am Leben. Der Vater starb als Geheimer Bergrat und Mitglied des königlichen Oberbergamts in Klausthal an Herzlähmung am 6. April 1877; die Mutter war schon vorher, am 13. April 1871, einer Lungenentzündung erlegen. Koch's Vater war ein hochgewachsener, kräftiger, lebhafter und geistvoller Mann von seltener Begabung und rastloser Thätigkeit, welcher, nachdem er seine wissenschaftliche Ausbildung auf der Klausthaler Bergakademie (damaliger „Bergschule") und an der Universität Göttingen beendet, im Jahre 1835 seine Beamtenlaufbahn nach damaliger Sitte von der Pike auf als einfacher Bergarbeiter begann. Im Jahre 1837 zum Untersteiger aufgerückt, gelang es ihm 1838 ein Engagement nach Frankreich auf die Dauer einiger Jahre zu erhalten, welches ihm die Heimführung seiner Braut gestattete. Nach der Rückkehr aus Frankreich im Jahre 1841 ward Koch's Vater wieder in Klausthal als Strossen-Untersteiger[1]) mit wenigen

[1]) „Stroße" = bergmännischer Ausdruck für gewisse Teile eines in Abbau begriffenen Erzganges.

Thalern Wochenlohn angestellt. Inzwischen waren zwei Knaben geboren, und da kein Vermögen vorhanden war, so war die Familie genötigt, sich aufs äußerste einzuschränken, was das Glück des jungen Paares jedoch nicht zu stören vermochte. Zwar rückte Koch's Vater schon 1842 zum Obergrubensteiger auf, aber den wachsenden Einnahmen entsprechend vermehrte sich bald darauf die Familie wiederum durch die Geburt des dritten Sohnes, welcher am 11. Dez. 1843 kurz vor 12 Uhr nachts das Licht der Welt erblickte. Derselbe erhielt die Namen Heinrich Hermann Robert. Nach dem Klausthaler Kirchenbuche soll Robert Koch erst am 12. Dez. kurz nach Mitternacht geboren sein, jedoch ist diese Eintragung eine irrtümliche und angeblich durch ungenaue Anmeldung der Hebamme verursacht. Robert Koch hat daher auch stets den 11. Dezember als seinen Geburtstag festlich begangen. Dem dritten Kinde folgte nun fast alljährlich ein weiteres, bis die muntere Schar auf 11 Söhne und 2 Töchter angewachsen war, von denen 2 Söhne früh wieder starben. Ein Bruder Koch's starb im Jahre 1879 als Bergwerksbesitzer in Mexiko. Es leben somit von Koch's Geschwistern noch neun und zwar — mit Ausnahme eines Bruders — sämtlich verheiratet und mit Kindern gesegnet. Sechs Brüder und eine Schwester haben sich in Nordamerika ein Heim gegründet, ein Bruder ist in die Fußtapfen seines Vaters getreten und lebt in Tarnowitz als Oberbergrat und Bergwerksdirektor, eine Schwester ist in Klausthal an einen Bergbeamten, den Verfasser, verheiratet.

Unendliche Sorge hat den Eltern die Ernährung und Ausbildung der zahlreichen Familie verursacht, welche außer kleinen gelegentlichen Nebeneinnahmen allein auf das Gehalt des Mannes angewiesen blieb und nur dem glücklichen, heiteren und idealistisch veranlagten Temperamente desselben ist es zuzuschreiben, daß die häusliche Sorge ihn nicht dauernd niederzudrücken vermochte. Unablässig bemüht, sich wissenschaftlich und praktisch zu vervollkommnen, stieg er rasch von Stufe zu Stufe. So ward er 1844 als „Einfahrer“ nach St. Andreasberg versetzt und bezog dort vom 1. Oktober 1845 ab an Stelle des bisherigen Wochenlohnes festes Gehalt. Darauf folgte im Herbst 1847 nach einer Bereisung von Belgien, Frankreich und Italien seine Anstellung als Bergamtsassessor am vormaligen königlichen Berg- und Forstamt in Klausthal unter gleichzeitiger Ernennung zum Dozenten an der dortigen Bergakademie, 1853 wurde er zum Bergrat, 1867 zum Oberbergrat und 1872 zum Geheimen Bergrat ernannt. Er war ein Beamter von seltener Tüchtigkeit und weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus bekannt. Sein Rat war überall, wo Bergbau und Hüttenwesen blühten, gesucht, und zahlreiche zur Begutachtung fremder Unternehmungen ausgeführte Reisen führten ihn weit umher. Unvergessen sind die Erfolge seiner Thätigkeit im engeren Wirkungskreise. Das Oberharzer Berg- und Hüttenwesen, welchem er von 1851 bis zu seinem ihn in vollster Schaffenskraft dahinraffenden Tode als Dezernent vorstand, dankt ihm zahlreiche, sehr erhebliche Fortschritte, welche sich auch auf die Unterharzer, Preußen und Braunschweig gemeinschaftlich gehörigen „Communion-Werke“ erstreckten. Diese außergewöhnlichen Leistungen

fanden sowohl durch Ordensverleihungen als durch wiederholte außerordentliche Dotationen von seiten des Staates Anerkennung.

Er war unzweifelhaft ein bedeutender Mann, aber in ganz anderem Sinne wie sein berühmter Sohn. Denn während er seinen Sinn stets auf das Ganze richtete und immer neue Anregungen zu Versuchen und Verbesserungen gab, während er mit glücklichem Geschick bei jeder Frage den Punkt herauszufinden vermochte, an welchem man einzusetzen hatte, um den angestrebten Fortschritt zu verwirklichen, überließ er die Ausführung anderen Personen; diffizile, weit ins einzelne gehende Untersuchungen liebte er nicht. Er war somit als Leiter einer großen Verwaltung so recht an seinem Platze. Nicht ohne Selbstbewußtsein, welches sich jedoch nie in unangenehmer Weise äußerte, war er doch eine fröhliche, liebenswürdige und offene Natur und daher von seinen Untergebenen geachtet und geliebt, wenngleich die bejahrteren derselben durch das stete Drängen zu neuen Fortschritten sich oft mehr in ihrer Bequemlichkeit gestört sahen, als ihnen lieb war.

Um die Erziehung seiner Kinder, welche er herzlich liebte, vermochte Robert Koch's Vater sich nur wenig zu kümmern, da er den größten Teil des Tages seinen Geschäften zu widmen hatte. Seine freie Zeit verbrachte er jedoch gern im Kreise seiner Familie, welche sich entweder abends um ihn scharte, um seinen mit Enthusiasmus vorgetragenen Reisebeschreibungen zu lauschen, oder welche er — allein mit mächtigen, gemessenen Schritten vorauswandernd — in die herrlichen bewaldeten Berge und Thäler der Umgegend führte, um dort bei einem Glase Wein oder einer Tasse im Freien bereiteten Kaffees sich der Natur zu erfreuen. Er war ganz wie sein Sohn Robert ein leidenschaftlicher Naturfreund, aber auch hier zeigte sich der fundamentale Unterschied zwischen Vater und Sohn. Jener liebte die Natur nur im großen und ganzen, eine Fernsicht, ein Wasserfall, eine seltene Beleuchtung konnte ihn enthusiastisch stimmen, besonders in heiterer Gesellschaft und bei einem Glase Wein; der Sohn Robert verstand zwar auch diese Genüsse zu schätzen, aber er betrachtete schon von früher Jugend auf die Natur mit dem Auge des Forschers. Keine Pflanze, kein seltener Käfer oder Schmetterling, kein Mineral, nichts entging seinem suchenden Auge. Glücklich war er dabei, wenn er jemanden fand, dem er seinen Fund zeigen, ihn mit dem Freunde zergliedern und in interessanter und lebhafter Weise zu erklären vermochte. Stets begleitete ihn auf solchen Wanderungen Leunis' Naturgeschichte. Auch das Käferglas, mit Spiritus gefüllt, die Raupenschachtel, Insektennadeln und die Botanisierbüchse pflegten nicht zu fehlen. Viele Anregung fand Robert Koch bei seinem Oheim, dem 1888 in Hamburg verstorbenen Dr. phil. Biewend, welcher, häufig in Klausthal zum Besuche weilend, an diesen Spaziergängen sich zu beteiligen pflegte. Die Kinder des genannten Oheims bildeten dann Robert Koch's aufmerksame Zuhörer, während seine eigenen Geschwister seine naturwissenschaftlichen Neigungen weniger teilten.

Der Mutter lag die eigentliche Erziehung der Kinder neben der Führung des umfangreichen Haushalts ob. Sie war eine kleine, zart gebaute, liebevolle,

kluge und edle Frau von hervorragender Geistesbildung, strengem Pflichtgefühl und unglaublicher Aufopferungsfähigkeit. Sie widmete der Erziehung ihrer Kinder alle Sorgfalt, deren sie fähig war, und war mit Verständnis bemüht, den Charakter-Eigentümlichkeiten derselben Rechnung zu tragen, aber sie litt schwerer als der Vater unter der Not und beständigen Sorge um die Ernährung und das Fortkommen der Kinder. Für diese nahm sie gern jede Entbehrung auf sich und scheute weder Mühe noch Arbeit. Tagelang stand sie mit der einzigen Magd am Waschtroge oder war mit der Ausbesserung der Kleidung beschäftigt. Und dabei fand sie doch noch Zeit, eine ziemlich umfangreiche Korrespondenz in geistreicher Weise zu führen und alle wichtigeren Erlebnisse in eine Familienchronik einzutragen, deren Inhalt dieser Arbeit zum Teil zu Grunde liegt. Oft drohte das Übermaß der Arbeit und Sorge ihren schwachen Körper zu erdrücken, aber ein unerschütterliches Gottvertrauen, die Liebe zu ihren Angehörigen und ihre natürliche Heiterkeit richtete sie stets wieder auf. Freilich blieb ihr wenig Zeit, auf die wilden Knaben erzieherisch zu wirken, und wenn dieselben sich nicht aneinander abgeschliffen hätten und ein angeborenes gesundes Urteil ihnen nicht, wenn auch zum Teil erst nach schweren Kämpfen, den richtigen Weg gewiesen hätte, so würden sie wohl nicht alle brauchbare Glieder der menschlichen Gesellschaft geworden sein. Bei Streitigkeiten der Geschwister untereinander entschied die rohe Kraft, gepaart mit einem gewissen Gerechtigkeitsgefühl, welches jedoch nicht immer zur Geltung kam. Robert Koch besaß eine scharfe Beobachtungsgabe für die Schwächen seiner Geschwister, welche er mit ätzendem Spotte zu geißeln pflegte. Die Entrüstung hierüber führte eines Tages zu einer Lynchjustiz, welcher er seinen Tribut zu entrichten hatte. Jedoch dauerten solche Gewitter nicht lange, sie wirkten luftreinigend und hatten den tiefsten Frieden auf lange Zeit zur Folge. Die Liebe der Geschwister untereinander litt keineswegs hierunter, und in den späteren Briefen Robert Koch's kommt dieselbe, wie die Verehrung für die Eltern und die Anhänglichkeit an das Elternhaus, immer wieder zum Ausdruck. Übrigens hielten die Geschwister äußeren Feinden gegenüber stets fest zusammen, und die Reihe von zehn kräftigen Knaben flößte der kampflustigen Straßenjugend achtungsvollen Respekt ein.

Im Jahre 1854 gelang es Koch's Vater, ein eigenes Grundstück in Klausthal zu erwerben, dasselbe, welches schon den Großeltern Koch's gehört hatte, aber nach dem großen Brande im Jahre 1844, welchem 213 Wohnhäuser, darunter das Koch'sche Besitztum, zum Opfer fielen, in andere Hände übergegangen war. Robert Koch war damals zehn Jahre alt. Das Wohnhaus liegt in einem mit großen Bäumen bestandenen parkartigen Garten, von welchem man eine prachtvolle Aussicht über die immer grünen Wiesen, die tiefblauen Teiche, die schwarzgrünen Fichtenwälder, über Berge und Thäler bis zum Vater Brocken hin, welcher den Blick nach Osten hin begrenzt, genießt. Der geräumige Stall belebte sich bald. Durch seine Stellung war der Vater genötigt, sich Pferde zu halten. Es wurden zwei prächtige Füchse angeschafft; daneben Rinder und Kühe von der edlen Harzrasse, welche mit harmonischem Glockengeläute die duftige, frische Bergluft erfüllten; auch Schweine und Federvieh wurden gehalten zum Jubel

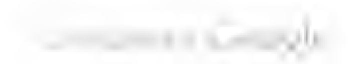
der an den Tieren und an den Schlachtfesten sich erfreuenden Jugend. Hund und Katze durften gleichfalls nicht fehlen! Dazu richtete sich Robert Koch ein Aquarium ein, welches mit Pflanzen, Fischen, Amphibien &c. versehen ward. Zahlreiche lebende Singvögel aus den Wäldern des Harzes kamen hinzu, Mäuse wurden gefangen und gezähmt, Tiere aller Art wurden getötet, um sie ihres Felles zu berauben. Das Abhäuten derselben, namentlich der Feldmäuse, Maulwürfe und Katzen, ließ Robert Koch sich nicht nehmen. Die Katzen waren seine besonderen Feinde, da sie in dem unter seiner Obhut befindlichen Federvieh sowie den Singvögeln des Gartens arge Verwüstungen anrichteten. Dazu kam, daß ein jüngerer Bruder, im Begriffe ein von der Katze davongetragenes, ängstlich schreiendes Küchen zu erretten, beim Überspringen des Gartenzaunes den Arm brach. Jetzt ward den immer mehr überhandnehmenden, meist herrenlosen Katzen blutige Rache geschworen. Es wurde eine Falle gebaut, welche heimlich — der Vater durfte von diesem Feldzuge gegen die Katzen nichts wissen — im Gebüsche des Gartens Aufstellung fand. Die lebend gefangenen Katzen ließen wir — Robert Koch und der ihm gleichaltrige Verfasser — in einen Sack gleiten, welcher sofort zugebunden ward.

Vorsichtig ward der Kopf der Katze in eine Ecke des Sackes gebracht, dann die Schlinge eines Strickes darüber geworfen, und in wenigen Minuten war das Tier stranguliert. Nun erst zeigte sich, beim Öffnen des Sackes, wie das gefangene Tier aussah; zur Beruhigung unseres Gewissens fanden wir jedoch unter zwölf hintereinander gefangenen Katzen nicht eine, welche uns als einem der Nachbarn gehörig bekannt gewesen wäre. Die Tiere wurden noch warm abgehäutet, die Felle dem Gerber übergeben und schließlich in Gestalt einer daraus gefertigten warmen Pelzjacke der Mutter zu Weihnachten geschenkt. Aus einer der Katzen versuchte Robert Koch ein Skelett herzustellen; sie wurde zu dem Zwecke ausgenommen und gekocht; natürlich konnten wir es uns nicht versagen, das köstlich duftende Fleisch des Dachhasen auf seine Schmackhaftigkeit zu prüfen. Trotz des unleugbaren Wohlgeschmacks ließen wir es jedoch bei diesem einen Versuche bewenden. Überhaupt pflegten wir die gefangenen und getöteten Tiere gern zu kosten. So wurden unzählige Froschschenkel gleich im Felde am Spieße gebraten und mit der Haut als Delikatesse verzehrt. Dabei durften in der Asche desselben Feuers geröstete Kartoffeln nicht fehlen. Auch zum Genusse von gebratenen Heuschrecken wurden wir durch die biblische Geschichte angeregt, sie mundeten uns indessen nicht sonderlich. Wohlschmeckender schien uns das Bruststück der Maikäfer, welches wir im Geschmack mit der Haselnuß verglichen. Eifrig wurden Raupen gesucht, Schmetterlinge und Käfer gefangen und den Sammlungen einverleibt. Auch das Herbarium wurde nicht vernachlässigt.

In dem herrlichen Garten tummelten wir uns früh und spät. Die wildesten Spiele wurden gespielt, kein Baum war uns zu hoch, kein Zaun zu schwer zu übersteigen. Gefahren kannten wir nicht, sie reizten uns nur. Natürlich ging es da ohne Verletzungen nicht ab. Auch Robert Koch hatte das Unglück, einmal

den Arm zu brechen, welcher ihm jedoch von dem tüchtigen Bergchirurgen tadellos wieder angeheilt wurde. Die Sorge der Eltern um die Ernährung und Kleidung der zahlreichen Kinderschar drückte uns nicht. Wir empfanden keinen Mangel und nahmen daher die Klagen der Eltern, soweit wir davon hörten, nicht allzu tragisch. Des Morgens erhielten wir ein Stück Schwarzbrot ohne Butter und eine Tasse vorzüglicher Milch. Zum Frühstück und nachmittags gab es Schwarzbutterbrot oder trockenes Brot mit Äpfeln. Mittags gab es nur zwei bis dreimal wöchentlich Fleisch, dessen Mangel an den übrigen Tagen durch Hülsenfrüchte oder Milchsuppen, Buchweizen-, Roggen- oder Weizenbrei ersetzt wurde. Abends ward Butterbrot mit Käse, oder Brot mit süßer Milch, häufig auch abgerahmte dicke Milch mit Brot gegeben. Weißbrot gab es nur am Sonntag Morgen. Zucker, Kaffee und Thee kannten wir nur dem Namen nach. Ebenso einfach wie die Ernährung war die Kleidung. Unterzeug, Überzieher, Schirme und Gummischuhe waren streng verpönt. Im Sommer bis weit in den rauhen Gebirgswinter hinein trugen wir kurze blaue leinene Jacken und leinene Hosen. Letztere wurden im Winter durch graubraune Manchesterhosen ersetzt. Da die Kleidung sich stets von den Älteren auf die Jüngeren vererbte, so saß sie manchmal recht wunderbar, während der eine mit zu kurzen Ärmeln und Hosen lief, umschlotterten den anderen die eben erst vom älteren Bruder erhaltenen Sachen, in welche er noch hineinwachsen sollte. Einen ganz eigenartigen Anblick boten die herabhängenden Hosenböden, welche immer zuerst auf der Schulbank durchgerutscht, nicht selten durch beliebige, gerade zur Verfügung stehende Zeugflicken ergänzt zu werden pflegten. Manche Kinder der Subaltern- und Unterbeamten gingen besser gekleidet als die Bergratssöhne, ja heutzutage stellen unsere Dienstboten weit höhere Ansprüche ans Leben als wir dazumal. Und doch waren wir so zufrieden und glücklich wie nur möglich; hierzu trug allerdings das freie, durch Erziehung und Schule kaum eingeengte Leben wesentlich bei, welches wir führten. Die schönsten Erinnerungen knüpfen sich für uns an dieses vielleicht in mancher Hinsicht allzu freie Leben, Erinnerungen, welche so tief in Robert Koch wurzeln, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, später nach dem Tode seines Vaters die Stätte seiner Jugendfreuden in fremden Händen zu sehen. Vierzehn Jahre blieb er seiner Vaterstadt fern, bis es ihm endlich an seinem letzten Geburtstage gelang, das väterliche Grundstück wieder zurückzukaufen. Jetzt war der Bann gebrochen, und mitten im Winter eilte er, den Besitz des Grundstückes anzutreten und die alten lieb gewordenen Erinnerungen an Ort und Stelle aufzufrischen.

Mit der Freiheit im Hause stand der fast völlige Mangel an Schulzucht in dem von Robert Koch besuchten Klausthaler Gymnasium im Einklange. Ein Schulkamerad von ihm hat vor kurzem in der „Täglichen Rundschau“ die wunderbaren Verhältnisse, welche dort herrschten, geschildert, und wenn die Verehrer des humanistischen Unterrichts sich rühmen, daß solche Leute, wie Koch, die Grundlage ihrer Erfolge dem Gymnasium verdanken, so kann man in diesem Falle



wenigstens erwidern, daß Koch nicht infolge, sondern trotz des genossenen Gymnasialunterrichts ein so hervorragender Mann geworden ist. Ich will damit nicht sagen, daß Koch eines jener Genies gewesen sei, denen alles Wissen fast von selbst zufällt. Was Robert Koch erreichte, ist ihm nicht leicht geworden; aber er besaß einen scharfen Verstand, eine eiserne Willenskraft, welche, auf ein bestimmtes Ziel gerichtet, nie erlahmte, und eine Bescheidenheit, welche ihn mit Mißtrauen gegen seine eigenen Leistungen erfüllte und ihn dadurch stets von neuem zu weiterer Thätigkeit anspornte. Die letzterwähnte Eigenschaft hat wesentlich zu seinen Erfolgen mit beigetragen. Wohl wenig Gelehrte hat es gegeben, welche die eigenen Leistungen einer so unerbittlich strengen Kritik zu unterwerfen pflegten, wie Koch. Er hatte die Kritik anderer nicht mehr zu scheuen, da er stets selbst den Wert seiner Entdeckungen durch den Hinweis auf noch vorhandene Lücken, durch die Warnungen vor zu weitgehendem Enthusiasmus herabzusetzen bemüht war. Daher auch das unbegrenzte Vertrauen der Fachgenossen wie der Laien zu Robert Koch. Es ist hier kaum am Platze, auch darauf hinzuweisen, daß dieses Vertrauen noch erhöht wird durch den Umstand, daß Koch nicht eher mit einer Sache hervorzutreten pflegt, bevor er das gesteckte Ziel vollständig erreicht hat. Doch kehren wir zurück zur Schulzeit Koch's.

Es fehlte damals am Klausthaler Gymnasium, in dessen Sexta er Ostern 1851 eintrat, keineswegs an tüchtigen Lehrern, jedoch gelang es einigen derselben nicht, die nötige Zucht aufrecht zu erhalten, und da der altersschwache Direktor in der Regel für die Schüler gegen die Lehrer Partei ergriff, so spielten sich häufig Szenen ab, welche man heutzutage für unmöglich halten würde. Manche Lehrer fürchteten sich ernstlich vor ihren Schülern, und es kam vor, daß der Lehrer, im Begriffe, einen Schüler zur körperlichen Abstrafung aus den Bänken hervorzuzerren, zum Straucheln gebracht und von der Korona weidlich durchgeprügelt wurde. Ich erinnere mich unter anderem, daß eines Tages das Katheder schwarz verhangen und eine Leichenrede auf den zum Unterricht erwarteten Lehrer von einem redegewandten Schüler begonnen wurde. Der Lehrer trat ein und hörte einen Teil der Rede des ihn ignorierenden Schülers voller Entsetzen mit an, sodann stürzte er fort, um den Direktor zu holen. Jetzt galt es, in größter Eile die Ordnung wieder herzustellen, und der Direktor, uns in musterhafter Ruhe und Ordnung vorfindend, machte dem Lehrer noch Vorwürfe, daß er ihn ohne Grund geholt habe. Übrigens war Robert Koch stets ein fleißiger Schüler, welcher sich durch große Lernbegierde auszeichnete und keine Gelegenheit, welche sich ihm bot, seine Kenntnisse zu vervollkommnen, ungenutzt vorübergehen ließ, wobei es ihm ganz gleich war, ob die betreffenden Dinge ihm später praktischen Nutzen bringen konnten oder nicht. Er arbeitete nicht, wie es jetzt leider meist geschieht, um in die folgende Klasse versetzt zu werden und die vorgeschriebenen Examina zu bestehen, sondern er beschäftigte sich mit den Wissenschaften um ihrer selbst willen. Diesem Wissensdurste, welcher Robert Koch schon damals veranlaßte, sich mit allen nur denkbaren Sachen, namentlich aber auch mit den Naturwissenschaften in einer Ausdehnung zu beschäftigen, in welcher sie auf den Gymnasien nicht gelehrt zu

werden pflegen, hat der Gelehrte einen Schatz von Kenntnissen zu verdanken, in welchem ihm nur sehr wenige seiner Fachgenossen gleichkommen und welcher jeden, der Gelegenheit hatte, Robert Koch näher kennen zu lernen, in Staunen zu versetzen pflegt. (Fortsetzung folgt.)

Der Kampf gegen die Feinde der Menschheit.

Von

A. Gottstein.

(Fortsetzung.)

Aus dem gewählten Beispiele sieht man, daß im Grunde von allen wissenschaftlichen Methoden kaum eine einfacher sein kann als die viel gerühmte Technik der Bakteriologie, daß es aber wenige Verfahren geben mag, die mehr Vorsicht, Geduld und Sorgfalt bei der Ausführung beanspruchen. Nach diesem Schema hat die Untersuchung wohl aller Körper, die im Ruf desinfizierender Kraft standen, stattgefunden; die Methode selbst hat nur unwesentliche Veränderungen erfahren, deren wesentlichste die Thatsache ist, daß zur Feststellung der antiseptischen Kraft einer Substanz die Beschaffenheit des Nährbodens, auf dem die Prüfung stattfindet, nicht gleichgültig ist; denn für verschiedene Nährböden ergeben sich oft ganz verschiedene Zahlenwerte, weil das Antiseptikum chemische Umsetzungen mit dem Nährboden eingeht, die seine Wirkung abschwächen. So verliert das Quecksilbersublimat, unser stärkstes Antiseptikum, auf eiweißhaltigem Nährboden einen Teil seiner Wirkung, weil es durch das Eiweiß gebunden wird, ein Umstand, der für die Praxis sehr wichtig ist, denn die Säfte des Körpers sind alle eiweißhaltig.

Man ist mit Hilfe dieses Untersuchungsverfahrens in den Besitz eines schätzbaren Materials gekommen, dessen thatsächliche Feststellungen durchaus nicht stets mit den früheren Annahmen sich decken und welche zur Verwerfung einer Reihe von Substanzen geführt haben, die man früher in der Desinfektionstechnik anwendete. Ohne jede desinfizierende Wirkung auf Milzbrandsporen sind z. B. destilliertes Wasser, absoluter Alkohol, Chloroform, Schwefelkohlenstoff, Glyzerin, Benzoesäure, Salizylsäure, Thymol, Ammoniak, konzentrierte Kochsalzlösung, chlorsaures Kali, Alaun, Borax, Kaliseife. Unvollständige oder langsame Wirkung zeigen Aether, Jod (1%), Borsäure, arsenige Säure (1%), Schwefelwasserstoff, Chinin, Terpentin, Eisenchlorid, Karbolsäure, Kreolin. Rasche und vollständige Wirkung, d. h. Vernichtung der Milzbrandsporen am ersten Tage zeigen Chlorwasser frisch bereitet, Bromwasser 2%, Jodwasser, übermangansaures Kali 5%, Quecksilberchlorid oder Sublimat, letzteres schon in der Verdünnung von 1:1000, Ätzkalk und Chlorkalk.

Während diese Thatsachen mehr für die später zu besprechende Frage der Desinfektion in Betracht kommen, interessieren für das Problem der Heilung

bakterieller Krankheiten vorzugsweise die für die antiseptische Wirkung gefundenen Zahlen. Denn es muß immer wieder betont werden, daß es für die direkte antibacilläre Heilung ausreicht, nur so viel Substanz eines Stoffes in der Blutbahn zirkulieren zu lassen, als zur Verhinderung der Entwickelung, nicht zur vollendeten Abtötung erforderlich ist.

Antiseptische Eigenschaften kommen aber einer ganz außerordentlich großen Menge von chemischen Substanzen zu und zwar sowohl mineralischen wie organischen; namentlich die Gruppe der Schwermetalle, Gold, Silber und Quecksilber, dann die Haloidverbindungen, ferner von organischen Substanzen die Abkömmlinge des Anilins und die ätherischen Öle liefern eine beträchtliche Zahl vorzüglich antiseptischer Körper, welche schon in ganz außerordentlichen Verdünnungen entwickelungshemmend wirken. Die folgende Tabelle mag einige Zahlen der Entwickelungshemmung, gemessen an Milzbrandbacillen und nicht eiweißhaltigem Nährboden, angeben:

Körper	Verdünnung, welche den Beginn antiseptischer Wirkung bezeichnet.
Alkohol	1 : 12·5
Kochsalz	1 : 64
Benzoesaures Natron	1 : 200
Chlorsaures Kali	1 : 250
Chinin	1 : 625
Salizylsäure	1 : 1500
Karbolsäure	1 : 1250
Kaliseife	1 : 5000
Arsenigsaures Kali	1 : 10000
Terpentinöl	1 : 75000
Thymol	1 : 80000
Sublimat	1 : 300000
Dämpfe des Senföl	1 : 3800000

Die stärkste antiseptische Kraft besitzen, d. h. schon in der stärksten Verdünnung wirken entwickelungshemmend die Cyanverbindungen von Gold und Quecksilber, als brauchbare Mittel sind außer den oben erwähnten noch zu nennen die Fluorsalze, die Minerale Jod und Brom im sogenannten Status nascens, die Dämpfe von Quecksilber, Jodoform und Chloroform, eine Reihe von Anilinfarben, von denen die eine, das Methylviolett, ganz neuerdings unter dem Namen Pyoctanin in die Praxis eingeführt worden ist, der Perubalsam, das Pfefferminzöl oder Menthol, während das sehr ähnliche Eucalyptol zwar als Antiseptikum bekannter, aber viel weniger wirksam ist; ferner eine Reihe Pflanzensäuren wie Essigsäure, Zitronensäure, Ameisensäure, schließlich eine ganze Zahl dem Karbol, oder dem Jodoform verwandter Körper, von denen das Kreosot älteren Datums ist, eine Menge anderer aber, wie das Kreolin, Lysol, Salol, Jodol, Aristol, Jodtrichlorid erst in neuerer Zeit hergestellt worden sind.

Für die Karbolsäure und eine Reihe anderer Stoffe wies dann noch Koch nach, daß sie ihre Wirkung nur bewährten, wenn sie in wässerigen Lösungen

zur Anwendung kommen, daß sie aber in anderer Form, so in der in der Praxis beliebten des Karbolöls, oder in alkoholischer Lösung vollkommen unwirksam sind; es liegt dies daran, daß diese Stoffe zu den genannten Lösungsmitteln eine viel innigere Verwandtschaft besitzen als zu dem Wasser; aber es war mit dieser Entdeckung einer Seite der Wundbehandlung, der Salbentherapie als antiseptischer Methode der wissenschaftliche Boden entzogen; erst der vom Verfasser dieser Zeilen gelieferte Nachweis, daß das Koch'sche Gesetz nur für die in Fetten löslichen Antiseptika gilt, nicht für die wie Sublimat darin unlöslichen, hat der antiseptischen Salbenwundbehandlung ihre theoretische Berechtigung wiedergegeben. —

Nachdem die Forschung bis zu diesem Punkte gelangt war, schien es nur erforderlich zu sein, dem Körper soviel von einem Antiseptikum innerlich zu verabreichen, daß es stets in der nach dem Experiment verlangten Konzentration im Blute kreiste; dann mußte, so durfte man folgern, die weitere Entwickelung der Bakterien im Blute verhindert, die Heilung gelungen sein. Es war also nur festzustellen, ob diese Zahlen, die für den künstlichen Nährboden gefunden waren, auch für den natürlichen Nährboden, den lebenden Körper, Geltung haben. In diesem Sinne machte schon Koch gelegentlich seiner Desinfektionsarbeit Tierversuche. Er spritzte Meerschweinchen eine derartige Menge Sublimat ein, daß sie, auf das Körpergewicht berechnet, antiseptisch wirken mußte, und impfte diese selben Meerschweinchen vor oder während der Vergiftung mit Milzbrand. Alle diese Tiere starben jedoch an den verimpften Bakterien. Koch hielt natürlich mit diesen Versuchen die Frage nicht für abgeschlossen und gab wegen der bisher erhaltenen negativen Resultate die Hoffnung noch nicht auf, daß es möglich sei, unter irgend welchen Verhältnissen in einem mit Milzbrand geimpften Tiere durch den Einfluß antiseptischer Mittel ein abgeschwächtes Wachstum der Milzbrandbacillen zu erreichen oder dasselbe ganz zu unterdrücken.

Und mit ihm waren zahlreiche Forscher bemüht, dasjenige zu erreichen, was eine einfache Forderung logischen Folgerns, als eine selbstverständliche und berechtigte Übertragung bisheriger Erfolge erschien. Ja die Praxis wartete das Ergebnis des Tierversuchs nicht ab, sondern stellte gegen bacilläre Krankheiten, wie besonders Typhus und Tuberkulose, große Versuche am kranken Menschen selbst mit allen Mitteln an, die als antiseptisch wirksam befunden worden waren. Es kam die Ära klinischer Forschung, in der die frühere Unthätigkeit gegen einzelne Krankheiten, wie gegen die Tuberkulose, von einer rastlosen Geschäftigkeit abgelöst und ein Heilungsverfahren durch das andere verdrängt wurde, von denen jedes durch die bacillenvernichtende Eigenschaft des zur Verwendung gelangenden Mittels sich empfahl; es genügte eine Versuchsreihe auf totem Nährboden, um nunmehr die Anwendung auf den erkrankten Menschen zu machen; bald wurde der Maßstab für die Schätzung eines Heilmittels seine bacillentötende Kraft; ja die unfehlbare Bakterientötung wurde jetzt das Aushängeschild für Geheimmittel, und auch Kurorte rühmten die antiseptische Wirkung ihrer Luft. Aber leider ergab die klinische Erfahrung schließlich die Erfolglosigkeit aller dieser Bemühungen; die Mittel, die sich im Reagenzglase vollkommen bewährten, versagten

ebenso vollständig im Körper; von den so äußerst zahlreichen Antiseptika, die in flüssiger Form, als Gase, in Pulverform gegen die Tuberkulose eingenommen, eingeatmet, eingespritzt wurden, hat sich keines halten können; man spricht nicht mehr von den Fluorwasserstoffeinatmungen, von der Kohlensäureeinblasung und allen den Methoden, die noch vor wenigen Jahren kurzes Aufsehen machten; und nur die Behandlung mit dem einen Antiseptikum, dem Kreosot, hat sich halten können, weil ihr eine gewisse Wirksamkeit zukommt; freilich ist aber in diesem Falle bisher nicht entschieden, ob dieselbe auf Entwickelungshemmung der Bakterien oder auf indirekte Wirkung zurückzuführen ist.

Diese Periode des rein empirischen und erfolglosen Herumprobierens am kranken Menschen wurde natürlich bald überwunden, und man forschte den Ursachen nach, aus denen der beobachtete Zwiespalt hervorging. Dem Forscher kann es nicht genügen zu sagen: Der menschliche Körper ist eben kein Reagenzglas; was für den toten Nährboden gilt, versagt im lebenden Gewebe; denn dieses zweifellos richtige und oft gebrauchte Schlagwort ist eben keine Erklärung; die Wichtigkeit des Problems aber beansprucht eine solche. Und so fand man denn bald zwei Ursachen für die widerspruchsvolle Erscheinung. Zunächst stellte sich für eine Reihe von antiseptischen Substanzen heraus, daß sie bei der Einverleibung in den Körper sofort mit den Geweben und Säften desselben derartige feste Verbindungen eingingen, daß ein großer Teil des Mittels am Orte der Einverleibung inaktiv verblieb und im Körper selbst niemals diejenige Konzentration erreicht wurde, die zur antiseptischen Wirkung überhaupt erforderlich war. So erzeugt z. B. Karbolsäure in mäßig starker Lösung Gerinnungen des Gewebes am Eintrittsort, die jede weitere Aufsaugung des Mittels in die Säfte hindert, das Sublimat ändert sich durch das Blutwasser in eine unwirksame Verbindung. Dann sind die schädlichen Bacillen oft, wie die Typhusbacillen im Darm, so dicht in Schleimmassen eingebettet, daß zu ihnen das unveränderte Antiseptikum gar nicht hingelangt. Der zweite Grund ist aber noch wichtiger. Unsere wirksamsten Antiseptika sind starke Gifte, die nicht nur die Bakterien, sondern auch die Zellen des lebenden Körpers vernichten, und zwar ist ein großer Teil derselben für das lebende Gewebe schon in einer viel geringeren Konzentration verhängnisvoll als für die Bakterien. Für die meisten Antiseptika hat einer der verdienstvollsten Forscher auf diesem Gebiete, Behring, die Regel aufstellen können, daß von ihnen ungefähr der sechste Teil der Menge, welche antiseptisch wirkt und daher zur Erzielung der Wirkung dem Tierkörper einverleibt werden müßte, für den Organismus selbst schon tödlich wird. Es ist früher gesagt worden, daß alle Mittel, welche die gesunde Beschaffenheit des normalen Blutes stören, die Immunität eines Organismus für manche Bakterien aufheben; ein solches Blutgift ist z. B. auch das Sublimat, und in der That gelingt es durch Einspritzungen von schwachen Sublimatlösungen Meerschweinchen für den Bacillus der Hühnercholera, gegen den sie sonst immun waren, zu disponieren, so daß sie ihm jetzt erliegen. Es ergiebt sich also das paradoxe Verhalten, daß unser außerhalb des Körpers stärkstes Antiseptikum bacillären Erkrankungen *innerhalb* desselben sogar Vorschub leisten kann.

Diese Aufklärungen bewiesen zunächst, daß die meisten der bisher bekannten Antiseptika untauglich seien, nicht aber, daß das Problem unlöslich war. Es kam nur darauf an, das ideale Antiseptikum zu suchen, welches von den Geweben nicht zurückgehalten, im Blute gelöst kreisen konnte und welches für die Körperzellen weniger giftig war als für die Bakterien. Daß eine solche Entdeckung möglich war, lehrte die schon erwähnte Beobachtung der Heilwirkung des Kreosots bei der Tuberkulose, welches man ohne Gefahr für den Körper in sehr viel größeren Mengen zu verabreichen lernte als früher. Dazu kam noch eine zweite Entdeckung dieses Zeitraumes. Man kannte schon das Prinzip der Schutzimpfung durch abgeschwächte Kulturen; die Impfung mit einem künstlich weniger virulent gemachten Bacillus schützte gegen die Vergiftung mit dem vollgiftigen. Jetzt fand man, daß diese Wirkung auf die chemischen Produkte der abgeschwächten Bacillen zurückzuführen war, die, auch wenn sie von allen Bacillen befreit eingespritzt wurden, die gleiche Schutzkraft bewährten. Also lag auch hier ein entwickelungshemmender Vorgang vor, der durch chemische Beeinflussung des Körpers ermöglicht wurde.

Da trat ein Zwischenfall fast dramatischen Charakters ein, der den bisher gewonnenen Standpunkt völlig zu erschüttern drohte, der sogenannte Jodoformstreit. Das Jodoform, welches wegen seiner giftigen Eigenschaften schon einmal Anlaß zu tieferen Diskussionen gegeben hatte, ist eines unserer bewährtesten Heilmittel, es ist für die Chirurgie unentbehrlich zur Beseitigung und Verhinderung von Faulfiebern, es hat sich außerdem als äußerst hilfreich zur Vernarbung der sogenannten chirurgischen Tuberkulosen, der tuberkulösen Erkrankungen von Knochen und Gelenken erwiesen. Es ward stillschweigend vorausgesetzt, daß dieses gegen bakterielle Erkrankungen so erprobte Medikament nun auch ganz bedeutende antiseptische Eigenschaften besäße. Da traten zwei bisher unbekannte dänische Forscher mit der Behauptung auf, daß das Jodoform überhaupt weder desinfizierende noch antiseptische Wirksamkeit hätte, daß man Kulturen mit demselben dicht bestreuen könne, ohne daß sie ihr Wachstum einstellten, und daß auch der Tuberkelbacillus in der Kultur vom Jodoform nicht beeinflußt würde. Diese Mitteilung erregte zunächst einen heftigen Sturm des Widerspruchs, man bezweifelte einfach die Richtigkeit der Methode; als man aber mit kaltem Blute an die Nachprüfung ging, da stellte es sich thatsächlich heraus, daß das Jodoform, eines unserer wirksamsten Antiseptika im Gewebe selbst, überhaupt keine antiseptischen Eigenschaften im Sinne der wissenschaftlichen Definition besitzt. Später wurde freilich auch diese Frage vertieft; es zeigte sich, daß das Mittel in seinen Dämpfen wenigstens für einige Bakterien, wie die der Cholera, verhängnisvoll ist, daß es, an sich ein im Wasser unlösliches Pulver, in den Geweben eine Spaltung erfahren kann, unter deren Einfluß sich das antiseptisch hochwirksame Jod bildet. Vor allem aber wurde vom Jodoform nachgewiesen, daß es mit allen jenen Giftstoffen, welche die Eiter- und Fäulnisbakterien in Wunden bilden, eine feste chemische Verbindung eingeht, wodurch diese Gifte oder Toxine unschädlich werden.

Aber trotz dieser Einschränkung legte die Jodoformfrage einen zweiten Gegensatz zwischen Theorie und Praxis, zwischen Experiment und Erfahrung bloß.

Hatte sich früher gezeigt, daß die außerhalb des Körpers höchst wirksamen Antiseptika im Körper aus mehrfachen Gründen versagten, so fand man jetzt, daß ein im Reagenzglasversuch vollständig oder fast vollständig antiseptisch unwirksamer Stoff im Körper selbst höchst intensive antibakterielle Wirkungen entfaltete, aber nicht durch Entwickelungshemmung der Bakterien, sondern durch Vernichtung der von ihnen erzeugten Gifte. Nunmehr war man sehr zu der Ansicht geneigt, daß die sogenannte innere direkte Antisepsis, das Problem der Heilung, in dem bisher angestrebten Sinne überhaupt nicht möglich, sondern nur auf anderen Wegen zu erreichen sei. Diese Erfahrungen waren so eindrucksvolle, daß sie sogar nicht ohne Einfluß auf dasjenige Gebiet blieben, auf welchem die antiseptische Methode schon von vorbakterieller Zeit her sicher herrschte und unerschütterlich schien vermöge der glänzenden von ihr gezeitigten Erfolge, auf dem Gebiete der antiseptischen Chirurgie.

Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß die moderne Chirurgie ihren staunenswerten Aufschwung neben der Einführung der Betäubungsmittel und der künstlichen Blutleere nach Esmarch vor allem der antiseptischen Wundheilungsmethode nach dem Vorgehen von Lister verdankte. Während früher die Hauptgefahr für alle Verwundeten und Operierten in den sekundären Wunderkrankungen lag, welche zu den leichtesten Verletzungen hinzutraten, die Sterblichkeit der meisten Operationen zu einer enormen machten, andere, wie die Eröffnung der großen Körperhöhlen, überhaupt nicht zuließen, sind jetzt solche Krankheiten aus den Krankenhäusern so gut wie völlig verschwunden; einzelne Formen derselben, wie der Hospitalbrand, kommen überhaupt kaum mehr zur Beobachtung. Es ist gelungen, die Gefahr der Operation durch die Verwundung selbst auf ein Minimum herabzusetzen und somit die kühnsten Eingriffe vorzunehmen, an welche früher überhaupt nicht gedacht werden konnte. Lister ging von der Ansicht aus, die damals noch Hypothese war, daß alle diese Erkrankungen ihre Ursachen in dem Eindringen parasitärer Krankheitserreger fänden und daß sie mit einem Schlage wegfallen müßten, wenn es gelänge diese Erreger von der Wunde fernzuhalten und die in die Wunde eingedrungenen durch antiseptische Mittel an der Entwickelung zu hindern. Auf Grund dieser zwei Forderungen baute er ein sehr kompliziertes, jeden Punkt berücksichtigendes System der Operationstechnik und Wundbehandlung auf; es war erforderlich erstens alle mit der Wunde in Berührung kommenden Gegenstände, die Luft, die Hände und Instrumente des Operateurs, nach Möglichkeit bakterienfrei zu machen; es war zweitens notwendig, die in die Wunde etwa doch eingedrungenen oder in ihr schon vorhandenen Bakterien durch wiederholte Bespülung mit antiseptischen Flüssigkeiten an der Entwickelung zu hindern, und es war schließlich die Wunde durch einen mit antiseptischen Stoffen imprägnierten Verband so von der äußeren Luft abzuschließen, daß durch diesen Verband hindurch niemals Keime in die Wunde gelangen konnten. Das Lister'sche Verfahren war ein recht umständliches und kostspieliges, aber die strenge Durchführung desselben ließ eben jene glänzenden Resultate erzielen und erzeugte jenen Aufschwung, der die Chirurgie unserer Tage kennzeichnet. Dieser Erfolg bildete auch die Be-

stätigung der Ausgangshypothese, daß die Ursache der jetzt glücklich gemiedenen Gefahren in dem Zutritt der Bakterien zu den Geweben und daß die Ursache der Erfolge in der Fernhaltung derselben gegeben sei. Gerade der Triumph der antiseptischen Chirurgie war wohl die Hauptanregung für die bakteriologische Forschung, und auch für das Problem der Heilung innerer bakterieller Krankheiten schwebte als Ideal das bei der Bekämpfung der äußeren Leiden Erreichte vor.

Im Laufe der Jahre wurde dann gar manche Änderung und Vereinfachung des urspünglichen Lister'schen Verfahrens vorgenommen; man erkannte, daß die Hauptgefahr nicht in der Luftinfektion, sondern in der Kontaktinfektion läge, d. h. man fand, daß die Bakterien weniger durch die Luft als durch die Berührung mit unsauberen Händen, Instrumenten, Verbandgegenständen in die Wunden gelangten, und ließ deshalb den Spray fort, jenen Nebel feuchten Karbolwassers, welcher die Luft keimfrei machen sollte und welcher früher das gesamte Operationsfeld berieselte. Man vereinfachte den etwas komplizierten Verband und tränkte ihn mit den verschiedensten Antiseptika, so daß bald jeder Chirurg seinen Lieblingsverbandstoff und bevorzugten antiseptischen Körper hatte. Aber der Grundcharakter der Methode, das antiseptische Prinzip, blieb gewahrt, und die Erfolge blieben mit allen diesen Veränderungen die gleichen guten. Inzwischen machten auch auf diesem Gebiebte die Resultate der bakteriologischen Forschung sich geltend; die Untersuchungen der antiseptischen Kraft chemischer Körper nach der Koch'schen Methode ließen die Hoffnung berechtigt erscheinen, daß man statt der von Lister bevorzugten Karbolsäure, welche durch ihre allgemeine Giftigkeit und ihre lokale Anätzung der Gewebe Mißstände bot, bessere und angenehmere Mittel finden könnte. Es kam die Zeit, in der als Wundantiseptikum das Sublimat herrschte, das in viel stärkerer Verdünnung wirksam war, die Gewebe nicht reizte und viel billiger war, später tauchte eine ganze Zahl neuer Mittel auf, deren antiseptische Wirksamkeit nach den Koch'schen Methoden sicher gestellt wurde. Es war dieselbe Strömung, welche in der inneren Medizin immer neue Antiseptika am kranken Menschen probierte. Aber auch hier folgte der Hochflut der gleiche Niedergang. Alle diese Stoffe hatten mit der Karbolsäure den Mißstand gemein, daß ihre antiseptische Kraft im gleichen Verhältnis zur Giftigkeit stand, sie töteten zwar die Bakterien, aber auch die Körperzellen, und gar mancher Todesfall wurde nicht durch die Operation, sondern durch die Mitwirkung des Antiseptikum herbeigeführt. Schon jetzt war man daran, die zwei Forderungen Lister's auseinander zu halten und nur die eine noch gelten zu lassen, welche die Keime von der Wunde fern halten wollte, nicht aber die andere, welche die Entwickelung derselben innerhalb der Gewebe durch Antiseptika verhindern sollte. Und nun kam der Jodoformstreit mit seinem paradoxen Nachweis, daß ein bei septischen Prozessen unentbehrliches Heilmittel gar kein Antiseptikum im bisherigen Sinne sei, und entschied den Sieg dieser neuen Auffassung über die alte. Seitdem gewinnt in der operativen Technik das aseptische Verfahren die Oberhand über das alte antiseptische Prinzip; man legte den Hauptnachdruck darauf, Keime überhaupt nicht eindringen, die Wunde überhaupt nicht infizieren zu lassen, und verzichtete darauf, die etwaige

Digitized by Google

Entwickelung derselben in der Wunde durch wirkliche Antiseptika zu verhindern. Zu dem Zwecke vertiefte man die Methoden, welche den ersten Zweck verfolgten, welche demnach mehr desinfektorischen Charakters sind, und verzichtete auf die eigentliche Antisepsis. Demnach ist die gegenwärtige chirurgische Technik bei Operationen die folgende. Der Operationssaal, der Operationstisch werden aus solchen Materialien hergestellt, welche durch Desinfektionsmaßregeln leicht bakterienfrei gemacht werden können. Der Operateur befreit vor der Operation seine Hände durch ein Desinfektionsverfahren, das äußerst mühselig ist und von dem eine jede einzelne Prozedur durch mühevolle Untersuchungen ausprobiert wurde, von sämtlichen anhaftenden Keimen, das Instrumentarium wird durch Kochen keimfrei gemacht und vor dem Gebrauch in desinfizierenden Lösungen aufbewahrt. Die Verbandmaterialien werden im Desinfektionsofen keimfrei gemacht, sterilisiert, aber mit keinerlei antiseptischen Stoffe imprägniert. Vor dem ersten Schnitt wird das Operationsfeld, die Haut des Kranken, nach denselben Methoden wie die Hände des Operateurs selbst desinfiziert, wobei natürlich die Anwendung giftiger Antiseptika, wie des Sublimats, unentbehrlich ist; mit dem ersten Schnitt aber hört die Rolle der Antiseptika auf. Die Wunde wird nicht mehr mit antiseptischen Lösungen berieselt; wo eine Abspülung erforderlich, dienen zu diesem Zwecke Lösungen von Kochsalz, die durch Kochen sterilisiert sind; auf die geschlossene Wunde kommt der Verband keimfreier, nicht mit Antiseptika imprägnierter Stoffe, und die Operation ist beendet. Nur in den Fällen, in welchen schon vorher in der Wunde Bakterien waren, wie bei vereiterten Geweben oder chirurgischer Tuberkulose, ist die Anwendung chemischer Stoffe nicht zu umgehen, aber hier kommt das Jodoform zur Geltung, welches gerade kein Antiseptikum ist. Dies ist das aseptische Verfahren, welches in der Chirurgie die ursprüngliche Lister'sche Antisepsis immer mehr verdrängt.

Also auch in der chirurgischen Praxis, der Domäne des antiseptischen Verfahrens, hatte dasselbe gleich wie in der inneren Medizin eine Niederlage erlitten; man verzichtete auch hier auf die Behandlung der Wunde selbst mit antibakteriellen Mitteln, man legte den Nachdruck auf die Erhaltung oder Steigerung der Widerstandskraft der Gewebe, nicht auf die Vernichtung der in den Geweben befindlichen Bakterien, man suchte den Schwerpunkt in der Abwehr, nicht im Angriff, und gab die Anwendung der Antiseptika auf, weil sie zu gefährlich für den zu verteidigenden Körper selbst waren.

Daß aber der Schluß verfrüht war, als ob nunmehr eine innere Antiseptik sich als überhaupt unmöglich herausgestellt habe, das eben lehrt uns die jüngste Mitteilung von Koch über ein von ihm gefundenes Heilmittel gegen die Tuberkulose. Das Ziel also, welches schon als nicht mehr erreichbar, vielleicht nicht einmal des Anstrebens wert erschien, das ist durch seine Entdeckung näher gerückt worden. Noch heute ist in wissenschaftlichen Kreisen die Spannung die gleiche wie zur Zeit der ersten Mitteilung von Koch auf dem Berliner Kongreß, denn wir kennen noch nicht die Entstehung des Mittels; wir verfügen zwar über eine sehr große Zahl von Erfahrungen am Menschen, aber

dieselben sind noch nicht abgeschlossen. Es wird noch eine sehr lange Zeit vergehen müssen, ehe ein solches abschließendes Urteil über die Grenzen der Heilwirkung beim Menschen überhaupt möglich ist, aber gegenüber einigen schon heut vorliegenden absprechenden und verurteilenden Äußerungen, die ebenfalls als verfrüht eine Zurückweisung verdienen, mögen sie auch noch so sehr ihrer wissenschaftlichen Logik sich rühmen, dürfen gewisse Sätze als schon jetzt zu Recht bestehend in den Vordergrund treten. Zunächst ist von dem Koch'schen Heilmittel unanfechtbar erwiesen, daß es tuberkulös gemachte Meerschweinchen heilt und nicht tuberkulöse Tiere immun macht. Dann steht eine Einwirkung gerade auf tuberkulöses Gewebe auch des Menschen mit der Wirkung einer reaktiven Entzündung und eines Absterbens der erkrankten Partie fest. Ob auch beim Menschen, wie beim Meerschwein, eine Immunität erreicht wird, ist bisher durchaus zweifelhaft; ob die durch das Koch'sche Mittel erzielte Einwirkung auf tuberkulöses Gewebe, welche eine lokale Heilung ermöglicht, zugleich auch eine Heilung des Gesamtorganismus und in welcher Ausdehnung herbeiführt, das wird durch die weiteren klinischen Forschungen erst festzustellen sein. Aber man muß voreingenommen sein oder niemals die Wirkung des Koch'schen Mittels gesehen haben, wenn man leugnen will, daß wir in der Koch'schen Entdeckung den größten und folgenschwersten Fortschritt in der antibakteriellen Behandlung infektiöser Krankheiten zu begrüßen haben, der je gemacht wurde.

Mit der bisherigen Darstellung ist aber das thatsächliche Material betreffs der Behandlung bakterieller Krankheiten durch chemische Mittel noch nicht erschöpft, es ist noch der sogenannten Bakteriotherapie zu gedenken. Man hatte einen gewissen Antagonismus zwischen verschiedenen Bakterien entdeckt, und so machte als erster Cantani den Vorschlag, die eine Bakterienart durch eine andere zu bekämpfen und die Lungentuberkulose durch Einatmung der Kulturen von Bacterium termo, eines Gemisches von Fäulnisbacillen, zu heilen. Praktisch ist dieser Vorschlag als vollkommen wirkungslos gescheitert. Dennoch hat spätere Forschung ergeben, daß der einigermaßen sonderbaren Idee etwas Thatsächliches zu Grunde lag. Man erkannte, daß antagonistische Bakterien ihre gegenseitige Entwickelung auf demselben Nährboden hinderten, daß die eine Art dort nicht gedieh, wo eine andere ihr feindlich vorher einmal vegetiert hatte. Der Grund hierfür lag wiederum in der Behinderung des Wachstums durch die Stoffwechselprodukte der feindlichen Art. Ja man konnte diese Erfahrung sogar auf den Tierkörper übertragen und so absolut tödliche Krankheiten wie den Impfmilzbrand durch gleichzeitige Einimpfung anderer Arten am Ausbruch verhindern oder zur Heilung bringen. Hier liegen Fälle von echter Bakteriotherapie vor, deren Gelingen nur in der Mitwirkung von chemischen Bakterienprodukten zu suchen ist. Es berechtigen diese Versuche zu einigen Hoffnungen für neue Gesichtspunkte der Heilung bakterieller Krankheiten; praktisch haben sie bisher keine Konsequenzen gehabt. —

Zur Bekämpfung der Bakterien sind bisher vorwiegend chemische Hilfskräfte herangezogen worden, und es begründet sich diese Thatsache durch die zwei Umstände, daß auch sonst in der Heilkunde seit Jahrtausenden chemischen Me-

thoden die Hauptrolle zukam und daß ferner als Hauptursache der schädigenden Wirkung von Bakterien sich chemische Produkte derselben herausgestellt haben; eine Ausnahme macht hiervon vielleicht nur die dritte Gruppe der langsam wachsenden Bakterien, als deren Repräsentant der Tuberkelbacillus gilt; und gerade für diesen Bacillus sind wir ja jetzt zu Hoffnungen für ein chemisches Hilfsverfahren berechtigt. Und sogar die Milzbrandbacillen, von denen man, wenn man ihre ungeheure Vermehrung im Körper sieht, annehmen müßte, daß sie einfach mechanisch töten, produzieren ein schon dargestelltes Gift.

Es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn auf die physikalischen Hilfskräfte, welche uns die Natur selbst für die Behandlung der Krankheiten zur Verfügung stellt, bisher verhältnismäßig wenig zurückgegriffen worden ist. Und dennoch dürfte sicher einigen derselben eine Zukunft vorbehalten sein. Wir haben von physikalischen Kräften mit verhältnismäßig wenigen zu rechnen, mit der Einwirkung der Temperatur als Kälte und Wärme, dem Licht, der Elektrizität und dem Magnetismus.

Die Kälte als entwickelungshemmendes oder bakterientötendes Mittel kommt nur sehr wenig in Betracht. Die Experimente lehren, daß die Bacillen und deren Sporen der Kälte einen verhältnismäßig großen Widerstand entgegensetzen; eine um wenig größere Rolle spielt sie höchstens für den Tuberkelbacillus. In der Praxis ist die Verwendung der Kälte in der Form der Eisbehandlung wie der Kaltwassermethode unentbehrlich und ist das wirksamste Mittel bei der Behandlung des allgemeinen Fiebers wie der lokalen Entzündung der Gewebe. Aber die Ursachen dieser Wirkung sind so komplizierte und verschlungene, daß die geringe Entwickelungshemmung, welche die Kälte bewirkt, erst in späterer Linie kommt und daß es sich hier jedenfalls nicht um einen vorwiegend antibakteriellen Vorgang handelt. Erwähnt zu werden verdient vielleicht noch der Vorschlag, auch den Lupus, eine Form lokaler Hauttuberkulose, durch Kälte zu behandeln, um so die Bacillen durch die niedere Temperatur in der Entwickelung zu hemmen. Aber man griff früher hier doch zweckmäßiger zum Ätzmittel oder zum Messer, um aus dem minder edlen Organ die Bacillen zugleich mit dem erkrankten Gewebe radikal zu entfernen, während jetzt der Lupus das beste Objekt für die Koch'sche Methode geworden ist. Viel bedeutungsvoller ist die Rolle, welche die Wärme als bakterientötendes Mittel spielt. Es ist eben Thatsache, daß höhere Temperaturgrade die Wachstumsverhältnisse der Bacillen aufs wesentlichste beeinflussen. Schon Wärmegrade über 42° C. vermögen die meisten Bacillen abzuschwächen, und es ist schon gesagt, daß Züchtung bei einer Temperatur von 42—43° C. das Wesentliche des Koch'schen Abschwächungsverfahrens für Milzbrandschutzimpfung ist. Auch der Tuberkelbacillus stellt sein Wachstum bei diesen Temperaturen ein. Bei einer Wärme von ungefähr 60° C. werden viele Arten vernichtet, die Siedehitze tötet aber mit Gewißheit auch die widerstandsfähigsten Sporen und ist unser sicherstes Desinfektionsmittel. Man hat nun auf Grund der Thatsache, daß schon ganz geringe Temperatursteigerungen die Wirkung der meisten Bakterienarten abschwächen, rein theoretisch die Behauptung konstruiert, daß das

Fieber, welches ja die Folge der meisten bakteriellen Erkrankungen ist, eine weise Einrichtung der Natur, eine Selbsthilfe des Organismus gegen die eingedrungenen Krankheitserreger sei. Es wurde daher auf Grund dieser durchaus nur einen Punkt ins Auge fassenden und rein spekulativen Hypothese geraten, in der Praxis das Fieber nicht grundsätzlich und nicht stets zu bekämpfen. Die Frage der Fieberbehandlung ist nicht direkter Gegenstand unserer Besprechung; aber man braucht nur der erwähnten Versuche von Flügge und von Bouchard zu gedenken, nach welchen die Erhöhung der Außentemperatur auf Körperwärme, welche gleich dem Fieber eine Wärmestauung im Körper hervorruft, der Vermehrung der Bakterien im Blute sogar Vorschub leistet; eine Temperaturerhöhung, welche für den gesunden Körper gleichgültig sein kann, macht die Zellen desselben widerstandsunfähig gegen etwaige in ihn eingedrungene Bakterien. Ich habe gelegentlich anderer Versuche mit Septikämie an Mäusen regelmäßig finden können, daß bei weitem früher diejenigen erlagen, die einer Wärmestauung ausgesetzt wurden. Weil also erhöhte Temperaturen abschwächend auf Bakterien wirken, so folgt daraus nicht, daß das Fieber ein Heilfaktor ist, es bleibt vielmehr die auf Grund praktischer Lehren herrschende ärztliche Anschauung zu Rechte bestehen, daß dasselbe in seinen Exzessen bekämpft werden muß. Und zwar dürfte im allgemeinen diejenige Methode vorzuziehen sein, welche das Fieber durch Wärmeentziehung herabsetzt, von chemischen Mitteln dagegen kommen überhaupt nur diejenigen in Frage, welche außer ihren temperaturherabsetzenden Kräften keine schädigenden Nebeneinwirkungen auf das Blut haben; solche Stoffe, deren einige uns die neuere chemische Technik geliefert hat, sind aus der Fieberbehandlung unbedingt zu verbannen, denn auch sie leisten durch die Blutzerstörung den Bakterien nur Vorschub.

Ferner ist die erhöhte Temperater neuerdings Gegenstand eines Heilversuchs geworden, den man theoretisch unbedingt als geistvoll erdacht bezeichnen muß, nämlich der Heißluftbehandlung der Lungenschwindsucht. Gelingt es auch nicht, so schloß der Erfinder, das befallene Gewebe solchen Hitzegraden auszusetzen, welche die Bakterien töten, so sei es sicher möglich, durch *wiederholte* Einatmung erhitzter Luft die Bakterien in ihrer Wirkung *allmählich* abzuschwächen und so die Heilung herbeizuführen; es wäre dies derselbe Weg, den die Bakteriologie zur Sterilisierung solcher Nährböden anwendet, welche eine stärkere Erhitzung nicht vertragen und welche so oft auf geringere Grade erhitzt werden, bis alles abgestorben ist; man bezeichnet dies Verfahren als *fraktionierte* Sterilisierung. Es ist sehr zu bedauern, daß diese Heißluftbehandlung der Lungentuberkulose sich in der *Praxis* als durchaus wirkungslos herausstellte. Denn die erhitzt eingeatmete Luft verliert schon in der Mundhöhle durch Verdampfung soviel, daß sie in die Lungen wenig oder garnicht wärmer als die Ausatmungsluft hineingelangt. Demgemäß war die Leistung der neuen Methode gleich Null.

Das Licht ist im *allgemeinen* für die Bakterien gleichgiltig, sie wachsen im lichtlosen Raum der Körperhöhlen oder des Brutschrankes wie in den hellen Räumen des bakteriologischen Arbeitssaales. Nur das direkte Sonnenlicht macht

eine wirkungsvolle Ausnahme. Bei direkter Besonnung sterben sogar Milzbrandsporen ab; für die Tuberkelbacillen hat Koch in seiner letzten Kongreßrede die höchst interessante Mitteilung gemacht, daß sie außerordentlich lichtscheu sind; sie werden nicht nur durch direktes Sonnenlicht in wenigen Minuten bis wenigen Stunden abgetötet, ja auch das zerstreute Tageslicht übt, wenn auch entsprechend langsamer, dieselbe Wirkung aus, denn die Kulturen der Tuberkelbacillen sterben, wenn sie dicht am Fenster aufgestellt sind, in 5 bis 7 Tagen ab. Man mag diese Mitteilung für eine höchst bemerkenswerte Thatsache, die zu weiteren Untersuchungen direkt auffordert, halten; oder man mag mit etwas kühnerer Phantasie dieselbe schon als genügende Erklärung für die Erscheinung heranziehen, daß die Tuberkulose gerade in lichtlosen Wohn- und Arbeitsräumen die größten Opfer verlangt, daß der Aufenthalt in sonnigen Räumen aber und in freier Luft, wie z. B. in der berühmten Wintersonne von Davos, so glänzende Heilerfolge zeitigt; diese verschiedene Auffassung ist Sache des Temperaments; jedenfalls ist die Beobachtung schon heute geeignet, die alte hygienische Forderung nach mehr Luft und Licht zu stützen und neue Untersuchungen anzuregen.

Die modernste physikalische Kraft, die Elektrizität, welche auf so vielen Gebieten Herrscherin geworden, ist natürlich auch in ihren Einwirkungen auf Bakterien geprüft worden; freilich ist die Forschung erst in den Anfängen und die Ergebnisse noch nicht spruchreif. Daß der sogenannte induzierte Strom, welcher mit seinen unterbrochenen Schlägen die lebenden Zellen lähmt, auch die Bakterienzellen beeinflussen würde, war vorauszusehen, aber eben deshalb kommt er nicht in Frage, denn die für die Bakterien wirksamen Stärken sind wohl auch für die Gewebe verhängnisvoll, und wegen des großen Hautwiderstandes wirkt er nicht in die Tiefe. Der konstante Strom mit seiner elektrolytischen, seiner chemischen Wirkung ist ganz neuerdings Gegenstand der Prüfung geworden; es hat sich dabei herausgestellt, daß der positive Pol, an welchem sich bei der elektrolytischen Zersetzung der Flüssigkeit der Säurebestandteil ansetzt, vermöge dieser Säurewirkung schon in einer Stärke, die der medizinischen Verwendung zugänglich ist, bakterientötend wirkt. Aber diese Wirkung bleibt eine rein lokale; schon in ganz geringer Entfernung vom Pol, der meistens ohne Flächenausdehnung, also in Form einer Nadel, verwendet wird, fällt sie fort. Damit unterscheidet sich die Bakterienvernichtung mittels der elektrolytischen Nadel in nichts von derjenigen, die man auch mit der Glühnadel erhält.

Eine besondere Abart der Elektrizität ist der Elektromagnetismus, von dem schon Faraday nachgewiesen hat, daß unter dessen Einfluß Änderungen biologischer Vorgänge, so z. B. Änderung von Kristallformen, eintreten können. Französische Forscher haben dann weiter erkannt, daß im magnetischen Felde auch biologische Prozesse eine Umänderung erfahren können, daß eine Beschleunigung des Wachstums von Pflanzen eintritt u. s. w. Und aus diesen Gesichtspunkten haben schon vor einer Reihe von Jahren Dubois und d'Arsonval festgestellt, daß in einem starken magnetischen Felde Bakterien Wachstumsveränderungen und Abschwächungen erleiden.

Bei der Einwirkung des elektrischen Funkens auf atmosphärische Luft entsteht ein Gas von ganz eigentümlicher Beschaffenheit, der sogenannte Ozon. Dieser Körper erfreut sich einer ungemeinen Popularität wegen der eingreifenden hygienischen Wirkungen, die ihm zugeschoben werden. Ozon und Bakterien sind unzählige Male als die geborenen Antagonisten in einem Atem genannt worden, der Ozongehalt der Luft gilt als Maßstab für die Gesundheit eines Kurortes. Thatsächlich aber ist nach dem gegenwärtigen Stande unseres Wissens die Ozonfrage als eine noch durchaus ungelöste zu bezeichnen. Der Ozon ist eine eigentümliche Modifikation des Sauerstoffs, der durch die Einwirkung der Elektrizität auf atmosphärische Luft oder auf Sauerstoff oder bei der Verdampfung ätherischer Öle, wie Terpentin rc., entsteht. Er ist erkennbar durch seinen eigentümlichen Geruch und durch eine Reihe chemischer Reaktionen, welche er mit andern Körpern wie Chlor, Wasserstoffüberoxyd gemein hat. Ozon ist ungemein leicht zersetzlich und spaltet in Berührung mit organischen Substanzen freien, sogenannten aktiven Sauerstoff ab, welcher, wirksamer als der Sauerstoff der atmosphärischen Luft, sofortige Oxydation der organischen Substanz hervorruft; die gleiche Spaltung erfährt übrigens Wasserstoffüberoxyd. Die Zahl der Untersuchungen über das Ozon ist nun eine außerordentlich große, die Resultate derselben aber bisher so absolut einander widersprechend, daß thatsächlich ein Urteil über das Ozon zur Zeit gar nicht möglich ist. So liegen aus der allerneuesten Zeit zwei streng nach wissenschaftlichen Methoden vorgenommene Untersuchungen vor, von denen die eine, aus dem Laboratorium von Binz stammend, die antiseptische Wirkung frischen Ozons auf wässrige Bakterienaufschwemmung bei einer Einwirkung von mehreren Stunden nachweist, während eine nur wenig später erschienene umfangreiche Untersuchung aus dem Institut von Wolffhügel den praktischen Wert des Ozons sehr herabsetzt. Wie aber Ozon im Organismus sonst wirkt und welche Rolle unter den Blutgasen er spielt, darüber ist erst recht nichts Sicheres und Widerspruchsloses bekannt. Also auch hier werden erst neuere Untersuchungen abzuwarten sein, von denen es allerdings nicht ausgeschlossen ist, daß sie uns Überraschungen günstiger Natur bringen. Ob freilich der Ozongehalt der atmosphärischen Luft eine Rolle bei der Verhütung von Epidemien zu spielen berufen ist, das erscheint schon jetzt unwahrscheinlich, weil er erstens in zu geringen Mengen in der Luft enthalten ist, um wirksam zu werden, und weil zweitens die Luftkeime bei der Verbreitung von Epidemien eine untergeordnete Rolle spielen; dagegen könnte die Eigenschaft des Blutrots, „Ozonüberträger“ zu sein, und die Thatsache, daß im Körper des Warmblüters dem „aktiven“ Sauerstoff ausgebreitete Thätigkeit zukommt, für die Heilung von Krankheiten dereinst einmal von Bedeutung sein. Die Einatmung von Ozon reizt übrigens die Schleimhaut der Luftwege, die Durchleitung desselben durch Blut bewirkt bei längerer Einwirkung die Zerstörung der roten Blutkörperchen. Von der Technik ist Ozonwasser als Heilmittel neuerdings mehrfach in den Handel gebracht worden. Bei der Vergänglichkeit des Körpers und der Schwierigkeit seiner Herstellung besteht aber nicht durchgängig die Garantie, daß man es wirklich mit Ozonwasser zu thun hatte und nicht mit Chlor-

lösungen, von deren hoher antiseptischer Kraft schon die Rede war; auch verlautete bisher außer von seiten der Einführer wenig über etwaige mit diesen Mitteln thatsächlich erreichte Erfolge. Das Wasserstoffsuperoxyd, welches gleich dem Ozon aktiven Sauerstoff abspaltet, hat mehrfach, z. B. für die Reinigung von Trinkwasser, Empfehlung gefunden und neuerdings in Untersuchungen von Behring über die Behandlung von Diphtherie der Nagetiere eine Rolle als Heilmittel gespielt.

Von physikalischen Hilfsmitteln im Kampfe mit den Bakterien bleibt noch eines zu erwähnen, die mechanische Bekämpfung, offenbar die radikalste, welche aber ausschließliches Vorrecht des Chirurgen ist. Quod medicamenta non sanant, ferrum sanat; quod ferrum non sanat, ignis sanat. Und somit ist der Chirurg in der Lage, wo es sich um bakterielle Erkrankungen weniger edler Teile handelt, mit Messer und Glüheisen vorzugehen und mit dem erkrankten Gewebe gleichzeitig die krankheitserregenden Bakterien auszumerzen. Er entfernt bei tuberkulösen Knochen- und Gelenkserkrankungen, da er in der glücklichen Lage ist, mit dem Auge seine Maßregeln zu kontrolieren, radikal alles erkrankte Gewebe, er legt Eiterhöhlen bloß und spült mit dem Eiter zugleich die Bakterien und ihre Produkte fort, und wo auch hiermit nicht auszukommen, da trägt er das ganze Glied vom Körper ab und erhält so das Leben.

Mit dieser Übersicht über die physikalischen Angriffsmaßregeln, die uns die Natur als direkte Angriffswaffen gegen die einmal ausgebrochene Bakterienerkrankung zur Verfügung gestellt, sind aber auch alle unsere Hilfskräfte berücksichtigt. Der positiven Resultate sind im Vergleich zu der mächtig angewachsenen theoretischen Grundlage auffallend wenig; die Aussichten auf direkte kausale Heilung wären vielleicht gleich Null ohne jene Entdeckung von Koch und die Aussichten, welche dieselbe für die Zukunft verheißt. Und selbst Koch beschränkt seine Erwartungen auf Krankheiten von nicht zu schnellem Verlauf, weniger hegt er dieselben für solche mit kurzer Dauer, für welche wohl immer der größte Nachdruck auf die Vorbeugung zu legen sein wird. Und in der That kann im Gegensatz zu den fälschlich erwachsenen Hoffnungen auf direkte Heilung nicht entschieden genug betont werden, daß die praktischen Erfolge der Bakteriologie bisher auf einem ganz anderen Felde liegen als auf dem der Heilkunst, nämlich auf dem der Vorbeugung und Verhütung der Krankheiten. Dieses Bekenntnis klingt entmutigend genug, aber es bedeutet durchaus nicht, daß wir nunmehr absolut hilflos und machtlos den Bakterien gegenüber ständen, sobald sie einmal im Körper Boden gefaßt haben. Es wäre eine solche Behauptung eine große Ungerechtigkeit gegen die gesamte Heilkunde, die mit ihrer tausendjährigen Vergangenheit nicht erst auf den Nachweis der Bacillen zu warten brauchte, um gegen Bakterienkrankheiten vorzugehen. Unsere Erfolge bei der Behandlung des Typhus, das von Brehmer eingeführte System der Behandlung der Lungenschwindsucht, um nur zweier größerer Beispiele zu gedenken, sind ermutigend genug und sie haben nicht das Mindeste zu thun mit irgend einer Tendenz, den Bakterien im Körper direkt zu Leibe zu gehen. Das Grundprinzip unserer bis-

herigen Heilungsmethoden könnte man, wenn man es auf die Bakterien beziehen wollte, als das der indirekten Antisepsis bezeichnen, denn man bekämpft dieselbe, indem man ihrem Wirken den Boden entzieht. Die Krankheit ist der Ausdruck des Kampfes zwischen Körpergewebe und Eindringlingen; unsere bisherigen bewährten Methoden beschränken sich darauf, den Verteidigungszustand zu erhöhen, den Widerstand des Körpers zu steigern, und sie haben auf diesem bescheidenen Wege gar manchen sicheren Erfolg zu verzeichnen. Wie dieser Kampf zwischen Gewebe und Bakterien sich abspielt, das läßt sich unter einen einheitlichen Gesichtspunkt nicht bringen; die Sachlage ist für jede einzelne Krankheit zu verschieden; nicht jede Krankheit muß mit dem Siege der Bakterien enden; im Gegenteil, diejenigen Bakterien, welche für gewöhnlich nicht auf den Körper angewiesen sind, jene fakultativ pathogenen Arten, haben nur eine gemessene Lebenszeit von Tagen im Körper, nach welcher sie daselbst mit Sicherheit zu Grunde gehen; besitzt während dieser Zeit der Organismus genügenden Widerstand, so ist ihm der Sieg, die Überwindung der Krankheit, sicher. Zu diesen Bakterien, welche nach 5—9 Tagen im Körper absterben, gehören diejenigen der Wundrose, der Lungenentzündung, des Rückfallstyphus, dessen Sporen allerdings einige Tage nach dem Ablauf der Bacilleninvasion auskeimen und jenen zweiten Anfall produzieren, der der Krankheit den Namen gegeben. Alle diese Krankheiten werden daher auch von dem sonst gesunden und frischen Körper überwunden und enden in der Mehrzahl in Genesung; nur wo der Organismus, namentlich dessen Herzthätigkeit, gelitten oder andere schwächende Momente vorliegen, die in der Mehrzahl mit der Bacilleninvasion selbst nichts zu thun haben, wo Komplikationen eintreten, da ist das Leben gefährdet. Auch die Krankheiten, die durch ihre Produkte den Körper vergiften, sind nicht absolut tödlich; ihre Epidemien treten schwerer oder leichter auf, je nach der bei diesen Krankheiten wechselnden Virulenz der Bacillen, aber selbst bei schweren Epidemien halten sich Genesung, d. h. Überwindung des Giftes durch den Körper, und Tod das Gleichgewicht. Nichts ist wechselnder als das Bild der Diphtherie, welche in wenigen Tagen zum Tode zu führen vermag und welche zuweilen ohne jede erheblichere Störung des Allgemeinbefindens verlaufen kann; aber selbst bei recht schweren Fällen ist der tödliche Ausgang nicht sicher. Und selbst die Tuberkulose kann ausheilen, auch ohne jede Behandlung, d. h. es kommen jedem Pathologen zahlreiche Fälle zur Beobachtung, in denen er bei Betrachtung der Lungen von im hohen Alter Verstorbenen Narbenherde in den Lungen findet, die eine vielleicht ein halbes Jahrhundert zurückliegende, aber niemals zur Kenntnis gelangte und von selbst überwundene Tuberkelbacilleninvasion beweisen; der Körper hat es vermocht die Eindringlinge und die von ihnen erzeugten Gewebsveränderungen abzustoßen. Nur gegen die echten Septikämien vielleicht ist der Körper machtlos, aber die Septikämie ist eben an sich der Ausdruck der völligen Widerstandslosigkeit des Organismus gegen eine bestimmte Bakterienart, gerade wie auch die Gewebe des toten Körpers die Eigenschaft, Bakterien den Eintritt von außen zu verwehren, verloren haben, welche den gesunden Geweben im allgemeinen zukommt. Worin diese Widerstandskraft

Digitized by Google

der Gewebe des Körpers in ihren Endursachen besteht, das suchen zwei Theorien zu begründen; nach der einen, die sehr populär geworden ist, aber vor Thatsachen nicht durchaus Stich hält, spielt sich der Kampf zwischen den Zellen und den Bakterien ab; die Zellen, namentlich gewisse Arten derselben, suchen die Bakterien in sich aufzunehmen, zu „fressen“ und zu verdauen; freilich gelingt es ihnen oft genug nicht, und sie werden bei diesem Kampf von dem eingeschlossenen Bacillus selbst vernichtet; dies ist die berühmte Freßzellen- oder Phagocythentheorie von Metschnikoff; auf Grund einer Reihe von interessanten Versuchen anderer Forscher aber kommen bei diesem Widerstand des Körpers gegen die Bakterien mehr chemische Eigenschaften der Gewebsflüssigkeit, speziell des Blutwassers in Betracht; in jedem Falle besitzt, gleichviel aus welcher Ursache, der normale Körper in seinen Säften eine Widerstandskraft gegen die Vermehrung der Bakterien an sich, die erst gebrochen werden muß. Hiermit sind die Abwehrvorrichtungen des Körpers noch nicht erschöpft; die normale, d. h. unversehrte Haut und Schleimhaut ist einfach unpassierbar für Bakterien; mögen dieselben noch so dicht den Oberhautzellen anhaften, mögen sie in der Höhle des Verdauungskanals zu Milliarden wuchern, ins Gewebe dringen sie von dort nicht ein. Noch ein zweiter Verschluß außer dem der Darmoberhaut findet sich im Verdauungsrohr; die Salzsäure des normalen Magensaftes läßt Bacillen und Coccen nicht passieren, sondern tötet sie ab; freilich gegen Sporen ist sie machtlos wie gegen einige wenige pathogene Arten. Die Oberhaut der Atmungsorgane ist mit einem Überzug von flimmernden Wimpern bedeckt, welche jedes kleine, mit der Atmungsluft eingedrungene Partikelchen, also auch die Bakterien, nach außen befördern; überdies ist der Überzug der Lungenhohlräume ebenfalls, so lange er normal, unpassierbar; und geringere Mengen, die trotzdem eindringen, werden von den nächstgelegenen Lymphdrüsen abgefangen und unschädlich gemacht. Erst müssen alle diese Pforten zerstört, erst muß der Widerstand der Säfte gebrochen sein, ehe die Krankheit entstehen, ehe sie die Oberhand gewinnen kann. Für viele Fälle muß also erst die Disposition vorhanden sein, ehe die Krankheit ausbricht. Es muß die Oberhaut in ihrer Zellschicht verletzt sein, ehe der Milzbrandbacillus oder der Eitercoccus eindringt, es muß durch Katarrhe die Flimmerhaut der Atmungsorgane zerstört sein, damit der Tuberkelbacillus an dem ruhigen Orte der Lungenspitze ungestört haften darf, es muß durch Verdauungsstörungen der Magensaft aufhören sauer zu sein, damit der Cholerabacillus den Magen passieren und den Darm, den Ort seiner Wirkungsstätte, erreichen kann. Für viele Krankheiten muß die Menge der übertragenen Bakterien beträchtlich sein, um den Widerstand der Säfte zu lähmen, denn einiger weniger verirrter Keime entledigt sich der Körper von selbst. Damit also die Krankheit mit dem Siege der Bakterien, mit dem Tode endet, muß erst der Widerstand des Körpers gebrochen sein, sei es durch schon vorher vorhandene Ursachen oder durch die Bakteriengifte oder durch deren stete Nachschübe in die Säfte vom Ort des Ausbruches der Krankheit. Diesen Widerstand des Körpers zu stärken, vor dem Ausbruch der Krankheit durch vorbeugende Maßregeln, während der Krankheit durch alle diejenigen Hilfs-

mittel, die ihm die Wissenschaft an die Hand gegeben hat, das ist gerade die Aufgabe des Arztes. Es ist unmöglich, alle diese Aufgaben im einzelnen hier zu schildern. Dieselben sind eben der Inhalt der gesamten Heilkunst; es mögen nur einige Momente hier gestreift werden, wie die Behandlung des begleitenden und den Körperwiderstand schwächenden Fiebers, die Regelung der Ernährung bei akuten und chronischen Bakterienkrankheiten, die Kräftigung der Zellen durch chemische Medikamente und die Behandlung der einzelnen Symptome nach den Regeln der Erfahrung. Alle diese Methoden sind keine neuen, sie sind in Einzelheiten dem Wechsel unterworfen, im ganzen Gegenstand der Heilkunde seit allen Zeiten. Der praktische Arzt steht täglich und oft siegreich im Kampf gegen die Bakterien, nur sind seine Waffen diejenigen der Verteidigung, mit deren Erfolgen er bislang auch ohne glänzende Angriffskämpfe gegen die Bakterien selbst vollen Grund hatte zufrieden zu sein.

(Schluß folgt.)

Die französische Revolution in ihrer Bedeutung für den modernen Staat.

Kapitel 2.

Die Revolution bis zum Sturze Robespierres.

I.

Die Entwickelung des Dogmas der Volkssouveränität.

Die Thätigkeit des Konvents setzt sich zusammen aus den Kämpfen verschiedener Fraktionen um den Besitz der Regierungsgewalt. An und für sich sind dieselben ohne jede historische Bedeutung. Es spielt sich in ihnen nicht der Widerstreit politischer Grundsätze, sondern der persönlicher Interessen ab; nicht Parteien stehen sich gegenüber, welche ihre divergierenden Auffassungen über die Leitung des Gemeinwesens zur Geltung bringen wollen, sondern Koterien, die nach Macht und Einfluß lüstern sind. Der Gegensatz zwischen Bourgeoisie und Radikalismus, welche der Revolution bis dahin ihr geschichtliches Gepräge gegeben hat, ist im Konvent verschwunden. Seit dem Sturm auf die Tuilerien ist der Sieg der letzteren unbestritten, und es handelt sich nur darum, unter welchem Eigennamen er herschen soll. Das Taciteische Wort: „Andere Personen, nicht andere Charaktere" deckt alle Unterschiede, welche die Fraktionen des Konvents von einander trennen.

Wenn aber auch diese Kämpfe im Konvent um ihrer selbst willen keine Beachtung verdienen, so wohnt ihnen doch ein unmittelbares Interesse inne. Nur scheinbar spielen sie sich auf der Rednerbühne ab; in Wirklichkeit werden sie auf der Straße ausgefochten; den entscheidenden Faktor bildet das Proletariat. Die strei-

tenden Fraktionen sind daher genötigt, die Unterstützung des letzteren nachzusuchen; die Girondisten, die Jakobiner, die Cordeliers, und wie sie sonst heißen, müssen alle um die Gunst des „Volkes“ buhlen, die einen um die der Vorstädte von St. Antoine und St. Marceau, die anderen um die des Pöbels von Bordeaux oder Lyon. Das geschieht in der Weise, daß eine jede Fraktion die andere in der Erweiterung der „Rechte des Volkes“ zu überbieten sucht. Mit Ausnahme Robespierres glaubt zwar niemand mehr an das „populäre Regiment“; im kleinen Kreise gesteht Danton ein, Frankreich sei auf jener Stufe des Römischen Reiches angelangt, wo Cato ein Narr und Cäsar's Diktatur ein notwendiges Übel gewesen sei. Allein dem Zwang der Verhältnisse gegenüber vermag diese Erkenntnis nicht stand zu halten, und so entwickelt sich das Dogma der Volkssouveränität unter der Konventsherrschaft zu immer weiterer Blüte. Gleichzeitig löst sich die staatliche Ordnung immer mehr auf; mit jeder neuen Ausdehnung jenes Dogmas schreitet der Prozeß der Atomisierung Frankreichs fort. Durch den Caulsalnexus, in dem diese beiden Erscheinungen mit einander stehen, erhält die Geschichte der Konventszeit eine für die politische Wissenschaft wertvolle Seite; sie liefert den Beweis, daß die Volkssouveränität selbst das radikalste Regiment notwendig zu Grunde richtet.

Es liegt in dem Wesen einer jeden radikalen Opposition, daß sie, sobald ihre Forderungen erfüllt sind, mit neuen Desiderien hervortritt. Die Grundbedingung ihrer Existenz ist Unzufriedenheit der Massen; sie vermag also ihr Dasein nur zu fristen durch eine geschickte Ausnutzung der menschlichen Begehrlichkeit, jenes „im Genusse nach Begierde Verschmachten“, das ein Erbteil unserer Natur ist. So begnügte sich denn auch der französische Radikalismus keineswegs mit den Erfolgen des zehnten August. Noch in demselben Monat trat er mit zwei weiteren Postulaten bezüglich des Wahlrechts auf. Der Bericht, den Robespierre über den Sturm auf die Tuilerien und die daran sich schließenden Ereignisse erstattete, beginnt mit einer Anerkennung „der denkwürdigen und trostreichen Bethätigung der fortschreitenden Vernunft,“ „der Sühnung des Verbrechens, welches der Machiavellismus und die Treulosigkeit mit den Worten Klugheit und Politik zu decken gewagt hatten, um diejenigen des Bürgerrechts zu berauben, welche dasselbe eroberten, welche bei allen Nationen den gesundesten und rechtschaffensten Teil der Gesellschaft bilden.“ Unmittelbar daran schließt sich aber die Anklage gegen die gesetzgebende Versammlung, daß dieselbe auf halbem Wege stehen geblieben sei, daß „sie nicht einen einfacheren, kürzeren und den Rechten des Volkes entsprechenderen Wahlmodus eingeführt,“ nämlich „das unnütze und gefährliche Zwischenstadium der Wahlkörper abgeschafft und dem Volke die Befugnis gegeben habe, seine Vertreter selbst zu wählen[1]).“ Gleichzeitig sprach sich der Jakobinerklub für eine unbedingte Unterordnung der neuen Volksvertretung unter den Willen ihrer souveränen Mandatare aus. Einmal beschloß er, daß alle Deputierten, „welche durch irgend welche Anträge die Rechte des Souveräns jemals angegriffen

[1]) Buchez et Roux, l. c. Tom. XVIII, p. p. 223, 224.

hätten oder in Zukunft angreifen würden," abberufen werden dürften; ein anderes Mal votierte er, die Mandatare müßten an Instruktionen der Urversammlungen gebunden oder der Grundsatz zur Anerkennung gebracht werden, daß die Dekrete des Konvents erst Gesetzeskraft erlangten, nachdem sie die Zustimmung der Mehrheit der Urversammlungen gefunden hätten[1]). Eine repräsentative Verfassung, so rechtfertigt Robespierre in den Lettres à ses commettans diese Beschlüsse, ist von allen Despotien die unerträglichste; denn ihr fehlt das Gegengewicht der Volkssouveränität. Der Konvent wird sich stets gegenwärtig zu halten haben, daß seine vornehmste Aufgabe darin besteht, die Rechte der Bürger gegen die Regierung, die er begründen soll, zu schützen[2]).

Sobald der Konvent zusammengetreten war, beeilten sich die neuen Volksvertreter, ihre Submission unter diese Forderungen zum Ausdruck zu bringen. Ohne einem Widerspruch zu begegnen, erklärten die Jakobiner bereits in der ersten Sitzung, der Konvent wäre nicht dazu da, um dem Volke eine Verfassung zu geben, sondern um ihm eine solche vorzuschlagen. „Nicht ihr habt euch konstituiert, sondern die Nation," ruft Chabot den Girondisten zu. „Frankreich hat euch beauftragt, nützliche Reformen zu beraten; eine Gewalt aber zu untergraben, welche von eurem Schöpfer herstammt, wäre eine gefährliche Häresie, die zu einem dritten Aufstande führen würde. Ich verlange von der Versammlung die Erklärung, daß sie die Dekrete, über welche sie sich schlüssig gemacht hat, dem Volke zur Prüfung und Annahme unterbreiten werde." Couthon und Danton unterstützten diesen Antrag; letzterer bestand darauf, daß die Verfassung erst in Giltigkeit treten dürfte, nachdem die Mehrheit der Urversammlungen sie Wort für Wort in namentlicher Abstimmung gutgeheißen hätte. Wie unbedingt man das souveräne Entscheidungsrecht des Volkes anerkennen wollte, zeigte sich, als Danton dafür eintrat, daß der Konvent aus eigener Machtvollkommenheit das Prinzip der Unverletzlichkeit des Eigentums als einen notwendigen Bestandteil einer jeden zukünftigen Staatsordnung festlegte. Selbst dagegen wurde Widerspruch erhoben, weil eine Volksvertretung nicht befugt wäre, irgend welche unwiderruflichen Bestimmungen zu treffen. Weder die entsetzlichen Erfahrungen aus der jüngsten Vergangenheit noch der Einfluß Danton's vermochten gegen diesen Einwand aufzukommen; in majorem gloriam der Lehre von der Volkssouveränität wurde sein Antrag verworfen[3]).

Bald darauf bot sich zuerst den Jakobinern und sodann den Girondisten eine Gelegenheit, ihre Überzeugungstreue weiter zu erhärten. In Orleans hatte der dortige radikale Klub sämtliche Munizipalbeamte für abgesetzt erklärt, weil dieselben die inneren Feinde der Revolution, die Kornwucherer, mit einer ver-

---

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XVII, p. p. 181, 182; Tom. XVIII, p. 31.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XIX, p. 73. S. auch Défenseur de la Constitution No. 12.

[3]) Buchez et Roux l. c. Tom. XIX, p. p. 11 etc. Der Satz: „Souverän sind ausschließlich die Urversammlungen" wird wiederholt im Konvent expressis verbis anerkannt. S. z. B. Tom. XX, p. 179.

brecherischen Sorglosigkeit behandelten und dadurch des Vertrauens verlustig gegangen wären. Als der Stadtrat mit der Aufbietung der bewaffneten Macht antwortete, entsandte der Klub eine Deputation an den Konvent, um gegen eine solche Vergewaltigung des Volkes Schutz zu erbitten. Hier trat Danton für die Petenten mit der Erklärung ein, man müßte dem Volke Gerechtigkeit widerfahren lassen, damit es dieselbe nicht in eigener Person ausübte. Der wohlgesinnte Bürger hätte sich dem bestimmt ausgesprochenen Willen einer ganzen Nation unterzuordnen und dürfte nicht, wie der Stadtrat von Orleans, um seine Stellung zu bewahren, Bürger gegen Bürger aufhetzen und den Samen der Zwietracht in das Gemeinwesen hineintragen. Auf diese Befürwortung hin entsandte der Konvent drei Kommissare nach Orleans mit der Ermächtigung, die Sachlage daselbst zu untersuchen und die Contrerevolutionäre zur Verantwortung zu ziehen[1]). Als einige Wochen später das Departement der Rhonemündung vom Konvent die Ausschließung Marats von der Volksvertretung verlangte, boten die Girondisten den Jakobinern ein Paroli, indem sie den Deduktionen der Beschwerdeführer entsprechend vorschlugen, den Urversammlungen unter sehr vagen Voraussetzungen das Recht zuzusprechen, ihre Mandatare abzuberufen[2]). Zu noch weiteren Konsequenzen entwickelte die genannte Fraktion das Dogma der Volkssouveränität aus Anlaß des Prozesses gegen Ludwig XVI.

Gründe der inneren und der äußeren Politik machten es der Gironde wünschenswert, daß der entthronte König zwar in Anklagezustand versetzt, aber nicht der Guillotine überliefert würde. Die Hinrichtung Ludwigs XVI. bedeutete den Sieg der Pariser Jakobiner über die den Girondisten zugethanen Provinzen, in denen man das Blut des Königs geschont sehen wollte. Es war damit ferner — die Nachrichten aus London ließen in dieser Beziehung keinen Zweifel zu — notwendig ein Bruch mit England gegeben; der girondistische Lieblingsgedanke einer Allianz der beiden Westmächte erschien also gefährdet.[1]) Um den König zu retten, nahm die Fraktion Zuflucht zu dem Souveränitäts-Dogma. Im Januar 1793 stellte Gensonné im Konvent die Theorie auf, daß alle generellen Gesetze und alle wichtigen Beschlüsse der legislativen Gewalt einer Zensur seitens des Volkes zu unterwerfen wären und der Sanktion durch dasselbe bedürften; eine ausdrückliche Zustimmung wäre allerdings nicht in jedem Falle erforderlich; der Konsens des Volkes könnte vorausgesetzt werden, wenn dasselbe von der ihm gebotenen Gelegenheit, sich zu äußern, keinen Gebrauch gemacht hätte. Von diesem Grundsatze wären nur Verwaltungsakte und unter gewissen Bedingungen polizeiliche sowie Maßregeln, welche durch besondere Umstände veranlaßt wären, auszunehmen. So gelangte Gensonné zu dem Schluß, daß die endgültige Entscheidung über das Schicksal des Königs in die Hände der Nation gegeben, d. h. das von dem Konvent zu fällende Urteil den Urversammlungen zur Prüfung und Bestätigung vorgelegt werden müßte. Die Jakobiner, von der Richtigkeit des girondistischen Kalküls überzeugt, trugen kein Bedenken, den Antrag Gensonnés

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XIX, p. p. 22 etc.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXI, p. p. 256 etc. s. auch Tom. XXII p. 423.

zu bekämpfen und jeden Gedanken einer Appellation gegen das Urteil des Konvents zu verwerfen. Vor der Rücksicht auf die Sicherung ihrer Machtstellung mußte das Dogma der Volkssouveränität weichen. Selbst Robespierre wurde dieses Mal aus Furcht seiner Lieblingstheorie untreu; er scheute sich nicht das diese letztere vernichtende Argument vorzubringen, daß die Masse des Volkes, die „einfachen Leute, welche die Folgen einer unbedachten Beratung nicht vorauszusehen vermöchten, dem ersten besten geschwätzigen und verschlagenen Advokaten zur Beute fallen müßten, die gebildeten Stände aber sich von den Urversammlungen fern hielten.“[2])

Bei den Diskussionen über die Konstitution benutzte der Führer der Jakobiner die Gelegenheit, um seine Abtrünnigkeit wieder wett zu machen. Der Verfassungsentwurf, den Condorcet im Februar 1793 dem Konvent vorlegte, trug dem Dogma der Volkssouveränität in weitgehender Weise Rechnung. Das girondistische Journal, die Chronique de Paris, rühmte demselben nach, daß er „mit peinlicher Aufmerksamkeit“ das Ziel verfolgt hätte, „der unmittelbaren Ausübung der Hoheitsrechte seitens des Volkes die größtmögliche Ausdehnung zu geben,“ und allerdings, wenn das eine Anerkennung ist, so verdiente Condorcet sie in vollem Maße.[3]) Seine Erklärung der Menschenrechte stellt als obersten Grundsatz auf, daß die Souveränität ihrem Wesen nach in dem ganzen Volk beruhe, und daß alle Bürger ein gleichmäßiges Recht haben an ihrer Ausübung Teil zu nehmen; jeder Unterschied zwischen Aktiv- und Passiv-Bürgern ist beseitigt. Sie proklamiert weiter, daß „die in einer Gesellschaft vereinigten Menschen ein gesetzliches Mittel besitzen müssen, um der Unterdrückung zu widerstehen,“ d. h. jedem Gesetze, welches die natürlichen, bürgerlichen oder politischen Rechte verletzt, den Gehorsam zu verweigern. Endlich räumt der Entwurf der Nation die Befugnis ein, jeder Zeit „ihre Verfassung“ zu revidieren, zu reformieren und abzuändern.“ Die Jakobiner beeilten sich, diese Zugeständnisse zu übertrumpfen. Schon im April 1793 hatte Robespierre seinen Freunden eine „Erklärung der Menschenrechte“ vorgelegt, in welcher die Souveränität des Volkes besser gewahrt war. Demselben wird darin das Recht zugestanden, „die Regierung zu ändern und die Deputierten abzuberufen.“ Die Beamten werden in die Stellung von „Kommis des Volkes“ hinabgedrückt. Allerdings soll die Souveränität nur dem Volke in seiner Gesamtheit zustehen, aber auch die Beschlüsse einer beliebigen Anzahl von Bürgern sind zu respektieren „als Wünsche eines Teils des Volkes, dessen Mitwirkung zur Bildung des allgemeinen Willens notwendig ist.“ Jeder solcher „Teil des Souveräns“ ist berechtigt, Versammlungen zu berufen, in denselben die Polizei zu handhaben und beliebige Beratungen zu pflegen, ohne daß die Behörden Einsprache erheben dürfen.[4]) Im Konvent führte Robespierre in einer langatmigen Rede aus, das Volk müßte stärkere Garantien gegen die Über-

---

[1]) v. Sybel a. a. O. Bd. 2, S.S. 75 ff.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXII, p. p. 169 etc.

[3]) No. XLVIII und XLIX der Chronique de Paris von 1793.

[4]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXVI, p. 95.

griffe der Depositare der gesetzgebenden und der ausführenden Gewalt in seine Rechte haben als die von Condorcet in Vorschlag gebrachten. Er beantragte, die Befugnisse der Verwaltungsbeamten in der Richtung einzuschränken, daß alle öffentlichen Gelder Bürgern in Verwahrung gegeben werden möchten, „welche an keiner anderen Art von Gewalt Teil nehmen könnten,“ und daß die Steuer-Intraden, soweit sie nicht zur Deckung der Ausgaben der allgemeinen Staatskasse unbedingt erforderlich wären, „in den Departements in den Händen des Volkes verblieben.“ Zum Schutze der Bürger gegen Verwaltigungen durch den Konvent befürwortete er zwei Arten von Kautelen. Zu den ersteren, den moralischen, gehört vornehmlich die Publizität der Verhandlungen. Durch diese allein, hob Robespierre hervor, kann der Intrigue, der Korruption, der Treulosigkeit vorgebeugt werden; die Volksvertretung muß also in Gegenwart eines möglichst großen Teiles der Nation beraten. Marat hatte sich schon im August 1792 im Ami du Peuple dafür ausgesprochen, daß der Beratungssaal des Konvents Raum für 4000 Zuhörer bieten müßte, „damit das Volk denselben steinigen könnte, wenn er seine Pflichten vergäße.“ Robespierre verlangte Tribünen für mindestens 12000 Menschen; denn, führt er aus, die Revolution hat gelehrt, daß jeder Wechsel in dem Beratungslokal der gesetzgebenden Gewalt auch einen Wechsel in der Gesinnung derselben herbeiführt. Zweitens forderte der Führer der Jakobiner „eine physische Verantwortlichkeit,“ worunter er die Befugnis der Wähler versteht, ihre Vertreter abzuberufen, und zwar „lediglich auf Grund des unverjährbaren Rechtes, die von ihnen erteilten Vollmachten zurückzunehmen.“[1] Der Patriote français hatte ganz recht, wenn er das Erscheinen eines neuen Organs der Jakobiner mit dem Bemerken ankündigte, das Blatt würde beweisen, daß der Souverän, d. h. die Konvents-Tribünen, seine Mandatare wie Postpferde lenken und jederzeit die Taschen voll von Steinen haben müßte, um sie nach Bedürfnis zu erschlagen. Vielleicht erschien diese Prognose damals noch übertrieben; wenige Monate später wurde sie durch die Ereignisse verifiziert. —

Das souveräne Volk wartete selbstredend nicht mit der Ausübung der ihm von Robespierre vindizierten Rechte, bis dieselben zur gesetzlichen Anerkennung gelangt wären. Im Konvent und im Jakobinerklub war es belehrt worden, daß jeder Mensch die Souveränität von der „Natur“ als Mitgift erhalten hätte. So wenig die Gesetzgeber einen Titel auf die staatlichen Hoheitsrechte verleihen könnten, so wenig dürften sie dieselben — der „Natur“ zuwider — dem Volke vorenthalten oder auch nur einschränken. Die Volksvertreter wären eben nichts weiter als Kommis, welche von ihren Auftraggebern nötigenfalls zwangsweise zur Respektierung des Rechts angehalten werden könnten. Daraus folgerte das souveräne Volk, daß es im Interesse seiner eigenen Würde sofort, ohne Rücksicht auf die Erledigung einiger belangloser juristischer Förmlichkeiten, als Herr und Meister auftreten müßte.

Sein erster Angriff richtete sich gegen die Girondisten. An radikaler Gesinnung standen dieselben, wie bereits oben hervorgehoben wurde, den Jakobinern zwar

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XVIII, p. 42, Tom. XXVI, p. p. 439 etc.

eigentlich nicht nach. Das politische Programm beider wurzelte gleichmäßig in dem Dogma der Volkssouveränität; aber der girondistische Souverän residierte in weiter Ferne, in den südlichen Provinzen, während der der Jakobiner, das Proletariat der Vorstädte von Paris, zur Hand war, und diese Überlegenheit mußte in dem Kampf der beiden Fraktionen um die Regierungsgewalt den Ausschlag geben. Die Jakobiner hatten nichts weiter zu thun, als ihre Gegner bei den Pariser Sektionen gründlich zu verleumden. Schon bald nach dem Zusammentritt des Konvents war diese Aufgabe gelöst. — Der Versuch, den die Girondisten im Oktober 1792 machten, zu ihren Schutz eine ihnen ergebene bewaffnete Macht nach der Hauptstadt zu ziehen, gab das Signal zum Vorgehen. Eine Deputation der Pariser Sektionen drohte ihnen, sie würden sich, falls der Antrag zur Annahme käme, der Ausführung desselben gewaltsam widersetzen.[1]) Demnächst stellte das souveräne Volk der Hauptstadt, unterstützt durch verschiedene radikale Klubs der benachbarten Provinzen, die Forderung, daß die Girondisten aus dem Konvent ausgestoßen würden. Einzelne Wählerschaften gingen sogar so weit, ihre Mandate für erloschen zu erklären. Als Vorwand dafür wurde das Verhalten der Fraktion in dem Prozeß gegen Ludwig XVI. gewählt. Nachdem in zahlreichen Adressen und Ansprachen, so argumentierte man, dem Konvent kund gethan worden war, daß das Volk die Verurteilung des Königs zum Tode für politisch geboten erachtete, kann darüber kein Zweifel sein, daß jeder Deputierte, welcher anders votiert hat, als ein Rebell anzusehen und des Rechtes der Vertretung verlustig geworden ist. Die Sektion von Montmartre beschloß im Februar 1793 zwei Abgeordnete, welche sich als meineidig erwiesen, d. h. gegen „die Hinrichtung Capets“ gestimmt hätten, abzuberufen. Fast gleichzeitig erklärte der Jakobiner-Klub in Marseille, daß die „Appellanten“ Feinde der Republik wären und ihr Mandat verloren hätten. In einer Adresse, welche ein provinzialer Verein der „Freunde der Freiheit und Gleichheit“ nach der Hinrichtung des Königs an den Konvent richtete, heißt es: „Treulose Mandatare, die ihr die Appellation an das Volk gewollt habt, eure Verräterei hat den Gipfelpunkt erreicht. Zu lange schon bekleidet ihr den ehrenvollen Posten, dessen ihr unwürdig seid, und in dem ihr nur verbleibt, weil ihr die Hoffnung hegt, die Republik in ihrer Wiege zu ersticken . . . Ihr habt das Vertrauen des Vereins verloren; er erkennt euch nicht länger als seine Vertreter an, und kann von seinem partiellen Rechte der Souveränität keinen besseren Gebrauch machen, als daß er euch befiehlt zurückzutreten. Entfernt euch, feige und meineidige Vertreter, oder ihr werdet als Erste das Racheschwert eines republikanischen Volkes verspüren, welches sich zum dritten Male erhebt mit dem Schwur, in der Verteidigung seiner Rechte zu leben oder zu sterben.“ Ein Teil des souveränen Volkes erachtete selbst die Ungiltigkeitserklärung der Mandate ihrer Vertreter noch nicht für aus-

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XIX, p. p. 351, etc. H. Wallon, La Revolution du 31 Mai et le Fédéralisme en 1793; Paris 1886 Tom. I, p. p. 21 etc.

reichend, sondern verlangte, daß alle diejenigen, welche jemals für die Unverletzlichkeit des Königs gestimmt hätten, in Haft genommen würden.[1])

Nach den Girondisten kamen die den Jakobinern mißliebigen Generäle an die Reihe. In den Provinzen übte das Volk sein Kommandorecht mit einer gewissen Schüchternheit aus; man beschränkte sich auf Beschwerden beim Konvent.[2]) In Paris trat der oberste Kriegsherr selbstbewußter auf. Anfang des Jahres 1793 erschienen Freiwillige der Sektion Poissonière vor der Volksvertretung mit der Forderung, daß der Kriegsminister, welcher das Vertrauen der Sektion verscherzt hätte, alsbald abgesetzt und gegen Dumouriez und seinen Generalstab als die intellektuellen Urheber der Mißerfolge der Armee strafgerichtlich vorgegangen würde. Einige Wochen später wurde der Konvent von einer Deputation der Sektion Bonconseil dieserhalb excitiert, wobei man ihm bedeutete, daß in seiner Mitte ebenso gefährliche Verräter wie Dumouriez säßen. Noch andere Sektionen verlangten, daß gegen alle Beamten der Militärverwaltung eine Untersuchung eingeleitet und die verdächtigen Offiziere kassiert würden.[3])

Selbstredend beschränkte man sich nicht auf Personalfragen; man wollte die ganze Staatsmaschine dirigieren und sprach daher in jeden Verwaltungszweig hinein. Wiederholt wurde dem Konvent von einigen Pariser Sektionen aufgegeben, den Handel mit Getreide gewissen polizeilichen Maßregeln zu unterwerfen, für die notwendigsten Lebensmittel einen Maximalpreis festzusetzen, eine besondere Steuer für die Reichen einzuführen, die Wucherer und Spekulanten strafrechtlich zu verfolgen, und anderes mehr. Als Inhaber der Justizhoheit kontrollierten die Pariser Sektionen die Rechtsprechung. Ende März 1793 ließen sie durch den Bürgermeister dem Konvent ihr Mißfallen darüber zu erkennen geben, daß das Revolutions-Tribunal noch kein Todesurteil gefällt hätte, obwohl der Verrat des Vaterlands durch die Minister und Generäle offenkundig wäre.[4]) Kurzum es zeigte sich, daß alle Konnivenz dem radikalen Konventsregiemente nichts genutzt hatte, daß unter der Herrschaft des Dogmas der Volkssouveränität ein geordnetes Staatswesen überhaupt nicht existieren kann.

Meistens waren es Klubs, Sektionen oder Gemeinderäte, welche sich in dieser Weise als der unumschränkte Gebieter Frankreichs aufspielten.[5]) Bisweilen aber — und auch darin stimmt die Konventszeit mit der früheren überein — mischten sich noch weit winzigere Partikelchen des Volkes in die Gesetzgebung, die Verwaltung und die Rechtsprechung. Es kam vor, daß zwei oder drei beliebige Individuen, welche sich zufällig zusammengetroffen hatten, vor dem Konvent erschienen und „im Auftrage zahlreicher Brüder" die willkürlichsten Befehle erteilten.[6])

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom XXII, p. p. 132, 340, 437, Tom. XXIII p. p. 14, 15, Tom. XXIV, p. 405, XXV, p. p. 137. etc. 293, Tom. XXVI, p. 153, Tom. XXVII, p. 294.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXIV, p. 298.

[3]) Buchez et Roux l. c. Tom XXV, p. p. 72, 310 etc., 322.

[4]) Buchez et Roux Tom. XXV, p. 146.

[5]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXV, p. p. 320. etc.

[6]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXIV. p. p. 263 etc., 265, 266.

Mit dem Einwande des Mangels einer Vollmacht ließ sich gegen derartige Ungeheuerlichkeiten nichts ausrichten. Wenn das Dogma der Volkssouveränität richtig ist, so ist es aussichtslos, die von Robespierre gezogene Konsequenz zu bekämpfen, daß der Wille eines jeden Teils des Volkes respektiert werden müsse.

Die Sprache, deren das souveräne Volk sich dem Konvent gegenüber bediente, gestattete keinen Zweifel darüber, in welcher Eigenschaft es auftrat; nicht als Bittsteller nahte es sich, sondern mit dem Anspruch, daß ihm unbedingter Gehorsam geleistet würde. Man unterbreitet uns nicht Petitionen, ruft Vergniaud in seiner berühmten Verteidigung der Girondisten gegen die Anklagen Robespierres aus, sondern man diktiert uns allerhöchste Befehle.[1]) Zum Beweise dafür können einige der obigen Citate aus Adressen und Reden von Deputationen dienen. Besonders charakteristisch ist eine Ansprache der Sektion der Kornhallen, in welcher über die Nichtachtung der Forderung des Volkes in folgender Weise Beschwerde geführt wird: „Hört uns und hört uns zum letzten Male. Die Nation ist des beständigen Kampfes mit dem Verrate müde; sie ist es müde, unter euch Treulose zu sehen, welche ihr Vertrauen mißbrauchen. Haben dieselben denn vergessen, daß das Volk ihr Souverän ist? Es muß ihnen das also ins Gedächtnis zurückgerufen, es muß ihnen klar gemacht werden, daß das Volk alle Verräter unter dem Schwerte der Gesetze fallen sehen will. Rettet die Republik oder, wenn ihr euch dazu nicht stark genug fühlt, habt den Mut, es uns offen zu sagen; wir werden dann die Rettungsarbeit selbst übernehmen.“[2]) Die Abgesandten der Vorstadt St. Antoine, welche im Mai 1793 mehrere wirtschaftliche Gravamina zur Sprache brachten, sagen dem Konvent „bittere Wahrheiten, welche aber Republikaner ihren Mandataren ohne Erröten und ohne Bedenken sagen dürfen.“ Sie werfen den Volksvertretern vor, daß dieselben sich nur mit Dingen beschäftigen, welche das öffentliche Wohl nichts angehen, daß sie noch keines der republikanischen Gesetze gegeben haben, welche zu beraten ihre Aufgabe sei, daß sie viel versprechen, aber nichts leisten. So weit geht die Mißachtung des Konvents, daß eine Deputation, welche im Mai 1793 vor ihm erscheint, sich mit ihrem Petitum direkt an die Tribünen wendet.[3])

Die Girondisten waren bei Zeiten gewarnt worden. Barbaroux hatte ihnen schon Ende 1792 „die Herrschaft der Anarchie“ vorausgesagt, wenn sie nichts thäten, um derselben vorzubeugen. „Giebt es zwei Konvente, zwei nationale Repräsentationen?“ hatte Louvet der Volksvertretung zugerufen, und seitens eines seiner Freunde war der Verfall Frankreichs in einige vierzigtausend Republiken prognostiziert worden, falls der gesetzgebenden Gewalt nicht die Freiheit der Beratung wiedergegeben würde.[4]) Allein so redegewandt die Fraktion war, so wenig verstand sie es zu handeln. Dem entschlossenen Berge gegenüber zog sie daher stets den Kürzeren. Die gröbsten Beleidigungen, welche das souveräne Volk den giron-

---

[1]) Buchez et Roux, l. c. Tom. XXV p. 380.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXV. p. p. 320. etc. S. auch p. p. 146, 147.

[3]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXVI, p. 318, Tom. XXVII, p. 184.

[3]) Buchez et Roux l. c. Tom. XIX, p. p. 351, 352, 448, 453.

distischen Deputierten zufügte, wurden von den Jakobinern mir lautem Beifall aufgenommen; für die unerhörtesten Forderungen der Sektionen fanden sie irgend einen „heiligen Rechtstitel," und so endigte fast jede Debatte damit, daß den Vertretern des pariser Proletariats die Ehren der Sitzungen zuerkannt wurden, oder daß man beschloß, ihre Reden im Protokoll anerkennend zu erwähnen und behufs Verbreitung in den Provinzen durch den Druck vervielfältigen zu lassen.[1])

Damit allein war dem souveränen Volke indes noch nicht gedient; seine Befehle sollten nicht nur derartige theoretische Anerkennungen finden, sondern auch zur Ausführung gebracht werden, und dazu waren die Jakobiner im Konvent noch nicht stark genug. Die Pariser Herren sahen sich also genötigt, in allerhöchst eigener Person zu regirren, Gesetze zu geben, Recht zu sprechen und zu administrieren. Marat hatte ihnen vorgehalten, daß das Volk, wenn es sich durch seine Vertreter fortwährend betrogen sähe, wenn es die Überzeugung gewonnen, sich in der Wahl seiner Repräsentanten getäuscht zu haben, verpflichtet wäre, zur Selbsthilfe zu schreiten und sich auf seine eigene Energie zu verlassen. In gleichem Sinne hatte Robespierre gepredigt und jeden als Feigling gebrandmarkt, der das Volk nicht darin bestärkte, daß es in dem Kampfe gegen Unterdrückung selbst Hand anlegen müßte.[2]) Auf dem fruchtbaren Pariser Boden reiften diese Lehren in schnellster Zeit zur That. Wiederum ging der Stadtrat mit gutem Beispiele voran. Mit derselben alle Gesetze mißachtenden Eigenmächtigkeit wie in den letzten Tagen der gesetzgebenden Versammlung hat er während des Konvents fortgewirtschaftet. Sobald letzterer dem souveränen Willen des Volkes nicht nachkam, erließen die Väter der Stadt nach ihrem Gutdünken Gesetze. Ohne den Schein irgend einer legalen Befugnis griffen sie in die Verwaltung ein und hielten ihre Verfügungen dem ausdrücklichen Verbot der berufenen Behörden gegenüber aufrecht.[3]) Wenn es ihnen beliebte, spielten sie auch den Richter, kurzum sie maßten sich die Befugnis zur unmittelbaren Ausübung eines jeden Hoheitsrechtes an, so oft die rechtmäßigen Inhaber desselben ihnen nicht nach Wunsch lebten. Um ein Bild von dem Treiben des Stadtrats in der damaligen Zeit zu gewinnen, genügt es einen Blick in eins seiner Sitzungs-Protokolle zu werfen. Auf die Nachricht hin, daß der Konvent Robespierre und seine Genossen habe verhaften lassen, tritt die Kommune am 27. Juli 1794 zu einer außerordentlichen Sitzung zusammen. Zunächst werden zwei Mitglieder beauftragt, „die Bürger aufzufordern, sich mit ihrer Obrigkeit zur Rettung des Vaterlandes und der Freiheit zu vereinigen." Alsdann verfaßt man eine Adresse an das Pariser Volk, um dasselbe über seine wahren Interessen aufzuklären und gegen die Anschläge seiner Feinde zu warnen, d. h. um die beiden Robespierres, St. Just, Lebas und Couthon zu verherrlichen und ihre Gegner als Aristokraten und Kontrerevolutionäre zu brandmarken. Von dem Konvent heißt es in dem

---

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XIX, p. p. 360 etc., Tom. XXV, p. p. 137, 138, 146, 147, 312.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXVII, p. p. 243, 356.

[3]) S. z. B. Buchez et Roux l. c. Tom. XXIII, p. p. 27 etc., 147.

Schriftstücke, daß „Verbrecher in ihm Gesetze diktieren.“ Weiter wird angeordnet, daß die Stadtthore unverweilt geschlossen werden müssen, daß die Befehle des Wohlfahrts- und des Sicherheits-Ausschusses keine Giltigkeit mehr haben, und die Überbringer derselben zu verhaften seien. Alle Behörden werden auf das Stadthaus entboten, um dort „dem Volke in dessen Mitte den Eid der Treue zu leisten.“ Die Patrioten, deren Festnahme vom Konvent dekretiert ist, Henriot, Boulanger, Lavalette u. a., stellt der Stadtrat unter den Schutz des Volkes; die bereits internierten setzt er sofort in Freiheit. An die Sektionen ergeht die Aufforderung, mit thunlichster Beschleunigung zur Beratung über die Gefahren des Vaterlandes zusammentreten und sich mit der Kommune ins Einvernehmen zu setzen. Den Kanonieren verschiedener Sektionen wird befohlen, mit ihren Geschützen vor das Stadthaus zu rücken, und den Offizieren der bewaffneten Macht, sich behufs Entgegennahme von Ordres dort ebenfalls einzufinden. Endlich wird ein Oberbefehlshaber über die Truppen ernannt. Nachdem Robespierre und seine Genossen befreit sind, überträgt die Kommune ihnen die Ausübung aller obrigkeitlichen Gewalten.[1])

Um seine Auflehnung gegen die Staatsordnung wenigstens vom Standpunkte des Radikalismus aus zu rechtfertigen, trug der Stadtrat die größte Devotion für das souveräne Volk zur Schau, und in Folge davon nahmen die Verhandlungen oft eine sonderbare Form an. Nicht nur duldete man, daß die Redner durch Zurufe von den Tribünen unterbrochen wurden, daß man ihnen applaudierte oder sie niederzumachen drohte; bisweilen spielten sich auch die Beratungen lediglich in Dialogen zwischen dem Stadtrat und den Zuhörern ab.[2]) Bot sich irgend eine Gelegenheit, so suchte man in demonstrativer Weise als der Untergebene des Volkes zu erscheinen und erbat dessen Befehle. Als beim Aufstande des Pariser Pöbels gegen die Girondisten im Mai 1793 mehrere Sektionen auf dem Stadthause ankündigten, das Volk hätte, um seine Freiheit zu wahren, sämtliche Beamte abgesetzt, beschloß die Kommune auf den Antrag ihres Syndikus, die ihr übertragenen Machtbefugnisse in die Hände ihres souveränen Auftraggebers zurückzugeben. Von letzterem als „revolutionärer Generalrat“ sofort wieder eingesetzt, erließ sie tags darauf an alle Verwaltungsbehörden der Hauptstadt sowie an die Sektions-Vorstände die Aufforderung, zweimal wöchentlich „in Gegenwart der Bürger, an einem entsprechend geräumigen Orte“ zu einer Beratung über die Aufrechterhaltung der Ordnung und das Wohl der Republik zusammenzutreten.[3])

Das Beispiel von Gewaltthätigkeit, welches auf dem Stadthause gegeben wurde, fand bei den Sektionen alsbald Nachahmung. So gut wie dort hielt man sich auch hier für befugt, in Fällen des Ungehorsams der Behörden seinen souveränen Willen in eigener Person zur Ausführung zu bringen. Weil der Sicherheits-Ausschuß, die gesetzlich zuständige Stelle, mit Verhaftungen zu langsam

---

[1]) Buchez et Roux, l. c. Tom. XXXIV, p. p. 45 etc., 81, S. auch Tom. XXIII, p. p. 27 etc., 147, Tom. XXV, p. 247.

[2]) Buchez et Roux, l. c. Tom. XXIV, p. 413.

[3]) Buchez et Roux, l. c. Tom. XXVI, p. 369, Tom. XXVII, p. p. 305 etc.

vorging, dekretierte die Sektion Gravilliers im Januar 1793 die Bildung einer Zentral-Kommission, welche alle Denunziationen entgegennehmen, Verhaftsbefehle erlassen und die ersten Vernehmungen der Verhafteten bewirken sollte.[1]) Wiederholt ordneten Sektionen eigenmächtig Haussuchungen und Beschlagnahmen an und hielten dieselben dem Verbote des Konvents gegenüber aufrecht. Anderseits hoben sie jede von den rechtmäßigen Behörden verfügte Haft auf, wenn einer ihrer Parteigenossen betroffen war. Um die Verbindung der Girondisten mit den Provinzen abzuschneiden, ernannte man Kommissäre, welche den Abgang aller Post-Kouriere zu verhindern hatten. Die Sektion des Theater français war mit dem geheimen Wahlrecht nicht einverstanden; sie bestimmte daher, daß in Zukunft das Prinzip der namentlichen Abstimmung zur Anwendung kommen sollte, und bei der bald darauf stattfindenden Bürgermeister-Wahl gaben denn auch sechzehn Sektionen ihr Votum öffentlich und namentlich ab. Eine andere Sektion, Bonconseil, erklärte im Mai 1793, daß in Zukunft die vom Konvent erlassenen Gesetze zu ignorieren und nur die Beschlüsse der Kommune zu respektieren wären, während die Sektion der Champs-Elysées auch nicht einmal letztere gelten lassen, sondern innerhalb eines jeden Stadt-Bezirks eine besondere Munizipalität bilden wollte. Schließlich dehnten die Sektionen ihre Befugnisse bis zu einer schrankenlosen Disposition über das Staats- und Privat-Eigentum aus. Die Sektion des Observatoriums verkaufte das Mobiliar des Klosters de la Visitation und beantwortete den Widerspruch des Ministers Roland dagegen einfach mit dem Hinweise darauf, daß sie ihre Arbeiter bezahlen müßte. Auf das Gerücht hin, im Invalidendom wären Waffen verborgen, beschlossen zwei Sektionen Nachforschungen anzustellen. Als der Minister sein Veto dagegen einlegte und mit Anwendung von Gewalt drohte, kündigten die Sektionen ihm einen Aufstand an, und die Nachgrabungen wurden ungestört fortgesetzt. Von einer Sektion erhielten die Kanoniere die Ermächtigung, den Reichen, den Aristokraten und den Gemäßigten einen „brüderlichen Besuch" abzustatten, um sich zunächst Waffen zu schaffen, und am nächsten Tage ihre Assignaten und Thaler zu konfiszieren. Die Überwachungsausschüsse erhoben von den wohlhabenden Bürgern eine Quote ihres „überflüssigen" Einkommens als Extrasteuer, wobei sie einen Jahresverbrauch im Betrage von 1500 Livres für das Familienhaupt und von je 1000 Livres für Frau und Kinder zubilligten; von dem Überschuß mußte jedermann je nach der Höhe desselben eine bis zur Hälfte steigende Quote entrichten.[2])

Den Sektionen folgten wiederum die Klubs und nahmen ihrerseits das Recht in Anspruch, Frankreich zu regieren. Bei den Jakobinern wurde im Dezember 1792 der Antrag gestellt, man sollte die Erneuerung des Konvents votieren, da derselbe bisher den auf ihn gesetzten Erwartungen nicht entsprochen hätte. Einige Monate später verfügten die Cordeliers, das Pariser Departement

---

[1]) **Buchez et Roux, l. c. Tom. XXIII, p. 94.**

[2]) **Buchez et Roux l. c. Tom. XIX, p. 453, Tom XX, p. p. 115, 116, Tom. XXV, p. 166, Tom. XXVI, p. 370, Tom. XXVII, p. p. 202, 231, 233, 308, Tom. XXVIII, p. p. 124, 126, Taine l. c. Tom. III, p. p. 416, 417.**

hätte die Ausübung der Souveränität zu übernehmen und die Wählerschaft an Stelle des Konvents, welcher das Vaterland verriete, neue Vertreter zu ernennen. Im Januar 1793 meldete eine Deputation der Föderierten dem Stadtrate, daß die Freunde der Republik über die aufrührerischen Stücke, welche in verschiedenen Theatern aufgeführt würden, über die aristokratischen Buchhändler und Schriftsteller, welche das ganze Land mit freiheitsfeindlichen Schriften vergifteten, und über die Börsenwucherer, welche die Assignaten diskreditierten und unumschränkt über alles bare Geld disponierten, so tief indigniert wären, „daß sie mit der Geltendmachung ihrer Rechte nicht länger zögern könnten.“[1]) Dieselbe Willkür herrschte in den Provinzen. In Lyon schrieb der Revolutionsausschuß eine Steuer von 30—40 Millionen auf die Reichen aus, in Folge dessen manche Bürger binnen 24 Stunden 100 000 Livres zu zahlen hatten. Anderwärts belegte man alle in den Bezirkskassen vorhandenen Gelder, welche an die Generalstaatskasse abgeführt werden sollten, mit Beschlag, weil dieselben für Getreideankäufe erforderlich wären. Wo die Girondisten das Übergewicht besaßen, erklärte man die nach dem Sturz der Partei erlassenen Dekrete für null und nichtig, weil die Legislative weder beschlußfähig noch in ihren Entschließungen frei gewesen wäre, und gab dem Volke anheim, die Maßregeln zu ergreifen, welche es im öffentlichen Interesse für geboten erachtete; oder es wurde auch wohl die Entsendung einer bewaffneten Macht nach Paris angeordnet, um den Konvent gegen die Vergewaltigungen der Jakobiner zu schützen. Die nach Marseille geschickten Kommissäre zwang man, die Stadt innerhalb 24 Stunden zu verlassen. Dort war die legislative Gewalt auf die Sektionen übergegangen und wurde von denselben ohne Rücksicht auf die vom Konvent publizierten Gesetze gehandhabt, oft sogar im offenen Widerspruch mit dem, was in Paris als Recht galt.[2])

Die Geschichte der französischen Revolution und insbesondere die des Konvents ist eine Illustration der Ballade vom Zauberlehrling. Alle jene Fraktionen, von den Girondisten bis zu den Hebertisten, Cordeliers, Robespierristen, zusammengesetzt aus Leuten, welche es in der Kunst des Regierens noch nicht einmal bis zum Lehrling gebracht haben, rufen mit einer an Wahnsinn grenzenden Leichtfertigkeit die Geister herbei, und wenn „sie ihrer Gaben vollgemessen haben,“ vermögen sie sie nicht los zu werden. Der verruchte Besen will nicht wieder zum Stocke werden, der er war, und, da im kritischen Momente kein Meister erscheint, so muß das ganze Haus ersaufen. Als erstes Opfer fallen die Girondisten. —

Das Pariser Proletariat hatte, wie oben erwähnt wurde, den Angriff gegen die Girondisten eröffnet und die Entfernung derselben aus dem Konvente verlangt. Seitdem war dieser Antrag nicht mehr von der Tagesordnung verschwunden, und bei jeder Wiederholung wurde er in seiner Form drohender. Nachdem im März die Sektion „der Vier Nationen“ an die sämtlichen Wähler die Aufforde-

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XX, p. 130, Tom. XXIII, p. 25, Tom. XXV, p. 93.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXIII, p. p. 53, 54. Tom. XXIV, p. 380, Tom. XXVI, p. 465, Tom. XXVII. p. p. 17, 153, 157, 413, Tom. XXVIII, p. 292, Taine l. c. Tom. III, p. 417.

rung gerichtet hatte, die „treulosen Mandatare“ ihrer Vollmachten für verlustig zu erklären, erschienen Mitte April mehrere Deputierte in der Reitschule der Tuilerien und begehrten die Extrahierung eines Plebiszits darüber, ob die der Felonie schuldigen Volksvertreter aus dem Konvent auszustoßen wären. Gebt acht, rufen sie dem letzteren zu, auf die Worte eines beleidigten Volkes; die Republik hat das Recht, ihre Vertretung zu reinigen. Die Widerruflichkeit der Mandate ist das Wesentlichste dieses Rechtes; sie ist der Schutz und Schirm des Volkes. Dasselbe hat die erbliche Tyrannei nicht abgeschafft, um seinen Verrätern die Macht zu belassen, ihre Verräterei straflos fortzutreiben. Noch häufiger wurde die sofortige Hinrichtung der Girondisten wegen Hochverrats verlangt. Der Redner, welcher Namens der Sektion Cité dafür plaidierte, bedeutete dem Konvent, die Zeit der Beschwerden wäre nun endlich vorbei; wenn man dem Willen des Volkes nicht Folge leistete, so würde es sich in die Notwendigkeit versetzt sehen, das Rettungswerk selbst in die Hand zu nehmen.[1]) Allerdings gelangten auch Kundgebungen zu gunsten der Girondisten an den Konvent. Aus den Provinzen, wo die Anhänger derselben das Dogma von der Volkssouveränität ebenso gewaltthätig für ihre Zwecke fruktifizierten wie die Pariser Sektionen, richtete man an die gesetzgebende Gewalt die Forderung, die Häupter des Berges in Anklagezustand zu versetzen, die Pariser Gemeindeverwaltung zu kassieren, das Revolutionstribunal abzuschaffen und den Konvent, wenigstens für einen Teil des Jahres, in eine der bedeutenderen Provinzialstädte zu verlegen. Selbst in der Hauptstadt wurden Proteste gegen das Jakobinerregiment laut, und der Konvent mußte anerkennen, daß dieselben von „ehrenhaften Leuten“ ausgingen.[2]) Allein den Girondisten fehlte es an Thatkraft, um die ihnen dargebotene Unterstützung wirksam auszunutzen. Als im April 1793 eine Deputation der Vorstadt St. Antoine „die Stimme der Wahrheit hören läßt, diese Stimme, welche wiederholt die Gesetzgeber aus dem Schlafe geweckt und die Verräter zur Ohnmacht gebracht hat,“ erlaubt sich der Präsident darauf aufmerksam zu machen, daß die Vertreter eines freien Volkes Befehle nur von der ganzen Nation empfangen und die Äußerungen einzelner Individuen lediglich als Gutachten ansehen dürfen.[3]). Zu etwas Weiterem als zu einer derartigen oratorischen Abwehr vermochte die Gironde sich nicht zu entschließen — und doch wiesen alle Zeichen der Zeit darauf hin, daß nur in einer mutvollen That Rettung zu finden war.

Mit der Zaghaftigkeit der Girondisten wuchs selbstredend die Dreistigkeit ihrer Gegner; nach kurzer Zeit entschlossen sich dieselben, mit eigener Hand die „Verräter“ am Kragen zu fassen und aus dem Konvent hinauszuwerfen. Der Gedanke einer solchen Lösung war bereits im Oktober 1792 in den Sektionen aufgetaucht und besprochen worden. In den Klubs hatte man denselben immer

---

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXV, p. p. 78, 93, 310 etc., Tom. XXVI, p. p. 3 etc., 97, Tom. XXVII, p. p. 251, 269 etc.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXV, p. p. 139. 140, Tom. XXVII, p. p. 93, 175. 176, 291. H. Wallon l. c. Tom. I, p. p. 157 etc.

[3]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXVI, p. 104.

wieder aufgefrischt; der Gang der Ereignisse schien erwiesen zu haben, daß von der gesetzgebenden Gewalt-selbst keine energische Maßregel erwartet werden durfte, und so waren die Pariser Herren allmählich zu der Überzeugung gelangt, ihre Rechte könnten nur vermittelst Selbsthilfe zur Anerkennung gebracht werden.[1]) Am 12. Mai wurde im Jakobiner-Klub der Antrag gestellt, alle Schurken auszurotten; auch an denen, welche zum Teil den Konvent bildeten, müßte Gerechtigkeit ausgeübt werden.[2]) Gleichzeitig beschloß die Sektion der Unité, die für die Vendée bestimmten Freiwilligen durch Eid zu verpflichten, „den Konvent und die Gefängnisse zu reinigen.“ Tags darauf erschienen öffentliche Anschläge mit der Aufforderung, die „Staatsmänner“, d. h. die Girondisten zu ermorden. Schließlich gab Robespierre das Losungswort. Nachdem er dem Pariser Souverän vordemonstriert hatte, daß „der Despotismus auf seinem Höhepunkt angelangt wäre,“ daß „guter Glaube und Schamgefühl mit Füßen getreten würden,“ erklärte er: „Wenn der Verrat die ausländischen Feinde herbeiruft, wenn wir, während unsere Kanoniere an den Feuerschlünden stehen, um die Tyrannen und ihre Satelliten auszurotten, den Feind unseren Mauern sich nähern sehen, dann bin ich bereit, mit eigener Hand die Verräter zu strafen.[3])“ Alsbald beginnt das Volk, diese Worte sich zu Herzen zu nehmen. Ganz offenkundig, unter dem Vorsitze eines Polizeibeamten, tritt auf dem Stadthause ein revolutionäres Zentral-Komité zusammen, gebildet aus Deputierten einiger dreißig Sektionen, und leitet die erforderlichen Vorbereitungen „zur Rettung des Vaterlandes“ ein. Im Gefühl seiner unumschränkten Gewalt erläßt dieser jüngste Regent Frankreichs die willkürlichsten Verfügungen an die Behörden; er befiehlt beispielsweise der Post die Journale zu unterdrücken und die durch Beamte des Konvents überbrachten Schreiben zu öffnen. Am 19. Mai wird in dem Komité „im Interesse des öffentlichen Wohles“ der Vorschlag gemacht, 32 Girondisten und alle Bürger, welche von den Revolutions-Ausschüssen der Sektionen für verdächtig gehalten werden, in einer noch zu bestimmenden Nacht zu ein und derselben Stunde aufzuheben, sie in ein Kloster in der Nähe des Luxemburg zu schaffen und dort „von dem Erdboden verschwinden zu lassen,“ sie zu „septembrisieren,“ wie ein Redner sich ausdrückt. Man macht dagegen zwar geltend, es sei nicht ratsam zu morden, so lange es noch Gerichte gebe, um die Feinde der Freiheit abzuurteilen und zu strafen. Aber dieser Einwand begegnet einer „eigentümlichen“ Aufnahme, d. h. man wirft den, der ihn erhoben hat, zur Thüre hinaus, nachdem seitens eines Deputirten darauf hingewiesen worden ist, daß die Bürger keine Leute unter sich dulden dürften, welche nicht auf der Höhe der Ereignisse stehen, welche nicht den Mut haben, „die durchgreifendsten revolutionären Mittel anzuwenden.“ Am folgenden Tage wird die gewaltsame Beseitigung der verräterischen Abgeordneten nochmals diskutiert, und ein Bürger erbietet sich frei-

---

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XIX, p. 448. Tom. XXV, p. 295, 428, 429.

[2]) Taine l. c. Tom. III, p. 425. Buchez et Roux l. c. Tom. XXVIII, p. 124.

[3]) Buchez et Roux Tom. XXVII, p. p. 243 etc.

willig, die Funktionen des Henkers zu übernehmen.[1]) Im Klub der Cordeliers geht man noch energischer vor. Nachdem ein Deputierter des Berges seinen Genossen vorgehalten hat, daß die Republik nur gerettet werden könne, „wenn das Volk sich in corpore erhebe, um zu handeln wie bei dem Aufstande vom 10. August," stürzen mehrere Männer und Frauen auf die Tribüne und stellen Anträge, „die geeignet sind alle Pariser Bürger zittern zu machen." Im Laufe der Verhandlung werden die Namen von 300 Konventsmitgliedern auf die Liste derjenigen gesetzt, welche die Strafe des Hochverrats verwirkt haben. Vielen ist auch damit noch nicht Genüge geleistet; sie plaidieren für Ausrottung aller Adligen und Priester. Ein Mitglied wirft dem Klub vor, er besitze nicht mehr dieselbe Energie wie am 10. August und 2. September; ein anderes befürwortet, das souveräne Volk solle von den Tribünen in den Konvent herabsteigen und die Brissotins, die Girondisten und die „Sumpfkröten" mit Gewalt entfernen.[2]) Nicht nur erhebt sich keine Stimme gegen diese „Rechtsprechung des Volkes"; es wird auch geduldet, daß ganz öffentlich Vorbereitungen zur Ausführung des gefällten Verdiktes getroffen werden. In den Werkstätten fabriziert man massenhaft Dolche, und tausende von Weibern lassen sich für einen Kursus zur Erlernung des Gebrauches von Stichwaffen einschreiben.[3]) Ähnlich geht es in den Provinzen zu. Beispielsweise wird in Orleans in einer öffentlichen Versammlung allen denjenigen der Tod angedroht, welche sich „der heiligen Insurrektion der Jakobiner gegen die nationale Vertretung" zu widersetzen wagen sollten.[4])

Bevor der Souverän nun aber wirklich zur Gewalt greift, macht er doch noch einen letzten Versuch, seine Mandatare auf dem Wege der Vernunft zum Gehorsam zu bringen. Ende Mai erschienen mehrere Abordnungen aus den Pariser Sektionen im Konvent und beschwören die Bergpartei nochmals, das Vaterland zu retten, d. h. die Ausstoßung und strafrechtliche Verfolgung der Girondisten zu dekretieren. Daran knüpfen sich Forderungen wegen Entlassung aller adligen Oberoffiziere, Tarifierung des Brotes, Errichtung einer Sanskulotten-Armee u. a. „Wenn ihr es könnt, ruft eine Deputation dem Berge zu, und ihr wollt es nicht, so seid ihr Feiglinge und Verräter. Wollt ihr es aber und könnt es nicht, so erklärt euch! Dafür sind wir hier. Hunderttausend Arme haben sich bewaffnet, um euch zu schützen!" Von den Tribünen herab, auf denen das männliche und weibliche Proletariat von Paris die Handhabung der Polizei übernommen hat, werden jene Forderungen stürmisch unterstützt. Alle Redner, die dafür sprachen, finden jubelnden Beifall, die Opponenten schreit man in so schamloser Weise nieder, das schließlich selbst einige Jakobiner gegen derartige „Exzesse" Verwahrung einlegen. Da der Konvent trotzdem zu keiner Entscheidung gelangt, so begiebt sich das Volk am 2. Juni in Stärke von 80000 Mann vor den Sitzungssaal. Ein Huissier, der namens der gesetzgebenden Gewalt dem Kom-

---

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXVIII, p. 108 etc., 171.
[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXVIII, p. p. 111 etc.
[3]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXVIII, p. p. 112, 129.
[4]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXVIII, p. 123.

mandanten Henriot den Befehl zum Abmarsch überbringt, wird mit schnöden Worten zurückgewiesen, worauf der Konvent, an seiner Spitze der Präsident, seinem Souverän entgegenzieht und ihn um Aufklärung ersucht, was er denn wolle. „Das Volk hat sich nicht erhoben, um Phrasen zu hören, erwidert Henriot, sondern um allerhöchste Befehle zu erteilen; es muß Opfer haben, vierunddreißig Schuldige sind ihm auszuliefern.“ Von allen Seiten, wohin sie sich wenden, zurückgedrängt, begeben die Deputierten sich schließlich in den Sitzungssaal zurück, und nach einer kurzen Diskussion wird der Verhaftsbefehl gegen die „Konspiranten“ votiert.[1])

Wenige Tage später spricht der Konvent dem Revolutionskomitee und dem Volke von Paris seinen Dank dafür aus, daß sie „so wirksam zusammen gearbeitet haben, um die Freiheit, die Einheit und die Unteilbarkeit der Republik zu retten[2]).“ Die Souveräne in den Provinzen werden durch eine solche Anerkennung seitens der gesetzgebenden Gewalt in der Überzeugung bestärkt, daß sie das gleiche Recht wie der Kollege in der Hauptstadt besitzen, ihren Willen mit Gewalt zur Geltung zu bringen. So beschließt beispielsweise das Volk in Lyon, „daß die Dekrete des Konvents als null und nichtig anzusehen seien, bis die nationale Vertretung ihre volle Freiheit und Integrität wiedererhalten haben werde.“ Als eine Armee gegen die aufsätzige Stadt heranrückt, erläßt der dortige Wohlfahrtsausschuß eine Proklamation, in welcher unter Berufung auf die Verfassung von 1793 der Krieg erklärt wird. In Toulon bildet sich im Juli aus den Sektionen ein Komitee, welches die Befehle des Pariser Wohlfahrtsausschusses einfach ignoriert, „die Regierung übernimmt, den zum Nationaleigentum gehörigen Hafen wie sein eigenes Eigentum behandelt.“ Der Berichterstatter im Konvent bezeichnet es als „eine abscheuliche Heuchelei, daß alle diese Leute sich für ehrliche Republikaner ausgeben;“ in Wahrheit liegt der Thatbestand in den Provinzen genau so wie in der Hauptstadt. Das Dogma der Volks-Souveränität hat überall das Gehirn der Nation in einen solchen Zustand von Verwirrung gebracht, daß ihm jedes Unterscheidungsvermögen zwischen Recht und Unrecht abhanden gekommen ist.[3])

Nach den Girondisten sind der Reihe nach die Hebertisten, die Dantonisten und die Robespierristen zum Sturz gebracht worden. Es ist indes ohne Interesse, darauf hier näher einzugehen. In der äußeren Erscheinung hat zwar ein jeder dieser Wechsel im Regiment ein individuelles Gepräge, aber bei allen handelt es sich im wesentlichen um ein und dasselbe. Wie die Girondisten, so haben sich auch alle übrigen Fraktionen dem Dogma von der Volkssouveränität gegenüber nicht zu halten vermocht. Sobald die mit der Ausübung der Staatsgewalt betrauten „Kommis“ irgend etwas thun, was ihren souveränen Herren in den Vorstädten nicht beliebt, schlägt er ihnen den Kopf ab.

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXVII, p. 251, 269, 296, 305 etc., 343. Wachsmuth a. a. O. Bd. 2, S. S. 128 ff.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXVIII, p. 202.

[3]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXVIII, p. p. 292, 499, 500, Tom. XXIX p. p. 66 etc.

(Fortsetzung folgt.)

Die Verehrung heiliger Bäume bei den Alten.

Von

Karl Bötticher.

So weit die heilige Sage der Hellenen ihre Spuren in die Vorzeit hinaufträgt, verehrte das Gesamtgeschlecht der Vorhellenen, die Pelasger, nur Einen Gott, namenlos, bilderlos und tempellos, den unsichtbar und allgegenwärtig im weiten All der Natur herrschenden Zeus. Als weiterhin das Geschlecht von diesem Einen Gott hinwegging, sich in viele Geschlechter und Stämme sondernd, jedes besondere Geschlecht in seinem veränderten Bewußtsein auch einen besonderen Gott erkennend, offenbarte sich ihm dieser sein Gott auch in einem bestimmten und besonderen Wohnsitze auf der Erde, in welchem sein göttliches Wesen, wirkend und segensvoll mit den Menschen verkehrend, gedacht war. Es entstand mit vielen Göttern die Verehrung derselben in irdischen Wohnsitzen wie die Heiligkeitsanerkennung dieser Sitze. Aber solche Wohnsitze, — obgleich die ersten sichtbaren Malzeichen der Götter, — waren noch nicht von Menschenhänden gemachte Dinge, sondern von der Gottheit selbst geschaffene, ursprüngliche, mit der Schöpfung gewordene. Es waren dies nämlich Naturmale, als Quellen, Höhlen, Erdklüfte, Steine, Bäume. In diesen Naturmalen wurde des Gottes Geist, wie in einer sichtbaren Hülle hausend, geglaubt; — nicht war er durch menschliches Zuthun hineingekommen, er lebte darin aus eigener Machtvollkommenheit, er hatte sich das Mal von selbst zum Sitze erkoren; nicht war es auch die Materie und Bildform eines solchen Males, welche als Gott verehrt wurde, sondern eben die Gotteskraft, welche sich in ihr äußerte. — Die Verehrung dieser Naturmale bildet die zweite Phase der hellenischen Gottesverehrung, welche zwischen der Verehrung des vorhin genannten Einen Gottes und derjenigen Zeit mitten inne liegt, aus welcher die menschengestaltigen Gottesbilder und deren Tempelhäuser herrühren.

Unter diesen Naturmalen, welche man als Wohnsitze und sichtbare Bildformen der Gottheit ansieht, kommen vornehmlich diejenigen in Betracht, in welchen der Mensch nicht nur eine seiner eigenen Natur engverwandte Lebensthätigkeit erkannte, sondern an welche er zur Erhaltung seiner physischen Existenz auch am meisten gewiesen war: die lebennährenden Pflanzen, vornehmlich die Bäume. Und weil der göttliche Geist als ein ewig wachender und wirkender gedacht ist, sind dem entsprechend unter den Bäumen diejenigen, welche beständig grünend niemals ihr Laub abwerfen und dabei eine über alle Erinnerung hinüber gehende Lebensdauer haben, als Repräsentanten der unvergänglichen und nie schlummernden Gotteskraft betrachtet worden. Es sind vom Uranfange her dem Hellenen, Latiner, Meder und Armenier, dem Chaldäer wie dem Kanaaniter, dem Inder wie dem Germanen und Kelten Bäume die ersten Tempel und irdischen Abbilder der Gottheiten gewesen, in welchen deren Geist hauste und mit ihnen verkehrte, in welchen er dem Geschlechte seinen Willen durch Vorzeichen und Orakel offenbarte.

Auf diese Vorzeit spielt Plinius an, wenn er mit voller Kenntnis der Sache das merkwürdige Wort spricht: „Bäume waren die ersten Tempel der göttlichen Wesen, und es bleiben die bestimmten Gattungen der Bäume immerfort bestimmten Gottheiten geheiligt; so die Eiche dem Jupiter, der Ölbaum der Minerva, der Lorbeer dem Apollon, die Myrte der Venus, die Pappel dem Herkules u. s. f., auch heiligt der schlichte Landmann nach alter, väterlicher Sitte noch heute den schönsten Baum einer von diesen Gottheiten." — Der Baum ist zuerst das sichtbare Bildnis und Tempelhaus des Gottes zugleich gewesen, bevor noch die Kunst menschgestaltige Götterbilder machte und diese auf, an, oder auch in dem Stamme aufstellte; ja selbst in diesem Falle blieb er wenigstens so lange noch Tempel derselben, bis man zuletzt ein Tempelhaus für das Gottesbild daneben baute.

Und diese Wahrheit, daß der Baum den genannten Völkern das gottgeweihte Malzeichen gewesen sei, welches gleich der Gottheit selbst geachtet und verehrt wird, — diese Wahrheit möchte wohl durch nichts klarer bekundet und überzeugender bewiesen werden als durch die heilige Verehrung, welche auf dem Baume ruhte, die religiösen Zeremonien, mit denen er verehrt wurde; dies sind in der That schon ganz dieselben heiligen Bräuche, mit welchen man später das menschengestaltige Bild im Tempelkultus verehrt.

Kurz angedeutet sind es folgende:

Man weiht den Baum ein, man heiligt ihn, und mit dem Augenblicke, wo er die religiöse Weihe empfangen hat, ist er für profane Hand auf ewig unantastbar gemacht; göttliches wie menschliches Gesetz belegt jeden Frevel an ihm mit Fluch und Tod. — Zu dieser Weihe gehört zuerst die Weihwassersprenge aus dem Quell, der sich mit wenigen bekannten Ausnahmen stets unmittelbar neben dem Stamme des Baumes befindet. — Man heiligt ihn hierbei auch durch Salbung mit Öl; man salbt seinen Stamm, bekränzt seine Zweige, benennt ihn mit dem Namen der Gottheit und fügt ihm die Dedikationsinschrift an, welche diese heilige Weihe besiegelt. So weiht der Chor der Spartiatischen Mädchen jenen Baum der Helena, des Menelaus Gattin, unweit Sparta, salbt ihn mit köstlichen Narden, behängt seine Zweige mit frischen Lotoskränzen und setzt die Inschrift: „Verehre mich, der Du vorüber gehst, ich bin der Helena Baum." — Die hochalte, über Roms Gründung hinaufgehende Inschrift an der heiligen Eiche auf dem Vatikan, auf einer erzenen Tafel in etruskischen Schriftzügen, las noch Plinius an diesem Baume. Hiervon ging die Sitte in das profane Leben der Alten über, hochverehrten und geliebten Personen schöne Bäume zu weihen und die Dedikations-Worte nebst ihren Namen in die Rinde des Stammes zu schreiben.

Man weiht den Baum ferner durch Umwindung mit heiligen Binden, mit welchen man zugleich die Gelübdegaben und Weihespenden anfügt. Den Burgölbaum zu Athen bekränzte man am Geburtstage der Athena, also am Jahrestage seiner und des Kultus Stiftung; man umwand seinen Stamm mit roten und weißen Binden und knüpfte ihm als heiliges Dankopfer einen Ölzweig an, Eiresione genannt, der mit dem Erstlingssegen aller Früchte und Naturprodukte behangen war, welche die Gottheit dem Attischen Lande segnend gespendet hatte.

Digitized by Google

Die heilige Pinie des Attys prangte an dem Feste dieses der Göttin Kybele vereinigten Halbgottes in Violenkränzen und purpurfarbenen Binden in Fülle; und die Tempelbäume zu Tyana waren beständig mit den Kränzen der Verehrenden so bedeckt wie später die Götterbilder im Tempel. An den heiligen Ölbaum der Arge im Heiligtume der Artemis auf Delos hängte jede Braut am Tage vor der Hochzeit eine Locke auf, um eine wollene Garnspindel gewickelt; der Bräutigam ebenfalls eine Locke seines Hauptes, um einen blühenden Zweig gewunden.

Nun fügt man dem Baume auch die Attribute und Machtsymbole seiner Gottheit an, um so die Bedeutung desselben recht in die Augen springend zu machen. Den Burgölbaum zu Athen bezeichnete eine goldene Maske der Gorgo Medusa; die Pinie der Kybele wurde durch die Attribute ihres Dienstes, durch Cymbeln, Rohrflöte, Harpe und Hirtenstab kenntlich gemacht; an anderen Bäumen spielen Thyrsosstäbe, Handpauke und wollene Kopfbinden auf Dionysos an.

Vor dem Baume nun steht der Opferaltar zu dem blutigen Brandopfer; unter seinem Laubdache der heilige Gottestisch, zum Auflegen der feuerlosen Speiseopfer, der Schaubrote und Spendegefäße. Denn hier ist die geweihte Opferstätte, auf der man unter Anzündung von flammenden Kerzen und Weihrauch Gebet und Opfer verrichtet, zugleich die Gelübdespenden und Votivgaben mit deren Schenkungsurkunde an die Zweige des Gottesbaumes heftend. Der aus der Sage bekannte Demeterbaum, welchen der von der Göttin deshalb ausgestoßene Erisichthon umhaut, war mit Binden, Gelübdegaben und Votivtäfelchen reich behangen; und an die heiligen Bäume des Haines zu Aricia hefteten die römischen Frauen solche Gelübdeweihen bei entzündeten Lichtern an. — Ist es doch bezeugt, daß die Hellenen der heroischen Zeit eben so wie die Germanen den Bäumen selbst Menschenopfer gebracht haben.

Um endlich den Baum als Bild und Gestalt des Gottes unzweifelhaft zu machen, bekleidet man seinen Stamm nicht nur durch das heilige, mit Sternen bedeckte Gewand der Gottheit, sondern fügt diesem auch das Antlitz derselben in Form einer Maske bei, so ein gottmenschliches Bildnis nachahmend. Viele schön erhaltene Bildnereien zeigen solche armlosen und fußlosen Baum-Göttergestalten, vor ihnen den Opfertisch oder Altar mit den Opfergaben und den festfeiernden Personen. — Die einfachste Erklärung solcher Bildwerke kommt aus dem Munde eines späteren hellenischen Mannes, des Maximus Tyrius, welcher bemerkt: daß noch zu seiner Zeit (400 Jahre nach Chr.) jeder Landmann den Stamm des schönsten Baumes in seinem Garten als Gottesbild des Dionysos auskleide und verehre, wenn er dessen heiliges Fest begehe.

So ist es auch gekommen, daß man alle diejenigen Gegenstände, welche später der Gottheit in den Tempel geweiht wurden, ursprünglich an den Baum brachte. Es werden so an ihn geweiht alle Gegenstände des leiblichen Schmuckes und der Kleidung: Gewänder, Ringe, Spangen, Spiegel und kostbare Sandalen, wie musikalische Instrumente und Hausgerät; die Werkzeuge der Jagd, des Fischfanges wie des Ackerbaues! Von der Beute der Jagd die Felle, Geweihe und Köpfe des Wildes; von der Beute des Sieges die ruhmvoll eroberten Waffen.

Besonders merkwürdige Bildwerke zeigen solche Waffenbäume; auch der Schicksalsbaum auf dem Markt von Megara, mit dessen Falle die Stadt unterlag, war mit Waffenbeute reich behangen — kurz, es kann kein Gegenstand des beweglichen Besitzes gedacht werden, welchen nicht Inschriften, Bildwerke und Schriftzeugnisse, in ungemessener Zahl an das Baumheiligtum geweiht, bekunden. Der Hellene giebt jener Gottheit stets die Gabe zurück, von welcher er sie zur Freude des Lebens einst empfangen zu haben glaubte.

Gewährten solche religiösen Gebräuche die einleuchtendsten Erweise der Verehrung des Baumes, so bewahrheiten Schriftquellen und Bildwerke in einer von der Forschung bisher nicht geahnten Weise jenen Ausspruch des Plinius: Bäume seien die ältesten und ersten Tempel der Götter gewesen.

Denn älter als jeder bekannte Tempel der Hellenen ist der ihm zugehörende Gottesbaum innerhalb seines heiligen Bezirks. So beispielsweise die Orakelbuche zu Dodona, der Burgölbaum zu Athen, die Palme auf Delos, die Weide zu Samos, der Lorbeer zu Daphne bei Antiochia in Syrien. Und wenn eben so nach den lateinischen Geschichtsquellen die heiligen Bäume Roms älter waren als die Stadt Rom, so mußten sie zuerst und allein die Gottesbilder und Tempel gewesen sein; denn es wird bezeugt, daß Rom in den ersten hundert Jahren nach seiner Gründung weder Tempel noch Götterbilder, wohl aber heilige Bäume gehabt habe. — An den Baum knüpft sich bei den Hellenen die Verehrung der besonderen Götter an; als im Baume und mit ihm seiend wird die Gottheit zum ersten Male durch Opfer und Weihespenden begrüßt; mit dem Baume wird und entsteht ihr Kultus, mit ihm wandert derselbe; und wohin die Sakra als Filiale übersiedelt werden, dahin führt man einen Sprößling vom väterlichen Gottesbaum, pflanzt ihn auf und gründet der Gottheit heiligen Altar und Speisetisch, ja, der Mythos wagt gar nicht anders zu glauben, als daß dieser von Gott sich zum Abbilde und Sitze erkorene Baum eigenhändig auch von ihm zur Stätte getragen und gepflanzt sei. Wo der Gottheit Baum nicht wuchs, da konnte auch ihr Kultus nicht angesiedelt werden. Harpalos konnte den Kult des Dionysos um Babylon nicht einführen, weil hier wegen der Hitze kein Epheu wachsen wollte; und der Pontische König Mithridates konnte zu Pantikapaion (Kertsch) kein Heiligtum des Apollon und der Aphrodite stiften, weil unerachtet aller Mühen weder Lorbeer noch Myrte hier zu ziehen war. Daher, weil ohne Gottesbaum kein Heiligtum gegründet werden konnte, ist es gekommen, daß späterhin ohne solchen keine Tempelstiftung möglich ward.

So ward von den Alten die Verbreitung und Kultur der Segen gebenden und Leben erhaltenden Bäume als ein Werk der Gottheiten selbst angesehen und zu einer Disziplin ihrer Religion; und die höchste der Ehren, welche menschliche Satzung einem Manne der alten Welt zuzuerkennen vermochte, war der frische Kranz von solchem Gottesbaume eines Heiligtums. In Persien war es Religionsbrauch, daß der gleich einer Gottheit verehrte König die Bäume in seinen Paradiesgärten mit eigener Hand pflanzen und so ein Vorbild ihrer Kultur und Pflege geben mußte. — Von Demeter sollten die Eleusinier den ersten Feigen-

baum empfangen haben; durch das ganze Altertum hindurch blieb der erste von der Göttin gepflanzte Baum bei Eleusis: „die heilige Feige“ genannt, ein Gegenstand der Anbetung. Der erste Ölbaum des attischen Landes, von welchem alle die hochgepriesenen Ölpflanzungen Attikas abstammten, war von Athena eigenhändig auf der Burg im Hofe des Priesterkönigs Kekrops gepflanzt; er bezeichnete den Tag der Epiphanie der Göttin, d. i. die Stiftung ihres heiligen Dienstes auf der alten Königsburg. Sein Stamm, mit Kränzen und Binden wie mit einem goldenen Medusenhaupte geschmückt, barg unter seinem Zweigdache den Altar ihres göttlichen Vaters, des Zeus, in seiner Eigenschaft als Herkeios, als Hüters des königlichen Wohnhauses des Kekrops. Viele Menschenalter hindurch war diese Olive allein Tempel und Bildnis der Göttin, bevor man ihren Burgtempel samt dem aus Ölholz gearbeiteten Gottesbilde stiftete. — Herakles trug den wilden Ölbaum vom Saronischen Meere nach Olympia, mit dessen Pflanzung den Dienst des Zeus stiftend; ebenso führt er vom Ufer des Totenflusses Acheron die Pappel hierher und gründet mit ihrer Pflanzung den Heroendienst seines Ahnherrn, des Pelops. —

Von dem Delphischen Lorbeerbaum sind so viele Abzweiger in Hellas verbreitet, als Filialtempel des Delphischen Apollon gestiftet wurden. Dieser Lorbeer war lange zu Delphi allein Bild und Tempel des Apollon, bevor noch der erste Tempel erbaut wurde; der Gott hatte ihn eigenhändig aus dem Thale Tempe hierher getragen und damit seinen Kultus gestiftet; in jedem heiligen Neunjahre feierten die Delphier diese Stiftung, indem sie in Prozession unter Weiheliedern einen Lorbeersprößling aus Tempe holten und bei dem Apolloheiligtum weihten. Um den Baum waren alle hochheiligen Gegenstände des Kultus vereinigt. Neben ihm stand der mantische Dreifuß an der Orakelkluft, und der prophetische Wasserquell Kassotis mündete hier aus. Auch der weltbekannte Omphalos, d. h. der Nabelstein, welcher die Mitte der Erde bezeichnete, lag hier. Unter dem Laubdache der Lorbeerzweige, die stets im Schmuck heiliger Binden und Weihegaben prangten, wurde der Gott, als im Baume seiend, verehrt. Darum erzählte mit Recht nicht bloß die älteste Sage: daß Apollon hier zuerst unter einer Zweiglaube von Lorbeer gewohnt habe, sondern auch die späteste geschichtliche Kunde von dieser Stätte dreht sich noch um diese Zweiglaube und um diesen Lorbeer. Als Kaiser Julianus Apostata seinen Leibarzt Oribasius nach Delphi sandte, in der Absicht den verfallenen Gottesdienst wieder herzustellen und den schweigenden Orakeldreifuß von neuem tönend zu machen, empfing der kaiserliche Bote von den ärmlichen Pflegern des verödeten Heiligtums den merkwürdigen Bescheid: „Sage dem Kaiser: nieder in den Staub gesunken liege der kunstvoll gebildete Tempelhof, keine heilige Zweiglaube besitze Phoibos mehr und weissagenden Lorbeer, keinen verkündenden Quell; versiegt sei das redende Wasser.“ —

War aber ein Baum Tempel und Abbild der Gottheit, trug er ihre Sakra, dann mußte er auch ihren Namen führen. Die dodonäische Orakelbuche hieß Zeus Phegos, d. h. Zeus, der eine Buche ist; — eine Buche bei Rom war Jupiter Fagutalis, der in der Buche haust; eine Zeder bei Orchomenos Zeder-

Artemis; eine Myrte bei Boiai Artemis die Retterin; eine Feige auf Melos Feigen-Dionysos.

Gab es ferner olympische Götter-Bäume, heilige und glückliche, dann mußte es auch unterirdische Götter-Bäume geben. Die Pinie, Cypresse, schwarze Feige, Granate u. a. sind unglückliche, dem Hades und der unterirdischen Persephone geweihte Bäume, nur zu Totenweihen bestimmt, deren Zweige nie im Dienste olympischer Götter verwandt werden durften.

In gleichem Verhältnis endlich wie die Götter stehen im Baumkultus auch die Halbgötter und Heroen. An Stelle der späteren Heroenkapellen finden sich ursprünglich Heroenbäume.

Bei den Orientalen erscheint dasselbe. Die alten Parsen haben Gottesbäume, böse Dämonenbäume und Heroenbäume. Letztere sollten von den Seelen der Tapfern und Reinen bewohnt werden; und Ormuzd nahm die Seele des Zoroaster in einen solchen Baum auf dem Berge Asmuidacher auf. —

Ließ der Glaube so des Gottes wie des Heroen Geist im Baume hausen und walten, dann mußte er auch in und an dem Baume durch automatische Lebensthätigkeit seinen Schutzbefohlenen warnende Vorzeichen, Schicksalsverkündigungen, offenbaren. Und in der That möchte kaum ein alter Staat, ein Volksstamm, eine Stadt, ein Familiensitz zu finden sein, welcher nicht an seinem Gottesbaume oder Heroenbaume seinen Lebensbaum, seinen Schicksalsbaum gehabt hätte. Keiner Stadt oder Burg Gründung ist zu denken, ohne daß nicht der Baum des väterlichen Schutzgottes mit seinem Altare Erstes und Anfang aller Gründung wäre; — denn ohne Sakra und Opferweihen kann kein Werk glücklich auspiziert, begonnen und vollendet werden. Alle solche Gründungen sind geschehen um den aufgepflanzten heiligen Baum; oft genug bezeichnet ein solcher schon stehender den Ort der Ansiedlung. Und weil die Gründung jeder Ansiedlung sich an solchen Baum knüpft, weil ihr Leben mit ihm wird, vergeht sie auch mit ihm; ihr Ursprung, Schicksal und Ende liegt in seiner Lebenskraft eingeschlossen und vorgebildet. Sein allmähliches Absterben wie sein plötzlicher, ohne jede Veranlassung erfolgter Umsturz sind die schrecklichsten Vorzeichen; sie verkünden, daß des schützenden Gottes Geist seinen Sitz verlassen, seinen Beistand den Angehörigen entzogen habe; es können keine Opfer auf dem Baumaltare mehr vollzogen werden, der Kultus erlischt auf der Stätte. Sein Wiederaufgrünen dagegen oder — nach plötzlichem Umsturz — seine Aufrichtung durch sich selbst ist dagegen ein Zeichen der Gnade, Versöhnung und Rückkehr des Gottes oder Heroengeistes.

Zwei Myrtenbäume standen auf dem Quirinal in Rom vor dem Tempel des Romulus Quirinus, des Staatsgründers. Sie waren, wie es die Myrte bei den Alten überall ist, Symbole der freiwilligen Verbindung, und zwar hier der Verbindung beider Stände der Patrizier und Plebejer zu einer Staatsgenossenschaft. Davon hieß die eine Myrte patricia, die andere plebeia; eine jede stellte nach dem festen Glauben der Römer das Leben und Schicksal ihrer Volksklasse dar. Als nun die Lebenskraft der Plebejer sinken sollte, begann die plebeia zu kränkeln und welken, sie erstarb zuletzt ganz und gar. Während

dem grünte die patricia noch kräftig weiter, bis die Macht der Edlen, durch die Marsischen Kämpfe gebrochen, nach und nach zum leblosen Schatten herabsank; da begann auch der patrizische Lebensbaum zu dorren und starb ab. So erzählt Plinius in seiner Naturgeschichte wörtlich. — Wie sich an das Bestehen eines hochalten Ölbaumes der Stadt Megara Schicksal knüpfte, so war den Athenäern der schon erwähnte Burgölbaum der Lebensbaum des Staates; und als dieser durch Xerxes absichtlich bis auf den Stamm durch Feuer versengt ward, verkündete ein am Tage nach diesem Frevel dennoch aus dem Stumpfe frisch aufgeschossener grüner Sproß den Athenäern das Vorzeichen der gleich nachher erfolgten Siegesschlacht bei Salamis, welche das versehrte Leben ihres Staates mit neuer Kraft erhob. — Waren jene zwei Quirinalischen Myrten die Schicksalsbäume der beiden Volksstände, so war dagegen der Feigenbaum auf dem Forum zu Rom (ein Pflänzling des Ruminalischen) der Lebensbaum des ganzen Römischen Staates, von welchem den Römern die Prophezeiung geworden war, daß sie ihre Selbständigkeit ungeschwächt erhalten würden, so lange er noch frisch grünend stehe. Deswegen stand er unter der alleinigen Pflege der Pontifices und der Priesterinnen, welche auch die ewige Lebensflamme des Reiches auf dem Staatsherde unterhielten: der Vestalen. Unter seinem Laubdache stand neben dem Altare das Wahrzeichen des Staates, die erzene Wölfin mit den säugenden Zwillingsknaben Romulus und Remus; an einem der Zweige sah man das erzene behelmte Haupt ihres mythischen Vaters, des Mars, mitten darauf stand das Bild des dem Mars geweihten Spechtes. Ganz Rom überfiel Trauer und Furcht, als unter Nero's markaussaugendem Regimente diese Feige plötzlich zu kränkeln begann; man sah darin das Vorzeichen von der Auflösung des Staates. Da wurde Nero gestürzt — und sogleich lebte auch der Baum in frischen Säften wieder auf.

Nach diesen Anschauungen kann es nicht befremden, wenn unter solchem Baume, gleich wie im Heiligtum, der erkorene Fürst des Landes gesalbt und inthronisiert wird. Unter der „hohen Terebinthe" zu Sichem wird Abimelech zum Könige in Juda gesalbt. — Auch in Persien war die Platane der Baum der königlichen Achämeniden. Unter einer Platane saßen Darius und seine Nachfolger stets auf dem silberfüßigen Throne. Daher ward eine Platane, unter welcher dieser Sessel im königlichen Purpurzelte stand, aus Gold gemacht und mit einer goldenen Weinrebe umrankt, deren Trauben aus feuerfarbenen indischen Edelsteinen gebildet waren. So wanderten Goldplatane und Thronsessel überall hin, wo der Fürst das Hoflager hin verlegte.

Gleichwie das Volk, der Staat, die Stadt und Burg, so besitzt auch die Familie und das Haus derselben ihren Lebensbaum. Denn weil sein Gott das Erste ist, was der Mann der alten Welt auf die Stätte hinträgt, wo er wohnen will, so ist auch keiner Familie Ansiedelung ohne Stiftungsweihe des Baumes ihres väterlichen Schutzgottes oder ihres Schutzdämon. — Als Augustus, sich mit Livia Drusilla verbindend, seine Familie gründete, berichtet Plinius, trug ein Adler, aus dem hohen Äther herabfliegend, der Livia einen voller Beeren

hangenden Lorbeerzweig auf den Schoß. Man pflanzte und pflegte dieses vom Himmel gegebne Siegesunterpfand als Familienbaum und zweigte nach und nach einen kleinen Hain von ihm ab, aus welchem jeder Triumphator der Augustischen Familie sich die Triumpheszweige brach. Als dieser Baum samt seinem Haine plötzlich abstarb und verdorrte, kündete das den schnellen Tod des letzten Adoptivgliedes dieser Familie, des Nero, im voraus an.

Die Gottesorakel, welche aus Bäumen fließen, sind aber mit nichten allein jener berühmten Dodonäischen Zeusbuche eigen; denn auch aus einem Lorbeerbaume vor dem Apollotempel zu Metapont erschallt die Gottesstimme; und die Armenische Sage redet schon in Semiramis' Zeit von der heiligen Platane bei Armavir, aus welcher die Feuerpriester die Orakelsprüche empfingen. Noch im 9. Jahrhundert nach Chr. gab eine alte, heilig verehrte, mit Schmuck und Gewanden bekleidete Palme den Arabern des Landes Yemen Gottessprüche; Moses selbst empfing ja die ersten Befehle seines Jehovah aus der Flamme, welche auf den Zweigen des Gebüsches ruhte, an dem Orte, welchen die Stimme als einen heiligen bezeichnete.

Lebte und wurde aber des Gottes Geist im Baume heilig verehrt, war dieser die sichtbare Bildform und das irdische Wohnhaus desselben, so ist die Verwandlung eines Sterblichen in die Gestalt des Baumes und die Aufnahme seiner Seele in solchen weiter nichts als ein Bild der Verwandlung in die Gottgestalt, der Aufnahme in die Wohnung und heilige Gemeinschaft des Gottes, also die Vergötterung, die Apotheosis. Dies erklärt den eigentlichen Sinn so vieler interessanter Sagen vom Sterben oder Entrücktwerden gottbegnadigter Persönlichkeiten und deren Verwandlung in Bäume durch die Gottheit.

Es ist nun ein eigentümlicher Charakterzug der heiligen Sage, wie sie eine so begnadigte Persönlichkeit stets in einen derjenigen Bäume verwandelt werden läßt, welcher des Abgeschiedenen Wesen entspricht und seine Natur festhält. So dauerte gleichsam das Leben seiner Seele nach ihrer Eigentümlichkeit in der sich fortpflanzenden Gattung des Baumes ewig lebend fort, nur in einem anderen Sein wirkend, nur in eine andere Formenhülle transfiguriert. Aus der Fülle bezeichnender Sagen mögen nur einige herausgehoben sein. — Die unberührt sich erhaltende Daphne wird vom Apollon in den Lorbeer verwandelt, das Symbol der ewigen Reinheit. „Kannst du als Gattin nicht mein werden," läßt die Sage den Gott hierbei sprechen, „sollst du als geliebter Baum ewig die Meinige sein." Und nun kränzte sich der Gott beständig mit der Daphne Zweigen, nun diente der Lorbeer in seinen Sakra fortan zu allen Reinigungsweihen. — Leib und Seele des Cyparissus, der um den Verlust eines geliebten Geschöpfes beständig trauernd im Grame verging, nimmt Apollon in die Cypresse, das Sinnbild der ewigen Trauer, auf und sagt: „Weil du um andere bis in den Tod getrauert hast, sei hinfort auch ein Zeichen der Trauer um andere."

So blieb die Cypresse den Alten ein Symbol der tiefsten Trauer; Cypressenzweige steckte man vor jedem Trauerhause auf und schmückte den Scheiterhaufen damit, Cypressen pflanzte man auf den Grabhügel. — Dem Philemon und der

Baucis, dafür, daß sie seinen Dienst so lange treu gepflegt und ihn heilig verehrt haben, giebt Zeus die Gestalt von Gottesbäumen neben seinem Altare, welche fortwährend von jedem Opfernden bekränzt und verehrt wurden: „Zum Lohne," heißt es, „daß ihr so treu verehrt habt, sollt ihr auch selbst nun ewig verehrt werden." —

Phyllis, des Demophon Verlobte, erwartet die Ankunft des Königssohnes, der sie als Weib heimführen will, lange vergebens. Das Gerücht nennt ihn gestorben. Vor Sehnsucht der Liebe verzweifelnd, erhängt sie sich an einem Mandelbaume. Aber ihr Wesen geht in den Baum über; er steht trauernd und grünt niemals. Jetzt erscheint Demophon, hört, was geschehen, und umfaßt, schmerzlich getroffen, den Baum. — Da erbebt dieser freudig zitternd, und im Augenblicke treibt er aus alten, dürren Ästen und Zweigen frisch glänzende Blätter hervor, den ersehnten Geliebten begrüßend. — Die schöne Leukothea will von ihrer Verehrung des Helios nicht lassen; deswegen vom grausamen Vater lebendig begraben, fleht sie sterbend noch des Gottes Lichtauge herbei. Und siehe — des Sonnengottes Strahlen durchdringen den Hügel ihres Grabes, und unter ihrem belebenden Feuer wandelt sich der Leib der Geliebten in den Wunderbaum des Weihrauches, dessen balsamisches Harz von nun an bei allen Gebeten als gottgeweihter Duft zu dem Antlitze des Helios aufstieg. In solcher Weise wird bei den Alten der Leib des Edlen, welcher „ausgeduldet hatte," nicht zu Moder und Staub, sondern blieb, als beständig sich erneuernder Baum, ein Unterpfand des Segens und Angedenkens für alle nachkommenden Geschlechter. — Setzte der hochalte Glaube den Baum in einen so deutsamen Bezug auf Tod und Grab, daß er aus der Asche, wie aus dem Blute, ja selbst aus den Kummerthränen edler und duldender Personen ewig lebende Pflanzen aufsprießen ließ, dann erklärt sich das Hellenische Staatsgesetz: jedes Grab mit Baumpflanzung zu versehen und den Gottesfluch auf die Verletzung solcher Gräberbäume zu setzen.

Zeigte sich in allem diesem die Bedeutung, welche der Baum in der Götterverehrung einnahm, war er der Ursprung jeder Heiligkeitsgründung, so wird es klar, warum die heilige Sage den Ursprung der Gottesverehrung, die Entstehung der Religion bildlich so ausdrücken konnte, daß sie die Gottheiten unter den Bäumen geboren und erzogen werden, oder ihren Verehrern zum ersten Male erscheinen läßt, also ihre Epiphanie setzt. Und wenn berichtet wird, daß gewisse Gottheiten unter einem Baume sich vermählt haben, so ist damit nur die Vereinigung der religiösen Verehrung beider zu einer gemeinsamen Verehrung ausgesprochen. — Unter dem Laubdache der berühmten, ewig grünen Platane zu Kortyna auf Kreta hatte Zeus die heilige Hochzeit mit Hera vollzogen; unter derselben begingen die Kreter alljährlich am Tage dieses mythologischen Ereignisses jenes Fest durch Nachahmung aller der heiligen Zeremonien, wie sie nach der Überlieferung an jener Götterhochzeit ehemals zelebriert waren. —

Als ein Ausfluß solcher heiligen Verehrung des Baumes ist das Religionsgesetz zu betrachten, nach welchem ohne frische Zweige eines Gottesbaumes niemals irgend eine gottesdienstliche Handlung vollzogen werden dürfe und könne.

Ohne Kranz des gottheiligen Gewächses durfte sich niemand der Gottheit nahen, zu dem Altare treten, opfern und beten. „Der Kranz“, sagen die Alten, „ist der Herold des Bittflehens und Vorbote der Andacht, welcher das Gebet voraus hinauf zu den Göttern trägt.“ — Ohne sie mit heiligen Zweigen und Binden zu umkränzen und zu umwinden, konnte nicht die kleinste Opfergabe der Gottheit dargebracht werden. Opfertier, Opferbrot, die Körbe, Schüsseln und Gefäße, welche die Opferspenden enthalten, sind bekränzt und umbunden; desgleichen die Priester und Ausrichter der heiligen Handlungen. „Bekränzen und umbinden,“ bemerkt Aristoteles, „heißt durch und durch vollkommen machen, erfüllen; deshalb umkränzen und umbinden wir jede Gabe, welche den Göttern gereicht wird, weil wir ihnen nichts Mangelhaftes, Unvollkommenes, sondern nur Vollkommenes darbringen dürfen.“ Wie tief die Bedeutung des Kranzes aus dem gottesdienstlichen in das bürgerliche und Staatsleben hineingriff, erhellt am besten aus dem athenäischen Staatsgesetze, welches auf jeden, der bürgerlich ehrlos gemacht werden sollte, ganz einfach erkannte: es sei ihm untersagt, einen Kranz zu tragen. Solcher Spruch belegte den Schuldigen mit dem geistlichen und weltlichen Banne zugleich, er versagte ihm mit den bürgerlichen Ehrenrechten auch jede Teilnahme am Gottesdienste. Umgekehrt erklärte ein anderes Gesetz einen jeden, welcher eben den Kranz trage, für unantastbar gegen leibliche und moralische Beleidigungen, weil er im Dienste einer Gottheit beschäftigt sei.

Wirft man zum Schlusse einen flüchtigen Blick auf die geschichtlichen Verhältnisse des Baumkultes, so führt die Überlieferung in jene Vorzeit des Orients hinauf, aus welcher von dem Gottesbaume gemeldet wird, der mit dem heiligen Gewande bekleidet ist, unter dessen Zweigen ebenso geflügelte Gestalten, Elohim, Cherubim schweben, wie sie unter den goldenen Palmen zu sehen waren, welche die Wände im Tempel des Salomo bedeckten; wir werden in jene Zeit hin versetzt, wo die Fürsten der alten Weltstadt Niniveh in der Weise den heiligen Baum verehrten, wie es die aus dem Trümmerschutte jener Stadt gezogenen Originalbildwerke uns vor Augen stellen.

Wurzelt aber der Baumkultus ursprünglich im Oriente, dann darf man sich nicht verwundern, wenn auch das Volk des alten Testaments mit Leidenschaft ihm anhing und fortwährend vom Dienste des Jehovah abfiel, um sich den Baumgötzen zu ergeben. „Allein erkenne die Sünde deines Abfalles vom Herrn, du Kind der Übertretung, da du hin und her läufst zu den fremden Göttern und zu den Götzen unter alle grünen Bäume trittst,“ so zürnet noch strafenden Wortes Jesaias, so Jeremias. Gideon mußte auf Gottesbefehl die Bäume des Baal umhauen und auf dem Altare des Herrn verbrennen; und schon Mosis' Gesetz befahl: „Du sollst keinen Baum pflanzen, wenn Du einen Altar des Herrn stiftest, sondern die Bäume mit den Altären der Landeskinder ausrotten.“ Wie innig aber der Baumkultus mit der Geschichte der Israeliten im Lande Kanaan verwebt war, bezeugt die Überlieferung, daß die erste Epiphanie des Jehovah stets unter einem heiligen Baume stattfindet, daß unter einem solchen fortwährend

die wichtigsten Akte der jüdischen Theokratie vollzogen werden. Debbóra, die Prophetin und Richterin in Israel, wohnte auf dem Gebirge Ephraim unter Palmen; unter dieselben beschied sie das Volk, sprach, unter den Bäumen sitzend, Recht und Urtel, und davon hieß sie Debbóra. — Ein Heiligtum der Familie des Gideon zu Ophra war eine Terebinthe, die „väterliche“ genannt. Unter dieser erscheint dem Gideon der Herr zum ersten Male, ihn zum streitbaren Helden und Richter in Israel erklärend; und als Gideon hier das erste Weiheopfer auflegt, entzündet es die Erscheinung durch eine himmlische Flamme von selbst. Danach nannte Gideon diese Stätte mit dem Altare „Herr des Friedens“ und von der Zeit ab wurde vom ganzen Volke hier geopfert. — Jene hohe Terebinthe zu Sichem, unter welcher Abimelech zum Könige gesalbt wurde, war bereits ein heiliger Baum aus hochalter Zeit; denn es war dieselbe Terebinthe, unter welcher schon Josua den Kindern Israel des Moses Gesetz verkündete und mit ihnen vereinbarte, es von ihnen beschwören ließ und als Zeugnis vom Schwure dieses Bundes den Malstein der Gesetzesstiftung unter den Zweigen errichtete, welcher da heißt „das Heiligtum des Herrn.“ Davon hieß der Baum „Terebinthe zum Heiligtume des Herrn.“ Gerade so befiehlt der Parsen König Gustasp die Fürsten seiner Völker vor seinen Thron unter die heilige Cypresse des Ormuzd, verpflichtet sie hier auf die Gesetze des Gottes und läßt diesen Gesetzesbund vom Zoroaster in die Rinde des heiligen Baumes einschreiben. — Aber die Bedeutung jener Terebinthe zu Sichem reichte noch über Josua hinauf; sie war vor diesem das heidnische Heiligtum der Familie des Lot und ihres Götzen Tempel. Denn als Jakob auf des Herrn Befehl die Götterbilder und den götzendienerischen Schmuck der Seinigen abthun sollte, um rein zu werden, wagte er, aus Furcht vor dem Baumgötzen, nicht, dieses alles zu vernichten, sondern weihte es demselben zurück, alles unter dem Baume verbergend. Selbst dem Abraham ward die Epiphanie seines Gottes zweimal unter der Terebinthe vor seinem Hause zu Mamre auf Hebron, unter welcher des Patriarchen Hausaltar neben der Quelle stand. Zum ersten Male bei der Gelegenheit, als das Weiheopfer durch eine himmlische Flamme entzündet und der Bund mit dem Herrn dadurch geschlossen wurde, zum andern Male, als ihm der Herr in Gestalt der drei Engel erschien, das Speiseopfer unter dem Baume annahm und ihm zur Besiegelung des Bundes die Verheißung gab: seine Nachkommenschaft werde den Erdkreis füllen. — An diese Terebinthe des Abraham knüpft die christliche Tradition an, zumal sie den Baum als den heiligen Nährbaum bezeichnete, dessen Früchte die erste ursprüngliche Nahrung der Menschen gewesen seien. Noch zur Zeit des Hieronymus opferten und beteten unter diesem Baume an großen Festtagen Phöniker und Araber, Heiden, Juden und Christen vereint, je nach ihren verschiedenen religiösen Riten; alle hielten den Baum, nach dem Ausdrucke des Hieronymus, für den Tempel und Altar des einigen Gottes. Der Weihequell unter seinen Zweigen hieß „Abrahamsbrunnen,“ der Altar neben ihm war noch der Abrahamsaltar; Götterbilder waren um seinen Stamm herum geweiht; man verrichtete hier Gebete und Gelübde bei flammenden Kerzen und entzündetem Weihrauch, schmückte den Brunnen, goß Spenden

von Wein in denselben, warf Opferkuchen und Goldmünzen hinein. Als aber die Kaiserin Helena, des Konstantin Mutter, diese Stätte sah, betrieb sie beim Konstantin die Vernichtung des uralten ewigen Heiligtums, welche der Kaiser auch durch seinen Präfekten und den Bischof von Jerusalem vollziehen ließ. Eine Kapelle bezeichnete von nun an die Stätte des Baumes.

Aber noch unter des Theodosius Regierung (fast 400 Jahre n. Chr. † 395), nachdem alle Götterbilder zertrümmert, ihre Tempel zerstört waren, weihte und verehrte besonders der Landmann fortwährend Bäume auf dem Felde als Götter. Ein Strafedikt des Theodosius hiergegen lautet: „Wer irgend einen Baum mit heiligen Binden weihen und mit Weihrauch nebst einem Altar von Rasen als eitles Götzenbild verehren wird, soll dieses mit dem Verluste von Gut und Habe büßen." Dennoch erreichte diese strenge Pön ihren Zweck nur sehr unvollkommen; denn mit welcher Lebenskraft der Baumkultus im Volke fortwucherte, ersieht man aus dem über 300 Jahre späteren Gesetze des Longobarden Luitprant, welches verordnet: „Wer einen Baum, den die Landleute einen hochheiligen nennen, verehren oder mit Weihegesängen feiern wird, der soll unserem heiligen Fiskus mit dem halben Werte seines Vermögens büßen." Dies wurde noch im 8. Jahrhundert geschrieben, ungefähr um die Zeit, als im nördlichen Europa die heiligen Eichen der Germanen unter dem Beile Winfrids und seiner Missionäre fielen. In der That eine wunderbare Verkehrung der Gegensätze. Das göttliche und menschliche Gesetz bei den Hellenen strafte jeden, der einen Gottesbaum entheiligte oder gar umhieb, mit dem Verluste von Hab und Gut, — dieselbe Strafe legt der Kodex christlicher Fürsten und Kleriker auf den, welcher einen Baum heiligt oder aufrichtet.

Das ist nur ein flüchtiger Abriß der inhaltreichen Baumverehrung der Alten in den engsten Grenzen. Nicht war sie bloß das Erste, Ursprüngliche und fortwährend Bestehende, sie war auch das Endliche, Letzte der Götterverehrung vorchristlicher Völker.

Der jüngste politische Umschwung in Amerika.

Von
John Bigelow
früher Gesandter der Vereinigten Staaten in Berlin.

Seit den Bürgerkriegen hat noch keine Wahl in den Vereinigten Staaten ein solches Aufsehen erregt und den Verständigen so viel zu denken gegeben wie diejenige, welche sich letzthin vollzogen hat. Und niemals hat seit der Unabhängigkeitserklärung eine Wahl die Zufriedenheit der auswärtigen Nationen in gleich lebhafter Weise und gleich großem Umfange hervorgerufen. Während im Unterhause (Repräsentantenhause) des Kongresses die Regierungspartei bisher eine Mehrheit von 8 Stimmen hatte, so hat jetzt die Gegenpartei ein Übergewicht von 142 Stimmen und mehr: ein Umschwung, welcher in so gut wie jedem

anderen Lande als eine Revolution angesehen worden wäre. Die Bedeutung, die dieser Umschwung hat, wird aber noch durch zwei Umstände vergrößert: er hat bereits nach Ablauf des ersten Jahres einer neuen Regierung[1]) stattgefunden, und er ist dadurch hervorgerufen worden, daß die von der Regierung anerkanntermaßen befolgte Politik eine Einschränkung des Handels und Verkehrs mit dem Auslande bezweckt.

Alle Welt nimmt ein Interesse daran, wie es kommt, daß das amerikanische Volk derjenigen Partei, welcher es erst vor kurzer Zeit die Geschicke der Republik anvertraut hatte, dieses Vertrauen so plötzlich und so vollständig wieder entzogen hat; und neben dieser Frage nimmt eine zweite ein gleiches Interesse in Anspruch: welche Folgen dieser Umschwung voraussichtlich mit sich führen wird. Beide Fragen werde ich im folgenden für die deutsche Leserschaft, so gut es geht, zu beantworten suchen.

Der wichtigste Grund für die Veränderung, welche die Beschickung des Repräsentantenhauses erfahren hat, ist in dem neuen Zolltarife zu suchen, welcher wenige Wochen vor dem Vollzuge der Wahlen zum Gesetze erhoben ist und welcher nach dem Vorsitzenden der Kommission, welche ihn bearbeitet hat, unter dem Namen des Mac Kinleytarifes allgemein bekannt ist. Was diesem Tarife hauptsächlich vorgeworfen wird, ist folgendes:

Zunächst war der Tarif darauf berechnet, die Staatseinnahmen zu vermehren und zwar zu einer Zeit, in welcher das Schatzamt schon ohnehin in Verlegenheit war, was es mit dem ungeheuren vorhandenen Geldüberschuß machen sollte.[2]) Dieses Geld sollte aus dem Betriebskapitale des Handels und der Industrie, wo es arbeiten konnte, herausgezogen werden und unfruchtbar in dem Staatsschatze liegen bleiben und zugleich als eine beständige Versuchung zu überflüssigen, thörichten und verderblichen Ausgaben dienen.

Zweitens ist dieses neue Gesetz, wie auch auf allen Seiten anerkannt wird, lediglich im Interesse der gewerbetreibenden Bevölkerung geschaffen, und es ist nicht die geringste Rücksicht darauf genommen worden, daß es für die an Zahl überwiegende[3]) Klasse der Konsumenten von mäßigem oder geringem Einkommen eine schwere neue Last mit sich führt. Schon ein ganz oberflächlicher Blick auf

---

[1]) Der jetzige Präsident Harrison hat sein Amt am 4. März 1889 angetreten und am folgenden Tage ein neues Ministerium gebildet.

[2]) Das Finanzjahr vom 1. Juli 1887 bis 30. Juni 1888 hat 379 Millionen Dollars Einnahmen und 260 Millionen Ausgaben gebracht. Für das Finanzjahr vom 1. Juli 1888 bis 30. Juni 1889 sind 337 Millionen Dollars Einnahmen und 273 Millionen Dollars Ausgaben veranschlagt gewesen, das Finanzjahr vom 1. Juli 1889 bis 30. Juni 1890 hat 403 Millionen Dollars Einnahmen und 298 Millionen Ausgaben gebracht; der Kassenbestand betrug am 1. Juli 1887: 482 Millionen, am 1. Juli 1888: 630 Millionen, am 1. Juli 1889: 643 Millionen Dollars.

[3]) Am 1. Juni 1880 zählten die Vereinigten Staaten 37 Millionen Seelen im Alter von 10 Jahren und mehr; davon waren 17 Millionen Seelen Berufsbeschäftigte, und zwar 7 1/2 Millionen (44%) in der Landwirtschaft, 4 Millionen (23%) mit berufsmäßigen und persönlichen Dienstleistungen, 2 Millionen (11%) im Handel und Verkehr, und 4 Millionen (22%) in Industrie und Bergbau.

Digitized by Google

dies neue Gesetz beweist uns, daß es ausschließlich zu gunsten der Industriellen geschaffen worden ist. Denn nur diese haben naturgemäß ein Interesse daran, daß ein möglichst hoher Zollsatz auf die am meisten gehandelten Waren gelegt werde; solche Waren sind aber diejenigen, welche von den mittleren und niederen Klassen am meisten gebraucht werden. Dieser Erfolg ist auch erreicht worden, wie die nachstehenden Beispiele beweisen. Wollwaren, welche früher im Stücke mit 20 Cents die Elle bezahlt wurden, kosten jetzt 40 Cents. Je feiner die Ware wird, desto geringer ist der Einfluß des Zolles. Denn fertige Anzüge in der Qualität, welche früher 20—25 Dollars gekostet haben, werden jetzt mit 24 bis 30 Dollars bezahlt, aber bei den besseren Anzügen, welche früher 50—100 Dollars kosteten, ist eine merkliche Preissteigerung nicht eingetreten. Frauenmäntel von Plüsch und imitiertem Seehundsfell, welche bei einer gewissen Klasse der Bevölkerung sehr beliebt sind, kosteten früher 20—25 Dollars und werden heute mit dem Doppelten dieses Betrages bezahlt; dagegen sind die Mäntel von echtem Seehundsfell, welche im vorigen Winter mit 200 Dollars berechnet wurden, heute schon für 190 Dollars zu haben, und die ganz feine Ware, welche sonst 500 Dollars das Stück kostete, kann man jetzt für 495 Dollars bekommen. Die Art Handschuhe, welche bei Leuten mit beschränkten Mitteln im Gebrauch ist, kostete vorher 0,75—1 Dollar das Paar; heut sind sie im Preise auf 1,00 bis 1,25 Dollars gestiegen. Ein Dutzend Handtücher kosteten früher 1 Dollar, heut 1,25 Dollars; Tischtücher früher 1 Dollar das Stück, heut 1,65 Dollars; schottische Mützen, welche in Amerika viel getragen werden, früher 1,50 Dollars, heut 2,50 Dollars. Eine gleiche Preissteigerung haben auch andere Gegenstände, wie Ingramer und Brüsseler Teppiche, Steingut, Krüge, Kindertheegeschirre und Spielzeugkästen aller Art erfahren. Lederhosen, welche von den Arbeitern viel getragen werden, kosteten im Einzelverkaufe früher 2 Dollars, jetzt 2,60 Dollars das Stück; fertige Anzüge aus Kammgarn, die die Arbeiter früher für 10 Dollars bekamen, kosten jetzt unter dem Einflusse eines Zollsatzes von 110% des Wertes nicht weniger als 14 Dollars. Ein Schnitzmesser kostete früher 75 Cents, jetzt 95 Cents; für einen Scheffel Gerste wurden früher 10 Cents Zoll bezahlt, jetzt 29 Cents; für Mais und Maismehl früher 10 Cents, jetzt 20 Cents; Makkaroni waren früher zollfrei und sind jetzt mit einem Zolle von 2 Cents auf das Pfund belegt, und für Hafermehl ist der Zoll verdoppelt. Die Zigarrenfabrikanten haben ihren regelmäßigen Abnehmern angezeigt, daß sie die gewöhnlichen Preise ihrer Waren um 10 Dollars für das Tausend Stück erhöhen werden. Selbst Särge kosten jetzt das Stück 15—35 Dollars mehr als unter dem alten Tarif. Und so kann man alle Waren und Handelsartikel durchgehen, für alles, was die Masse des Volkes ißt, trinkt, am Leibe trägt oder sonst in irgend einer Weise braucht, ist der Zoll so bedeutend gestiegen, daß schon am nächsten Morgen nach dem Inkrafttreten des Mac Kinley-Gesetzes kein einziger Wähler in der ganzen Republik vorhanden war, der nicht merkte, daß ihm sein Frühstück teurer geworden war. Wohl niemals ist in den Vereinigten Staaten ein Gesetz ergangen, dessen

Folgen sich so schnell und so empfindlich und in so weitem Umfange bei allen Männern, Weibern und Kindern des ganzen Landes bemerkbar gemacht haben.

Noch mehr. Obwohl die landwirtschaftlichen Erträge unseres Landes ausreichen, um außer seinen eigenen Einwohnern noch ganz Europa reichlich mit dem, was es braucht, zu versorgen, sind dennoch die landwirtschaftlichen Erzeugnisse mit einem Eingangszolle belegt worden. Diese Thatsache ist so toll und so sinnlos, daß selbst die wenigst unterrichteten und wenigst empfindlichen Klassen des Volkes hierauf aufmerksam geworden sind und ihre Mißbilligung ausgesprochen haben. Die Vereinigten Staaten finden nur dann einen Anlaß zur Einführung von landwirtschaftlichen Erzeugnissen, wenn infolge von Dürre, von Frösten oder von ähnlichen Unglücksfällen die Ernte allgemein ausgeblieben oder gering ausgefallen ist; dies ist einige Male, aber sehr selten vorgekommen. Jedenfalls bieten diese Fälle wahrhaftig keinen Anlaß, um die Einfuhr von auswärtigen landwirtschaftlichen Erzeugnissen zu erschweren. Es ist schwer zu begreifen, wie ein Kongreß von einigermaßen verständigen Staatsmännern in der Durchführung der Schutzzollidee so weit gehen konnte, um Kartoffeln mit 20%, alle Arten Körnerfrüchte außer dem Weizen mit 50% Zoll zu belegen und den Weizenzoll um 20% zu erhöhen. Diese Zölle kommen thatsächlich einem Verbot gleich, und dasselbe gilt von den Zöllen auf Eier, Zwiebeln, Speck, Butter und andere Luxusartikel des armen Mannes.

Der nächste Grund, welcher zur Stürzung der republikanischen Partei geführt hat, liegt in ihrer wilden und ungezügelten Überhebung, einer natürlichen Folge der Schutzzollpolitik, welche seit dem Bürgerkriege immer schroffer zum Durchbruch gekommen ist. Schon der alte Tarif hat der Regierung viel mehr Einnahmen gebracht, als sie zur Erfüllung der natürlichen Aufgaben des Staates bedurfte. Um nun zu verhindern, daß die Demokraten auf diesen Überschuß aufmerksam werden und sich dagegen verwahren sollten, daß aus dem Vermögen des Volkes mehr Geld herausgezogen würde, als für die Erfüllung der staatlichen Aufgaben erforderlich ist, mußten diese überflüssigen Mittel auf jede Weise weggeschafft werden. Infolge dessen hatte jeder Plan, der geeignet war, das Geld aus dem Schatzamt zu beseitigen, Aussicht auf das Wohlwollen der Regierung; hierher kommt denn auch die ungeheure Menge von Pensionen an ehemalige Soldaten. Es ist keine Übertreibung, wenn ich sage, daß so gut wie alle lebenden Personen, welche den mexikanischen Krieg von 1846 bis 1848 und den Bürgerkrieg von 1860 bis 1865 mitgemacht haben, zu den Bezugsberechtigten gehören. Wir wissen alle, daß die Ausgaben des Kriegsministeriums mit Einschluß der Pensionen nicht geringer sind als das Militärbudget des Deutschen Reiches oder Frankreichs, und dabei besteht das stehende Heer der Vereinigten Staaten alles in allem genommen aus weniger als 25000 Mann.[1])

[1]) Die Verwaltung des Deutschen Reichsheeres hatte nach dem Etat von 1889—1890 einen Anschlag von 370 Millionen Mark fortdauernden und 85 Millionen Mark einmaligen Ausgaben, die Friedensstärke des Heeres beträgt 19 Tausend Offiziere und 468 Tausend Mann, das macht 933 Mark Gesamtausgabe pro Kopf und Jahr. Nach dem Etat für 1990—1891 betragen die

Ferner hat das diktatorische Auftreten, welches der Sprecher (Vorsitzende) des Unterhauses sich unter der Unterstützung seiner Parteigenossen angemaßt hat, viel dazu beigetragen, um die republikanische Partei bei der letzten Wahl zu stürzen. Im Gegensatze zu dem ständigen Herkommen des Hauses und zu den unbestreitbaren Rechten der Minderheit hat der Sprecher beständig Mitglieder als anwesend und als Teilnehmer an der Beratung mitgezählt, welche sich aus dem Hause entfernt hatten und zwar in der ausdrücklichen Absicht entfernt hatten, um nicht an den Beratungen teilzunehmen. In derselben eigenmächtigen Weise wurden verschiedene Mitglieder der demokratischen Partei beseitigt und durch Republikaner ersetzt und hierdurch die Rechte der Gegenpartei oder ihrer Wähler auf die entschiedenste Weise verletzt.

Ein weiterer Grund besteht darin, daß der unter dem Namen force bile (Wahlfreiheitsgesetz) bekannte Gesetzantrag in der letzten Sitzung beinahe zum Gesetz erhoben worden wäre, und daß die Führer der republikanischen Partei ihre Absicht bekannt machten, diesen Antrag im Laufe der jetzigen Wintersitzungsperiode des Kongresses auf alle Fälle zur Annahme zu bringen. Dieser Umstand erregte in den südlichen Staaten, gegen die der Antrag hauptsächlich gerichtet war, eine große Erbitterung, während das Gesetz nur von den eifrigsten und verblendetsten Parteimännern des Nordens und Westens gern gesehen wird. Die Bevölkerung aller Teile der Vereinigten Staaten im Norden wie im Süden, im Osten wie im Westen ist sehr eifrig auf die Erhaltung aller sogenannten Reservatrechte der Einzelstaaten bedacht und trägt den auf Ausdehnung ihrer Macht gerichteten Bestrebungen der Bundesregierung kein Wohlwollen entgegen; solche Machterweiterungsversuche haben schon mehr als einmal zu Aufständen und Widersetzlichkeiten geführt; und auch die ehemalige Regierung der konföderierten Staaten hat ihren Versuch, sich von der Union los zu machen, immer damit ge-

---

dauernden Ausgaben 386 Millionen und die einmalige 297 Millionen Mark, während die Friedensstärke des Heeres auf 20 Tausend Offiziere und 487 Tausend Mann erhöht ist, so daß sich in diesem Finanzjahr die Ausgaben für Jahr und Kopf auf 1340 Mk. belaufen. — Das französische Kriegsministerium hat gemäß dem Voranschlage für das Jahr 1890 eine Ausgabe von 556 Millionen Franken, die Friedensstärke des Heeres beträgt 27 Tausend Offiziere und 534 Tausend Mann, also kamen auf Kopf und Jahr 992 Franken, oder wenn man den Franken zu 81 Pfennige rechnet, 803 Mark. Das amerikanische Kriegsministerium hatte in dem Finanzjahr vom 1. Juli 1887 bis 30. Juni 1887 eine wirkliche Ausgabe von 39 Millionen Dollars, oder wenn man den Dollar zu 4,25 Mark berechnet, von 164 Millionen Mark. Das stehende Heer bestand im April 1889 aus 2174 Offizieren und 25000 Mann, somit kommt auf Kopf und Jahr im Kriegsministerium selber eine Ausgabe von 1418 Dollars oder 6025 Mark. Daneben kennt das amerikanische Budget aber noch einen Titel Pensionen, der im Jahre 1887. 1888 die Höhe von 80 Millionen Dollars betragen und fast den dritten Teil der Gesamtausgaben (260 Millionen Dollars) für sich allein in Anspruch genommen hat. Im Finanzjahr vom 1. Juli 1889 bis zum 30. Juni 1890 hatte das Kriegsdepartement 45 Millionen Dollars (189 Millionen Mark) und der Pensionsfonds 107 Millionen Dollars (454 Millionen Mark) Ausgaben, und da die Gesamtausgaben nur 298 Millionen Dollars (1265 Millionen Mark) betrugen, so haben in diesem Jahre die Pensionen mehr als ein Drittel der Staatskosten in Anspruch genommen. Die Heeresstärke ist dieselbe geblieben.

rechtfertigt, daß sie erklärte, die Souveränität und die Sonderrechte der Einzelstaaten gegenüber der Zentralgewalt vertreten zu müssen. Das Wahlfreiheitsgesetz ist aber gerade wie eine Batterie, welche das Feuer ihrer sämtlichen Geschütze gegen die Hochburg der Bundesstaatensouveränität gerichtet hat. Es wird nämlich behauptet, daß die Farbigen in den Südstaaten ihr Stimmrecht nicht mit vollkommener Freiheit ausüben können, sondern von der Teilnahme an den Wahlen abgeschreckt oder in anderer Weise darin gestört werden. Diese Behauptung wird zum Vorwande genommen, und deshalb soll jetzt angeordnet werden, daß der Vorsitz bei den Wahlen und die Beaufsichtigung aller Wahlvorgänge an Offiziere und Soldaten der Bundesregierung übertragen wird. Eine solche Einmischung würde zur Folge haben, daß die Bundesgewalt gegenüber den Einzelstaaten in kurzer Zeit eine vollständige Diktatur erlangt, und daß die Wahlen nur zu einem Scheinakte werden. Kurz, es würde in den Vereinigten Staaten ebenso gehen wie in Frankreich unter der Herrschaft Napoleons III. Denn auch dieser täuschte dem französischen Volke durch die Plebiszite vor, daß es einen Einfluß auf die Regierung hätte, unter der es lebte. Die amerikanische Bevölkerung ist aber zu lange an die Ausübung wirklicher Macht gewohnt, um sich mit den Schatten der Macht zufrieden geben zu können, und es hat dieser Angriff auf das Wahlrecht des Volkes selbst solche Elemente in Aufregung gebracht, die an sich dem Gedanken an einen hohen Schutzzolltarif freundlich gegenüber standen.

Dies sind die Gründe, welche den Wechsel in der öffentlichen Meinung, wie er sich bei der letzten Wahl gezeigt hat, hauptsächlich hervorgerufen haben. Es kommen indes noch einige Nebenumstände hinzu. Der Präsident hat seine Partei in ihren Erwartungen schwer enttäuscht; in seinen öffentlichen Reden zeigte er sich in einem ungünstigen Lichte, er schien seiner Stellung nicht gewachsen; durch die Grundsätze, nach denen er bei der Besetzung von Ämtern verfuhr, verletzte er viele einflußreiche Parteigenossen und machte sich wenig oder gar keine neuen Freunde; er vergab Stellen in seinem Kabinette als Belohnung an Männer von geringer Herkunft, die aber große Opfer für das Zustandekommen seiner Wahl gebracht hatten; er sah darüber hinweg, daß seine Verwandten Geschenke von Personen annahmen, welche dem Präsidenten wegen einer Beförderung oder einer anderen amtlichen Begünstigung zu Danke verpflichtet waren, oder es zu werden wünschten. Überall im Lande herrschte die feste Überzeugung, daß der Präsident nicht für die Stellung geschaffen war, die er einnahm, aber man fühlte nicht, daß bei der letzten Wahl wenig oder gar keine Anstrengungen gemacht waren, um ihm einen Kongreß an die Seite zu setzen, der geeignet war, sie zu unterstützen.

Es scheint mir am Platze, noch eine zweite nebensächliche Ursache zu erwähnen, welche auch das ihre zu der jüngsten Umwälzung in den Vereinigten Staaten beigetragen hat, von der aber in der Presse nicht gesprochen worden ist, und von der man in Europa voraussichtlich sehr wenig weiß. Das amerikanische Volk bringt seine Sympathien in ganz überwiegendem Maße der demokratischen

Partei entgegen; in den 70 Jahren bis zum Bürgerkriege von 1860 war die Regierung fast ununterbrochen in den Händen der demokratischen Partei; die alte Partei der Whigs oder der Oppositionellen war thatsächlich aufgelöst; die führten die Anstrengungen, die die Sklavenstaaten machten, um ihr Sklaveneigentum auch in den unbesiedelten Territorien zur Geltung zu bringen, dahin, daß die sklavereifeindlichen Whigs und die sklavereifeindlichen Demokraten sich unter dem gemeinsamen Namen der Republikaner verbanden und im Jahre 1860 die Wahl Lincolns zum Präsidenten durchsetzten. Das einzige gemeinsame Band und der einzige herrschende Grundsatz dieser neuen Partei bestand darin, daß sie der Ausdehnung der Sklaverei Widerstand leisten wollten. Als der Krieg ausbrach, entstand in dem Grundsatze der Erhaltung der Union ein zweites und stärkeres gemeinsames Interesse für sie. Sobald aber der Krieg vorüber und die Friedensbedingungen von den aufständigen Staaten ohne Vorbehalt angenommen waren, trat in allen Fragen der inneren und der Finanzpolitik der frühere Zwiespalt wieder ein, und von nun an begann die demokratische Hälfte der republikanischen Partei ihre Beziehungen mit den eigentlichen Demokraten wieder aufzunehmen, und die alten Whigs blieben allein zurück und gewannen die Herrschaft in der republikanischen Partei, welche jetzt dieselbe Stellung einnimmt wie früher die alte Whigpartei; ihre Politik ist die der starken und überall eingreifenden Zentralregierung, während die demokratische Partei das Volk zu stärken und dem stärksten Volke eine Regierung zu geben sucht, welche sich so wenig wie möglich in die Angelegenheiten der einzelnen hineinmischt und nur dafür sorgt, daß jeder den anderen und dessen Sachen in Ruhe und Frieden läßt. Die letzte Wahl zeigt, daß der demokratische Anteil der republikanischen Partei sich mit seiner überwiegenden Mehrheit oder vielleicht gar geschlossen von den Republikanern losgesagt und seine alten Verbindungen wieder aufgenommen hat.

* * *

Die zweite Frage, von gleicher Wichtigkeit wie die erste, ist die, welche Wirkungen die Wiederherstellung der zersprengten demokratischen Partei auf die innere und äußere Politik der Vereinigten Staaten haben kann.

Da das neue Tarifgesetz die bedeutendste Rolle bei der jüngsten Staatsumwälzung spielt, so muß zuerst das künftige Schicksal dieses Gesetzes und sein Einfluß auf die Politik in Erwägung gezogen werden. Die Amtsdauer des neuerwählten 52. Kongresses beginnt am 4. März 1891, aber seine ersten gesetzgeberischen Sitzungen werden erst Dezember 1891 beginnen, falls der Präsident den Kongreß nicht früher freiwillig einberufen sollte, was aber so gut wie ausgeschlossen ist. Eine Abänderung des Mac Kinley-Gesetzes kann also vor der Verabschiedung der ersten Sitzung des neuen Kongresses, welche 1892 stattfindet, unter keinen Umständen erfolgen, sodaß alles, was geschehen kann, erst im Jahre 1893 in Wirkung treten kann. Dennoch wäre es vorschnell, wenn man annehmen wollte, daß der Mac Kinley'sche Tarif so lange in Kraft bleibt, bis er von dem neuen Kongresse im verfassungsmäßigen Wege umgeschmolzen wird.

Es ist schwer zu glauben, daß die Republikaner die Lehre, die ihnen durch die neue Wahl erteilt ist, nicht beherzigen sollten; um so mehr, als die Partei schon bei der Annahme des M'Kinley-Gesetzes durchaus nicht einmütig war. Die einflußreichste Persönlichkeit der republikanischen Partei, der Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten Blaine, hat mit seinem Tadel gegen den Entwurf nicht zurückgehalten und offen ausgesprochen, daß das neue Gesetz „nicht für einen einzigen Scheffel Weizen und nicht für ein einziges Faß Schweinefleisch einen neuen Markt eröffnen würde.“ Im letzten Winter wurde seine Stimme nicht beachtet, aber jetzt hört man auf sie. Blaine bewirbt sich um den Präsidentenstuhl, und es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß seine Freunde sich bestreben werden, den Schlag, den seine Partei bei der letzten Wahl erlitten hat, zu beseitigen, indem sie noch in der jetzigen Sitzungsperiode des Kongresses, so lange sie noch in der Mehrheit sind, die Gelegenheit wahrnehmen, um das Mac Kinley-Gesetz entweder ganz aufzuheben oder es vollständig zu verändern, damit die Demokraten, wenn sie in der nächsten Sitzungsperiode ihre Plätze einnehmen, sich nicht damit brüsten können, daß nur ihnen die Reform der Finanzpolitik zuzuschreiben sei. Diese Lehre, welche den Republikanern bei der letzten Wahl erteilt ist, ist so deutlich, daß diese Partei gewiß nicht so thöricht sein wird, sie unbeachtet zu lassen.

Mit der Tariffrage müssen sich die Republikaner aber auch noch aus dem Grunde beschäftigen, damit sie im stande sind, einen solchen Tarif herzustellen, welchen die Demokraten in der nächsten Sitzungsperiode nicht mehr aufheben können. Die große demokratische Mehrheit, welche sich in dem 52. Kongreß vorfinden wird, besteht nicht ausschließlich aus Freihändlern, und wir können noch nicht einmal im voraus wissen, wie stark die Zahl der Freihändler überhaupt sein wird, auf welche Weise eine Einigung zum Zwecke der Tarifherabsetzung erzielt werden kann und welchen Umfang diese Herabsetzung annehmen wird. Es ist ein natürlicher Wunsch der Republikaner, diese vorläufige Ungewißheit für sich auszunutzen und einen Tarif von der Beschaffenheit herzustellen, daß sich nachher nicht genügend Gegner zusammenfinden, um ihn wieder aufzuheben.

Nun fragt sich aber, was dann geschehen würde, wenn die Republikaner es nicht so machen, wie ich im Gegensatz zu vielen andern erwarte, sondern sich auf ihre Mehrheit von zehn Stimmen im Senat und auf das Wohlwollen des Präsidenten stützen und jeden auf Hebung oder Abänderung des Tarifes gerichteten Versuch ablehnen? Hierauf ist zunächst zu antworten, daß eine Mehrheit von zehn Stimmen keineswegs sehr kräftig ist, und daß diese Mehrheit kaum im stande sein wird, dem überwältigenden Eindruck der letzten Wahl Widerstand zu leisten, und zweitens würde die Mehrheit durch eine solche Politik den Demokraten ihre Aufgabe bei der nächsten, 1894 stattfindenden Präsidentenwahl außerordentlich leicht machen. Und wenn diese Politik auch durch den Präsidenten Harrison, in seiner Jahresbotschaft an den Kongreß im Dezember 1890, empfohlen worden ist, so ist doch zu bedenken, daß das Mac Kinley-Gesetz durch den Einfluß seiner Gruppe in der republikanischen Partei durchgesetzt worden ist, und

daß der Präsident nicht genug von einem Brutus in sich hat, um seine eigenen Kinder töten zu lassen, daß der Präsident sich ferner um die Wiederwahl bewirbt, und daß der einflußreichste unter seinen Mitbewerbern, der Staatssekretär Blaine, ein Gegner des Mac Kinley-Gesetzes ist; es ist daher zu erwarten, daß die Senatoren weniger auf den Rat des Präsidenten Rücksicht nehmen werden als auf den Strom der öffentlichen Mißbilligung, der bei der letzten Wahl zum Ausbruch gekommen ist. Es wäre nicht das erste Mal in der Geschichte der amerikanischen Politik, daß eine Mehrheit im Senat vor dem Scheine der Stimmurne dahinschmölze wie das Eis vor dem Scheine der Sonne. Es müßte denn sein, daß die Götter die Republikaner verblenden wollten, um sie desto sicherer zu verderben: sonst werden sie einsehen, daß sie nur dann mit Aussicht auf Erfolg in die Präsidentenwahl von 1894 hineintreten können, wenn sie vorher, so lange sie noch im Besitze der Macht sind, das ihre thun, um den Zolltarif zu mildern und die unerträglichen Lasten, welche das Mac Kinley-Gesetz den Armen zu gunsten einiger wenigen auferlegt hat, zu erleichtern.

Ich habe bereits erwähnt, daß der Staatssekretär Blaine sich um die Präsidentschaft bewirbt; wir müssen uns daher auch die Frage vorlegen, welchen Einfluß der Ausgang der letzten Kongreßwahl auf den Erfolg der nächsten Präsidentenwahl haben wird. Daß Blaine als Kandidat der republikanischen Partei oder überhaupt als Kandidat einer Partei in den Streit um den Präsidentenstuhl eintreten wird, ist so sicher vorher zu sagen, wie nur irgend etwas in der ganzen amerikanischen Politik; welchen Erfolg er aber haben wird, hängt natürlich zum großen Teile auch davon ab, welche Persönlichkeit die Demokraten ihm gegenüber stellen werden, und dies ist eine Lebensfrage für die ganze amerikanische Politik. Der frühere Präsident Cleveland, der vor zwei Jahren, als er sich um die Wiederwahl bewarb, von Harrison geschlagen wurde, wird das nächste Mal wieder als Bewerber auftreten. Dasselbe gilt von D. B. Hill, dem Nachfolger Cleveland's in seiner Stellung als Gouverneur des Staates Neu-York, in welche Stellung er vor zwei Jahren wieder gewählt ist. In einer Hinsicht scheint die nächste Wahl für Cleveland günstige Aussichten zu bieten, da dieser sich in seiner letzten Jahresbotschaft mit Entschiedenheit gegen die Übertreibung des Schutzzollsystems ausgesprochen hat. Da aber der Kampf für eine Finanzzollpolitik und gegen jede reine Schutzzollpolitik schon seit mehr als fünfzig Jahren in das Parteiprogramm der Demokraten gehört, so sind sie Cleveland wegen dieser einen Rede nicht so viel Dank schuldig, um ihn allein auf Grund dessen wieder aufzustellen.

Anderseits bedeutete das letzte Wahlergebnis in Cleveland's eigenem Heimats-Staate Neu-York, ohne dessen Unterstützuag kein Demokrat jemals erwarten kann, Präsident zu werden, für Cleveland eine vollständige Niederlage. Die Stimmen in den Landbezirken des Staates Neu-York sind viele Jahre hindurch von denen der Stadt Neu-York abhängig gewesen. Im Jahre 1882 erwarb Cleveland die Präsidentschaft durch eine schwache Mehrheit in der Stadt Neu-York, und durch eine entgegengesetzte, ebenfalls schwache Mehrheit in Neu-York wurde er 1886

geschlagen. Bei Gelegenheit der letzten Wahl wurde in der Stadt Neu-York eine Opposition gegen den allgemeinen demokratischen Kandidaten Mayor ins Werk gesetzt, und mit dieser Opposition machten die Anhänger Cleveland's thörichter Weise gemeinsame Sache; die Opposition unterlag aber gegenüber einer Mehrheit von 25000 Wahlstimmen. Der Gouverneur Hill, der auf seiten der Mehrheit unter den Demokraten stand, war somit an dem guten Erfolge mitbeteiligt. Dieses Wahlergebnis macht den weiteren Wettbewerb für Cleveland so gut wie unmöglich, denn es zeigt deutlich, daß Cleveland selbst in seinem eigenen Heimats-Staate nicht das nötige Vertrauen genießt. Daß er aber das Vertrauen verloren hat, läßt sich aus mehreren Gründen ausreichend erklären, und wir brauchen die demokratische Partei deshalb nicht für launenhaft auszugeben. Einige dieser Gründe muß ich näher angeben.

Zunächst hatte er seine erste Aufstellung zum Kandidaten der demokratischen Partei und seine darauf folgende Wahl zum Präsidenten lediglich Tilden zu verdanken. Dieser war 1876 zum Präsidenten gewählt und wurde damals um sein Recht gebracht; er blieb aber das einflußreichste Mitglied der demokratischen Partei in den ganzen Vereinigten Staaten bis zu seinem 1886 erfolgten Tode. Es ist von wohlunterrichteten und zuverlässigen Leuten bestimmt versichert worden, daß Cleveland 1882 in der nationalen Konvention, in der er als Kandidat der Demokraten aufgestellt worden ist, nicht eine einzige Stimme erhalten haben würde, wenn man nicht auf allen Seiten fest überzeugt gewesen wäre, er sei der von Tilden gewünschte Kandidat. Trotz des Dankes, den er daher Tilden schuldig war, unterließ er die ihm obliegende Verpflichtung, die von Tilden als Gouverneur des Staates Neu-York in Albany begonnene Reformpolitik in Washington fortzuführen und weiter zu bilden und sich überhaupt von Tilden's Rate leiten zu lassen; vielmehr wählte er ein Kabinet, dessen sämtliche Mitglieder bis auf eines dem Anschlage, durch den Tilden um die Präsidentenwürde gebracht ist, zugestimmt oder nicht widersprochen hatten, und er wandte vom Anfange bis zum Ende seiner Regierung Tilden und seinen Anhängern ostentativ den Rücken zu. Hierdurch hat er die einflußreichsten seiner Parteigenossen in New-York höchlichst überrascht und enttäuscht. — Ferner begann Cleveland durch Intrigen seine Wiederwahl zu betreiben, ehe er sein Amt auf Grund der ersten Wahl überhaupt angetreten hatte. Zu diesem Zwecke zog er drei Männer aus den ehemaligen Sklaven-Staaten des Südens in sein Kabinett, obwohl diese Staaten nach ihrem Wohlstande, ihrer Bevölkerungszahl und ihren Beiträgen zu den gemeinsamen Einnahmen nur einen Minister hätten stellen dürfen. Er that dies, um sich im voraus die Unterstützung aller Südstaaten zu seiner Wiederwahl zu sichern. Bei der nächsten Konvention zur Aufstellung eines demokratischen Präsidentschaftskandidaten wußte er wohl, daß die Südstaaten niemals einen Präsidenten wieder finden würden, der es so gut mit ihnen meinte wie er; und wenn der Süden geschlossen für ihn stimmte, so konnte es nicht ausbleiben, daß er wiederum als Kandidat aufgestellt wurde. — Ferner entfremdete er sich seine Parteigenossen im Kongresse dadurch, daß er sie selten um ihren Rat fragte und noch seltener

ihren Rat befolgte, wenn er ihm unbefragt gegeben wurde. Seine freihändlerische Botschaft überraschte nicht nur den Kongreß, sondern auch das Kabinett. Er unterließ es nicht nur, seine Freunde zu fragen, ob die von ihm geplante Maßregel zweckmäßig und die Zeit, sie vorzutragen, gut gewählt sei, sondern er teilte sie ihnen nicht eimal vorher mit und gab ihnen keine Gelegenheit, sich auf die Verteidigung derselben vorzubereiten, so daß sie im Kongresse zur Unzeit und als unwillkommener Gast erschienen ist; infolgedessen unterlag sie auch, und eine weitere Folge war, daß auch der Präsident selbst bei der Wiederwahl unterlag. Er hat diese Niederlage recht eigentlich der rücksichtslosen Art und Weise zuzuschreiben, in der er diese hochwichtige Äußerung seiner Partei und dem Lande vorgetragen hat. — Ferner pflegte Cleveland allen Personen in schroffer Weise entgegenzutreten, welche sich an ihn wandten, um ihn um ein Amt oder um eine Beförderung für sich selbst oder ihre Freunde zu bitten, als wenn eine solche Bitte an sich schon unanständig und unehrenhaft wäre. In dieser Weise hat er sich tausende von Personen entfremdet, welche sonst an sich geneigt gewesen wären, ihm ihre Unterstützung zu leihen. Die Zeitungen, welche seinem Interesse dienten, sprachen fortwährend von den Unannehmlichkeiten und Belästigungen, welche er von den „Stellensuchern“ zu leiden hätte, und traten diese Sache überflüssig breit. — Seine Erhebung von einem gewöhnlichen, unbekannten Grafschafts-Sheriff zum Präsidenten der Vereinigten Staaten ist ein ganz ungeheurer Sprung, man konnte erwarten, daß er sich hierüber klar werden würde, wie wenig er dafür gethan hatte und thun konnte, um sich diese Stellung zu erhalten; statt dessen aber redete er sich ein, er sei der vom Geschick bestimmte Mann, der niemals fallen könnte, und wenn er strauchelte, immer nach vorwärts strauchelte. Als er einem Freunde den Inhalt seiner Freihandelsbotschaft in der Nacht, ehe sie dem Kongresse vorgelegt wurde, mitteilte und dieser ihn vergeblich bat, den Erlaß der Kundgebung bis nach der Präsidentschaftswahl zu verschieben, soll er ihm die Antwort erteilt haben, er brauche sich um den Ausgang der Wahl keine Sorge zu machen, denn „Er sei der Mann des Glückes.“ Diese hohe Meinung von sich selbst, die auch größere Männer als Cleveland beherrscht und ins Unglück gebracht hat, erklärt allein die Rücksichtslosigkeit und Verblendung, durch welche Cleveland von der höchsten Stellung, die die Nation einem Diener des öffentlichen Wohles verleihen kann, vertrieben und wieder in das Dunkel des Privatlebens gestürzt worden ist, aus dem er hergekommen war, und in dem er nunmehr ein so geringes Ansehen genoß, daß er seine Wahl zum Grafschafts-Sheriff als eine Ehre betrachten mußte. — Ein weiterer Umstand, welcher die Aussichten Clevelands auf die Wiederwahl zum Präsidenten indirekt sehr gering macht, ist der, daß die Geschichte nicht eine einzige Maßregel kennt, die er dem Kongresse vorgelegt und mit der er Erfolg gehabt hätte. Er hat nichts gethan, um ein Andenken an seine Regierungszeit zu hinterlassen, außer daß er seine Partei, deren Einfluß im Volke damals im Wachsen war, geschwächt und das Übergewicht wieder den Republikanern verschafft hat, obgleich sich die Nation in den letzten acht Jahren vorher dreimal deutlich dahin ausgesprochen hatte, daß

sie die Bestrebungen der Republikaner verurteilte. — Ferner ist es bei mehr als fünfzig Kandidaten um den Präsidentenstuhl in den Vereinigten Staaten nicht ein einziges Mal vorgekommen, daß ein Kanditat erwählt worden ist, der ein Mal vorher in der Wahl unterlegen war. Dies ist eine Lehre, welche die demokratische Partei nicht unbeachtet lassen wird. Da nun ferner die Niederlage Cleveland's niemandem so sehr zur Last zu legen ist wie ihm selbst, so ist es nicht wahrscheinlich, daß er zum dritten Male als Kandidat aufgestellt werden wird, und das würde selbst dann anzunehmen sein, wenn er bei seiner Partei eben so beliebt wäre, wie er es nicht ist.

Aus diesen und anderen Gründen können wir nicht erwarten, daß Cleveland abermals als Kandidat aufgestellt werden wird.

Dagegen ist David B. Hill, der Gouverneur des Staates Neu-York, die Persönlichkeit, welche zur Zeit die meiste Aussicht darauf hat, die Stimmen der Demokraten auf sich zu vereinen. Derselbe ist schon dreimal von einer überwiegenden Majorität zum Gouverneur des Staates Neu-York gewählt worden, und es hat sich dabei gezeigt, daß er in diesem Staate eine Majorität besitzt wie kein anderer. Hierin liegt eine starke Wurzel seiner Kraft, denn wenn Hill zum Kandidaten der demokratischen Partei ernannt wird, so hat er die Stimmen desjenigen Staates sicher zu erwarten, ohne den sich niemand mit Aussicht auf Erfolg um den Präsidentenstuhl bewerben kann. Als vor zwei Jahren Cleveland bei der Präsidentenwahl unterlag, weil die Stimmen aus Neu-York ausblieben, wurde Hill gleichzeitig zum Gouverneur dieses Staates mit einer großen Mehrheit wiedergewählt. Dieser Beweis für seine Beliebtheit in einem einflußreichen Einzelstaate wird auch in der Konvention zur Ernennung eines Kandidaten der demokratischen Partei ihre große Wirkung nicht verfehlen. — Ferner ist die ganze politische Organisation der demokratischen Partei des Staates Neu-York ausschließlich in den Händen von Hill's Freunden. Infolgedessen wird die Abordnung, welche die demokratische Partei des Staates Neu-York in die Konvention zur Aufstellung eines Kandidaten entsendet, sich notgedrungen einmütig für Hill's Aufstellung erklären. Zur Zeit kann kein einziger Kandidat namhaft gemacht werden, dessen Name der National-Konvention mit gleicher Aussicht auf Erfolg vorgeschlagen werden könnte. — Hill's Privatleben ist noch niemals zum Gegenstande einer andern als einer lobenden Kritik gemacht worden; er ist Junggeselle, ohne daß sich irgend eine ärgerliche Geschichte an seinen Namen knüpfte; er ist enthaltsam in seinen Gewohnheiten, da er nicht nur mäßig ißt, sondern auch niemals Wein oder Spirituosen irgend welcher Art, ja nicht einmal Kaffee, Thee, Tabak, oder irgend welche aufregende Stoffe zu sich nimmt. Seitdem er erwachsen ist, widmet er sich ausschließlich der Politik und dem öffentlichen Dienste und er ist ohne Frage einer der erfahrensten Parteiführer in den Vereinigten Staaten. — Ferner gehört Gouverneur Hill zu der Klasse von Staatsmännern, welche in Europa unter dem Namen Opportunisten bekannt sind. Er lebt der Ansicht, daß ein Heerführer sich niemals aus der Hör- und Sehweite seiner Truppen entfernen und seinen Anhängern niemals größere Zumutungen machen darf, als denen sie

nachkommen können. Hill hat sich niemals für besser ausgegeben als seine Partei und somit eine Anmaßung vermieden, die Cleveland oft und nicht mit Unrecht vorgeworfen ist; vielmehr hat er häufig anerkannt, daß jeder Bürger das Recht hat, in der Regierung des Landes je nach dem politischen Einflusse vertreten zu werden, den er in der Gemeinde, in der er lebt, einzunehmen versteht. Gemäß diesem Grundsatze hat Hill die widersprechenden Fraktionen mit einander versöhnt und seine Partei im Staate New-York in einer solchen Weise gestärkt, wie es in der Geschichte fast nie anders vorgekommen ist. Dies Verfahren hat ihm freilich von seiten solcher Personen, deren Vorurteile oder Liebhabereien er nicht genügend berücksichtigen konnte, den Vorwurf zugezogen, er sei ein Demagog, ein Mann ohne Grundsätze und Charakter, der das Gebot der Pflicht dem der Klugheit und Politik unterordne, u. dergl. m. Indessen zeigt die Entschiedenheit, mit der sein Volk zu ihm hält, so oft es Gelegenheit findet, ein Urteil über ihn abzugeben, daß das Volk seine politische und moralische Auffassung durchaus billigt. Mit Rücksicht auf einen bekannten Ausspruch Talleyrand's mag auch darauf hingewiesen werden, daß Gouverneur Hill noch heute, wie zu Beginn seiner Laufbahn, ein ziemlich armer Mann ist. Und kein Mensch hat bis jetzt gewagt von ihm zu behaupten, daß er in irgend einer Art und Weise, sei es direkt oder indirekt, auch nur versucht habe, die vielfache Gelegenheit, die ihm vermöge seiner hohen amtlichen Stellung zu Gebote steht, dazu auszunützen, um sich oder seine Verwandten oder seine Freunde zu bereichern. — Ferner hat Hill, obwohl er in Übereinstimmung mit der von seiner Partei vertretenen Anschauung die Herabsetzung des Zolltarifes erstrebt, dennoch am Präsidenten Cleveland weder die Zeit noch die Art und Weise gebilligt, in der dieser die Frage zum Gegenstande der Besprechung im Kongresse gemacht hat. Die Gewerbsinteressenten des Landes würden es viel schwerer finden, gegen Hill anzukämpfen als gegen Cleveland, und es ist zu erwarten, daß Hill mit seinem größeren Takte und seiner größeren politischen Erfahrung in seinen auf Herabminderung des Tarifs gerichteten Bemühungen mit Leichtigkeit Erfolg haben wird, während von Cleveland zu erwarten ist, daß er die Schutzzöllner gerade da angreifen würde, wo sie ihm am meisten Widerstand entgegensetzen können.

Aus diesen und aus anderen Gründen, welche aber zu sehr provinzieller und lokaler Art sind, als daß ein europäischer Leser sie würdigen könnte, halte ich es, wenn nicht ganz unvorhergesehene neue politische Ereignisse einen Umschwung herbeiführen für sicher: 1. daß Cleveland von der demokratischen Partei nicht wieder als Kandidat für die Präsidentenwahl aufgestellt wird, 2. daß David B. Hill zur Zeit die meiste Aussicht hat, von den Demokraten aufgestellt zu werden, ebensowie Blaine die meiste Aussicht darauf hat, von den Republikanern aufgestellt zu werden.

Mag von ihnen gewählt werden, wer da will[1]), so ist es wahrscheinlich, daß eine Ermäßigung des Zolltarifs eine der ersten Handlungen der neuen Regierung sein wird. Denn es ist nicht nur bekannt, daß Blaine alles gethan hat,

[1]) Wenn Blaine gewählt werden sollte, so wäre dies übrigens der erste Fall in den Vereinigten Staaten, daß ein einmal unterlegener Präsidentschaftskandidat ein späteres Mal Erfolg hätte. Der Verf.

was in seiner Macht stand, um das Zustandekommen des neuen Zollgesetzes zu verhindern, er hat auch, seitdem er im Amte als Staatssekretär ist, seinen ganzen Eifer darauf gewandt, um engere Handelsbeziehungen mit den spanisch-amerikanischen Staaten auf dem Wege der gegenseitigen Herabsetzung der Zollsätze anzuknüpfen.

Ich glaube auch nicht, daß ein besonderer Blick in die Zukunft dazu gehört, um zu sagen, daß der Kongreß, einerlei, wer der Amtsnachfolger des Präsidenten Harrison sein wird, nicht viele wichtige Aufgaben zu bearbeiten haben wird, ehe die Sätze des Mac Kinley-Tarifs wesentlich herabgemindert sind. Denn wie ich schon erwähnt habe, giebt es schwerlich einen Mann oder eine Frau in den Vereinigten Staaten, der nicht schon am Morgen nach dem Inkrafttreten des Mac Kinley-Gesetzes die große Last und Bürde gefühlt hätte, die ihm dadurch auf die Schultern gewälzt ist.

Das Gefühl der Unzufriedenheit, welches ein Mal angeregt ist, wird mit der Zeit eher stärker werden als abnehmen, bis einige Erleichterungen eintreten. Wenn aber solche Erleichterungen geschaffen werden, mögen sie so gering sein, wie sie wollen, so wird der gesetzgebende Körper, durch den sie herbeigeführt werden, eine solche Volkstümlichkeit gewinnen, daß ein einstimmiger Ruf nach weiteren Erleichterungen erschallen wird, und die Gesetzgeber diesem Urteile folgen müssen. Wenn aber der Grundsatz des reinen Schutzzolles ein Mal ernstlich durchbrochen ist, dann wird er überhaupt aufhören, ein Parteischlagwort zu sein, und zwar wenigstens für mehrere Generationen, wenn nicht für immer. Indessen ist ein Ereignis denkbar, dessen Eintreten die Auflösung der schutzzöllnerischen Verbindung verhindern könnte. Wenn nämlich eine Mehrzahl derjenigen europäischen Staaten, welche jetzt in engem Handelsverkehre mit Nord-Amerika stehen, zu einer Vergeltungspolitik übergehen und ihren Markt solchen Waren verschließen sollten, auf deren Ausfuhr der Wohlstand Amerikas mitbegründet ist, so würde die Erleichterung, die das amerikanische Volk von einer Herabsetzung des Schutzzolltarifes zu erwarten hätte, zum Teil wieder aufgehoben werden; alsdann wäre die freihändlerische Partei nicht mehr im stande, augenscheinliche Beweise dafür vorzubringen, daß eine Herabsetzung des Tarifs für das Nationalwohl förderlich ist, und es würde sehr viel schwerer sein, das Volk zum Widerstand gegen das jetzt beliebte Chinesische Absperrungssystem anzuregen. Hierbei weise ich noch auf eine auffallende Thatsache hin, für die sich aber gewiß auch eine philosophische Erklärung finden lassen wird: so oft die Vereinigten Staaten eine Verringerung ihres Zolltarifs eingeführt haben, ist es nicht bei der einen Herabsetzung geblieben, sondern es sind dem ersten Schritte regelmäßig mehrere weitere gefolgt; und so oft die Vereinigten Staaten den Zolltarif aus lediglich schutzzöllnerischen Beweggründen erhöht haben, so sind der ersten Erhöhung regelmäßig weitere gefolgt. Die letzte schutzzöllnerische Welle erhob sich in den Jahren 1860 und 1861, als es den Gewerbetreibenden beim Ausbruche des Bürgerkrieges gelang, den sogenannten Kriegszolltarif unter Ausnutzung des Patriotismus und der Begeisterung ihrer Mitbürger durchzusetzen. Dieser erhöhte Tarif ist aber nicht wieder herabgemindert, sondern in verschiedenen Stufen immer mehr gesteigert worden, bis er jetzt eine Höhe erreicht hat, auf der er unter keinen Umständen

stehen bleiben kann. Es gehört keine Sehergabe dazu, um zu sagen, daß eine gewaltsame Reaktion gegen den Tarif stattfinden wird, aber es ist nicht möglich vorauszusehen, wie weit diese Reaktion gehen wird. Wer sich indessen eine Vorstellung von dem machen will, was wir zu erwarten haben, möge die folgenden Erwägungen anhören. Das erste Zollgesetz, welches in den Vereinigten Staaten überhaupt ergangen ist, ist von Alexander Hamilton entworfen, Erstem Schatzsekretär und Minister unter Washington's Regierung. Hamilton war der ausgesprochenste Schutzzöllner, den man sich denken kann; er hat den Zolltarif lediglich entworfen, um, wie man sich damals auszudrücken pflegte, „die im Kindesalter stehende Industrie des Landes" gegen den Wettbewerb von außen zu schützen; er hielt aber einen Durchschnittszoll von 8½% des Wertes für einen genügenden Schutz, und wenn ihm jemand vorgeschlagen hätte, seinem Tarife einen Satz von 47%, den Durchschnittssatz des Mac Kinley-Tarifes, zu Grunde zu legen, so würde Hamilton den Vorschlag wahrscheinlich nicht für ernst gemeint gehalten haben. Aber wie jeder andere Hunger, so wächst auch der schutzzöllnerische Hunger mit dem Essen. Der erste Tarif von 1789, welcher Baumwolle und Wollenwaren mit einem Wertszoll von 5%, Eisen mit 7½ und alle anderen Waren mit einem Durchschnittszoll von 8½% belegte, wurde von Zeit zu Zeit durchgesehen und erhöht, bis im Jahre 1828 der Zollsatz auf 43 gestiegen war. Aber 1846 wendete sich das Blättchen unter der Regierung des Präsidenten Polk. Das Land war des übermäßigen Zolles endlich satt geworden, und der Durchschnitts-Zollsatz wurde auf 23% des Wertes ermäßigt, und 1857, also nur elf Jahre später, auf 15% Es ist notorisch, daß der Wohlstand in den Vereinigten Staaten niemals wieder so groß gewesen ist wie in den Jahren zwischen 1846 und 1861. Der Wert der landwirtschaftlichen Grundstücke stieg um mehr als 100% und der der Manufakturwaren um 90%, während in den Jahren 1870 bis 1880, der Zeit des blühenden Schutzzolles, der Wert der Grundstücke nur um 9% und der der Waren nur um 23% gestiegen ist. Diese letzte Preissteigerung ist auffallend gering, da in derselben Zeit der Goldvorrat der Welt um mehr als 23% zugenommen hat. Man wird mich daher nicht der Übereilung zeihen, wenn ich meine Überzeugung dahin ausspreche, daß von nun an eine neue Finanzpolitik in den Vereinigten Staaten beginnen wird, daß die Zeit des reinen Schutzzolles vorbei ist, und daß jetzt eine Zeit des Freihandels beginnt, welche mit ihrem Segen nicht nur die Vereinigten Staaten, sondern alle Länder der ganzen Welt erfüllen wird.

* * *

Der Aufsatz ist mir unter den Händen so lang geworden, daß ich das Schicksal des Wahlfreiheitsgesetzes und des Silbergesetzes, welche beide von den Rebuplikanern vertreten werden, diesmal nicht mehr erörtern will. Dies ist auch aus anderen Gründen ratsam. Das Interesse, welches man an ihnen nehmen kann, ist verhältmäßig gering, auch ist es noch sehr ungewiß, ob die Entwürfe im Kongresse angenommen werden. Wenn die Verhandlungen weiter fortgeschritten sind, werde ich vielleicht Gelegenheit finden, auf diese Entwürfe zurückzukommen.

Antwort an Herrn M. Carriere.

Von

Ludwig Büchner.

Als ich die Aushängebogen Ihrer „Vier Fragen an Ludwig Büchner" las, da stand auch mir eine schöne Erinnerung aus meiner Studentenzeit und das Bild eines Mannes von liebenswürdiger Persönlichkeit vor Augen, dem ich damals so manche wertvolle geistige Anregung verdankte und dem ich für diese Anregung ein dankbares Andenken bewahre und immer bewahren werde. Allerdings ist es bei dieser Anregung geblieben, und mein auf das Reale gerichteter und allem Phrasenhaften oder Unklaren tief abgeneigter Geist hat in Verbindung mit einem realistischen Studium später eine Richtung eingeschlagen, welche, wie Sie wissen, sich von der üblichen Schablone der Schul- und Professoren-Philosophie weit entfernt hat. Gerade weil ich, wie Sie selbst, die Philosophie nicht für eine Wissenschaft sui generis halte, sondern nur für den Sammel- oder Brennpunkt, in welchem sich die übrigen Wissenschaften gewissermaßen zu einem gemeinschaftlichen Bau des Geistes zusammenzufinden, resp. ihre Bausteine zusammenzutragen haben, oder — um mit Lassalle zu reden — für das „Bewußtsein, das die empirischen Wissenschaften über sich selbst erlangen" — gerade deswegen entfernte ich mich von dem breitgetretenen Weg der philosophischen Alltäglichkeit und strebte zunächst nach der Gewinnung möglichst zahlreicher wissenschaftlicher Thatsachen, um mittelst derselben einmal den Maßstab nüchterner Kritik an die bisherigen philosophisch-theologischen Anschauungen legen zu können und zum zweiten zu einer auf realer Grundlage aufgebauten empirisch-philosophischen Weltanschauung zu gelangen. Dazu lieferten mir selbstverständlich die Naturwissenschaften und ihre zahlreichen, in diesem Jahrhundert gemachten Fortschritte das reichste Material. Je mehr ich mich dagegen in die eigentliche Philosophie vertiefte, um so mehr wurde mir die Wahrheit des trefflichen Wortes von O. F. Gruppe klar: „Die Geschichte der Philosophie ist eine Geschichte des Irrtums mit vereinzelten Lichtblicken." —

Übrigens breche ich diese Auseinandersetzung hier ab, da mich die Weiterführung derselben in Regionen führen würde, deren Erschöpfung nicht in einem wenige Seiten umfassenden Aufsatz und kaum in einem ganzen Buch möglich sein würde. Das Nämliche gilt von den Ihrerseits an mich gerichteten Fragen, welche, wenn ich sie eingehend oder nur einigermaßen erschöpfend behandeln oder beantworten wollte, ebenfalls Auseinandersetzungen nötig machen würden, welche sich weit über den mir zu dieser Antwort zur Verfügung gestellten Raum dieser Zeitschrift erheben. In einem so engen Rahmen lassen sich so schwerwiegende Fragen nicht so erörtern, wie sie erörtert werden müssen, wenn ein greifbares Resultat dabei zu Tage kommen soll.

Glücklicherweise indessen bin ich in der Lage, fast alle Ihre Fragen auf kürzerem Wege beantworten zu können, und zwar durch einfache Verweisung auf meine bisher erschienenen Schriften oder auf einzelne Abteilungen derselben.

Was zunächst meine Standpunkte in bezug auf die erste Frage oder die Zweckmäßigkeitslehre (Teleologie) in Verbindung mit der Entwickelungstheorie angeht, so finden Sie dieselben eingehend dargelegt zuerst in dem Kap. „Die Zweckmäßigkeit in der Natur“ in meiner Schrift „Kraft und Stoff,“ S. 214 und folg. der 16. Aufl.; ferner in meiner Schrift über die Darwin'sche Theorie, S. 150—161 der 5. Aufl.; ferner in dem Kap. „der Zweck“ in meiner Schrift „Natur und Geist,“ S. 273 und folg. der dritten Aufl.; ferner in dem Aufsatz „Der Kreislauf der Kräfte und der Weltuntergang“ in meiner Schrift „Licht und Leben, S. 207 u. folg., endlich in einem Aufsatz „Zweckmäßigkeit und Entwickelung“ in dem zweiten Bande meiner gesammelten Aufsätze „Aus Natur und Wissenschaft“, S. 377 u. folg. Selbst mit dem besten Willen wüßte ich dem dort Gesagten nichts Neues oder Besseres hinzuzufügen.

Was Ihre zweite Frage über die wunderbaren Vorgänge der Vererbung anbetrifft, so scheint Ihnen meine kleine Schrift über „die Macht der Vererbung und ihr Einfluß auf den moralischen und geistigen Fortschritt der Menschheit“ (Leipzig, Günther 1882) unbekannt geblieben zu sein. Neben dieser Schrift erlaube ich mir Sie zu verweisen auf meine soeben zitierte Schrift über die Darwin'sche Theorie, S. 54 u. folg.; ferner auf die drei Aufsätze „Physiologische Erbschaften“ in dem ersten und „Erblichkeit und Entwickelung“, sowie „Über den Einfluß der Vererbungsgesetze auf den freien Willen“ in dem zweiten Bande meiner bereits zitierten gesammelten Aufsätze; endlich auf den Aufsatz „Zur Philosophie der Zeugung“ auf S. 282 u. folg. meiner Schrift „Licht und Leben“. — Daß übrigens die Vorgänge der Vererbung bei der mikroskopischen Kleinheit der betreffenden Objekte mit Recht „wunderbare“ genannt werden dürfen, wird wohl niemand in Abrede stellen, der diese Vorgänge in ihren Einzelheiten kennt, wenn auch damit selbstverständlich nicht an ein Wunder im theologischen Sinne gedacht werden kann oder soll. Freilich muß man diese Dinge, um sie richtig zu verstehen, mit den Augen des Naturkundigen, nicht mit denjenigen der spekulativen Philosophie betrachten.

Was Ihre dritte Frage oder die so viel erörterte Seelenfrage angeht, so kann ich mich auf eine sehr ausführliche Erörterung dieser Frage in den beiden Aufsätzen über das Gehirn und über die Nerven, welche den zweiten Band meiner Schrift „Physiologische Bilder“ bilden, berufen. Ferner auf die Aufsätze „Gehirn und Seele“, „der Gedanke,“ „das Bewußtsein“ in „Kraft und Stoff“ (16. Aufl.); ferner auf die Aufsätze Nr. 14, 19, 22, 25, 29 des ersten und Nr. 8, 39, 44 des zweiten Bandes meiner gesammelten Aufsätze; endlich auf den Artikel „Wider den Materialismus“ in meiner vor kurzem erschienenen Schrift: „Fremdes und Eignes aus dem geistigen Leben der Gegenwart“ (Leipzig, 1890), S. 366. u. folg.

Wer aus der Lektüre dieser Auseinandersetzungen nicht die Überzeugung schöpft, daß den dort vorgeführten Thatsachen gegenüber der spiritualistische Standpunkt in der Seelenfrage ein unhaltbarer ist, der wird auch nicht durch die Berufung auf den von Ihnen zitierten Philosophen Strauß überzeugt werden können, welcher in der Seelenfrage sehr treffend bemerkt, daß noch keine Philosophie je-

Digitized by Google

mals erklärt habe oder jemals werde erklären können, wie von einem ausgedehnten, nicht denkenden Ding, dergleichen der menschliche Leib eines ist, auf ein nicht ausgedehntes, denkendes Ding, dergleichen die Seele eines sein soll, Eindrücke übergehen, wie von dem letzteren auf das erstere Antriebe zurückgehen, wie überhaupt zwischen beiden irgend eine Gemeinschaft möglich sein solle!!

Was Ihre Anstände betreffs meiner Beurteilung der Fortschritte oder vielmehr Nichtfortschritte der Theologie anbetrifft, so habe ich bei dem Wort „Theologie“ nur an dessen engere Bezeichnung, nicht aber an die mehr historischen Fächer der Kirchen- oder Religionsgeschichte und Evangelien-Kritik gedacht, vor deren Koryphäen ich eine um so größere Hochachtung habe, je mehr ich leider bemerken muß, daß die bahnbrechenden Forschungen dieser Männer auf die eigentliche Theologie und die Gestaltung kirchlich-religiöser Verhältnisse oder Vorstellungen so gut wie gar keinen Einfluß haben oder gehabt haben.

Und nun schließlich Ihre vierte Frage über die Philosophie und speziell die neuere Philosophie, auf deren Gebiet sich ja unsere beiderseitigen Standpunkte am weitesten voneinander entfernen oder am schärfsten aufeinander treffen! Wie ich darüber dachte und denke, habe ich zuerst in „Kraft und Stoff“ (Kap. „Sitz der Seele“ und „Schlußbetrachtungen“) der Welt mitgeteilt. Seitdem habe ich denselben Gegenstand behandelt und ausführlich erörtert oder dasselbe Feld beackert in den beiden letzten Abteilungen meiner Schrift über die Darwin'sche Theorie; ferner am eingehendsten in dem „Die Philosophie“ überschriebenen Kapitel meiner Schrift „Der Mensch und seine Stellung in Natur und Gesellschaft,“ S. 268 u. folg. der dritten Aufl.; ferner in den Aufsätzen 4, 9, 11, 12, 16, 22, 24, 28, 31, 32, 33 des ersten und 24, 26, 27, 37, 38, 41 des zweiten Bandes meiner gesammelten Aufsätze; endlich in der ersten, „Philosophisches“ betitelten Abteilung meiner bereits zitierten neuesten Schrift: „Fremdes und Eignes 2c.,“ S. 1—66. Was dabei die einzelnen von Ihnen speziell erwähnten Philosophen betrifft, so habe ich Lotze, von dem Sie sagen, daß er für mich nicht existiere, in „Kraft und Stoff“ nicht weniger als viermal zitiert (S. 232, 233, 306, 350 der 16. Aufl.). Über Hartmann, dessen von Ihnen gerühmte „induktive Weise“ in Wirklichkeit nicht induktiv, sondern deduktiv ist, und dessen berühmte Theorie des Unbewußten aus mißverstandenen naturwissenschaftlichen Thatsachen hervorgegangen ist, (wie er später selbst zugestanden hat), während sein Unbewußtes selbst nichts Anderes ist als der alte Gottesbegriff der Theologen in philosophischer Form — finden Sie näheres in dem Aufsatz „Physiker und Metaphysiker“ des ersten Bandes meiner gesammelten Aufsätze, und auf Seite 201 meiner Schrift „Fremdes und Eigenes 2c.,“ sowie an einigen anderen Stellen meiner Schriften, deren Zitation mir im Augenblick nicht gelingen will. Was endlich Wundt betrifft, der übrigens aus dem Lager der Physiologen in dasjenige der Philosophen übergegangen ist, und zwar, wie es mir scheinen will, nicht gerade zu seinem Nutzen, so habe ich mich mit ihm sehr weitläufig auseinandergesetzt in dem Aufsatz „Herr Professor W. Wundt und der Materialismus“ in dem zweiten Bande meiner gesammelten Aufsätze „Aus Natur und Wissenschaft.“ Dasselbe geschah an gleicher Stelle in den Aufsätzen Nr. 37

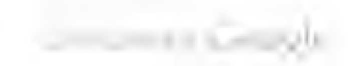
und 38 mit dem von Ihnen nicht zitierten F. A. Lange (der mich bekanntlich in seiner Geschichte des Materialismus sehr glimpflich behandelt hat) und mit dem großen Kant, der ja gegenwärtig den Hauptschild der Schulphilosophie gegen den naturphilosophischen Ansturm bildet. Die Hauptrolle spielt hierbei bekanntlich die Erkenntnis-theoretische Frage oder der Erkenntnis-theoretische Skeptizismus, über welchen ich ebenfalls nicht versäumt habe, mich sehr eingehend auszulassen, und zwar zuerst in der Note 112 meiner Schrift über den Menschen, und zweitens in dem Aufsatz „Über Sinneswahrnehmung und sinnliche Erkenntnis" in meiner Schrift „Theorien und Thatsachen aus dem naturwissenschaftlichen Leben der Gegenwart" — Auseinandersetzungen, von denen allerdings die Herren Katheder-Philosophen meines Wissens bis jetzt verschmäht haben, Notiz zu nehmen — mit Ausnahme des einzigen, jetzt nicht mehr unter den Lebenden weilenden Lange.

Was speziell meine eigenen philosophischen Standpunkte im Verhältnis zu meinen philosophischen Vorgängern und Zeitgenossen angeht, so habe ich dieselben aus Anlaß einer deshalb geführten Zeitungs-Polemik in einem Artikel „Meine Philosophie" in meiner zuletzt veröffentlichten Schrift „Fremdes und Eigenes u. s. w." darzulegen mich bemüht. —

Aus allem diesem dürften Sie wohl die Überzeugung entnehmen, daß ich nicht so unbewandert in der neueren Philosophie bin, wie Sie anzunehmen scheinen, und daß mein Urteil über dieselbe vielleicht auf Täuschung, nicht aber auf völliger Unkenntnis beruhen kann. Daß ich mit meiner ketzerischen philosophischen Richtung jemals während meines Lebens das philosophische Bürgerrecht würde zu erwerben im stande sein, daran habe ich freilich niemals gedacht und denke nicht daran, da ich zu gut weiß, wie schwer das Gesetz der Trägheit (hier auf das geistige Gebiet angewendet) auf allen reformatorischen Bestrebungen oder überhaupt auf allem Neuen lastet. Es wird mir darin vielleicht ergehen, wie es dem bekannten Philosophen Schopenhauer ergangen ist, der ja auch dieses Bürgerrecht während seines Lebens niemals erringen konnte, während er nach seinem Tode für würdig erachtet wird, nach allen Seiten philosophischerseits beachtet, beleuchtet und kommentiert zu werden.

Übrigens erlaube ich mir, ehe ich dieses Gebiet verlasse, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß ich eine philosophische Frage, die Sie zwar in Ihrem Artikel nicht berührt haben, von der ich aber weiß, daß sie eine philosophische Herzensangelegenheit für Sie bildet, ganz neuerdings in einer besonderen Schrift behandelt habe unter dem Titel: „Das künftige Leben und die moderne Wissenschaft" (Leipzig, Spohr, 1889). Auch in dieser Schrift werden Sie manches finden, was zur Aufklärung über meine allgemeinen philosophischen Standpunkte dienen kann.

Was schließlich und zuletzt Ihre Anfrage bezüglich meiner Stellung zur Sozialdemokratie anlangt, so hätten Sie auch darauf die Antwort sehr leicht haben können, wenn Sie meine Schrift über den Menschen zur Hand genommen hätten, in deren dritter oder letzter Abteilung, S. 199—228 der dritten Auflage, ich nicht bloß meine Ansichten über die künftige Gestaltung der menschlichen Gesellschaft



ausführlich niedergelegt, sondern auch in dem Kap. „die Arbeit und die Arbeiter“ mein Urteil über Lassalle (den ich persönlich gut gekannt habe) und über seine sozialistischen Theorien oder Vorschläge eingehend entwickelt habe. Dieses Urteil ist im wesentlichen heute noch ganz dasselbe, welches ich bereits vor 27 Jahren bei Gelegenheit des ersten Auftretens von Lassalle in einer vor dem Arbeitertag in Rödelheim am 19. April 1863 im Auftrag des Zentral-Komitee's der Arbeiter des Maingau's gehaltenen Vortrag, (welcher Vortrag bald darnach infolge Beschlusses der Versammlung bei R. Baist in Frankfurt a. M. dem Druck übergeben wurde) ausgesprochen habe. Mehr im einzelnen finden Sie meine Standpunkte bezüglich der Gesellschaftsfrage entwickelt in den Aufsätzen „Wahrheit und Irrtum der Sozialdemokratie“ und „Die Naturwissenschaft und die moderne Gesellschaft“ in der Schrift „Fremdes und Eigenes“, sowie in den Aufsätzen Nr. 1 und 16 des zweiten Bandes meiner Schrift „Aus Natur und Wissenschaft“.

Wenn Sie die Güte haben wollen, diese Aufsätze und Ausführungen zur Hand zu nehmen, so werden Sie sich mit Leichtigkeit überzeugen, daß von mir und meiner philosophischen Richtung nichts für Beförderung „einer furchtbaren Verwirrung und Barbarei aus den nihilistischen und anarchistischen Bestrebungen“ zu befürchten steht, sondern daß im Gegenteil meine leicht ausführbaren Vorschläge nur dahin zielen, gesellschaftliche Wohlfahrt und Gerechtigkeit zu fördern und die menschliche Gesellschaft in allen ihren Gliedern (nicht bloß in denjenigen der industriellen oder Handarbeiter) glücklicher und zufriedener zu machen, als sie gegenwärtig ist. Auch ist das Bild, welches mir vorschwebt, keine Utopie, sondern ein an die gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustände eng anschließendes und aus denselben herauswachsendes — also auf Reform, nicht auf Revolution abzielend. —

Sollten Ihnen nach Kenntnisnahme dieser meiner Arbeiten noch Zweifel oder Unklarheiten übrig bleiben, oder sollten Sie weitere Aufklärungen meinerseits wünschen, so bin ich gern bereit, Ihre desfallsigen Anfragen an dieser Stelle nochmals zu beantworten, und zwar um so lieber, als ich ebenso wie Sie mich mit der Hoffnung trage „auf schöne Tage in der aufsteigenden Entwickelung der Menschheit,“ welche wir beide freilich wohl nicht mehr erleben werden. Der Fortschritt der Menschheit geht langsam vor sich, stets unterbrochen durch rückläufige Bewegungen, und die Geschichte liebt es, jeden ihrer Schritte nach vorwärts mit unzähligen Leichenhügeln zu bezeichnen, welche keinen anderen Zweck haben, als gewissermaßen den Dünger für das Anwachsen und Blühen nachfolgender Generationen zu liefern. Trost liegt darin freilich für den Einzelnen sehr wenig; um so mehr dagegen für das Ganze, in dessen Gedeihen der Einzelne, welcher seine Kräfte für den Fortschritt einsetzt, dieselbe Befriedigung finden muß wie der Krieger, welcher mit Freuden Blut und Leben für die Ehre seines Vaterlandes hingiebt. Mensch sein heißt ein Kämpfer sein, d. h. ein Kämpfer für den immer weiter dringenden Sieg des Wahren, Guten und Schönen über das Falsche, Schlechte und Häßliche, mag auch das Ziel manchmal unerreichbar erscheinen, oder mögen noch so viele den Märtyrertod bei solchem Kampfe finden.

Und wenn auch jeder Einzelne, der die Menschheit liebt, dabei auf seine eigene Weise kämpft, so streben sie doch alle nach demselben Ziele und sollten sich gegenseitig achten und verstehen lernen, statt, wie dieses leider meistens geschieht, sich gegenseitig physisch und moralisch zu zerfleischen und herunterzuzerren. Und so kann ich diese Erwiderung mit dem durch den Schluß Ihres Aufsatzes hervorgerufenen befriedigenden Gefühl schließen, daß, wenn wir beide auch auf sehr verschiedenen philosophischen Wegen wandeln, doch das Ziel, das wir im Auge haben, beiderseits dasselbe ist!

Judith Trachtenberg von Karl Emil Franzos.[1])

Eine ergreifende, rührende und herzbewegende Geschichte, ein melancholisches Lied, aber mild und versöhnlich in feierlichen und erhabenen Mollaccorden ausklingend. Mit tief innerlicher Rührung legen wir dieses Buch aus der Hand, und noch lange zittert und bebt das Schicksal dieser unglücklichen Menschen, ihre Irrtümer und ihre Sühne in uns nach. Mit warmer Hingabe folgen wir ihnen auf ihren krausen, vielverschlungenen Lebenspfaden, mit fieberhafter Spannung hasten wir mit ihnen durch alle Prüfungen und Wirrnisse und mit stiller Wehmut scheiden wir von diesen bethörten Weltkindern, welche sich in bitterm Kampf mit Liebe, Glaube und Vorurteilen durchringen zur Klarheit, zum Siege über sich selbst. Dem geschickten Erzähler, dem findigen Fabulisten wird es nie gelingen, so erschütternde Wirkungen, so unvergeßliche Eindrücke auf seine Leser auszuüben: dieses Recht und diese Macht sind nur dem Dichter vorbehalten, und der Mann, der „Judith Trachtenberg" geschrieben hat, ist ein Dichter. Ein rechter, wahrer Poet. Ein warmherziger, feinfühliger und vorurteilsloser Mensch, hat er sein Ohr an das Herz seines Heimatsvolkes gelegt und dessen Pulsschlag gelauscht; mit väterlicher Liebe hat er sich in die Seele dieser eigenartigen Menschen versenkt und mit männlichem Freimut deckt er in seinen Schriften die Schäden auf, welche sich seinem prüfenden, scharfspähenden Auge boten. Karl Emil Franzos hat uns von den Anfängen seiner dichterischen, nunmehr reichgekrönten Laufbahn bis zu seinem letzten Werke unentwegt das Ziel seiner Sehnsucht, seines geistigen Ringens und Schaffens gezeigt: er wollte nicht nur ein interessanter Schriftsteller, er will ein Förderer, ein Helfer sein. Ihm ist sein Beruf eine heilig-ernste Sache, eine Mission gewesen sein Lebenlang, und da sich mit dieser hohen, sittlichen Auffassung eine unerschöpfliche und glühende Erfindung, eine scharfe Beobachtung, eine wundervolle Art, in ungekünstelter Einfachheit und dennoch mit lauter Eindringlichkeit das zu sagen, was er auf dem Herzen hatte, verbanden, verdanken wir ihm eine Reihe ungetrübter geistiger Genüsse, und wir werden nicht müde, seiner Stimme zu lauschen, die uns immer aufs neue zu erzählen weiß von den Freuden und Leiden seiner galizischen Brüder. Sein wohlerworbenes und unbestreitbares Verdienst ist es, daß wir einen großen und interessanten Volksstamm, den wir bis vor zwei Jahrzehnten fast nur von der Landkarte her kannten, kennen und würdigen lernten, daß wir einen tiefen Einblick zu gewinnen vermochten in ihre Sitten und Gebräuche, daß wir uns ein Urteil bilden konnten über die politische Bevormundung, unter welcher dieses geknechtete Volk dahinächzt, und die religiösen Fesseln, welche es sich selbst angelegt. Und diese Knebelung im Glauben, die selbstgeschaffenen und die von den Andersgläubigen gezogenen Schranken bieten Franzos auch weiter in „Judith Trachtenberg" den Stoff zu meisterhafter Schilderung: auch

[1]) Judith Trachtenberg. Erzählung von Karl Emil Franzos. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt 1891.

in diesem Werke veranschaulicht er mit unerbittlicher Konsequenz und schöner, wohlthuender Unparteilichkeit den gegenseitigen Kampf religiöser Intoleranz und überhebenden Standesbewußtseins. In seinem durch nichts zu beirrenden Gerechtigkeitsgefühl aber malt Franzos seine Glaubens- und Stammesbrüder keineswegs ausschließlich mit schimmernden und glänzenden Farben: er weiß mit sicherer Hand und feinem Geschmack Licht und Schatten zu verteilen und mit dieser jedem religiösen oder politischen Fanatismus abgewandten Objektivität vermag er uns vollends in seinen Bann zu zwingen. Wir begreifen seine Menschen, wir sehen sie leben und atmen, lieben und leiden, wir fühlen, daß sie wahre, wirkliche Menschen und nicht wesenlose Schemen sind, natürliche Menschen mit guten und bösen Leidenschaften, nicht Mißgeburten einer spielenden Dichterphantasie.

Nathaniel Trachtenberg hat sich durch Fleiß, Ehrlichkeit und Intelligenz in seinem kleinen ostgalizischen Heimatsorte ein ansehnliches Vermögen und einen allseitig geachteten Namen erworben: ein köstliches Erbteil, welches er in unantastbarer Reinheit seinen beiden Kindern Raphael und Judith zu hinterlassen gedenkt. Sie erblühen ihm beide zur Freude: der Sohn, dem Handel abhold, soll die Rechte in Heidelberg studieren, ein weltfremder Jüngling, dem Vater in ehrfurchtsvoller Verehrung zugethan, seinem Glauben ohne Zweifeln und Grübeln ergeben; die Tochter, Judith, eine üppige, holdentwickelte Mädchenknospe, welche er dereinst einem gebildeten Manne aus Deutschland als Lebensgefährtin anzuvertrauen gedenkt. Aber nicht nur äußerlich unterscheiden sich die Geschwister von einander: die Jahre der Entwickelung zeigen bald auch die Verschiedenheiten der Charaktere. Raphael empfindet, als er zu denken und zu sehen gelernt hat, den Druck, unter welchem seine Glaubensgenossen dahinleben, und in richtiger Erkenntnis ihrer unterjochten Stellung mißbilligt er, erst verschwiegen, dann aber vernehmlicher den Umgang seiner Schwester Judith mit den Andersgläubigen. Das schöne, keusche, aber mit kindlicher Freude dem Leben zulachende Mädchen verkehrt in unbefangener Harmlosigkeit mit der Tochter des Kreiskommissars Herrn von Wroblewski und mißt den Bedenken ihres Bruders gegen diese oberflächliche Mädchenfreundschaft um so weniger Wert bei, als der Vater selbst, dieser strenggläubige, ehrenvolle Mann, diesem Umgang aus religiösen Skrupeln kein Hindernis entgegenstellt. Herr von Wroblewski ist ein durch und durch korrumpierter Lump, ein bestechlicher Richter, beim Kartenspiel ein notorischer Glücksverbesserer, ein Kerl mit einem Kautschukgewissen, und seine Gattin eine verblühte Kokette, welche die mageren Reste ihrer Schönheit in nachweisbarer Unparteilichkeit einem Mitgliede des Heeres und einem Diener der Kirche zur Verfügung stellt. Nicht deren giftigen Odem fürchtet Raphael für Judith: er besorgt, daß die männliche jeunesse dorée, welche im gastlichen Hause Wroblewski's verkehrt, der „Jüdin“ gegenüber sich unziemliche Freiheiten erlauben könnte, weil sie eben „nur eine Jüdin“ sei. Raphaels Befürchtungen bewahrheiten sich. Ein dummer, frecher Bursche erlaubt sich auf einem Balle, welchen Wroblewski zu Ehren des neuen Gutsherrn, des Grafen Agenor von Baranowski, giebt, Unverschämtheiten gegen Judith. Der junge Kavalier, obwohl der jüdischen Rasse im allgemeinen nicht freundlich gesinnt, tritt im Bewußtsein seiner Ritterpflichten für das beschimpfte Mädchen ein; eine Forderung wird im letzten Augenblick durch einen schmählichen Vergleich des Beleidigers rückgängig gemacht. Diese Stunde entscheidet über beider Leben: die feinen, erst fast unsichtbaren Fäden zwischen ihren Herzen verweben und verketten sich unlöslich, bis das leidenschaftlich glühende Mädchen dem toll verliebten Manne bebend in die Arme stürzt. In ihrem Liebessehnen folgt sie, unbekümmert um Vater und Bruder, nur dem Zuge ihres trunkenen Herzens und flieht mit dem Geliebten, um sich mit Leib und Seele ihrem Glücke hinzugeben.

Wroblewski hat mit schlauem Blicke die Situation erkannt und versteht sie gründlich auszunützen. Er klammert sich, einem Vampyre gleich, an den jungen, reichen und willensschwachen Grafen und stößt den verliebten, charakterlosen Menschen immer tiefer und tiefer. Agenor liebt Judith, aber sie, die Jüdin, die Tochter des Nathaniel Trachtenberg, zu seinem Weibe zu machen, dagegen bäumen sich seine aristokratischen Begriffe von Ehre und Standesrücksichten auf. Ein Baranowski und ein galizisches Judenmädchen — es ist undenkbar, unmöglich. In diesem

schweren Kampfe zwischen Stolz und Liebe nimmt er die allzeit bereite Hilfe des Schurken Wroblewski an. Dieser besorgt gegen schweres Sündengeld einen erbärmlichen Lumpen, der in der komödiantenhaften Vermummung eines katholischen Geistlichen eine Scheintrauung und Taufe vollzieht. Nun lebt Judith in dem Wahn, das rechtmäßige Weib Agenor's zu sein. Sie giebt in Italien, wohin sie sich für den Winter begeben haben, einem Knaben das Leben, und erfährt während der Abwesenheit ihres Mannes, welcher sich zur Regelung finanzieller, zumeist durch Wroblewski's Saugsystem hervorgerufener Schwierigkeiten auf kurze Zeit in die galizische Heimat begeben hat, die Wahrheit von dem an ihr begangenen schmählichen Betrug durch eben denselben Schurken, welcher sie nur zum Schein getraut hat. Sie eilt nach Hause, um sich ihr nichtswürdig zertretenes Recht zu erkämpfen. Und mit kühner, durch die Verzweiflung gestählter Energie erringt sich das beleidigte, empörte Weib den Namen des Mannes, der ihre hingebende, zweifellose, opferfreudige Liebe gelohnt hat mit Schmach und Schande und Verrat. Agenor, der irregeleitete, in Standes- und Glaubensvorurteilen befangene Aristokrat, erkennt endlich die Größe und Erhabenheit von Judith's Charakter und erhebt sie zu seinem Weibe, oder richtiger, erhebt sich zu ihrem Gatten. Im Großherzogtum Weimar, welches allen anderen Staaten mit der Einführung des Zivilehegesetzes voranging — unsere Geschichte spielt Anfang der sechziger Jahre — läßt sich Agenor, Graf von Baranowski, mit Judith Trachtenberg trauen, ohne daß ein Glaubenswechsel von ihr verlangt wird. Nathaniel Trachtenberg ist gestorben, als er von Judith's Flucht mit Agenor erfährt, nur Raphael lebt noch einsam in dem elterlichen, einst so sorgenfremden Hause. Der Jüngling ist auf die Kunde von des Vaters plötzlichem Tode in die öde Heimat geeilt. Er hat die juristischen Studien, denen er in Heidelberg oblag, aufgegeben, um dem Geschäfte und dem Andenken an den jäh dahingerafften Vater zu leben. Judith ist tot für ihn: er hat sie, die Verworfene, Abtrünnige, aus seinem Leben und Herzen gestrichen. Und darin ist er dem Beispiel des Vaters gefolgt. Nathaniel Trachtenberg hat, in den letzten Zügen liegend, sein einst so heißgeliebtes Kind Judith beerdigt. Mit zuckendem und krampfendem Herzen hat er, der Sterbende, jede Erinnerung an die Verlorene, Gestrauchelte hinweggewischt. Auf seinen Befehl erscheinen an seinem Sterbelager die Vorsteher der Gemeinde, mit dem Rabbi an der Spitze, und verrichten die übliche Zeremonie der Leicheneinsegnung. Es sei mir gestattet, einiges aus diesem Kapitel wörtlich anzuführen: Die Schilderung ist hier so meisterhaft, der sterbende, ehrwürdige Greis, die hebräische Sprüche murmelnden Tempeldiener, über der ganzen Szene ruht ein so unvergleichlicher Zauber von Gläubigkeit, Ergebenheit in Gott und echter Poesie, daß jede Beschreibung den gewaltigen und großartigen Eindruck nur zu schmälern vermöchte. „Kurz darauf traten die Vorsteher in die Stube, mit ihnen der Rabbi, alle den Betmantel um die Schultern, und neigten sich vor ihm, und der Rabbi fragte, ob es nun geschehen dürfe. Er nickte, da öffneten sie die Thür, und herein traten zwölf Männer der Begräbnisbrüderschaft, alle in die weißen Sterbekittel gehüllt, und in ihrer Mitte trugen sie eine seltsame Last: es war ein schöner, großer, vollblühender Rosenstrauch, an dessen Wurzeln noch die feuchte Erde hing. Sie trugen den Strauch an das Lager heran, und Nathaniel streckte die Hand aus und rührte an die Krone; seine Lippen bewegten sich, es mochte ein Segensspruch sein, ein Abschiedsgruß. Und während dies geschah, verhüllten die anderen ihr Antlitz mit dem Betmantel und einige schluchzten laut. Dann trugen sie den Strauch in die Mitte der Stube; der Rabbi trat vor und streckte die Hand über ihn und sprach laut und fest einige Worte; wohl einen Fluch. Dann faßte er den Strauch mit beiden Händen und zerbrach ihn und warf die Stücke vor sich nieder. Und einer nach dem andern traten nun die Männer heran, faßten eine Blüte und zerstreuten die Blätter, bis der Strauch ganz schmucklos und geknickt war. Der Greis hielt die Augen geschlossen; aber ein leichtes Stöhnen brach aus seinen Lippen, und die Thränen flossen ihm über die Wangen. Und so blieb er, als die Männer ein Öllämpchen hereinbrachten und es als Seelenlicht für jene entzündeten, die von nun an dem Vater und der Gemeinde für immer eine Tote war.“ Und als sie vom Friedhof, „dem guten Ort“, zurückkehren, spricht der Rabbi: „Es ist vollbracht, wir haben nach deinem Willen gehandelt. Deiner Tochter Grab ist zwischen dem deines Weibes

und jenem, das du dir selbst gesichert hast. Und wenn der Herr einst sie vor Gericht ruft und sie stirbt in unserm Glauben, so soll ihr dies Grab offen stehen, wir schwören es dir zu!"

Judith's Schicksal erfüllt sich. Als rechtmäßige Gattin des Grafen Agenor von Baranowski zieht sie in ihren Heimatsort ein und am Grabe des Vaters versöhnt sie sich mit dem geliebten Bruder Raphael. Und nachdem sie sich ihr Recht als Gattin und Mutter erkämpft, beschließt sie in den Fluten des Schloßteiches ihr armes Leben. Sie wird, da sie ihrem Glauben treu geblieben, an der geweihten Stelle zwischen ihren Eltern begraben, auf ihrem Grabstein steht die Inschrift: „Judith, Gräfin Baranowska, die Tochter des Nathan ben Manasse aus dem Stamme Israel. Sie starb in der Dunkelheit, aber es wird einst tagen." Und aus ihrem Grabe wird der Rosenstrauch, dieses Symbol ihrer selbst, erblühen und wird mit seinen Ranken und Blättern die letzten Ruhestätten des unglücklichen Vaters und seiner unglücklichen Kinder umspinnen und wird den kommenden Geschlechtern künden, daß hier eine holde Mädchenblüte geknickt und zerzaust von den Stürmen des Lebens den ewigen Schlaf schlummert. Und kein gerechter, kein guter Mensch wird ihrem Schicksal die Thräne des Mitleids versagen.

F. P.

Litterarische Berichte.

Tirol 1812—1816 und Erzherzog Johann von Oesterreich. Zumeist aus seinem Nachlasse dargestellt. Von Dr. Franz von Krones. Innsbruck 1890. Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.

Das Buch ist etwas zu künstlich angelegt. Eine frisch geschriebene Biographie des Erzherzogs Johann, unbedingt einer der volkstümlichsten Gestalten aus dem Befreiungskriege, würde sicher ein allgemeines Interesse gefunden haben, zumal sich sein Name mit dem heroischen Aufstande der Tiroler verknüpfte. Aber gerade diese Episode ist hier lediglich in die Rückblicke verlegt. Hier handelt es sich wesentlich um die Verhältnisse, welche den Uebergang Tirols aus der Zerteilung, der es durch Napoleons Machtsprüche verfallen war, in den österreichischen Gesamtstaat begleiteten, Verhältnisse so unerfreulicher Art als nur denkbar. Insofern aber ist dieser neue Beitrag zu jener heroischen Epoche von ganz besonderem Werte, als er das österreichische Seitenstück, um nicht zu sagen die Karrikatur der ungeheuren Volksbewegung in Preußen und Norddeutschland im einzelnen darlegt. Das Opfer des Irrtums, daß bei der despotischen und in friedfertige Resignation erschlafften kaiserlichen Regierung, welche das Gefühl für Demütigung über dem Unmaß derselben verloren hatte, eine volkstümliche Erhebung überhaupt denkbar wäre, wurde der Erzherzog Johann. Noch einmal glaubte er jenen „edlen Rausch des Jahres 1809" erzeugen zu können, dem Tugendbund des Nordens entsprechend träumte er mit einigen patriotischen Schwärmern von einem „Alpenbund." Aber dem Kaiser war alles Volkstümliche ein Greuel, mit Verhaftungen und Ausweisungen griff er sofort dagegen ein. Um so mehr aber blieben die Augen der Tiroler auf den Erzherzog gerichtet, und als durch den Abschluß des Rieder Vertrages die Besitzfrage entschieden war, tauchte die Sehnsucht nach der Statthalterschaft des Erzherzogs Johann lebhaft genug empor. Man muß es im einzelnen nachlesen, wie der österreichische Hof zwischen den talentvollen und ehrenhaften Prinzen und das getreue Tirolervolk, die zu einander strebten, eine büreaukratische Verwaltung einschiebt, an deren Spitze ein Verräter stand, ein begabter Mann, der jedoch in den Patriotenkreisen nur als „Judas" bezeichnet wurde. Die Kunst, sich aus Mißtrauen und Verblendung selbst zu schlagen, ist selten verhängnisvoller geübt worden als in diesem Ränkespiel um die tirolische „Verfassung." Wenn auch vieles davon schon bekannt war, so hat der Verfasser doch einen festen und sichern Boden geschaffen, indem er die Tagebücher, Aufzeichnungen und Briefe des Erzherzogs selbst benutzen durfte und sie mit kritischer Schärfe und methodischer Weise prüfend seiner Darstellung zu Grunde legte. C.

Verschiedene Geschichtsauffassungen. Ein Vortrag von Paul Weisengrün. Leipzig 1890. Verlag von Otto Wigand.

„Keine unter den Fundamentierungen der Geistes- und Sozialwissenschaften ist wichtiger, ja unentbehrlicher als eine richtige Geschichtsauffassung," sagt mit Recht der Verfasser, wobei freilich nicht an „Staaten- oder Weltgeschichte" in dem engen schulmäßigen oder litterarisch herkömmlichen Begriff gedacht werden darf. „Wer Wegele's Geschichte der

deutschen Geschichtswissenschaft aufmerksam durchgelesen, wird seltsam berührt sein von der Erscheinung, wie langsam die deutsche Geschichtswissenschaft aus dem bloßen Erzählen und reinen Gelehrtenkram herauskam." In Ranke findet der Verfasser die ganze Entfaltung der Geschichte abgeschlossen, aber die geschichtsphilosophische Theorie ist dabei doch nur dürftig und kümmerlich geraten. In Herder's „Ideen" zuerst findet er eine systematische und anregende Theorie, deren entscheidende Momente mit Knappheit und Klarheit dargelegt werden, und die der Verf. schon deswegen höher stellt als alle gelegentlich geäußerten Anschauungen Voltaire's, Montesquieu's und auch Schiller's, weil „keinem die Geschichtsphilosophie so sehr Selbstzweck war wie bei Herder." Hiernach folgt eine kurze Analyse der Geschichtsphilosophie Auguste Comte's, Herbert Spencer's, Buckle's, H. Taine's, die „alle das Gemeinsame haben, daß in ihnen das Prinzip der Lebenserhaltung keine selbständige Rolle spielt," daß „die ökonomischen Verhältnisse, der Mechanismus der Produktionsweise, die Geschlechtsverhältnisse vernachlässigt oder aus irgend welchen anderen Faktoren erklärt werden." Von dieser Gruppe unterscheidet sich diejenige, die nach genauer Analyse derselben immer die Produktionsverhältnisse in den Vordergrund stellt, und deren Hauptvertreter, Marx, den Spieß umdreht und aus den Produktionsverhältnissen die intellektuelle Bewegung, die Veränderungen der Sitte, die Phasen der Religion erklärt. Nicht Hegel, wie man gesagt hat, gab den Anlaß zu dieser Auffassung. Elemente derselben finden sich bei St. Simon, Ch. Fourier, und ausgebildeter bei Rodbertus. Aber erst „der ökonomische Materialismus" des Karl Marx hat nach dem Verfasser eine Grundlage für eine richtige und fruchtbare Geschichtsauffassung gelegt, die von seinen Anhängern, besonders von Fr. Engels, durchgeführt worden ist, und die für den Verfasser nur der Präzisierung in einigen Punkten und der Ergänzung bedarf, um als die volle Lösung des Problems gelten zu können. — Die überreiche Gedankenfülle dieses meisterhaft gefügten „Vortrags" kann freilich hier kaum angedeutet werden. Mit einer die große Herrschaft über die einschlägigen Ideen ankündenden Klarheit weiß der Verfasser seinen Leser fortzureißen, und wenn auch seine eigene Geschichtsauffassung wegen der Willkür der ihr zu Grunde liegenden Hypothese Einspruch erfahren dürfte, werden doch auch diejenigen, die ihn bekämpfen, ihm die reichhaltigste Anregung dankbar anerkennen.

C.

Dr. Emin Pascha, ein Vorkämpfer der Kultur im Innern Afrikas. Von Paul Reichard. Mit Original-Abbildungen von R. Hellgrewe. Leipzig 1891. Verlag und Druck von Otto Spamer.

Das Werk ist eine Zusammenstellung des über Emin bekannt gewordenen Materials, das letztbenutzte Buch ist Stanley's „dunkelstes Afrika." Wir erhalten eine Ortsschilderung und Vorgeschichte des Aegyptischen Sudans und der Aequatorial-Provinz, sodann einen Bericht über Emin's Verwaltungsthätigkeit und Verwaltungsreformen, über die Aufstände Mohammed Achmeds (des Machdis) im Süden und Arabi Paschas im Norden und über ihren Einfluß auf die Aequatorialprovinz, der Emin mehr und mehr in die größte Not bringt, da indem der Gouverneur zwar nicht von der Verbindung mit Europa (über Zanzibar) abgeschnitten wird, aber aus Mangel an Munition und infolge mangelnder Treue seiner Untergebenen befürchten muß, sich gegen die immer weiter greifende Macht des Machdis nicht mehr halten zu können. Endlich schildert der Verfasser Anlaß und Vorbereitung des Stanley'schen Zuges, die Ankunft der Vorhut in vollkommen abgerissenem Zustande am Albertsee und führt aus, wie der große Befreier, von Emin mit dem Notwendigsten unterstützt, durch seinen Rückzug nach Westen zum Anlasse des Aufstandes wird, und endlich nach seiner Rückkehr und nach dem Mißlingen seiner Verführungskünste den Gouverneur durch Gewalt und Drohung zwingt, mit ihm nach der Küste abzuziehen, auf dem Wege über Ankori, den der Befreier auf dem Hinwege trotz seiner besseren Ausrüstung und seiner größeren Macht angeblich nicht zu betreten gewagt hatte. Das Buch schließt mit dem Unfalle Emin's, seiner Genesung und seinem Ausmarsche nach dem Viktoriasee. Alles dies ist frisch und flott, übersichtlich und interessant geschrieben, bis auf die Kriegsszenen des neunten Kapitels, welche kein deutliches Bild gewähren. Im einzelnen finden sich aber in Form und Inhalt viele kleine Flüchtigkeiten, die zum Teil durch die Unbekanntschaft des Verfassers mit dem Arabischen, zum Teil durch seine geringe Achtung vor den Gesetzen des deutschen Stils hervorgerufen sind. Obwohl die einschlägige Litteratur im allgemeinen bekannt ist, hätte dem Verfasser doch angeraten werden sollen, seine Quellen an jeder Stelle anzugeben, umsomehr, als er die von ihm benutzten Schriften nicht einmal vollzählig, sondern ganz summarisch benannt hat. Leider wird auch ein Sachregister und eine Karte vermißt, von denen besonders die letztere notwendig gewesen wäre, da das Werk für einen weiteren Kreis von Lesern, anscheinend auch für jugendliche Leser berechnet ist, welche mit einer ausreichenden Karte nicht versehen zu sein pflegen. Dagegen soll auch nicht verkannt werden, daß der Verfasser mit großem Geschick verstanden hat, an die Reise Emin's auch anregende Schilderungen der durchwanderten Gebiete anzugliedern. Für die Leser dieser Revue wird es noch von Interesse sein, daß die einzige Stelle, in welcher ein Gesamturteil über Emin abgegeben wird, und so gut wie die einzige Stelle, welche wörtlich angeführt ist, aus der Deutschen

Digitized by Google

Revue (März 1890, S. 314. Felkin, Emin Pascha in Zentralafrika) entnommen ist. K. F.

Deutsche Geschichte von Prof. Dr. Otto Kämmel, Konrektor am königl Gymnasium zu Dresden. Dresden 1889. Verlag von Carl Höckner, Königl. Hofbuchhändler.

Welches Geschichtswerk hätte man nicht bei seinem Erscheinen preisen hören als eines, das endlich einmal dem Bedürfnisse aller Gebildeten gerecht werde! Professor Kämmel's deutsche Geschichte wird natürlich auch als ein solches gepriesen, doch ist seit seinem Erscheinen schon manches Andere unter demselben oder gleichem Titel erschienen, ohne keinen geringeren Anspruch zu erheben. Es ist nicht zu bestreiten, daß Prof. Kämmel ein „einzigartiges Buch" hat schaffen wollen, daß seine Sprache markig und überzeugend sein kann, und daß auch der Aufbau des Ganzen das Althergebrachte zu beseitigen trachtet und neue Gesichtspunkte dem Ganzen und seinen Teilen zu Grunde gelegt sind, wie der Verfasser auch alle Zweige des deutschen Kultur- und Geisteslebens berücksichtigt und für volkswirtschaftliche Fragen ein feines Verständnis zeigt. Nur mit einem erklären wir uns nicht recht einverstanden. Kämmel teilt die deutsche Geschichte in drei Zeiträume ein: 1. bis 476 n. Chr., 2. bis 1273 und 3. von 1273—1871, den dritten Zeitraum wieder in 2 Abteilungen, deren erste „die Zerstörung des alten Reiches durch die städtischen und die kirchlichen Gegensätze (1273 bis 1648), und deren zweite „den Aufbau einer deutschnationalen Staatsordnung auf dem Grunde des weltlichen Fürstentums und der Glaubensfreiheit (1648—1871) behandelt. Hinsichtlich des letzten Teiles nun meinen wir mit Justus Möser, daß dem Deutschen seine Geschichte erst unter dem Eindruck mächtiger Thaten, durch die Entwickelung des preußischen Staates, wichtiger und werter geworden ist, und daß deswegen die Entwickelung des preußischen Staates tonangebend für die Zeit von 1648—1871 hätte sein müssen. Sehr knapp ist der Raum für die Geschichte der letzten hundert Jahre bemessen, die zu den bedeutsamsten aller Zeiten gehören; von den 1266 Seiten des Buches fallen für diese nur 281 Seiten ab. Eigentümlich klingt auch der Titel „Fürst von Hohenzollern" für den Prinzregenten von Preußen, der in Warschau (21./22. Oktober 1860) „zuerst den gewaltigen Geist und die großartigen Pläne Bismarck's in langen Unterredungen kennen lernte." L.

Staat und Erziehung. Schulpolitische Bedenken von Dr. Paul Cauer, Gymnasial-Oberlehrer, Privatdozenten der klassischen Philologie an der Universität Kiel. Kiel und Leipzig 1890. Verlag von Lipsius & Tischer.

„Viel guter Wille und viel schlimme Wirkung," mit diesen Worten ließe sich etwa der Gesamtinhalt des vorliegenden Buches zusammenfassen. Der Verfasser meint nämlich, daß die in den letzten Jahren vom Ministerium erlassenen Verfügungen zu einer immer größeren Verstaatlichung der höheren Berufsarten und dadurch trotz bestem Willen zu manchen Uebelständen im Schulfache geführt haben. Es läßt sich nicht leugnen, daß viele der erhobenen Beschwerden begründet sind, wenn auch der Verfasser in seinen Anklagen wohl manchmal zu weit geht, so z. B in dem, was er im dritten Kapitel über die Erziehung zum Patriotismus und über die Verteilung der Lehrstunden auf die einzelnen Fächer sagt. Um so mehr ist wieder seinen Erörterungen über die praktische Vorbildung der Lehrer, besonders über das pädagogische Seminar, beizustimmen, anstatt dessen er die Wiedereinführung nur eines Probejahrs wünscht. Die Abhandlung über die Tyrannei der befreienden Idee, nachgewiesen am Christentum, an der evangelischen Kirche, an der Politik und Wissenschaft, soll zur Bestätigung der vorangegangenen Ausführungen dienen und enthält viel Beachtenswertes. Ueber die im 7. Kapitel aufgestellten praktischen Folgerungen und Forderungen zu sprechen, erübrigt sich deshalb, weil diese zu sehr Ansichtssache und schon zu oft erörtert sind. Den Schluß bildet ein Exkurs über die von des Verfassers Vater, dem verstorbenen Schulrat Cauer, herausgegebene Schrift Wilhelms von Humboldt, „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen." Der Verfasser wendet sich hierbei gegen den Vorwurf, welchen ein neuerer Herausgeber dieser berühmten Schrift gegen den früheren erhoben hat; er verteidigt mit Recht und mit Erfolg die Ausführungen seines Vaters und weist auf die Wichtigkeit dieser 1850 im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau erschienenen Abhandlung hin. Das ganze vorliegende Buch verdient wegen der Reichhaltigkeit seines Inhalts eine aufmerksame Beachtung. C. S.

Karl Ludwig von Knebel. Ein Lebensbild von Hugo von Knebel-Doeberitz. Weimar 1890. Verlag von Hermann Böhlau.

Aus Knebel's Nachlaß sind eine Reihe von Veröffentlichungen durch Düntzer längst geschehen; aber eine eingehendere Darstellung des Lebens jenes Genossen der goldenen Zeit unserer Poesie fehlte. Es erklärt sich leicht daraus, daß es ein stilles, zurückgezogenes, langes Leben war, und daß derjenige, der es geführt hat, durch keine größeren Werke glänzte. Nun aber hat ein Angehöriger der Familie ein Lebensbild des „Urfreundes" von Goethe entworfen und im vorliegenden Buche teilnehmenden Lesern vorgelegt. Der Verfasser ist kein Litterarhistoriker und kein Schriftsteller von Fach, wie man an manchem gewahrt; aber das Buch ist leicht und lesbar geschrieben, beruht auf guten Quellen und zeigt ein gerechtes, vorurteilsloses Urteil.

Begeistern und erheben kann eine Persönlichkeit, wie die Knebelsche war, eben nicht. Von kräftigem, stattlichem Körperbau, klagte er sein Leben lang über seine Gesundheit. Geistig begabt, ein Vielleser, von ausgeprägtem Formtalent, erwarb er doch nur ein unzusammenhängendes Vielwissen, brachte es zu nichts irgend Größerem aus eigener Kraft, und erreichte nur als feiner Nachbildner das Höchste, was er leistete. Ihm fehlte Ausdauer und strenger Fleiß. In geschäftiger Trägheit die Natur beobachten und mit unleugbarem Epikuräismus weise Ruhe des Gemütes pflegen, die jeden Augenblick aber durch Ausbrüche leidenschaftlicher Erregung getrübt ward, gehört zu Knebels Art zu leben. In der Jugend streng kirchengläubig, wird er Materialist; als es dann zu Tode geht, findet er aber die persönliche Unsterblichkeit wünschenswert. Er dient neun Jahre im Potsdamer Garderegiment, haßt aber dann Preußen, schwärmt für die französische Revolution, verehrt Napoleon wie einen Götzen und empfindet keine Teilnahme weder für die Leiden noch für die Erhebung seines Volkes. Karl August hat mit gutem Grunde Knebels Verlangen, ihm statt der Pension ein Amt zu geben, wiederholt abgeschlagen, denn er wußte, daß der Mann, den er sonst schätzte, nur eine bequeme Sinekure wolle. Der ganz vortreffliche Brief des Herzogs vom 4. Oktober 1781, der in diesem Buche zuerst wortgetreu abgedruckt wird (S. 48 f.), ist eine eindringliche Charakteristik Knebels und eine schöne Motivierung, weshalb der Fürst dessen Wunsch nicht erfüllen konnte. So sehr Knebel den Zwang des Hofes haßte und Weimar deshalb mied, wo er konnte, so war er doch eine Natur, die nur durch fürstliche Gunst, wie das Weimarsche erlauchte Haus sie nachsichtig und einsichtig spendete, überhaupt durch das Leben getragen werden konnte. Denn mit dem Ernst des Lebens in eigener Kraft zu ringen, war er nicht angethan. Er war nur geeignet, durch das, was trotz aller Mängel in ihm lag, in den feineren, höheren Luftschichten etwas zu wirken. Q.

Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhunderte. Von Berthold Volz. 1. bis 4. Abteilung. Leipzig 1890. Verlag und Druck von Otto Spamer 1890.

Die stärkere Betonung insbesondere der neueren und der neuesten Zeit, für die sich bekanntlich unser Kaiser in einer Kabinetts-Ordre ausgesprochen, hat wohl hauptsächlich den Direktor des Viktoria-Gymnasiums dazu veranlaßt, eine Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert zu schreiben, welch' löblichen Zweck zu Nutz und Frommen seines Volkes erreichen zu können ihm die Fähigkeit nicht abzuerkennen ist. Gestützt auf ausgiebige Quellenkenntnis, stellt er zunächst Deutschland „im Banne der Fremdherrschaft" dar und entwirft dann ein Bild vom „Widerstand der nationalen Eigenart und den nach den Freiheitskriegen folgenden „stillen Zeiten." Dies in aller Kürze der Inhalt der vier uns vorliegenden Abteilungen des Werkes, über welches natürlich ein abschließendes Urteil abzugeben noch nicht angethan erscheint. L.

Ein Goethe-Strauß. Jugend-Gedichte Goethes nach der Handschrift des Dichters von 1788, biographisch erläutert von Robert Keil. Mit 10 Illustrationen und einem farbigen Lichtdruck: Die schöne Mailänderin. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. 1891. Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt.

Herr R. Keil hat in dem vorliegenden Büchlein zwanzig Gedichte Goethes aus der Zeit von 1767—1787 nach der Handschrift, welche Goethe selbst für die Ausgabe von 1788 herstellte, wiederdrucken lassen und mit biographischen Ausführungen versehen, in die zum Teil auch die älteren Textgestalten eingefügt sind. Das Werkchen macht keinen Anspruch, zur „Goethe-Philologie" gerechnet zu werden, sondern will nur die schönen Lieder, die allen bekannt sind, nach ihrer Entstehung, nach Stimmung und etwaigen Anspielungen auf Thatsachen für gebildete Leser erläutern. Die Illustrationen geben bekannte Bilder in Holzschnitt wieder. Die wertvollste ist ein Lichtdruck nach der in Herrn Keils Besitz befindlichen Aquarelle Goethes von der jungen Mailänderin. Q.

Lebensfragen. Von K. J. Schott. Leipzig 1890. Verlag von Th. Thomas.

Die Lebensfragen, von denen das vorliegende Buch handelt, sind: Glück und Unglück, Wille, Gott und sein Verhältnis zum Menschen, Grundlagen der Sittlichkeit, Wesen der Religion. In allen diesen Kapiteln zeigt sich der Verf. als Anhänger einer materialistisch gefärbten Philosophie des gesunden Menschenverstandes. Seine Ueberlegungen dringen niemals in die Tiefe und zeugen von einer bedauerlichen Unkenntnis des historischen Materials über die von ihm behandelten Gegenstände. Trotzdem dürfte das klar und bescheiden geschriebene Büchlein unter den gebildeten Laien Anklang finden, besonders unter den sogen. „Freidenkern", bei denen der Ton mit Recht auf der ersten Silbe ruht. M. D.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

XXII.

Es erscheint angemessen, an dieser Stelle, — da Roon's amtliches Wirken bis zu einem wichtigen Abschnitte gelangt ist — noch einen Blick auf sein Privat- und Familienleben zu werfen. — Wie erwähnt, war er im Herbst 1866 sehr leidend; in dem darauf folgenden Winter schien dagegen eine erfreuliche Besserung seines Befindens eingetreten zu sein. Er schreibt am 14. Januar 1867 aus Zimmerhausen in Pommern, wo er einige Tage zum Besuche der Blanckenburg'schen Verwandten weilte, daß er „nach einem sehr hübschen still verlebten Sonntage heute bei herrlichem Wetter gute Jagd gemacht habe" und „morgen zu gleichem Zwecke nach Witzmitz fahre." Noch mehrere andere Jagdpartien scheint er in jenen Tagen ohne sonderliche Beschwerde unternommen zu haben.

Auch am 12. Februar kann er aus Berlin seiner kurze Zeit in Schlesien weilenden Gattin melden: „Du merkst wohl, daß ich leidlich wohl bin, wenngleich ich gestern Abend bis 11 Uhr auf dem Kronprinzlichen Feste war, dem Du Dich entzogen hast. . . .

Am Donnerstag erster Hofball auf dem Schlosse; ich habe Dich und E. entschuldigt und werde mich pflichtmäßig opfern, unter gebührender Schonung meiner Sohlen . . . .

Gestern habe ich mir übrigens unsern Enkel angeseh'n; der Bursche ist wie aus Eichenholz geschnitzt — Gott erhalte ihn! —"

In ziemlichem Wohlbefinden konnte er auch am 30. April den Tag feiern, an welchem er sein 64. Lebensjahr vollendete. Es war dies stets ein Festtag nicht nur für seine große, damals vollzählig in Berlin versammelte Familie, die dann immer mit einigen alten Freunden (Feldprobst Thielen, General von Holleben, Dr. Böger, General-Superintendent Büchsel, Herr v. d. Knesebeck-Jühnsdorf u. a.) zu einfachem aber sehr heiterem und gemütlichem Mahle im Kriegsministerium vereinigt wurde, sondern auch für viele Verehrer nah' und fern. In diesem Jahre aber waren die herzlichen Zurufe und Adressen, die gereimten und ungereimten Glückwünsche, welche der gefeierte Mann empfing, besonders zahlreich —

wie sich aus der noch erhaltenen Sammlung derselben ergiebt. Durch alle hindurch klang der Gedanke, die die an ihn gerichteten Verse von G. Hesekiel an diesem Tage ausdrückten, in denen es hieß:

„Es war ein klein Geschwader, das wich und wankte nicht.
Die Heerschaar der Getreuen, der Hingebung, der Pflicht;
Und Du, des Königs Treuster zu Wasser und zu Land,
Du hieltest unser Banner in Deiner starken Hand! —
Es wird auf dieser Erde beendet nie der Krieg,
Doch gab uns Gott in Gnaden jüngst einen großen Sieg;
Gott segne Deine Mühen, Er ebne Deine Bahn,
Zeuch Du noch viele Jahre zum Siege uns voran!“

Übrigens wurde die Festfreude diesmal besonders noch dadurch erhöht, daß Roon's dritter Sohn Arnold sich kurz vorher mit Helene von Langenbeck, einer Tochter des schon damals hochberühmten Chirurgen, verlobt hatte; der Familienkreis war dadurch wieder in sehr erfreulicher Weise erweitert worden.

Mit besonderer Wärme gratulierte auch Perthes:

„Möge Gott Sie . . . noch lange erhalten und Ihnen die Kraft und Frische des Körpers, die Sie für uns Alle, für unser theures Vaterland geopfert haben, wiedergeben . . . und Sie nicht allein von der Pein der Athemsnoth, sondern auch von jenem Gefühl der Hinfälligkeit dessen Sie wieder am 25. erwähnten bald, recht bald genesen lassen; — und möge Gott Ihnen das Bewußtsein, daß Er Ihnen und Sie Gott nahe sind durch unsern Herrn und Heiland — in allen Lagen Ihres Lebens, in guten und bösen Tagen, im Leben und im Sterben, recht lebendig machen und erhalten! Und mich behalten Sie lieb, wie Sie es bisher gethan, obschon ich jetzt noch weniger als früher zu gewähren habe! — —

Wie gern hätte ich — das lassen Sie mich heute noch hinzufügen — zu allem Außerordentlichen, was Sie siegreich erkämpft, auch noch die Genugthuung Ihnen und die Sicherheit unserm Lande und dem norddeutschen Bunde und ganz Deutschland gewünscht, daß Moltke's Antrag: „bis zum Erlasse eines abändernden Bundesgesetzes bleibt es in der Armee und für die Armee bei'm Alten, und die Herrn stellen Männer und zahlen Thaler wie einmal bestimmt“ — zu dem Haupt- und Fundamental-Satz der Norddeutschen Bundesverfassung erhoben worden wäre. Es war zu erreichen, davon bin ich fest überzeugt, wenn der Ausbruch des Bismarck-Vulcan nicht um einige Tage zu früh erfolgt wäre und (statt die drei Thaler Diäten) jeden Versuch, die Artikel 56 und 58 zu beschränken, mit seinem Glutstrom überfluthet hätte; „wer aber kann Percy vorwerfen, daß er Percy ist!“ — — —

Gott stehe Ihnen und den andern Männern bei, welche die furchtbare Frage entscheiden müssen, ob militärische und politische Gründe den Krieg in diesem Jahre verlangen, weil sie in diesem Jahre uns, im nächsten aber den Franzosen die Wahrscheinlichkeit geben. Meine Neigung ist stark dem Frieden zugewendet, mein politischer Instinct aber fordert Krieg. — — —“

Während des Frühjahrs und Sommers 1867 wurden Roon's Gedanken — nachdem die Luxemburger Frage im friedlichen Sinne entschieden war — außer durch die (im vorigen Hefte erwähnten) zahlreichen Amtsgeschäfte auch durch Pläne zur Erwerbung eines Grundbesitzes, einer eigenen Heimat für die Nachkommen, in Anspruch genommen. Roon liebte das Landleben, welches er bisher immer nur als Gast kennen gelernt hatte, über alles; auch hielt er sich verpflichtet, den Wünschen seines gnädigen Königs in betreff der Verwendung der empfangenen National-Belohnung möglichst bald zu entsprechen.

„Am liebsten" — so schreibt er Ende Mai an den in diesem Punkte als Ratgeber ganz vorzugsweise geeigneten Freund Moritz von Blanckenburg — „kaufte ich in Pommern . . . wie lange hast Du in Stettin zu thun? wäre es Dir nicht möglich, mich noch vor dem Zusammentritt des Landtages auf der Güterschau zu begleiten? . . .

Zwar drängt mich nichts, mein Geld in Grundbesitz anzulegen, d. h. nichts Äußerliches, wohl aber der in meinem Innern lebende Gedanke, daß es meine Pflicht, meine Geld- und Familien-Verhältnisse zu ordnen, denn — „wer weiß, wie nahe mir mein Ende," und Alles würde sich leichter und verständlicher ordnen lassen, wenn ich in dem Familien-Statut mit realen und concreten Verhältnissen zu thun habe. — —"

Wenige Tage darauf wendet Roon sich in derselben Angelegenheit nochmals an Blanckenburg, der ihm noch nähere Auskunft über ein in erster Linie vorgeschlagenes Gut verschaffen soll. „Kommst Du," heißt's dann weiter, „zum 29. her zur zweiten Berathung der Verfassung? . . Daß Bismarck den Collegen Lippe durch parlamentarische Hebel entfernen wolle, bezweifle ich. Darüber habe ich noch gestern mit ihm gesprochen. Er denkt nur an conservative Nachfolger und perhorrescirt mit mir die Beseitigung auf parlamentarischem Wege . . .

Meine Frau geht nächstens, sobald es warm werden sollte, nach Marienbad . .

Wenn man sich so nahe steht wie wir beide, so verstehen sich Segenswünsche zum Geburtstage (die ich Dir neulich auszusprechen vergaß) wie ich denke, von selbst."

Mitte Juni unternahm Roon verschiedene Ausflüge, zum Teil von Blanckenburg und einigen anderen befreundeten landwirtschaftlichen Autoritäten begleitet, um vorgeschlagene Güter näher zu besichtigen — ohne indessen zum Entschlusse kommen zu können. —

In denselben Tagen hatte auch Perthes wieder ausführlich geschrieben und ihm mitgeteilt, daß seine Gesundheit sich fortwährend verschlechtere; er wolle nun in den nächsten Wochen nach Rigi-Scheideck gehen, um dort wenigstens Erleichterung zu finden, wie er hoffe . . . In Betreff der damaligen politischen Lage fügte er u. a. hinzu: . . „Der Erfolg den Zollvereinsstaaten gegenüber ist ein neuer Beweis von der außerordentlichen Begabung des außerordentlichen Mannes (Bismarck). Welche Aufgabe wird nach hundert Jahren der Biograph desselben haben, wenn Licht und Schatten sich scheiden lassen und an dem weiteren Gange der Geschichte erkennbar für alle Welt geworden ist, welcher Segen und welches

Verderben als Keim in der Thatkraft eines einzigen Mannes eingeschlossen sein kann! — — Mit Ekel erfüllt mich die Wichtigkeit, welche die Zeitungs-Correspondenten der Frage beilegen, ob Viele oder Wenige geschrien haben in Paris, als der König, einige Kaiser und Bismarck durch die Straßen fuhren[1]); mag doch schreien wer will und das Maul halten wer will, was geht das uns, was geht das einen König, Minister oder sonstige Obrigkeit an! Freilich, es ist das auch so eine Art allgemeinen und geheimen Stimmrechts . . . Den Hut ab vor dem Volke, d. h. dem organisirten, welches sich kund thut in Organen seines politischen Lebens . . . — aber vor der bloßen Menge, vor der Masse, vor der Summirung vieler Einzelner kann und will ich keinen Respekt haben, mögen die Kerle schreien oder schweigen . . ." — —

Während seine Gemahlin inzwischen nach Marienbad gegangen war, setzte Roon die Güterschau fort. „Gestern," schreibt er am 24. Juni aus Berlin, „sind wir von R. (Niederlausitz) zurückgekehrt, zwar entzückt von Haus und Garten, nicht aber von Wald und Feld, bin daher sehr zweifelhaft, ob aus dem Handel etwas werden kann . . .

Bei meiner Rückkehr kam mir der Kastellan lächelnd und gratulirend entgegen: die Universität Halle hat Bismarck, Moltke und mich zu — Doktoren der Philosophie gemacht. Ja, ja, Frau Dr., was aus dem Menschen nicht Alles werden kann! Heute haben wir die Kammer geschlossen, morgen früh fahre ich mit Moritz, der mir sehr nützlich gewesen, nach Zimmerhausen und weiter. Am 1. Juli kehre ich nach Berlin zurück, um die neuen Fahnen nageln und weihen zu helfen und am 5. wieder abzureisen, zunächst noch in Güter-Angelegenheiten, dann nach Marienbad zu Dir (vielleicht am 10. oder in den Tagen).

Bismarck ist in Külz, erwartet dort Moritz, will dann mit ihm nach Varzin gehen. Der König, bei dem ich eben war, neckte den „Dr. von Roon" in liebenswürdiger Weise, hat mir unbestimmten Urlaub gegeben, will aber immer wissen können, wo ich bin . . ."

Auch in den nächsten Tagen setzt Roon seine Berichte an die Gemahlin treulich fort:

Zimmerhausen, 26. 6. 67.

„Gestern angenehme Fahrt hierher. Allseitige unmenschliche Freude. Die größte verursachte mir fast unser kleiner Albrecht[2]), der von einer beispiellosen Ausgelassenheit war, aus dem Lachen, Schäkern und Necken nicht herauskam. Ebenso jauchzend und liebenswürdig war er heut bei'm Baden u. s. w.

Heut früh fuhr ich mit M. durch die blühenden Felder, nach Trieglaff und Vahnerow . . . Mit Gerhard Thaden und Bl. finden die lebhaftesten Besprechungen über ev. Pommersche Güterkäufe statt . . .

Diese ganze Angelegenheit fängt an mir fürchterlich zu werden, d. h. ich werde nervös auf dem Punkt, und möchte gern davon vergessen, aber es läßt

[1]) König Wilhelm machte bekanntlich im Juni 1867 mit Bismarck einen Besuch bei Napoleon III. und traf in Paris auch mit dem Kaiser von Rußland zusammen. — D. H.

[2]) Roon's ältester Enkel, mütterlicherseits zugleich der Enkel von Moritz von Blanckenburg.

mir keine Ruhe. Freilich sind hier in Pommern hübsche Güter, allein das Klima ist wirklich feindselig; darin hat Moritz ganz Recht . . . Fürchte übrigens nichts: Du sollst gehört werden vor jedem Definitivum."

Berlin, 1. Juli.

„Wir kehrten vorgestern in Strippow, bei Moritz's Vettern ein, die jene Colberger Gegend mit dem Blanckenburg'schen Namen mehr und mehr überranken. $^1/_2$ Meile von Strippow liegt das z. Z. einem Herrn v. Thielen gehörige Gut Hohenfelde (an der Chaussee von Colberg nach Cöslin, 1 Meile von der Colberg-Cörliner Eisenbahn, $^3/_4$ Mln. von Pleushagen); dies haben wir vorgestern Nm. flüchtig besehen, aber nicht, oder noch nicht gekauft. Mündlich Näheres und Vieles darüber[1]).

Gestern, Sonntag, fuhren wir über Schulzenhagen, wo man mich getauft und meinen Vater begraben hat, nach Pleushagen. War das eine wehmüthig freudige Fahrt! In Pleushagen buchstäblich kein Stein mehr auf dem alten Fleck, aber ich war vollkommen richtig orientirt. Ich hätte die alte Scholle gewiß nicht wieder erkannt, wäre ich mit einem Zauberschlage auf dieselbe gesetzt worden, aber darüber unterrichtet wo ich sei, würde ich nachher nimmer fehl gegangen sein. O wie klein Alles, was im Kinderspiegel so groß erschienen war! Es lebte noch ein Mensch mit dem ich einst vor 60 Jahren gespielt, ein braunrothes Gesicht unter ergrauendem Haar: Jakob Thadwal rühmte sich, mich, der ich einige Jahre jünger, oft im Kinderwagen durch den Dünensand gezogen zu haben. Ich schenkte ihm einige Thaler und erinnerte ihn zu seiner Verlegenheit an die Püffe, die er mir gegeben. Der jetzige Besitzer von Pleushagen, ein breiter Mecklenburger, hat viel für das Gütchen gethan. Allgemeines Staunen erregte es, als ich im Baumgarten einige Birn- und Äpfel-Sorten richtig zu bezeichnen wußte. — Ich bin nicht übermäßig sentimental den wirklichen Dingen gegenüber, aber hinterher habe ich mich seit gestern einigemale auf sentimentalen Anwandlungen ertappt, wenn ich mir vorstellte, daß meine wankenden alten Füße nun den Boden wieder betreten, auf dem ich geboren und auf dem sie einst gehen lernten; und daß ich dieselben Dünen wieder mühsam durchkroch, die einst den kleinen Beinen und noch schwachen Kräften des Bübchens wie Chimborasso's erschienen. — — Die See aber hatte das alte Gesicht und das alte Lied. — —

Gestern Abend fuhr ich noch bis Stettin zurück, nachdem ich mich in Cörlin von dem lieben Moritz getrennt. Hier fand ich heute alle Hände voll zu thun und noch einige mehr." — —

Berlin, 5. 7. 67.

. . . „Der König ist soeben nach Ems abgereiset, und College Heydt wird morgen früh zu Euch nach Marienbad dampfen, um übermorgen dort zu erscheinen und den Österreichern einen Begriff von unsern dicken Portefeuille's beizubringen . . . Warum auch nicht? haben wir's doch!

---

[1]) Der Kauf von Hohenfelde unterblieb. Dasselbe gehört gegenwärtig dem General v. Kameke, welcher bekanntlich 1873 Roon's Nachfolger als Kriegsminister wurde.

Ich hoffe einige Tage später auch auf Eurer Bildfläche zu erscheinen, aber voraussichtlich muß ich vorher noch ein bischen nach Preußen zu Below und Paleske, es sei denn, daß sie mir abschrieben. Dann komme ich gleich zu Euch. Hier wie immer viel Arbeit. Gestern hatte ich einen fünfstündigen Vortrag in Babelsberg zu halten, dann habe ich bei Langenbeck's gegessen und unserer Jungen Gesundheit getrunken. Vorgestern war Fahnenweihe in Potsdam, im Lustgarten, sehr schön, sehr feierlich. Bernhard[1]) hielt eine treffliche Rede.

Bei Tafel hielt der König eine solche, indem er die Gesundheit der Armee, der beiden Prinzen, die sie im vorigen Jahre geführt, des Kriegsministers, der sie in so vorzüglichen Stand gesetzt, und des Chefs des Generalstabes, der ihn mit weisem Rath bei der Leitung der Operationen unterstützt, ausbrachte. Der Herr war überhaupt den ganzen Tag des 3. in sehr gehobener, gerührter Stimmung, und hat mir und Anderen auch sonst noch viel Schönes gesagt . . . Die hier anwesenden Italiener, Prinz Humbert und Gefolge schienen von Allem was sie gesehen sehr imponirt. Die Franzosen aber reitet der Teufel, wie es scheint, denn sie kochen immer und immer wieder Gift. Doch nichts von Politik! — Bismarck ist noch immer in Varzin, um gesund zu werden; sie hier, aber sie will nachgehen." — — —

Hohendorf bei Reichenbach, Ostpreußen, 10/7. 67.

Du wirst, meine Geliebte, gestern schon durch W. von meiner Abreise erfahren haben. Ich bin in Kreuz mit Bl. zusammengetroffen; die Nacht haben wir in Bromberg zugebracht. Mein Einzug in dies Preußische Paradies wurde von dem kalten regnerischen Tage nicht eben begünstigt; jedenfalls hat der Eindruck desselben sehr viel von dem Bestechenden verloren, was er sonst hätte haben müssen. Aber ich will mich auf Beschreibungen und Schilderungen nicht einlassen. . . . Hr. v. Below, mein gütiger Wirt, hat mich aufs herzlichste und freundlichste empfangen und leistet meinen Interessen jeden möglichen Vorschub. Leider konnten wir heute Nachmittag, bei dem strömenden Regen, nicht daran denken, die benachbarte Herrschaft zu besehen. Hoffentlich wird's morgen besser sein. — — Uebrigens befürchte nur nicht, daß ich etwa schon entschlossen sei, hier zu kaufen . . . ich würde jeden angemessenen Märkischen Grundbesitz jedem andern vorziehen. Aber ich darf mich, um des Gewissens und der Kinder willen, nicht von meiner Faulheit bestimmen lassen, von der Prüfung des Vorzüglichsten, was andere Provinzen in größerer Ferne darbieten, ganz abzusehen. — — Uebrigens ist dies Hohendorf in der That ein „idealischer Landsitz;" könntet Ihr es sehen, so würdet Ihr mir zustimmen und mir gern etwas Aehnliches wünschen, wenn's auch in Ostpreußen läge. — — —"

Wie sich aus andern Briefen Roon's ergiebt, traf er etwa am 20. Juli mit den Seinen in Marienbad zusammen und verließ mit ihnen am 27. „dies glückliche Thal", um über Regensburg, Augsburg, Lindau, Schaffhausen nach

---

[1]) Bernhard Rogge, Hof- und Garnisonprediger in Potsdam, ein Bruder von Roon's Gemahlin.

Interlaken zu gehen. Hier wurde die Reisegesellschaft noch durch seinen ältesten Sohn und — vorübergehend — durch Moritz von Blanckenburg und dessen Gattin verstärkt. Mit diesen wurden einige gemeinsame Partien unternommen, an denen Roon seines Asthmas wegen jedoch persönlich nur selten teilnehmen konnte. In Interlaken blieb man einige Wochen (in dem schönen Hotel Jungfrau-Blick), dann ging die Reise weiter über die Furca-Straße (Rhone-Gletscher) nach Lugano, wo gleichfalls ein längerer Aufenthalt genommen wurde. Obwohl Roon dort ganz und gar für seine Gesundheit lebte, konnte er mit derselben selten ganz zufrieden sein. Immer wieder erneuerten sich die sehr peinigenden Husten-Anfälle und die beängstigende Atemnot und wirkten sehr nachteilig auf sein allgemeines Befinden. Auch von Perthes erhielt er, nach dessen Heimkehr aus Rigi-Scheideck, keine erfreulichen Nachrichten, so daß seine Sorge um das Leben dieses teuren Freundes täglich wuchs. — Anfang September mußte Roon mit den Seinigen den Heimweg antreten, weil die (bereits erwähnte) Herbstsession des Reichtages seine Anwesenheit in Berlin forderte. —

Auch in den nächsten Wochen und Monaten ließ seine Gesundheit infolge häufiger Asthma-Anfälle fortgesetzt so viel zu wünschen übrig, daß er sich zu weiteren Diensten nicht mehr fähig fühlte; er sei „zu müde am Körper und könne die nötige Geistesfrische nicht wiedergewinnen," klagte er wiederholt dem Freunde Perthes. Zwar hatte er, wie wir sahen, im Oktober die Genugthuung, daß das große Werk der Heeres-Reform auch formell und legislatorisch zum Abschluß gebracht wurde, und erlebte in denselben Wochen einige sehr freudige Familien-Ereignisse: die Hochzeit seines Sohnes Arnold mit Helene von Langenbeck, die Verlobung seiner älteren Tochter Elisabeth mit dem Landrat Heinrich von Brauchitsch und die Geburt seiner ersten Enkelin (Tochter seiner zweiten Tochter, Hedwig von Wißmann) — aber auch dies Familienglück vermochte nicht, ihm die nötige Frische und Lebenszuversicht, die Hoffnung auf Herstellung wiederzugeben. Auch drangen die Ärzte, über seinen immer hartnäckiger auftretenden Luftröhren- und Kehlkopf-Katarrh ernstlich besorgt, auf einen mehrmonatlichen Aufenthalt in einem südlichen Klima, der allein noch die Möglichkeit verspräche, sein Leiden zu heben, oder doch erheblich zu bessern. Er entschloß sich daher schon im Oktober, um seinen Abschied zu bitten, da es ihm gegen das Gewissen ging, abermals um einen langen Urlaub einzukommen. —

Auch auf eine andere irdische Trennung mußte er sich in denselben Tagen vorbereiten: sein geliebter Perthes schrieb ihm noch einmal persönlich, am 15. Oktober, um ihm Glück zu wünschen zur Verlobung der Tochter und zu dem trefflichen Schwiegersohne; aber der schon mit recht zitternder Hand geschriebene Brief war diesmal nur kurz; er schloß: . . . . „doch ich endige, ich fühle mich seit einer Anzahl Tagen sehr krank, kränker als bisher je; ob der Stoß auch dieses Mal wie früher schon manches Mal vorübergehen wird, entscheide ich nicht. Mein Gefühl sagt nein. Es sind die Nieren angegriffen und was das bedeutet wissen Sie.

Mein lieber, alter, theurer Freund, unseres Gottes Segen mit Ihnen und allen den Ihrigen und meinen Dank für das, was Sie mir so manches Jahr hindurch gewesen sind!

Ihr Perthes."

Das klang ganz wie ein letztes Lebewohl — und — war es auch. — —

Roon hatte es für seine Pflicht gehalten, den Minister-Präsidenten Grafen Bismarck sowohl amtlich wie persönlich von seinen Rücktritts-Absichten zu unterrichten. Schon seit dem Frühjahr hatte er in vertraulichen Gesprächen diesen ihm so besonders nahe stehenden Amtsgenossen darauf aufmerksam gemacht, daß Alter und Hinfälligkeit ihn sehr bald zu solchem Schritte nötigen würden, weil der Allerhöchste Dienst andernfalls durch die Unzulänglichkeit seiner jetzigen Leistungsfähigkeit Schaden nehmen müsse. Bismarck hatte aber stets mit aufrichtig freundschaftlichen Gegenreden und Einwendungen geantwortet, indem er versicherte, daß er Roon's Verbleiben im Dienste unter allen Umständen für den König, das Staatswohl und für sich (Bismarck) selbst als ganz unentbehrlich ansehen müsse; halb scherzend hatte er mit Bezug darauf eine Anspielung auf des toten Ziska's Haut hinzugefügt.

Roon hatte dies einerseits für eine „Überschätzung" erklärt; „auch könne ihm bei lebendigem Leibe eine solche Kalbfell-Rolle keine Befriedigung gewähren, abgesehen davon, daß er seiner Haut eine gleiche Resonanz gar nicht zuzuschreiben vermöge." Immerhin mußte er sich jedoch sagen, daß durch sein Ausscheiden sowohl für den König wie für Bismarck gewisse dienstliche und persönliche Unbequemlichkeiten entstehen würden; und daß er die Pflicht habe, im Hinblick auf die ganze Vergangenheit, auf beider Wünsche und Empfindungen bei seinen Entschlüssen die größte Rücksicht zu nehmen.

Nach Mitteilung des Inhalts seines auf Grund all' dieser Erwägungen verfaßten Immediat-Gesuches an Bismarck antwortete dieser:

Berlin, 30. October 67.

„Ich habe es gestern und heut nicht durchgesetzt zu Ihnen zu kommen, und bin jetzt so erkältet, daß ich den Versuch auszugehn bei'm Ankleiden aufgab.

Es wird mir sehr schwer auf Ihren Brief zu antworten, weil ich ein herzloser Egoist in diesem Sprudel geworden bin, dicke Steinkruste politischer Erwägung angesetzt, die meine von Jugendheimweh getragene Freundschaft für Sie erst mit einem pommerschen Fußtritt sprengen muß, damit ich Ihnen ganz ehrlich beistimmen kann mit dem votum auf 6 Monat Urlaub. Ich fürchte nicht, daß das Kriegs-Ministerium in der Zeit Schaden leidet; dazu haben Sie zu gute Schule herangezogen: aber im Collegium der Gespielen bleibe ich „unter Larven die einzige fühlende Brust," und dem Könige gegenüber ist der Beistand Ihrer politischen Autorität gar nicht zu ersetzen, da niemand so viel Salz mit dem Herrn gegessen hat wie Sie.

Aber es wäre schlechter als ich geworden bin, wenn ich auf Ihre treue Hingebung für den „Dienst" spekulirte, und es wäre unklug, da ich hoffe, daß der

Frühling, wenn wir beide leben, uns wieder neben einander in Front sieht. — Ich möchte Sie nur um Aenderung eines Passus in Ihrem Schreiben an den König bitten, ich habe ihn angemerkt. Ich halte diesen Personenwechsel im Ministerium nicht rathsam und fürchte daß er meine Stellung sehr viel mühsamer und schwerer machen würde; aber von allen solchen Wechseln kann ich nicht dasselbe sagen, da kommt mehr das Beharrungsvermögen Sr. Majestät in Betracht.

Ihrem Vertreter möchte ich bitten vor allem den objektiven Standpunkt des Staatsmannes zu empfehlen, der nicht in wildem Ressort-Patriotismus fragt, „was kann ich noch kriegen,“ sondern als Gesammt-Preuße: „was muß ich haben, und was kann ich vertagen.“ Ich bin in der Beziehung etwas ängstlich vor Podbielski[1]) und fürchte daß er innerlich alles Andre als feindliches Ausland ansieht.

Wie dem auch sei, Gott helfe Ihnen zu alter Rüstigkeit, und geben Ihnen allen reichen Segen in Leib und Seele, den ich Ihnen allzeit von ganzem Herzen wünsche.

Treu der Ihrige v. Bismarck.“

Auch nach Empfang dieses Schreibens zögerte Roon noch mit Absendung seines Immediat-Gesuches. Am 9. November folgte er sogar dem Könige zu den Herbstjagden nach Letzlingen. Zu dieser Exkursion hatte er sich entschlossen (wie wir aus einem Briefe an Blanckenburg erfahren) „um vor weiteren entscheidenden Schritten noch das alte, oft probat gefundene Restaurationsmittel eines mehrtägigen Aufenthaltes in frischer Luft zu versuchen; und, falls es sich bewährte, damit von dem mir drohenden Exil loszukommen.“ —

Indessen, dieser Versuch mißlang, sein Leiden verstärkte sich im Gegenteil, so daß er am 16. November seine Eingabe an den König absandte.

Nach Hinweis auf seine dauernd schwankende, schwer erschütterte Gesundheit erwähnte er darin, daß nach dem übereinstimmenden Urteil seiner Ärzte ein längerer Aufenthalt — also bis Mitte Mai — unter einem milderen Himmel nicht nur zu einer möglichen Besserung seines Zustandes, sondern sogar zu seiner Erhaltung das einzige Mittel sei.

Bescheidenheit und Pflichtgefühl sowie die Wichtigkeit des ihm übertragenen Amtes verböten ihm jedoch durchaus, abermals einen entsprechenden Urlaub zu beantragen; er sei daher zu dem schweren Entschlusse gelangt, Se. Majestät hierdurch „um allergnädigste Enthebung von seinen Aemtern und um Bewilligung der verdienten Pension zu bitten.“

„Nur die tiefschmerzliche Ueberzeugung von meiner seit einigen Jahren immer deutlicher hervorgetretenen körperlichen Unfähigkeit zu Leistungen, welche dem Dienste und meinem Ehrgefühl genügen könnten, zwingt mich dazu, die früher gehegte Hoffnung aufzugeben, Ew. Majestät meine Dienste bis zum letzten Atemzuge widmen zu können.“

---

[1]) General von Podbielski war damals Direktor des allgemeinen Kriegs-Departements.

Das Gesuch schloß mit der Bitte, „die augenblickliche Beunruhigung gnädigst zu verzeihen, welche mit seinem Austritt verbunden sein dürfte; indessen fehle es dem theuren Vaterlande und seinem trefflichen Herrn nicht an Männern, die bereit und geeignet seien, ihn zu ersetzen.“ —

Das Gesuch wurde am 17. November dem Könige vorgelegt, und schon am selben Abend hatte Roon nachstehende eigenhändige Antwort in Händen:

Berlin, 17. 11. 67.

„Daß ich von den von Ihnen gestellten Alternativen zur Pflegung Ihres Gesundheitszustandes nur die einer Beurlaubung wählen kann, werden Sie sehr leicht begreifen. Wem ich so viel verdanke wie Ihnen, der aber, bei Erringung dieses Dankes, seine Gesundheit opferte, — den muß ich mir und dem Vaterlande zu erhalten bestrebt sein. Ich muß also Ihrer Mitteilung entgegensehen, wann und auf wie lange ungefähr Sie beurlaubt zu sein wünschen, und ob bei einer längeren Abwesenheit Sie die Vertretung nur durch General von Podbielsky wünschen oder ob Sie andere Absichten haben. Ich glaubte freudig, daß als die Gerüchte über einen beabsichtigten Urlaub Ihrerseits verstummten, Sie Ihre Gesundheit befestigt glaubten. Leider sehe ich jetzt das Gegenteil und kann nun nur wünschen, daß Sie Alles mögliche zu einer völligen Herstellung anwenden mögen.

Ihr dankbarer Wilhelm.“

In einem Briefe an Moritz von Blanckenburg vom 18. November, in welchem er diesem von Obigem und von seiner im Dezember bevorstehenden Abreise „nach dem großen Europäischen Siechen- und Bummelhaus Nizza“ im allgemeinen Mitteilung machte, fügte Roon noch hinzu:

„Soll ich nun näher sagen, wie es mir geht, so muß ich zunächst gestehen, daß ich durch diese mir aufgenötigte Beurlaubung eigentlich auf's tiefste verstimmt bin. Wenn auch der König die von mir erbetene Pensionirung aufs gnädigste abgelehnt und mich freundlich ermahnt hat, nichts zu versäumen, was zu meiner gründlichen Wiederherstellung dienen könnte, so steht doch zwischen den gnädigen Zeilen das Unbehagen deutlich zu lesen, was ihm diese leidige Nothwendigkeit verursacht; und Bismarck! Du weißt wie er darüber denkt, und dennoch mußte ich ihm ansinnen, seine Bedenken unterzuordnen, was er auch wie ein edelmüthiger Freund gethan hat. Diese Beiden zu betrüben und zugleich mein eigenes sehr begreifliches Interesse an der weiteren Entwickelung der Dinge, die ich machen zu helfen berufen war, bei Seite zu setzen: dies Alles kann mich natürlich nicht heiter stimmen, abgesehen von der ohnehin durch meine Kränklichkeit hervorgerufenen Herabstimmung; aber die Aerzte und die Weiber triumphiren in tugendhafter Rechthaberei. — —

Der neu eröffnete Landtag, der Dich nicht hergebracht, scheint mir um deswillen, trotz seiner 432 Zungen, doch sehr unvollständig. Ich fürchte unsere führerlosen Freunde werden nicht sehr gescheidt operiren; die Präsidentenwahl,

die man thörichterweise wieder zum Kraftmesser machen will, obgleich man keine unbedenklichen Kandidaten auf unserer Seite hat, wird die erste Probe davon liefern. Ich würde ohne Bedenken lieber für Forckenbeck als für Arnim oder Schwerin stimmen, aber, als den Zahlenverhältnissen entsprechend, darauf dringen, daß ein geschickter (nur ein solcher) Conservativer mit ins Präsidium gewählt würde, also etwa die jüngere Eule. Im Hôtel de Rome ist man, so! höre ich, noch nicht schlüssig, und ich fürchte, man wird sich etwa auf den Einarmigen verbeißen, der m. E. viel zu eingenommen und ungewandt dazu ist und der Parthei zum enfant terrible werden würde.

Der semper lächelnde Lippe hat zum drittenmale die Demission gefordert, diesmal ohne Allerhöchsten Widerspruch; wer aber wird sich auf den leeren Stuhl setzen? wen soll man darauf nöthigen? Wir wissen noch keine Antwort darauf, aber ich habe einige Sorge, der Dreihärige könnte wieder einen genialen und überraschenden Einfall haben . . .

Daß Eulenburg nichts Vernünftiges fertig hat, ist nur zu gewiß und die alten Schablonen ziehen nicht; es wird (siehe Thronrede) über das Stadium der Thronrede daher nicht hinaus geschritten werden. Überhaupt wünschen wir natürlich eine ganz kurze Session ohne Prinzipienstreit, denn Zollparlament und Reichstag treten dem Landtag auf die Hacken; aber der Zank wird nicht zu vermeiden sein, dazu ist die Zahl der Zänker zu groß. —

Mit meinem Güterkauf steht es so, daß ich W. jeden Tag haben kann. Allein das Geschäft und die Reise nach Cannes geht nicht zusammen. Überdies wird mir immer klarer, daß ich, so lange der König lebt und noch ein Restchen von mir übrig ist, nicht loskomme, daß daher ein Güterkauf in der Nähe von Berlin meinen Verhältnissen am meisten conveniren würde, wenn ich davon etwas genießen soll. —

Mein Statut ist übrigens fertig, wird in einigen Tagen verlautbart werden und gesetzliche Bedeutung erlangen; es ist darin Alles so geordnet, daß Grundbesitz gekauft werden kann oder nicht. — Unsere beiderseitigen Kinder sind wohl, ebenso unser kleiner Enkel . . .

Viele Grüße von uns Allen, auch an Deinen geliebten alten Vater, dem Gott nahe sein möge . . ."

Vielfach waren Roon's Gedanken in jenen Tagen auch in Bonn am Sterbelager des lieben Perthes. Dieser, jetzt an Herzbeutelwassersucht unrettbar erkrankt, war — wie ein gemeinsamer Freund mitteilte —, auf seinen Abschied vom Leben innerlich vollständig vorbereitet: „seine Gespräche behandeln hauptsächlich die höchsten Dinge, sein ganzes Dasein ist Liebe und Wohlwollen; gestern schien es ihn sichtlich heiter zu stimmen, daß der Kronprinz ihm sein Tagebuch aus dem letzten Feldzuge schickte; er zeigte es mir und sagte: es macht mir doch Freude, daß er an mich denkt, vielleicht hat er gehört, wie es mit mir steht . . ." — — In der Nacht vom 25. zum 26. November endete dies edle Leben. Der telegraphischen Benachrichtigung folgte ein ausführlicher Bericht (eines seiner Söhne) an Roon. „Sanft, ohne daß Einer von den Umstehenden es bemerkt hat, ist unser lieber

Vater eingeschlafen; seine inbrünstigen vielen Gebete, daß Gott ihm die Todespein nicht zu schwer machen möge, sind also gnädig erhört worden . . .

„Viel, sehr viel hat er die letzten Tage sich mit Ew. Excellenz beschäftigt. Gegen 11 Uhr Abends, also keine Stunde vor seinem Tode, sagte er noch: meinen alten lieben Roon grüßt mir aufs Aeußerste!" — —

Roon war auf's tiefste erschüttert von diesem Verluste: „der 25. November" — so schreibt er u. a. an Blanckenburg — „hat mir einen tiefen Schmerz gebracht, da an diesem Tage mein theurer Perthes, den ich wie einen Bruder liebte, sanft und seelig zu des Herrn Frieden eingegangen und nun — wie wir glauben — da ist, wo Deine liebe Mutter und Dein Mariechen und mein kleiner Josua weilt. So sehr ich mich in Selbstlosigkeit darüber freuen sollte, so wenig war ich doch Herr meiner Trauer, und die sehr ernsthaften Gedanken, die sich daran knüpften und knüpfen, machten und machen mir die Pflichten des täglichen Verkehrs, also auch des brieflichen, nicht leicht." In demselben Briefe (8. Dezember) erwähnt er, daß er vor wenigen Tagen sein vollendetes Familienstatut vor dem Stadtgericht verlautbart habe; „damit ist diese Sache eigentlich zum Abschluß gekommen, so daß ich mich in dieser Beziehung zum Heimgang bereiter fühle als sonst; ich habe auch noch die landesherrliche Bestätigung nachgesucht, um auf diese Weise Sr. Majestät davon in Kenntniß zu setzen, daß der Königliche „Wunsch" — wie die betreffende Cabinets-Ordre sich ausdrückt — von mir als Befehl betrachtet und ausgeführt worden ist.

Mit meiner Gesundheit geht es zwar abwechselnd, aber doch in einem solchen Grade besser, daß ich zuweilen Gewissensbisse wegen meines Urlaubs empfinde. In diesem Gefühl und in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des organisatorischen Abschlusses gewisser amtlicher Ziele und daß ich vor solchem Abschluß Berlin nicht mit der nöthigen gedeihlichen Seelenruhe verlassen könne, habe ich kürzlich der versammelten Familie meinen Entschluß kundgegeben, das heilige Weihnachtsfest noch in ihrem Schooße feiern zu wollen, wogegen mir der anwesende Dr. Böger das mit Handschlag bekräftigte Versprechen abnahm, Berlin jedenfalls vor Neujahr zu verlassen . . .

Die Zungendrescherei hier hat ihren guten Fortgang, wenn auch das Fechten mit Lippen nun — ich finde sehr zur Unzeit — sein Ende erreicht hat. Aber der Pfeil — ich meine seine Demission — war vor 5—6 Wochen abgeschossen und mußte endlich zum Ziele führen, denn ultra posse etc. . . ., und der Mann ist körperlich eine Ruine viel mehr als ich. Die Wahl seines Nachfolgers, der sich einen „strammen Conservativen" nennt, war erst nach der Erledigung sehr schwerer Bedenken möglich. Mir ist sie erleichtert durch Benningsen's Ausspruch, daß Leonhardt zwar ein seltener Jurist und organisatorischer Kopf, aber „ohne politisches Verständniß" sei. — Es freut mich, daß Du Dich ganz in Deine Privatverhältnisse versenken kannst; deshalb aber glaube nicht, daß Deine 15jährigen staatsmännischen Bestrebungen als Kraftverschwendung angesehen werden dürfen, denn — abgesehen von dem segensreichen Vorhandensein solcher Käuze auf der Bühne des öffentlichen Lebens und ihrer heilsamen Rückwirkung

auf die vaterländischen Zustände — glaube ich auch, daß Dir persönlich jene Bemühungen förderlich gewesen sind, da sie sich nicht Dir selbst und Deiner himmlischen Berufung entfremdet haben. — —

Aber ich will schließen, da ich zu Eulenburg zum Essen muß, denn er feiert den 8. Dezember immer als Jahrestag seines Eintritts durch ein Diner nur der Minister, diesmal ohne Lippe. Letzterer war eben bei mir; er ist nicht ohne Bitterkeit gegen Otto, obwohl er ihn sehr anerkennt . . .

Dein A. v. Roon.

Durch Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 20. Dezember wurde die Urlaubs-Angelegenheit erledigt. Es hieß darin: „Mein Wunsch Sie bald wiederhergestellt zu sehen, um Mich noch lange Ihrer guten Dienste erfreuen zu können, ist so lebhaft, daß ich Sie ersuche, dem Rate Ihrer Aerzte zu folgen und bewillige Ich Ihnen hierzu zunächst gern einen dreimonatlichen Urlaub vom 28. Dezember cr. ab. Wenn sich dieser Zeitraum für die Erfüllung Ihres Zweckes nicht als genügend erweisen sollte, sehe Ich einer diesfälligen Anzeige entgegen, damit Ich nach Erfordern eine Verlängerung Ihres Urlaubs eintreten lassen kann. Ich wünsche Ihnen einen glücklichen Erfolg Ihrer Kur, ꝛc."

Die Stellvertretung im Kriegsministerium erhielt General von Podbielski, für das Marine-Ministerium Admiral Jachmann. — —

Als Roon am 30. Dezember die Heimat nicht eben leichten Herzens verließ, war er trotz aller bezüglichen, oben näher erörterten Wünsche, selbst keineswegs sicher darüber, wann er dorthin würde zurückkehren können und ob es ihm möglich sein würde, sein Amt wieder zu übernehmen. Noch mehr wurde im großen Publikum seine Abreise als die Einleitung zum definitiven Rücktritt angesehen. „Herr von Roon", hieß es in den Zeitungen, „hatte längst gewünscht, von allen Ämtern entbunden zu werden. Diejenigen, welche am Tage vor seiner Abreise seine herzliche Ansprache an die Beamten seines Ressorts mit angehört haben, glauben aus des Ministers bewegten Worten schließen zu dürfen, daß er in seine bisherige Stellung nicht zurücktritt. u. s. w."

Daran knüpften sich denn auch die üblichen, im ganzen übrigens sehr wohlwollenden Abschiedsworte der liberalen Presse:

„Seine Carriere als Minister," hieß es da u. a. „schließt glänzend ab, denn mit Moltke zusammen war er es, der den letzten großen Krieg vorbereitet, durchdacht und glücklich durchgeführt hat. Die Militär-Verwaltung war unter Roon die mustergültigste. Der energische und kluge Mann wurde aus einem Verächter des Parlamentarismus langsam und allmählich doch zu einem halbwegs konstitutionellen Minister" . . . „Roon scheidet aus einem vielbewegten politischen Leben. Freund und Feind bewahrt ihm das beste Andenken, denn darin sind alle einig, daß sein Charakter stets tadellos gewesen ist. Der verdiente Minister stand für alles, was sein Amt anging, mit Leib und Seele ein, er gehörte ihm ganz und voll an, in großer Begabung nach jeder Seite hin." u. s. w. . . .

Während ihm diese und ähnliche warme Worte nachklangen, hatte der gen Süden Reisende, in dessen Begleitung sich seine Gemahlin und älteste Tochter, zeitweise auch der Bräutigam der letzteren befanden, zunächst mit recht empfindlicher Winterkälte zu kämpfen, welche seinem chronischen Halskatarrh nicht eben zuträglich war.

In Hannover wurde das erste, in Düsseldorf das zweite Nachtquartier genommen; an beiden Orten suchten Roon und seine Damen liebe Freunde bezw. Verwandte auf, in Düsseldorf auch das Grab seines so schmerzlich beklagten jüngsten Sohnes. Der nächste Besuch — in Bonn — galt der Familie des geliebten Perthes; mit ihr, Mendelssohn's, Hasse's u. a. wurden am 2. Januar genußreiche Stunden verlebt; am 3. gelangte man bis Heidelberg, am 4. durch viel Schnee und Eis bis Basel, wo am 5. gerastet wurde. „Je weiter südlich, desto mehr Kälte," schrieb Frau von Roon. Dazu meist sehr unbehagliche Wartesäle und oft „krampfhaft ausgekühlte" Zimmer und Betten — so daß die gemütliche Heimat oft recht lebhaft vermißt und der Nutzen der ganzen Expedition sehr bezweifelt wurde. In Genf, wohin die Reisenden am 6. gelangten, fanden sie zwar auch ungeheure Schneemassen, aber es war nicht sehr kalt und ganz still, so daß sie mehrere Stunden in der schönen Stadt, die „bei Schnee und Eis einen fast noch schöneren Eindruck wie im Sommer machte," umhergehen konnten.

Auf französischem Boden herrschte der Winter nicht minder grimmig. Seit 1830 hatte man dort nicht solche Kälte, so viel Schnee und Eis erlebt. Bei Bellegarde auf dem Wege nach Lyon mußten mehrere Züge aus dem Schnee herausgeschaufelt werden. In Lyon, wo sie im Grand-Hotel gut untergebracht waren, blieb die Reisegesellschaft mehrere Tage, um erst sichere Nachrichten über Cannes und die anderen Orte der ligurischen Küste einzuziehen, welche vorläufig sehr ungünstig lauteten. Als Vergnügung in Lyon wird u. a. das Schlittschuhlaufen erwähnt, welchem man bei Fackelschein zusehen konnte.

Von Lyon (wo sie nach Frau von Roon's Mitteilung beiläufig in 2½ Tagen für 45 Frank Holz für ihre Kamine verbraucht hatten) trafen die Reisenden am 10. Januar in Marseille ein. Hier (wie auch auf den früheren Stationen) Empfang durch den preußischen Konsul und große Zuvorkommenheit der Behörden. Eine Einladung des Präfekten zum Ball und in seine Theaterloge wurde dankend abgelehnt.

Übrigens wehten auf der Fahrt nach Marseille doch schon lindere Lüfte; und als der über eine halbe Meile lange Tunnel kurz vor Marseille — und damit der letzte Gebirgszug — passiert worden war, fand man sich mit einem Schlage aus dem Winter in den Frühling versetzt; der Strom war hier eisfrei, man erblickte weidende Schafherden und grünende Waldungen und Hecken u. s. w.

In Marseille selbst waren die Reisenden überrascht von der Schönheit, Größe und Eleganz namentlich des neuen Stadtteils und von dem außerordentlich lebhaften Treiben in der alten Stadt (sie wohnten in letzterer, in einem großen Hotel in der rue cannebière) und in dem großen Hafen mit seinem Mastenwalde. Der ganze Verkehr trug einen ebensowohl kosmopolitischen wie südländisch-

orientalischen Charakter, wie ihn die Damen wenigstens bisher noch nie zu sehen bekommen hatten. Besonders begeistert waren sie aber von der großartigen Aussicht, welche sie von der hochgelegenen Kirche Notre Dame de la garde aus über die ganze Stadt, die Häfen, die Inseln mit ihren Festungswerken und weit hinaus in das Mittelmeer genossen — zumal das ganze zauberhafte Märchenbild an jenem Tage von einem prachtvollen südlichen Himmel überwölbt und von glänzender Sonne bestrahlt wurde. —

Am 12. Januar abends wurde nach einer „anfangs wunderschönen Fahrt" Toulon erreicht. Dies machte natürlich, im Vergleiche zu Marseille, den Eindruck einer kleinen, stillen Stadt, in der sich alles im wesentlichen auf die Marine und den Kriegshafen konzentriert. Auch die Umgegend zeigte keine besondere Schönheit: „die ganz kahlen Felsen und die Gebirge in den wunderlichsten Formen haben etwas sehr Eintöniges und, wenn die Sonne darauf scheint, Blendendes" . . .

Indessen waren die Reisenden in einem sauberen Hotel im neuen Stadtteil behaglich genug logiert, so daß beschlossen wurde, einige Tage zu rasten, um die Antworten auf Telegramme und Briefe, welche nach verschiedenen Orten der ligurischen Küste in betreff der erwünschten Unterkunft abgesandt worden waren, abzuwarten. (Die Übersiedelung nach Algier, an welche sie in den kalten Tagen von Lyon und noch in Marseille gedacht hatten, war jetzt aufgegeben, da das Wetter sich fortgesetzt besserte und erwärmte).

Roon genoß sehr zufrieden diese Ruhetage, und seine Gesundheit befand sich gut dabei. Seine Gattin verriet, er habe dort in den Mußestunden und am Abend „mit einer wahren Passion" die trois mousquetaires von Alexander Dumas gelesen. Es war freilich lange her, seit er sich eine Romanlektüre hatte gestatten können. — —

Übrigens nahm er aber auch manche Sehenswürdigkeiten in Augenschein: den schönen jardin des plantes, „wo wir unter Palmen- und Kamelienbäumen wandelten," die Häfen, das Arsenal, sowie den für Fremde zugänglichen Teil des Bagno. „Die stets paarweise zusammengeschlossenen Sträflinge mit ihren gelb und rothen Anzügen, zum Teil halbirt, je nach der Länge der Strafzeit, werden mir wohl Nachts im Traume erscheinen" — schreibt Frau von Roon. Am 15. wurde dann in Begleitung des Konsuls ein großes Kriegsschiff (der Solferino), welches völlig „in Dienst gestellt" im Hafen lag, besucht. Die Besatzung betrug 850 Matrosen; „die Leute aßen gerade. Sie werden ähnlich verpflegt — etwas besser — als unsere Soldaten und sahen sehr gesund und kräftiger aus als die Soldaten, die wir hier sehen. Alle Einrichtungen interessirten uns sehr. Ein amerikanisches Geschwader — Admiral Faragut — der seine Frau mit an Bord hat, was in Frankreich sehr selten statuirt wird, haben wir mit unserer Barke umkreist." Schließlich fuhr man auch noch nach Lassyen, wo die Hauptwerft sich befand, hinüber. Dort kletterten sie auf einem im Bau befindlichen Riesen und auf einem schwimmenden Dock umher u. s. w.

Eigene Äußerungen Roon's über das in Toulon Gesehene, das für ihn als Marineminister jedoch von besonderem Interesse war, liegen nicht vor; er hat während der ganzen Reise überhaupt verhältnismäßig wenig geschrieben, da er ganz seiner Gesundheit leben und auch die Korrespondenz mit den Kindern und Verwandten im wesentlichen seiner Gemahlin überlassen wollte — welche letztere diese Aufgabe denn auch mit der ganzen rührenden Sorgfalt, wie sie ihrem zärtlichen Herzen natürlich war, in ausführlicher Weise gelöst hat.

Immerhin sind auch aus jenen Monaten einige Briefe Roon's aufbewahrt worden, die an vertraute Personen gerichtet waren, und die sein damaliges äußeres und inneres Leben anschaulich genug schildern. Dies macht es möglich, ihn auch an dieser Stelle wieder selbst zu Worte kommen zu lassen:

Nizza, 1. Februar 1868.

Mein geliebter Moritz! (von Blanckenburg)

Dein freundlicher Brief vom 23. v. M. hat mich vor einigen Tagen glücklich erreicht und mir und uns viel Freude gemacht, denn so schön es hier auch sein mag, die Heimath ist es nicht! . . . .

Uebrigens hätte „Vater Roon“ am 10. v. M., an dem Tage, wo er von Lyon nach Marseille reiste, hie und da auf der Rhone Schlittschuh laufen können; Schneespuren begleiteten uns bis in die nächste Nähe von Marseille, ja noch auf dem Wege von M. nach Toulon. In dieser berühmten Feste saßen wir ganz comfortable bis zum 16. sehr gut und warm, in den Mittagstunden sogar im Freien unter Palmen. Meine von dort aus versuchten Quartier-Unterhandlungen führten nirgends zu befriedigenden Resultaten, und es war leichtsinnig, am 16. von Toulon abzureisen. In Cannes war, wie in Hyères, gar kein passendes Unterkommen zu erlangen; wir scheiterten also hier in Nizza in einem etwas weniger unpassenden. In der dritten Woche hier, bin ich entschlossen, weiter zu steuern, zunächst nach Bordighera, um zu versuchen, ob ich dort vielleicht schlafen kann, was mir hier, trotz 4, 5, 6 stündigem Aufenthalt in freier Luft, gehend, fahrend, sitzend, durchaus nicht gelingen will, so daß ich Schaden, statt Gewinn, an meiner Gesundheit nehme. Uebrigens wohnen wir hier, aus dem Gesichtspunkte des Natur-Vergnüglings betrachtet, unbeschreiblich schön im Hôtel Suisse (ganz nahe an dem alten, hochgelegenen Schlosse). Das alte Mittel-Meer rauscht und brandet unmittelbar unter unsern Fenstern, und der Blick über die schön von Häusern, Gärten, Felshöhen umkränzte Bai von N. ist entzückend. Die Luft ist, so lange die südliche Sonne scheint, außerordentlich schön, wenn es nicht gerade windet und staubt, was nicht selten der Fall. Die Gärten sind mit glühenden Orangen besäet, die Rosenhecken, Veilchen, Kamelien und viele unbekannte Gewächse stehen in voller Blüthenpracht u. s. w., was aber kann mir das Alles helfen, wenn ich nicht schlafen kann und meine Nerven, statt sich zu beruhigen, immer kränker werden. Mein Asthma und mein Husten sind freilich erträglicher und dafür, sowie für das glückliche Vermeiden jedes neuen Katarrhs während der kalten Winterreise muß ich dankbar sein. Die Einsamkeit von Bordighera, ganz

abgesehen von den Promenaden in dem dortigen Palmenwalde, dem größten in Europa, wird mir gut thun, während mich die hier durch 10,000 Gäste conzentrirten Thorheiten beider Hemisphären und das damit verknüpfte vergnügungssüchtige Treiben so vieler reicher Bummler nicht blos aufregt, sondern geradezu erbittert. Denn Du begegnest hier allen Nichtswürdigkeiten von Paris, Baden-Baden u. s. w. Blos das Spiel ist nach dem nahen Monaco verbannt, und unter Anderem sind es auch die von dort nächtlich unter meinem Fenster vorüber heimrollenden Taugenichtse, die meinen Schlaf stören. Anna u. Elisabeth sind ihre resp. Reisekatarrhe ziemlich los. Der Bräutigam der letzteren wird uns nächstens verlassen. Sie werden sich die Reise als Hochzeitsreise rechnen und daher diese moderne und m. E. unschickliche Mode nicht mitmachen.

Von Politik und Geschäften weiß und höre ich Gottlob wenig. Ich begreife und würdige Deine in dieser Beziehung fast gleich günstige Lage, und freue mich, daß sie Dir immer noch behagt. Aber Du hast einen, zwei große Vortheile vor mir voraus: Du bist gesund, und kannst in Deinem Heim, im glücklichen Kreise der gesunden Deinigen, Nützliches wirken und schaffen, während ich zum bloßen Vegetiren verdammt bin, um — gesund zu werden — ? — Alle an dieses Fragezeichen geknüpften Zweifel Dir gegenüber zu rechtfertigen, das würde mich zu weit führen; wie aber sagt der Lateiner? wenn ich nicht irre: „senectus ipse morbus“ u. s. w. — und dagegen hilft kein Faullenzen in irdischen Paradiesen. —

Wenn ich heimkehrend so glücklich sein sollte, einen meinen Jahren und Verhältnissen angemessenen Grundbesitz zu erwerben ohne meine Kinder dabei zu bestehlen, so gehe ich nicht wieder auf diesen stark befahrenen südlichen Wechsel. Doch davon später!

Vorläufig bitte ich Dich, Dir ein paar neue — Büchsen anzuspendiren, wenn's nöthig, und mit Deiner lieben Th. zu E.'s Hochzeit nach Berlin zu uns zu kommen, u. das *darfst* Du uns gar nicht abschlagen. Freilich ist's thöricht auf so lange hinaus einzuladen, weil Hochzeitvater gar nicht weiß, ob er's erlebt, aber jedermann sucht sich zu sichern was er lebhaft begehrt. Ende Mai oder Anfang Juni sollen sie getraut werden. — Tausend Grüße an Deine Lieben und den ganzen dortigen Winkel.

Dein alter Freund u. s. w. A. v. *Roon*. —“

R. v. D.

(Fortsetzung folgt.)

Die große Klippe.

Erzählung
von
L. Westkirch.

Sie kam die lange Hauptstraße herab. Der Frühlingswind spielte mit den Enden ihrer Schärpe und färbte ihre Wangen. Freude beflügelte ihren Schritt, Siegesfreude. Aus den von andauernder Nachtarbeit leicht geröteten Augen blitzte diese Freude, sie streckte die schlanke Gestalt über ihr gewöhnliches Maß hinaus; sie schien in all' den fröhlich flatternden Falten und Falbeln ihres dunkeln Sommerkleides sie zu umrieseln. Ein Bildhauer, welcher dem Mädchen in dem mittäglichen Gewühl der Großstadt Aufmerksamkeit geschenkt hätte, würde an ihm ein prächtiges Modell zu einer Siegesgöttin haben studieren können.

In ein schönes Haus an einer breiten Straße bog sie ein, nicht atemlos trotz des raschen Gehens. Ihre Brust wogte, sie hatte zehn Jahre ihres Lebens abgestreift, mühevolle, arbeits- und sorgenreiche Jahre, solche Jahre, die doppelt zählen. Heute war sie wieder neunzehnjährig, wie ihre lustige, kleine Schwester, die Tilde. Sie lief die vier Treppen hinauf, ohne zu rasten, und das Klingeln der Flurglocke, welche sie in Bewegung setzte, erscholl wie ein Triumphgeläut.

Es dauerte eine Weile, bis eine ältliche Frau herbeigeschlurft kam, um zu öffnen. „Du bists, Mila? Mein Gott, wie reißest du denn heut an der Schelle? Doktor Wolpers ist da."

„Um so besser, Mama, um so besser!"

Schon im Flur zog sie die Nadel aus dem Hut und warf ihn, stürmisch eintretend, auf die Kommode, während die Frau die Thür schloß und langsam folgte. Sie hatte genau dasselbe schmale Vogelgesicht mit der vorspringenden Nase und den von dunklen Schatten wie von einem Federkranz eingerahmten Augen, wie ihre Tochter; nur haftete dem stolz getragenen Kopfe des Mädchens etwas Adlerartiges an, während der Mutter Antlitz lebhaft an das einer in der Mauser befindlichen Eule erinnerte. Jeder ihrer Blicke schien eine Anklage gegen das Schicksal, und seufzend, wie es ihre Gewohnheit war, betrat sie das Gemach. Dies war kein unwirtlicher Aufenthalt, nachdem man ihn einmal glücklich erklommen hatte, sonnig und hell nach Art aller Höhen. Aber heller noch als die breiten Sonnenstreifen auf dem dunkelbraunen Fußboden, heller als das Silberhaar des alten Herrn, der am Tische saß, leuchtete heute Mila's Angesicht.

„Onkel Wolpers! Mama! Ich hab's erreicht! Endlich! Endlich! Mein letzter Roman — er ist in Buchform erschienen — Sie wissen, Onkel Wolpers."

„Ja," nickte Frau Wingolf, „ohne Honorar. Und allein an der Kopie hat meine Mila Wochen und Wochen gearbeitet —"

„Was liegt daran, Mama! Hier sieh'! Sehen Sie, Onkel Wolpers! Lesen Sie diese Besprechungen! Lesen Sie diese Briefe!"

Digitized by Google

Sie breitete einen Stoß Schriften vor den beiden aus. Der alte Herr durchblätterte dieselben mit sichtlichem Vergnügen, die Mutter mit einer Art ungläubigen Erstaunens. Die Rezensionen sprachen von einem am Himmel der Litteratur neu aufgegangenen Sterne, lobten Erfindung und Durchführung des Romans, der sich den besten Leistungen der Neuzeit an die Seite stelle, und prophezeiten der Verfasserin eine ehrenvolle Zukunft. Die Briefe gingen von Redaktionen hervorragender Zeitschriften aus und enthielten die Aufforderung zu dauernder Mitarbeiterschaft.

„Zehn Jahre habe ich gearbeitet, gerungen für diesen Augenblick," sagte Mila bewegt. „Es ist mir nicht immer leicht geworden. Wie hab' ich mir die Stunden, die Minuten zum Arbeiten zusammenstehlen müssen! Endlich setze ich meinen Fuß auf die erste Sprosse der Leiter! Endlich darf ich hoffen, aus der Flut der Mittelmäßigkeit aufzutauchen, tüchtiges, dauerndes zu leisten."

Der alte Herr hielt seine klaren, blauen Augen nachdenklich auf das Mädchen gerichtet. Er kannte sie von ihrer Kindheit an, ihr lebhafter Geist hatte früh schon sein Interesse erweckt. Als er seinen Liebling jetzt vor sich stehen sah, die Hände verschlungen, tief atmend, das Antlitz verjüngt, verschönt von Hoffnung, kam ihm ein seltsamer Gedanke, Vorahnung würde er ihn genannt haben, wäre er im mindesten abergläubisch gewesen.

„Sie dürfen hoffen, liebe Emilie," sagte er herzlich. „Ich habe nie daran gezweifelt, daß Ihr schönes Talent den Sieg erringen müßte, falls Ihnen die nötige Ausdauer nicht fehlte, und sie hat Ihnen nicht gefehlt! Auch dazu wünsche ich Ihnen Glück. Ja, liebes Kind, jetzt dürfen Sie das Höchste hoffen, und da ist nur eine einzige Klippe, an welcher das mit vollem Winde segelnde Schifflein Ihres Glücks zerschellen könnte, die große Klippe. Der Himmel möge Sie in Gnaden daran vorüberleiten!"

„Sie fürchten, der Erfolg könne mich eitel und flüchtig machen," ergänzte sie rasch.

„Ich dachte an etwas Anderes, liebes Kind, an eine Klippe, vor der keine Mäßigung, keine Klugheit, keine Bescheidenheit schirmt. Kennen Sie die Sage vom Magnetberg? — Doch wozu die Unbefangenheit Ihres Blicks durch meine Grillen trüben? Gott segne Sie! Er erhalte Sie, wie er Sie geschaffen hat, zur Freude Ihrer Mutter, zur Freude Ihrer Freunde, und gebe Ihnen das Glück in solcher Gestalt, wie Sie sich's wünschen. Weil er sich aber dazu der Menschen als Werkzeuge zu bedienen pflegt, will ich hinausgehen und meinem Bruder, dem Buchdruckereibesitzer und Herausgeber verschiedener Zeitungen, das Lob Ihres Talents auf Grund dieser Dokumente hin mit vollen Backen blasen, auf daß Ihr nächster Roman nicht mehr honorarlos erscheine. Auf Wiedersehen!"

Frau Wingolf begleitete den alten Herrn hinaus.

„Unsere Kinder wachsen uns über den Kopf, liebe Frau Kanzleirätin," sagte er, die Thür in der Hand. „Wirklich, Sie dürfen stolz auf Ihre Älteste sein."

„Ja, ja, Herr Doktor, das bin ich auch. Meine Mila ist ein gutes Kind. Alles, was sie verdient, giebt sie mir. Und so hat sie's immer gehalten. Was

sollte wohl aus mir armen, kränklichen Person geworden sein, ohne das gute Herz meiner Mila. Aber sagen Sie mir, was meinten Sie mit der Klippe, mit dem Magnetberg? Sie haben mich recht erschreckt. Ich fing wirklich schon an zu hoffen, daß wir Pechvögel endlich einmal auf einen grünen Zweig kommen könnten, indem ich mir habe sagen lassen, daß die Buchschreiberei, die mir anfänglich 'gar nicht einleuchten wollte, einigen doch ganz gut bezahlt wird, und nun soll's wieder nichts damit sein! Sagen Sie mir ums Himmels willen, was fürchten Sie? 's ist doch besser, wenn man gewarnt ist und kann sich vorsehen."

„Liebe Freundin, ängstigen Sie sich nicht; was ich andeutete, steht in weitem Felde. Ich bin ein thörichter, alter Schwätzer und hätte besser den Mund gehalten. Aber wenn man erst einmal siebenzig Jahre lang den Lauf der Welt und die Schicksale der einzelnen Menschen mit Teilnahme verfolgt hat, dann drängen sich einem, man weiß nicht wie, Vergleiche und Erinnerungen in den Sinn und leider oft am unrechten Orte auf die Lippen. Legen Sie dem kein Gewicht bei."

„Aber was ist's mit dem Magnetberg?"

„Der Magnetberg — wenn ich Ihnen doch Rede stehen muß — ist eine sagenhafte Klippe irgendwo im Weltmeer, liebe Frau Wingolf, ein Seitenstück zum fliegenden Holländer. Die Schiffer erzählen sich von ihm in den langen Winternächten, wenn sie das Bedürfnis des Gruselns empfinden. Jedes Schiff, so behaupten sie, das sich ihm bis auf eine bestimmte Entfernung genähert hat, ist rettungslos dem Untergang verfallen, denn da dieser wunderliche Fels vom Scheitel bis zur Sohle aus magnetischem Eisen besteht, so zieht er alle Eisenteile des Fahrzeugs unwiderstehlich an sich. Nimmer vermag es ihm auszuweichen, nachdem die Anziehungskraft einmal zu wirken begonnen hat. Im gleichen Augenblick springen die Nägel, die Klammern, die Riegel, die Ketten in lustigem Tanz aus dem Holzwerk heraus, dem Felsen zu, die Masten stürzen; die Planken des Rumpfs, ihrer Bindung beraubt, scheiden sich voneinander; das Schiff, ehe es noch zerschellt, löst sich auf: es ist gewesen. — Dieser Magnetberg allerdings ist eine Fabel, die Schöpfung erregter Phantasie, welche sich die Schrecken des öden Weltmeers verkörpert. Doch habe ich im wirklichen Leben häufig eine Gefahr wahrgenommen, welche in ihrer dämonischen Anziehungskraft, ihrer unwiderstehlichen, unheimlichen und verderblichen Zaubergewalt mich seltsam an die alte Schiffersage gemahnt. Gar manche scheinbar gesicherte Existenz hab' ich daran scheitern sehen; kräftige, willensstarke Männer, doch mehr noch, weit mehr Frauen, und gerade die bedeutendsten, die mit Gaben und Talenten verschwenderisch ausgestatteten vor andern. Sie sehen mich zweifelnd an. Sie denken, ich werde Ihnen jetzt etwas Ungeheuerliches nennen, etwas so Seltsames und Seltenes wie den Magnetberg. Nein, verehrte Freundin. Das Gewaltigste, Zwingendste ist immer das ganz Alltägliche. Suchen Sie nicht zu weit. Die Klippe, die ich meine, ist ganz einfach die Liebe, die immer der Frau verhängnisvoller wird als dem Manne, weil der Frau ganzes Leben aufzugehen pflegt in ihrer Empfindung, den meisten Männern dagegen die Liebe etwas von ihrem eigenen Leben Getrenntes, im besten Fall nur ein Teil ihres Lebens ist."

Frau Wingolf's Augen, die rund geworden waren vor staunender Erwartung, klappten bei diesem Schluß mit dem Ausdruck der Enttäuschung wieder zu der engen Spalte zusammen, als welche sie gewöhnlich erschienen.

„Ach so, Sie meinen, daß meine Mila sich verlieben könne? Nun, dem Himmel sei Dank, wenn es nichts Schlimmeres ist! Mit dem Verlieben wird es wohl gute Wege haben."

„Ich hoffe es. Sollte aber dennoch die Liebe, die Gewalt hat über jedes Menschenherz, in unserer lieben Mila Leben eingreifen, dann möge es eine recht, recht beglückte sein."

Kopfschüttelnd kehrte die Frau in die Stube zurück, wo Mila noch am Tische stand, die Schriften mit ihren Blicken liebkosend.

„Sonderbare Reden führte Onkel Wolpers heute," rief sie der Eintretenden entgegen. „Hast Du eine Ahnung, Mama, was für eine Gefahr er meinen konnte?"

„Ja, Mila, ich habe ihn darum gefragt. Er meint — 's ist zu dumm! — er meint die Liebe."

„Die Liebe?!" Emilie wurde rot und lachte kurz auf. „Welch' seltsamer Einfall!"

„Ja, nicht wahr? Ich habe ihm auch geantwortet, du mit deinen dreißig Jahren würdest über solche Thorheit wohl weg sein."

Das Mädchen zog einen Augenblick die Brauen zusammen, dann lächelte sie. „Das da ist besser als Liebe, Mama," sagte sie mit Ueberzeugung, und fuhr schmeichelnd mit der Hand über den Stoß Papiere hin.

Frau Wingolf nickte. „Liebe zehrt, Arbeit nährt. Zeit wär's schon, daß einige Groschen zu uns in's Haus geflogen kämen. Schmalhans war lange genug Küchenmeister. Und wie ärmlich es bei uns aussieht! Kattunüberzüge über den Möbeln — und was für Kattun!"

„Gräme dich nicht, Mamachen. Von dem ersten größeren Honorar, das einkommt, kaufe ich dir ein braunes Samtsofa."

Frau Wingolf hatte Mühe, bei dieser Aussicht den verdrossenen Ausdruck auf ihrem Gesicht festzuhalten. „Ja, Mila, du bist gut, das weiß ich. Und ein Samtsofa hab' ich mir längst gewünscht. — Aber dazu gehören auch Stühle."

„Die kaufen wir gleich mit."

„Ach, du solltest nur erst an deine Garderobe denken. Mit deinen alten Fahnen geht's wirklich nicht mehr."

„Es kommt wenig darauf an, wie ich aussehe, aber Tilde, Mama, die soll das hellblaue Wollenmousselinkleid haben, von dem sie im Wachen und Schlafen träumt."

Frau Wingolf fühlte das Bedürfnis, ein paar Tropfen Wermut in den Kelch der Freude zu gießen, er wurde ihr zu süß.

„Ja, ja, Mila, das Kleid wird die Tilde schon bekommen; du hast noch immer gehalten, was du versprachst. Und du bist ja nun auch allem Anschein nach ganz wohl versorgt. Aber ich habe eben zwei Kinder; wenn die Sorge für das eine aufhört, fängt die Sorge für das andere an."

Hier raffte Mila ihren Hut und ihre Briefe zusammen. Über die Zukunft Tilden's, ihren Fleiß und ihre Arbeitslust stimmten ihre Ansichten nicht ganz mit denen ihrer Mutter überein. Sie wollte heute nicht streiten, darum ging sie über den Flur in ihr Zimmer.

Hier war ihr eigenstes Reich. Sie hatte sich's in heißem Kampfe mit Tilde und der Mutter erobert, eine enge Heimat, aber doch eine Heimat. Hier war sie allein mit ihren Sorgen, ihrer Freude.

Auf dem weißgedeckten und weißverhangenen Bett an der leicht abgeschrägten Rückwand des Zimmers lag ein weißes Etwas, anzuschauen wie eine kuriose Falte der Überdecke oder ein Bündel Watte. Bei Mila's Eintritt jedoch öffneten sich zwei schwarze Augen in der scheinbaren Watte, und ein rosa Mäulchen riß sich zu herzhaftem Gähnen auseinander.

„Muck," rief das Mädchen herzutretend, „da schau, was ich Gutes bringe!"

Muck schnupperte ein wenig, und da ihre feine Nase sofort herauswitterte, daß dies Gute jedenfalls nichts Eßbares war, begnügte sie sich in behaglichem Dehnen eine breite Vordertatze auszustrecken, bewehrt mit fünf halbzolllangen, nadelspitzen Krallen.

„Faulpelz," sagte Mila, dem Tiere über den Kopf streichend, „begreifst du's nicht, daß wir auf dem Wege sind, berühmte Leute zu werden, du und ich?"

Daraufhin begann Muck ganz schwach zu schnurren, nur aus Höflichkeit, und sie blinzelte schläfrig dazu. Philosophisch angelegt, wie alle ihres Geschlechts, gab sie nicht viel um den Ruhm, ein Stück Braten war ihr lieber. Als aber ihre Herrin jetzt in der Kammer auf und ab zu wandeln begann, mit sich selbst redend, wie ihr volles Herz es ihr eingab, abgerissene Verse vor sich hinsprechend, eigene und fremde, wie sie zu ihrer gehobenen Stimmung paßten, ihr ein Ausdruck schienen für das Glück, das ihr überquellend Herz und Seele erfüllte, und immer den Kopf hoch tragend, mit dem stolzen Siegerschritt, während das Kleid um ihre Füße wie eine Freudenflagge wehte, dämmerte in Muck allgemach das Verständnis auf, daß etwas ungemein Erfreuliches sich ereignet haben müsse. Das formlose Wattebündel wickelte sich auseinander zu einer auffallend schönen und klug blickenden Angorakatze, die, vom Bett herabspringend, allerlei Schalkheit um die Hin- und Herwandelnde zu treiben begann und zuletzt, da Mila nicht auf sie achtete, mit einem raschen Satze ihr auf die Schulter flog. Ihre schwarzen Augen funkelten dabei aus Freude über den gelungenen Streich.

Mila griff lachend in das seidene Fell. „Bist da, Muck? Willst deinen Glückwunsch anbringen? Schau, Mietze, das ist verständig. Wird auch für dich eine gute Zeit werden. Was meinst du zu einem Freudenkotelett?"

Da sie sich gerade in der Nähe des Schreibtisches befand, schüttelte sie die Katze ab auf den Tisch, wo diese sich behaglich über ein Manuskript ausstreckte, und setzte ihre Wanderung fort.

Plötzlich stockte sie mitten in der Rezitation eines Gedichtes und lächelte. „Der gute, vorsorgliche Onkel Wolpers! Die Liebe fürchtet er für mich! Die Liebe! Ist die zu fürchten?"

Wie ein grauer Schleier senkte es sich bei der Frage über ihr Antlitz. Für unerfahrene Gemüter — vielleicht. Sie, sie hatte geliebt. O, es war lange her! Eine Studentenliebe. Ihre Mutter verschaffte sich damals durch Abvermieten eine kleine Nebeneinnahme, und ein angehender Tierarzt hatte bei ihnen gewohnt, gerade als Emilie ihre Studien auf dem Lehrerinnenseminar vollendete. Damals hatte sie geliebt. Es war eine äußerst harmlose Geschichte und sehr alltäglich, wenn sie die Feiertagsgefühle abzog, mit welchen ihr empfindungsbedürftiges Herz und ihre feurige Phantasie die trockenen Geschehnisse und den noch trockneren Helden derselben umkleidet hatten. Und das Ende war platt zum Lachen. Als der junge Mensch sein Examen bestanden hatte, reiste er ganz einfach heim und heiratete die reiche Bäuerin, welche sein Vater für ihn in Bereitschaft hielt. Noch heute sah sie ihn vor sich stehen, vierschrötig, ungeschickt, mit dem halb trübseligen, halb verlegenen Ausdruck in den vorstehenden Augen.

„Es ist mir leid, Fräulein Mila — wahrhaftig! Wenn, — wenn Sie nur etwas vermögend wären! — 's ist zu schade! Aber das Leben ist kein Schäferspiel, nicht wahr? Ich bin sehr unglücklich. Ich werde Sie nie vergessen.“

Und sie hatte gemeint, sterben zu müssen an der Trennung! Monatelang war sie herumgeschlichen, in ihren Schmerz drapiert wie in einen Trauerflor. Vielleicht wäre sie wirklich an diesem Schmerz gestorben, hätte sie nur Zeit behalten, ihm nachzuhängen. Aber sie mußte arbeiten, um Mutter und Schwester zu ernähren, Stunden geben von früh um acht bis abends neun, und wenn sie dann todmüde auf ihr Lager sank, umfing sie der Schlaf so fest, so tief, daß auch im Traum kein Plätzchen für die Qual hoffnungsloser Liebe blieb. Wie sie heute den einst Geliebten vor sich sah, ohne das Licht, mit welchem ihre Neigung, ohne den Schatten, mit welchem ihre Enttäuschung ihn umgossen hatte, mit dem klaren Blick, welchen die Besprechungen ihres Romans vor anderen an ihr rühmten, dem Blick, der Menschen und Dinge leidenschaftslos sieht, wie sie sind, heute hätte er ihr kniefällig zu Füßen legen können, was er war und was er besaß, sie würde sich nicht danach gebückt haben. Das Blut schoß ihr ins Gesicht, wenn sie ihrer Thorheit gedachte. So oft sie später im Sommernachtstraum Titania den Eselskopf umarmen sah, glaubte sie wie im Spiegel ihr Bild zu erblicken. Wahrlich, es lohnte wohl, ein ernstes Lebensziel einer Leidenschaft zum Opfer zu bringen, die so grausam zum Narren hielt!

„Sei ruhig, du guter, sorglicher Mahner! Ich habe der Thorheit meinen Zoll bezahlt und das Recht erworben, weise zu sein. Wohl mag es eine Liebe geben, eine große, heilige, echte, die über alles beseligt, — aber die ist so selten wie das Glück, wie der Ruhm, wie das *ganze* Talent, die *vollkommene* Schönheit, selten wie alles Große, Herrliche auf dieser Welt. Wenigen nur wendet das karge Schicksal einen dieser Haupttreffer in der Lebenslotterie zu, zwei verschwendete es noch an keinen. Das aber ist der Fluch der Menschen, daß sie die Blumen zu ihren Füßen zertreten und die Hände ausstrecken nach den Sternen, die ihnen ewig unerreichbar bleiben müssen. Ich will mich klüger bescheiden. Ein seltenes, unschätzbares Geschenk hat mir der Himmel verliehen: mein Talent,

die Wonne, mich einspinnen zu können in meine Gedanken, mein eigen Schicksal zu vergessen über dem Schicksal meiner Gestalten. Durch mein Talent werde ich die Sorge von unserer Schwelle scheuchen, ich werde den Frohndienst des Stundengebens einschränken können, vielleicht bald mich völlig von ihm befreien. Sorglos und ungeteilt einem geliebten Berufe leben dürfen, ist viel, — so viel, wie der Himmel nur Auserwählten verleiht. Thöricht und undankbar müßte ich sein, wollte ich, so reich gesegnet, die Hand ausstrecken nach einem Glück, das er andern vorbehalten hat!"

Sie ließ sich vor ihrem Schreibtisch nieder, und ihre Augen begannen zu leuchten. Vor ihrem Geiste ließ sie die Gestalten ihrer neuen Romane an sich vorüberziehen und freute sich, wie sie vollblütig, kraftstrotzend daherkamen, die warme Farbe des Lebens auf den Wangen. Welche Lust, sie so festzuhalten, sie einzufangen in Wort und Schrift in ihrer unverfälschten Eigenart, daß sie aus den Blättern des Buches in unberührter Frische auferstehen mußten vor den Augen des staunenden Lesers! Welche Lust, jetzt, da sie mit Bestimmtheit wußte, daß die in stiller Kammer beschriebenen Blätter ein Buch werden und daß dies Buch Freunde finden würde!

* * *

Von der neu erbauten Hauptstraße mit ihren vierstöckigen Palästen zweigte sich eine bescheidene Querstraße ab. Hier behaupteten die alten, windschiefen Häuschen noch ihren Platz. Regellos in ihre von morschen Holzzäunen umschlossenen Gärtchen hingestreut, schief und quer zur Linie der Straße gerichtet, je nach der Laune des Erbauers, säumten sie in unregelmäßigen Bogenlinien den ungepflasterten, vom Frühjahrsregen bis zur Bodenlosigkeit aufgeweichten Weg. Schneeglöckchen und Krokus sproßten aus dem braunen Erdreich in den Gärten und schienen sich zu dehnen im Sonnenschein. Man meinte es mit Augen zu sehen, wie die Knospen an den Fliederbüschen sich zu kleinen, zartgrünen Blättchen auseinander falteten.

Hinter einem der zerfallenden Holzzäune stand ein junges Menschenkind, frisch wie der erwachende Frühling ringsum, und schaute aus großen, schalkhaft blitzenden Augen einem elegant gekleideten Herrn zu, der mit verdrossener Miene allerlei halsbrechende Künste aufwandte, um seine feinen Stiefel möglichst vor der Berührung mit dem zähen Schlamm des Weges zu schützen. Jetzt versah er's bei einem besonders kühnen Schwung, und während das Schmutzwasser hoch um ihn aufspritzte, konnte die Kleine am Zaun sich nicht enthalten, laut aufzulachen. Ärgerlich, errötend vor Verdruß, wandte der Verhöhnte den Kopf, aber seine finstere Miene klärte sich auf, als sein Auge die hübsche Spötterin traf. Selbst lächelnd zog er den Hut und trat vorsichtig einen Schritt näher.

„Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen, mein Fräulein. Ich war nicht vorbereitet auf die Eigentümlichkeiten dieser vorsündflutlichen Idylle."

„Verzeihen Sie," stammelte das Mädchen. „Gewiß, mein Lachen war recht unpassend."

„Ihre Heiterkeit kleidet Sie so allerliebst, daß ich's Ihnen verzeihe, mich zum Gegenstand derselben gemacht zu haben." Er senkte den Blick auf ihre halb in die durchweichte Erde eingesunkenen Stiefelchen. „Freilich, wissen möchte ich, auf welche Weise Sie selbst diesen Morast überwinden, Sie müßten denn als richtige Hexe des Fliegens kundig sein."

Er brach ab, ein Lächeln zuckte um seine Lippen. „Pardon! Ich störe offenbar. Auf Wiedersehen, wie ich hoffe."

Mit leichtem Gruß wandte er sich ab und watete als wohlerzogener Mensch die Straße hinunter, ohne sich umzusehen.

Doch das Mädchen sah sich um, befremdet über die Ursache dieses plötzlichen Rückzuges. Fünf Schritte hinter ihr, im Schatten der Hauswand, stand ein junger Mensch mit schlichtem, blondem Haar und merkwürdig hellblauen Augen, die in diesem Augenblick zornig funkelten. Er trug einen schäbigen Überzieher von verschossenem Braun, beschmutzte Stiefel mit schiefgetretenen Absätzen, zu weite Beinkleider, welche über den Stiefelschäften umgekrempelt waren; unter dem Arm hielt er eine große Mappe. Im Vergleich zu dem feingekleideten, jungen Herrn, welcher sich eben verabschiedet hatte, spielte er eine traurige Figur. Das Mädchen verzog die Unterlippe.

„Du bist's, Toni? Endlich doch! Seit einer geschlagenen Stunde warte ich auf dich."

„Die Zeit ist dir nicht lang geworden, wie ich sehe."

„Fängst da schon wieder an? Rasch, komm' hierher. Sieh' dorthin! Weißt du, wer der Herr ist?"

Toni lehnte seine Mappe an die Hauswand. „Wüßt' ich's selbst, dir würde ich doch gewiß nichts Neues damit sagen."

„Du bist ein Narr! weißt du das? Du langweilst mich mit deiner Eifersucht, die dich nicht einmal kleidet, nein, nicht besser als dein abscheulicher Rock, den einem Lumpensammler zu schenken ich dich zwanzigmal gebeten habe und den du mir zum Trotz im hellen Sonnenschein weiter trägst. Wirklich, schämen muß man sich, mit dir bekannt zu sein."

„Ich will dir das Erröten ersparen! Bin ich schon ein Narr, wie du sagst, so groß ist meine Narrheit doch nicht, daß ich bezweifelte, was ich mit meinen Augen sehe, mit meinen Händen greife! Meinetwegen brauchst du mich nicht mehr zu kennen, aber wenn du denkst, daß ich's leide, daß du dich an den Stutzer hängst —"

„Gutenmorgen." Sie schritt dem Ausgang zu.

„Tilde! warte doch! Ich habe mich den ganzen Morgen auf deinen Besuch gefreut. Ich bin vom Büreau heimgerannt, daß die Menschen mich für unklug hielten! Und nun willst du nicht einen Augenblick verweilen. — Tilde! Ich bitte dich!"

„Willst du vernünftig sein?"

„Kann ich vernünftig sein? Du bist so schön und so — so leichtherzig! Und niemand von deinen Leuten ist für mich, deine Mutter nicht, deine Schwester

schon gar nicht. Und die jungen Herren gaffen dir nach auf Schritt und Tritt, ja, ja! ich seh's täglich. Ist es da im geringsten vernünftig, zu glauben, daß du einem armen Schreiber die Treue halten werdest? Obenein bin ich kein schöner Mensch, das weiß ich; treu und verläßlich, ja, — aber was geben die Mädchen darauf? Ein klirrender Säbel oder auch ein paar Augen, die aus dem Kopf gucken wie ein paar brennende Fidibusse, als wollten sie gleich alles in ihrem Bereich ansengen, das gilt! das zählt! Dafür zertreten sie das treueste Herz."

Sie zerrte lachend mit ihrem winzigen Händchen an einem seiner keineswegs kleinen Ohren. „Dummer Toni! hattest du ein anderes Gesicht, als wir als Kinder hier zwischen den Gemüsebeeten einander haschten und du mir der liebste Spielkamerad unter allen warst, oder damals, als wir uns auf jenem Bänkchen drüben in der Bohnenlaube einander versprachen fürs Leben?! Was?"

„Ach, Tilde!" Er zog sie in seine Arme. „Hab' Geduld mit mir. Ich bin ja nur mißtrauisch, weil ich so gar nichts bedeute noch besitze, wodurch ich mein großes Glück verdiene!"

Und dann saßen sie neben einander auf der verwitterten Bank in der Bohnenlaube, von welcher zur Zeit nur die morschen Stangen in die Luft starrten, im warmen Sonnenschein und plauderten, bis eine Frau in der Hausthür auftauchte, eine früh gealterte Frau mit müdem Gang und gebeugtem Rücken. Die eine Hand unter der blauen Küchenschürze, die andere zum Schutz über die Augen gelegt, hielt sie Umschau im Garten.

Tilde sprang auf. „Nun, das ist hübsch! Deine Mutter hat das Essen schon aufgetragen, und ich bin noch hier! Schöne Schelte wird das geben daheim! Adieu, Toni! Adieu, Frau Waßmann! Nun gilt's aber flink sein!"

Sie huschte aus der Gartenpforte und den aufgeweichten Weg entlang, bog rechts um in die Hauptstraße und trat in dasselbe Haus, in welches kurz vorher die junge Schriftstellerin eingetreten war.

Frau Wingolf empfing sie vorwurfsvoll. „Wie du dich wieder verspätet hast, Mädchen! Wann soll denn nun das Mittagessen auf den Tisch kommen? Du weißt doch, daß Mila auf Pünktlichkeit hält."

Tilde verzog die vollen Lippen ein wenig und rannte ohne Antwort an der Mutter vorüber in die gemeinsame Kammer, um ihren Ausgehstaat abzustreifen. Frau Wingolf folgte ihr dorthin.

„Nun wird sie wieder böse werden und mit Recht. Ich begreife nicht, wo du dich immer so lange versäumst."

„Nun ja, ich hatte Abhaltung, Mama. Lenchen und Friedel hingen sich an mich, ich mußte für Frau Waßmann etwas Fleisch einkaufen, und dann kam Toni spät. Es geht eben nicht alles in der Welt, wie unsere Prinzessin sich's träumt."

„Dacht' ich's doch! Die Liebelei mit dem Schreiberjungen ist wieder die Ursache. Seiner Mutter gehst du zur Hand und darüber vernachlässigst du deine Pflichten gegen die eigenen Angehörigen. Und wenn's noch Ernst werden könnte! Aber der Toni ist viel zu jung zum Heiraten. Ja, thät' er's selbst, was du als Frau eines Kanzlisten zu erwarten hast, das siehst du, mein' ich, an mir."

Tilde antwortete nicht.

„Du solltest dir ein Beispiel an deiner Schwester Mila nehmen,“ fuhr die Mutter fort. „Die schaut nicht rechts noch links und rührt ihre Hände. Drum bringt sie's auch zu etwas. Und sie hat ganz recht, wenn sie sagt, ich sei zu schwach gegen dich. Das Herumbummeln taugt nicht. Ich hätte dich bei Zeiten zur Wahl eines ernsten Berufs anhalten müssen.“

Tilde blieb, das abgestreifte Kleid in der Hand, auf halbem Wege zum Schrank stehen.

„ — Aber Mama, willst du denn mit Gewalt zwei alte Jungfern großziehen? Seh' ich aus wie eine Lehrmamsell?“

Sie sah nicht so aus. Widerwillig mußte die Erzürnte ihr das zugestehen. Kein Zug in dem vollwangigen, blühenden Antlitz mahnte an die Vogelphysiognomien von Mutter und Schwester, die fein gebogene Nase sprang nicht unbescheiden vor, nicht die Andeutung eines Schattens zog sich um die großen, braunen Augen, aus welchen die fröhlichste, sorgloseste Schelmerei strahlte. Wie sie in Unterrock und Schnürleib dastand, die runden Arme, den vollen Nacken entblößt, da mahnte sie nicht an ein Geschöpf, das verurteilt ist, mit geisttötender Arbeit sein kümmerlich Brot zu erwerben, weit eher an einen schönen Kunstgegenstand, welchen der Kenner in seinem Hause aufstellt, sich zur Freude und Erbauung, ohne Rücksicht auf seinen praktischen Nutzen. Einer Eva glich sie in ihrer unberührten Frische, der Eva am Schöpfungsmorgen, nicht der aus dem Paradiese vertriebenen, mit dem Fluch der Arbeit belasteten.

Und sie schlang schmeichelnd die Arme um den Nacken der Mutter. „Du hast mich und Anton doch sonst gewähren lassen, Mama. Rede nicht so böse; es sind auch gar nicht deine eigenen Gedanken. Die Mila hat dich bloß gegen uns verhetzt.“

Diese Rede erzürnte die kaum Besänftigte aufs neue. „Schämen solltest du dich! Die Mila verhetzt nicht! Die hat ein viel besseres Herz als du! Ja wohl! Du, du denkst nur an dich und deinen Staat. Als du ein paar Mark eingenommen hattest für das Retouchieren von Photographien, — was du bald genug wieder hast liegen lassen, gerade so wie das Monogrammsticken! — was hast du damit angefangen? Eine seidene Fahne hast du dir dafür gekauft! Nicht Mutter noch Schwester haben einen Pfennig abbekommen. Die Mila wird jetzt einen ganzen Berg Geld verdienen, aber an sich denkt die zuletzt. Mir hat sie ein Samtsofa versprochen und dir will sie ein blaues Sommerkleid kaufen. —“

Ein Aufschrei der Freude unterbrach hier Frau Wingolf's Rede. Tilde fiel ihr um den Hals und erstickte sie fast mit Küssen.

„Soll ich's haben, mein blaues Kleid? wirklich? wahrhaftig? Das ist zu lieb von der Mila! — Ach, du weißt ja, Mama, ich mein's nicht so böse! Wenn ich auch mal brumme, im Grunde lass' ich mich totschlagen für unsere Prinzessin. Rasch, rasch, Mama, hilf mir die Eierkuchen einrühren. Nun soll sie auch ihr Mittagessen mit dem Glockenschlage bekommen, und ich will die Kuchen backen, genau wie sie sie gern mag, ganz rösch.“

Im Umsehen hatte das Mädchen ein schlichtes Morgenkleid übergeworfen, die Ärmel aufgestreift und stand am Herd, Feuer anzündend, in froher, hastiger Geschäftigkeit. Die Mutter sah ihr schweigend zu und dachte in ihrem Sinn, wenn kein Prinz sich fände, ihr Aschenbrödel vom Herd weg auf den Thron zu heben, dann — hätten die Prinzen eben keinen Geschmack.

Abermals ertönte die Flurglocke. Wenige Augenblicke später stürzte Tilde in der Schwester Heiligtum.

„Du, Mila, 's ist ein Herr draußen, ein feiner Herr! Ich hab' durch die Thürspalte geblinzelt. Und ich hab' ihn heute schon einmal gesehen, bei Waßmanns ging er vorüber. Der will dich sprechen. Mila, ist's denn wahr, daß du jetzt berühmt wirst und Berge Geld verdienst? und — und — bekomme ich auch mein blaues Kleid?"

„Ich hoffe es."

„Das ist zu nett! du, Mila, aber nicht wahr? mit gekrausten Ärmeln und einer langen, langen Schleife an der Seite? Ja?"

„Ganz wie es dir gefällt, Kleine. Ein Herr will mich sprechen?"

„In Geschäften. Wahrhaftig, du wirst jetzt eine wichtige Person, Mila. Und du brauchst dich gar nicht mit ihm zu beeilen. Ich gebe den Pfannkuchenteig nicht eher in die Pfanne, bis er fort ist. Das sind wir dir schuldig. Du bist unser Hausherr. Sag' mal, Mila, was will er denn eigentlich?"

„Das werden wir ja erfahren."

Gemächlich strich das Mädchen die verwirrten Stirnlöckchen zurecht und ging hinüber in die gute Stube, froh und sicher und ruhig bis ins Herz hinein. Der Besucher stand an dem mittleren Fenster, um welches Tilde äußerst geschickt eine Guirlande von lebendem Epheu gezogen hatte, und sah durch den grünen Rahmen hinaus auf das Dächergewirr, die einzelnen dazwischen aufragenden Baumwipfel und die mit dem Himmel verschwimmende Bergkette.

Bei ihrem Eintritt wandte er sich um und stellte sich vor.

„Doktor Eduard Frankenberg, Redakteur des Feuilletons der Morgenzeitung."

Er hatte das Buch der jungen Schriftstellerin gelesen, er kam persönlich sie um einen gelegentlichen Beitrag für seine Zeitung zu ersuchen. Seinen Namen kannte sie längst. Sie pflegte mit besonderer Vorliebe seine Besprechungen von Theateraufführungen und neuen Romanen zu lesen. Nun überraschte es sie, daß der Eindruck, welchen seine Persönlichkeit auf sie machte, genau der gleiche war, welchen sie von seiner Schreibweise empfangen hatte. Er war eine vornehme Erscheinung, vornehm im Ausdruck seines Gesichts, in der Ruhe seiner Haltung, vornehm bis in die Spitzen seiner dunkeln Glacehandschuhe. Es lag überdies etwas Besonderes in seinem Blick, seinem Lächeln, etwas, das ihn heraushob aus der Herde der Menschen, ihn einzig erscheinen ließ in seiner Art, so daß er Mila bekannt, vertraut erschien wie ein still im Herzen getragenes Ideal und sie es doch als das höchste Wunder an diesem Tage der Wunder empfand, daß solch Ideal leibhaftig, lebendig in der Wirklichkeit wandle.

Es dauerte eine Weile, bis sie Fassung gewann, ihn zum Niedersetzen einzuladen. Dann waren sie rasch vertieft in ein lebhaftes Gespräch über Kunstereignisse, Dramen, Lebensanschauungen, künstlerische Richtungen, — lauter Dinge, über welche sonst niemand mit der armen Mila redete, ja, für die sie in ihrer Abgeschiedenheit nicht einmal Zuhörer fand, wenn ihr das volle Herz davon überströmte, die geduldige Muck ausgenommen. Doch hatte diese wiederum den Fehler, daß sie bei den geistreichsten Erörterungen ihrer geliebten Herrin sänftlich schlief — und einer schlafenden Zuhörerschaft gegenüber erkaltet zuletzt auch der feurigste Enthusiasmus. Nun berauschte das Glück, endlich einmal ihren Anschauungen Worte leihen zu dürfen, Emilie wie ein feuriger Wein.

Als der Doktor sich spät empfahl, stand sie wie verzaubert. „Leben solche Menschen, und ich kannte sie nicht? Giebt es solch' ein Glück, und ich wußte nichts davon?"

Zwei Köpfe lugten rechts und links durch die halbgeöffneten Thüren: Tilde und die Mutter.

„Wer war's, Mila? Was wollte er?"

„Doktor Frankenberg, Mama. Und er ersuchte mich um einen Beitrag für die „Morgenzeitung". — Übrigens hast du ganz recht, Mama, mit meinen alten Kleidern geht's wirklich nicht mehr. Ich muß mir ein neues anschaffen."

Einige Tage später kehrte sie heim ohne das für ihre Unterrichtsstunden fällig gewesene Honorar, aber dafür mit einem neuen Hut und Schirm, neuen Handschuhen und dem Stoff zu einem neuen Kleide. Dies nähte sie nun, unbekümmert um das angefangene Manuskript auf ihrem Schreibtisch.

Die Mutter seufzte, als sollte ihr das Herz brechen. „Auf das Samtsofa verzichte ich ja gern, aber du weißt doch, wie sehr sich unsere Kleine auf den versprochenen Sommeranzug gefreut hat. Für den ist nun wohl nichts übrig geblieben?"

„Wenn sie nicht warten will, mag sie selbst die Hände rühren," antwortete Mila ungeduldig. „Als ich neunzehn Jahre alt war, erhielt ich durch meine Arbeit schon dich, mich und sie."

Tilde setzte eine Märtyrermiene auf. Ihr war das Kleid versprochen worden, und Mila kaufte sich's! Seit diese das viele Geld erwarb, ging die Mutter mit ihr um wie mit einem rohen Ei. Stets bekam sie Recht gegen die jüngere Schwester und: „Verdien' dir was, so hast du was," war der Kehrreim auf Tilden's leidenschaftliche Klagen. Wirklich, da half nichts, wollte sie nicht wie ein Aschenbrödel neben der geputzten Schwester einhergehen, so mußte sie wieder anfangen Bilder zu retouchieren. Sie that's trotzig, schmollend. Thränen traten ihr in die Augen und hinderten sie, klar zu sehen, so oft sie bedachte, wie viele dieser Dutzendphysiognomien sie zu menschlichem Aussehen würde zurechtstutzen müssen, ehe sie die Kaufsumme für ein einfaches Kleidchen beisammen hätte, sich damit zu schmücken, sie, die zehnmal hübscher war als alle diese nach dem Modejournal gekleideten Damen! Und wunderliche Gedanken kamen ihr in den Kopf, keine guten Gedanken. Den Pinsel in der Hand begann sie zu träumen, wie das sein würde, wenn der

Toni nicht ein vermögensloser Schreiber, sondern ein reicher Bankier, oder ein Graf, oder ein Assessor, oder auch nur ein wohlhabender Kaufmann wäre. Daß er auch gar so arm sein mußte! Die Mutter hatte wohl recht: Die Armut war aller Übel schlimmstes.

Als Mila den letzten Stich an ihrem neuen Kleide genäht hatte, legte sie's an und machte einen Abstecher von ihrem Schulweg über die Promenade. Seit Frankenberg's Besuch war eine ungewohnte Unruhe in ihr. Täglich hoffte sie ihm zu begegnen, das Gespräch von damals fortzusetzen. Sie wollte ihm gefallen! Es kränkte sie, daß er sie in unvorteilhafter Kleidung gesehen hatte, und sie fühlte ein brennendes Verlangen, sich ihm jetzt zu zeigen, verjüngt, verschönert. Aber sie traf Frankenberg nicht auf der Promenade. Das machte sie krank vor Ungeduld. Über diese großen Städte! Ein Sandkorn in einer Schale voll Sand findet man so leicht wieder wie einen Menschen, der uns in ihrem Gewühl entschwunden ist. Ihn aber wollte sie finden! An einer Anschlagsäule las sie die Anzeige der Theatervorstellung für den Abend. Es war eine Novität. Sie erinnerte sich, daß seine Pflicht als Berichterstatter seines Blattes ihn ins Theater führen würde. Rasch entschlossen ging sie zur Kasse und kaufte ein Billet. Zwar hatte sie den Abend arbeiten wollen, nachholen, was sie während der Schneidertage versäumen mußte. Aber ist eine Künstlerin nicht auch verpflichtet die Werke der Mitstrebenden kennen zu lernen? Und was lag wohl an einem einzigen Abend? Sie ging also ins Theater. Sie sah die Vorstellung mit halbem Blick, Frankenberg sehr genau. Daheim in ihrem Bett spann sie sich's weitläufig aus, wie das gewesen sein würde, wenn er sie angeredet, sie heimbegleitet hätte, was er gesagt haben würde in diesem Falle und was sie geantwortet haben würde, auch allerlei Abenteuer, die ihnen begegneten, Betrunkene, die sie beleidigten, und von denen er sie befreite, ein durchgehendes Pferd, das sie umzurennen drohte und welches er noch rechtzeitig anhielt, aber er war dabei verletzt worden, und sie pflegte ihn, und dann ging er wieder aus und besuchte sie um ihr zu danken und so weiter ins Endlose, eine phantastische Geschichte, wie sie in Büchern häufig, im Leben nimmer sich zuträgt. Während sie mit offenen Augen ins Dunkel starrte, schlug die Pendule Stunde um Stunde, eins und zwei und drei. Die Dunkelheit lichtete sich. Schon traten das Büchergestell und Muck's Schlafkorb deutlich aus der Morgendämmerung, als Mila sich zornig aufraffte. „Wirklich, ich bin toll! Doktor Wolpers hat recht. Meine Nerven sind krank. Was ist mir Doktor Frankenberg? Was kann er mir sein, daß ich mir seinetwegen eine schlaflose Nacht und einen Kopfwehtag schaffe?!"

Sie drückte den Kopf tief in die Kissen und begann in Gedanken das Lied von der Glocke herzusagen, immer gegen den Klang seiner Stimme an, die ihr im Ohr tönte, und gegen sein Bild, das in greifbarer Deutlichkeit vor ihren geschlossenen Augen stand, und als sie das Gedicht beinahe bis zum Schluß hergesagt hatte, sank sie wirklich in Schlaf.

Mit schwerem Kopf stand sie am Morgen auf und setzte sich an ihre Arbeit. Aber wie die Augen des Redakteurs während der letzten Tage aus den

Falten des entstehenden Kleides zu ihr aufgeschaut hatten, so schauten sie jetzt aus den unbeschriebenen Blättern zu ihr auf. Aus dem Kleide aufblickend hatten sie sie angespornt, die Arbeit zu beschleunigen. Aus dem werdenden Manuskript aufschauend, lähmten sie ihre Schaffenskraft. Die Gestalten des begonnenen Werkes verblichen, und ihre Hand rastete, während ihre Phantasie den Traum der Nacht weiterspann.

In ehrlicher Verzweiflung sprang sie endlich auf, tauchte ein Tuch in Wasser und kühlte ihre Stirn damit.

„Dies ist klarer Wahnsinn. Ich bin behext! Was hat dieser Mensch mir angethan?“ Dann ging es wie ein Erschrecken durch ihren Körper. „Kann es möglich sein? Liebe ich ihn?“

Sie trat an das Fenster. Die Kronen der hohen Bäume im Garten drunten reichten gerade bis zum Sims hinauf. Eine Schwarzdrossel saß auf der höchsten Pappel und flötete, die Strahlen der Frühlingssonne fluteten warm durch die Scheiben.

„Kann es sein, daß ich ihn liebe? — Warum nicht? Verdient er's nicht? Ist er nicht klüger, liebenswürdiger, talentvoller als alle Männer, die ich jemals kannte? Steh' ich selbst nicht in den Jahren, von welchen es heißt, daß in ihnen die Frau am wärmsten empfinde? Es kann sein, daß ich ihn liebe, aber — es soll nicht sein!“

Sie richtete sich auf, in ihrem Auge flammte ein Strahl der Energie, die sie durch Hindernisse und Widerwärtigkeiten jeder Art zum Erfolg geführt hatte. „Onkel Wolpers mahnt recht: für meinesgleichen taugt die Liebe nicht. Zu hoch, zu fern ist das Ziel, zu kurz das Leben. Vom geraden Wege abweichen — und lockten die Blumen abseits noch so lieblich, — heißt sich für immer verirren. Ich werde dieses Unsinns Herr werden.“

Sie konnte nichts Neues schaffen an diesem Morgen, sie versuchte es nicht mehr. Da lag ein älteres Manuskript, das einiger Umänderungen bedürftig war und ins Reine geschrieben werden mußte. Das nahm sie vor und malte geduldig Buchstaben um Buchstaben, bis in der dumpfen Abspannung, die sich ihres ganzen Wesens bemächtigte, das böse, lockende Antlitz endlich vor ihrem geistigen Auge versank. —

Tage, Wochen vergingen, Wochen voll Arbeit und Erfolg. Die neue Novelle war vollendet, gelungen, ward abgeschickt, zum Druck angenommen, und Mila lächelte, wenn sie ihres Fieberanfalls gedachte, wie man lächelt über einen wunderlichen Traum. Da fügte sich's eines Tages, daß sie von ungefähr dem Doktor begegnete. Sie tauschten einen Gruß im Vorübergehen, einen Gruß, wie Hunderte, wie Tausende ihn auf der Gasse tauschen, wie er Mila hundertmal geworden, wie sie ihn hundertmal erwidert hatte. Aber vor diesem flüchtigen Gruß, vor der Sekunde, während welcher beider Blicke in einander ruhten, sank das von Vernunft und Willenskraft mühsam errichtete Gebäude ihrer Sicherheit in sich zusammen.

In dieser Nacht träumte sie abermals mit offenen Augen und sie träumte vor ihrem Schreibtisch am nächsten Morgen, die Feder in müßiger Hand, als Tilde ihr den Besuch Doktor Frankenberg's meldete.

Er kam wegen der eingereichten Novelle. Im ganzen gefiel sie ihm wohl, doch wünschte er einige Einzelnheiten geändert. „Die Wahrheit zu gestehen, mein gnädiges Fräulein, diese unbedeutenden Änderungen sind es nicht, was mich in Person zu Ihnen führt. Vielmehr empfand ich das Verlangen, abermals eine Viertelstunde mit meiner liebenswürdigen Kollegin zu verplaudern. Ich hoffe, daß mein egoistisches Eindringen Sie nicht in wichtigem gestört hat."

Mila wurde flammend rot vor Freude. „Sie können mich niemals stören, Herr Doktor," erwiderte sie ehrlich.

„Auf Grund dieser liebenswürdigen Versicherung werde ich mir also erlauben, die kurze Frist nach Kräften zu nützen, welche mir bleibt, um mich Ihrer Gesellschaft zu erfreuen."

„Die kurze Frist?" Der Erschrockenen stand das Herz still. „Beabsichtigen Sie denn unsere Stadt zu verlassen? Ist es nicht Ihre Vaterstadt?"

„Der Abschied wird mir nicht leicht werden, denn ich bin in der That eng verwachsen mit dem Leben und Treiben meiner Heimat. Doch wird sich schwerlich gerade hier ein neuer Wirkungskreis für mich finden, und ein weichliches Anhänglichkeitsgefühl darf mich nicht veranlassen, auf einem Posten auszuharren, auf welchem ich meine Fähigkeiten nicht nutzbringend entfalten kann, meine Überzeugung den abweichenden Ansichten meines Chefs zum Opfer bringen muß. Ich sage Ihnen das im Vertrauen, öffentlich ist die Sache noch nicht, doch bin ich entschlossen, mit dem Jahreswechsel aus der Redaktion der „Morgenzeitung" auszuscheiden."

In Mila's Kopf jagten sich während dieser Rede die Gedanken. Er sollte nicht fort! Er durfte nicht fort! Und sie, sie würde ihn halten. Ja, ja! das war's! das mußte gelingen! Sie wunderte sich über sich selbst: noch hatte sie sich nicht überwinden können, in ihrem eigenen Interesse den Bruder des Doktor Wolpers aufzusuchen, wie freundlich der alte Herr ihr auch die Wege ebnete. Für ihn, der ihr da gegenüber saß, schrak sie vor keinem Bittgang zurück.

„Warten Sie. Warten Sie!" stammelte sie atemlos. „Sie sollen nicht bereuen, mir Vertrauen geschenkt zu haben. Vielleicht, — vielleicht kann ich Ihnen helfen! das heißt, nicht ich, oh nein! — nicht direkt wenigstens, ein Freund unseres Hauses, der etwas auf meine Bitten giebt, an den ich mich wenden werde. Ich hoffe, Sie sind nicht so stolz, mir diese Freude zu wehren, Sie nehmen den kleinen Dienst von mir an?"

„Ich würde glücklich sein, Ihnen danken zu dürfen, gnädiges Fräulein, nur verstehe ich nicht —"

„Kennen Sie den Buchdruckereibesitzer Adolf Wolpers?"

„Von Ansehen."

„Er beabsichtigt eine belletristische Wochenschrift herauszugeben."

„Ich habe davon gehört."

„Weder über den Charakter des Blattes noch auch in bezug auf die leitende Kraft ist, so viel ich weiß, bis jetzt ein endgiltiger Beschluß gefaßt worden. Wie wär's, wenn Sie, Herr Doktor, an die Spitze der Redaktion träten? An Raum zur Entfaltung Ihrer Eigenart würde es Ihnen hier nicht mangeln, und der Name, der Kredit, die geschäftliche Umsicht des Herrn Wolpers sichern dem Unternehmen einen festen Rückhalt für die ersten Jahre."

„Es wäre die Erfüllung meiner liebsten Träume, gnädiges Fräulein, eine Aussicht, so verlockend schön, daß ich nicht auf ihre Verwirklichung zu hoffen wage, um so weniger, als zu einem so verantwortungsreichen Posten stets ein älterer, erfahrenerer Mann ausersehen zu werden pflegt."

„Mit Unrecht. Denn hat das Alter die Erfahrung voraus, so ist bei der Jugend die Thatkraft, die rasche, fröhliche Wagelust, das Verständnis der Gegenwart. Und bei Ihnen eint sich beides, Jugendmut und Erfahrung. Gewiß, ich würde mich nicht zur Vermittlerin in dieser Sache erbieten, wenn ich nicht überzeugt wäre, Herrn Wolpers dadurch einen mindestens ebenso großen Dienst zu erweisen wie Ihnen."

Doktor Frankenberg stieg in eigentümlicher Bewegung die vier Treppen hinab. „Ein wunderbares Mädchen! klug und energisch wie ein Mann und gut, gut wie — ja, wie was? Die reine Güte ist nicht häufig in der Welt. Wo sie mit Klugheit und Talent vereint auftritt, wirkt sie unwiderstehlich. Ein wunderbares Mädchen! Wie ihre Augen leuchteten und wie sie jung aussah in ihrer Erregung! Wie alt kann sie denn überhaupt sein? Sie ist nicht alt. Nur die harte Arbeit, die Sorge um das tägliche Brot haben sie vor der Zeit altern lassen, — ihre Züge, nicht ihr Gemüt. Sie würde aufleben im Schoße des Glücks, im Arme der Liebe, sie, die unverbittert durch die schwere Schule der Armut, der Entbehrung gegangen ist." Der Liebe? warum nicht? Wie sie heute vor ihm stand, begreift er, daß sie eine Frau ist, die man lieben kann. Nur daß er ihr gar so viel danken soll, ist ihm nicht recht. Er möchte ihr geben, jeder Mann möchte dem Weibe geben, das er liebt, oder zu lieben glaubt, und nun kann er ihr nichts geben, muß seine ganze Zukunft aus ihrer Hand empfangen. Auch ihre Zeit opfert sie ihm, die Zeit, von der jeder Augenblick Geld ist, Geld, dessen sie für ihren Unterhalt und den der Ihrigen bedarf. Den Weg zu dem Buchdruckereibesitzer könnte er ihr jedenfalls abnehmen; wenn sie ihm ein Empfehlungsschreiben verschaffte, würde er selbst gehen. Was soll der Mann auch von ihm denken, wenn er ein ihm fernstehendes Mädchen sich für ihn bemühen läßt?

Er war in solchen Gedanken die halbe Straße hinuntergegangen. Jetzt kehrte er um. Er wollte diesen Plan seiner Beschützerin sofort mitteilen. Die Flurthür stand offen, die Zimmerthür war nur angelehnt. Er klopfte leise und trat ein. Vor dem Tischchen am Fenster saß Mila über Briefe oder Papiere gebeugt, wenigstens war's ihr abgetragenes schwarzes Kattunkleid, ihre Kopfhaltung. Doch als sich dieser Kopf beim Geräusche seiner Schritte zurückwandte, da trug er der Schriftstellerin Züge freilich nimmermehr: ein junges, blühendes

Gesicht schaute den Eintretenden aus lachenden Augen an, ein Gesicht, das er schon einmal gesehen zu haben meinte, — wo doch nur?

„Verzeihen Sie, ich suche Fräulein Wingolf."

„Wingolf ist wohl auch mein Name, aber die Sie suchen, bin ich drum doch nicht. Ich geh', meine gescheite Schwester zu rufen."

Diese eigentümliche Grazie des Umwendens — Richtig! jetzt erinnerte er sich.

„Warten Sie doch, gnädiges Fräulein. Sind wir nicht eigentlich alte Bekannte?"

Sie lachte. „Zaunbekanntschaften zählen nicht, Herr Doktor."

„Besonders wenn sie als Störenfriede auftreten. Es ist das mein Verhängnis Ihnen gegenüber, gnädiges Fräulein. Ich bitte für damals und heute um Entschuldigung."

„Sie meinen —" Tilde wurde rot. „Ach, damals, das war nur der junge Waßmann, der Sohn des Hauses." Ihr Blick streifte die schlanke Gestalt des Redakteurs, seine hübschen Züge, den leichten Sommeranzug von unaufdringlicher Vornehmheit in Stoff und Schnitt, gesucht einfach und doch jedenfalls so viel wert wie eines Diätars dreimonatliche Einnahme, und sie stellte ihren Verlobten daneben in seinen schief getretenen Stiefeln und mit dem unmöglichen Überrock. Wirklich, es war schwer, sehr schwer, sich zu ihm zu bekennen, — für Tilde war's unter Frankenberg's forschendem Blick unmöglich. „Wir haben früher in dem nämlichen Hause gewohnt, seine Eltern und meine Eltern, sehr viel früher, als wir Kinder waren. Nun besuche ich seine Mutter noch ab und zu."

Den Redakteur berührte diese Erklärung angenehm, er wußte selbst nicht. warum? Um das Gespräch in die Länge zu ziehen, deutete er auf das Tischchen.

„Sie retouchieren, wie ich sehe, gnädiges Fräulein."

„Ach ja." Mit einem tiefen Seufzer.

„Ist's schwer?" fragte er gutmütig.

„Urteilen Sie selbst." Sie nahm zwei Photographien auf. „Sehen Sie: so steht dies Gesicht auf der Platte und so geht es aus meinen Händen hervor. Mir deucht, die Dame ist mir zu einigem Danke verpflichtet."

Frankenberg mußte lachen, der Gegensatz war grotesk. Und dann wurde er sehr ernst. Ein inniges Mitleid überkam ihn mit dem hübschen, lebensfrohen Geschöpf, das seine herrlichen Augen verdarb über den feinen Pünktchen und Strichelchen, Augen wahrlich eher gemacht, Glück zu spenden und Freude um sich zu verbreiten durch ihren Blick, und die sich nun im Zwang knechtischer Arbeit vor der Zeit trüben würden ganz wie die der älteren Schwester. Ohne Zweifel hatte die Schriftstellerin einmal ausgesehen wie diese hier. Konnten wenige Jahre der Überanstrengung einen Menschen so traurig verändern? Arme Mila! Ärmere Kleine!

„Ja, wenn ich unserer Prinzessin Ausdauer besäße," fuhr Tilde fort, die ebensowenig wie ihr Partner Eile hatte, das Gespräch abzubrechen. „Wir nennen Mila immer unsere Prinzessin, müssen Sie wissen, nicht, daß sie sich's bequem machte, wie eine Prinzessin, behüte! Ruhe und Muße gönnt die sich keinen Augen-

blick, aber weil sie unser Haupt ist und das ganze Haus kommandiert, wie's ihr auch zukommt, weil sie so furchtbar klug ist. Ich wundere mich oft, woher sie nur all' ihre Gedanken nimmt, und dann bin ich verdrießlich, daß ich selbst so sehr zu kurz gekommen bin.

„Mir scheint, Sie dürfen zufrieden sein.“

Wie sie vor ihm stand, das Köpfchen ein wenig zur Seite geneigt, während die Zähne zwischen den schelmisch lächelnden Lippen hervorblitzten und die großen Augen ihn anstrahlten, dünkte die Kleine ihm die Verkörperung der Jugend, der Poesie, der Unschuld.

„O, ich gönn's ihr, was sie voraus hat,“ beteuerte Tilde eifrig. „Alles Beste gönn' ich ihr. Sie verdient's! Und eitel bin ich auf ihre Berühmtheit, ungeheuer eitel!“

„Sie verziehen sie wohl sehr?“

„Man thut, was man kann. Das müßte auch eine abscheuliche Person sein, die einer solchen Schwester nicht die Wünsche an den Augen ablesen wollte.“

Und sie fuhr fort, der andern Loblied zu singen, die kleine Unschuld, auf eine Weise, daß Mila, hätte sie's hören können, wohl ein gewaltig Staunen angewandelt haben würde. Nicht klares Bewußtsein, — der dunkle Grund, aus welchem ihre Thaten quollen, trat selten klar vor Tilden's Bewußtsein, — der unfehlbare Instinkt des Weibes, das gefallen will, sagte ihr, daß von dem Glorienschein, mit welchem sie vor den Augen des hübschen jungen Mannes freigiebig der Schwester Haupt umrahmte, der hellere Glanz auf sie selbst zurückfallen müsse.

Und Frankenberg vergaß, was er Mila hatte sagen wollen, und verließ das Haus, erregter das zweite als das erste Mal. Er glaubte in ein Feenland eingedrungen zu sein. Hatte er so lange gelebt, so viele Menschen kennen gelernt, um die auserwähltesten, herrlichsten abseits von der Straße, auf der die Strebenden sich zusammendrängen, in den bescheidensten Verhältnissen zu finden? Oder wo hatte er je gesehen, was sich diesen beiden Schwestern an die Seite stellen ließ?

Mila befand sich inzwischen auf dem Wege zu Doktor Wolpers. Seine Sprechstunden waren beendet, sie wurde sofort vorgelassen.

„Grüß' Gott, Mila. Ihr Antlitz strahlt ja. Was bringen Sie Gutes, Kind?“

„Wirklich Gutes, Onkel Wolpers! Einen guten Gedanken; und Sie sollen mir helfen ihn zu verwirklichen.“ Danach trug sie ihr Anliegen vor mit glühenden Wangen, mit der stürmischen Beredsamkeit der Leidenschaft.

Er hörte sie ohne Unterbrechung zu Ende. Sein Blick, der mit Milde auf ihr ruhte, wurde womöglich noch milder, in dem Maß, wie sie vorrückte. Endlich schüttelte er den Kopf.

„Ich hoffte, Kind, Sie würden etwas für sich selbst erbitten. Sie wissen, mein Bruder erwartet von Ihnen einen sensationellen Roman.“

„Ich bringe Ihnen weit wertvolleres: kein totes Buch, eine lebendige Kraft.“

„Ja, ja, ich weiß; es ist Ihre Gewohnheit gewesen von Kindheit auf, sich selbst zu vergessen um anderer willen. Aber dieser andre — verstehen Sie mich recht. Ich sage nichts gegen Doktor Frankenberg's Person. Er soll ein talentvoller Schriftsteller sein, ein ehrenwerter Charakter; man sagt's, ich glaub's. Gleichwohl — verzeihen Sie mir eine indiskrete Frage: was ist dieser Doktor Frankenberg Ihnen, daß Sie sich mit solcher Wärme für ihn verwenden?“

Mila errötete. „Wie kann die Wärme meiner Verwendung Sie wunder nehmen, Onkel Wolpers, da Sie selbst zugestehen, mein Schützling sei ein talentvoller Schriftsteller, ein ehrenhafter Charakter. Er ist überdies, das kann ich aus Erfahrung hinzufügen, ein liebenswürdiger Mensch —

„— den Sie lieben.“

Mila lachte; es klang gezwungen. „Dacht' ich's doch, daß Sie da hinauswollten! Ihr ewiges Schreckgespenst! Nein, nein, ich liebe ihn nicht. Mama hat's Ihnen schon gesagt, Onkel Wolpers, über solche Thorheit bin ich hinaus.“

„Werden Sie nicht ungehalten, kleine George Sand! Ich gönne Ihnen jedes Glück. Das Beste wäre mir eben gut genug für Sie. Ich gönne Ihnen auch eine glückliche Liebe, ja, von Herzen. Aber zu einer unglücklichen, welche dem Menschen Mark und Kraft aussaugt, sind Sie mir zu schade. Der Beste von uns ist's nicht wert, daß Sie sich in unerwiderter Liebe um ihn verzehren. Verzehren, das ist das Wort. Lachen Sie nicht. Da, wie Ihr Puls wieder fliegt! Sie haben nicht hausgehalten mit Ihren Kräften in der Zeit des Überflusses. Der Rückschlag bleibt niemals aus. Sie müssen sich schonen, Mila, der Arzt sagt Ihnen das. Mäßig in der Arbeit, mäßig im Vergnügen und vor allem jede Erregung vermeiden.“

„Aber Onkel Wolpers, ich fühle mich gesund, gesund, frisch und unternehmungslustig wie nie in meinem Leben!“

„Um so besser. — Schicken Sie mir Doktor Frankenberg. Ich will mit meinem Bruder reden. Sie kennen meine Schwäche, kleine Hexe. Was ich Ihnen zu Liebe thun kann, geschieht gewiß. Nun machen Sie aber auch dem alten Onkel Freude. Schreiten Sie stetig fort auf der Bahn des Erfolges, die Sie mit Glück betreten haben, Schritt für Schritt, aber vorwärts mit jedem und schonen und pflegen Sie Ihre Gesundheit. Ruhe, ein tüchtiges Streben und frischer, froher Mut, das sind drei Lebenselixire, derengleichen in keiner Apotheke verkauft werden. Auf baldiges Wiedersehen!“

Mila kehrte in gehobener Stimmung heim. An welches Unternehmen immer ihr Geist sich in dieser Zeit wagte, sie brachte das kühnste zum Gelingen. Ihre ältesten Arbeiten fanden Aufnahme und Anerkennung, ihre neuen Arbeiten freilich, die rückten nicht sonderlich vom Fleck. Aber wer kann arbeiten, wenn ihm das Herz in der Brust so voll Freude, voll Hoffnung, voll Erwartung schlägt? Dies dumme, vorlaute Herz, das sich gar nicht wieder zur Ruhe geben will. Später wird Zeit sein, das Versäumte nachzuholen. Einstweilen befolgt sie Doktor

Wolper's Mahnung: sie pflegt ihre Gesundheit, in frischer Luft streift sie herum, die altbekannten Gassen der Stadt auf und nieder, und die Häuser scheinen ihr andere Physiognomien zu tragen als vordem, sie lächeln und blinzeln ihr zu, sie sind mit froh geworden an ihrer Freude. Und wenn sie zwischen diesen alten lieben Häusern zufällig dem Doktor Frankenberg begegnet, dann ist's, als würden die verwitterten Steinfassaden jung, so leuchten sie, und die Karyatiden unter den Balkonen nicken ihr zu mit den schwer belasteten Häuptern.

Es dauert auch gar nicht lange, da tritt Doktor Frankenberg wieder bei ihr ein. Er bringt ihr das Honorar für ihre Novelle und erkundigt sich nach dem Erfolg ihrer Verwendung. Sie ist glückselig, ihm gutes melden zu können. Doktor Wolpers hat geschrieben. Sobald sein Bruder von einer längeren Geschäftsreise zurückkehrt, beabsichtigt derselbe in Unterhandlungen mit dem jungen Redakteur zu treten. Frankenberg dankt ihr bewegt. Er ist aufmerksam, höflich wie immer, und doch will es Mila bedünken, als stehe etwas Fremdes zwischen ihnen, als gäbe er sich nicht ganz so frei, so offen wie bei seinen beiden ersten Besuchen. Was ist's, das ihn innerlich beschäftigt, das er ihr verheimlicht?

Da öffnet sich die Thür, Tilde tritt ein mit einer Flasche Wein und Gläsern, Tilde im Sonntagskleid. Warum kommt sie? Warum hat sie zu der einfachen Verrichtung ihren Sonntagsstaat angelegt?

„Ernste Beratungen bedürfen der Anfeuchtung, Herr Doktor, sonst werden sie zu trocken. Meine gelehrte Schwester denkt nur an Ihren Geist, erlauben Sie deshalb mir, für Ihr körperliches Wohlbefinden Sorge zu tragen.“

Sie setzt Wein und Gläser auf den Tisch. Frankenberg ist aufgesprungen und sagt ihr verbindliches, während er sich eifrig bemüht, ihr behilflich zu sein. Wie seine Augen leuchten! Ein stechender Schmerz durchzuckt Mila's Brust bei dem Anblick, ihre Finger krümmen sich gegen die Handflächen.

„Die Herrschaften kennen einander bereits?“

„Ich hatte neulich den Vorzug, Ihrem Fräulein Schwester hier im Hause zu begegnen.“

Und das hat Tilde ihr verschwiegen! Die Hand, welche das Glas, das Tilde ihr reicht, ergreifen will, zittert so heftig, daß sie es umstößt, aber in ihrer Erbitterung giebt sie der andern die Schuld.

„Wie ungeschickt du wieder bist, Tilde!“

Die Schwester sagt kein Wort. Sie nimmt das Wischtuch aus einem Wandkorb und bemüht sich emsig, den vergossenen Wein vom Tische, vom Boden, von der Schwester Kleid aufzutupfen. Auch hierbei erweist Doktor Frankenberg sich hilfreich. Mila steht wie eine Bildsäule.

„Welchen Aufstand du verursachest, Tilde! Der Herr Doktor und ich, wir haben über ernste Angelegenheiten mit einander zu reden. Du störst uns.“

Und wieder sagt Tilde kein Wort, legt das Tuch an seinen Platz, nimmt das Präsentierbrett und geht hinaus, jeder Zoll das unschuldig, von der bösen Schwester gekränkte Aschenbrödel. Es muß einen Stein erbarmen, ihre Demut zu sehen, und Doktor Frankenberg ist kein Stein.

Kein behagliches Gespräch konnte mehr aufkommen. Frankenberg empfahl sich bald. Als er an der Küchenthür vorüber kam, vernahm er dahinter ein verhaltenes Schluchzen.

Mila war zurückgeblieben, tief unzufrieden mit sich selbst. „Bin ich nicht eine Närrin?" dachte sie. „Was wandelte mich an? Wie? Eifersüchtig? richtig eifersüchtig? ich, die ich ihn nicht liebe, nicht lieben will! Und eifersüchtig auf dies Kind! Ist's edel, sie dafür büßen zu lassen, daß sie jung ist und hübsch und fröhlich, während du früh gealtert, verblüht, voll Sorge und Ernst neben ihr stehst? Schäme dich, Mila. Wahrhaftig, ich glaube, der Erfolg steigt dir zu Kopfe und macht dich eigensüchtig, herrisch und wunderlich. Das muß gut gemacht werden!"

Sie ging in ihre Kammer, nahm aus einer Lade drei Doppelkronen von dem zuletzt eingegangenen Honorar und ging in die Küche, wo Tilde am Tische stand und Fleisch für den Mittag hackte. Mila zeigte sich immer sehr empfindlich gegen das Klappern des Hackmessers. Gleichwohl hielt die vorsorgliche Schwester nicht in ihrer Arbeit inne, im Gegenteil, sie klapperte noch ein bischen lauter, und ihre Lippen waren schmollend aufgeworfen.

„Kleine", redete Mila gutmütig in das Geklapper hinein, „du hast dir ein Kleid gewünscht. Seit gestern hab' ich das Geld dazu bekommen. Hier, nimm."

Tilde sah sich gar nicht nach ihr um. „Weißt Du, in Doktor Frankenberg's Gegenwart brauchtest du mich gerade nicht auszuschelten wie eine Dienstmagd. Und das Glas hast du umgestoßen obenein."

„Du hast recht; ich werde es nicht wieder thun."

Tilde brach in Thränen aus. „Es ist zu ungerecht, wie ich von dir behandelt werde! Gescholten, mißachtet wie eine Dienerin, da ich doch alles thue, was ich dir an den Augen absehen kann! Da ich dir doch jede Freude, jeden Wunsch zum Opfer bringe!"

„Na, Kleine, zum Opferlamm fehlt dir noch einiges. Rühr' dich nur nicht selber mit der Aufzählung all' deines Unglücks. Kauf' dir lieber ein hübsches Kleid und geh' am Sonntag damit zu Waßmann's."

„Ich gehe nie mehr zu Waßmanns," schluchzte Tilde.

„Warum denn nicht?"

„Du willst ja nicht, daß der Anton und ich uns lieb haben sollen! Und — da hab' ich ihm eben abgeschrieben. Ja wohl! vorigen Montag war's. Sogar meinen Anton hab' ich dir zum Opfer gebracht —"

Mila wurde bleich wie die weißen Porzellannäpfe im Küchenspind. „Abgeschrieben?! dem Anton?! ohne den nicht leben zu können du stets beteuert hast! Den Anton hättest du mir geopfert?" — Sie faßte mit schmerzendem Griff den Arm des Mädchens. „Lüg' nicht! Mir — oder dem Doktor Frankenberg?"

Tilde schrie laut auf; die Mutter kam erschrocken herbei.

„Um Jesus Willen! was giebt's? Vertragt Euch doch!"

Mila sagte kein Wort mehr. Sie wandte sich kurz um und ging auf ihr Zimmer.

„'sist wieder kein Auskommen mit der Prinzessin, Mama," klagte Tilde. „Sogar dem Anton hab' ich abgeschrieben, weil sie von unserer Liebe nichts wissen wollte, und nun ist ihr auch das nicht recht! Nun macht sie mir noch Vorwürfe!"

Frau Wingolf war ebenso verblüfft wie ihre Älteste. „Dem Anton? Du hast dem Anton abgeschrieben?"

„Nun ja. Sonderbar seid ihr! Nun bist du am Ende auch nicht damit einverstanden, Mama?!"

„Aber weshalb denn nur?"

„Ja, ihr habt doch immer gescholten, wenn ich zu Waßmann's ging! Und du hast gesagt, der Anton wäre arm, und unser Verspruch wäre eine Kinderei, und es könnte im Leben nichts daraus werden. Und wenn doch nichts daraus werden kann, hab' ich mir gedacht, warum soll ich euch Kummer und Ärger deswegen machen?"

Frau Wingolf schüttelte den Kopf. Es war ihr nicht lieb gewesen, daß ihre Tilde sich an den Schreibersjungen hängte, sie wollte höher hinaus mit ihrem schönen Liebling. Nein, diese Jugendneigung war ihr nicht lieb, aber sie besaß ein rechtschaffenes, treues Gemüt. Der Anton, das wußte sie, hing an ihrer Tochter mit abgöttischer Liebe, und nun war's ihr bitter peinlich, und sie schämte sich, daß ihr Kind, ihre Tilde, mit dem Herzen des ehrlichen Burschen ihr Spiel getrieben hatte.

Die Tochter mißverstand ihre Empfindung. „Warum siehst du mich so betrübt an? Macht die Zukunft von solch' einem unberechenbaren Ding, wie ich bin, dir Sorge? Gräm' dich nicht, Mama. Sieh', es kann in der Welt nicht lauter tugendsame Küchengewächse geben; hier und da sprießt auch einmal ein lustiges, buntes Unkräutlein zwischen ihren steifen Reihen auf. Solch' ein Unkräutlein bin ich, denk' ich mir. Die ehrsamen Köche gehen naserümpfend an mir vorüber, aber getrost! Es kommt wohl einmal ein gelehrter Professor des Weges, der mich wissenschaftshalber in seine Trommel einheimst." Sie klimperte behaglich mit den Goldstücken, welche Mila auf dem Tische zurückgelassen hatte.

„Ein feiner Anzug wird das werden. Rot oder blau? zu welcher Farbe rätst du mir, Mama?" — — —

(Schluß folgt.)

Aus der Familienchronik von Robert Koch.

Biographische Mitteilungen
von
Robert Biewend,
Bergrat in Klausthal.

(Fortsetzung.)

Von Natur stiller als die lebhaften Geschwister, deren die Pflege der Leibesübungen, des Schwimmens, Schlittschuhlaufens, Kletterns und Turnens, über alles ging, liebte Robert Koch es, den geräuschvollen Spielen sich entziehend, in einer verborgenen Ecke seinen naturwissenschaftlichen Studien obzuliegen, welche durch seine rasch wachsenden Sammlungen stets neue Nahrung erhielten.

In dieser Hinsicht fand er schon früh Unterstützung bei seinem Großvater Biewend, welcher, selbst ein großer Freund der Naturwissenschaften, gleichfalls eifrig und mit Verständnis das Sammeln von Mineralien und Gesteinen, Pflanzen, Insekten u. dergl. betrieb.

Auch eine andere Neigung Koch's, seine Vorliebe für das Schachspiel, ward durch diesen Großvater auf ihn vererbt. Letzterer, welcher als pensionierter Beamter in Goslar lebte, pflegte, wenn er zum Besuche nach Klausthal kam, beim Spielen mit den Enkeln kleine Geldprämien für den Gewinner auszusetzen. Mit Bezug hierauf schreibt der junge Gymnasiast im März 1859 an denselben: „Wenn Du aber wieder mit uns Schach spielst, so wollte ich Dir nur raten, statt zwei Gutegroschen höchstens einen zu setzen, sonst würden wir Dir viel abgewinnen, denn wir haben uns diesen Winter sehr geübt und besonders en quatre gespielt.“ An dem Spiele pflegten außer Robert Koch und dessen älterem Bruder Wilhelm der Verfasser und einige Schulfreunde teilzunehmen. Es wurde in den Ferien und an Sonntagen oft stundenlang hintereinander mit der größten Leidenschaft, welche sich auch den schachkundigen Zuschauern mitteilte, gespielt und zwar am liebsten das jetzt fast ganz außer Gebrauch gekommene Schach zu vieren. Nicht selten geschah es hierbei, daß das Spiel durch Umstülpen der Figuren von seiten eines heißblütigen Verlierenden, welchen die Korona durch vorzeitiges Anstimmen eines mit Klavierbegleitung vorgetragenen Triumphgesanges aufs höchste zu reizen pflegte, ein jähes Ende nahm, was uns übrigens nicht hinderte, nach einigen, der Beruhigung gewidmeten Minuten in friedlichster Weise das Spiel von neuem zu beginnen.

Um diese Zeit trat an Koch die Frage heran, welchem Lebensberufe er sich widmen solle. Sein Vater hatte schon im Jahre 1850, als Koch erst sieben Jahre zählte, auf Grund seiner damaligen Vermögensverhältnisse und der geistigen Ver-

anlagung seiner Söhne, insoweit dieselbe sich bereits übersehen ließ, einen „Erziehungsplan“ aufgestellt, aus welchem hervorgeht, daß sämtliche Söhne neben ihrem Brotfach ein Handwerk erlernen sollten. Demgemäß sollte der Älteste Landwirt werden (ist geschehen) und daneben das Zimmerhandwerk erlernen. Der Zweite sollte Theologie studieren und daneben sich das Tischlerhandwerk aneignen (er wurde Kaufmann und daneben praktischer Bergmann und starb in Mexiko als Bergwerksbesitzer). Da die Mittel nicht ausreichten, die übrigen auch studieren zu lassen, so sollte Robert zwei Jahre nach seiner Konfirmation als Handlungslehrling in ein kaufmännisches Geschäft eintreten und daneben das Schuhmacherhandwerk erlernen. Thatsächlich gestalteten sich die Verhältnisse jedoch so, daß nur einige der Söhne Talent und Neigung zum Studieren zeigten. Infolgedessen und durch bessere Einnahmen ward es dem Vater ermöglicht, den Kindern in der Wahl ihres Berufes völlig freie Hand zu lassen unter der Voraussetzung, daß das gewählte Fach einen genügenden Broterwerb garantierte. Auch die Idee des Reservehandwerks wurde aufgegeben.

Am liebsten hätte Robert Koch sich wohl ganz dem Studium der Naturwissenschaften gewidmet und bei seiner ausgesprochenen Neigung, fremde Länder zu bereisen und zu studieren, würde er wohl einen ausgezeichneten Forschungsreisenden abgegeben haben. Aber hierzu fehlten die Mittel; er mußte sich also darauf beschränken, ein Fach zu wählen, welches, eine naturwissenschaftliche Grundlage erfordernd, ihm das Studium seiner Lieblings-Wissenschaften gestattete. Als solches wählte er den ärztlichen Beruf. Dabei hegte er die Hoffnung, als Schiffsarzt seiner Reiselust genügen, oder in überseeischen Ländern sich eine Praxis suchen zu können. Seinen Auswanderungsgedanken ward erst nach beendetem Studium durch seine frühzeitige Verlobung und Verheiratung ein Ziel gesetzt.

Die Erfüllung des Wunsches, ausschließlich seinen wissenschaftlichen Studien leben zu können und daneben Erfrischung und Anregung zu neuen Arbeiten in der Ausführung interessanter Reisen suchen zu dürfen, ist Koch in vollem Maße erst jetzt durch die im vergangenen Herbst stattgehabte Befreiung von seiner bisherigen dienstlichen Thätigkeit zu Teil geworden. Durch die Erbauung der jetzt im Entstehen begriffenen bakteriologischen Institute mit Krankensälen &c. ist es Koch ermöglicht worden, auf dem mit unerreichtem Erfolge kultivierten Gebiete unbehindert durch andere Pflichten weiter zu arbeiten und neue Triumphe zum Wohle der leidenden Menschheit zu erkämpfen.

Nach Ablegung der Reifeprüfung am Klausthaler Gymnasium bezog Koch Ostern 1862 die Universität Göttingen. Seinen Antritt daselbst schildert er in einem an seine Mutter gerichteten Briefe vom 2. Mai 1862 folgendermaßen:

„Hier ist es wie im August so heiß; kaum kann man noch des Mittags aus dem Hause gehen vor Hitze. Diese Hitze ist aber auch das Einzige, was mich plagt, sonst habe ich mich recht schnell an alles gewöhnt, als: schlechtes

Wasser, ein Bett, in dem man vor vielen Decken verschwindet, Wirtshausessen und was sonst noch für Kleinigkeiten sind. Mein Essen habe ich so billig, als nur irgend möglich ist, eingerichtet. Morgens trinke ich Milch und esse ein Stück Brod dazu, Mittags den sogenannten Aschanti und zwar 3/4 Portion von der schlechtesten Sorte und Abends ein Schmalzbrod. An Frühstück und Nachmittagsbrod darf ich nicht denken, weil sonst mein Brod nicht ausreicht. Und doch, trotzdem ich soviel als möglich zu sparen suche, verschwindet das Geld im Umsehen. Über 16 Thaler habe ich für Kollegien, 7 Thaler für die Immatrikulation bezahlen, dann theure Lehrbücher anschaffen und eine Menge Geld für Kleinigkeiten ausgeben müssen."

„Papa wird diesen Brief ja wohl auch lesen und so will ich ihm denn schreiben, welche Kollegia ich belegt habe; nämlich Trigonometrie und Steonometrie bei Ulrich, Physik bei Weber und Botanik bei Griesebach. Zusammen sind es 17 Stunden und doch habe ich für diese wenigen Kollegia so viel zu thun, daß mir nicht viel Zeit übrig bleibt. Selbst der Sonnabend und Sonntag sind durch botanische Excursionen in Anspruch genommen. Herr Professor Ulrich hat mir abgeraten, jetzt schon in das mathematisch-physikalische Seminar zu gehen und so habe ich es denn auch gelassen. In das literarische Museum bin ich ebenfalls noch nicht eingetreten, weil das Sommersemester zu kurz ist und weil ich meine freie Zeit auf andere Weise verwenden muß."

Zu Koch's Freude gelang es seinem Vater im folgenden Jahre ein Stipendium zu erwirken, dahingegen scheiterten seine Bemühungen um einen Freitisch. Der „Aschanti"-Mittagstisch erwies sich jedoch, besonders im Sommer, als so ungenießbar, daß Koch trotz aller Sparsamkeit denselben mit einem Wirtshausessen zu monatlich 6 Thalern vertauschte, welchem Umstande er namentlich seinen guten Gesundheitszustand zu verdanken glaubte. Inzwischen ward das Studium so eifrig fortgesetzt, daß selbst die lockendsten Einladungen für die Sommerferien aus jeglichem Mangel an Zeit und Geld abgelehnt werden mußten. Die Briefe aus Göttingen an seine Eltern geben Zeugnis von seiner nicht erlahmenden Arbeitsfreudigkeit. So schreibt er am 9. Okt. 1863 an seine Mutter, nachdem er bedauernd das Unheil geschildert, das eine aufgegangene Flasche an seiner Wäsche angerichtet: „Dies ist also ein Pech, welches mich getroffen hat; dagegen habe ich auch Glück gehabt, daß ich gleich Arbeit vorfand bei meiner Ankunft, da am Tage vorher eine frische Leiche angekommen war."

Der Erfolg seiner Thätigkeit blieb denn auch nicht aus, denn unter dem 11. Juni 1865 konnte er seinem Vater die Mitteilung machen, daß ihm ein Preis zuerteilt worden sei. Die Mitteilung erfolgte mit der von Koch allgemein bekannten, schlichten Bescheidenheit. Mit besonderer Genugthuung erfüllte es ihn, darauf hinweisen zu können, daß seine vom eigenen Vater vor kurzem noch mit Mißtrauen betrachteten Kenntnisse nun an maßgebender Stelle die gebührende Anerkennung gefunden hatten. Dem Vater, welcher über zunehmende Korpulenz zu klagen hatte, wollte nämlich die ihm von seinem Sohne em-

pfohlene karge, seinem Geschmacke nicht sonderlich zusagende Kost nicht behagen, und als ihm nun endlich gar die von ihm bisher für so unschuldig gehaltene Kartoffel als fetterzeugend denunziert ward, da konnte er es doch nicht unterlassen, Zweifel an der Zuverlässigkeit dieser Behauptung zu äußern. Die betreffende Stelle des Briefes lautet: „Obgleich Du bei unserem letzten Zusammensein keine allzuhohe Meinung zu haben schienst von meinem medicinischen Wissen im allgemeinen und von der merkwürdigen Eigenschaft der Kartoffeln, magere Leute fett zu machen, insbesonders, so ereignet es sich doch bisweilen, daß auch eine blinde Taube ein Korn findet, wie es mir jetzt z. B. ergangen ist. Nämlich bei der diesmaligen Preisverteilung ist mir für meine Arbeit der Preis zuerkannt. Alle näheren Umstände werde ich Euch später mitteilen."

Dieser nicht geahnte Erfolg erfüllte den Vater Koch's mit großer Freude, und als bald weitere Erfolge sich hinzugesellten, begann er die künftige Größe des Sohnes zu ahnen. Selten wohl gab es einen Vater, der — seine eigenen nicht unbedeutenden Leistungen hintanstellend — so ganz dem Ruhme seines Kindes lebte. Jeder weitere Fortschritt des letzteren auf der Bahn des Ruhmes steigerte seinen Freudensrausch, und tief schmerzlich war es den Hinterbliebenen, daß der durch den Sohn so hoch beglückte Mann die den Weltruhm des letzteren begründenden Thaten, die Entdeckung der Tuberkel- und der Cholera-Bacillen, nicht mehr erleben sollte!

Auch die Mutter hatte ihre Freude an dem nun herangewachsenen Sohne. Früher freilich hatten sie die durch seine wissenschaftlichen Neigungen rasch wachsenden Bedürfnisse mit Sorge erfüllt. „Wie wird Robert," so schreibt sie am 7. Oktober 1861, „mit seinen vielen Geschichten fahren, der muß immer neue und andere Bedürfnisse haben, während Wilhelm" (der zweitälteste Sohn) „sich mit dem Nötigsten zu den dringendsten Bedürfnissen behilft." Aber als er nun von Göttingen in den Ferien zurückkommt und sich einige Tage mit ihr in dem benachbarten Badeorte Grund aufhält, da schreibt die Mutter am 28. August 1865 an des Verfassers Mutter: „Ein Trost, Stütze und lieber Gesellschafter ist mir Robert; mit seiner klaren, ruhigen Anschauung hilft er mir freundschaftlich rathend über manches hinweg. Er wurde förmlich von meinen vielen lieben Bekannten in Grund gefeiert. Hier las er vor, mit jenem spielte er Schach, dort mußte er eine Wunde verbinden, den jungen Mädchen buk er Spiegeleier im Walde, dann mußte er mit einem Herrn spazieren gehen, der sich an seiner sinnigen Unterhaltung erfreute, und gegen alle war er gleich gefällig."

Diese liebevollen Worte der Mutter zeichnen uns den damaligen Studenten, und ganz dieselben Eigenschaften, welche wir hier schon angedeutet sehen, finden wir in vervollkommneter Weise beim gereiften Manne wieder.

Es möge uns gestattet sein, bei dieser Gelegenheit auf die Charaktereigenschaften und Eigentümlichkeiten Koch's — denn auch solche fehlen dem Gelehrten keineswegs, ist doch fast jeder bedeutende Mann mehr oder weniger ein Orginal — etwas näher einzugehen. Koch's große persönliche Liebenswürdigkeit, sein

schlichtes und bescheidenes Wesen werden mit Recht allgemein gerühmt, und doch wird mancher ihn von ganz anderer Seite kennen gelernt haben. Seine Freundlichkeit verwandelt sich in kalte Höflichkeit, sobald er Fremden gegenübersteht, welche nicht das Interesse für die Wissenschaft oder persönliche Zuneigung zu ihm führen, sondern welche ihn aufsuchen und in seiner Arbeit, oder in der Behaglichkeit seiner Muße stören, um den berühmten Mann gesehen und gesprochen zu haben, welche sich seines Einflusses bedienen wollen, um Vorteile für sich zu erreichen, welche ihn auszuhorchen suchen, um die Gespräche der Öffentlichkeit zu übergeben, oder welche ihn an sich heran zu ziehen suchen, um sich des Verkehrs mit ihm zu rühmen, Leute, welche mit groben oder feinen Schmeicheleien an ihn herantreten. Da macht Koch keinen Unterschied, und mancher Hochstehende, welcher, überzeugt davon, daß sein Name allein hinreichen werde, den Gelehrten für sich zu gewinnen, hat eine bittere Enttäuschung erlebt. In solchen Fällen kann Koch, dem nichts widerlicher ist als das Anhören von Schmeicheleien, recht frostig werden. Öffentliche Ehrenbezeugungen und Ovationen sind ihm gleichfalls höchst peinlich. Bekannt ist es, wie er, nachdem es ihm gelungen, dem von den Berliner Ruder- und Turner-Vereinen ihm zugedachten Fackelzuge zu entgehen, aus der großen Scylla in die kleine Charybdis geriet. Koch hatte sich nämlich Ende Dezember vorigen Jahres nach Klausthal begeben mit der ausgesprochenen Absicht, dort einige Tage der Ruhe zu verleben. Kaum aber ward dieses bekannt, als die Krieger-, Turner- und Gesangvereine sich regten, um Koch durch einen Fackelzug zu ehren. Vergeblich waren alle Abmahnungen von seiten der Verwandten Koch's. Die Bürger glaubten ein Anrecht darauf zu haben, ihren Ehrenbürger in seiner Vaterstadt zu begrüßen, und wer wollte ihnen dieses nicht zugestehen? Es blieb also weiter nichts übrig, als Koch die ihm drohende Gefahr, so lange es eben ging, zu verheimlichen. Eines Abends, von einer gemütlichen Schlittenfahrt soeben zurückgekehrt, hörten wir bereits die lustige Musik der herannahenden Vereine erschallen, der Himmel begann sich vom Lichte der Fackeln zu röten, da mußte das unselige Geständnis gemacht werden. Koch's Entrüstung war keine geringe, in der ersten Aufregung stellte er sogar seine sofortige Abreise in Aussicht. Da dieselbe indessen unausführbar, so blieb dem Gelehrten nichts weiter übrig, als das Unvermeidliche mit Würde zu ertragen. Nachdem er geduldig die Ansprache der Deputation angehört und sie in längerer Rede erwidert, richtete der Präsident des Kriegervereins, Herr Landtagsabgeordneter Oberbergrat Engels, folgende Worte an ihn, welche unter geschickter Vermeidung aller Schmeicheleien das Eigentümliche der Situation erkennen lassen.

Hochgeehrter Herr Geheimrat und Professor Koch!

Wir haben in den Zeitungen gelesen und von Ihren verehrten Geschwistern versichern hören, daß Ihnen die persönlichen Lobeserhebungen Ihres Ruhmes durchaus zuwider sind. Wir haben die Befürchtung aussprechen hören, daß Sie womöglich abreisen würden, wenn Ihnen eine Ovation dargebracht würde [1]. Im

[1] Durch Neigen des Kopfes bei diesen Worten gab Koch zu erkennen, daß diese Befürchtung gerechtfertigt gewesen sei.

geheimen sind aber die Vereine thätig gewesen, um möglichst unbemerkt Ihnen einen Gruß der Bergstadt Klausthal darzubringen. Daß Ihre Vaterstadt Sie nicht unbehelligt lassen konnte, damit wollen Sie diesen Überfall freundlichst entschuldigen. Wir sind nicht gekommen, auch nicht dazu berufen, Ihren Ruhm zu verkünden; wir wollen Ihnen nicht schmeichlerische Worte sagen, aber wir wollen Ihnen versichern, daß wir stolz darauf sind, in Ihnen unseren Mitbürger zu wissen, stolz darauf, derselben Bergstadt anzugehören, in welcher Ihre Wiege gestanden hat, in welcher Sie Kind und Knabe gewesen sind, in welcher Sie die Schulzeit durchgemacht und darnach frohe und ernste Tage verlebt haben. Der Name Ihrer Familie hatte schon früher bei uns einen guten Klang. Mit Achtung nennen wir den Namen Ihres verdienstvollen Herrn Vaters und gedenken gern seiner unvergeßlichen Verdienste um den oberharzer und unterharzer Bergbau und Hüttenbetrieb. Wollten Sie es uns da verargen, daß wir uns des Sohnes dieses geachteten Mannes freuen, daß wir stolz sind, den großen Sohn als ein Bergmannskind, als Sohn unserer Bergstadt bezeichnen zu können?"

Daß Koch auf Orden keinen Wert legt, kann nach Vorstehendem nicht überraschen. Ausnahmen machen die Orden, welche ihm von seinem Landesherrn für besondere Verdienste und unter ungewöhnlichen Nebenumständen verliehen wurden. Der erste Orden, den Koch erhielt, der Kronenorden zweiter Klasse, ward ihm vom nachmaligen Kaiser Friedrich persönlich angeheftet. Im vergangenen Herbste erhielt er sodann das Großkreuz des roten Adlerordens.

Anerkennenswert ist Koch's Anhänglichkeit an alte Freunde und namentlich an solche, welche die Freuden seiner Jugend mit ihm teilten. Da kennt er keine Rangunterschiede, mögen die Freunde im Kampfe ums Dasein auch noch so weit hinter ihm zurückgeblieben sein. In liebenswürdigem, herzlichem Verkehr bleibt er ihnen das, was er ihnen immer war, ein treuer Freund. Da werden die gemeinsamen, liebgewonnenen Jugenderinnerungen aufgefrischt und die späteren Erlebnisse ausgetauscht. Koch ist ein lebhafter und geistvoller Erzähler. Mit Vorliebe spricht er von seinen Reisen. Seine Schilderungen sind reizvoll und klar. Auf seine Entdeckungen bringt Koch das Gespräch in Gegenwart von Laien nie und nur, wenn er ein wissenschaftliches Verständnis voraussetzen kann, geht er auf darauf bezügliche Fragen näher ein. So interessant Koch als Erzähler ist, so dankbar ist er auch als Zuhörer. Beim Lächeln nimmt Koch's Miene einen humoristischen, fast ein wenig spöttischen Ausdruck an. Diese Eigentümlichkeit wäre ihm beinahe verhängnisvoll geworden. Jemand hatte gegen Koch eine Beleidigungsklage angestrengt und als wesentliches Belastungsmoment die Behauptung unter Beweis gestellt, daß der Gelehrte ihn beim Kegeln „höhnisch angeschnüffelt“ habe. Die Zeugenaussage ergab aber, daß das vermeintliche höhnische Anschnüffeln die Folge eines Stockschnupfens war, an welchem Koch damals litt. Der Gegner ward also kostenpflichtig abgewiesen.

Als Freund durch Scherze gewürzter Unterhaltung ist Koch harmlosen Neckereien keineswegs abhold. Eine solche möge hier erzählt werden: Vor Jahren geschah es, daß ihm sein Töchterchen Tag für Tag mit lebhafter Freude das Steigen des Barometers verkünden konnte. Ein Heinzelmännchen, als welches der eigene Vater endlich entlarvt wurde, hatte durch tägliches Verschieben des Zeigers dafür gesorgt, daß der trügerische Wetterprophet dem Kinde nie den Kummer zu machen wagte, ihm schlechtes Wetter anzuzeigen.

In den Haushalt betreffenden Dingen ist Koch keineswegs unerfahren. Ein tüchtiger Arzt soll ja eigentlich nicht nur theoretisch die Physiologie des Geschmacks studiert haben, sondern der Hausfrau bei der Zubereitung der Speisen für den Patienten auch mit praktischem Rat an die Hand zu gehen im stande sein. Daß Koch Spiegeleier zu backen verstand, sahen wir bereits. Im Verein mit Freunden wurden vermittelst einer im Walde versteckt gehaltenen Pfanne und von Hause mitgebrachten Fettes frisch gefangene Fische gebraten. Auf den gemeinschaftlichen Familien-Touren fiel ihm das Geschäft des Kaffeekochens zu, auch Krapfen verstand er zu backen, wie seine Frau berichtet.

In den Herbstferien des Jahres 1865 machte Koch mit seinem Vater eine Erholungsreise an den Rhein, woran sich ein Besuch der Insel Helgoland in Begleitung des Verfassers knüpfte. Die nur dreitägige, sehr angenehm verlaufende Reise nach Helgoland, welche bei herrlichem Wetter und frischer Ostbrise zurückgelegt wurde, hinterließ in Koch so angenehme Erinnerungen, daß er den Beschluß faßte, den Besuch der schönen grünen Insel gelegentlich auf längere Zeit zu wiederholen. Darüber waren ca. 20 Jahre ins Land gegangen, als Koch im Herbst 1887 mit Frau, Tochter und seiner ältesten Schwester die Reise zum zweiten Male unternahm. In Helgoland traf die Familie mit einem ihr schon von Berlin her bekannten, angeblich ganz zufällig dorthin verschlagenen, jungen und liebenswürdigen Stabsarzte zusammen, welcher leider infolge einer lästigen, sehr hartnäckigen Erkältung an einem ebenso hartnäckigen Trübsinne litt. Fast hätte man Liebeskummer vermuten sollen, da eine Erkältung doch nicht als alleiniger Grund für dies in der schönen Natur um so auffälligere Bedrücktsein des jungen Mannes angesehen werden konnte. Vergeblich hatte das Töchterchen sich schon ringsum nach einer vermeintlichen Attentäterin auf das Herz des interessanten jungen Mannes umgesehen, und die Rückreise mußte angetreten werden, ohne daß man der Sache auf die Spur gekommen wäre. Aber bald darauf in der Heimat fand das Rätsel seine allseitig befriedigende Lösung darin, daß nämlich das Töchterchen in übergroßer Bescheidenheit ihre eigene kleine Person ganz übersehen hatte. Karten verkündeten die Verlobung des Stabsarztes Dr. Pfuhl (z. Z. Professor am Friedrich-Wilhelms-Institut in Berlin) mit Robert Koch's einziger Tochter Gertrud. Doch kehren wir zu Koch's Studentenzeit zurück. Auf die Zeit der Erholung folgte wiederum um so ernstere Arbeit.

Im Winter des Jahres 1865 erregte die Trichinenepidemie in Hedersleben bei Magdeburg allgemeines Aufsehen bei Ärzten und Laien. Virchow schickte Cohnheim, die medizinische Fakultät Halle sandte 4 junge Ärzte zum Studium

dorthin. Hierdurch angeregt, wandte sich Koch's bereits erwähnter Onkel, der Dr. ph. E. Biewend in Hamburg, welcher sich in seinen Mußestunden mit mikroskopischen Untersuchungen und darunter auch bereits mit der Herstellung und Zeichnung von Trichinenpräparaten beschäftigte, an Robert Koch mit der Aufforderung, sich gleichfalls nach Hedersleben zu begeben, um sich daselbst mit dem Studium einiger von dem Onkel näher bezeichneter Fragen zu beschäftigen, hoffend, daß sich seinem Neffen hierbei Gelegenheit bieten werde, durch eigene Forschungen sich einen Namen zu machen. Er knüpfte daran die Bitte, ihn mit einigen frischen Präparaten nicht eingekapselter Trichinen zu versehen, welche er zu zeichnen beabsichtigte, da ihm die Virchow'schen Zeichnungen gänzlich ungenügend erschienen, und erbot sich zugleich, Koch einen Reisekostenzuschuß von 150 Mark zu gewähren.

Welch' ein verlockendes Anerbieten für einen thatenlustigen und zugleich unbemittelten Studenten! Aber Koch, zu ehrlich, mehr zu versprechen, als er zu halten vermochte, hielt sich für verpflichtet, das freundliche Anerbieten abzulehnen. Der betreffende Brief möge hier folgen:

Göttingen, d. 12. Dez. 1865.

Lieber Onkel!

Mit großer Freude habe ich aus Deinem Briefe vom 4. Dez. gesehen, wie sehr Du an meinem Fortkommen Antheil nimmst und fühle ich mich dafür zu großer Dankbarkeit verpflichtet. Um so mehr thut es mir leid, daß ich auf Deinen Plan und Dein so gütiges Anerbieten nicht eingehen kann. Ich hoffe Dich durch die Auseinandersetzung meiner Gründe davon zu überzeugen, daß ich diese sehr verlockende Gelegenheit nicht etwa leichtfertig und unüberlegt von der Hand weise.

Es ist auch meine Überzeugung, daß unsere Kenntnis von der Trichinenkrankheit und allen damit zusammenhängenden Verhältnissen noch mehrere gar arge Lücken hat. Man kennt freilich die Erscheinungen, welche durch die Einwanderung der Trichinen im menschlichen Organismus hervorgerufen werden, sehr genau, so daß jeder damit Vertraute die einmal entstandene Krankheit leicht erkennen kann, auch die bei der Sektion gefundenen Veränderungen sind hinreichend erforscht. Dagegen sind bis jetzt nur erst die direkten Vorsichtsmaßregeln gegen die Krankheit bekannt, was nämlich die Übertragung der Trichinen vom Schwein auf den Menschen betrifft; wie man aber verhüten soll, daß die Trichine in das Schwein gelangt, darüber existiren erst noch ganz vage Vermuthungen, da man gar nichts Sicheres über den ursprünglichen Wohnsitz der Trichinen weiß. Die schwächste Seite bleibt aber jedenfalls die Behandlung der Krankheit, da es kein Specificum, d. h. ein schnell wirkendes Tötungsmittel, für die Trichinen im menschlichen Darmkanal, oder während ihrer Wanderung in die Muskeln, bis jetzt giebt; ich will die Existenz eines solchen nicht gerade für eine Unmöglichkeit halten, aber sie ist mir doch sehr unwahrscheinlich; denn während des Aufenthalts der Trichinen im Darm thut

ein energisches Abführmittel dieselben Dienste; nach der Einwanderung und beim Beginn der Abkapselung ist keine Behandlung mehr nöthig, denn der Mensch stirbt nur an den außerordentlich heftigen Reizzuständen, welche die durch den Organismus wandernden Trichinen verursachen, während er die in Ruhe befindlichen abgekapselten, wie die Erfahrung mehrfach gezeigt hat, ohne Schaden erträgt; es würde also nur noch der Zeitraum der Wanderung eines derartigen Mittels bedürfen; es ist aber leicht einzusehen, daß man bei dem außerordentlich geschwächten Kraftzustande des Patienten leichter diesen, als die lebenden kräftigen Trichinen töten wird. Es würde nun thöricht sein, gleich a priori nach einer solchen Betrachtung ein hierher gehöriges Mittel ganz zu bezweifeln, zumal wenn man die Thatsache in Erwägung zieht, daß es einige Gifte giebt, die von einzelnen Thieren sehr gut vertragen werden, während sie den Menschen und andere lebende Wesen töten können, so daß man die Möglichkeit der Existenz eines Stoffes nicht wird leugnen können, der in einem ähnlichen Wechselverhältnis stehen würde zum Menschen und zur Trichine, so daß ersterer verschont bliebe, letztere aber vernichtet würde durch seine Einwirkung. Jedenfalls können Säuren und Alkalien zu diesem Zwecke nicht dienen, da sie nie unverändert in die Säftemasse übergehen, sondern in den theils sauren, theils alkalischen Verdauungssekreten neutralisirt werden, oder wenn dies nicht der Fall ist, wie alle anderen ätzenden Gifte, nämlich an Ort und Stelle, zerstörend wirken, nicht aber dort, wo sich die Trichinen schon in Sicherheit befinden. Mineralische Präparate, besonders Quecksilber (vom metallischen Quecksilber soll nach allen Experimentatoren nichts in den Organismus übergehen), wirken in den gewöhnlichen Gaben viel zu langsam und zu schwach, höhere Dosen würden sehr gefährlich sein; es bleiben wahrscheinlich also nur die Pflanzenmittel übrig.

Du wirst mir jetzt vielleicht beistimmen, daß diese beiden Hauptfragen, nämlich nach dem ersten Ursprung der Trichinen, um so das Übel in der Wurzel auszurotten, und nach einer specifischen Behandlung der einmal ausgebrochenen Trichinenkrankheit, weniger bei einer zufällig bestehenden Epidemie, als durch sorgfältige Untersuchung aller dem Schweine zur Nahrung dienenden Gegenstände (einige wollen dieselben in Ratten und Mäusen, welche bekanntlich öfters von Schweinen gefressen werden, gefunden haben; andere in Maulwürfen und Spitzmäusen), zu beantworten sind und ferner durch die eingehendsten und genauesten Experimente an dazu geeigneten Thieren, da wir die leider so vielfach erkrankten Menschen hierzu wohl nicht mißbrauchen können. Derartige Untersuchungen würden aber, wenn sie die zur praktischen Verwendung nöthige Sicherheit erlangen sollten, nicht Monate, sondern vielleicht Jahre langes Studium und bedeutende Kosten erfordern. Ein so ausgedehntes Unternehmen würde mich aber zu weit von meiner jetzt rein praktischen Richtung abziehen und muß ich also auf die Ausführung desselben verzichten. Was nun noch einige andere in Deinem Briefe berührte Fragen über die Trichinenangelegenheit betrifft, so ist vollkommen

festgestellt, daß die Trichinen nur in den quergestreiften, sogenannten willkührlichen Muskeln gefunden werden. (Der Weg, wie sie dahin gelangen, ist noch nicht festgestellt, auch ein Punkt, der sich nur durch Experimente an Tieren würde bestimmen lassen). Über ihre Resistenz gegen höhere Temperatur sind von Küchenmeister und Fiedler sehr genaue Untersuchungen angestellt, welche ergeben haben, daß bei 55—60° R. (wobei das Eiweiß gerinnt) die Trichinen sicher getötet werden, es sollen aber größere Fleischstücke nach einstündigem Kochen, besonders aber beim Braten, in ihrer Mitte diese Temperatur nicht vollständig erreichen.

Da ich zufällig vom Professor Krause Fleisch mit eingekapselten (hier zufällig einmal bei der Section gefunden) und auch freien Trichinen (letzteres von einem tödtlich verlaufenen Fall, welcher vor Kurzem im Hessischen vorgekommen ist) bekommen konnte, so habe ich daraus einige Präparate angefertigt und werde mir ein Vergnügen daraus machen, Dir dieselben, sobald der Lack die gehörige Festigkeit erlangt hat, zu schicken. Vielleicht kann ich bis dahin auch noch von dem Hederslebener Fall Fleisch bekommen.

Ich hoffe nun, lieber Onkel, Dich von der Richtigkeit meines Handelns überzeugt zu haben, und daß ich auch ferner mir Dein Wohlwollen erhalten werde und bleibe Dir noch vielmals dankend

Dein Dich herzlich liebender Neffe

R. Koch.

Schon vor der Verleihung des Preises, nämlich im Februar 1865, hatte Koch die Stelle eines Assistenten am pathologischen Museum angetreten. Nach W. Becker[1]) soll die offizielle Ernennung hierzu freilich erst am 19. Juli 1865 stattgefunden haben. Diese Angabe stimmt nicht recht überein mit dem Inhalte eines Briefes vom 16. Februar 1865, in welchem Koch seinem Vater die Nachricht vom Antritte dieser ehrenvollen Stelle machte. Die bezüglichen Zeilen lauten:

„Zugleich kann ich Dir die erfreuliche Mittheilung melden, daß ich die Stelle vor 8 Tagen schon definitiv, und nicht, wie es früher sein sollte, interimistisch angetreten habe. Bis Ostern habe ich nur das Sektions-Protokoll zu führen, was mich an meinen Studien durchaus nicht behindert. Im nächsten Semester werde ich dann freilich mehr Beschäftigung davon haben, aber doch auch solche, die mir für meine praktische Ausbildung nützlich ist, wie ich denn überhaupt meine ganze Richtung stets darauf lenken werde, später als praktischer Arzt zu fungieren. Ich glaube daher, daß Du die in Deinem letzten Briefe ausgesprochenen Besorgnisse fallen lassen kannst."

Daß diese Besorgnisse thatsächlich unbegründet waren, ergab der Ausfall des am 13. Januar des folgenden Jahres (1866) abgelegten Doktor-Examens, welches mit dem ersten Grade bestanden wurde. Nach wenigen Tagen der Er-

[1]) W. Becker, „Robert Koch, eine biographische Studie." 2. Aufl., S. 7.

holung im elterlichen Hause, wo Koch einen freudigen Empfang fand, sehen wir ihn bereits am 22. Januar auf der Reise nach Berlin, wo er außer dem angebrochenen Semester noch das Sommersemester zu verbringen gedachte. Indessen fand er, aus der kleinen Universitätsstadt kommend, in welcher sich das ganze Leben um den Studenten und das Studium dreht, in Berlin die Verhältnisse zu groß, um den erhofften Nutzen zu erzielen; auch war seiner sparsamen Natur das Leben in Berlin zu teuer, und so hielt es ihn da nicht lange. Den Eindruck, welchen Berlin mit seiner Universität im Jahre 1866 auf ihn gemacht, schildert Koch seinem Vater in den Briefen vom 24. Januar und 2. Februar 1866 folgendermaßen:

„Vorgestern Abend langte ich um 8 Uhr ganz wohlbehalten hier in Berlin auf dem Potsdamer Bahnhofe an. Am gestrigen Tage habe ich mir die Stadt angesehen mit ihren wunderschönen Straßen, Plätzen, Palästen und anderen prachtvollen Gebäuden, ferner die vielen Statuen, Monumente und dergl., die Freskogemälde am Museum, kurz eine Menge von herrlichen Gegenständen, welche meine frühere Vorstellung von der Schönheit Berlins, die ich mir nach Maßgabe von Hannover und Hamburg gemacht hatte, weit übertreffen ließen. Gestern Abend gingen F .... und ich in den Cirkus Renz, der mir außerordentlich gefallen hat. Heute will ich zu den Professoren gehn, deren Kliniken ich besuchen will, ferner werde ich das Museum besuchen und heute Abend gehen wir in die Oper. Du siehst, daß ich wenigstens für die erste Woche mich nicht viel abzuquälen brauche, wie ich meine Zeit angenehm zubringen soll; aber auch das Nützliche werde ich von morgen an ins Auge fassen und die Kliniken besuchen."

Berlin, den 2. Febr. 1866.

„Gestern bin ich in meine Wohnung eingezogen und meine Adresse ist jetzt: „Französische Str. 53, 4 Tr." Du siehst aus derselben, daß ich im vierten Stock wohne; ich muß 81 ziemlich hohe Stufen steigen, um dahin zu gelangen; übrigens ist es eine sehr schöne, helle und luftige Stube. Meine Wirthin ist eine ältere Wittwe; ich habe sie noch nicht gesehen, da sie augenblicklich krank ist. Ich habe nun schon ziemlich alles, was Berlin Merkwürdiges bietet, gesehen und habe auch den eigentlichen Charakter des hiesigen Lebens kennen gelernt und ich muß gestehen, daß es mir hier außerordentlich gut gefällt und ich meinen Aufenthalt hierselbst so viel als möglich ausdehnen möchte, wenn nicht zwei ganz bedeutende Hindernisse in den Weg träten. Dies ist vor Allem der Umstand, daß meine Erwartungen über den Nutzen, welchen ich in wissenschaftlicher Beziehung hier zu finden hoffte, bei weitem nicht erfüllt werden. Die Einrichtungen sind hier alle in viel zu großem Maßstabe angelegt, sodaß der Einzelne mit seinen Interessen vollständig dagegen verschwindet; in der Charité z. B. liegen beständig über 4000 Kranke, es werden dann 1 oder 2 Fälle herausgesucht, welche in der Klinik von dem Professor besprochen und erklärt werden, aber es fehlt vollständig die Anschauung, welche doch bei unserm Studium die Hauptsache bildet, denn nur ein Practi-

cant bekommt die Untersuchung, die übrigen 200 stehen und sitzen in weiter Entfernung, können die mit dem Kranken vorgegangenen Veränderungen gar nicht, oder nur zum Teil sehen, und erfahren auch später fast nie wieder etwas von demselben. Viele suchen diese Lücken durch Privatissima auszufüllen, doch kosten dieselben heilloses Geld und erfüllen auch nicht immer ihren Zweck. Ich suche wenigstens noch so viel als möglich zu profitiren und hospitire die Kliniken und einen praktischen Kursus bei Virchow. — Mein zweiter Grund, mich hier nicht lange aufzuhalten, ist die Kostspieligkeit und ich möchte deswegen nicht länger, als bis Ostern, hierbleiben. Aber was dann anfangen? Diese Frage beschäftigt mich schon seit einiger Zeit. Jetzt schon als praktischer Arzt in irgend ein Dorf zu gehen, das ist mir ein unerträglicher Gedanke, und würde mich eine solche Stellung unglücklich machen. Um diesem zu entgehen, habe ich meinen schon früher geäußerten Plan verfolgt, als Militärarzt in eine größere Stadt eines fremden Staates zu gelangen; ich bin zu diesem Zweck bei der russischen Gesandtschaft gewesen, habe vielfach Erkundigungen eingezogen von hier studierenden fremden Medicinern, aber überall war das Resultat meiner Nachfrage, daß es jetzt in Friedenszeiten außerordentlich schwierig sei, eine solche Stelle zu bekommen. Ich habe deswegen diesen Plan aufgegeben und einen anderen ins Auge gefaßt, nämlich einige Zeit als Schiffsarzt auf einem großen Dampfschiff zu fungiren, um als solcher Verbindungen anzuknüpfen und mir eine meinem Zwecke entsprechende Stellung zu verschaffen. Es ist mir gerade zu diesem Wege hier von mehreren Seiten gerathen. Sollte sich später diese Hoffnung nicht erfüllen, dann bleibt mir als ultimum refugium noch immer eine Anstellung in Hannover und ich hätte außerdem den Vorteil, daß ich nicht zu jung in eine größere Praxis komme und schon ein Stück von der Welt gesehen und manche Erfahrungen gesammelt habe. Wenn es irgend angeht, so laß mich Deine Meinung über diese Angelegenheit bald wissen, damit ich mich in nächster Zeit nach einer derartigen Stelle umsehen kann."

Inzwischen ward eine Assistentenstelle am Hamburger Krankenhause frei, über welche Koch aus Berlin am 21. Februar 1866 an seinen Vater schreibt:

„Da es außerordentlich vortheilhaft wäre, wenn ich die Assistentenstelle am Hamburger Hospital bekäme, so will ich nichts unterlassen, was mir dieselbe verschaffen kann; die nöthigen Besuche habe ich in Hamburg schon gemacht. Unglücklicherweise wird aber auch ein Staatsexamen verlangt; ich dachte anfangs daran, schnell noch das Hamburger Staatsexamen zu machen; ich würde es auch ausgeführt haben, wenn ich ganz sicher dadurch die Stelle erhalten würde; da sich aber auch noch andere Bewerber gefunden haben und ich daher jene Sicherheit nicht habe, so will ich lieber das Hannoversche Staatsexamen machen, um so für alle Fälle gedeckt zu sein. Wie Du weißt, dauert dasselbe ungefähr vier Wochen, und ich muß mich also sehr beeilen, wenn ich vor Ostern noch fertig werden will, doch hoffe ich dieses ausführen zu können."

Befürchtungen, daß das Examen fehlschlagen könne, wie sie den Examinanden sonst wohl zu drücken pflegen, scheinen Koch sehr fern gelegen zu haben,

er fühlte sich vollständig sicher. Schon am folgenden Tage reiste er nach Hannover ab. Nach Beendigung des Examens, welches bis zum 16. März dauerte, begab er sich wieder nach Klausthal, um den Erfolg seiner Meldung um die Assistentenstelle am Allgemeinen Krankenhause in Hamburg abzuwarten. Diese Ruhezeit benutzte er, um sich mit Emmy Fraatz, der jüngsten Tochter des Generalsuperintendenten Fraatz in Klausthal, mit welchem Koch's Eltern seit Jahren in freundschaftlichem Verkehre standen, zu verloben. Leider warf ihn, der sonst eine unverwüstliche Gesundheit besaß, in dieser Zeit eine akute Krankheit danieder und fesselte ihn auf Wochen ans Bett.

Nach seiner Genesung trat Koch endlich im Juni 1866 die ersehnte Assistentenstelle an. Über dieselbe schreibt er am 21. Juni 1866 an seine Eltern:

„Was nun meine Wenigkeit betrifft, so fühle ich mich sehr wohl, obgleich ich seit meinem Eintritt ins Hospital (gestern morgen) schon sehr stark in Anspruch genommen werde. Ich muß nebst einem zweiten Assistenten die ganze chirurgische Abtheilung, welche augenblicklich sehr voll ist, besorgen. Einen um den andern Tag habe ich einen freien Nachmittag, doch kann ich diesen Vortheil in der nächsten Zeit noch nicht ausnützen, da ich mich erst einarbeiten muß. Meine Wohnung (Stube und Kammer neben einander) liegen hinten hinaus nach den Gartenanlagen zu, so daß ich vor meinen Fenstern schöne hohe Bäume habe. Mit den übrigen Assistenzärzten habe ich schon Bekanntschaft geschlossen, wir frühstücken, essen zu Mittag und Abend stets zusammen. Das Essen ist Kernfutter, zum Frühstück schon Fleisch, Mittags Fleisch und Wein, Abends wieder warmes Fleisch, außerdem Bier und Selters-Wasser in unbegrenzter Quantität; also verhungern und verdursten werde ich wohl nicht. Auch für alle andern Bedürfnisse ist auf das Comfortabelste gesorgt; doch von den übrigen Einzelheiten später."

Indessen wütete in Hamburg eine sehr heftige Choleraepidemie, und dürfte es interessieren, daß Koch schon damals, von seinem erwähnten Hamburger Onkel ermuntert, der Choleraursache mit Hilfe des Mikroskops auf den Grund zu kommen sich bemühte. Mit Schaudern erinnere ich mich noch des Anblicks, wenn ich ihn so mit der Untersuchung des Darminhalts der Cholerakranken und Leichen beschäftigt traf, während auf einem nicht weit davon entfernten Tische das vorbeschriebene „Kernfutter," das allerdings zu dem Göttinger „Aschanti" des ausgehungerten jungen Arztes einen höchst erfreulichen Gegensatz gebildet haben mag, seiner wartete. Da zu jener Zeit die Meinung vielen Glauben fand, daß die Cholerakeime durch die Luft übertragen werden, so quälte mich der häßliche Gedanke, daß diese bösartigen Keime ihren Platz unter dem Mikroskope verlassen und sich auf dem benachbarten Kernfutter ansiedeln könnten.

Länger als drei Monate hielt es Koch indessen zum Bedauern seiner Eltern in dieser lehrreichen Stellung nicht aus; es ließ ihm der Wunsch keine Ruhe, sich baldigst durch Verheiratung eine behagliche Häuslichkeit zu schaffen, und wenn die Eltern mit der Absicht einer so frühzeitigen Verheiratung des erst 22jährigen Sohnes nicht recht harmonierten, so trösteten sie sich doch damit, daß Koch mit

der Verheiratung seine Absicht, ins Ausland zu gehen, dauernd fallen lassen würde.

Nach einigen vergeblichen Bemühungen fand Koch endlich als Anstaltsarzt an der Idiotenanstalt zu Langenhagen bei Hannover eine mit bescheidener Landpraxis verbundene Stelle, welche er noch im Oktober antrat. Er hatte anfänglich keine allzuhohen Erwartungen an die Annehmlichkeiten der Stelle geknüpft, welche ihm jedoch bei näherer Betrachtung ganz einladend erschien. Er schrieb darüber aus Langenhagen am 19. Oktober 1866 an seine Eltern, wie folgt:

„Nachdem ich mich hier nun etwas eingebürgert und mit den Verhältnissen so ziemlich vertraut gemacht habe, beeile ich mich, Euch alles, was Euch interessiren kann, mitzutheilen. Über die hiesige Gegend und über den geselligen Verkehr, den ich zu finden hoffte, hatte ich mir weit geringere Vorstellungen gemacht, als ich es nun angetroffen habe. Langenhagen unterscheidet sich höchstens durch die etwas weitläufige Bauart von andern Dörfern; es sind hier auch, wie anderwärts, viele Felder, Wiesen, einige kleine Wälder, von denen einer unmittelbar hinter der Anstalt liegt, aber von Lüneburger Heide oder etwas Derartigem merkt man nichts. Die Anstalt selbst liegt ganz hübsch, es gehören mehrere Gärten dazu, und schöne Spaziergänge sind in der Nähe; das Einzige, was mir fehlt, ist fließendes Wasser und schöne Aussichten. Unter den hier angestellten Lehrern sind mehrere recht gebildete Leute, ebenso auch der Apotheker, der alte Arzt und der Pastor R . . ., ein geborener Andreasberger, mit denen ich allen im Verkehr stehe. Außerdem kann man immer leicht nach Hannover kommen, da täglich die Post hin und zurückfährt, an einigen Tagen gehen auch mehrere Omnibus dahin. Auch meine Stellung zur Anstalt hat sich besser gemacht, als ich glaubte; ich bekomme 230 Thaler Gehalt und freie Wohnung in der Anstalt. Eigentlich sollte ich mir die Möbeln selbst halten; aber ich habe mir ein paar Stühle, Tisch, Kommode und ein Bett von der Anstalt geliehen, so daß ich mir nur erst ein Sopha gekauft habe in Hannover, das mir bei meinem beständigen Unwohlsein (in den ersten Tagen hatte ich auch Fieber dabei) schon sehr gute Dienste gethan hat. Die übrigen Möbeln lasse ich mir nach und nach hier am Orte selbst machen, da sie hier sehr billig sein sollen. Essen, Feuerung, Öl für meine Lampe, Wäsche &c. erhalte ich vorläufig ebenfalls unentgeltlich von der Anstalt und ich will hoffen, daß das Comité diese Einrichtung so läßt. Aber wie alles Angenehme auch seine Schattenseiten hat, so auch hier, meine Privatpraxis existirt noch gar nicht, es klagen augenblicklich freilich alle Ärzte über geringe Beschäftigung, aber der Dr. M. hat mich auch überdies etwas bedenklich gemacht, er sagte, daß in Langenhagen die Praxis immer gering gewesen sei; doch ich will das Beste hoffen."

Er stürzte sich jetzt mit dem größten Eifer in die aufreibendste Thätigkeit. Die weiten und beschwerlichen Touren, welche er sämtlich zu Fuß auf den unergründlichen Landwegen zurückzulegen hatte, dabei das schlechte, nasse Herbst-

wetter waren freilich seiner Gesundheit nicht zuträglich. Er schreibt am 28. November 1866;

„Meine Praxis wird allmählich etwas besser; ich werde mich im ersten Jahre meines Hierseins wohl mit meinem Gehalt und allem auf 400 bis 500 Thaler stehen; natürlich wird dies in den folgenden Jahren rasch zunehmen."

Auch am 31. Dezember spricht er sich in hoffnungsvoller Weise über die Entwickelung der Praxis aus, zugleich aber klagt er über die seinen Gesundheitszustand schädigenden Strapazen, welche ihn nötigen, ein Reitpferd zu erwerben, für welches das Kaufgeld allerdings noch nicht vorhanden ist und welches daher nur 80—100 Thaler kosten darf. Die betreffende Stelle lautet:

„In der kurzen Zeit, die ich nun wieder hier bin, habe ich schon wieder mehrere male über Land gemußt und es scheint wirklich so, als ob meine Praxis jetzt einen ganz erfreulichen Aufschwung bekommen würde; leider wurde ich bei den schlechten, oft grundlosen und durch Moor führenden Wegen zweimal ganz gehörig durchnäßt und habe mich dabei auch wieder stark erkältet. Ich habe deswegen jetzt den Entschluß gefaßt, um mich in diesem Winter nicht noch ganz zu verderben, mir ein Pferd anzuschaffen, was ich freilich erst im Sommer thun wollte, wenn ich das nöthige Geld verdient hatte, aber unter diesen Umständen halte ich es doch für gerathener, es schon jetzt zu thun und Dich zu bitten, ob Du mir die erforderliche Summe nicht bis zum Sommer vorstrecken kannst."

Allerdings schien ihm die Erwerbung eines einspännigen Wagens vorteilhafter, zumal er im Reiten nicht geübt war und außerdem zu Pferde den Unbilden der Witterung nach wie vor ausgesetzt blieb. Aber infolge des zu hohen Preises von 60—80 Thalern für einen Wagen und der zum Teil ganz unpassierbaren Wege blieb das zunächst ein frommer Wunsch. Das Pferd, ein angeblich fehlerfreier und außerordentlich frommer 6—7jähriger Litthauer, ward gekauft und mehrere Jahre von Koch benutzt. Mit der Frömmigkeit des Tieres scheint es freilich nicht sonderlich bestellt gewesen zu sein, wenigstens erzählt Koch's Frau, sie habe, wenn sie den Hufschlag des herannahenden Tieres vernommen, sich immer erst durch den Augenschein überzeugen müssen, ob der Reiter auch noch vorhanden war; denn es ereignete sich, daß letzterer erst nach einiger Zeit nachgehinkt kam.

Mit welchem Eifer Koch in dieser Zeit, wie überhaupt während seiner ärztlichen Thätigkeit, seiner Praxis obgelegen, geht aus zahlreichen brieflichen Äußerungen hervor, so schreibt er z. B. am 7. Juli 1867 seinem Vater:

„So könnte ich noch Bogen vollschreiben von meinen Erlebnissen aus der Praxis, doch will ich das lieber der mündlichen Mitteilung überlassen, sonst hätte ich ja Deinen sicherlich sehr interessanten Erzählungen von der Pariser Ausstellung gar nichts entgegenzustellen."

Nach $^3/_4$jährigem Aufenthalte in Langenhagen hatten sich die pekuniären Verhältnisse des jungen, äußerst sparsamen Arztes derartig gebessert, daß er in der

Lage zu sein glaubte, an seine Verheiratung denken zu können, welche demgemäß am 16. Juli 1867 in Klausthal stattfand. Der neu eingerichtete Haushalt konnte zwar nur äußerst bescheidener Natur sein, indessen die Bedürfnislosigkeit des jungen, an Entbehrungen gewöhnten Paares — auch die junge Frau stammte aus einer zahlreichen mittellosen Familie — ließ sie keinen Mangel empfinden. Dahingegen erreichten Koch in dieser Zeit Klagen aus dem Vaterhause, in welchem die Sorge um die Zukunft der jüngeren Geschwister den Eltern, namentlich der Mutter, manche schwere Stunde bereitete. In eines guten Sohnes würdiger Weise war Robert Koch in dieser schweren Zeit bemüht, seinen Eltern mit liebevollem Rat zur Seite zu stehen; ja, nicht genug hiermit, bot er ihnen sogar, obgleich er selbst kaum genug für seine geringen Bedürfnisse hatte, seine sauer erworbenen Ersparnisse an. Auch versuchte er es, seine Mutter von den sie bedrückenden Verhältnissen eine Zeitlang wenigstens zu befreien, indem er sie aufs herzlichste zu sich einlud, wobei er ihre ihm bekannte Vorliebe für Tiere benützte, um ihr den Aufenthalt in Langenhagen recht verlockend erscheinen zu lassen.

„Hoffentlich," schrieb er am 29. September 1867, „entschließt Ihr Euch auch bald einmal dazu, unser gemüthliches Leben hier kennen zu lernen, für Mama würde es hier ein rechtes Eldorado sein; hier giebt es keinen Kinderlärm und flickenbedürftige Hosen und Strümpfe, dagegen die größte Ruhe, angenehme Spaziergänge in nächster Nähe; ein reizendes Hündchen und Kätzchen, die ganz allerliebst mit einander spielen, saure Milch in beliebiger Menge und tausend andere Annehmlichkeiten."

Und später am 20. März 1868:

„Kann denn Mama nicht bald einmal kommen, sie sollte hier schon etwas Anderes zu sehen bekommen, als Schnee und Eis; die Bäume fangen schon stellenweise an, auszuschlagen, die Felder werden grün und die kleinen Lämmer springen auf den Wiesen."

Welchen Anteil Robert Koch an dem Fortkommen seiner Geschwister nahm, ergeben folgende beiden Briefe ohne Datum aus Langenhagen, welche aus dieser Zeit stammen.

Lieber Papa!

„Dein lieber Brief hat mich so recht mitten in die Sorgen versetzt, welche unsere Familie bedrücken und die ich um so tiefer mitfühle, je mehr ich sie mir vergegenwärtige. Wie vieles würde ich darum thun, wenn ich Euch diese Lasten auch nur in Etwas erleichtern könnte; leider sind sie derart, daß mir dies noch nicht vergönnt ist. Doch ich halte es für meine Pflicht, Dich wenigstens auf eins aufmerksam zu machen; mag es nun sein, daß meine Auffassung der Verhältnisse dadurch eine andere geworden ist, als die Deinige, weil dieselben mich nicht so unmittelbar treffen, oder mag es daher rühren, daß ich meine Geschwister von einem anderen Standpunkte aus betrachte, als Du; aber ich kann einige in Deinem Briefe berührte Punkte nicht für so besorgnißerregend ansehen. Vor allem muß man bedenken, daß die meisten meiner Brüder jetzt gerade in der Periode sind, wo sie sich eine feste Existenz erkämpfen

sollen, natürlich wird dies nicht allen gleich schnell gelingen, aber es ist doch vorauszusehen, daß dies früher oder später der Fall sein wird .... E. ist freilich für alles theoretische und abstrakte Lernen durch den Gymnasialschlendrian total verdorben, das hindert aber doch durchaus nicht, daß er im praktischen Leben fortkommen sollte. Wie oft kommt es vor, daß man unreife, eckige und selbst tölpische Jungen kennt und wenn man sie nach einigen Jahren, nachdem sie zugestutzt wurden und sich im regen Verkehr des Lebens bewegten, als die coulantesten Kaufleute wiedersieht, ein solches Wunder für kaum möglich hält."

Liebe Mama!

Dein letzter Brief enthält Angenehmes und Unangenehmes, zu letzterem rechne ich, was Du mir über Papa schreibst; wie leid thut es mir jedesmal, wenn ich höre, daß der gute Papa sich so abquälen muß; anfangs dachte ich immer, daß die Beamten nur während einer kurzen Übergangsperiode so übermäßig in Anspruch genommen würden, doch scheint es ja nun gar kein Ende nehmen zu wollen. Bei den mancherlei Sorgen, die sich außerdem noch auf Euch häufen, ist es mir wirklich unbegreiflich, wie die Kleinen, die man doch jetzt schon fast nicht mehr so nennen kann, Euch immer noch so viel Last machen. Was die Zukunft derselben betrifft, so kann ich mich nur A's. Ansichten anschließen, und ich kann nicht glauben, daß die Primareife für sie ein so großes Glück ist; denn schwerlich werden sie wohl ein Fach ergreifen sollen, wo diese unbedingt gefordert wird und als Kaufleute würden sie doch früher oder später ihren Brüdern nach Amerika folgen. Das Experiment mit A's, zu dem sich doch Papa auch nur mit schwerem Herzen entschlossen hat, ist ganz gut eingeschlagen und ebenso glaube ich, wird Papa auch nicht bereuen, wenn E. und H. je eher, je besser, vom Gymnasium genommen und der Schule des Lebens anvertraut werden, die sie wohl schwerlich besser, als in Amerika finden.

Gerade bei meinen Brüdern habe ich die Überzeugung gewonnen, daß nicht die Schule, sondern das Leben den Kaufmann zu dem macht, was er sein soll."

Zu Opfern für seine Geschwister war Koch stets bereit, auch wenn er selbst kaum für sich genug zum Leben besaß. Die weitgehendste Gastfreundschaft bethätigte er den weniger mit Glücksgütern gesegneten durch Übersendung des Reisegeldes. Kamen sie abgebrannt zu ihm, so rechneten sie nie vergeblich auf seine Hilfe, und während des Krieges wußten die im Felde stehenden Brüder seine Teilnahme und Unterstützung nicht genug zu rühmen.

Einen interessanten Fall erzählt sein Bruder Hugo aus Tarnowitz folgendermaßen:

„Robert war 1868 nach Rimegk gegangen und Albert und ich besuchten ihn daselbst Ende December 1868 von Berlin aus (als Studenten). Während Albert noch blieb, kehrte ich nach drei Tagen zurück und sah mich beim Abschiede zu dem peinlichen Geständnisse genöthigt, kein Geld mehr zu haben. Robert gerieth in große Verlegenheit und erklärte, ebenfalls völlig blank zu

sein, was für einen Mann, der für Frau und ein $\frac{1}{2}$jähriges Kind zu sorgen hatte, gewiß ein bedenklicher Zustand war.

Als indessen alle Kasten umgedreht wurden, fanden sich noch 3 Thlr., mit denen ich fröhlichen Muths zunächst zu Fuß über Treuenbrietzen und weiter über Potsdam abzog. Als Robert im Sommer darauf uns in Berlin besuchte, hatte ich einige Mühe, ihm das Geld wieder einzuhändigen; er wollte den Noblen spielen und hatte es doch so nötig."

Nachdem Robert Koch fast zwei Jahre in Langenhagen seiner Praxis obgelegen, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen, ward er durch die Verhältnisse genötigt, sich eine andere Stelle zu suchen, was ihm keineswegs unangenehm war, da er die Hoffnung hegen durfte, ein besseres Auskommen zu finden. Er schreibt darüber am 26. Mai 1868 an seinen Vater:

„Eurer Meinung nach sitze ich ganz sicher und wohlbehalten hier in Langenhagen. Bisher glaubte ich das auch und dachte noch manches Jahr hier zu bleiben, doch scheint es anders zu kommen, als wir geglaubt haben. An der Anstalt war man gezwungen, Ersparungen zu machen und muthete mir daher einen bedeutenden Abzug an meinem Gehalte zu; — natürlich ging ich darauf nicht ein und die Folge davon war, daß man einen neuen Director anstellt, der zugleich Arzt ist und mir dagegen gekündigt werden soll; ich verliere damit nicht allein den Gehalt von der Anstalt, sondern erhalte dadurch einen zweiten Concurrenten. Für einen Arzt würde die Praxis in Langenhagen recht passend sein, aber für zwei Ärzte ist sie zu klein, und da ich derjenige bin, welcher kein Vermögen und keinen festen Gehalt hat, so muß ich wohl weichen; ich thue dies nichts weniger als ungern, da es augenblicklich gerade an Ärzten mangelt und die schönsten Stellen vielfach ausgeschrieben werden. Demnach habe ich es auch nicht an Bemühungen um eine solche fehlen lassen und habe bis jetzt vor vielen andern namentlich auf zwei meine Augen gerichtet, ich lege Dir die darauf bezüglichen Briefe bei und wollte Dich um Deinen Rath bei der Auswahl bitten. Die eine in Ihlienworth, ungefähr 1 $\frac{1}{2}$ Stunden von Otterndorf, ist eine bedeutende Landpraxis in einer der reichsten und dichtbevölkertsten Gegenden Hannover's, unangenehm dabei ist, daß man das Haus kaufen soll.

Die andere in Braetz, einem kleinen Städtchen zwischen Frankfurt a. d. O. und Posen, hat ebenfalls vieles für sich, namentlich, daß die Eisenbahn sie berühren wird; doch konnte ich keine genaueren Erkundigungen einziehen, wie bei der ersteren. Das zweckmäßigste wird sein, daß ich selbst hinreise und mir die Sache ansehe."

Dies geschah; auf der Durchreise verweilte er einige Tage in Berlin, wo er mit dem Verfasser zusammentraf. Letzterer überredete Koch zu einer Partie nach Pichelswerder, welche beinahe einen höchst unglücklichen Ausgang genommen hätte. Wir spazierten bei herrlichem Wetter zunächst über den Spandauer Bock durch den Grunewald nach Pichelsberg, von wo wir uns nach Pichelswerder übersetzen ließen. Der Verfasser, als geborener Hamburger mit dem Wasser vertraut, schlug

eine Segelpartie vor, zu welcher Koch, der freilich vom Segeln nichts verstand, in Rücksicht darauf, daß die schwache Brise keine Gefahr befürchten ließ, seine Zustimmung gab. So ging es nun in den See hinaus, bis das Segel, auf die andere Seite überschlagend, Koch die Mütze vom Kopfe riß. Inzwischen hatte sich die Brise bedeutend verstärkt, und wir waren in wenigen Sekunden so weit an der Mütze vorbei geschossen, daß sie kaum noch sichtbar blieb. Koch wollte dieselbe aber nicht Preis geben, und so begann ein Lavieren gegen den Wind, und ein im Kreise Herumfahren, welches am Ufer Aufmerksamkeit erregte. Schon traf der Bootsverleiher, in Unkenntnis über den Grund unserer Irrfahrten, Veranstaltungen, um uns zu Hilfe zu eilen, als es Koch endlich gelang, die unzählige Male überfahrene Mütze, welche wir dieses Mal im Vorbeisegeln glücklich streiften, triumphierend aus dem Wasser zu ziehen. Nach lange Zeit fortgesetztem Lavieren gegen Strom und Wind erreichten wir endlich zu Koch's großer Freude ohne jeglichen Unfall das Ufer. Schon hatte der Bootsmann die Kette erfaßt, als Koch mit den Worten: „Gott sei Dank, daß wir wieder da sind“ auf die Anlegebrücke sich schwingend, zu kurz trat und — die Wogen stürzten über seinem Kopfe zusammen. Auftauchend und mit der Hand die Kette ergreifend, erblickte er dicht neben sich im Wasser die erst eben so mühsam gerettete Mütze. Dieselbe mit der andern Hand erfassen und sich dann mit Hilfe des Bootsmanns auf die Brücke schwingen, war das Werk eines Augenblicks. Rasch brachten wir den Verunglückten zu Bett, dessen umgestülpte Stiefel und nasse Kleider, an Zaunpfählen aufgehängt, von den zahlreichen Berliner Gästen neugierig umstanden wurden. Mit Sachen des Bootsmanns angethan, erhob sich Koch bald, um nun der Erwärmung halber noch eine Ruderpartie auf demselben See mit mir anzutreten, welche erst mit sinkender Sonne ihr diesmal glücklicheres Ende fand. —

In Braetz fand Koch seine Hoffnungen nicht erfüllt, da der dortige Arzt erst nach längerer Zeit das Feld zu räumen beabsichtigte; er sah sich daher nach weiteren Stellen um, wählte aus elf Erkundigungen die empfehlenswertesten aus und teilte letztere seinem Vater mit, denselben bittend ihn mit seinem Rate zu unterstützen. Er schreibt am 23. Juli 1868 aus Berlin dem Vater unter anderm folgendes:

„Am besten hat mir „Arnswalde“ gefallen .... Es wäre dies eine schöne Gelegenheit, in eine, wenn auch kleine Stadt zu kommen, es ist doch immer ein Unterschied, ob man mit Bauern zu verkehren hat oder mit gebildeten Leuten. Außerdem würde sicherlich sich einmal Gelegenheit finden, die Kreiswundarztstelle und später vielleicht das Physikat zu erhalten. Ich hätte auch gleich eingewilligt, aber ich habe nun einmal ein förmliches Kanonenfieber, wenn ich daran denke, in eine Stadt zu gehen. Wie mancher hat schon Jahre lang sitzen müssen, ehe er zu einer Praxis kam; in diesem Falle liegen die Verhältnisse ja sehr günstig, aber bei meiner Jugend und geringen Erfahrungen könnte es doch leicht kommen, daß ich nicht gleich reussiere.“ Und weiter:

„Du kennst ja nun die Vortheile und Nachtheile der einzelnen Stellen und wirst mir wohl Deinen Rath nicht vorenthalten wollen. Ich bin zu sehr

dabei interessirt und könnte leicht einen falschen Entschluß fassen und habe mir daher vorgenommen, mich ganz nach Deinem Rath, den Du mir ertheilen wirst, zu richten."

Schließlich wird keine der auf die engere Wahl gebrachten Stellen angenommen, sondern Koch entscheidet sich für das Städtchen Niemegk bei Jüterbogk, von welchem er folgende Schilderung entwirft.

„Ich werde nun bestimmt hier in Niemegk bleiben und habe auch schon geschrieben, daß unsere Sachen von Langenhagen hierhergeschickt werden. Anfangs wollte es nicht recht mit der Praxis gehen und deshalb war ich noch zweifelhaft, ob ich bleiben würde, doch wird es jetzt schon besser und wird wohl allmählig noch mehr in Zug kommen. Der hiesige Ort ist ein recht nettes, reinliches Städtchen, hat noch etwas Altväterisches und ist nicht zu viel von der Cultur beleckt; es sind hier eine Anzahl Familien, die einen ganz gemüthlichen Umgang gewähren, so daß man nicht ganz auf sich selbst angewiesen ist, wie das in Langenhagen der Fall war, übrigens bin ich in jeder Beziehung zufrieden mit dem Tausch meiner Stelle, namentlich auch aus dem Grunde, weil ich hier nicht solche übermäßige Strapatzen zu machen brauche, wie in Langenhagen, wobei ich mir doch über kurz oder lang einmal eine Krankheit zugezogen hätte."

Während Koch die Übersiedelung in den neuen Wohnort einleitete, beschenkte ihn seine bei ihren Eltern in Klausthal zu Besuch weilende Frau mit einem Töchterchen, welches am 6. September 1868 das Licht der Welt erblickte. Groß war Koch's Freude hierüber, und mit aller Sorgfalt und Liebe, deren er fähig war, überwachte er das Gedeihen und Heranwachsen des Kindes, welches das Einzige bleiben sollte. Als die Mutter mit dem Kinde nach ungefähr zwei Monaten in der neuen Heimat bei ihm eingetroffen, schreibt er am 4. November seinen Eltern folgendes:

„Das Kind hat alle meine Erwartungen übertroffen, so hübsch und gesund, so freundlich und artig ist es und hat in der Zeit seines Hierseins schon außerordentlich an Körper und Geist zugenommen. . . . Vorgestern hat sie uns aber einen argen Schrecken eingejagt; denn nachdem sie schon am Tage vorher fieberhaft gewesen war, bekam sie plötzlich einen krampfartigen Erstickungsanfall, so daß ich schon glaubte, daß sie uns unter den Händen gestorben wäre und nur mit der größten Mühe gelang es uns das Kind ins Leben zurückzurufen; doch hat sie sich schnell wieder erholt und ist jetzt wieder so munter, wie vorher. Unseren Schrecken wirst Du Dir denken können, ebenso, wie unsere Freude, daß wir das süße Kind behalten haben."

Am 16. Dec. berichtet er weiter darüber:

„Unser Kindchen gedeiht auf's Beste; lasse Dir nur von M. eine genaue Beschreibung davon machen; wenn ich sie Dir aber mit kurzen Worten schildern soll, so muß ich mit dem körperlichen Zustand beginnen: sie ist tüchtig gewachsen, recht rund und dick, hat rothe Bäckchen, blaue große Augen und ein beständiges Lächeln auf den Lippen; ihr Appetit ist ganz genügend, so daß

sie auch in Zukunft Aussicht auf körperliches Gedeihen giebt. Auch geistig entwickelt sie sich täglich mehr; sie hört und achtet schon auf Alles, ist stets vergnügt und fängt auch schon an, nach einzelnen Gegenständen zu greifen. Ihre Weihnachtsgeschenke hat sie schon bekommen, nämlich ein paar Hampelmänner, eine kleine Schaukel mit einem rothen und einem blauen Jungen, welche ihr namentlich Vergnügen machen und eine kleine Klapper."

Und 1 Jahr später, am 16. Dezember 1869, schreibt Koch an seine Mutter:

„Doch genug von Hunden, ich werde Euch von Etwas Besserem, von meinem Trudchen erzählen; die ist mein ganzer Stolz. Jeder der das Kind sieht, freut sich darüber, wie kräftig entwickelt und wie klug sie schon ist. Sie läuft schon sicher und geschwind, versteht fast alles, was man ihr sagt und spricht einzelne Worte recht niedlich, dabei kann sie eine Menge kleiner Kunststücke, so tanzt sie im Kreise und singt dazu oder läßt ihr Püppchen tanzen und springen und fährt sie in einem kleinen Wagen; sie holt mir meine Pantoffeln und will sie mir anziehen, spielt Kriegen und versteckt sich hinter dem Schrank. Wenn ich nach Hause komme, ruft sie laut und in der zärtlichsten Tonart „Papa" und umklammert mein Bein. Ich freue mich schon darauf, wenn ich sie im nächsten Sommer zu Euch schicken und Ihr das kleine süße Thierchen wiedersehen werdet."

Die oben angedeutete Mitteilung Koch's an seine Mutter über Hunde bezog sich auf ein Wachtelhündchen, welches er ihr durch den Verfasser übersandt hatte, um die kurz zuvor durch den Tod eines Seidenpudels entstandene Lücke auszufüllen.

Inzwischen hatten Koch's Erwartungen in bezug auf die Praxis in Niemegk sich keineswegs erfüllt, worauf schon der vorerwähnte Geldmangel beim Besuche eines Bruders hinweist. Die ganze Praxis lag dort in den Händen der Heilgehilfen, wogegen Koch nicht anzukämpfen vermochte. Eine hierauf bezügliche Anfrage des Vaters beantwortet Koch's Frau im Sommer 1869 folgendermaßen.

„Du fragst in Deinem letzten Briefe nach der Praxis. Es geht ungeheuer schlecht; wir müssen uns furchtbar einschränken und dabei doch noch sorgen, ob wir durchkommen. Ich berede Robert immer, von hier fortzugehen; denn es muß doch noch bessere Stellen geben, aber Robert hat allen Glauben daran verloren und hat wieder die Idee, ins Ausland zu gehen. Ehe Robert einen festen Entschluß faßt, muß er nothwendig mit Papa erst sprechen."

Den Plan ins Ausland gehen zu wollen, ließ Koch zwar fallen, gab aber, überzeugt davon, daß er hier sein Auskommen nicht finden und schließlich in Schulden geraten werde, seine Praxis rasch auf, um sich in Rackwitz, Provinz Posen, niederzulassen. Zunächst begab er sich im Juli 1869 allein dorthin und holte dann, nachdem er sich dort eine Wohnung gemietet, Anfang August Frau und Kind nach.

Über die Aussichten, welche sich Koch in Rackwitz boten, macht er seinem Vater folgende Mitteilung.

„Nachdem ich mich in meinem neuen Wohnorte umgesehen und mich entschlossen habe hier zu bleiben, beeile ich mich, Euch dies mitzutheilen und meine jetzigen Verhältnisse zu schildern. Die Stadt Rackwitz hat 2000 und einige hundert Einwohner und macht für den Neuankommenden gerade keinen angenehmen Eindruck; fast alle Häuser sind einstöckig, niedrig und mit Schindeln gedeckt. Trotzdem ist die Bevölkerung nicht arm und kann recht wohl einen Arzt erhalten. Mein Vorgänger, der eine Kreiswundarztstelle angenommen hat, soll sich auf 1200 bis 1500 Thaler gestanden haben (ohne Pferd und Wagen zu halten). Ich will hoffen, daß diese Angabe auf Wahrheit beruht und nicht, wie man in Niemegk gethan hatte, rein aus der Luft gegriffen war, um einen Arzt dort hinzuziehen."

Am 15. August 1869 schreibt er ferner:

„Meine jetzige Stelle gefällt mir bislang sehr gut, ich habe eine reichliche Praxis gleich von Anfang an bekommen und wenn das so fortgeht, werde ich meine Finanzen bald verbessert und die Kosten des Umzuges ꝛc. wieder erworben haben. Durchschnittlich habe ich während meines Hierseins 3 Thaler am Tage verdient und jetzt ist doch eigentlich die stillste Zeit für den Arzt. Die Stadt Rackwitz hat 2500 Einwohner, dann kommen noch zwei andere Städte in Entfernungen von $^3/_4$ Meilen hinzu, von denen die eine Rostaczewo 1000 und Wielichowo 1500 Einwohner hat, beide auf den Rackwitzer Arzt angewiesen. Dann sind mehrere Dominien in der Umgegend, welche den Arzt fixieren, sodaß jährlich ein festes Honorar von 200 bis 300 Thaler zusammenkommt. — Im ganzen ist der Boden sehr fruchtbar, namentlich wird hier viel Hopfen und merkwürdigerweise auch Wein gebaut (seinem Geschmack nach noch unter dem Grünberger stehend). Die Bevölkerung ist sehr gemischt, Juden, Protestanten, Katholiken, Deutsche und Polen, alles ist kunterbunt durcheinander gemischt. Da ich natürlich die polnische Sprache nicht verstehe, so habe ich ein Dienstmädchen gemiethet, die fertig deutsch und polnisch spricht und mir dolmetschen muß, wenn Leute kommen, die kein Deutsch verstehen, was oft genug der Fall ist."

Auch vom Dezember kann Koch Gutes melden. Bei einer vermutlichen Jahreseinnahme von 1000 Thalern hofft er sogar 400 Thaler erübrigen zu können, was auf seine und seiner Frau Sparsamkeit und Genügsamkeit ein helles Licht wirft. Er schreibt:

Meine jetzigen Verhältnisse sind für mich bislang noch immer sehr zufriedenstellend gewesen. Ich habe eine reichliche und doch nicht im Übermaße anstrengende Praxis. Manchen Tag bin ich freilich sehr in Anspruch genommen, so hatte ich z. B. an meinem Geburtstage 5 auswärtige Touren zu machen, so daß ich von Morgens $4^1/_2$ Uhr bis Abends $11^1/_2$ Uhr ununterbrochen auf Reisen war; dafür habe ich aber auch an andern Tagen manche freie Stunde, die ich zu meinen Studien benutzen kann. Nachdem, wie mein Verdienst bis jetzt gewesen ist, rechne ich ungefähr auf eine Einnahme von 1000 bis 1100 Thaler, so daß ich nach Abzug von 600 Thaler für den Haus-

halt und sonstige Ausgaben jährlich 400 bis 500 Thaler zurücklegen zu können denke, was meiner Ansicht nach bei den jetzt für Ärzte (und namentlich Landärzte) immer schlechter werdenden Zeiten schon eine recht gute Stellung ist. Ich hatte von Langenhagen noch 300 Thaler nach Niemegk genommen; nun, nachdem ich alle Ausgaben, namentlich den Möbeltransport und die kostspieligen Reisen bestritten, nachdem ich andere Möbeln und eine Menge Kleinigkeiten, außerdem Pelzwerk für 50 Thaler und einen neuen Anzug, den ich nöthig hatte, angeschafft habe, sind mir doch immer noch wieder 300 Thaler baar übrig geblieben, wozu die Einnahme des letzten halben Jahres in Rackwitz natürlich beigetragen hat, so daß ich von Niemegk noch mit einem blauen Auge davon gekommen bin. Du schreibst mir, lieber Papa, daß Du noch immer so viel Ausgaben für die unversorgten Kinder hast, wenn Dir mit dem, was ich besitze, gedient ist, dann würde ich es Dir auf das Bereitwilligste zur Verfügung stellen und Du würdest mir einen großen Gefallen thun, wenn Du mir gestatten würdest, Dir nach meinen Kräften Deine vielen Sorgen zu erleichtern. So lange ich in Niemegk war und selbst nicht wußte, wie ich auskommen sollte, konnte ich leider das nicht thun, aber unter den jetzigen Umständen halte ich es für meine Pflicht, meiner Familie so viel als möglich nützlich zu sein."

(Fortsetzung folgt.)

Der Kampf gegen die Feinde der Menschheit.

Von

A. Gottstein.

(Schluß).

Und dennoch ist der Arzt auch im Angriff nicht machtlos; es bleibt das unbestreitbare Verdienst der Bakteriologie, das Gebiet ärztlicher Thätigkeit erweitert zu haben, ihm Mittel in die Hand gegeben zu haben, durch welche er den Gegner in seinem Versteck aufspüren, ihm Waffen in die Hand gedrückt zu haben, durch welche er sie daselbst vernichten kann. Der Hauptruhm und die Hauptaufgabe der Bakteriologie bleibt es, für die Verhütung, die Prophylaxe der Krankheiten, einen festen Grund gelegt zu haben; hier stehen wir nicht mehr vor Hoffnungen und Erwartungen, hier stehen wir vor Thatsachen.

Wenn für die Seuchenprophylaxe der gegenwärtige Stand wissenschaftlicher Anschauungen geschildert werden soll, so muß zunächst auch hier das Bekenntnis abgelegt werden, daß sich zwei Parteien gebildet haben, die sich im Kampfe der Grundanschauungen gegenüber stehen. Auch in dieser Frage ist den Bakteriologen der Vorwurf nicht erspart geblieben, daß sie einseitig die Hygiene mit der Bakteriologie identifizieren, daß sie, befangen in den Resultaten der Laboratoriumsversuche, den Schwerpunkt der Seuchenprophylaxe, der Krankheitsverhütung, auf die

Vernichtung der Bakterien legen und für alle anderen Ursachen der Entstehung von Epidemieen kein Auge hätten. Man hat einen Gegensatz zwischen der sogenannten Berliner Schule und anderen bewährten epidemiologischen Forschern herausbilden wollen: es ist keine vereinzelte Erscheinung, daß, wenn irgend eine verdienstliche Forschung epidemiologischen Inhalts erscheint, welche andere Faktoren als die Bakterien, wie z. B. klimatische Verhältnisse, berücksichtigt, in dem Vorwort ein leiser oder stärkerer Protest gegen die bakteriologische Anschauung durchklingt, die alle Verhältnisse allein zu klären beanspruche und die sich dabei in Widerspruch zu den Thatsachen setze. Unseres Erachtens ist unter voller Anerkennung der Berechtigung, ja der Notwendigkeit auch andersartiger Forschungen, die Zuspitzung zu einem Gegensatze zweier Schulen in keiner Weise sachlich berechtigt. Ein prinzipieller Streit ist schon deshalb zu vermeiden, weil auf diesem Gebiete die Folgen experimenteller Studien praktische Maßregeln von oft einschneidender finanzieller und sozialer Tragweite sind. Thatsache ist, daß die Bakteriologie an die Stelle früherer unbestimmter Begriffe, die man als direkte Krankheitsursachen gelten ließ, wie Kontagien und Miasmen, sichtbare und greifbare Dinge gesetzt hat, deren Beziehungen zu unserer Außenwelt eben Beachtung finden *müssen*. Wir haben nicht mehr mit einem X als Krankheitserreger zu rechnen, sondern mit der oder jener in ihrer Eigenschaft mehr oder weniger studierten Bacillenart. Nun lehrt uns die Epidemiologie, d. h. die Summe derjenigen Erfahrungen, welche bei der Beobachtung von Seuchen gesammelt worden sind, daß bei dem Ausbruch und der Verbreitung einer solchen oft gewisse Eigentümlichkeiten hervortreten, welche durch unsere bisherigen Kenntnisse von den Eigenschaften der Bakterien noch keine genügende Erklärung gefunden haben. Es gehört dazu z. B. die Art der Verbreitung von Epidemien, das völlige Verschontbleiben gewisser Orte, es gehört dazu, um vielleicht ein populäres Beispiel zu wählen, die Entstehung der letzten Influenzaepidemie in Europa. Aber es folgt hieraus doch keineswegs, daß diese Erscheinungen auf dem bisher beschrittenen Wege der induktiven Forschung der Bakteriologie, welche ihren Ausgangspunkt vom Verhalten der Bakterien selbst nimmt, unaufgeklärt bleiben müßten. Auch der Epidemiologe kann das Studium der Bakterien nicht mehr entbehren. Der Bakteriologe studiert das Verhalten des Bakteriums zum Wasser, zum Boden, zur Luft, er entdeckt, welche Unzahl von zufälligen Berührungen schon im Versuch die Übertragung desselben nach den verschiedensten Orten vermitteln können, Zufälligkeiten, welche bei den Verhältnissen im großen in noch viel ausgedehnterem Maße stattfinden, und er entnimmt daraus, daß nach der Summe der bisherigen Erfahrungen kein Grund vorliegt, andere Faktoren als die Bakterien selbst in erster Linie für die Ausbreitung der Epidemien verantwortlich zu machen; diese andern Verhältnisse sind zwar durchaus nicht gleichgiltig als Mittel zur Verbreitung, aber sie kommen erst in zweiter Linie. Im Gegensatze zu derjenigen Theorie, welche die Beschaffenheit des Bodens zunächst in den Vordergrund schiebt, hält sich der Bakteriologe an die Thatsache, daß die Bakterien nur in den obersten Lagen desselben zu gedeihen vermögen, daß aber die tieferen Bodenschichten vollkommen bakterienfrei sind. Dagegen

findet er, daß das Wasser für viele Formen ein vorzüglich geeignetes Mittel zur Weiterverbreitung ist; er bringt diese Beobachtung in Verbindung mit schon beobachteten Thatsachen, aber ohne Voreingenommenheit ist er weit entfernt, nunmehr alle Epidemien auf die Verbreitung durch Trinkwasser zurückzuführen und der Bodentheorie die Wassertheorie entgegenzustellen; die gleiche Bedeutung hat für ihn der direkte menschliche Verkehr, und schließlich ist für jede einzelne Form der Verbreitungsweg aus den Lebenseigenschaften des Bacillus gesondert zu studieren. So lange aber diese Anschauung zum Verständnis der bisher gemachten Erfahrungen hinlänglich und die Erklärung bisher nicht aufgehellter Verhältnisse möglich erscheint, ist ein Abgehen von dem eingeschlagenen Wege, die Entstehung der Epidemien vorzugsweise von dem Verhalten ihrer Erreger und von ihrer Verstreuung allein abhängig zu machen, nicht geboten. Schließlich kommen beide Anschauungen praktisch auf das Gemeinsame hinaus, daß sie die Beziehungen der Bakterien zum Boden, zum Wasser, zur Luft und zum menschlichen Verkehr zum Gegenstand ihrer Betrachtungen machen. Daß die Prophylaxe am besten an beiden Punkten einsetzt, darüber wird wohl kaum ein Zweifel bestehen; die Frage lautet vielmehr, an welchem Punkte sie es bei dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse am wirksamsten vermag.

Es ist ein altes Bild, das schon gelegentlich der ersten Cholerakommission bei Beratung der Abwehrmaßregeln gebraucht wurde, daß man den Seucheherd mit einem brennenden Hause verglich und die Ausbreitung der Epidemie mit dem Umsichgreifen des Brandes. Offenbar wirken auch für die Entstehung von Feuersgefahr zwei Ursachen mit, es muß brennbares Material vorhanden sein und eine Ursache, welche das Feuer hervorruft; für die Verbreitung des Brandes spielen dann der Wind und die Funken die entsprechende Rolle. So lange es sich um prinzipielle Beratungen handelt, wie einer etwaigen Feuersgefahr vorzubeugen sei, mögen die Techniker sich einig werden, wie der Bau am zweckmäßigsten aufgeführt werde; ist einmal das Feuer ausgebrochen, so muß dasselbe auf seinen Herd beschränkt, so müssen vor allem die Funken, die der Wind doch überall hinträgt, gelöscht werden. Auch für die Prophylaxe bleibt es die idealere und dankbarere Aufgabe, für möglichste Vermeidung brennbaren Materials zu sorgen, und wo solches sich anhäuft, es vor dem Nahen der Gefahr unschädlich zu machen. Aber einerseits sind wir noch nicht genügend unterrichtet, um hierbei wirksam vorzugehen, anderseits ist diese Thätigkeit oft nicht in die Hand des Arztes, sondern des Staatsmannes und Sozialpolitikers gegeben; gegen Armut, armselige Wohnung und ungenügende Ernährungsverhältnisse vermag der Hygieniker nicht anzukämpfen. Wie es mit der Löschung des Brandes selbst, mit der Heilung der Krankheit steht, ist im ersten Teil zur Genüge behandelt worden. Aber die Funken sehen wir, die vom Brandherd auffliegen und den Brand andern gleich gefährdeten Stellen zuzutragen drohen. Der Hygieniker unserer Tage also, mag er in der Unverbrennlichkeit der Gebäude die beste Abwehr sehen, wie der Epidemiologe, mag er wie die Bakteriologie in erster Linie die fliegenden Funken berücksichtigen, steht praktisch vor der einzigen Aufgabe, diese letzteren zu bekämpfen.

Und mit Stolz kann er sagen, daß er hierfür die richtigen und brauchbaren Methoden angegeben hat. Die Aufgabe, die Bakterien der verschiedensten Krankheiten an den Stellen außerhalb unseres Körpers sicher zu vernichten, an denen sie vermöge ihrer uns jetzt bekannten Eigenschaften vorzugsweise zu treffen sind, gilt also gegenwärtig als die vornehmste Aufgabe unserer Seuchenprophylaxe. Ob dieselbe genügend sicher durchzuführen ist und ob sie in der Praxis ausreicht, um den Kampf mit den Epidemien mit Erfolg zu bestehen, das wird die Erfahrung der nächsten Jahre, die Statistik zu erweisen haben; die Hoffnungen sind keine geringen, die sich an diese Bestrebungen knüpfen, aber dieselben sind unerfüllbar, wenn nicht jeder im Auge behält, daß die Maßregeln, so drückend sie zuweilen für den Einzelnen sein mögen, im Interesse der Gesamtheit notwendig, eines der Opfer sind, die der Einzelne dem Allgemeinwohl schuldet.

Die Mittel zur Vernichtung der außerhalb des menschlichen Organismus vorhandenen krankheitserregenden Organismen giebt uns die Lehre von der Desinfektion in die Hand, wie sie nach den von Koch geschaffenen und schon im vorigen Heft angegebenen Methoden sich entwickelt hat. Die Lehre von der Desinfektion umfaßt drei Abschnitte. Sie zeigt uns zunächst diejenigen chemischen und physikalischen Hilfskräfte, welche für eine wirksame und praktisch anwendbare Vernichtung von Bakterien zur Verfügung stehen. Sie klärt uns zweitens für jede der einzelnen in Frage kommenden Bakterienkrankheiten, so weit dieselben bis jetzt wissenschaftlich bekannt sind, über das Verhalten des Bacillus in unserer Umgebung und die Wege, auf denen er Zugang zum Körper findet, auf; sie lehrt dann im dritten, speziellen Teil, welche Maßregeln für eine jede einzelne Krankheit im besonderen Falle zu ergreifen sind.

Diejenigen Substanzen, welche früher zur Desinfektion mit Vorliebe verwendet worden sind, haben sich einer genaueren Prüfung unterziehen müssen, welcher durchaus nicht alle stand hielten; eine ganze Reihe früher beliebter und zum Teil kostspieliger Methoden sind als wirkungslos verworfen worden, andre haben sich zwar als wirksam, aber aus praktischen Gründen nicht gut verwendbar herausgestellt, und so ist die Zahl der zur Benützung empfohlenen Mittel eine recht geringe, aber für die Bedürfnisse des täglichen Lebens in ihren wechselnden Formen doch ausreichende. Die unbedingte Anforderung an jedes dieser Mittel war, daß es nicht nur Bacillen, sondern auch Sporen und zwar in verhältnismäßig kurzer Zeit vernichtete. Von alters her spielten als Desinfektionsmittel die Gase eine Rolle, und schon die homerischen Helden räucherten mit Schwefel, d. h. sie desinfizierten mit schwefliger Säure in Gaszustand. Aber gerade für dieses Mittel, die schweflige Säure, haben Koch und Wolffhügel schon im Jahre 1881 nachgewiesen, daß sie zwar desinfizierend wirkt, jedoch auch bei sporenfreiem Material eine wirksame Desinfektion dann nicht zuläßt, wenn die Mikroorganismen in dickeren Schichten und nicht unmittelbar unter der Oberfläche liegen; bei sporenhaltigem Material läßt schweflige Säure auch in stärkster Konzentration im Stich.

Mit den Dämpfen von Chlor sind die Erfolge besser, wie denn diese beiden Mittel an sich zu unsern stärksten Desinfektionsmitteln gehören; es läßt sich in

einer mit Flüssigkeit gesättigten Atmosphäre die Desinfektion aller in dünner Schicht angetrockneter und in lufttrockenem Zustande befindlichen Bakterien erreichen. Aber in trockner Luft bewirkt selbst starke Konzentration keine Desinfektion, in größeren Räumen ist es sehr schwierig, die nötige Konzentration andauernd und gleichmäßig durch den ganzen Raum verteilt zu erhalten; das Verfahren ist nicht ganz billig, die verschiedensten Gegenstände leiden unter demselben, und für Kleider und Substanzen tierischer und pflanzlicher Herkunft ist es überhaupt nicht verwendbar.

Von festen Körpern kommen überhaupt nur in Betracht das Quecksilberchlorid oder Sublimat, die Karbolsäure und verwandte Körper, Ätzkalk und Chlorkalk. Sublimat ist eins unserer stärksten Desinfektionsmittel, es vernichtet in der Verdünnung von 1:1000 Sporen in wenigen Minuten, es ist billig; dagegen ist es nicht verwendbar für eiweißhaltige Stoffe und Metalle, weil es mit ersterem feste Verbindungen giebt und dann nicht in die Tiefe dringt, Metalle aber durch Bildung von Legierungen verdirbt. In Verbindung mit Säuren, als Salzsäure- und Weinsäuresublimat, kann die Wirkung noch gesteigert werden. Sublimat eignet sich zur Desinfektion von Holz, von Fußböden u. s. w. Karbolsäure vernichtet Sporen in der starken Konzentration von 5% und bei längerer Einwirkung. Eine Verbindung der rohen Karbolsäure mit Schwefelsäure, die sogenannte Sulfokarbolsäure, hat bedeutend stärkere desinfizierende Kraft und eignet sich wegen ihrer Billigkeit und des leichten Eindringens in eiweißhaltige Substanzen und weil sie nicht zerstört, zur Desinfektion menschlicher Ausscheidungen, aber auch zur Desinfektion von Wänden, Tapeten und Möbeln. Der Ätzkalk hat hohen desinfizierenden Wert, aber erst nach längerer Einwirkung; viel schneller wirkt Chlorkalk und zwar schon in geringer Konzentration und in der Zeit von wenigen Minuten, besonders wenn ihm noch etwas Salzsäure hinzugesetzt wird. Nicht chemisch, sondern mechanisch desinfiziert noch frisches Brot, welches, wie von Esmarch nachwies, bei der Abreibung größerer Flächen alle denselben anhaftenden Bakterien entfernt und in sich aufnimmt.

Die Hauptrolle in der Desinfektionstechnik spielt aber die Hitze; eine Temperatur von 100° C. und darüber tötet bei nicht zu großer Dauer der Anwendung auch die widerstandsfähigsten Sporen. Die trockene Hitze beansprucht eine Anwendungszeit von etwa einer halben Stunde; man erzielt dieselbe sehr einfach, indem man einen Blechschrank mit doppelten Wandungen durch eine darunter gestellte Gasflamme erhitzt, und erzielt hierbei Temperaturen bis zu 150° C. Diese Methode findet nur unter kleineren Verhältnissen, in der Laborationstechnik und in der praktischen Chirurgie zur Desinfektion oder Sterilisierung von Glas- und Porzellaninstrumenten sowie von Verbandstoffen Verwendung, für Flüssigkeiten, organisches Material und Metallgegenstände ist sie ungeeignet. Auf einem anderen sehr einfachen Wege erzielt man die zur Desinfektion erforderliche Temperatur durch Kochen von Wasser oder auf dem Wasserbad; es ist die bequemste Methode, um chirurgische Metallinstrumente vor und nach dem Gebrauch zu desinfizieren; in der Praxis hat das Prinzip Verwendung gefunden für die Sterilisierung unserer

Speisen, denn auch das gewöhnliche Kochen derselben erzielt ja deren Desinfektion von anhaftenden Bakterien; mit vollem Bewußtsein aber und nicht als zufällige Nebenwirkung, sondern als Hauptzweck kommt das Sterilisieren auf dem Wasserbade zur Verwendung bei unseren Milchkochapparaten, vorzugsweise dem seit einigen Jahren so verbreiteten Soxhlet'schen Milchkochapparat. Für die Technik im großen wird aber weder die trockene Hitze noch das siedende Wasser herangezogen, sondern die desinfizierende Wirkung der Wasserdämpfe und zwar in zwei Formen, entweder als gespannter ruhender Wasserdampf bei Atmosphärenüberdruck oder als strömender Wasserdampf bei 100°. Nach einem dieser beiden Systeme sind alle unsere modernen Desinfektionsapparate gebaut; bevorzugt wird in letzter Zeit das Prinzip des strömenden, nicht gespannten Dampfes. Die Wirkung dieser Apparate ist eine absolut sichere, ihre Anwendung erstreckt sich auf alle pflanzlichen und tierischen Gewebe, also vorzugsweise auf Kleider, Wäsche, Betten, Möbelüberzüge, gerade diejenigen Gebrauchsgegenstände, die am meisten geeignet sind, die infizierenden Materialien aufzunehmen, festzuhalten und weiterzuverbreiten. Die Größe der Apparate schwankt in weiten Grenzen von den größten mit Kesselheizung, welche den Bedürfnissen einer Stadt wie Berlin genügen, bis zu den kleinen, welche als transportable Desinfektionswagen für kleine Landbezirke konstruiert sind oder welche in Krankenhäusern zur Verwendung kommen und zu den kleinsten, welche im Sprechzimmer des Arztes, durch eine Spirituslampe erhitzt, ihre Benützung finden oder welche sogar für den Privatgebrauch im Haushalt angegeben worden sind. Auf die verschiedenen Konstruktionen dieser Apparate soll hier nicht eingegangen werden; es möge, um ein Bild von der Einrichtung und der Benützung eines solchen zu geben, die Beschreibung der Desinfektionsanstalt hier angeschlossen werden, welche die Stadt Berlin nach den Angaben von Merke und Guttmann im Jahre 1886 eingerichtet hat und deren Benützung durch die Einwohner bei bestimmten Krankheiten auf Grund von Polizeivorschriften obligatorisch ist.

Das ziemlich isoliert gelegene Gebäude der Desinfektionsanstalt hat eine Tiefe von 38,5, eine Breite von 46,0 resp. 42,6 Meter und wird durch das Hauptgebäude in zwei nahezu gleiche Höfe geteilt, von denen der eine für die Zufuhr der zu desinfizierenden Gegenstände, der andere für die Abfuhr der desinfizierten bestimmt ist. Das in der Mitte befindlich Hauptgebäude hat eine T-Form; der Vorderflügel enthält das Kesselhaus mit zwei Dampfkesseln, sowie Badeeinrichtung rc., der ca. 26 m lange Mittelbau den eigentlichen Desinfektionsraum im vorderen, die Aufbewahrungsräume im hinteren Teile. Der Desinfektionsraum, 9 m lang, ist durch die in der Mitte stehenden Apparate und eine zwischen ihnen befindliche, über dieselbe hinweg zum Dache hinaufgeführte sogenannte Rabitz'sche Wand (Drahtnetz mit doppeltem Gipsputz) in zwei hermetisch von einander abgeschlossene Hälften geteilt, in deren eine die infizierten Gegenstände in die Apparate verladen, in deren anderer sie aus ihnen herausgenommen werden. Der Aufbewahrungsraum, 15 m lang, ist ebenfalls in zwei vollständig getrennte Längshälften geteilt, die mit Regalen, Haken u. s. w. zur Aufnahme der infizierten

resp. desinfizierten Objekte versehen sind. In die Mitte dieses Raumes ist von der Hinterwand her das Expeditionszimmer hineingebaut, das jedoch nur von außen zugänglich ist. Die Trennung infizierter Gegenstände von den desinfizierten ist also aufs strengste durchgeführt.

Der Desinfektionsraum kann vier Desinfektionsapparate aufnehmen. Jeder derselben besteht aus einem großen, doppelwandigen Kasten, der außen 2,50 m hoch, 1,60 m breit und 2,85 m lang ist. Auf dem Boden des Kastens liegen in einer Höhe von 0,5 m zwei Reihen gußeiserner, zur Vergrößerung der Heizfläche mit Rippen versehener Heizrohre und über diesen ein kleineres, in kurzen Zwischenräumen von Löchern durchbohrtes Kupferrohr, das in fünf Längssträngen durch den Apparat geführt ist. Den oberen Teil des Apparates nimmt ein eiserner Wagen von 4,5 cbm Rauminhalt ein, dessen Räder auf Schienen gehen und der durch ein Gestell zurückklappbarer Schienen vor der Thür eines jeden Apparates heraus- und hineingeschoben werden kann. Schließlich besitzt der Apparat noch Luftzuführungsrohr, Abzugsrohr mit Abzugsklappe und Manometer. Der Desinfektionsvorgang geschieht in der Weise, daß der Apparat mittels der Rippenrohre angehängt wird, dann nach Schließung der Zuführungs- und Abzugsöffnungen mit dem einströmenden Dampf aus dem durchlöcherten Rohr beschickt und nach Ablauf der zur Desinfektion erforderlichen Zeit nach Absperrung des Dampfes ventiliert wird. Jeder Apparat kann bei 12stündiger Arbeitszeit 9mal täglich geladen werden, die Desinfektion kostet für den Kubikmeter der zu desinfizierenden Objekte 0,15 Mark Feuerungsmaterial.

Für den Betrieb, die Behandlung, Einpackung und Verladung der Gegenstände, das Verhalten der Mannschaften (Desinfektoren) sind die zweckentsprechenden Anordnungen getroffen worden (Leinenhüllen mit 5% Karbolsäure getränkt, verschiedene Wagen für infizierte und desinfizierte Gegenstände rc.). Die bakteriologische Untersuchung, welche in der Weise angestellt wurde, daß in die Mitte der zu desinfizierenden Gegenstände Päckchen mit Milzbrandsporen und Gartenerde hineineingelegt wurden, hat ergeben, daß überall im Innern des Apparates im Verlauf von einer halben Stunde eine Temperatur von 100° C. zu erzielen ist und daß diese Zeit zur völligen Desinfektion genügt; die eingebrachten Objekte werden durch den Desinfektionsprozeß wenig oder gar nicht angegriffen.

Mustergiltig sind auch die in dem vor wenigen Monaten neueröffneten städtischen Krankenhaus am Urban getroffenen Maßregeln zur Desinfektion, ja man kann sagen, daß die Beschaffung der für den Kranken nötigen Gebrauchsgegenstände auf diesen Zweck der Desinfektion durch strömenden Dampf berechnet ist. Die Bettgestelle können durch eine einfache Hebelvorrichtung auf kleine Rollwagen geladen werden, auf welchen sie durch unterirdische Gänge, die sämtliche Pavillons untereinander und mit dem Desinfektionsraum verbinden, leicht in letzteren gerollt werden, die abnehmbaren oberen Platten der Betttische bestehen aus gerieftem, mattem Glas u. s. w.

Mit Hilfe dieser wenigen Methoden sind wir für alle Fälle ausgerüstet, welche eine Desinfektion beanspruchen, sind uns alle die Gegenstände zugänglich, an

denen die vom Kranken nach außen beförderten Ansteckungsstoffe haften. Sämtliche zur Bekleidung gehörigen pflanzlichen und tierischen Produkte, wie Betten, Wäsche, Kleider, werden der Desinfektion im Dampfapparat unterzogen, die Abfallsprodukte werden durch fünfprozentige Schwefelkarbolsäure oder durch Chlorkalk mit entsprechendem Salzsäurezusatz steril gemacht; am meisten Schwierigkeit bereitet die Desinfektion des Wohnzimmers und der Holzmöbel. Die Wände werden nach dem Esmarch'schen Verfahren mit Brot oder mit Karbol gerieben, ebenso die Möbel mit besonderer Berücksichtigung der Fugen und dann der Wohnraum einer gründlichen Ventilation unterworfen. Für die Stadt Berlin ist seit August 1890 von seiten des Polizeipräsidiums die Bestimmung getroffen worden, daß im Interesse einer einheitlichen Ausführung auch die Desinfektion von Wohnungsräumen nicht mehr durch private Kräfte, sondern durch die Beamten der städtischen Desinfektionsanstalt nach bestimmtem Reglement obligatorisch durchzuführen ist.

Die Anforderungen, welche die verschiedenen Krankheiten an die Desinfektionsmaßregeln stellen, sind je nach den verschiedenen Eigenschaften des Bacillus durchaus verschieden.

Als typisches und gut gekanntes Beispiel möge auch hier wieder der Milzbrand dienen. Der Milzbrand ist überwiegend Tierkrankheit, welche nur gelegentlich Menschen befällt, dieselbe tritt in manchen Gegenden als furchtbare Geißel des Herdenviehs epidemisch auf, namentlich kennt man sogenannte „Milzbrandweiden", auf denen zur Zeit des heißen Sommers die Krankheit massenhaft ausbricht. Die Entwickelung der Spore spielt sich nur in den oberflächlichsten Schichten des Bodens ab, in schon geringer Tiefe ist eine solche Bildung unmöglich; die zur Sporenbildung führenden Bacillen können in den Boden durch die Abgänge oder bei der Verwesung oberflächlich begrabener gefallener Tiere entweder unmittelbar oder von Wasserläufen fortgeschwemmt hingelangen und dann zugleich mit dem Futter in den Tierkörper eindringen. Die praktischen Maßregeln gegen den Milzbrand gestalten sich hiernach ziemlich einfach. Sobald die Krankheit erkannt ist, sind sämtliche Abfälle, namentlich die Blutabgänge, aufs sorgfältigste durch Karbolsäure ꝛc. zu desinfizieren, das verendete Tier ist am besten mit Haut und Haaren zu verbrennen, oder wenn das wegen der Größe nicht angeht, zwei Meter tief im Boden zu vergraben; in dieser Tiefe ist ein Auskeimen der Bacillen zu Sporen absolut durch die Temperaturverhältnisse verhindert. In Fällen vereinzelter und immer wiederkehrender Stallinfektion gelingt es, wie dies ein positiver Fall beweist, durch gründliche Desinfektion der Wände und Dielen die Krankheit dauernd zu beseitigen.

Ganz andere Eigenschaften hat der Bacillus der Cholera. Wir können von der Streitfrage ganz absehen, ob zur Entstehung der Cholera außer dem Bacillus noch besondere epidemiologische Bedingungen erfüllt sein müssen. Jedenfalls muß erst der Bacillus selbst von außen eingeschleppt worden sein, sobald die Krankheit entstanden ist, jedenfalls ist nun die leichteste Gelegenheit durch die komplizierten Bedingungen unseres sozialen Lebens zu seiner Weiterverbreitung gegeben, und jedenfalls ist die Bekämpfung leichter, wenn es sich erst

um einige wenige vereinzelte Fälle handelt, als wenn einmal die Krankheit um sich gegriffen hat. Zunächst ist also der Kranke nach Möglichkeit zu isolieren, wie diese Bedingung auch für alle andern epidemischen Krankheiten selbstverständlich ist. Alle weiteren Maßregeln stützen sich auf die bekannten Eigenschaften des Cholerabacillus selbst. Derselbe besitzt keine Dauersporen, obgleich er in feuchtem Nährboden sich genügend lange lebensfähig halten kann, er ist durch Austrocknung außerordentlich leicht zu vernichten und geht in allen Faulflüssigkeiten, wie z. B. Abfuhrwasser, durch das Überwuchern anderer Arten schnell zu Grunde. In den Körper dringt er höchst wahrscheinlich nur durch den Verdauungskanal ein, und auch hier ist sein Eingang beschränkt durch den Salzsäuregehalt des normalen Magensaftes; aus dem Körper tritt er nur aus durch die Darmabfälle, kein anderer Teil des Körpers, speziell die Person des Kranken als solche nicht, ist ansteckend, weil sie keine Bakterien enthält. Auf feuchtem Nährboden, wie feuchter Wäsche, Nahrungsmitteln, im Wasser, vermag er sich oft ganz außerordentlich rapid zu vermehren, ohne sichtbare Veränderungen z. B. in der Milch und auf Pflanzenkost hervorzurufen. An diese Eigenschaften haben sich die Vorbeugungsmaßregeln eng anzuschließen. Zunächst ist die erste Regel für Gesunde, in den Cholerazeiten nur keimfrei gemachte Nahrungsmittel zu genießen, der Aufbewahrung derselben nach dem Kochen äußerste Sorgfalt zu widmen und peinlichste Sauberkeit bei den Mahlzeiten walten zu lassen, ferner stets auf gesunden Magen zu halten. Daß diese Maßregeln nicht so schwer zu erfüllen sind, lehrt die Thatsache, daß seit einer ganzen Reihe von Jahren in allen hygienischen Laboratorien seitens zahlreicher Forscher mit Reinkulturen des Cholerabacillus experimentiert worden ist und daß es bis auf einen Fall niemals zur Ansteckung gekommen ist. Was den Kranken selbst betrifft, so hat zunächst auch das Wärterpersonal die äußerste Reinlichkeit als größte Pflicht zu bewahren, es ist ferner die benützte und verunreinigte Wäsche häufig zu wechseln und sofort zu desinfizieren. Die Abgänge werden mit Chlorkalk oder roher Schwefelkarbolsäure gemischt und sofort in die Abfuhrkanäle befördert, wo sie keinen Schaden zu stiften vermögen, selbst im Falle nicht ganz genügender Desinfektion. Die Verunreinigung der Wohnräume ist wegen des Absterbens der Bacillen durch Eintrocknung nicht zu fürchten.

Ganz ähnlich ist das Verhalten des Typhusbacillus. Die Erkrankung an Unterleibstyphus tritt meist sporadisch auf, und es ist möglich, daß zur Entstehung derselben noch eine besondere Disposition des Organismus erforderlich ist. Vereinzelte Fälle von Typhus kommen in jeder Stadt, namentlich den größeren, stets vor mit der eigentümlichen Erscheinung, daß ihre Zahl zu gewissen Jahreszeiten regelmäßig zunimmt, zu anderen fällt. Zuweilen macht der Typhus größere Epidemien, für deren Ursachen noch keine Erklärung gegeben ist; ob dieselbe im Einzelfall durch Verbreitung größerer Mengen der Bacillen durch Trinkwasser oder durch Speisen geschieht, ist in vielen Fällen gar nicht zu ermitteln; Thatsache bleibt, daß der Typhusbacillus durch das Trinkwasser verbreitet werden kann; in vielen Fällen ist der sichere Nachweis geliefert worden, daß eine Kommunikation

der Abfallsgruben auf dem Lande mit Brunnen steten Anlaß zu Neuerkrankungen abgegeben hat. Auch der Typhusbacillus findet sich vorzugsweise in den Darmentleerungen, wenngleich dieselben nicht wie bei der Cholera die einzigen Quellen seiner Beförderung nach außen sind. Also besteht auch hier die Hauptaufgabe in der sachgemäßen Desinfektion der Entleerungen und der Wäsche; die letztere hat schon oft Gelegenheit zur Übertragung der Krankheit nicht auf das Wärterpersonal, sondern auf die mit der Besorgung und Reinigung der Wäsche Betrauten gegeben. Bei der Vorbeugung der Krankheit ist der Hauptnachdruck auf die Reinhaltung der oberflächlichen Bodenschichten, mehr noch des Trinkwassers zu legen.

Besondere Verhältnisse liegen bei der Diphtherie vor, die leider in den Städten endemisch geworden ist und z. B. in Berlin unendliche Opfer verlangt. Der Krankheitserreger derselben ist erst in der letzten Zeit mit Sicherheit festgestellt worden; es wurde von ihm schon mitgeteilt, daß er erstens durch Bildung eines starken Giftstoffes verhängnisvoll wirkt, welcher schon aus der Reagensglaskultur künstlich dargestellt worden ist, und daß er zweitens die Eigentümlichkeit hat, anderen Bakterien, den Streptokokken, den Zugang zum Körper zu vermitteln, durch welche dann häufig die tödliche Blutvergiftung im Gefolge der Diphtherie erzeugt wird. Der Diphtheriebacillus kann noch durch die dritte Eigentümlichkeit verhängnisvoll werden, daß seine Membranen den Kehlkopf des Kindes verstopfen und so den Erstickungstod herbeiführen. Der Diphtheriebacillus wird durch direkte Ansteckung übertragen, doch besitzt er nicht in allen Fällen die gleiche Giftigkeit, die vielmehr großen Schwankungen unterliegt. Zur Entstehung der Krankheit scheint eine gewisse Disposition des befallenen Körpers notwendig zu sein, denn der Bacillus findet sich zuweilen im Munde ganz gesunder Kinder, und Erwachsene sind, selbst wenn sie sich der äußersten Ansteckungsgefahr aussetzen, zu schweren Erkrankungen weniger geneigt, wenn sie auch durchaus nicht völlig verschont bleiben. Anderseits bedarf es sicher dort, wo größere und konzentrierte Mengen der Bacillen verstreut sind, wie in den Krankenräumen, keiner Disposition, um die Krankheit auf die Geschwister zu verbreiten. Der Bacillus kann sehr leicht mit der Nahrung verbreitet werden und scheint ungemein hartnäckig zu sein; an Orten mit nur mäßigem Feuchtigkeitsgehalt kann er monatelang seine Virulenz bewahren und sogar an ganz trocknen Orten sich beträchtlich lange übertragungsfähig halten. Aus diesen Gründen erklärt sich seine Eigentümlichkeit, an Wohnungen, besonders wenn sie feucht sind, beträchtlich lange zu haften, so daß zwischen der Erkrankung zweier Kinder derselben Familie ein monatelanger Zwischenraum liegen kann. Mir ist ein Fall aus einem großen Berliner Mietshause gegenwärtig, das in bekannter Weise aus sechs Geschossen, nämlich Keller, Parterre und vier Stockwerken besteht, und dessen rechte und linke Hälfte je zwei getrennte, gleichbeschaffene Wohnungen enthält. Auf der rechten Seite dieses Hauses sind im Verlauf von 4 Jahren in jedem Stockwerk außer dem dritten und zwar in der Vorder- wie in der Hinterwohnung, zum Teil mehrfache Fälle von Diphtherie ganz zerstreut vorgekommen, von denen zwei tödlich endeten; in der linken Hälfte des Hauses kam

während desselben Zeitraums nicht ein einziger Fall vor, obgleich die Kinderzahl in beiden Hälften gleichmäßig groß war. In vielen Fällen ist also der Keim der Diphtherie in der Wohnung zu suchen, in den meisten geschieht die Ausbreitung durch den Verkehr. Bei unsern verwickelten Beziehungen ist die Verstreuung des Keimes so leicht möglich, und die leider noch ganz fehlende Schulung des Volkes antiseptisch, antibakteriell zu denken, gebietet diesen Gelegenheiten keinen Einhalt; Fälle, in denen die Milchverkäuferin eben erst ihrem diphtheriekranken Kinde den Hals ausgespült hat und nun mit denselben Händen ihren Kunden Milch zumißt, Fälle, in denen der Kranke direkt aus dem Wartezimmer des Arztes persönlich statt des Bettes das Lokal seiner Krankenkasse aufsucht und hierzu die Pferdebahn benutzt, gehören in ihrem naiven Egoismus und ihrer furchtbaren Gefahr nicht zu den Seltenheiten. Gegen solche Fälle ist man natürlich machtlos, bis die Belehrung auch diesen Kreisen zugänglich geworden ist. Aber die sonst dem Arzte erwachsende Aufgabe der Vorbeugung bleibt groß genug, wenn es ihm gelingen soll, im Falle eingetretener Erkrankung das Übergehen der Bacillen in die Wohnung und den Verkehr zu verhindern. Er hat darauf zu halten, daß im Krankenzimmer des streng isolierten Patienten nur die allernotwendigsten Geräte stehen, daß von den so großen Mengen infektiöser Absonderungen, die bei dieser Krankheit schon durch die Behandlungsmethoden (Gurgeln, Pinseln) reichlich nach außen befördert werden, nichts auf den Boden, sondern womöglich alles in ein bestimmtes, mit Desinfektionsflüssigkeit halb gefülltes Gefäß entleert werde. Da dies aber nicht ganz durchführbar ist, sondern das sich wehrende Kind Betten und seine Kleider sowie die der Pfleger beschmutzt, so müssen die Pfleger Leinwandbekleidung tragen und alle Wäsche täglich gewechselt und desinfiziert werden. Ausgehustete Membranen sind sofort zu verbrennen, die benutzten Eß- und Trinkgeräte nach dem jedesmaligen Gebrauche sofort aufzukochen. Das Krankenzimmer ist nach beendeter Desinfektion auf das gründlichste zu desinfizieren. Leider ist die Anerkennung der Notwendigkeit aller dieser Maßregeln noch nicht so sehr allgemeines Eigentum geworden, und der Arzt, der alles sicher angeordnet zu haben glaubt, erblickt beim nächsten Besuch oft wieder Mißgriffe nach dieser Richtung, die ihn verzagen machen. Daher wird es wünschenswert, daß in jedem Falle von Diphtherie entweder eine geschulte Wärterin in Thätigkeit tritt oder, wo dies und die Einrichtung eines isolierten Krankenzimmers nicht möglich ist, daß der Kranke einem öffentlichen Krankenhause zur Behandlung überwiesen wird. Es sind nicht geringe Opfer, die in solchen Fällen den Angehörigen zugemutet werden, aber sie sind im Interesse der Gesamtheit zu verlangen.

Eine besondere Bedeutung hat die Heranziehung der Desinfektion für eine Krankheit in jüngster Zeit gewonnen, für welche nach früheren Anschauungen dieselbe am wenigsten nötig erschien, für die Tuberkulose. Es ist schon früher ausgeführt worden, wie beträchtlich die Zahl der Erkrankungen und Todesfälle gerade an diesem Leiden ist, so daß man dasselbe geradezu als eine soziale Schädigung des Gesamtwesens von erstem Range bezeichnen muß. Die Tuberkulose der Lunge galt bis zur Entdeckung des Tuberkelbacillus als der Ausdruck

sozialen Elends, ihre Ursache wurde in den mannigfachsten Veranlassungen gesucht; war ein Familienzweig in seinen Säften erschöpft, dem Aussterben entgegengebracht, wie dies der ewige Wechsel der auf- und niedersteigenden Generationen bedingt, so gingen seine Mitglieder an Tuberkulose zu Grunde, gleich den welken Blättern eines Baumes, die der Sturmwind herabfegt, während die vollsaftigen sich sofort wieder aufrichten; war ein Mann im Kampfe ums Dasein durch Sorgen am Rande seiner Kräfte, so brachte ihm die Lungenschwindsucht die Erlösung; schlechte Ernährung, Not, Kummer, schwere Arbeit in stauberfüllter Atmosphäre, das waren die Ursachen, in denen man die Entstehung der Lungenschwindsucht fand. Bekannt ist der oft zitierte Ausspruch von Niemeier, daß Goethe mit Recht die Schwester von Beaumarchais im Clavigo nicht am gebrochenen Herzen, sondern an der Schwindsucht sterben ließ. Allein seit der Entdeckung des Tuberkelbacillus heißt es alle bisherigen Erfahrungen mit dieser Thatsache in Einklang bringen. Auch hier herrscht wieder ein Gegensatz zwischen den Vertretern der experimentellen bakteriologischen Schule und denjenigen der Praxis. Für die ersteren kommt als Entstehungsursache einzig und allein der Bacillus in Betracht, während die meisten Praktiker der Ansicht sind, daß noch eine gewisse Disposition des Körpers für das Haften des Bacillus in den Geweben des Körpers erforderlich sei und daß die bloße Einatmung desselben zur Entstehung der Krankheit nicht genüge. Diese Disposition kann eine allgemeine Widerstandslosigkeit des Körpers sein, wie sie vererbt oder durch schwächende Einflüsse der genannten Art erworben wurde, sie kann aber auch rein lokaler Natur durch die Einwirkung von Schädlichkeiten bedingt sein; jedenfalls genüge die „Ansteckung" mit dem Bacillus allein noch nicht, um einen sonst gesunden Menschen tuberkulös zu machen. Auch diejenigen Ärzte, welche sich um die Behandlung der Tuberkulose so große Verdienste erworben haben, wie der verstorbene Brehmer in Görbersdorf, wie Dettweibe in Falkenstein, stehen auf dem Standpunkt der Disposition, ebenso Pathologen vom Rang eines Bollinger. Denn es haben zwar die Untersuchungen von Cornet, dem entschiedensten Verfechter der reinen Ansteckungsursache der Tuberkulose, ergeben, daß nicht, wie man früher annahm, der Bacillus überall in unserer Umgebung vorhanden ist, sondern daß er vorzugsweise nur im Staube in der unmittelbaren Umgebung solcher Lungenkranker zu finden ist, welche mit ihrem Auswurf leichtsinnig umgehen. Aber die Zahl der von solchen Kranken nach außen beförderten Bacillen ist noch immer groß genug, um in einem Jahre ganz Berlin tuberkulös zu machen. und an Gelegenheit, mit Schwindsüchtigen in Berührung zu kommen, fehlt es nicht, und doch *wählt* der Bacillus unter seinen Opfern. So erkrankt in gewissen Fabrikbetrieben eine besonders große Zahl von Arbeitern, in anderen eine viel geringere Zahl, und es wäre gezwungen anzunehmen, daß in dem einen Betriebe der Bacillus eine bessere Brutstätte fände als in dem anderen; die Erscheinung aber, daß im ersten Falle die Entwickelung von Staubabfällen (metallischen wie pflanzlichen und tierischen) im geschlossenem Raume nie fehlt, deutet auf eine ursächliche Mitbeteiligung der Staubeinatmung. Nirgends erliegt ein so großer Bruchteil einer bestimmten Klasse der Schwindsucht als in

Zuchthäusern; soll man auch hier wieder eine besonders reichliche Gelegenheit zur Infektion voraussetzen und nicht viel mehr in der mangelhafteren Ernährung und Bewegung, in der fehlenden Luft, in dem seelischen Druck die Erzeuger einer Disposition für das Haften des Bacillus finden, zumal wenn es sich herausstellt, daß von den Zuchthäuslern diejenigen, welche, in der Küche oder Bäckerei beschäftigt, Gelegenheit zu besserer Kost und Luft haben, von der erhöhten Sterblichkeit verschont bleiben? Man wird also vorläufig und, bis bessere Beweise vorliegen, zu der Annahme geführt, daß der Bacillus allein für den sonst gesunden und in normalen Verhältnissen lebenden Menschen vielleicht doch noch nicht die große Gefahr abgiebt, wenn nicht jene schwächende Disposition vorliegt; aber selbst diese Einschränkung ändert nichts an der Thatsache, daß die Disposition ebenfalls eine ungemein verbreitete ist und es so ermöglicht, daß eben der Tuberkelbacillus mehr Opfer erfordert als jeder andere Bacillus. Auch der strengste Anhänger der Dispositionslehre hat darum auf der einen Seite das disponierte Individuum, auf der andern Seite den Bacillus, dessen Eingreifen nötig ist und ohne dessen Eindringen in den Organismus niemals und unter keinen Umständen die Krankheit entsteht; die Tuberkulose ist und bleibt trotz dieser Disposition eine übertragbare Krankheit, verursacht durch einen spezifischen Bacillus, der Bacillus selbst muß vernichtet werden, wo auch immer er außerhalb des Körpers zu finden ist.

In diesem Sinne ist es die strenge Forderung der Hygiene, daß die neuerdings von Cornet auf Grund sorgfältiger Studien vorgeschlagenen prophylaktischen Maßregeln aufs genaueste durchgeführt werden, um so mehr als deren Ausführung in der Praxis auf gar keine Schwierigkeiten stößt und nur guten Willen verlangt, und als bisher hier außerordentlich viel gefehlt worden ist.

Das Wachstum des Tuberkelbacillus ist an enge Temperaturgrenzen gebunden, so daß er außerhalb des Tierkörpers nicht vermehrungsfähig ist, doch kann er in feuchtem und eingetrocknetem Zustande etwas über drei Monate auch außerhalb des Tierkörpers lebensfähig bleiben. Aus Flüssigkeiten kann er niemals durch Luftbewegungen in die Atmosphäre getragen werden, wohl aber, wenn die Flüssigkeit, in der er enthalten ist, eingetrocknet und staubförmig geworden ist, aus der Luft sinkt er aber bald vermöge seiner Schwere zu Boden. Der Tuberkelbacillus findet sich also außerhalb des Körpers nur in der unmittelbaren Umgebung solcher Orte, an denen Lungenkranke ihren Auswurf entleert haben und an denen er Gelegenheit hatte einzutrocknen. Zu solchen Orten gehören aber selbstverständlich bei der bisher üblichen Praxis außer dem Krankenzimmer sämtliche Räume, an denen stärkerer Menschenverkehr ist, wie Fabrik- und Bureauzimmer, Hotels, Eisenbahn- und Pferdebahnwagen ꝛc.; daß jedoch Ausstreuung des Tuberkelbacillus leicht vermeidbar ist, lehrt die Thatsache, nach welcher in gut geleiteten Krankenhäusern, in welchen jahraus jahrein zahlreiche Lungenkranke liegen, auch nicht ein einziger Bacillus im Staube zu finden war. Die zweite und letzte Ansteckungsquelle ist der Genuß der Nahrungsstoffe tuberkulöser Tiere, besonders perlsüchtiger Rinder, und hier handelt es sich weniger um eine Gefahr durch Fleischnahrung, da im Muskelfleisch der Bacillus äußerst selten ist, als um die-

jenige durch Milchgenuß. Denn der Übergang des Bacillus in die Milch findet leicht statt, der Prozentsatz der Perlsucht unter milchenden Kühen ist ein sehr großer und man hat berechnet, daß 5% der Marktmilch Bacillen enthalten.

Auf Grund dieser Entwickelungen ist die Verhütung der Ausstreuung von Tuberkelbacillen in unserer Umgebung eine technisch ungemein leichte Aufgabe, welche nur guten Willen, Sorgfalt und Sauberkeit verlangt. Zunächst ist die Milch, gleichviel woher sie stammt, ein für alle Mal gekocht zu genießen; auch kurz dauernde Siedehitze, welche für manche andere Bakterienformen nicht ausreicht, genügt, um den Tuberkelbacillus unschädlich zu machen. Dann aber ist nicht bloß jeder Lungenschwindsüchtige und nicht bloß dieser, sondern jeder, welcher Auswurf nach außen befördert, auf das strengste durch Belehrung wie Zwangsmaßregeln dazu anzuhalten, daß der Auswurf niemals Gelegenheit hat lufttrocken und staubförmig zu werden. Der Auswurf darf also niemals auf den Boden oder auf Wäschestücke und in Taschentücher[1]), sondern muß stets in wasserhaltige Speinäpfe entleert werden; es bedarf nicht des Zusatzes von desinfizierenden Substanzen zu jener Flüssigkeit, denn aus dem Wasser geht der Bacillus eben nicht in die Luft über; und wird dann das Wasser täglich mit seinem Inhalt in die Abfuhrkanäle befördert, so geht dort der Bacillus durch Fäulnis von selbst schnell zu Grunde. Damit diese so leicht zu erfüllenden und doch so wichtigen Forderungen praktische Durchführung erlangen, bedarf es viel größerer Aufmerksamkeit und Sorgfalt namentlich in den Fabriken und Verkehrsanstalten, viel besseren Willens seitens der in Frage kommenden Leiter, viel ausgebreiteterer Belehrung über die Ziele, auf die es ankommt, als diesem Gegenstande bisher geschenkt worden ist. „Mit drei Gegnern, die jeden Fortschritt aufhalten, hat auch die Prophylaxis der Tuberkulose zu kämpfen: die Unwissenheit, die Indolenz und die Böswilligkeit. Hoffen wir, daß sie dieselben besiegen wird, und bedenken wir, daß selbst, wenn nur ein Teil der Infektionsquellen verstopft wird, schon ein entsprechender Ausfall in Neuerkrankungen unsere Bemühungen ebenso sicher als reichlich belohnt." Mit diesem Worte schließt Cornet seine Untersuchungen über die Vorbeugungsmaßregeln gegen die Tuberkulose.

Von anderen übertragbaren parasitären Erkrankungen ist nichts Besonderes hervorzuheben, teils weil bei denselben die Krankheitsursache nicht bekannt ist, wie besonders bei den ansteckenden Ausschlagskrankheiten Masern, Scharlach, Flecktyphus, teils weil sich die Verhütungsmaßregeln nach derselben Richtung hin bewegen wie in den früher genannten Fällen. Denn auch hier spielt die Kontaktinfektion, die Übertragung der Krankheitsursache durch die Berührung des alltäglichen Verkehrs die Hauptrolle, nicht aber die Luftinfektion. Es ist dies bei diesen Infektionskrankheiten Erfahrungsthatsache, die bei einer derselben, dem Flecktyphus, schon zu einem durch seinen Erfolg bemerkenswerten Beispiel der prophylaktischen Herabsetzung der Krankheitsziffer führte. Der Flecktyphus ist bekanntlich eine der häufigsten Kriegsseuchen, der in manchen Feldzügen, wie in

[1]) Zur Vermeidung der Taschentücher sind von verschiedenen Seiten besondere in der Tasche leicht unterzubringende und leicht zu reinigende Speigläser konstruiert worden.

dem Zuge der Franzosen nach Rußland im Jahre 1812, mehr Opfer verlangte als Blei und Stahl. Im Krimkriege hatten die englischen Truppen, wie Koch in seiner Rede „Über die Bekämpfung der Infektionskrankheiten, insbesondere der Kriegsseuchen“, anführt, welcher die folgenden Notizen entnommen sind, einen Verlust durch Waffen von 1761, durch Krankheiten von 16297 Mann gehabt, die viermal so starken französischen Truppen verloren durch Waffen 20240, durch Krankheiten aber 75375 Mann. Vergleicht man die einzelnen Kriegsjahre, so starben im ersten Winter von Engländern 10283, von Franzosen ebenfalls 10934 Mann an Krankheiten, im zweiten Winter dagegen von Engländern nur 551, von Franzosen aber 21182 Mann aus gleicher Ursache. Die sanitären Verhältnisse der Franzosen waren also mindestens 10 mal so schlecht als die der Engländer, während doch alle übrigen Bedingungen die gleichen waren. Die Engländer hatten aber Abwehrmaßregeln mit größter Energie und in größtem Umfange eingeführt, welche den Kostenaufwand von 15 Millionen Franks mit bestem Erfolge wieder einbrachten.

Dieses eine Experiment im großen Stile möge auch als Ermutigung dafür dienen, daß es in der That gelingt, durch Abwehrmaßregeln die Gefahr einer Epidemie im ausgedehnten Maßstabe abzuschwächen, und möge die Berechtigung derartiger Maßregeln beweisen, wie sie in jüngster Zeit für Berlin besonders mit aller Strenge durchgeführt sind, wenn sie auch für den Eingeborenen oft genug drückend und in ihrer Ausdehnung auf die Verhältnisse namentlich der ärmeren Bevölkerung praktisch nur unter den größten Schwierigkeiten und Opfern an Geld durchführbar sind. Freilich, der Einwurf der Zweifler, daß immer nur die von der Person des Kranken ausgehende Gefahr allein zur Bekämpfung gelangt, während der Umstand keine Berücksichtigung findet, daß die Infektionskeime sich noch an anderen Stellen ganz außerhalb des Bereichs der Person des Kranken in unserer Umgebung finden können und daß die Abwehrmaßregeln unmöglich bei dem verwickelten persönlichen Verkehr alle Zutritte der Infektionskeime treffen können, dieser Einwurf ist vorläufig durch Gründe nicht zu widerlegen; aber er ist kein Grund, sich nunmehr ganz thatenlos zu verhalten, und die Erkrankungsstatistik des nächsten Jahrzehnts als der allein maßgebende Faktor wird hoffentlich die Berechtigung des jetzigen Vorgehens erweisen.

Es soll also zugegeben werden, daß die jetzt geforderten und wenigstens für Berlin streng durchgeführten Desinfektionsmaßregeln oft recht hart für den betreffenden sind, aber wie milde erscheinen sie, wenn man sie mit Maßregeln früherer Jahrhunderte vergleicht, und wie sehr unterscheiden sie sich von denselben durch die sichere Kenntnis der Beschaffenheit des Feindes, den man treffen, und der Waffen, die man gegen ihn anwenden will. Wie einfach sind die jetzt vorgeschlagenen Maßregeln gegen die Tuberkulose, welche nur Sorgfalt und guten Willen verlangen, wenn man liest, was im vorigen Jahrhundert noch in Italien zur Bekämpfung derselben Krankheit für erforderlich gehalten wurde. In Neapel erschien im Jahre 1782 ein Dekret, welches folgende Bestimmungen enthielt.

1. Jeder Fall von Tuberkulose ist bei Strafe von 300 Dukaten und im Wiederholungsfalle bei unwiderruflicher Verbannung auf 10 Jahre ärztlich anzuzeigen.

2. Arme Patienten sind ohne weiteres einem Spitale zuzuführen.

3. Kleider und Leinwand für solche Kranke sind gesondert aufzubewahren.

4. Es soll seitens der Obrigkeit ein Inventar über alle Kleidungsstücke des als tuberkulös erkannten Patienten aufgenommen und nach dem Tode desselben nachgesehen werden, ob alle notierten Sachen noch vorhanden sind. Jede Widersetzlichkeit gegen dieses Vorgehen der Behörde wird mit Gefängnis und selbst Galeerenstrafe bedroht.

5. Alle der Infektion nicht verdächtigen Mobilien sind alsbald zu reinigen, die derselben verdächtigen unverzüglich zu verbrennen oder auf angemessene Weise unschädlich zu machen.

6. Die Obrigkeit hat die Verpflichtung, das Zimmer des betreffenden Patienten weißen, den Fußboden, Decken und Wandbekleidung erneuern, die Fenster und Thüren verbrennen sowie durch neue ersetzen zu lassen.

7. Neubauten dürfen nicht vor Ablauf eines Jahres nach Fertigstellung bezogen werden.

8. Schwere Strafen werden allen denen angedroht, welche Kleidungsstücke oder Effekten phthisischer Individuen kaufen oder verkaufen.

Heute erscheint uns dieses Dekret unerträglich in seiner Härte und in seinem Eingreifen in private Verhältnisse; und vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo man das gleiche Urteil auch über das jetzt in Berlin eingeführte Desinfektionsverfahren auf Grund besserer Kenntnisse fällt. Die Forschung steht nie still, unsere Theorien wechseln, und unsere Anschauungen sind wandelbar, aber es wäre ein Vergehen gegen unser Gewissen, wenn wir in Erwartung späterer Entdeckungen darauf verzichteten, das, was wir nach dem heutigen Stande unseres Wissens als heilsam und keine anderen Opfer verlangend als Geldopfer, erkennen, im Interesse des allgemeinen Wohles zur Geltung zu bringen.

Es beschränken sich also unsere heutigen Abwehrmaßregeln vorzugsweise auf die von den Erkrankten selbst ausgehende Gefahr, wenn sie sich auch von den Maßregeln früherer Zeiten wesentlich dadurch unterscheiden, daß sie nicht die ganze Person des Kranken als vergiftet aus der Gesellschaft ausstoßen, sondern nur die bacillenhaltigen Abgänge vernichten, den Kranken selbst aber mit all' der humanen Fürsorge umgeben, welche auch der nicht ansteckende Kranke früherer Zeit entbehren mußte. Die Prophylaxe erstreckt ihre Maßregeln erst in zweiter Reihe auf die Medien, die uns umgeben, auf Luft, Boden, Wasser; und das mit Recht, wenn sie sich wieder auf die Thatsachen in bezug auf die Verbreitung der Krankheitserreger bezieht. Die Luft galt, als man noch von Miasmen und Kontagien sprach, als der Hauptverbreitungsweg infektiöser Krankheiten. Jetzt wissen wir, daß Bakterien aus feuchten Aufenthaltsorten nun und nimmer durch irgend welche noch so starke Luftbewegung in die Atmosphäre aufgenommen werden können; nur im Zustande der Eintrocknung vermögen sie vom Winde

fortgeführt zu werden. Aber hierdurch werden sie einerseits so sehr in der ganzen Atmosphäre verteilt, daß ihre Gefährlichkeit abnimmt, andererseits sinken sie vielfach durch ihre Schwere zu Boden, und viele Arten sind in eingetrocknetem Zustande überhaupt nicht mehr gefährlich. Die Luft spielt also jedenfalls nicht die Hauptrolle als Vertreterin ansteckender Krankheiten, die man ihr früher zumaß, obgleich diese Rolle für einzelne Krankheiten, wie die Tuberkulose, immerhin noch groß genug ist; anderseits ist ihre Bedeutung als Abwehrmaßregel in der Form der Ventilation zur Entfernung infektiösen Staubes durchaus nicht allein ausreichend, denn es sind schon große Luftströmungen erforderlich, um denselben aus der infizierten Wohnung zu entfernen; und nur bei den Maßnahmen gegen den Flecktyphus im Krimkriege hat sich die Ventilation als das wirksamste Abwehrmittel erwiesen. Immerhin bleibt der Luftersatz in allen Fällen, wenn auch nicht das allein ausreichende, doch ein unentbehrliches prophylaktisches Mittel.

Der Boden spielt als siechhafter Boden eine große Rolle in epidemiologischen Theorien, es ist aber von ihm bakteriologisch erwiesen, daß die tieferen Schichten desselben, vorzugsweise das in denselben enthaltene Grundwasser, vollständig keimfrei sind, während die oberflächlichen Lagen einen ausgezeichneten Nährboden für Bakterien und einen Schlupfwinkel für die Sporen derselben abgeben. Da die Bakterien nur bei Feuchtigkeitsgehalt zu gedeihen vermögen, so beschränkt sich die Forderung der bakteriologischen Hygiene auf möglichste Reinhaltung und Trockenerhaltung der oberflächlichen Bodenschichten. Das Wasser gestattet den meisten pathogenen Bakterienarten selbst bei sehr geringem Gehalt an organischem Material die Vermehrung; auf die Beschaffung reinen Trinkwassers ist also besonderes Gewicht zu legen. Ganz zu vermeiden ist Oberflächenwasser oder dasjenige der sogenannten Kesselbrunnen, welches durch Verunreinigung von außen denselben Wert hat wie das erstere. Vorzuziehen sind Röhrenbrunnen, welche das keimfreie Grundwasser zugänglich machen, oder Hochquellenleitungen oder die Leitungen filtrierten Wassers, wenngleich die neuesten Forschungen dargethan haben, daß die Filter nicht absolut und nicht unter allen Umständen zuverlässig sind.

Demgemäß gehören also auch Ventilationsvorrichtungen, Kanalisationssysteme, Wasserleitungen zu den Abwehrmaßregeln gegen Infektionskrankheiten, ebenso noch die Fleischuntersuchungen und Schlachteinrichtungen unserer modernen Schlachthäuser. Auf diese Fragen im einzelnen hier einzugehen, liegt keine besondere Veranlassung vor, es soll nur noch zweier Thatsachen gedacht werden, weil sie ganz neuerdings Gegenstand bakteriologischer Untersuchung waren. Es ist früher als unbedingte Forderung der Hygiene hingestellt worden, daß tierische Kadaver, die z. B. an Milzbrand gefallen waren, verbrannt oder zwei Meter tief vergraben werden sollen; und es erscheint ein Widerspruch, daß die Leichen der an Infektionskrankheiten verstorbenen Men chen anstandslos dem Boden überantwortet werden und daß die moderne Hygiene die Leichenverbrennung nicht als eine ihrer Hauptforderungen verficht. Freilich hat dieselbe nicht den mindesten Grund, sich gegen eine solche zu erklären, aber sie unbedingt zu verlangen, liegt

keine Veranlassung vor, seitdem von Esmarch nachgewiesen hat, daß die meisten pathogenen Bakterien in der Leiche verhältnismäßig schnell zum Absterben kommen. Absolut ausgeschlossen ist freilich die Gefahr nicht, daß gelegentlich das höher stehende Grundwasser vereinzelte Keime vor erfolgtem Absterben in höhere Bodenschichten fortführt, in denen eine Bildung von Dauersporen ermöglicht wird. Zur Frage, ob Kanalisation oder Abfuhr, hat neuerdings Praußnitz für München Versuche angestellt, wonach die schon bekannte Eigenschaft der Selbstreinigung schnell strömender Flüsse von den in ihr Bett gelangenden infektiösen Keimen auch für die Isar gilt.

Wir haben in den obigen Ausführungen die Rolle dargestellt, welche die Bakterien als Krankheitserreger spielen, wir haben die Waffen gemustert, welche uns die Errungenschaften der Forschung zur Abwehr an die Hand gegeben haben; es hat sich hierbei herausgestellt, daß die Bekämpfung der Krankheit selbst auf direktem Wege sich bisher auf die Erfolge der antiseptischen und aseptischen Chirurgie und auf die Aussichten beschränkt, die uns Koch für die Heilung der Tuberkulose gemacht hat, während die Bekämpfung der meisten Bakterienkrankheiten auf indirektem Wege durch Hebung des körperlichen Widerstandes bisher mehr Erfolge gehabt hat. Die Bekämpfung der schnell wirkenden Infektionskrankheiten, die unter der Form einer Septikämie oder Vergiftung auftreten, auf direktem Wege hat sich nach dem heutigen Stande unsrer Kenntnisse sogar als vielleicht dauernd unmöglich herausgestellt; es mußte daher für diese Erkrankungen der Schwerpunkt auf die Prophylaxe, die Vorbeugung gelegt werden. Im engsten Anschluß an die Eigentümlichkeiten der einzelnen in Frage kommenden Bakterienarten wurden die für die Abwehr sich ergebenden Maßregeln besprochen, deren Schwerpunkt in der Vernichtung der vom Erkrankten selbst ihren Ausgang nehmenden bakterienhaltigen Abgänge liegt, der Funken, welche vom brennenden Herde auffliegen, während in zweiter Linie die allgemein hygienischen Maßregeln der Wasserversorgung, Bodenreinigung, Ventilation, Ernährung ꝛc. kommen.

Mit allen diesen Maßregeln ist aber der Kampf gegen die Bakterien noch nicht erschöpft, es bleibt noch eine weitere, vielleicht die größte Aufgabe, diejenige, daß in jedem einzelnen der Gedanke klar wird, daß und wie er selbst verpflichtet ist mitzuwirken im Kampfe gegen diese Feinde der Menschheit in seinem Interesse und in dem der gesamten Menschheit. Auch hier giebt es, um im Bilde zu bleiben, eine allgemeine Wehrpflicht, ohne welche alle Vorschläge von Fachleuten, alle Maßregeln von Behörden halbe bleiben. Die erste Bedingung hierzu aber ist die Kenntnis der Gefahren, die uns von jener Seite drohen. Zwischen jener blinden Bacillenfurcht, welche mit jedem Atemzug, mit jedem Bissen den Tod in sich aufzunehmen fürchtet und deren sich als eines dankbaren Stoffes die Witzblätter mit Recht bemächtigt haben, und jener absoluten Gleichgiltigkeit, welche für die Gesamtheit Gefahren heraufbeschwört, liegt ein Mittelweg, die verständige Überlegung, welche mit Bewußtsein die uns drohenden Gefahren meidet, ohne damit sich jeden ruhigen Lebensgenusses zu berauben. Deren erste Bedingung aber ist eine genaue Kenntnis der Beschaffenheit und der Eigenschaften der Bacillen, in

erster Linie der Wege, auf denen sie den Körper befallen. Unser Ideal ist nach zwei Richtungen hin die aseptische Chirurgie. Auch hier ist ja gelungen, was wir für die andern Infektionskrankheiten erstreben, nämlich ein ganzes Heer der mörderischsten Krankheiten vollständig aus der Welt zu schaffen, und das einfach mit Hilfe der strengsten Durchführung des Gedankens, daß keine Bakterien in die offene Wunde gelangen dürfen. Hier trat aber jene zweite Erscheinung zu Tage, die wir ebenfalls für die Hygiene wünschen, daß nämlich, sobald einmal die Wirksamkeit der Methode erkannt war, das Denken im Geist der Asepsis so sehr Eigentum eines jeden Arztes ward, daß er demselben sich überhaupt niemals mehr zu entziehen vermag. Und dieser Umschwung war das Ergebnis nur weniger Jahre. Und wie der Arzt nur im Geiste der Asepsis denkt und handelt, so soll, das ist unsere Forderung, auch das Publikum so durchdrungen werden von den Ergebnissen der bakteriologischen Forschung und dem, worauf es dabei ankommt, daß es in allen seinen Handlungen nicht anders vorzugehen vermag, daß es unabweislich und fast mechanisch in diesem Sinne handelt. Und es ist gar nicht so schwer, seinen Haushalt antibakteriell zu gestalten, man muß darunter nur nicht verstehen, daß nunmehr auf alle Bakterien Jagd gemacht werden soll mit Karbolnebel und Sublimatscheuerung; im Gegenteil, wer durch eine beträchtliche Ausgabe für Karbol das Seinige gethan zu haben glaubt, wird nie zu den Unsrigen zu rechnen sein und der Sache gerade so schaden wie derjenige, der in Karbolwasserumschlägen die Quintessenz der antiseptischen Chirurgie sieht. Im Grunde ist auch hier wie in der Chirurgie nichts weiter erforderlich als die strenge Befolgung des Grundsatzes, daß jede Form der „Kontaktinfektion“ zu vermeiden ist. Demgemäß deckt sich ein großer Teil unsrer Forderungen mit alten, gesundheitlichen Maßregeln, die von je geherrscht haben, und mit Gewohnheiten, die sich eingebürgert. Daß eine gesunde und trockne, gut ventilierte Wohnung, daß eine sorgfältige Reinigung des Körpers, sowie die Befreiung der Wohnung von Staub zu unsern Forderungen gehört, ist zu selbstverständlich, um es hervorzuheben. Aber man lasse zum Genuß, namentlich der Kinder, nur gekochte, d. h. sterilisierte Speisen zu, deren gegen Staub geschützte Aufbewahrung nach dem Abkochen besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird, und es ist sogar kein zu großes Opfer, wenn in der Großstadt wenigstens den Kindern der Genuß rohen Obstes, das durch so viele Hände gegangen und ein so vorzüglicher Nährboden ist, entzogen wird, sie können durch gedämpftes Obst reichlich schadlos gehalten werden. Man dulde z. B. niemals das Einbringen der Finger in den Mund und ahnde dieses sowie die Annahme von Speisen und Leckereien durch andere Personen strenger als jedes andere Vergehen der Kinder; küssen auf den Mund ist selbstverständlich ausgeschlossen. Ich bekenne, daß ich sogar die neuen Spielsachen meines Kindes, speziell diejenigen, die dasselbe zum Munde führt, wie Musikinstrumente, vor dem Gebrauch selbst reinige und desinfiziere. Wer nur gekochte Speisen und keimfreie Getränke genießt, wer instinktiv vor jeder Mahlzeit die Hände sorgfältig reinigt, wer der Pflege des Mundes Sorgfalt widmet, der ist auch in Cholerazeiten vor der Erkrankung fast sicher geschützt; das ist keine kühne Prophezeiung,

sondern eine Thatsache, dadurch begründet, daß in hygienischen Laboratorien seit Jahren mit den gefährlichsten Keimen gearbeitet wird, daß dieselben gelegentlich auch einmal verstreut werden, daß aber bis auf drei Fälle niemals eine Infektion stattgefunden hat. Und was der Einzelne in seinem Haushalt zu berücksichtigen hat, das ist auch Pflicht desjenigen, welcher viele Menschen in geschlossenen Räumen beherbergt und welchem die Leitung der Verkehrsanstalten zufällt. Und wie die Arbeitgeber gegenwärtig freiwillig oder dem Zuge der allgemeinen Strömung nachgebend die weitgehendsten Konzessionen in bezug auf Arbeiterschutz gemacht haben, so wird auch zu verlangen sein, daß die Forderungen der Hygiene in dem Begriff des Arbeiterschutzes Aufnahme finden. „Das Volk muß zur Reinlichkeit erzogen werden", fordert Cornet in seiner mehrfach zitierten Untersuchung; fügen wir erweiternd hinzu, daß hierunter nicht die gewöhnliche, sondern die Reinlichkeit des Chirurgen zu verstehen ist. Erreicht kann dieses Ziel, ohne welches ein Erfolg nicht möglich, nur werden, wenn die Gebildeten von der Notwendigkeit durchdrungen und durch eigne Überzeugung für die Sache gewonnen werden.

Den Lesern dieser Zeitschrift habe ich mich daher bemüht, die Notwendigkeit und Dringlichkeit dieser Bestrebungen darzustellen, indem ich die Thatsachen der bakteriologischen Forschung historisch und in ihrer allmählichen Entwickelung darstellte. Ich war bestrebt, die Forderungen der Hygiene nicht aufzuzählen, wie sie sich aus Resolutionen von Vereinigungen und aus polizeilichen Bestimmungen ergeben, sondern versuchte den ganzen Ideengang zu beleuchten und so das mitwirkende Urteil herauszufordern. Wenn mir meine Absicht gelungen, wenn es klar geworden, daß trotz der geringen Erfolge in der direkten Bekämpfung der bakteriellen Erkrankungen und trotz der vielfachen Härten und Schwierigkeiten der vorgeschlagenen Maßregeln unsre Aussichten im Kampfe auf dem vorgeschlagenen Wege der Prophylaxe doch nicht zu unterschätzen sind, so ist der Zweck erreicht, nämlich die Leser dieses Aufsatzes zu gewinnen als Mitstreiter im Kampfe gegen die Feinde der Menschheit.

Die französische Revolution in ihrer Bedeutung für den modernen Staat.

II.

Die Wirtschaftspolitik des Konvents.

Im September 1792 schreibt Robespierre seinen Wählern, bisweilen spreche man wohl mit Hochachtung von dem „notleidenden und arbeitenden Teile der Gesellschaft," besonders in „kritischen und revolutionären Zeiten"; aber wenn Ruhe herrsche und es sich um die praktische Bethätigung des Gesagten handle, dann zeige sich alsbald, daß die schönen Formeln und pomphaften Grundsätze

„mehr in unserem Gedächtnis oder in unserer Einbildungskraft leben als in unserem Herzen [1]". Diese Kritik trifft nicht nur auf die konstituierende und die gesetzgebende Versammlung zu, gegen welche sie sich richtet; sie ist auch für den Konvent giltig. So lange derselbe sich in Sicherheit fühlte, hat er eine ebenso egoistische Politik verfolgt wie die Bourgeoisie, welche vor ihm am Ruder war, die Politik des Gehenlassens. Zu einem Eingriff in das wirtschaftliche Leben verstand der Konvent sich immer erst, wenn der vierte Stand drohend die Faust ballte oder gar energisch dreinschlug.

Schon dadurch, daß alle Maßregeln zu gunsten der arbeitenden Klassen dem Konvent abgetrotzt wurden, war eine heilsame Wirkung derselben ausgeschlossen; eine spontane Fürsorge hätte einen versöhnenden Einfluß ausgeübt, eine erzwungene erzeugte notwendig weitere Ansprüche auf seiten des vierten Standes und erschwerte dadurch eine Verständigung zwischen ihm und der Bourgeoisie. Es kam hinzu, daß der Konvent, so oft er sich in das wirtschaftliche Leben einmischte, stets die verkehrte Richtung wählte. Wie sein moralisches so ist auch sein intellektuelles Niveau um nichts höher als das der konstituierenden und der gesetzgebenden Versammlung. Insbesondere hat er zur Zeit des Terrorismus mit Giften gefährlichster Art ebenso toll gehaust, als das Bourgeoisie-Regiment es vor ihm mit dem Grundsatz des laissez faire gethan hat.

Der Konvent beginnt seine Wirksamkeit mit verheißungsvollen Worten für die misera contribuens plebs. Die Republik, verkündigt er in einer seiner ersten Sitzungen, ist „die heilige Verbindung der Menschen, welche sich als gleichberechtigt und als Brüder anerkennen, welche gemeinsam an dem Wohle Aller arbeiten, um das Wohl eines jeden Einzelnen zu sichern [2]). Bei den Verhandlungen über die Verfassung wurde diesem Gedanken ein bestimmterer Ausdruck gegeben; es wurden verschiedene konkrete Zusagen bezüglich der praktischen Bethätigung der Bruderliebe in Vorschlag gebracht. In Condorcets „Entwurf der natürlichen, bürgerlichen und politischen Rechte der Menschen" ist die Bestimmung aufgenommen: „Die öffentlichen Unterstützungen sind eine heilige Schuld der Gesellschaft, und das Gesetz hat ihre Ausdehnung und Durchführung zu regeln" [3]) Robespierre befürwortete, dem Staate die Verpflichtung aufzuerlegen, für den Unterhalt aller seiner Mitglieder Vorsorge zu treffen, indem er Arbeitsgelegenheit beschaffte und den Arbeitsunfähigen die zu ihrer Existenz erforderlichen Mittel verabfolgte. Diejenigen Bürger, deren Einkommen nur gerade das zum Leben Notwendige betrug, sollten von jeder Abgabe frei sein, und die Wohlhabenden in steigender Progression zu den öffentlichen Lasten herangezogen werden [4]). Die

---

[1]) Buchez et Roux, l. c. Tom. XIX, p. 175.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XIX, p. p. 250, 251. Wiederholt wird es für die dringendste Aufgabe des Konvents erklärt, die Bettelei zu beseitigen. S. z. B. l. c. Tom. XXII, p. 265.

[3]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXIV., p. 108.

[4]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXIV, p. p. 93 etc. In zahlreichen Broschüren werden ähnliche Forderungen aufgestellt. So plädirt z. B. H. Bancal in Du nouvel ordre social, Paris 1792, für Alters- u. Invaliden-Versorgung. S. auch les Elémens du contrat social,

„Grundzüge einer nationalen Erziehung," welche gleichfalls von dem Führer der Jakobiner herstammen, beginnen mit der Anklage gegen die Revolution, daß sie bisher alles für die oberen Klassen der Gesellschaft gethan habe, „aber sonst nichts für die vielleicht unentbehrlichste, für die Proletarier, deren einziger Besitz in ihrer Arbeitskraft bestehe." „Die Feudalität, heißt es dann weiter, ist zerstört; aber davon haben die Proletarier keinen Gewinn, denn sie besitzen nichts von dem frei gewordenen Grund und Boden. Die Steuern sind gerechter verteilt, aber infolge ihrer Armut waren die Proletarier schon früher fast unerreichbar für die Steuerlast; für sie ist die Erleichterung kaum merkbar. Die bürgerliche Gleichheit ist gesichert; aber ihnen fehlen Erziehung und Bildung. Sie tragen die Bürde des Titels eines Bürgers, ohne auch wirklich Anteil an den Ehren zu haben, welche sie beanspruchen dürfen." Robespierre gelangt zu dem Schluß, daß eine Revolution auf dem Gebiete des Unterrichtswesens zu gunsten der Armen notwendig sei, „eine behutsame und friedliche Revolution, welche sich ohne Störung des Eigentums, ohne Verletzung der Gerechtigkeit vollziehen soll," und zwar in der Weise, daß die Kinder der Armen auf Kosten der Reichen erzogen werden [1]).

Von all' den anfänglichen Zusagen des Konvents ist nur ein verschwindend kleiner Teil eingelöst worden.

So lange die Girondisten den Ausschlag gaben, geschah seitens der Legislative auf wirtschaftlichem Gebiete nichts Weiteres, als daß in Fällen dringendster Not oder aus Rücksichten der Fraktionstaktik einzelnen Gemeinden Unterstützungen bewilligt wurden. Für ein organisatorisches Eingreifen zu gunsten des vierten Standes fehlte es der leitenden Fraktion schon an der ersten Vorbedingung; sie fühlte oder begriff nicht die Notwendigkeit dafür. Selbst Klagen, deren Berechtigung für jedermann klar zutage liegen mußte, wie beispielsweise diejenige, welche der Minister des Innern in einer der ersten Sitzungen des Konvents über den Mangel an Geldmitteln für die öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten vorbrachte, blieben unbeachtet [2]). Zwischen den Girondisten und den Bourgeois, die vor ihnen die gesetzgebende Gewalt gehandhabt haben, besteht in dieser Beziehung kein Unterschied. Sie sind sich beide so ähnlich, daß auch die ersteren alle Beschwerden der unteren Klassen über ihre traurige wirtschaftliche Lage lediglich auf feindliche Machinationen zurückführen und dementsprechend behandeln. Im Oktober 1792 erscheint eine Deputation vor den Schranken des Konvents und rechnet ihm vor, daß die Pariser Arbeiter in anbetracht der hohen Preise der Nahrungsmittel und der erheblichen Ausgaben, welche sie für ihre Bekleidung,

---

ou le développement du droit naturel de l'homme sur la propriété, Paris 1792 Tit. I, art. 12 etc. und Tit. III, art. 1 etc., J. F. Barailon, Projet de constitution présenté à la convention nationale, Paris 1793. Part. I, Sect. I, art. 43, Part. II, Sect. 19 u. 20., Hérault, Projet de constitution du peuple français, Paris 1793, Voeu d'un citoyen sur la nouvelle constitution, Paris 1793, p. 7.

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXIV, p. 81.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XIX, p. 44.

insbesondere für Schuhzeug, zu machen haben, außer stande seien, mit dem ortsüblichen Lohn von 40 Sous auszukommen. Der Konvent erklärt diese Berechnungen für „Manöver, durch welche das Volk irre geführt werden solle," und beschließt zur Aufklärung der verführten Arbeiter eine väterliche Ansprache an dieselben zu richten[1]).

Für das Verkehrsleben gab es nach Ansicht der Girondisten nur ein mögliches Prinzip, das der unbedingten Enthaltung der Staatsgewalt. Am 3. November 1792 kam aus Anlaß eines Berichtes der Kommission für Landwirtschaft und Handel über den vorhandenen Vorrat an Lebensmitteln die Frage der Anwendung gewisser Zwangsmaßregeln behufs Sicherstellung der Volksverpflegung zur Sprache. Das Eigentum, führte der Berichterstatter aus, ist ein heiliges Recht; aber die Gesellschaft darf die Ausübung desselben regeln. Jeder Bürger ist dem öffentlichen Interesse ein leichtes Opfer seines Besitzes schuldig, um das, was ihm verbleibt, in Ruhe genießen zu können. Daraus folgt, daß in Zeiten der Hungersnot der Besitzer von Getreide zum Verkauf desselben gezwungen werden darf. Dem gegenüber machte der girondistische Minister des Innern geltend, die Geschichte bewiese, daß jeder Eingriff in die Freiheit des Verkehrs für die Allgemeinheit schädlich wirkte. Zwang erzeugte die Notwendigkeit weiteren Zwanges und führte alsbald dahin, „daß man die eine Hälfte der Nation gegen die andere bewaffnen müßte." In der Gesetzgebung wie in der Mechanik würde durch die Vervielfältigung der Räder die Bewegung derselben verlangsamt oder in ihrer Wirkung geschwächt. Die politische Kunst bestände darin, wenig zu thun; die Regierung müßte, wie die Erziehung, hauptsächlich darauf ausgehen, dem Übel in negativer Weise vorzubeugen, damit den Fähigkeiten freie Entwickelung gewährt würde; denn in der Freiheit läge die Voraussetzung alles Gedeihens. Auf diese Argumentation hin wurden nicht nur die Anträge der Jakobiner, sondern auch der bescheidene Vorschlag der Einführung einer Importprämie zurückgewiesen. Der Konvent beschloß zwar, die Ausfuhr von Getreide, Mehl und getrocknetem Gemüse unter Androhung der schwersten Strafen zu verbieten; im übrigen aber proklamierte er unter Aufhebung des oben erwähnten Dekretes vom 16./17. September 1792 völlige Freiheit des Handels und verpflichtete die Behörden, eventuell mit Gewalt jeden Versuch einer Einschränkung zurückzuweisen.

Trotzdem die Ernte 1792 gut ausgefallen war, wurde die wirtschaftliche Lage schon Ende des Jahres immer bedenklicher. Der Preis der Lebensmittel ging nicht nur nicht zurück, er erfuhr eine erhebliche Steigerung. Im Februar 1793 galt das Pfund Brot bereits 6—9 Sous, das Pfund Fleisch 20 Sous, und selbst dafür konnte man nur schlechte Ware erhalten; das Brot war aus Gerstenmehl und Siebabgängen gebacken. Damit war der letzte Kredit der Girondisten geschwunden; die Notwendigkeit, mit dem Grundsatze des laissez faire zu brech,en schien unumstößlich erwiesen zu sein. Immer dringender trat die Forderung auf, daß die Regierung zur Linderung des Notstandes organisatorisch in das Verkehrsleben eingriffe.

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XIX, p 203.

Eine Agitation zu gunsten wirtschaftlicher Zwangsmaßregeln hatte sich schon bald nach dem Ausbruch der Revolution in der radikalen Presse und in den Klubs geltend gemacht. Man hatte die Forderungen aufgestellt, daß die Regierung die Bauern zur Beschickung der Märkte anhalten müßte, daß jedem Familienvater ein seinem Bedürfnis entsprechendes Quantum Getreide anzuweisen und der Ankauf von Mehl und Korn auf das zum Lebensunterhalte des Käufers Erforderliche einzuschränken wäre. Von anderer Seite war der Errichtung öffentlicher Getreidespeicher das Wort geredet worden, in welchen stets ein für vier Jahre ausreichender Vorrat zu halten wäre; derselbe sollte durch Kauf auf offenem Markte oder in der Weise beschafft werden, daß jeder Getreideproduzent verpflichtet würde, einen Teil seines Produkts zu bestimmten Preisen an den Staat abzugeben. Vielfach hatte man endlich die Festsetzung eines Höchstpreises für Getreide empfohlen. Im Verlaufe der Revolution hatte insbesondere dieser letzte Vorschlag eine zahlreiche Anhängerschaft zu werben gewußt. Selbst in den Zeiten des Notstandes waren die Wohllebenden vor jeder Entbehrung geschützt geblieben; wer zahlen konnte, war stets in der Lage sogar Luxus zu treiben. Montjoie, dessen Schilderung der Verhältnisse in Paris während des Herbstes 1789 oben erwähnt worden ist, erzählt in seinem Berichte weiter, auf einem Ausfluge nach Versailles habe er sich von der Beschaffenheit des Brotes überzeugen wollen, welches am Hofe, an den Tischen der Minister und Abgeordneten serviert worden sei; überall habe er eine Abundanz „des ausgezeichnetsten Gebäckes von schönster und bester Qualität" gefunden. Derselbe Gegensatz geht durch die ganze Revolution hindurch. So heißt es beispielsweise in einer Pariser Polizeimeldung aus dem Jahre 1794, dem Minister Garat sei von einem seiner Agenten Champagner von den ersten Marken die Hülle und Fülle angeboten worden, außerdem Gesundheitsschokolade bester Qualität zu 4 Livres 10 Sous, Halbvanille zu 5 Livres 10 Sous und Vanille zu 6 Livres [1]). Der Fehlschuß lag nahe, daß die Notlage der unteren Stände nicht etwa durch Mangel an Lebensmitteln verursacht würde, daß vielmehr ein ausreichendes Quantum davon vorhanden wäre, und es nur darauf ankäme, Preise zu fixieren, welche selbst der gemeine Mann zu erschwingen vermöchte. In der That eignete sich der vierte Stand diese Argumentation an, und in verschiedenen Gemeinden gelang es ihm, die Ergreifung entsprechender Maßregeln durchzusetzen. Die Tarifierungen der Lebensmittel reichen bis in das Jahr 1790 zurück. An einigen Orten beschränkte man sich darauf für Getreide einen Maximalpreis vorzuschreiben, welcher um ein Drittel oder um die Hälfte hinter dem Marktpreis zurückblieb; anderswo wurden auch Fleisch, Butter, Speck, Öl nach gleichen Grundsätzen abgeschätzt oder gar ein Tarif für die verschiedensten Waren aufgestellt, wie z. B. im Nivernois, wo das Maximum sich selbst auf Holzschuhe, Hüte, Ochsengeschirre und Pack-

---

[1]) Schmidt a. a. O., B. 2, S. 119 f., auch Buchez et Roux l. c. Tom. XXXII, p. 1. Edmond et Jules de Goncourt, Histoire de la société française pendant la révolution, p. p. 302 etc., 432 etc.

nägel erstreckte[1]). Ergänzungsweise dekretierten Gemeinden, daß die Bauern, Bäcker und Fleischer bei Vermeidung der Konfiskation ihre Vorräte auf den Märkten feil zu bieten hätten[2]). Je mehr das Elend sich steigerte, desto weiter griff die Agitation für das Maximum um sich, und desto energischer trat sie auf. Während sie anfänglich nur in kleineren Kommunen erfolgreich gewesen war, in denen der Obrigkeit die Mittel zum Widerstand fehlten, sahen sich nach und nach auch die Behörden der größeren Städte genötigt, den immer drohender werdenden Forderungen des Proletariats nachzugeben. Ende September 1792 berichtete Roland dem Konvent, der Gemeinderat von Lyon hätte, „um den Verhältnissen Rechnung zu tragen", für Brot, Fleisch, Butter und Eier eine Taxe unter dem Marktpreise normiert, und durch ein von den dortigen Bürgerinnen unterzeichnetes, über die ganze Stadt verbreitetes Plakat wäre auch ein Maximum für alle Brennstoffe in Höhe der Hälfte ihres Wertes festgesetzt worden[3]).

In der Hauptstadt hatte das Proletariat zu Beginn des Jahres 1792 den Versuch gemacht, das Maximum gewaltsam durchzuführen. Am 20. Januar war die Bevölkerung der Vorstadt St. Marceau über den Laden eines Zuckerhändlers hergefallen und hatte die vorgefundenen Vorräte zu 21 Sous das Pfund verkauft. Alle, welche Zucker empfingen, so lautet der betreffende amtliche Bericht, haben denselben getreulich bezahlt. In ähnlicher Weise war man in der Nachbarschaft der Lombardenstraße vorgegangen; bei vielen Kaufleuten hatten schon Drohungen genügt, um sie zum Verkauf ihrer Ware zu einem geringen Preise zu bewegen, gegen andere war Gewalt angewendet worden. Aus Anlaß dieser Vorgänge war dann in der gesetzgebenden Versammlung der Antrag gestellt worden, den Ausschuß für Handel mit der Ausarbeitung eines Gesetzentwurfes zu beauftragen, „durch welchen die Freiheit des Verkehrs in Einklang gebracht würde mit den zur Verhinderung des Warenwuchers geeigneten Maßregeln." In gleichem Sinne hatte sich eine Deputation der Vorstadt St. Antoine ausgesprochen und dabei die „Mörder des Volkes" angeklagt, „welche alle Lebensmittel in ihren gierigen Händen festhielten, welche das Recht des Eigentums so ausnutzten, daß es ein Verbrechen gegen die Nation würde." Allein bei diesen Anträgen ist es verblieben; die gesetzgebende Versammlung gab denselben keine Folge[4]).

Im Konvent schlugen die Agitatoren schon eine bedeutend kräftigere Tonart an. Bei den oben erwähnten Verhandlungen über die Sicherstellung der Volksverpflegung sprachen die Jakobiner sich nicht nur gegen das Prinzip des laissez faire aus; Robespierre eröffnete auch einen energischen Angriff gegen das Eigentum. Die vornehmste Aufgabe der Gesellschaft, ruft er den Girondisten zu, ist die Aufrechterhaltung der unverjährbaren Rechte der Menschen, und das erste dieser Rechte ist das, zu existieren. Die Gesellschaft ist daher verpflichtet, allen

[1]) Taine l. c. Tom. II, p. 301.
[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. III, p. 415.
[3]) Buchez et Roux l. c. Tom. XIX, p. p. 36, 129, 203, Taine l. c. Tom. II, p. 301.
[4]) Buchez et Roux l. c. Tom. XIII, p. p. 92, 102, 108.

ihren Mitgliedern die zum Leben notwendigen Mittel zu verbürgen. Zu diesem Zweck hat sie das Institut des Eigentums erfunden. Aber alles, was zur Erhaltung der Existenz der Individuen unentbehrlich ist, gehört der ganzen Gesellschaft gemeinsam an. Ausschließlich der Überschuß darf in das Eigentum eines einzelnen übergehen und „der Betriebsamkeit der Handelsleute überlassen werden." Freiheit des Handels ist also nur bezüglich solcher Waren zuzugestehen, welche nicht zur Befriedigung der Bedürfnisse des Lebens dienen. In allen Dingen, „die Luxus und Eitelkeit betreffen," möge jedermann nach Belieben spekulieren; er möge sie aufsammeln und bis zu dem Zeitpunkte zurückhalten, zu welchem er einen möglichst hohen Preis erzielen zu können hofft. „Aber, kein Mensch hat das Recht, Getreide aufzuspeichern, während andere neben ihm Hungers sterben. . . Jede merkantile Spekulation, welche ich auf das Risiko des Lebens einer meiner Mitmenschen unternehme, ist nicht ein Geschäft, sondern eine Räuberei, ein Brudermord." Von diesen Grundsätzen ausgehend beantragt Robespierre nicht nur den Export, sondern auch die Aufspeicherung von Getreide zu verbieten. Jeder Landwirt soll ferner verpflichtet werden, das von ihm geerntete Korn den Behörden zu deklarieren, und jeder Händler, seine Ware nur auf einem öffentlichen Markte zum Verkauf zu bringen. Endlich will er den Transport eingekauften Getreides zur Nachtzeit untersagt wissen [1]).

Es wurde bereits erwähnt, daß diese Anträge sämtlich abgelehnt worden sind; noch einmal gewann das Prinzip des laissez faire die Überhand. Indes der vierte Stand ließ sich durch diese Niederlage um so weniger entmutigen, als das Steigen der Preise der Lebensmittel den Beweis zu liefern schien, daß durch die Freigebung des Handels die Lage der Dinge nur noch verschlimmert wäre. Aus mehreren Provinzen gelangten Petitionen an den Konvent, in welchen die verschiedenartigsten Zwangsmaßregeln verlangt wurden. In den Motiven einer derselben heißt es: „Das Brot und das Wasser, die Luft und das Feuer sind die Elemente des Menschen, welche keine erschaffene Gewalt ihm vorenthalten darf" [2]). Unter der Behauptung, daß die Handelsfreiheit die Vorteile aufgehoben hätte, welche durch die Beseitigung der Zölle erreicht worden wären, forderten die Pariser Sektionen und der Gemeinderat von der gesetzgebenden Gewalt, daß die Behörden ermächtigt würden, alle notwendigen Lebensmittel einer Taxe zu unterwerfen; insbesondere sollte der Sack Weizen im Gewicht von 250 Pfund höchstens zu 25 Livres verkauft werden dürfen, bei Vermeidung sechsjähriger Zuchthausstrafe im ersten und der Todesstrafe im Rückfalle. Es genügt nicht, erklärte eine Pariser Deputation am 12. Februar 1793 dem Konvent, daß wir Republikaner geworden sind, das Volk muß auch glücklich sein, es muß Brot haben; denn wo es kein Brot giebt, da giebt es auch keine Gesetze, keine Freiheit, keine Republik. Am leidenschaftlichsten

---

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXII, p. p. 175 etc., s. auch die Ausführungen Beffroy's in der Konventssitzung vom 16. November und 8. Dezember 1792 und C. L. Michel Verbeuf, Projet d'impôt et moyens sûrs d'arrêter la cherté des Grains etc., présentés à la Convention nationale le 20. Août 1793.

[2]) Alziary, Pétition du département du Var à la convention nationale 1792.

gebärdeten sich die Weiber. Die Pariser Wäscherinnen, welche allerdings durch die Preissteigerung der Seife von 14 auf 32 Sous per Pfund innerhalb eines Monats in ihrem Geschäft schwer geschädigt worden waren, richteten im Februar 1793 eine Eingabe an den Konvent, welcher ausführt: „Es fehlt nicht an Ware, sie ist im Überfluß vorhanden; aber der Wucher und die Agiotage treiben dieselbe in die Höhe. Ihr habt das Haupt des Tyrannen unter dem Schwerte des Gesetzes fallen lassen; möge dieses Schwert auch das Haupt der Blutsauger treffen. Wir verlangen die Todesstrafe gegen die Wucherer und Spekulanten." In den Klubs und in der Presse fand die Bewegung für das Maximum selbstredend bereite Unterstützung. Eine im Dezember 1792 in den Straßen der Hauptstadt massenhaft verbreitete Flugschrift: „Gebt uns Brot oder würgt uns ab", klagte den Konvent, „den gräßlichen Feind der Menschheit", geradezu an, daß er das Volk „mit dem Schwerte der Hungersnot hinmordete[1])."

Nachdem Bitten und Drohungen sich als fruchtlos erwiesen hatten, versuchte es das Pariser Proletariat von neuem mit der Gewalt. Am 25. Februar 1793 wurden 1200 Läden und Vorratshäuser erstürmt und die vorgefundenen Waren zu niedrigen Preisen — der Zucker zu 20—25, Farinzucker zu 8—10, Seife und Lichte zu 12 Sous das Pfund — verkauft. Die Weiber, erzählt ein Augenzeuge, bildeten Queu und warteten mit größter Ruhe ab, daß die Reihe an sie käme. Wie bei den Septembermorden, so glaubte das Volk auch bei diesen Raubanfällen in seinem guten Recht zu sein; man trug kein Bedenken, unter den Augen der Behörden, in unmittelbarster Nähe des Stadthauses, sich eines Magazins zu bemächtigen und dasselbe auszuverkaufen[2]).

Die Radikalen beeilten sich diese Gewaltthätigkeiten zu rechtfertigen. Ihre Presse machte die „Übelgesinnten und die Feinde des Volkes" für die Insurrektionen verantwortlich, weil dieselben, wenn sie nur Brot hätten, sich um das Elend nicht bekümmerten[3]). In den Sektionsversammlungen verherrlichte Jaques Roux die Beraubungen der Ladenbesitzer und beschränkte, darüber zur Rede gestellt, seine Verteidigung auf die Bemerkung, er hätte sich immer zu den wahren Grundsätzen bekannt und würde von denselben niemals ablassen. Robespierre trat bei den Jakobinern für das „Volk" ein, „welches Not litte, welches noch nicht die Frucht seiner Arbeit gewonnen hätte," und bemühte sich die Reichen, die nach wie vor „hart und mitleidslos wären," als den schuldigen Teil hinzustellen. Marat endlich erklärte es für „nicht auffällig," daß, wenn der Konvent den Verbrecher aufmunterte, indem er ihn straflos ließe, das Volk in seiner Verzweiflung sich selbst Recht nähme. „Setzen wir doch die gesetzlichen Repressivmaßregeln bei Seite, ruft er in seinem Blatte aus; es ist nur zu klar, daß dieselben stets wirkungslos gewesen sind und es stets bleiben werden. In jedem Lande, in welchem die Rechte des Volkes nicht leere Titel sind, die prunkvoll in einer

---

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XX, p. p. 405, 408, 413, Tom. XXII, p. 168, Tom. XXIV p. p. 263 etc., 332, 334.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXIV, p. p. 335 etc.

[3]) S. z. B. Joseph Cusset, Projet de décret 1793.

Deklaration begraben werden, würde die Plünderung einiger Warenhäuser, an deren Thüren man die Wucherer aufhängen sollte, dem Verbrechen ein Ende machen [1])". Der Konvent, durch das energische Auftreten des Pöbels eingeschüchtert, wagte nicht nur nicht gegen denselben vorzugehen, im Gegenteil, auch er stellte sich auf die Seite der Verbrecher. Als die Kommune am 27. Februar die Meldung machte, daß die Ruhe in Paris wiederhergestellt wäre, richtete der Präsident an die Deputierten das Ersuchen, sie möchten die Güte haben, die Ehren der Sitzung anzunehmen, damit sie Zeugen des Eifers würden, mit welchem die Volksvertreter sich der Interessen ihrer Mandatare annähmen [2]). Bald darauf entschloß man sich auf die Forderungen des Volkes eine Abschlagszahlung zu leisten. Anfang Februar hatte die Kommune bereits dekretiert, daß der Preis für das Pfund Brot 3 Sous nicht übersteigen durfte, und daß den Bäckern eine Entschädigung im Verhältnis dieses Satzes zu dem thatsächlichen Mehlpreise zu gewähren wäre [3]). Unter dem 5. April verfügte der Konvent, der Brotpreis sollte in einem bestimmten Verhältnis zum Tagelohn stehen und der dazu erforderliche Kostenaufwand den Reichen zur Last fallen [4]). Indes, die Dinge waren bereits zu weit fortgeschritten, als daß sich mit derartigen Konzessionen etwas hätte erreichen lassen. Einerseits war, dank dem Verhalten der Radikalen in der Presse und im Konvent, das Volk in dem Gefühl der Berechtigung seiner Ansprüche bestärkt worden, anderseits hatten die Geschehnisse des 25. Februar außer Zweifel gestellt, daß es der Bourgeoisie an Kraft fehlte, um der Gewalt mit Erfolg entgegenzutreten. Wie weit die Aspirationen des vierten Standes sich bereits damals entwickelt hatten, dafür legt das Protokoll der Konventssitzung vom 18. April 1793 Zeugnis ab. An dem gedachten Tage läßt das Departement von Paris dem Konvent durch eine Deputation erklären: „Seit vier Jahren hat das Volk dem Vaterlande jedes Opfer gebracht; als Belohnung dafür beansprucht es von euch Brot. Die Maßregeln, welche wir euch vorschlagen, haben in der öffentlichen Meinung schon Gesetzeskraft. Es handelt sich um die notleidende Klasse, für welche der Gesetzgeber nichts gethan hat, wenn er nicht alles gethan hat. Man halte uns nicht das Recht des Eigentums entgegen; das Recht des Eigentums kann nicht das Recht sein, seine Mitmenschen auszuhungern. Die Früchte der Erde gehören, wie die Luft, jedermann. Wir haben die Ackerbauer befragt, und sie haben uns einstimmig versichert, daß Frankreich mehr Korn besitze, als der Konsum erfordere. Wir verlangen von euch: erstens die Fixierung eines Maximalpreises für Getreide in der ganzen Republik auf etwa 25 bis 30 Livres per Sester für das nächste Jahr; zweitens Verbot des Getreidehandels; drittens die Unterdrückung jedes Vermittelungsstadiums zwischen dem Getreideproduzenten und Konsumenten und viertens eine allgemeine Abschätzung des Getreidevorrats nach einer jeden Ernte [5]). Noch sehr viel weiter

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXIV, p. p. 340 etc. 346, 355.
[2]) Buchez et Roux, l. c. Tom. XXIV, p. 372.
[3]) Buchez et Roux, l. c. Tom. XXIV, p. 412. S. auch Schmidt a. a. O. Bd. 2, S. 113.
[4]) Duvergier l. c. Tom. V, p. 239.
[5]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXV, p. 210, Tom. XXVI, p. p. 51 etc., 219.

gingen die Forderungen, welche die am 22. April im Jakobinerklub diskutierte „Deklaration der Rechte der Sansculotten“ aufstellte. In derselben heißt es: „Die Sansculotten der französischen Republik erkennen an, daß alle ihre Rechte von der Natur ausgehen, und daß alle Gesetze, welche mit dieser ihrer Quelle im Widerspruch stehen, nicht bindend sind. Die natürlichen Rechte der Sansculotten bestehen in der Fähigkeit sich fortzupflanzen, zu kleiden und zu ernähren. 1. Ihre natürlichen Rechte begreifen in sich den Genuß und Nießbrauch der Früchte der Erde, unserer gemeinsamen Mutter, 2. den Widerstand gegen Unterdrückung, 3. den unabänderlichen Entschluß, keine Abhängigkeit anzuerkennen außer der von der Natur und dem höchsten Wesen[1]).“

Der Konvent raffte sich noch einmal auf und bot dem Volke die Stirn; am 30. April 1793 wurde der Antrag auf Einführung des Maximums abgelehnt. Aber die tumultuarischen Scenen auf den Tribünen während der Abstimmung erschütterten den Mut der Volksvertreter so tief, daß sie schon bei der nächsten Gelegenheit den Rückzug antraten. Am 1. Mai erschienen 8000 Bittsteller aus der Vorstadt St. Antoine vor den Schranken des Konvents und erklärten demselben: „Bringt Opfer wie das Volk; die Mehrheit vergesse, daß sie zur Klasse der Eigentümer gehört. Verfügt den Kornpreis und zerreißt alle unbilligen Pachtverträge. Laßt jeden, welcher mehr als 2000 Livres Rente besitzt, die Hälfte des Überschusses für die Kriegskosten und die Erleichterung der Armen abgeben. Verweigert ihr aber diese heilsamen und notwendigen Gesetze, so wißt, daß das Volk sich im Aufstande befindet.“ Drei Tage später dekretiert der Konvent, daß in jedem Departement für jede Getreideart ein Höchstpreis festgesetzt werde, und zwar nach dem mittleren Durchschnitt der Marktnotierungen in der Zeit vom 1. Januar bis 1. Mai 1793; soll das Maximum am nächstfolgenden 1. Juni um $^1/_{10}$, am 1. Juli um $^1/_{20}$, am 1. August um $^1/_{30}$, und am 1. September um $^1/_{40}$ reduziert werden. Außerdem verpflichtet das Dekret vom 4. Mai alle Kaufleute sowie Produzenten und Besitzer von Getreide und Mehl, den Gemeindebehörden ihres Domizils den Bestand ihrer Vorräte zu deklarieren; die Behörden haben, eventuell vermittelst Haussuchungen, diese Angaben zu kontrollieren und auf einem bestimmten Instanzenwege an den Minister des Innern einzureichen. Artikel 2 verbietet unter Androhung einer hohen Geldstrafe, Korn und Mehl anderswo als auf den staatlich genehmigten öffentlichen Märkten oder in Häfen zu kaufen, beziehungsweise zu verkaufen. Durch Artikel 9 wird den Verwaltungs- und Kommunalbehörden die Ermächtigung erteilt, die Kaufleute sowie die Korn-Produzenten und Besitzer anzuhalten, ihre Ware auf den Märkten feil zu halten[2]).

Kurz darauf sah der Konvent sich genötigt, den Forderungen des vierten Standes auch noch auf einem anderen Gebiete entgegenzukommen. Nächst den hohen Preisen der Lebensmittel bildete die Steuerlast das schwerste Gravamen der ar-

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXVI, p. 107.

[2]) Duvergier l. c. Tom. V, p. 267, etc., so auch das Dekret vom 30. August 1793 ebenda Tom. VI, p. 137 und ferner Buchez et Roux l. c. Tom. XXVI, p. p. 335 etc., 343 etc.

beitenden Klassen. Allerdings waren die Abgaben für sie im Vergleich zu den Zeiten der ancien régime wesentlich leichter geworden; während früher die Kosten der Unterhaltung der Staatsmaschine fast ausschließlich von dem armen Mann hatten aufgebracht werden müssen, war durch die Verfassung von 1791 der Grundsatz festgesetzt worden, daß die Steuer gleichmäßig zu repartieren wäre. Indes auf die Dauer ließ sich der vierte Stand damit nicht abfinden. Nachdem der alte Rechtszustand einmal durchbrochen war, mußten die Ansprüche mit psychologischer Notwendigkeit immer weiter steigen. Gleiche Repartition der Steuern, hieß es in den Vorstädten, erdrückt den Arbeiter; denn derselbe hat kaum genug, um sich das anzuschaffen, was zu seines Leibes Nahrung und Notdurft erforderlich ist. Damit die Chancen des Kampfes ums Dasein zwischen den Besitzenden und Besitzlosen gerechter ausgeglichen werden, müssen die öffentlichen Lasten vorwiegend auf die Schultern derjenigen abgeladen werden, welche ohne Gefährdung der Bedingungen ihrer Existenz mehr als bisher zu leisten im stande sind. Nach Ausbruch des Krieges mit Österreich fand diese Argumentation in immer größeren Kreisen Eingang, und es wurden immer weitergehende Schlüsse aus ihr hergeleitet. Man beklagte sich, daß die Reichen sich der Wehrpflicht zu entziehen wüßten, daß es die Armen allein wären, welche Leib und Leben für das Vaterland zu opfern hätten; dazu träfe dieses Opfer die letzteren besonders schwer, da der Kriegsdienst außer ihrer eigenen auch die wirtschaftliche Existenz ihrer Familie ruinierte. Es wäre daher geboten, daß die Reichen nicht nur die für die Befriedigung der Staatsbedürfnisse erforderlichen Mittel aufbrächten, sondern auch die Verpflichtung übernähmen, für den Unterhalt der Weiber und Kinder der im Felde befindlichen Bürger Sorge zu tragen. Die Armen, so lautete eine Adresse, welche der Maire von Paris Anfang März 1793 im Konvent zur Verlesung brachte, haben alles, selbst ihr Blut für die Freiheit hingegeben; es ist Zeit, daß die reichen Egoisten zu den Lasten, welche bisher der Arme allein getragen hat, mit herangezogen werden. „Wir beanspruchen, daß dieser Klasse von Menschen eine Kriegstaxe auferlegt werde." Aus den Provinzen wurden der Volksvertretung detaillierte Vorschläge gemacht, wie durch Zwangsanleihen bei den „Kapitalisten" die erforderlichen Fonds zu beschaffen wären, um die Kosten des Krieges zu decken und „der armen Klasse zu Hilfe zu kommen." Unter anderem empfahl man, die Reichen aufzufordern, eine Quote ihres Vermögens dem Vaterlande abzutreten, „damit der Rest gesichert würde." Robespierre und seine Gefolgschaft beeilten sich auch diese Bewegung für ihre Zwecke auszunutzen, und in ihrem Werben um die Gunst des Pöbels trugen sie selbst keine Bedenken, dessen Forderungen noch zu überbieten. Im Jakobiner-Klub wurde nicht nur eine Kriegssteuer und Befreiung der arbeitenden Klassen von allen Abgaben beansprucht; man verlangte auch „eine Wiederherstellung des Kredits der Assignaten" in der Weise, daß sämtliche Privatvermögen als Pfand für dieselben erklärt und die Wohlhabenden verpflichtet würden, ihren ganzen Besitz an Gold und Silber an die Münzen auszuliefern. Von anderer Seite wurde der Grundsatz verteidigt, „das Volk müßte auf Kosten der Reichen ernährt werden," deren Portefeuilles

genug enthielten, um die Bedürfnisse aller zu befriedigen. Für den Fall, daß „die Egoisten“ sich nicht gutwillig fügten, sollte Gewalt angewendet werden. Am 10. Mai 1793 ermahnte Bourdon de l'Oise im Klub alle Bürger, welche revolutionäre Maßregeln in Antrag bringen wollten, „eine wie diese zu adoptieren“, und „dabei ließ er seinen Säbel vor den Augen der Zuschauer blitzen[1].“

Das hungernde Proletariat war der Aufforderung zur Selbsthilfe schon zuvorgekommen. Die Sektion Bon-Conseil hatte auf eigene Hand die erforderlichen Vorbereitungen zu einer Präcipual-Besteuerung der Reichen getroffen, indem sie eine Liste der Finanziers und Advokaten, welche zu einer Abgabe von 10 Prozent ihres Vermögens herangezogen werden könnten, aufgestellt und die übrigen Sektionen eingeladen hatte, dieselbe zu vervollständigen. Seitens der Pariser Kommune war ein allgemeiner Plan für die Aufbringung einer Anleihe von 12 Millionen behufs Ausrüstung der für die Vendée bestimmten Truppen und Unterhaltung ihrer Angehörigen entworfen worden. Für den Fall, daß die Reichen — „die wollüstigen Sybariten“, wie man sie im Stadthause nannte — die Summe nicht in drei Tagen freiwillig gezeichnet hätten, wurde ein Zwangsverfahren angedroht; die Einkommen bis zu 1500 Livres für das Haupt und je 1000 Livres für jedes Mitglied einer Familie sollten frei bleiben, alle höheren Beträge aber einer Beitragspflicht unterworfen werden, welche mit 30 Livres begann und so rapide stieg, daß, wer einen „Überfluß“ von 50000 Livres und mehr besaß, davon nur 30000 Livres behalten durfte. Daraufhin waren einzelne Sektionen mit der Ausschreibung der Steuer in feierlichster Weise vorgegangen. Im „Patriote français“ vom 14. März beklagt sich ein armer Schauspieler, das Revolutions-Komitee der Sektion Bon-Conseil habe ihm aufgegeben, binnen 24 Stunden 1200 und in vier Wochen 2400 Livres zu zahlen, widrigenfalls seine Habseligkeiten verkauft und seine Person für verdächtig erklärt werden würde. Auch in den Provinzen hatte man es nicht für nötig erachtet, eine Entschließung des Konvents abzuwarten. Den Kommunen des Departements des Hérault war beispielsweise ohne weiteres die Verpflichtung auferlegt worden, die Familien der im Felde stehenden Gemeindegenossen zu unterhalten, zu welchem Zwecke man ihnen gleichzeitig die Ermächtigung erteilt hatte, von den Wohlhabenden eine Taxe zu erheben.“ [2])

Im Konvent fanden diese Ideen bereite Unterstützung. Schon im September 1792, als die sozialistischen Unruhen in Orleans zur Sprache gebracht worden waren, hatte Manuel den Antrag gestellt, die Stadt zu einer Abgabe heranzuziehen, welche vorzugsweise die Reichen treffen sollte, „damit dieselben gewahr würden, daß, wenn eine Feuersbrunst ausbräche, man sich beeilen müßte, die ersten Funken zu ersticken.“ Am 24. Dezember war von Jean Debry auf die Notwendigkeit hingewiesen worden, die Armen von ihren Vorurteilen gegen die Reichen zu befreien, und zu diesem Zwecke empfohlen, es möchte die Zusicherung erteilt werden, daß

---

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXV, p. 156, Tom. XXVI, p. p. 407, 452, etc., 456, 463.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXVI, p. p. 399, 463, 472 etc., Tom XXVII, p. 16, 17.

dem neu zu entwerfenden Steuersystem nicht eine gleichmäßige, sondern eine progressive Repartition zu Grunde gelegt werden würde. Der Konvent hatte sich damals nicht geneigt gezeigt; der Antrag war nicht einmal applaudiert worden[1]. Aber schon Anfang Februar 1793 erging ein Dekret, durch welches behufs Deckung der durch die Verpflegung von Paris erwachsenden Kosten die Einkommen von über 900 Livres einer bis zu 5 Prozent aufsteigenden Abgabe unterworfen wurden[2]. Bald darauf erklärte der Konvent sich auf Barrier's Anregung im Prinzip „für die progressive Besteuerung alles Grund-, industriellen und kommerziellen Eigentums", sowie dafür, daß die Schlösser der Emigrierten abgerissen und die Baumaterialien den „Unglücklichen" überlassen würden. Ein weiterer Antrag wegen Teilung der Gemeindegüter und des Eigentums der Emigrierten wurde vertagt. Nachdem sodann Anfang Mai die Aufbringung einer Kriegssteuer durch die Reichen in Vorschlag gebracht worden war, dekretierte der Konvent, daß die, wie erwähnt, von dem Departement des Hérault getroffenen Verfügungen bezüglich der Unterstützung der Soldatenfamilien in allen Bezirken in Geltung treten sollten. Ende Mai endlich wurde eine Zwangsanleihe von einer Milliarde beantragt, welche von „den Egoisten und Gleichgültigen" zu beschaffen wäre. Der Staat hat ein Recht, führte ein Redner aus, den Reichen zu sagen: „Du bist reich und hast eine Auffassung, welche uns Kosten verursacht; ich will dein Eigentum achten, aber ich will dich, auch gegen deinen Willen, an die Revolution fetten, ich will, daß du dein Vermögen der Republik zum Darlehn giebst, und, wenn die Freiheit wieder hergestellt sein wird, sollst du deine Kapitalien von der Republik zurückerhalten.[3]"

Die Hoffnungen, welche der vierte Stand an die im vorstehenden skizzierte Wendung der französischen Wirtschaftspolitik geknüpft hatte, gingen nicht nur nicht in Erfüllung, im Gegenteil, anstatt sich zu verbessern wurde die Lage eine immer bedenklichere. Das Angebot von Lebensmitteln nahm ab, die Märkte wurden immer leerer, und die Preise stiegen immer höher. Ein effektiver Mangel an Getreide war nicht vorhanden, es gab im Lande genug, um jeden Franzosen mit dem täglichen Brot zu versorgen; aber der Bauer und der Kaufmann brachten ihre Ware nicht zu Markte. Auf dem Wege dahin liefen sie Gefahr, von Landstreichern ausgeplündert zu werden, und kamen sie glücklich ans Ziel, so wurden sie dort gezwungen, mit beträchtlichem Schaden zu verkaufen. Hauptsächlich aus Furcht vor dem Maximum zogen die Produzenten und Kaufleute sich von den öffentlichen Märkten zurück und schlugen Absatzwege ein, welche sich der Kontrolle durch die Behörden entzogen. Zur Beruhigung der Verkäufer machte man den Versuch, das Gesetz über den Höchstpreis thatsächlich außer Anwendung zu lassen; aber die Teuerung schritt trotzdem weiter. Der Sack Mehl, welcher im Februar 1793 etwa 65 Livres gekostet hatte, mußte drei Monate später mit 100 Livres bezahlt werden. Noch rapider war die Preiszunahme bei anderen Lebensmitteln.

[1] Buchez et Roux l. c. Tom. XIX, p. 130, Tom. XXII, p. p. 275, 287.
[2] Buchez et Roux l. c. Tom. XXIV p. p. 242, etc.
[3] Buchez et Roux l. c. Tom. XXV, p. p. 118, 460, 472, Tom. XXVII, p. p. 139 etc. 150.

So stieg beispielsweise das Brot von 3 auf 6, in den Provinzen bis auf 18 Sous, Kalbfleisch von 5 auf 22, Zucker von 20 auf 90 Sous. Das Maß Branntwein, welches 6 Monate zuvor für 34 bis 36 Sous im Faß käuflich gewesen war, galt nunmehr 94 Sous. In ähnlichem Verhältnis wurden Reis, Kaffee und Öl in die Höhe getrieben.[1])

(Fortsetzung folgt.)

Semmola's Gutachten über die Koch'sche Behandlung der Lungenschwindsucht.

Eine Entgegnung

von

A. Gottstein.

In dem Januarheft dieser Zeitschrift veröffentlichte Professor Semmola ein kritisches Gutachten über die Koch'sche Behandlung der Lungenschwindsucht, in welchem er, ein erklärter Gegner der bakteriologischen Vorherrschaft in der Medizin, sich aus allgemein wissenschaftlichen wie besonderen praktischen Gründen gegen die neue Behandlungsmethode und den Sturm der für sie entfachten Begeisterung ausspricht und Einspruch dagegen erhebt, „daß eine Treibhauspflanze des Laboratoriums mit leichtem Herzen in die Kliniken verpflanzt wird." Da ich in demselben Hefte den geradezu entgegengesetzten Ausspruch gethan habe, wie es ein besonderer Vorzug der bakteriologischen Laboratoriumsarbeit sei, daß noch jede wesentliche neue Entdeckung dieses Gebietes ihre sofortige Übertragung in die Praxis zum Wohle der leidenden Menschheit erfahren, so komme ich gern der Aufforderung des Herausgebers der Deutschen Revue nach, um die Gründe für diese abweichende Anschauung auch in dem vorliegenden besonderen Falle darzulegen. Aber es ist thatsächlich in dieser Frage nicht angängig den Ausführungen Semmola's eine genau folgende Entgegnung mit dem Versuche einer Widerlegung in kurzen Worten gegenüberzustellen, weil es sich in der Semmola'schen Kritik weniger um Thatsachen und deren Deutung, als um Behauptungen und Auffassungen handelt, denen wieder nur solche entgegenzuhalten wären; diese Art zu diskutieren wäre aber weder der rein thatsächlichen Unterlage der Fragen angemessen, noch dem Charakter dieser Zeitschrift, welche das allzu spezielle Eingehen auf rein fachmännische Streitfragen nicht verträgt.

Die Kritik Semmola's bringt zuerst schwere theoretische Grundbedenken gegen die ganze Auffassung des Problems der Heilung und Immunität, welche sich allerdings zunächst mehr gegen die Schutzimpfungsuntersuchungen von Pasteur als gegen Koch, schließlich aber doch gegen die ganze Richtung erklären. Hier wirft

[1]) Taine l. c. Tom. IV, p. p. 434 etc., 439, 441, 442. Schmidt a. a. O., Bd. 2, S. S. 117, 118.

Semmola in derselben grundsätzlichen Gegnerschaft, welche er schon einmal in einer auch in seinem letzten Aufsatz angezogenen Brochüre bethätigt hat, der ganzen Forschungsmethode Fehler der Logik und Methodik, Verstöße gegen die naturphilosophischen Gesetze vor und begründet seine Vorwürfe durch einen Vergleich mit der Jenner'schen grundlegenden Entdeckung. Ich befände mich nun in der Lage, dieser Behauptung die andere entgegensetzen zu müssen, daß die angeblichen Fehler gegen die Logik und namentlich die Methodik nicht vorhanden sind, daß der Vorwurf durch die historische Entwickelung der Forschung abgewiesen werden kann; ich müßte aber den Beweis für diese neue Behauptung schuldig bleiben, weil dieselbe ein sehr genaues Eingehen auf die schwierigsten Fragen beanspruchte. Doch bin ich in der glücklichen Lage, den Leser selbst entscheiden zu lassen, daß auch nicht einer der gemachten theoretischen Einwürfe auf die Koch'sche Behandlung im besonderen paßt, indem ich in wenigen Worten die Geschichte derselben bis zum heutigen Tage zusammenfasse.

Koch machte bei Gelegenheit seiner experimentellen Studien über Tuberkulose die Beobachtung, daß abgetötete Reinkulturen von Tuberkelbacillen für gesunde Meerschweine unschädlich sind, auf tuberkulöse Tiere dagegen ganz anders wirken. Große Dosen solcher aufgeschwemmten Bacillen töten tuberkulöse Meerschweinchen ziemlich schnell, kleinere Dosen bewirken Absterben der Haut, und noch mehr verringerte Mengen der Bacillenaufschwemmung erzeugen umgekehrt eine Besserung des Zustandes bis zur schließlichen Ausheilung. Gleich wie die wässrige Aufschwemmung der abgetöteten Tuberkelbacillen wirkt auch ein Glycerinextrakt aus den Reinkulturen. Dieses Mittel wirkt in größeren Dosen auch auf die Zellen gesunder zerstörend; in kleineren Dosen aber kommt es nur da zur Wirkung, wo Tuberkelbacillen vegetieren, um eine daselbst mehr oder weniger ausgedehnte Zerstörung von Zellen nebst den damit verbundenen Folgeerscheinungen für den Gesamtorganismus zu veranlassen. Nachdem Koch bei Tieren auf diesem Wege thatsächlich Heilung erzielt hatte, versuchte er das Mittel zunächst an sich selbst, dann an einem größeren Krankenmateriale, nach dessen Beobachtung er schon in seiner ersten Mitteilung zu der Einschränkung gelangte, sein Mittel nur für Fälle beginnender Tuberkulose der Lungen für Lupus und chirurgische Tuberkulose zu empfehlen. Dann übergab er das Mittel auch anderen zahlreichen Ärzten zur Prüfung. Er ist also genau ebenso vorgegangen wie andere Forscher bei der Untersuchung anderer Heilmittel auch, und es ist nicht recht erfindlich, wie er es hätte anders machen sollen, um seine Entdeckung weiter zu verfolgen; von irgend welcher vorgefaßten Meinung, die für die Entdeckung der Methode maßgebend gewesen, ist auch nicht im entferntesten die Rede; es giebt überhaupt wohl kaum einen lebenden Forscher, der weniger beeinflußt durch aprioristische Theorien und sicherer arbeitet wie Koch, dessen Methode ja von Ferdinand Cohn scharf genug dahin gekennzeichnet worden ist, daß nachfolgenden Forschern nie etwas andres übrig blieb, als zu bestätigen. Wie auf dieses Vorgehen auch nur ein einziges der schweren, von Semmola hervorgehobenen theoretischen Bedenken passen soll, ist schwer erfindlich.

Die zweite Reihe der Einwürfe Semmola's beschäftigt sich mit den praktischen Ergebnissen. Selbst wenn die experimentelle Grundlage zu Recht besteht, daß nämlich die Koch'sche Flüssigkeit ein gutes Mittel zur Zerstörung tuberkulöser Gewebe sei, so werde hiermit noch nicht die Heilung der Krankheit gewährleistet. Denn erstens sei die Beseitigung des Krankheitsproduktes noch nicht gleichzustellen mit der Genesung des Organismus selbst, da Lungenschwindsucht nur dann heilen kann, wenn man vorher den ganzen Körper behandelt und heilt[1]); zweitens sei das Mittel gefährlich und verstoße gegen den ersten Grundsatz ärztlichen Handelns „non nocere". Ehe man von Heilungen rede, sei es wünschenswert, solche abzuwarten; die Bedeutung des Stoffes als Hilfsmittel zur Erkennung der Krankheit, zur Diagnose, beruhe schließlich nicht auf richtigen klinischen Grundsätzen. Dieser Abschnitt enthält eine Reihe Bedenken, denen man sich ohne weiteres anschließen kann. Die Erfahrung, wann und wie das Mittel schädlich wirkt, muß in der That durch vorsichtige klinische Studien gesammelt werden, die Behandlung darf sich nicht auf die Einspritzung der Flüssigkeit beschränken, sondern muß alle bewährten inneren hygienischen und chirurgischen Methoden mit heranziehen. Aber lange vor Semmola hat gerade auf diese Punkte mit gewohnter Schärfe Koch selbst hingewiesen, und andere sind ihm seitdem nachgefolgt. Und was die Wirkungsweise und den Nutzen des Mittels betrifft, so haben gerade hier die von Semmola mit Recht so warm betonten Forschungen der klinischen Methode ein reiches Arbeitsfeld, auf das aus rein theoretischen und vorgefaßten Meinungen zu verzichten kein Kliniker wohl das Recht hat. Ehe aber die klinische Beobachtung, die hier allein zuständig ist, endgiltig ihr Urteil abgegeben hat, sind absprechende Behauptungen noch nicht am Platze, eine verfrühte Verurteilung ebenso wenig gerechtfertigt, wie die von Semmola nicht grundlos getadelte verfrühte Begeisterung. Und schon jetzt hat diese klinische Beobachtung, so kurz und unzureichend der Zeitraum ist, gar manche schönen Erfolge zu verzeichnen, so lange sie die Grenzen der Methode innehält. Denn es konnte zwar in der Berliner medizinischen Gesellschaft Virchow an einer ganzen Reihe von Präparaten die schweren Gefahren zeigen, welche unter Umständen durch die neue Methode hervorgerufen werden. Aber diesen wichtigen Erfahrungen stehen schon jetzt eine ganze Reihe von Erfolgen gegenüber, welche durch irgend eine andere Methode niemals erreicht wurden, und es hat sich hierbei herausgestellt, daß auch nicht einer der Sätze anzufechten ist, welche Koch selbst für die Grenzen seiner Methode in der Veröffentlichung vom 13. November 1890 aufgestellt hat.

Wenn also Semmola die Möglichkeit der Heilung auf dem Wege der Abtötung des tuberkulös erkrankten Gewebes bezweifelt, so mag die Entscheidung dieses Punktes immerhin noch der Zukunft verbleiben. Doch ist es mit dem Prophezeien auf dem Gebiete der Thatsachen immer ein mißlich Ding. Im Jahre 1880 bewies ein verdienter, jetzt verstorbener Kliniker in langer Ausführung mit gewichtigen Gründen, daß die Tuberkulose nimmermehr eine Bakterienkrankheit sein könne;

[1]) Auch diese Behauptung in der vorliegenden Fassung kann mit gewichtigen Gründen bekämpft werden, doch würde das zu weit führen.

knapp ein Jahr später demonstrierte Koch seinen Tuberkelbacillus; und so weist die Geschichte der Koch'schen Arbeiten und ihrer Bekämpfung manches ähnliche Beispiel auf, in welchem Angriffe und Prophezeiungen durch die Thatsachen zunichte wurden.

Semmola beleuchtet schließlich noch eine Erscheinung, die bei Gelegenheit der Koch'schen Mitteilung besonders hervortrat, den Enthusiasmus, der z. T. vielleicht durch nationales Selbstgefühl verstärkt, alle, Arzt wie Laienwelt, ergriff und fortriß. Soweit in der Betonung dieser Thatsache ein Vorwurf liegen soll, der den Forscher betrifft, welcher zum ruhigen Prüfen berufen ist, so wird man die Berechtigung desselben unbedingt anerkennen müssen. Und man wird dann, selbst als Gegner, einem Manne wie Semmola seine Anerkennung nicht versagen dürfen, der sich von diesem allgemeinen Jubel nicht mittragen läßt, sondern kühl wägt und seine entgegengesetzte Ansicht zu einer Zeit schon auszusprechen unternimmt, zu der ein größerer Mut dazu gehört als heute, wo die Aufgabe nüchternen Prüfens allgemein anerkannt wird. Aber die Betrachtung dieses allgemeinen Überschwangs hätte wohl Semmola nicht dazu verleiten sollen, zur Erklärung desselben die Sucht mäßiger Ärzte unterzuschieben, sich für Fortschritte begeistert zu stellen, um das Publikum gewinnsüchtig besser ausnützen zu können.

Sollte die Thatsache der Koch'schen Entdeckung, selbst wenn sich ihr praktischer Nutzen als ein eng begrenzter herausstellen sollte, wissenschaftlich wie praktisch von Semmola ernstlich so gering angeschlagen werden, daß er auf solche unbegründete Erklärungsversuche verfallen durfte? Wir halten uns lieber zur Erklärung der Begeisterung an jene Worte von Bergmann, mit welchen er die Versammlung vom 16. November eröffnete: „Ist es doch in der That eine Freude, einer Zeit anzugehören, in welcher mit solchen Riesenschritten die altehrwürdige Wissenschaft der Heilkunst vorwärts gebracht worden ist. Denn seit den Zeiten des Hippokrates und Galen war es keinem gegeben, gleichzeitig die Erscheinungen der Krankheit und ihre Ursachen zu erkennen und ihre Heilung zu sichern."

St. Petersburger Brief.

Nach einer oft zitierten Widmungs-Phrase Karamsins, des Reichshistoriographen Kaiser Alexanders I. von Rußland, ist „des Volks Geschichte des Herrschers Eigentum." So weit man im westlichen Europa diesem merkwürdigen Ausspruch überhaupt Aufmerksamkeit zuwendete, hat man denselben dahin ausgelegt, daß mindestens die auswärtige Politik des russischen Reichs ausschließlich von dem Willen seines Kaisers abhänge. Anscheinend mit einer gewissen Berechtigung. Ist doch unter Paul I. ein plötzlicher Übergang von unerbittlicher Feindschaft gegen den ersten Napoleon zu freundschaftlicher Annäherung an dessen Gewaltherrschaft; unter Alexander I. ein ähnlicher Wechsel in demselben Sinne (Tilsit 1807) und wenig

später ein abermaliger Umschlag erlebt worden, ohne daß demselben seitens der russischen Nation auch nur die Spur eines Widerstandes geleistet worden wäre. Unter dem Kaiser Nikolaus ist der allen nationalen Traditionen zuwiderlaufende Ungarn-Krieg (1849), unter dem zweiten Alexander gar erlebt worden, daß der Monarch zur Zeit einer weltgeschichtlichen Krisis (1870) an der Seite Preußens blieb, während die Mehrzahl seiner Unterthanen aus ihren Sympathien für Frankreich kein Hehl machte.

Solchen Erfahrungen gegenüber hat nicht ausbleiben können, daß die russische Allianz für die übrigen Kabinette wertvoller erschien als irgend eine andere. Mußte es den mit der ungeheuern Macht Rußlands rechnenden europäischen Staatsmännern doch stets als außerordentlicher Vorteil erscheinen, daß dieselbe zur ausschließlichen Verfügung eines Mannes stand, daß man sich allein mit diesem zu verständigen hatte und daß dann die sonst unvermeidlichen Rücksichten auf Presse, Parlament und schwankende öffentliche Stimmungen in Wegfall kamen. Was die Mehrheit der Unterthanen des Zaren wollte oder nicht wollte, schien höchstens der Türkei gegenüber in Betracht zu kommen, wo die religiösen und nationalen Überlieferungen des für den Kampf gegen den Bussurmanen begeisterten „rechtgläubigen“ Slawenvolkes eine gewisse Schonung erheischten. In allen übrigen Fragen schien — wie das erwähnte klassische Beispiel des Ungarn-Krieges von 1849 bewies — der Wille des Selbstherrschers der einzige Faktor zu sein, der die Entscheidungen diktierte.

Von Geschlecht zu Geschlecht weiter übernommen, hatte diese Anschauung in weiterer Konsequenz dazu geführt, daß die inneren Entwickelungen der russischen Monarchie nicht sowohl nach ihrer Bedeutung für die auswärtige Politik dieses Staates als nach kulturgeschichtlichen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten beurteilt wurden. Den großen Veränderungen, welche sich im Osten des Weltteils während der letzten dreißig Jahre vollzogen haben, hat man in Deutschland, Österreich, Frankreich, England u. s. w. möglichste Aufmerksamkeit zugewendet, das Wirtschafts- und Finanzsystem des Petersburger Kabinets näher verfolgt, insbesondere dem Anwachsen der russischen Militärmacht die gehörige Beachtung geschenkt. Diejenigen Dinge, auf welche die Russen selbst das meiste Gewicht legten, wurden in unsere politischen Rechnungen dagegen nicht aufgenommen oder auf das gleiche Brett mit anscheinend verwandten und in den zweiten Rang gehörigen Erscheinungen anderer Länder gelegt. Gewohnt, Rußland als kompakte Masse anzusehen, deren innere Gestaltungen gegenüber der unbeschränkten Macht der Regierung ein nur beiläufiges Interesse haben sollten, glaubten wir die von den Russen als Angelegenheiten ersten Ranges behandelten Assimilations- und Russifizierungsbestrebungen in den westlichen Grenzländern als bloße Analogien dessen ansehen zu dürfen, was sich gleichzeitig im Elsaß, an der jütischen Grenze und am unteren Lauf der Weichsel vollzog. Ob Polen und Litthauen aus polnisch-katholischen zu russisch-orthodoxen Ländern, ob die Deutschen in den Ostseeprovinzen und die Schweden in Finnland aus ihrer geschichtlichen Stellung verdrängt und unter national-russische Bildungs- und Verwaltungsnorm ge-

beugt wurden, sollte für den Gang der großen Politik gar nicht oder doch nur beiläufig Gewicht haben. Menschlich mochten diese Vorgänge Teilnahme und Mitgefühl erregen, — weil sie mit dem Staatsvorteil der außerrussischen Europa nichts zu schaffen hatten, sollten sie politisch nicht mitzählen.

Wie ist zu erklären, daß Rußland selbst über diesen Punkt anders denkt und daß es die vollständige Assimilation der finnischen, baltischen und polnisch-russischen Länder für eine Bedingung zur Erreichnng seiner politischen Ziele ansieht? Kein Zweifel, daß solcher Auffassung ein gut Teil blinden Nationalfanatismus und chauvinistischer Selbstüberhebung zu Grunde liegt: zu einer Erklärung der Thatsache, daß dieser Punkt nahezu der einzige ist, in welchem alle russischen Parteien und Richtungen zusammentreffen, reicht die Berufung auf Rassendünkel und Nachahmungssucht indessen nicht aus. Schon der eine Umstand, daß die Spitze dieser Bestrebungen gegen das loyalste und sonst best-beleumdete der fremden Elemente des Reichswesens, das baltisch-deutsche, gerichtet ist, läßt auf tiefer liegende Ursachen der Erscheinung schließen.

Erst wenn man die russische Geschichte der beiden letzten Jahrhunderte im Zusammenhange überblickt, erkennt man, um was es sich eigentlich handelt. Man ersieht nämlich die zarische Gewalt abwechselnd auf die nationalen und die westeuropäisch gearteten Elemente des Staatslebens gestützt, und daß sie ihre Uneingeschränktheit wesentlich den dadurch bedingten Verschiebungen zu danken gehabt hat. Und nicht das allein. Charakteristischer Weise sind die Bestrebungen zur Begrenzung der zarischen Machtfülle ausnahmslos von nationaler Seite ausgegangen, während von nichtrussischer Seite eine entgegengesetzte, der Autokratie günstige Stellung eingenommen und die Sache so behandelt wurde, als ob das Interesse der nichtrussischen Unterthanen des Selbstherrschers mit der Selbstherrschaft stehe und falle.

Je nach Zeit und Umständen hat das Aufbäumen des National- und Altrussentums gegen das uneingeschränkte Zarentum verschiedene Formen und Farben angenommen. Unter Peter dem Großen und dessen nächsten Nachfolgern wollte das moskowitische Bojarentum die europäische Kultur als solche von der russischen Erde verdrängen und dem zum Imperator gewordenen Zaren die Möglichkeit benehmen, das Land seiner Väter mit Hilfe fremder Eindringlinge weiter zu europäisieren. Um völlig reines Haus zu machen und alle Einflüsse deutscher Kultur abzuschütteln, war s. Z. (1728) sogar von einer Wiederabtretung Liv-, Est- und Ingermanlands an die Krone Schweden die Rede gewesen. In dem 1730 der Kaiserin Anna aufgezwungenen „Geheimen hohen Konseil“ gewann der Gegensatz zwischen der Autokratie und dem Bojarentum zum ersten Male greifbare Gestalt und das so deutliche, daß der Sturz der moskowitischen Oligarchenpartei gleichbedeutend wurde mit einer zehn Jahre lang fortgesetzten Vorherrschaft des deutschen Elementes in Rußland (Münnich, Ostermann, Biron). Unter den folgenden Regierungen spielte die Besorgnis vor Erneuerung der oligarchischen Absichten, mit denen die Dolgorucki, Trubezkoi u. s. w. sich getragen hatten, eine so große Rolle, daß sie die hauptsächlichste Erklärung für die Personen-Veränderungen

unter der Kaiserin Elisabeth und für die auswärtigen Unternehmungen der zweiten Katharina abgab. Noch eigentümlicher gestalteten die Verhältnisse sich unter den beiden Enkeln der „Semiramis des Nordens“, den Kaisern Alexander I. und Nikolaus. Alexander's reformatorischen Plänen und den konstitutionellen Velleitäten, denen dieser Monarch in dem wiederhergestellten Königreich Polen nachging, stand eine nationale Opposition gegenüber, die zuerst den Sturz des Reformators Speranski durchsetzte, die projektierte Zuziehung Litthauens zum Königreich hintertrieb und wesentlich dadurch in Schranken gehalten wurde, daß der Kaiser sich zugleich auf die westeuropäischen Elemente seines Reiches und auf eine liberale russische Partei stützen konnte. Als er hinter den von dieser letzteren gehegten Erwartungen zurückblieb, verbanden russische Liberale und Nationale sich zu den Geheimbünden, die unmittelbar nach dem Tode Alexander's den thörichten Aufstand vom Dezember 1825 unternahmen. Diese ausschließlich von Gliedern des hohen russischen Adels getragene Bewegung galt dem Kaiser Nikolaus für so eminent national, daß derselbe sich während der ersten Hälfte seiner Regierung vornehmlich auf westeuropäische, zumal deutsche Elemente stützte und bei diesen ein Maß von loyaler und monarchischer Gesinnung voraussetzte, das den höheren Klassen der russischen Gesellschaft fehlen sollte. Es bedurfte der Erschütterungen des Jahres 1848, damit der starre Autokrat sich auf die „konservative“ Bedeutung des russischen Adels besann und diesen wieder bevorzugte.

In das Moderne übersetzt, haben die nämlichen Erscheinungen sich unter der Regierung Alexanders II. wiederholt. Die durch die Aufhebung der Leibeigenschaft bewirkten Verstimmungen des russischen Adels standen zu den Begünstigungen, die „der Zar-Befreier“ während der fünfziger und ersten sechziger Jahre seinen polnischen, baltischen und finnländischen Provinzen und deren katholischen bezw. protestantischen Bewohnern zuteil werden ließ, in enger Beziehung. Als vollends die durch das Emanzipationsgesetz von 1861 in Fluß gesetzte liberale Bewegung in revolutionäre Bahnen zu geraten drohte, als adlige Frondeure, radikale Studenten und Anarchisten vom Schlage der St. Petersburger Mordbrenner des Maimonats 1862 in der Meinung einig zu sein schienen, daß die Tage des Absolutismus gezählt seien, war es öffentliches Geheimnis, daß es außer den ländlichen Massen nur noch ein Element gebe, auf welches die Dynastie unbedingt rechnen dürfe, das deutsche. Die Leidenschaftlichkeit, mit welcher von diesem Zeitpunkt ab gegen die baltischen Provinzialen und die übrigen Deutschen des russischen Reichs gehetzt wurde, ließ sich wesentlich auf die Befürchtung zurückführen, es möchte von dieser Seite den konstitutionellen Plänen der damals verbündeten Liberalen und Nationalen des „Kernvolks“ Widerstand geleistet werden. Der vornehmste Rufer im Streit gegen die „westlichen Grenzmarken“, Juri Samarin, hat dieses Geheimnis verraten und in seiner bekannten Schrift „über das baltisch-russische Küstenland“ ausdrücklich gesagt, die in diesen Ländern vorbereitete Opposition gegen den Gedanken einer „Reichsvertretung“ müsse gebrochen und mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden, damit keine Schwierigkeiten entstünden, wenn die Regierung selbst für geboten halten sollte, das russische Volk

zu Rate zu ziehen und ihm in der einen oder andern Form eine Stimme in Angelegenheiten der Staatsverwaltung zu geben (a. a. O. S. 158 ff. der deutschen Ausgabe, Leipzig 1869). Die bei der gleichen Gelegenheit ausgesprochene Warnung vor einem „baltischen Finnland“ (a. a. O. S. 159) ließ deutlich durchsehen, daß man in der Sonderstellung dieses Großfürstentums bereits damals eine Gefahr für die Zusammenfassung des „russischen Volkswillens“ argwöhnte und daß man aus diesem Gesichtspunkte jede Art von Dezentralisation der Regierungsgewalt bekämpfte. Auf russischer Erde sollte es nichts geben, was die Dynastie als Gegengewicht gegen den „Volkswillen“ benutzen konnte!

Die Ursachen, aus denen die bis in die siebziger Jahre hinein mächtig gebliebene liberale Strömung der Gesellschaft in Sand verlief, sind bekannt. Dieser Liberalismus wurde von der durch den polnischen Aufstand entfesselten Flut der nationalen Leidenschaft allmählich überholt, durch die Verbrechen der nihilistischen Partei unheilbar kompromittiert, endlich in Folge der Ereignisse von 1866, 1870 und 1878 in einen Gegensatz gegen die europäische Kultur gebracht, aus welcher er hervorgegangen war. Alexander III., der als Großfürst für einen Gönner konstitutioneller Pläne gegolten, brach unter dem Eindruck des seinem Vater bereiteten gräßlichen Todes mit den liberalen Velleitäten seiner Jugend und nahm von denselben allein den starren Nationalismus, welchem ein Teil dieser Pseudo-Liberalen gehuldigt hatte, in seine Mannesjahre und sein Regierungs-Programm hinüber. Die einen wurden durch die entschieden anti-deutsche Richtung des neuen Regimes mit demselben versöhnt, die andern ließen sich durch die unerbittliche Strenge der Tolstoi und Genossen imponieren und warfen die Flinte ins Korn. Was übrig blieb, bestand aus einer Zahl gebildeter, zur Zeit jedes Einflusses auf die öffentlichen Angelegenheiten beraubter Männer, deren Stimmen im Geräusch nationalen Waffenlärms spurlos verhallten. (Das Organ dieser Dissidenten ist die Monatsschrift Wesstnik Jewropy).

Die neue Theorie, nach welcher die dynastischen d. h. absolutistischen Interessen mit den nationalen identisch sind, steht seit einer Reihe von Jahren in unbestrittener Geltung. In der Presse und der öffentlichen Diskussion kommt sie allein zu Wort, von der Regierung wird allein sie geduldet. Regierungsseitig glaubt man die liberalen Elemente unschädlich gemacht zu haben, indem man ihnen im Kampfe gegen Deutsche, Finnländer, Polen u. s. w. freie Hand ließ und sie mit Agitationen gegen die „Separatisten“ beschäftigte. Das Gros der nationalistischen Massen giebt sich damit zufrieden und glaubt in der That, der Zukunft der Dynastie den denkbar größten Dienst zu erweisen, wenn es die westeuropäische Zivilisation der westlichen Grenzprovinzen von Grund aus zerstört und dadurch dem Neide gegen die Überlegenheit derselben ebenso genug thut wie dem tief eingewurzelten Rassenhaß gegen alles occidentale Wesen. Die — freilich nicht all zu zahlreichen — besseren Köpfe sehen dagegen weiter. Sie glauben mit Sicherheit voraus berechnen zu können, daß das reaktionäre System der Zurücknahme der Reformen Alexanders II. und der Vernichtung jeder Spur freier Bewegung in den vorgeschritteneren Teilen des Reichs

über kurz oder lang abgewirtschaftet haben werde und daß man schließlich da ankommen müsse, wo Nikolaus I. zu Ende seiner Regierung angekommen war: bei gewaltsamem Zusammenbruch aller überkommenen Verhältnisse und Lebensformen. Der unaufhaltsame Ruin des Adels, der Rückgang der Landwirtschaft und des Wirtschaftslebens überhaupt, der moralische Bankerott der zu einer Polizei-Anstalt herabgewürdigten Kirche, die unheilbare Korruption des Beamtentums und die allgemeine Verstimmung über die Rechtlosigkeit der Einzelnen dem administrativen Belieben gegenüber (so heißt es in diesen Kreisen) lassen keinen andern Ausweg als denjenigen eines politisch-wirtschaftlichen Bankerotts absehen, für den man den Absolutismus verantwortlich machen werde. Erfahrungsmäßig stehe fest, daß dergleichen Krisen sich in Rußland rascher und radikaler vollzögen als irgend wo im übrigen Europa und daß, wenn die Wendung einmal eingetreten sei, die neue Strömung die Kraft besitzen werde, die bestimmbaren Massen unaufhaltsam fortzureißen. „Wer den Stock zu führen weiß, ist bei uns Korporal“, das werde sich im Falle eines Umschlags ebenso bewähren wie gegenwärtig, wo die blasse Furcht vor dem Stock jeden Widerspruch verstummen gemacht und der Reaktion alle Macht und allen Einfluß ausgeliefert habe.

Was es mit der Vernichtung der westeuropäischen Zivilisation in den Grenzländern und mit der Vernichtung des Einflusses derselben auf sich habe, werde sich erst dann dem vollen Umfange nach zeigen. Mit gutem Grunde habe der geistreichste und kühnste der russischen Radikalen, Herr Alexander Herzen, die Deutschen les Mamelouks de l'Empire genannt. Diese Mameluken (so heißt es) würden versagen, nachdem sie um die Grundlagen ihrer Existenz gebracht und mit denjenigen in die nämliche Reihe gerückt worden, die bei einem Wechsel der Verhältnisse nichts zu verlieren, sondern lediglich zu gewinnen hätten. Wenn Polen, Deutsche, Finnländer u. s. w. den gegen die Alleinherrschaft der Dynastie gerichteten nationalen Bestrebungen bisher fern geblieben seien, so erkläre sich das einfach daraus, daß diese Elemente ihre Sonder-Institutionen und Sonderinteressen bei dem absoluten Selbstherrscher besser aufgehoben geglaubt hätten als bei einer russischen Reichsvertretung. Dazu seien natürliche, halb unbewußte Sympathien mit den Glaubens- und Stammesgenossen jenseits der Reichsgrenze gekommen, gegen welche ein mit der Loyalitat seiner fremdländischen Unterthanen bekannter Monarch allenfalls habe Nachsicht üben können, die in den Augen der Nation und ihrer Vertreter dagegen als Verbrechen erschienen. — Das alles werde in Wegfall kommen, wenn das gegenwärtige Regime seine Arbeit gethan und so weit aufgeräumt habe, daß die russische Nation die Früchte dieser Arbeit werde pflücken können. Der Nation werde fortan die Dynastie allein gegenüberstehen, und mit dem fremdländischen Element die „arrière garde“ verschwunden sein, welche 1730, 1825 und während der Krise der sechziger Jahre die Hauptstütze des Absolutismus gebildet habe.

Daß dieses „sic vos, non vobis“ nirgend öffentlich ausgesprochen, höchstens in vertrauten Kreisen geflüstert wird, versteht sich unter den gegebenen Verhältnissen von selbst. Jeder Zweifel an der Unfehlbarkeit des „Regime“ gilt für

ein Verbrechen, jeder Gedanke an die Möglichkeit einer Änderung für Tollheit. Über das noch zu den Zeiten des Kaisers Nikolaus festgehaltene Vorurteil, daß die politische Denunziation eine Schande sei, ist man überdies hinaus, seit das Leiborgan der Hofkreise, der vom Fürsten Meschtscherski herausgegebene Grashdanin, das Delatorenwesen zum Rang einer ars liberalis, eines zugleich patriotischen und vornehmen Gewerbes erhoben hat. Wer daran zweifelt, daß die Regierung nur eine geheiligte Pflicht erfülle, wenn sie (um mit einem berühmten Historiker zu reden) „die Selbstherrschaft zu ihrem eigenen Zweck und die Erhaltung ihrer selbst zu ihrer eigentlichen Aufgabe mache,“ ist verkappter Nihilist und wird als solcher behandelt. Das hindert indessen nicht, daß Leute, welche für die loyalsten der loyalen gelten und jede politische Mode gewissenhaft mitmachen, ihre eigenen Gedanken über das in den Ostseeländern verfolgte System haben und daß sie die offizielle Versicherung, daß alles zum Besten gehe und der Regierung ungeahnten Machtzuwachs verspreche, mit stillem, aber vielsagendem Lächeln begleiten.

Zur Zeit beginnt die sogenannte baltische Frage hinter der finnländischen zurückzutreten. Man macht sich darauf gefaßt, in dem Großfürstentum stärkeren Widerstand zu finden als in den ehemals deutschen Provinzen, deren Einrichtungen man zuerst zum Erstarren zu bringen und dann zu unterminieren gewußt. Den Finnländern, die sich auf eine von einem russischen Monarchen ausdrücklich verliehene, erst um acht Jahrzehnte zurückdatierende Verfassung berufen, kann man durch die in den baltischen Ländern vorhanden gewesene Hinterthür der Majestäts-Klausel nicht an den Leib gehen. Man weiß außerdem, daß die in dem Helsingforser Landtage vertretenen finnischen Bauern russischen Einflüsterungen nicht ganz so zugänglich sind wie ihre Vettern, die Esthen oder die liv-kurländischen Letten. Endlich steht fest, daß die Teilnahme der Schweden für die ihrer ehemaligen Provinz bereiteten Gefahren sehr viel lebhafter und unaufhaltsamer ist als das Mitgefühl der deutschen Nation für die ehemaligen Ordenslande und daß die skandinavische Entrüstung der Stockholmer Regierung unter Umständen über den Kopf wachsen könnte. Nichtsdestoweniger ist man fest entschlossen, auf dem eingeschlagenen Wege weiter zu gehen, den Landtag im Falle direkter Auflehnung gegen die ihm gestellten Zumutungen aufzulösen und administrative Maßregeln zu Hilfe zu nehmen, wenn die legislative Maschine versagen sollte. In der Presse wird nahezu so eifrig gearbeitet wie vor zwanzig Jahren, als es die Belagerung der baltischen Länder einzuleiten und die Massen gegen die „Njemzi“ (Deutschen) anzustiften galt. Da auf einen zu Ansehen und Einfluß gelangten Finnländer zur Zeit mindestens zehn baltische Deutsche von gleichem Gewicht kommen und da Herr von Giers eigentlich der einzige zu einer Stellung ersten Ranges gediehene Sohn des Großfürstentums ist, hört man hie und da auch wohl äußern, daß die finnländische Kampagne trotz aller formellen Hindernisse leichter von statten gehen könne als die baltische. Das Land ist arm, die Bevölkerung wenig zahlreich und national gespalten, der schwedische Name minder gefürchtet als der deutsche. Einmal in Bewegung gesetzt, werden die nationalen Leiden-

schaften unschwer den gehörigen Siedegrad erlangen und gegen die bisher wenig beachteten Finnländer ebenso heftig aufschäumen wie gegen die von altersher gehaßten, von Alt- und Jungrussen, Magnaten, Beamten und Demagogen gleich grimmig verfolgten Deutschen. Ist man mit Finnland fertig geworden (genauer: hat man die Fassade des finnländischen öffentlichen Lebens ebenso russisch überstrichen, wie das in den baltischen und polnischen Provinzen geschehen ist), so wird es nichts mehr zu russifizieren geben, was mit den vorhandenen Mitteln überhaupt noch russifiziert werden könnte, und es wird alsdann ein „Stoffmangel“ eintreten, dessen Rückwirkung auf die inneren Zustände unter Umständen unbequem werden könnte.

Über Richtung und Unrichtigkeit der Rechnungen, welche unsere Nationalen auf die Vernichtung der Existenzform der „Grenzmarken“ gründen, kann begreiflicherweise heute noch nicht abgesprochen werden. Eine Weile werden die Wirkungen des früheren Zustandes ihre Ursachen wohl noch überleben, — rücksichtlich des Hauptpunktes aber dürfte sich schon in Bälde geltend machen, daß die Dynastie mehr verloren als gewonnen hat. Abgesehen davon, daß jeder gewaltsame Umsturz altgegründeter Ordnungen auf die politische Moral der Beteiligten ungünstig einwirkt, daß er die konservativen Elemente schädigt, die Massen desorientiert, kommt für das vorliegende Verhältnis noch in Betracht, daß die Zahl der dem höheren Beamtentum angehörigen Deutschen, Finnländer u. s. w. bereits seit geraumer Zeit in der Verminderung begriffen ist und daß Mittelglieder zwischen der Dynastie und den „Grenzmarken“ kaum noch vorhanden sind. An der Erhaltung der bestehenden Ordnung und ihrer Träger sind demgemäß die Abkommen der Liven, Stackelberg, Schanz, Igelström, Meyendorf, Armfeld, Manteuffel u. s. w. ebenso wenig interessiert wie ihre in der Heimat gebliebenen und der bisherigen Rechte und Vorzüge entkleideten Landsleute. Die einzelnen vornehmen Nichtrussen, welche der herrschenden Strömung unbedingt folgen, entbehren einerseits jedes Einflusses in den Landschaften ihrer Zukunft, anderseits des Ansehens, dessen sie sich in früheren Zeiten als Vertreter historisch-politischer Individualitäten an der Zentralstelle erfreuten. Den nationalen Instinkten und Leidenschaften, welche die von Fremdenhaß bewegten Massen leiten, steht demnach nur noch ein Stück Beamtenroutine entgegen, das an alten Traditionen festhält und die Verhältnisse genau genug kennt, um vor Friedensstörungen gerechte Scheu zu hegen. Den Hofminister Grafen Woronzow-Daschkow ausgenommen sind sämtliche Minister emporgekommene Tschinowniks, Beamte, die von der Gnade des Kaisers und der Gunst der öffentlichen Meinung leben und auf diese sehr viel ängstlichere Rücksicht nehmen, als sie wahrhaben wollen. So lange die Dinge im alten Geleise bleiben, hat es damit keine Not, tritt dagegen eine Krisis ein, „schlägt“ (um mit Turgenjew zu reden) „der Rauch einmal wieder um und bewegt sich alles in einer der bisherigen entgegengesetzten Richtung,“ so gerät die Dynastie in eine Lage, wie sie noch nicht dagewesen ist. Die Stütze, welche sie an den „fremdländischen“ Elementen besessen, ist nicht mehr vorhanden und niemand daran interessiert, die Gelüste nach „Zurateziehung des russischen Volkes in Angelegenheiten der Staats-

verwaltung" (vide Samarin) in Schranken gehalten zu sehen. Die „Mameluken", welche für die Kaiserin Anna, den Kaiser Nikolaus, den ersten und den zweiten Alexander in die Bresche sprangen, sind von dem Sohn des „Zar-Befreiers" beseitigt und mit der gärenden Masse verschmolzen worden, welche vor vierzig Jahren konservativ und national, zehn Jahre später liberal und nach abermals zehn Jahren radikal und revolutionär that. Jenseit dieser gebildeten und halbgebildeten Schicht treibt ein Bauerntum sein Wesen, das von politischen Gedanken allerdings nicht berührt wird, dafür aber durch eine Schule materieller Not und wirtschaftlichen Rückganges geht, aus welcher es keinen Ausgang giebt, seitdem die große Karte der „Emanzipation" einmal ausgespielt und verspielt worden ist. Wenn Sie das letzte Heft des Wesstnik Jewropy zur Hand nehmen, so können Sie aus demselben ersehen, daß die denkenden Russen das mit der gehörigen Genauigkeit wissen und daß die Liberalen unter ihnen keineswegs so demoralisiert und entmutigt sind, wie die Weisen des Graschdanin, des Swiet, und der übrigen Lobredner des „konservativen und nationalen" Systems uns glauben machen wollen.

Dieser tiefgreifenden Umgestaltung der inneren Lage Rußlands werden allmählich auch die westeuropäischen Politiker und Staatsmänner einige Aufmerksamkeit zuzuwenden haben. Nichts könnte verkehrter sein als die Meinung, auch in Zukunft werde lediglich der eine Faktor zu berücksichtigen sein, den der Wille des Monarchen darstellt. Mit derjenigen uneingeschränkten Gewalt, welche die gleichzeitig über die verschiedensten nationalen und konfessionellen Elemente waltende kaiserliche Krone üben konnte, wird der über unterschiedslose Massen waltende moderne Absolutismus nächstens nur noch den Namen gemein haben. Je schrankenloser die Gewalt des von dem Souverän geleiteten bureaukratischen Apparats sich erweitert, desto rascher treibt sie derselbe dem Punkte zu, an welchem ihm Halt geboten und dem Bedürfnis nach Teilnahme aller an der für alle maßgebenden Veranstaltung zu seinem Rechte verholfen wird. Seit man die natürlichen Schutzwehren gegen die zermalmende Kraft der bureaukratischen Maschine vernichtet hat, ist nichts übrig geblieben, als künstliche Dämme, genauer einen Zentraldamm zu ziehen. Gewaltsam, plötzlich und maßlos, wie sich alle Wandlungen in Rußland vollziehen, wird auch die Eindämmung des Absolutismus Platz greifen: daß derselbe zugleich einen Damm gegen die nach Westen gerichtete Zerstörungslust der slawischen Flut herstellen werde, erscheint dabei mehr als unwahrscheinlich. Im Gegenteil spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß das Mißvergnügen über die gegenwärtigen Zustände, wenn es einmal zum Durchbruch gekommen ist, die Regierung in einen Konflikt mit den verhaßten Nachbarn jenseit der Weichsel und den Karpathen treiben werde. Ist der innere Krieg gegen die westeuropäischen Einrichtungen der russischen Grenzländer doch nur ein Vorspiel des großen Krieges gegen das Abendland gewesen, der das letzte Wort der panslawistischen Theorie bildet.

II.

Umfang und Tragweite der Veränderungen, welche sich zu Folge der systematischen Verdrängung und Niederhaltung des westeuropäischen Elements in unserm Staatswesen vollzogen haben, sind durch die gegen früher unkenntlich gewandelte Stellung des „heiligst dirigierenden Synod“ (der griechisch-orthodoxen Ober-Kirchenbehörde) mit besonderer Deutlichkeit zum Ausdruck gebracht worden. Von diesem durch Peter den Großen an die Stelle des ehemaligen Patriarchats gesetzten Kollegium ist bekannt, daß es nichts weiter als ein Spezial-Organ zur Ausführung kaiserlicher Entschließungen in Angelegenheiten der griechisch-russischen Staatskirche bedeutet, daß die demselben angehörigen Erzbischöfe und Metropoliten für andere als rein interne Fragen kaum in Betracht kommen und daß der Spiritus rector der vom Kaiser ernannte (weltliche) Ober-Prokureur ist. Bekannt ist ferner, daß dieser Prokureur Rang und Stellung eines Ministers, d. h. direkten Vortrag beim Kaiser hat und daß der gegenwärtige Titular des Postens, Herr Pobedonoszew, zu den vertrautesten und einflußreichsten Beratern des Monarchen gehört.

Der Synod hat zu verschiedenen Zeiten verschiedene Rollen gespielt, aber zu keiner Zeit ein Ansehen besessen, das mit seiner gegenwärtigen Stellung verglichen werden könnte. Die Synodal-Ober-Prokureure des 18. Jahrhunderts waren fast ausnahmslos Beamte zweiter oder dritter Ordnung, nach deren Namen man sich in der Mehrzahl russischer historischer Schriften vergeblich umsieht — unter der Regierung Alexander I. (im Jahre 1810) aber wurde der Synod dem neugebildeten „Ministerium des Kultus“ unterstellt und dadurch mit den Oberkirchenbehörden der übrigen gesetzlich anerkannten christlichen Glaubensgemeinschaften auf die nämliche Stufe gestellt. Innerhalb des neu errichteten Ministeriums (das 1817 mit demjenigen des Unterrichts vereinigt wurde) bestand ein Departement für „geistliche Angelegenheiten“, von dem der Synod, das katholische Kollegium, das evangelische General-Konsistorium und die Aufsichtsbehörde für Juden und Mohammedaner in gleicher Weise ressortierten und an dessen Spitze einer der gebildetsten, aufgeklärtesten und humansten Russen seiner Zeit, Alexander Turgénjew, gestellt wurde. Diese zweckmäßige, den Interessen der Bildung und Toleranz förderliche Einrichtung vermochte der Abneigung des fanatischen, höheren Klerus der griechischen Kirche indessen nur siebzehn Jahre lang stand zu halten. In den Tagen zunehmender Abhängigkeit des Kaisers von pietistischen und mystischen Einflüssen wußte ein roher und gemeiner Zelot, der Abt Photi, den Sturz des Ministers Fürsten Galyzin und die Wiederherstellung der früheren Unabhängigkeit des Synod von den Ministerien durchzusetzen. Es war dabei vornehmlich auf zwei Zwecke abzusehen: auf Unterdrückung der bisher als gleichberechtigt behandelten beiden abendländischen Konfessionen und auf Wiederherstellung der unbeschränkten Herrschaft des höheren (mönchischen) Klerus über die arme, in Unwissenheit und Knechtschaft gehaltene Weltgeistlichkeit.

Die Erreichung dieser Absichten ließ sich indessen nur langsam und schrittweise erreichen. So lange die toleranten Traditionen der ersten Regierungsjahre

Alexander I. vorhielten, sahen die einsichtigeren und gebildeteren unter den Ministern des Unterrichts und des Innern dem Synod scharf auf die Finger. Dem Ministerium des Innern waren die Angelegenheiten der von der Staatskirche mit fanatischem Eifer verfolgten altgläubigen Sektierer und (zufolge einer unter dem Kaiser Nikolaus vorgenommenen bureaukratischen Verschiebung) auch diejenigen der Katholiken, Protestanten und Juden unterstellt, — der Unterrichts-Minister aber hatte die Einmischung der Ober-Kirchenbehörde in die Verwaltung der Universitäten und Gymnasien abzuwehren. Die zwischen diesen Ressorts und dem Synod geführten stillen Fehden nahmen niemals ein Ende, — auch nicht als die Regierung des Kaisers Nikolaus sich mehr und mehr proselytischen und intoleranten Tendenzen zuwendete, die Rechte der Protestanten und Katholiken beschränkte und die Altgläubigen harten Bedrückungen preis gab. So vollständig wie der Synod es verlangte, konnte die Proskription der „Andersgläubigen" indessen nicht betrieben werden, weil das Staatsinteresse mit diesen nach Millionen zählenden Dissidenten zu rechnen und außerdem gewisse Rücksichten auf das Ausland und die Ausländer zu nehmen hatte. Selbst als der beim Kaiser Nikolaus hoch angesehene Graf Protossow an Stelle des Fürsten Meschtscherski Oberprokureur wurde, wußten die Beamten des Ministeriums des Innern, insbesondere die Gouverneure der baltischen und litauischen Provinzen und gewisser, stark mit Altgläubigen durchsetzter zentraler Gubernien den Anmaßungen des Synod und des Pfaffentums Schranken zu setzen und den schlimmsten Ausschreitungen rechtgläubigen Zelotismus die Spitze abzubrechen.

Unter dem Szepter Alexander II. ging es mit dem Einfluß des Synod anfänglich noch weiter zurück. Insbesondere griff eine mildere und menschlichere Behandlung der altgläubigen Sektierer statt, denen in zahlreichen Fällen die (bis dahin verhinderte) Abschließung rechtsgiltiger Ehen und die Begründung von ihren Glaubensgenossen geleiteter Schulen ermöglicht wurde. Ein von dem liberalen Unterrichtsminister Golownin entsendeter Beamter Ljesskow bereiste im Jahre 1864 die westlichen Provinzen, um die Zustände der in denselben lebenden Altgläubigen aus eigener Anschauung kennen zu lernen und in einem flammenden — in der Folge als Manuskript gedruckten — Bericht die schmählichen Mißhandlungen zu schildern, welche diese Unglücklichen seitens des rechtgläubigen Pfaffentums zu erdulden gehabt. Besondern Eindruck machte ein Passus dieses Berichts, in welchem Herr Ljesskow erklärte, „verglichen mit den Fanatikern, welche die Kinder der Altgläubigen von jeder menschlichen Bildung ausschließen, erscheine Herodes, der Urheber des bethlehemitischen Kindermordes, als edler und aufgeklärter Menschenfreund." — Golownin's Bestrebungen für Dämpfung der rechtgläubigen Intoleranz wurden durch den human denkenden Minister des Innern Walujew in wirksamster Weise unterstützt. Den Katholiken Polens und Litauens wurde freiere Bewegung verstattet, den Protestanten der Ostsee-Provinzen im Jahre 1864 die Konfession in gemischten Ehen geborener Kinder freigegeben und die Propaganda der griechischen Staatskirche auf Juden und Heiden beschränkt. Nach dem unseligen polnischen Aufstande, insbesondere aber nach dem im

Jahre 1866 erfolgten ersten Attentat gegen das Leben des Kaisers trat indessen ein Umschwung ein, welcher der Intoleranz der Staatskirche und des Synod von Jahr zu Jahr freieren Spielraum eröffnete. Der Kaiser kam auf den unglücklichen Gedanken, dem wegen seines Fanatismus bekannten damaligen Ober-Prokureur des Synod, Grafen Tolstoi (dem späteren Minister des Innern und Verfasser des Pamphlets „le catholicisme en Russie) die Verwaltung des Unterrichts-Ministeriums zu übertragen (1866). Das bedeutete eine vollständige Umkehrung des unter Alexander I. maßgebend gewesenen Verhältnisses: die Unterrichts-Verwaltung kam unter die Herrschaft des Synod, der von 1817 bis 1824 eine Dependenz dieses Ministeriums gewesen war. Tolstoi fühlte sich zuerst als Ober-Prokureur und nur nebenbei als Unterrichtsminister und räumte kirchlichen Rücksichten alsbald einen Einfluß auf die Bildungsanstalten ein, von dem früher niemals die Rede gewesen war. Dabei blieb es, auch als der Graf die Leitung des Synod aus den Händen gab. Zu seinem Nachfolger machte er den Lehrer des jetzigen Monarchen, Herrn Pobedonoszew, mit welchem er in allen wichtigen Fragen Hand in Hand ging.

Einen Augenblick gewann es den Anschein, als ob dieses verderbliche Verhältnis einer abermaligen Umgestaltung im Sinne der Aufklärung Platz machen werde. Zehn Monate vor dem Tode Alexanders II. wurde der allgemein verhaßte Reaktionär und Bildungsfeind Tolstoi gestürzt (April 1880), ein Liberaler (Saburow) zu seinem Nachfolger ernannt und Herr Pobedonoszew genötigt, seinem Eifer gewisse Dämpfer aufzusetzen. Der plötzliche Tod des trotz aller Schwankungen im Kern seines Wesens liberal gebliebenen Monarchen veränderte die Szene indessen vollständig. Nach dem verfehlten Experiment, den Grafen Ignatjew zum Leiter der innern Angelegenheiten dec Reiches zu machen, wurde Tolstoi wieder hervorgeholt und zum Minister des Innern ernannt. Jetzt hatten Reaktion und kirchlicher Fanatismus gewonnenes Spiel. Tolstoi machte seinen ehemaligen Gehilfen, den gefügigen und grundsatzlosen Armenier Deljanow (eigentlich Delajanz) zum Unterrichtsminister, indem er gleichzeitig das Bündnis mit seinem Freunde Pobedonoszew erneuerte und diesem in Sachen der Altgläubigen-Verfolgung, wie der Unterdrückung der katholischen und der protestantischen Kirche völlig freie Hand gab.

Dabei ist es auch nach dem vor Jahr und Tag erfolgten Ableben Tolstoi's geblieben. Deljanow ist die Null geblieben, die er alle Zeit gewesen, Tolstoi's Nachfolger und Schüler, der Minister des Innern Durnowo, aber wandelt in den Bahnen seines Meisters. Beide Männer sind Ressortbeamte, die näherer Beziehungen zur Person des Kaisers entbehren, während Pobedonoszew zwar nicht mehr der Freund, wohl aber der mit hoher Autorität umgebene Vertrauensmann Sr. Majestät ist. Von dieser Stellung hat der fähige Büreaukrat und eingefleischte Vorkämpfer der „Rechtgläubigkeit" den weitgehendsten Gebrauch gemacht — und zwar auf den verschiedensten Gebieten.

Zunächst in den Angelegenheiten, welche dem Ministerium des Innern ressortieren, und das Verhältnis der Altgläubigen und der Andersgläubigen (Katholiken, Protestanten und Juden) zum Staat und der Staatskirche betreffen.

Die Propaganda der letzteren wird in den katholischen und protestantischen Provinzen mit einer Öffentlichkeit und einem sans gêne getrieben, das selbst in den schlimmsten Tagen des Kaisers Nikolaus unerhört gewesen war. In den alljährlich veröffentlichten Berichten des Synod wird die Zahl „moralischer Eroberungen" der Staatskirche rühmend aufgeführt, jeder Verteidigungsversuch der schwer angefochtenen Katholiken und Protestanten als Auflehnung gegen das Gesetz und den geheiligten Willen Sr. Majestät denunziert und den Geistlichen Anweisung erteilt, wie sie die Proselytenmacherei zu betreiben haben. Den evangelischen Konsistorien ist die Rechtsprechung über Amtsvergehen der ihnen unterstellten Prediger entzogen und dadurch Massenverurteilungen glaubenseifriger Pastoren durch die russischen Gerichte Thür und Thor geöffnet worden. Evangelische und katholische Kirchen dürfen nur noch nach vorgängig eingeholter Zustimmung des örtlichen russischen Bischofs und des Synod neugebaut werden, — die Verfolgung der altgläubigen Sektierer und evangelisierender Orthodoxen (wie des landesverwiesenen Oberst Paschkow, des Grafen Leo Tolstoi und anderer) steht in üppigster Blüte, und die von Alexander II. erlassene Ordre über Religionsfreiheit in gemischten Ehen erzeugter Kinder der baltischen Provinzen ist in aller Form zurückgenommen worden, nachdem sie länger als zwei Jahrzehnte bestanden hatte. Und das alles unter willfähriger Zustimmung des Ministers des Innern, des gesetzlichen Anwalts und Beschützers der „andersgläubigen" Konfessionen! Schlimmer noch ist das Los der unglücklichen Juden gewesen, die im Interesse des „christlichen", d. h. griechisch-orthodoxen Charakters der höheren Lehranstalten nur ausnahmsweise zu Universitäten und Gymnasien zugelassen, vor der Advokatur und vom Staatsdienst ausgeschlossen und unbarmherzig aus denjenigen Provinzen und Städten des Reiches vertrieben werden, in denen sie Subsistenz finden können. Die von Alexander II. aufgehobenen judenfeindlichen Satzungen des Nikolaitischen Zeitalters sind nicht nur wiederhergestellt, sondern so erheblich verschärft worden, daß die Toleranzgesetze, welche Tausenden von Juden die Niederlassung außerhalb der ehemals polnischen Gebietsteile gestattete, für die Betroffenen zum Fluch geworden sind. Mit unvergleichlichem Geschick hat der Ober-Prokureur des Synod aus der Teilnahme einzelner jüdischer Studenten an nihilistischen Umtrieben den Schluß gezogen, daß die fromme russische Jugend durch die Nachkommen Jakob's vergiftet werde, und daß auf die Wiederherstellung der früheren loyalen und gläubigen Gesinnung erst zu rechnen sein werde, wenn das israelitische Unkraut aus dem russischen Weizen ausgerauft worden. Daß die geistlichen Seminarien und Akademien der Staatskirche dem Nihilismus die zahlreichsten und gefährlichsten Rekruten zuführten und daß die Verschärfung der Disziplin dieser geistlichen Dressuranstalten den in denselben herrschenden Geist von Jahr zu Jahr verschlimmerten, das wird in den von dem Synod erstatteten Jahresberichten begreiflicher Weise mit Stillschweigen übergangen.

Von der nämlichen Deutlichkeit sind die Spuren von Pobedonoszew's Einfluß auf die Unterrichts-Verwaltung des — vor einiger Zeit in den Grafenstand erhobenen — Herrn Deljanow. Einführung russischer Schulgottesdienste in die

Gymnasien und höheren Schulen der protestantischen und katholischen Teile des Reichs, Vermehrung der Zahl der Religionsstunden, Ersetzung der deutschen Unterrichtssprache durch die russische in den Lehranstalten der Ostseeprovinzen, Ankündigung einer Russifizierung der seit einem Jahrhundert in Petersburg bestehenden deutsch-evangelischen Kirchenschulen (St. Annen und St. Peter), Schließung der städtischen Gymnasien in den Ostseeländern, Russifizierung der Dorpater Juristenfakultät, alle diese Eingriffe in uralte, durch reiche Erfolge bewährte Einrichtungen und Ordnungen wären dem ehemaligen Gehilfen durchaus anders denkender Unterrichts-Minister niemals in den Sinn gekommen, wenn der allgewaltige Ober-Prokureur des Synod nicht hinter demselben gestanden hätte! Sich an Stelle des alternden Deljanow zum Unterrichtsminister machen zu lassen und die in dem Grafen Tolstoi personifiziert gewesene Personal-Union zwischen russischem Staatskirchentum und russischer Bildung auch der Form nach wiederherzustellen, hätte demnach für Herrn Pobedonoszew keinen Sinn. Den Rang eines Ministers besitzt er bereits, an Titulaturen und Äußerlichkeiten ist dem bei allem Ehrgeiz über kleine Eitelkeiten erhabenen Manne niemals gelegen gewesen, und Gunstbezeugungen seines Monarchen zu erwarten hat er bereits seit geraumer Zeit keine Veranlassung mehr. Herr Pobedonoszew fährt ungleich besser, wenn er die Last und Verantwortlichkeit der Unterrichts-Verwaltung auf den Schultern eines Ministers läßt, der sich in Prinzipienfragen seinem Einfluß unterordnet und die Ausführung des Beschlossenen pünktlich besorgt. Ob dieser Minister Deljanow heißt oder ob er einen andern Namen führt, erscheint gleichgiltig, so lange der Kurs unsrer „Aufklärungs“-Politik (das Unterrichts-Ministerium wird bekanntlich offiziell als „Ministerium der Volksaufklärung“ bezeichnet), der nämliche bleibt. Dafür aber ist auf alle Fälle gesorgt. Jedermann weiß, daß der Russifikator des baltischen Unterrichtswesens und gegenwärtige Kurator des St. Petersburger Lehrbezirks, Kapustin, zum Nachfolger Deljanow's ausersehen und von Herrn Pobedonoszew zu großen Dingen bestimmt worden ist. Das Gelingen dieser Dinge aber hängt wesentlich davon ab, daß der Inspirator hinter den Koulissen bleibt und daß er über gefügige, zuverlässige und diskrete Werkzeuge zu verfügen hat.

Es handelt sich um nichts Geringeres als um vorbereitende Schritte zur Unterminierung der Verfassung Finnlands und zur Einbeziehung dieses bisher stelbständig gewesenen Großfürstentums in die russische Staatsmasse. Ein anscheinend bloß beiläufiger Umstand soll dazu die Handhabe bieten. Der südlichste Teil Finnlands, das Gubernium Wyborg, war bereits unter Peter dem Großen von Rußland erobert, mit russisch-finnischen Einwanderern besiedelt und erst im Jahre 1809 dem kurz zuvor den Schweden entrissenen Stammlande wieder einverleibt worden. Die nahe Nachbarschaft zwischen St. Petersburg und Wyborg hat es mit sich gebracht, daß in diesem Grenzbezirk neben Finnen griechisch-orthodoxer Konfession auch einige tausend Russen leben und daß manche derselben sich in andere finnländische Gubernien gezogen haben. Daran hat man Veranlassung genommen, wo immer möglich, russische Kirchen zu erbauen, Priester

derselben in Finnland einheimisch zu machen und die Oberaufsicht über diese vorgeschobenen Posten der Rechtgläubigkeit für den heiligst dirigierenden Synod in Anspruch zu nehmen. Auf solche Weise ist der erste Schritt zur Ausdehnung der Zuständigkeit russischer Behörden für auf finnländischer Erde bestehende Einrichtungen gethan und in die administrative Unabhängigkeit des Landes eine Bresche gelegt worden, durch welche man weiter in das Innere der Festung eindringen zu können hofft. Und das mit einigem Grunde. Hat erst die bevorstehende Verpflanzung russischer Postanstalten und russischer Truppenabteilungen in das Großfürstentum dafür Sorge getragen, daß die Zahl griechisch-orthodoxer Bewohner sich vermehrt und daß es in Finnland „rechtgläubige Interessen“ zu schützen giebt, so versteht das Fernere sich von selbst. Dieses Fernere wird darin bestehen, daß man für die nach altschwedischem Rechte als bloß toleriert angesehene Rechtgläubigkeit die Stellung der Staatskirche und das damit verbundene Recht zur Etablierung einer Propaganda in Anspruch nimmt. An Titeln und Vorwänden dazu wird es umsoweniger fehlen, als in Finnland kirchliche Satzungen gelten, welche unsere Nationalen seit lange für „Beleidigungen“ Rußlands und seiner „Orthodoxie“ erklären.

Die Besorgung der Hauptarbeit hat Herr Pobedonoszew sich selbst vorbehalten, während Herrn Kapustin eine ergänzende Thätigkeit zugedacht ist. Zu gunsten der im Wyborg'schen lebenden Russen sollen russische Schulen eingerichtet und außerdem Vorkehrungen getroffen werden, welche den Finnländern die Erlernung der „Reichssprache“ zu erleichtern d. h. zu oktroyieren geeignet sind. Man rechnet dabei einesteils auf die fennomane, der schwedischen Aristokratie feindliche Bauern- und Kleinbürgerpartei, vornehmlich aber auf die ärmeren Elemente der Bevölkerung und deren Neigung zu Erwerbsfähigkeiten außerhalb der Heimat. Endlich wird schon demnächst einem Teil der finnländischen Beamten die Kenntnis des Russischen obligatorisch gemacht und dabei nach den nämlichen Grundsätzen verfahren werden, die sich in den baltischen und polnischen Provinzen bewährt haben. Herr Kapustin, der die russische Unterrichtssprache in die Schulen des Dorpater Lehrbezirks eingeführt hat, gilt für den vorzüglichsten Kenner des dabei zu beobachtenden Verfahrens und soll mit der Ausführung betraut werden.

Die Probe auf die Richtigkeit dieses Exempels wird erst gemacht werden können, wenn bei Gelegenheit der Oktroyierung des neuen Postgesetzes und des Strafgesetzbuchs das Maß der Widerstandsfähigkeit der finnländischen Stände festgestellt worden. Zur Verdeutlichung der dabei in Betracht kommenden eigentümlichen Verhältnisse bedarf es eines Blicks auf die staatsrechtliche Stellung des Großfürstentums und auf die Veränderungen, welche sich im Schoße derselben neuerdings vollzogen haben.

Naturwissenschaftliche Revue.

Klimaschwankungen seit 1700. — Gletscher und Inlandeis. — Luftmeer — Thalsperren — Benutzung der Wasserkraft des Niagara. — Licht ohne Wärme. — Lage der Schwingungsebene im polarisierten Licht. — Erzeugung von Magnetismus durch Licht. — Handwörterbuch der Chemie. — Wesen der Elektrizität und des Magnetismus. — Naturwissenschaftliche Weltanschauung. — Briefwechsel zwischen Fechner, Vierordt und Preyer. — Natur der Bewegungen. — Der Dryopithecus. — Die Larven der Unioniden. — Reblaus und Blutlaus. — Bäume und Sträucher des Waldes — Darstellung des die Kohlensäurezerlegung bewirkenden Lichtes auf einem Blatt. — Erhöhte Wasserverdunstung durch Blätter. — Schutz der Blätter gegen erhöhte Wasserverdunstung. — Pflanzen mit roten Blättern. — Die Kannenpflanze kein Fleischfresser. — Auflösung zweier Kometen. — Ringgebirge des Mondes. — Nationalzeit, örtliche und Weltzeit.

Recht ungemütlich hat sich der gegenwärtige Winter gestaltet. Nicht nur, daß er Deutschland mit einer Kälte bedacht hat, die glücklicherweise zu den Seltenheiten gehört, er machte diese Kälte auch um so empfindlicher, als sie mit einem starken Nordostwind sich verband, der es den Insassen ihm ausgesetzter Wohnungen fast unmöglich machte, ihr zu entgehen. Schien dies nun dem Laien ganz außergewöhnlich und unverständlich, so belehrten ihn die Witterungsberichte, daß alles dies lediglich die Folge der Wechselwirkung eines barometrischen Minimums, das über Südwesteuropa verharrte, und eines Maximums im Osten war. Wehe dem, der sich nicht mit dem genügenden Brennmaterial versehen hatte, woran die außergewöhnlich hohen Kohlenpreise vielfach schuld gewesen sein mochten, ihm war die Weihnachtszeit ihres sonstigen Behagens völlig bar. Wenn man das nur hätte voraussehen können, jammerte er, und es wäre in der That recht wertvoll, wenn man über untrügliche Anzeichen eines frühen oder kalten Winters verfügen könnte. Eifrig hat man stets nach solchen gesucht. Man beobachtete den Zug der Schneegänse, achtete darauf, ob das Wild früh sein Winterkleid anlegte, ob die Spinnen bedacht waren, sich der warmen Plätze oberhalb des Ofens früh zu versichern, und was dergleichen mehr. Aber man fand, daß alle aus solchen Beobachtungen gezogenen Schlüsse keineswegs untrüglich sind, und so blickt man hoffnungsvoll auf die Meteorologie, ob diese dazu berufene Wissenschaft immer noch nicht dahin gekommen sei, sicherere Anzeigen zu geben. Da muß uns denn eine Abhandlung Brückners[1]) über die Klimaschwankungen seit 1700 interessieren. Aber so wichtig in wissenschaftlicher Hinsicht dieselbe auch ist, so sind ihre Ergebnisse doch noch weit davon entfernt, uns Fingerzeige für den Kohlenbedarf des kommenden Winters zu geben. Zwar hat man gefunden, daß warme und kalte Zeiten sich in Zwischenräumen wiederholen, deren Länge mit Hilfe der Beobachtungen von kalten Wintern bis zum Jahre 1020 im Mittel auf 34 Jahre und 10 Monate und zwar auf 8 Monate genau bestimmt werden konnte. Aber 8 Monate sind mehr wie ein halbes Jahr, und so bleibt im besten Falle doch immer die Wahl zwischen zwei aufeinanderfolgenden Wintern.

Mit diesen abwechselnd wärmeren und kälteren Zeiträumen wechselt die Menge der Niederschläge. Sie sind in den letzteren reichlicher, und daraus ergiebt sich das in ihnen stattfindende Vorrücken der Gletscher. Diese Bewegung nimmt im Augenblick eine immer größere Zahl wieder auf. Nach den Beobachtungen Forel's[2]) sind jetzt die Gletscher des Mont-Blanc, die der Walliser und Berner Alpen, die der Massiné des Pelvour in der Dauphiné und die des Ortler in Tirol wieder vorrückend. Die übrigen Gletscher Österreichs und Graubündtens stehen still oder gehen noch zurück, und es scheint somit, daß wir einer kälteren Epoche entgegengehen.

Über die Ursachen dieses Wechsels ist zur Zeit noch nichts bekannt. Ebensowenig wissen wir bis jetzt die Ursachen der gewaltigen Vereisung zu erklären, welche, von den Gebirgen Norwegens und Schwedens ausgehend, in zwei von einander durch eine eisfreie Periode geschiedenen

---

[1]) Geographische Abhandlungen IV. Heft 2. Nach Naturwissenschaftlicher Rundschau V. S. 541 und 611.

[2]) Naturw. Rundsch. V. 568.

Zeiträumen Europa bedeckte und ihm damals das Aussehen des eisstarrenden Grönland verlieh. Nach Rabot[1]) unterschieden sich aber die polaren Gletscher von denen der Alpen dadurch, daß sie sich nicht in Thälern herabbewegen, vielmehr, obwohl die Geschwindigkeit ihrer Fortbewegung eine viel größere ist, über Hochebenen hinschreiten. Daß sie sich trotzdem auf die großen Entfernungen, in welchen wir vom Eis verschleppte Felsblöcke finden, ausbreiten konnten, ohne daß man den Transport auf schwimmenden Eisbergen annehmen müßte, hat von Drygalski[2]) gezeigt. Nach Sjögren[3]) ergossen sich während der ersteren Eiszeit ihre Schmelzwasser in die gewaltige Senkung, welche jetzt den Aral- und den Kaspisee enthält. Da diese Gewässer nur langsam verdunsteten, so befand sich damals an ihrer Stelle ein gewaltiges Meer. Da aber die Schmelzwasser des zum zweiten Male vorrückenden Eises sich einen andern Abfluß gebahnt hatten, so hatten die früher angesammelten Wassermassen Zeit sich auf ihren jetzigen beschränkten Raum zurückzuziehen. Doch ist bei diesen Vorgängen auf die Änderungen der Höhenunterschiede der betreffenden Teile der Erdrinde Rücksicht zu nehmen, und so ist es zur Zeit noch nicht möglich, ein abschließendes Urteil darüber sich zu bilden.

Werke, welche die Meteorologie und die Lehre von den Klimaten behandeln, unsern Lesern zu empfehlen, sind wir zum öfteren in der Lage gewesen. Das uns heute in seinen ersten neun Lieferungen vorliegende Buch von Umlauft[4]), welches unter dem Titel „das Luftmeer“ die Grundzüge der Meteorologie und Klimatologie enthält, können wir denen ganz besonders ans Herz legen, welche sich über diese Verhältnisse eingehend unterrichten wollen. Der geschichtlichen Einleitung schließen sich sieben Abschnitte an, welche die Lufthülle, die Wärme der Luft, des Meeres und der Erde, die Wasserdämpfe in der Luft, den Luftdruck, die Bewegung der Luft und des Meeres, die Stürme und die Niederschläge, darunter auch die Gletscher ausführlich behandeln. Nicht nur die Thatsachen selbst, auch die Meßinstrumente, die uns die nötige Aufklärung geben, kann er daraus kennen lernen. Den besten Mustern entnommene, wunderschön ausgeführte Holzschnitte führen ihm nicht nur diese, sondern auch Länder und Meere unter den ruhenden Naturkräften, im Kampfe mit ihnen und nach demselben vor, zeigen uns auch den Menschen mit ihnen ringend. Als besondere Zierde und vortreffliches Mittel zum Verständnis sind dem Buche Karten im Farbendruck nach Hann, Supan, Berghaus und Spitaler beigefügt, die jede Aufklärung in klimatologischer Hinsicht geben.

Das je nach der Beschaffenheit der Jahre in größerer oder geringerer Menge niederfallende Regenwasser strebt in den Flüssen zum Meere zurück und kann vermöge seines Gewichtes dazu benutzt werden, Arbeit zu verrichten. Die Überlegung, daß die Steinkohle, deren Verbrennung denselben Zweck in den Dampfmaschinen erfüllt, nur in beschränkter Menge vorhanden ist, hat längst zu dem Wunsche geführt, sie möglichst zu schonen. Diesem Wunsche entspringen zum Teil die in Deutschland, trotz der vorhandenen Eisenbahnen geplanten Kanalanlagen, entspringen die Bauten zur Aufspeicherung der in den Gebirgsthälern herabfließenden Gewässer, die Thalsperren, Dämme, die einem Thale vorgelegt werden und das in ihm während der Zeit des schmelzenden Schnees oder einer ergiebigen Regenzeit herabfließende Wasser aufhalten, um es bei regenarmer Zeit zum Betriebe von Wasserrädern oder Turbinen zu verwenden. In derselben Weise hergestellt und demselben Zwecke dienstbar sind die vielen Teiche des Oberharzes, die von den ihn Durchwandernden um ihrer landschaftlichen Schönheitwillen so gern aufgesucht werden.

Daß man dann darauf bedacht ist, auch mächtigere Wasserkräfte, die die großen Ströme zu liefern im stande sind, nutzbar zu machen, kann nicht überraschen. Schon 1886 ist in Nordamerika eine Gesellschaft gegründet, mit dem Ziele, die Gewässer des Niagarafalles[5]) zu solchem Zweck zu verwenden. Sie hat an seinen Ufern Land in 2 englischen Meilen Umkreis

[1]) Revue scientifique Bd. 46, S. 66, nach Naturw. Rundsch. V. 511.
[2]) Neues Jahrbuch für Mineralogie und Geologie 1890. II, S. 163.
[3]) Jahrbuch der K. K. geologischen Reichsanstalt in Wien 1890, S. 51.
[4]) Wien, Pest und Leipzig. A. Hartleben.
[5]) The Electrician XXVI. 144.

gekauft, dessen Oberfläche für Anlage von Fabrikanlagen, Arbeiter- und Beamtenwohnungen ꝛc. bestimmt ist und unter dessen Oberfläche ein Kanal von 45·6 Quadratmeter Querschnitt gelegt werden soll, um in einer Tiefe von 50 m unter der Erdoberfläche das Wasser des Flusses auf 120 m Entfernung fortzuleiten und so den aufzustellenden Maschinen eine Kraft zuzuführen, die die Arbeit von 120 000 Pferden verrichten kann.

Ein Vorschlag auf anderem Gebiete, dem der Beleuchtung, Kohle zu sparen, geht ebenfalls von amerikanischer Seite, von Langley und Very[1]) aus. Bei unsern Lichtquellen wird zugleich eine Menge Wärme mit erzeugt, die bis zu 99% der verwendeten Kraft in Anspruch nehmen kann und dazu noch als lästige, ja gefährliche Beigabe auftritt. An Licht gebenden Insekten zeigen nun die beiden Forscher, daß es auch möglich ist, fast ohne gleichzeitige Wärmeentwickelung Licht zu erhalten, aber so einfach die Aufgabe ist und auf so einfachem Wege sie die Natur verwirklicht hat, so ist es der Technik doch bisher noch nicht gelungen den Weg zu finden, sie zu lösen. Aber sie wird dieselbe in Angriff nehmen müssen, und die Aussicht, zum gewünschten Ziele zu gelangen, ist durchaus nicht gering.

Daß Aufgaben, die Jahrzehnte lang die Physiker beschäftigten und trotzdem nicht zur Lösung gebracht werden können, endlich in überraschend einfacher Weise bewältigt werden, beweist ebenfalls ein der Lehre vom Licht angehöriges Beispiel. Licht besteht der jetzt allgemein angenommenen Ansicht nach aus Schwingungen eines über alle Begriffe feinen und elastischen Stoffes, des Äthers, so zwar, daß die Schwingungen in einem gewöhnlichen Lichtstrahl in raschem Wechsel nach allen möglichen Richtungen erfolgen. Trifft aber ein Lichtstrahl unter einem bestimmten, einem jeden Stoff eigentümlichen Winkel auf die Oberfläche eines durchsichtigen Körpers auf, so wird er in zwei Strahlen zerlegt, die mit dem einfallenden Strahle in einer Ebene liegen. Der eine wird zurückgeworfen, der andere dringt in etwas geänderter Richtung in den zweiten Stoff ein. Wird nun eine schwingende Bewegung reflektiert, so werden die Schwingungen an der festen Wand stehend, es bilden sich dort Punkte, wo gar keine Schwingungen stattfinden, und zwischen ihnen solche, wo die Teilchen in anhaltender starker Schwingung verharren, wie man es an Wasserwellen sehen kann, welche gegen eine Ufermauer stoßen. Diese Punkte werden sich in immer größer werdenden Abständen von der Wand wiederholen, und wenn man eine zweite durchsichtige Platte unter einem kleinen Winkel gegen die erste geneigt nahe vor sie stellt, so wird sie abwechselnd Ebenen durchschneiden, in denen Ruhe, und solche, in denen stärkste Bewegung stattfindet. Besteht nun die zweite Platte aus einer dünnen, Chlorsilber enthaltenden Collodiumhaut, so muß diese geschwärzt werden an den Stellen stärkster Bewegung, durchsichtig bleiben, wo keine Bewegung vorhanden ist. Diesen Versuch stellte Wiener[2]) an, und der gewünschte Erfolg trat ein. Wendete er aber Licht an, dessen Schwingungen nur in einer Ebene erfolgten, sogenanntes polarisiertes Licht, so konnten solche stehenden Schwingungen nur auftreten, wenn die Ebene, in der die Schwingungen vor sich gingen, vor und nach der Reflexion zusammenfielen. Daraus war die Lage der Schwingungsebene zu ermitteln, und Wiener fand sie, wie bereits Fresnel angenommen, senkrecht zu der Ebene, in der das polarisierte Licht zurückgeworfen wurde. Läßt man einen Magneten auf solches Licht wirken, so dreht dieser die Polarisationsebene; umgekehrt ist es neuerdings Sheldon[3]) gelungen, durch rasch auf einander folgende Drehungen der Polarisationsebene Magnetismus zu erzeugen.

Will man sich diese Dinge genau vorstellen, so darf man freilich einen Ausflug der Gedanken in das Reich kleinster Größen nicht scheuen. An solche sind wir ja aber durch die chemischen Lehren längst gewöhnt, die in zwei neuen Heften der Encyklopädie[4]) wiederum weitergeführt werden. Dieselben reichen von Nitroverbindungen bis Phenanthren, einem den Steinkohlen entstammenden Stoffe, und verbreiten sich außerdem über Ölsäuren und der im

[3]) American Journal of Science. 1890. XI. 97, nach Naturw. Rundsch. V. 533.

[1]) Wiedemanns Annalen. Neue Folge 40. S. 203.

[2]) American Journal of Science. S. 3, Bd. 40, S. 196, nach Naturw. Rundsch. V. S. 652.

[4]) Breslau, E. Trewendt.

Pflanzenreiche weit verbreiteten Oxalsäure, über die Pflanzenstoffe im allgemeinen, die ätherischen Öle, von denen 150 aus 59 Pflanzenfamilien stammende zusammengestellt und beschrieben werden, sowie die beiden 1803 als Begleiter des Platins gefundenen Metalle Osmium und Palladium. Zeichnet sich jenes durch sein großes spezifisches Gewicht vor allen andern Körpern aus, so teilt es mit diesem die Eigenschaft, Legierungen von ungemeiner Härte zu geben. Das Osmium-Iridium und das Palladium-Kupfer hat man deshalb, da diese Legierungen zugleich unmagnetisch sind, als Zapfen und Spitzen für Kompaßnadeln, für Stahlfedern und Uhrenteile empfohlen, den Palladiumstahl für Schneiden bei Wagen. Die Unempfindlichkeit des Palladiums gegen Sauerstoff und Schwefelwasserstoff macht es außerdem zur Herstellung von Überzügen über Silber, das letzterer Stoff so leicht schwarz macht, geeignet. Seine merkwürdigste Eigenschaft ist aber die, mit dem Hydrogenium eine Legierung zu bilden, aus welcher Eigenschaft geschlossen werden mußte, daß der Dampf dieses Hydrogeniums, der Wasserstoff, der Dampf eines Metalles sei.

Während nun die Chemie und mit ihr die Naturforschung überhaupt über das Wesen des Atomes oder die Entstehung des Stoffes nicht weiter grübelt, sucht die Naturphilosophie immer wieder von neuem in ein Reich vorzudringen, in das die Naturwissenschaft allein doch nur die Führerrolle übernehmen kann, weil ihre auf Empirie gegründete Methode allein objektive Erkenntnis sichert. Diesen neuesten Versuch macht J. G. Vogt[1]) in einer das Wesen der Elektrizität und des Magnetismus betitelten Schrift, in deren bis jetzt vorliegendem ersten Teile von beiden Agentien allerdings noch nicht die Rede ist. Da der Verfasser als untersten Grundsatz seines Systems den aufstellt, daß jede Erkenntnis vorstellbar sein müsse, sodann aber das Wesen der Welt in seiner Weise bis in Einzelheiten genau schildert, so verliert er den objektiven Boden ganz unter den Füßen, und seine Lehre schwebt in der Luft. Wie wenig er sich um das Studium der Naturwissenschaften übrigens bemüht hat, beweist seine mehrfach wiederholte Zurückweisung der Weltbildungshypothese, die er die Kant-Laplace'sche zu nennen beliebt, an der aber beide großen Männer unschuldig sind. Denn während sie die Planeten und die Sonne aus einem sich zusammenballenden Urnebel entstehen lassen, so zwar, daß der sich in der Mitte zur Sonne verdichtende Nebel bei diesem Vorgange die Planeten als Ergebnisse ebensolcher Verdichtungen zurückläßt, die Trabanten aber auf analoge Weise entstehen, beweist Vogt, daß die Sonne die Planeten, diese die Trabanten nicht abgeschleudert haben können. Das Vogt'sche System hat indessen Retzer[2]), wie uns derselbe in einer kleinen Schrift mitteilt, vor völliger Resignation bewahrt, ihn vielmehr dazu begeistert, die Ethik zu demselben zu liefern, vor der freilich die Religion nicht stand halten kann und die durch die Forderung der Gleichstellung aller die soziale Frage löst.

Es würde nun ein großes Unrecht sein, wenn man nicht anerkennen wollte, daß auch die Naturwissenschaft eifrig daran arbeitet, das Wesen der Erkenntnis zu ergründen. Sie beginnt dazu mit der Untersuchung, wie sinnliche Auffassungen Gegenstände der Erkenntnis werden können. Den Grund dazu suchte schon vor Jahren Fechner in seiner Psychophysik zu legen. Einen zum großen Teil über diese, sich aber auch über andere Fragen verbreitenden Briefwechsel zwischen Fechner, Vierordt und Preyer[3]) veröffentlicht der letztgenannte, am Schlusse eine kurze Darstellung der Aufgabe der Psychophysik zufügend, welche im Dezember 1888 Fechner in der allgemeinen Zeitung erscheinen ließ. Wir schlagen dem Leser, der nicht die Psychophysik selbst studiert hat, vor, die Lektüre des sehr empfehlenswerten Buches mit seinem Schlusse zu beginnen, was seinem Verständnis der Briefe selbst sehr förderlich sein wird. Er wird dann, wenn er sie noch nicht haben sollte, eine Vorstellung bekommen, welche enorme Schwierigkeiten Untersuchungen entgegenstehen, welche die Vorgänge in Nerven oder gar im Gehirn erklären

[1]) Das Wesen der Elektrizität und des Magnetismus auf Grund eines einheitlichen Substanzbegriffs. Leipzig, Wiest.

[2]) Die naturwissenschaftliche Weltanschauung und ihre Ideale. Leipzig, Wiest.

[3]) Wissenschaftliche Briefe von G. Th. Fechner und W. Preyer. Hamburg und Leipzig. L. Voß.

wollen. Von dem rasch aufgebauten und ebenso rasch überwundenen System des Philosophen wird er freilich nichts finden in Briefen, die die Notwendigkeit des Experimentes in höchstem Grade betonen. Die Psychophysik geht nicht über das sinnliche Gebiet hinaus, sie behandelt aber den Übergang desselben in das Geistige. Daß auf diese Weise unsere Erkenntnis jener dunklen Vorgänge wirklich vordringen wird, dürfen wir hoffen, und mit Interesse betrachten wir das dem Briefwechsel beigegebene Bild des Mannes, dem langjährige leibliche Blindheit das geistige Auge für das Eindringen in jene schwierigen Gebiete geschärft hatte.

Von dem Zusammenhange zwischen Leib und Seele handelt auch eine kleine interessante Schrift von Rubinstein,[1]) die indessen nur empirisches Material zusammenträgt. Die Willensbewegungen, die Instinktbewegungen und die Reflexbewegungen werden besprochen und die Arten ihres Auftretens untersucht, und man wird die Arbeit befriedigt aus der Hand legen, wenn man sich auch mit einzelnen, wie z. B. der Ansicht, daß die persönliche Freiheit in der von vornherein gegebenen intellegiblen Anlage beruhe, daß die Zehen durch die Beschuhung stetig entarten, daß die Raumvorstellungen lediglich aus der Beschaffenheit der Netzhaut resultieren, nicht einverstanden erklären kann.

Sehen wir so die Forschung emsig beschäftigt, das Wesen des Menschen, wie es jetzt ist, verstehen zu lernen, so ist sie ebenso eifrig in dem Bestreben, zu erkennen, wie es so geworden ist. Daß der Mensch sich aus niedriger organisierten Wesen entwickelt hat, dürfte feststehen, die Ansicht aber, daß er von einem menschenähnlichen Affen abstamme, ist wohl nur von den Gegnern der Entwicklungstheorie betont worden. Allerdings waren sie dazu durch Lartet herausgefordert, der aus dem Unterkiefer eines jugendlichen Exemplars des Dryopithecus, eines großen, zur Tertiärzeit in Europa einheimischen Affen, geschlossen hatte, daß die Menschenähnlichkeit seines einstigen Besitzers größer gewesen sein müsse wie die der höchststehenden seines jetzigen Klassenverwandten. Feuersteinsplitter, die man in Schichten von gleichem Alter mit der, die jenen Rest geborgen hatte, fand, glaubte man als von ihm geschlagen erklären zu müssen. Die Untersuchungen eines weiteren solchen Kiefers, welcher einem ältern Tiere angehört hat, haben aber Gaudry[2]) gelehrt, daß der Dryopithecus vielmehr niedriger organisiert war wie die jetzt lebenden menschenähnlichen Affen.

Die Entwicklung der Arten schreitet meist vom Unvollkommneren zum Vollkommneren fort, aber nicht immer. Namentlich bei Tieren, die in der Jugend sich frei bewegen, im Alter aber sich festsetzen, wie es viele Muscheln thun, tritt eine Rückbildung ein. Die Beweglichkeit in der Jugend wird aber vielfach dadurch erhöht, daß sich die Larven an andere Tiere festsetzen und von ihnen umhertragen lassen. Das ist der Fall bei den Muscheln, zu denen die Flußperlenmuschel gehört, den Uniobarten. Wie Schierholz[3]) genauer untersucht hat, sind ihre Larven mit besonderen Organen versehen, welche es ihnen ermöglichen, sich an Fische festzusetzen und erst, wenn ihre Entwicklung weit genug vorgeschritten ist, sich wieder fallen zu lassen.

Die Fortbewegungsfähigkeit anderer Tiere, der berüchtigten Reblaus und Blutlaus hat für uns freilich ungleich größere Bedeutung, da von ihr die größere oder geringere Schädlichkeit dieser Tiere abhängt. Die lange strittige Frage ist neuerdings wieder von Keßler[4]) behandelt worden, und man wird den Beweis als erbracht ansehen dürfen, daß die schädlichen Geschöpfe nur dann von einer Pflanze auf die andere übergehen können, wenn Wurzeln oder Äste sich berühren, also nicht fliegend durch die Luft, obgleich geflügelte Tiere vorkommen. Es würde deshalb der Zerstörung von Weinbergen und Obstpflanzungen behufs ihrer Ausrottung nicht bedürfen, und ihre Verbreitung wäre keine so große geworden, wenn man die gefährlichen kleinen Feinde unserer Kulturgewächse früher beachtet hätte.

---

[1]) Natur der Bewegungen. Leipzig. Edelmann

[2]) Mémoires de la Société géologique de la France. Paléontol IV. R 1. Bd.

[3]) Denkschriften der Akad. der Wissensch. in Wien. Naturw. Kl. Bd. 55, S. 210.

[4]) Richtigstellungen und Entgegnungen betreffend Beobachtungen und Untersuchungen über die Reblaus und Blutlaus. Kassel. Ferd. Keßler.

Daß nicht nur diese, sondern auch die wild wachsenden Bäume unsrer Wälder solchen Verderbern ausgesetzt sind, zeigt das vierte Heft der Bäume und Sträucher des Waldes von Hempel und Wilhelm[1]), welches die Schilderung der gewöhnlichen, der serbischen Ormorika, der nordamerikanischen Sitka-Fichte, der europäischen Edeltanne und der kaukasischen Nordmannstanne enthält. Die drei beigebenen Farbentafeln stellen die drei bei uns heimischen Wachholderarten, die Eibe und die Schwarzerle dar, die ausgezeichnet schönen Holzschnitte Teile und den Habitus der geschilderten Bäume. Nicht nur dem Forstmann, auch dem Gärtner und Gartenliebhaber ist dieses Werk eine willkommene Gabe, denn gerade die Nadelhölzer werden ja von den letzteren seit langer Zeit bevorzugt. Auch hier lernen wir ein Heer von Feinden kennen, welches namentlich das Gedeihen der Edeltanne, dieses Riesen des Waldes, bedenklich bedroht, aber wir lesen auch mit Befriedigung, daß gerade sie ein Reproduktionsvermögen besitzen, welches sie in den Stand setzt, erlittene Beschädigungen rascher zu überwinden wie andere Nadelhölzer. Nicht genug kann ein Werk empfohlen werden, von dem bei so vortrefflicher Ausstattung eine Lieferung nur 2 Mk. 70 Pfg. kostet.

Im Lebensvorgange der Pflanzen spielen die Blattgrünkörnchen eine wichtige Rolle. Sie zerlegen im Sonnenlichte die Kohlensäure und lagern in ihrem Innern Stärke ab. Hierbei sind aber nicht alle Strahlen des Sonnenlichtes wirksam, sondern nur diejenigen, welche das Blattgrün absorbiert und welche man findet, wenn man Sonnenlicht, das durch eine Blattgrünlösung gegangen ist, durch ein Prisma betrachtet. Das Sonnenspektrum zeigt sich dann von einigen dunkeln Banden durchzogen. Daß sich dies in der That so verhält, hat Timeriazeff[2]) in eigenartiger Weise durch eine Art photographischen Vorgangs gezeigt. Auf ein Blatt einer Pflanze, welche einige Tage im Dunkeln gestanden hatte, wobei die Stärke aus den Blattgrünkörperchen verschwindet, ließ er längere Zeit ein Spektrum fallen, legte es dann behufs Auflösung des grünen Farbstoffes in heißen Alkohol und darauf das farblos gewordene in Jodlösung. Diese färbt die Stärke enthaltenden Blattteile dunkel, und es erschien nun, wie darauf getuscht, das Spektrum des Blattgrüns.

Das Blattgrün besorgt nun aber nicht nur die Kohlensäurezerlegung, es bewirkt auch, wenigstens zum größten Teil, die Wasserverdunstung. Mittel, die die eine verkleinern, vergrößern die andere. So fand Jumelle[3]), daß Ätherdampf die Kohlensäurezersetzung aufhebt, die Verdunstung aber entsprechend vergrößert. Ebenso wirkt Salzgehalt des von der Pflanze aufgenommenen Wassers und trockene Luft. Soll also in solcher oder an der Meeresküste die Kohlenzersetzung in den Blättern genügend vor sich gehen, so müssen die Pflanzen mit Schutzmitteln dagegen ausgerüstet sein. Im Trocknen wachsende Pflanzen besitzen als solche lederartige Blätter, die ihr eigentümliches Aussehen einem Harzüberzuge verdanken, in salzhaltigem Wasser wurzelnde dicke Oberhaut, entwickeltes Wassergewebe, reichliche Behaarung und möglichst kleine verdampfende Oberfläche, Merkmale, die sie verlieren, wenn sie in gewöhnlichem Boden wachsen. Diese von Schimper[4]) zunächst für die Flora Javas festgestellten Thatsachen dürften ganz allgemein gelten. Aber es kann auch vorkommen, daß dem Zellsafte beigemengte Stoffe die Kohlensäurezerlegung erschweren. So verhält sich nach Jumelle[5]) der rote Farbstoff, der den rotblättrigen Varietäten von Bäumen und Sträuchern ihre Farbe erteilt. Infolge davon wachsen dieselben langsamer und tragen auch seltener Früchte.

Daß unsere gegenwärtige Revue nach Robert Koch's großer Entdeckung des Mittels gegen den Bacillus der Tuberkulose die Mikroben nicht noch einmal erwähnt hat, hat vielleicht in manchem Leser Enttäuschung hervorgerufen. Da jedoch die deutsche Revue hierüber besondere Artikel bringt, durften wir davon absehen. Erwähnen wollen wir hier aus diesem Gebiet

---

[1]) Wien und Olmütz. Ed. Hölzel.

[2]) Comptes rendus 110, S. 1346.

[3]) Compt. rend. 111, S. 461.

[4]) Berliner Sitzungsberichte 1890, S. 1045.

[5]) Compt. rend. 111, S. 380.

nur die Ansicht, die Dubois[1]) von der Wirksamkeit der in den Gefäßen der Kannenpflanze (Nepenthes) enthaltenen Flüssigkeit, von der man annahm, daß sie eiweißhaltige Körper verdauen könne, sich gebildet hat. Eine Auflösung solcher im Safte noch geschlossener Kannen hat Dubois nicht beobachten können, glaubt vielmehr, daß in diesen Saft nach Öffnen der Kanne eingedrungene mikroskopische Pilze die Fäulnis jener Körper bewirken und daß demnach die Kannenpflanze keine fleischfressende Pflanze sei.

Was wir uns unter einer solchen Auflösung zu denken haben, ist uns durch häufige Beobachtung geläufig. Wie aber sollen wir uns die Auflösung zweier Kometen vorstellen, die Barnard[2]) auf dem Lick-Observatorium beobachtet hat. Die beiden Begleiter des fünften Kometen von 1889 sind in der Zeit vom 2. August 1889 bis 20. März 1890 unsichtbar geworden und es ist wohl nicht daran zu zweifeln, daß sie zu existieren aufgehört haben. Über die Entstehung der Ringgebirge des Mondes hat Ebert[3]) eine neue Ansicht ausgesprochen und ihre Möglichkeit durch Versuche bestätigt, wonach sie durch Flutbewegungen des noch flüssigen Mondinnern aufgebaut sein sollen, welches zu einer Zeit, wo der Mond noch um seine Axe rotierte, abwechselnd durch Spalten bereits festgewordener Schlacken auf dieselben herauf- und zurücktrat, dabei einen sich immer vergrößernden Ringwall zurücklassend. Viel dürfte die neue Theorie vor der früheren nicht voraus haben. Endlich sei noch ein Vortrag von Böttcher[4]) über Nationalzeit, örtliche und Weltzeit erwähnt, der als Sonderabdruck aus dem 20. Hefte der Grenzboten von 1889 erschienen ist. Neues bringt derselbe nicht; über die Sache selbst sind die Leser dieser Revue unterrichtet.

---

[1]) Compt. rend. 111, S. 315.

[2]) Astronomische Nachrichten 1890. Nr. 2988 u. 2989.

[3]) Wiedemann's Annalen. N. F. 41, H. 351.

[4]) Leipzig. Grunow.

Litterarische Berichte.

Nervosität und Mädchenerziehung in Haus und Schule. Von Chr. Ufer. Wiesbaden 1890. Verlag von J. F. Bergmann.

Die Nervosität ist, wie immer mehr hervorzutreten scheint, die moderne Krankheit, und nur das ist unsicher, wie viele unter den Nervösen unabsichtlich sich selbst oder absichtlich, um interessant zu erscheinen, andere täuschen oder aber geist- und energielos anderen nachsprechen. Daß dieser Krankheit mit allen Mitteln entgegengearbeitet werden muß, ist unzweifelhaft, weniger sicher ist die bösartige Quelle dieses so weit verbreiteten Leidens. Der häufig erhobenen Anklage, daß wiederum die Schule die hauptsächlichste, wenn nicht die alleinige Schuld trage, tritt der Verfasser mit Recht entgegen, wunderbarer Weise aber hat er trotzdem an der Methode des Unterrichts (speziell der Mädchenschule, da er von der Nervosität der Mädchen spricht) so vieles auszusetzen und so viel Neues vorzuschlagen, daß es scheint, als sei die Schule doch nicht so schuldlos. Wenn er die allzu schweren Rechenaufgaben und die oft geradezu unsinnigen Aufsatzthemata als Fehler der Lehrer, das so frühzeitige Herausnehmen des vierzehnjährigen Mädchens aus der Schule, ihre trotz mangelhafter oder gar nicht vorhandener Begabung übermäßige Beschäftigung mit Klavierspielen, Malen und Singen als Fehler der Eltern tadelt, für die Weglassung des Englischen und die Betreibung nur einer Sprache, nämlich der französischen, eintritt, so stimmen wir entschieden bei, weniger aber und teilweise gar nicht in seinen sonstigen Ansichten und Vorschlägen. Der Schulanfang mit dem sechsten Jahre ist durchaus nicht zu früh; denn früher, als er mit dem fünften Jahre begann, war die Nervosität nicht so verbreitet. Mit 30 Stunden, wie der Verfasser behauptet, ist kein Kind von vornherein belastet, das Schreiben und Lesen braucht nicht langsamer betrieben, die häusliche Arbeitszeit darf nicht zu sehr verkürzt werden; nach des Verfassers Ratschlägen weiß man kaum, wann überhaupt zu Hause gear-

beitet werden soll. Die Pausen sollen verlängert, die Erholung nach jeder Seite hin vervollständigt werden u. s. w. Wer allen diesen und den noch übrigen Anweisungen genau nachkommen wollte, würde vor lauter Fürsorge und Besorgnis selbst nervös werden, und es würde vielleicht dieselbe Erscheinung wie die angeblich im Jahre 1866 beobachtete eintreten, wo fast ebenso viele Menschen durch die Präservative gegen die Cholera wie durch diese selbst umkamen. Die Befürchtung, daß auch die häufigen Versäumnisse (besonders in Privatschulen), die Ausdehnung der Ferien oder gar die Teilnahme am Konfirmandenunterricht zur Nervosität beitragen könne, widerspricht wohl der Erfahrung; ob der Wetteifer und die Erregung des Ehrgefühls auch nervös mache und ob für den Mädchenunterricht männliche Schulleitung (wir dehnen diese Frage weiter aus: ob überhaupt männliche oder weibliche Lehrkräfte) besser seien, hierüber läßt sich streiten, unbestritten aber ist es, daß an der modernen Nervosität der Zeitgeist und die, statt ihm entgegenzuarbeiten, demselben meist dienende häusliche Erziehung die Hauptschuld trägt. „Um mit der Zeit fortzuschreiten", werden die Kinder zu allen möglichen Schaustellungen und Festen, auf weite Reisen, in alle Lokale, leider zum Teil mit der Mutter, mitgenommen, sie müssen alles sehen, lesen und mitmachen, und der Hausarzt (man verzeihe diesen Vorwurf!) wirkt unseres Erachtens viel zu wenig auf Beschränkung dieses Unfugs und auf Erregung der Energie gegen ein oft nur vorgegebenes oder fast mit Vorliebe empfundenes Leiden. Andere Häuslichkeit, nicht andere Schule, das scheint uns die Hauptforderung zu sein. Zu diesen und anderen wichtigen Betrachtungen regt das vorliegende Buch an, und wie weit man auch ihm beistimmen oder widersprechen mag, jedenfalls gewährt es das größte Interesse und ist als ein für unsere Zeit höchst lehrreiches Eltern und Lehrern aufs wärmste zu empfehlen. C. S.

Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Von L. Quidde. Dritter Band, Jahrgang 1890. Erstes Heft. Freiburg i. B. 1890. Akad. Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Je mehr diese nunmehr über die ersten Jugendschwierigkeiten hinausgelangte Zeitschrift sich entwickelt, desto mehr zeigt sich, mit welchem taktvollen Geschick der Herausgeber ihre Selbständigkeit und Eigenartigkeit gegenüber älteren Unternehmungen zu wahren versteht. Allmählich treten uns alle wissenschaftlich renommierten Fachmänner mit ernsten Spezialarbeiten entgegen, die freilich naturgemäß zunächst nur die gelehrte Welt im Auge haben, aber eine Abhandlung wie Fester's „Arthur Schopenhauer und die Geschichtswissenschaft", oder Lindner's „Vemeprozesse gegen Herzog Heinrich den Reichen" oder Hartwig's „Florentiner Geschichte in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts" u. a. m. dürften doch auch weitere Kreise lebhaft interessieren. Wie den wissenschaftlich ernsten Charakter, so bewahrt die Zeitschrift auch mit Takt den universellen, und verfällt nirgends in die Konkurrenz mit den zahlreichen Vereinszeitschriften, deren Deutschland vielleicht gar zu viele besitzt. Neben den Hauptaufsätzen aber, die für kleine Monographien gelten können, fallen die Berichte und Besprechungen wertvoll ins Gewicht, denn sie sind keineswegs bloß der Schleppsack für Notizen, Reklamen und Rezensionen, sondern wohl überlegte Uebersichten über den Stand der wissenschaftlichen Leistungen auf historischem Gebiete innerhalb einer gewissen Zeitepoche, sorgfältig untersuchte und festgezimmerte Werkstücke einer zukünftigen allgemeinen Darstellung der Geschichtslitteratur. Liebermann's zusammenhängende Berichte über die neuere Litteratur zur Geschichte Englands im Mittelalter, Monod's Schilderung der geschichtlichen Studien in Frankreich, Vancuras Nachrichten „über die neuere böhmische Geschichtsforschung" werden auch in der Zukunft noch als instruktive Nachweise von jedem herangezogen werden müssen, der sich mit den betreffenden Gegenständen eingehender beschäftigen will. Die mit großer Sorgfalt unter sachlichen Rubriken ausgearbeitete Bibliographie gewährt nun vollends die Möglichkeit, alle durch den Druck veröffentlichten Leistungen, auch wenn sie in Journalen und Akademieschriften sich verbergen, umfänglich zu überschauen. Eine derartig der Universalgeschichte zweckmäßig dienende Zeitschrift haben wir bisher noch nicht gehabt. C.

Aus meiner Studienmappe. Beiträge zur litterarischen Aesthetik und Kritik von Friedrich Spielhagen. Berlin 1891. Verlag des Allgemeinen Vereins für Litteratur.

Die vorliegenden Studien Spielhagen's sind, wie der berühmte Verfasser selbst sagt, nicht bloß teure Erinnerungen an Stunden, die vielleicht die glücklichsten seines Lebens waren, sondern vielmehr, sie sind sein künstlerisches Gedächtnis, sein teurer Ratgeber, sein mitleidslos aufrichtiger Kritiker. Mehrere Aufsätze sind in diesem Buche zum ersten Male veröffentlicht. Die Abhandlung „Produktion, Kritik und Publikum" greift tief in unser geistiges Leben ein und stellt große und gerechte Anforderungen an die Kritik, die leider nicht immer in tüchtigen und würdigen Händen sich befindet, sowie an die Produktion und an das Publikum. Das moderne Publikum müßte nach unserer Ansicht die Litteratur nicht im großen und ganzen nur als Unterhaltungsstoff betrachten, sondern der modernen Produktion und der Kritik gegenüber kritischer und selbständiger werden. Es wäre dies gewiß für unsere gesamte Litteratur von Nutzen. Sehr interessant ist auch das Kapitel über „die Premiere", wel-

ches in Dialogform die Premieren-Erlebnisse im allgemeinen charakterisiert und u. a. hervorhebt, daß das Publikum nicht selten in dem guten Glauben nachhause geht, es habe ein gutes Stück gesehen, und am nächsten Morgen erfährt, es habe sich gräßlich geirrt, das Stück sei ein miserables Machwerk. Es läßt sich hier nur kurz andeuten, was Spielhagen in seinem geistvollen Buche schildert. Es wird diese Sammlung von Studien aber, in welchen auch eine vortreffliche Charakteristik von Berthold Auerbach, Oskar Feuillet u. a. gegeben ist, gewiß jedem Leser genußreiche Stunden bereiten. R.

Die ewigen Rätsel. Populär-philosophische Vorträge gehalten im Litterarischen Verein zu Baden-Baden von Rudolf von Wichert, Oberstleutnant z. D. Zweite Serie. Halle a. d. Saale 1890. C. E. M. Pfeffer (R. Stricker).

Der rastlos fortschreitende Menschengeist bäumt sich trotzig gegen die immer von neuem sich ihm aufdrängende Mahnung auf, daß es bestimmte Grenzen für die Fähigkeit des Erkennens und Begreifens, daß es ewige Rätsel giebt. Anstatt diese unleugbare Thatsache mit einer gewissen Entsagung anzuerkennen, die den Menschen deshalb durchaus nicht von weiterem Ringen und Forschen abzuschrecken braucht, verirrt sich der jede Beschränkung als unberechtigt und des Menschen unwürdig zurückweisende Geist sehr oft auf Scheingründe und Hypothesen, durch welche er die vermeintlich sicher gefundene Lösung jener Rätsel zu stützen sucht, eine Methode, die mehr verwirrt als klärt und die notwendig in ihrer Unhaltbarkeit nachgewiesen werden muß. Diesen Zweck verfolgt der erste der in dem vorliegenden Buche gesammelten Vorträge von R. von Wichert, welcher in klarer, ebenso wissenschaftlich wie leicht verständlich gehaltener Darstellung zu beweisen sucht, daß Raum und Zeit, diese uralten Objekte menschlichen Grübelns, keine Realität besitzen, sondern nur subjektive Anschauungen unseres Bewußtseins sind. Vortrefflich ist die dann folgende Abhandlung über das Schöne, welche lehrt, daß das Schöne nicht eine den Dingen an sich anhängende Eigenschaft ist, sondern daß die schöne Form von uns erst in die Dinge hineingesehen und hineingehört, der schöne Inhalt in sie hineingefühlt wird, daß ferner das Schöne der Mitbestimmung durch das Gute bedarf. Es würde hier zu weit führen, die Vorzüge der einzelnen weiteren Vorträge eingehend zu besprechen; besonders sind nur noch die Erörterungen über den Zweck im Weltall und über den Utilitarismus hervorzuheben, in denen der Verfasser mit Recht und, wie wir meinen, mit überzeugenden Gründen gegen die materialistischen und sozialistischen Strömungen und gegen die von vielen Seiten versuchte Begründung derselben streitet. Es vereinigt sich in allen diesen Abhandlungen eine auf vielseitigem und gründlichem Studium beruhende Wissenschaftlichkeit mit einer nicht gerade populär, aber doch sehr klar und verständlich gehaltenen Darstellung, Vorzüge, welche dieser Sammlung zu besonderer Empfehlung gereichen. Das Buch, welchem hoffentlich bald eine neue Sammlung folgen wird, dürfte vielen wissenschaftlich gebildeten und gegen diese tiefsten Fragen der Menschheit nicht gleichgiltigen Lesern ohne Zweifel Befriedigung und Interesse gewähren. C. S.

In Algerien, Marokko, Palästina und am Roten Meere. Reiseskizzen von Alfred Stähelin. Mit 5 Karten. Basel 1891. Verlag von Benno Schwabe, Verlagsbuchhandlung.

Drei selbständige Vergnügungsreisen des Verfassers werden in diesem Buche beschrieben. Die erste, in Algier, sucht an zwei Stellen die Wüste zu erreichen, die zweite führt von dem Hafenort Mogador nach Marräkesch (Marokko), der Hauptstadt des gleichnamigen Königreiches, und die dritte von Jaffa über Jerusalem durch das Rote Meer nach Suakin und Massaua. Der Verfasser besucht im wesentlichen nur bekannte Gegenden und erzählt mehr von seinen Erlebnissen als von seinen Beobachtungen. Immerhin bieten diese ziemlich trocken gehaltenen Berichte manches Neue über die durchfahrenen Länder. Stil und Darstellung sind unbeholfen, und die Ausdrucksweise dadurch verunstaltet, daß der Verfasser bei jeder Gelegenheit englische und französische Wörter, die er irgendwo aufgegriffen hat, einfach wiederholt, obwohl er sie hätte ins Deutsche übersetzen können. K. F.

Preußische Feldherrn und Helden. Kurzgefaßte Lebensbilder sämtlicher Heerführer, deren Namen preußische Regimenter tragen. Von Wilhelm Bußler, Divisionspfarrer &c. Gotha 1890. Verlag von Gustav Schloeßmann.

Wählt sich jemand die Musik zur Muse seiner berufsfreien Zeit, so wird ihm das ein jeder ohne Bekrittelung gönnen, so lange er mit der Ausübung in seinen vier Pfählen bleibt. Giebt er aber ein Konzert, so muß er der Kritik standhalten. Billiger wird man mit Produktionen auf geschichtlichem Gebiete nicht verfahren dürfen. Herr Divionspfarrer Bußler hat „in letzter Zeit“ seine „Mußestunden“ dem Studium des Lebenslaufs der preußischen Heerführer gewidmet, deren Namen unsere Regimenter führen: das Resultat dieser „Nebenbeschäftigung“ ist der vorliegende Band von mehr als viertehalbhundert Seiten, dem „will's Gott“ zwei weitere „bald“ nachfolgen sollen. Bedenkt man nun, daß die preußische Armeegeschichte, welche diese Arbeit vollständig beherrschen müßte, etwa $2\frac{1}{2}$ Jahrhundert umfaßt, so wird man solche Leistungsfähigkeit bewundern. Leider nicht lange. Denn die Be-

trachtung der einzelnen Abschnitte zeigt, daß der kritiklosen Darstellung jedes Verdienst abgesprochen werden muß. — Zunächst ein paar Aeußerlichkeiten. Statt der chronologischen Reihenfolge hat der Verfasser nach „anfänglichem Schwanken“ die Nummerfolge der Regimenter gewählt. So wird der Leser beständig zwischen den Epochen herumgeworfen, und der Verfasser selbst ist zu sehr lästigen Wiederholungen verführt. — Wohl nur ein Versehen hat Roon des Grafentitels in der Ueberschrift (S. 307) beraubt; daß aber der Verfasser „die von Borkes“ schreibt, statt „Borke“ ist zum mindesten geschmacklos. Der Ausdruck „Batterie Artillerie“ (S. 278) ist eine ungeschickte Häufung; der Pluralis „3 Chasseure“ (S. 250) erscheint etwas kühn. Aber wir wollen uns nicht bei Kleinigkeiten aufhalten. Schlimmer ist, daß es unklar bleibt, für welchen Leserkreis das Buch bestimmt ist. Für den Kundigen? Das schließt der Mangel jeder eigenen Forschung aus. Also für einen größeren Laienkreis? Aber dem werden ziemlich viel Kenntnisse zugemutet, wenn z. B. auf S. 42 („Gneisenau“) erzählt wird, nach Ligny habe Gneisenau den Rückzug auf Wavre befohlen, ohne daß der Verfasser ein Wort darüber sagt, daß dieser geniale, kühnste Entschluß es war, der den Feldzug entschied. Ebenso muß die auf S. 15 erwähnte anfängliche Weigerung Kleist's, den ihm nach der Schlacht von Kulm vom Könige verliehenen Schwarzen Adlerorden anzunehmen, unverständlich bleiben, wenn nicht vorher darauf hingewiesen wird, daß Kleist seinen entscheidenden Angriff von Nollendorf her in dem Glauben that, sich durchschlagen zu müssen, sodaß ihm dann der große Erfolg unverdient in den Schoß gefallen zu sein schien. Aber diese Erwähnung hat der Verfasser vielleicht darum vermieden, weil er nur allzusehr geneigt ist, weiß in weiß zu malen und jeden Schatten hinwegzuschweigen, wie er denn auch immer dem von ihm grade behandelten Helden das eigentliche Verdienst für den gleichen Sieg zuweist (so erst Kleist und dann Grolman für Kulm). — Was des Verfassers „Quellen“ betrifft, so hat er z. B. den Artikel „Prinz Louis Ferdinand“ zum größten Teile wörtlich aus P. Bailleus verdienstvoller Arbeit abgeschrieben; war doch dieselbe in der „Deutschen Rundschau“ 1885 veröffentlicht und also bequem genug zugänglich! Aber hätte er nur immer aus so reinen Quellen geschöpft! Daß nach den Leistungen der Friederizianischen Forschung ein solch' schöngefärbter, anekdotenhafter Artikel wie Bußler's „Prinz Heinrich“ noch möglich war, ist doch überraschend. Wenn der Verfasser im Vorworte „Militärs vom Fach“ um nachsichtiges Urteil für seine „strategischen Angaben“ bittet, so wird ihm solches für seine Kennzeichnung der Kriegsführung des Prinzen Heinrich (S. 331) kaum zugebilligt werden können. Nach alledem ist selbstverständlich, daß der Verfasser sich bei Nebendingen der Mühe überhebt, selbst nachzufragen. Nicht immer wäre das so einfach gewesen, wie die Feststellung des Vorhandenseins der Medaille auf den Prinzen Louis Ferdinand (S. 250), wo der Verfasser sich begnügt zu sagen, dieselbe „soll“ im Hohenzollern-Museum sich befinden; schon seine Vorlage (Bailleu) giebt das Faktum positiv an, von dessen Richtigkeit sich Herr Bußler auch von Erfurt aus durch eine briefliche Anfrage hätte überzeugen können. — Wir haben uns mit dem Buche ausführlicher beschäftigt, als es wert ist, da es nicht unangebracht erscheint, gerade in der „Deutschen Revue“, die das gesamte nationale Leben der Gegenwart umfaßt, für die historische Wissenschaft gegen die in letzter Zeit bedenklich überwuchernde laienhafte Vielschreiberei eine Lanze zu brechen. Gr.

Tugendhafter Jungfrauen und Jungengesellen Zeit-Vertreiber. Ein weltliches Liederbüchlein des XVII. Jahrhunderts. Nachweisungen der Quellen von K. H. Gr. Freiherr von Meusebach — — herausgegeben von Hugo Hayn. Köln 1890, Verlag von Franz Teubner.

Der unvergeßliche Kenner und Sammler der deutschen Litteratur des XVI., XVII. und XVIII. Jahrhunderts, Freiherr K. H. Gr. von Meusebach, hatte seinem Exemplar des seltnen Liederbüchleins einen handschriftlichen Quellennachweis beigegeben, der in vorliegendem Heft durch den bekannten Bibliographen H. Hayn zum Druck besorgt ist. Den Liebhabern der deutschen singbaren Lyrik des 17. Jahrhunderts wird der gut ausgestattete Druck willkommen sein. Q.

Tertullian dargestellt von Dr. Ernst Noeldechen. Gotha 1890. Friedrich Andreas Perthes.

Neben den Männern, welche als Märtyrer den moralischen Wert des Christentums in den ersten Jahrhunderten bezeugt haben, sind für die Begründung und Befestigung der christlichen Wahrheit besonders die zahlreichen Kirchenschriftsteller von Bedeutung, welche, wie jene den Angriffen der Bestien im Zirkus, so denen der heidnischen und jüdischen Litteratur widerstanden und somit die Berechtigung der christlichen Lehre verteidigt und ihre Verbreitung gefördert haben. Zu den einfachsten und zugleich seltsamsten dieser letzten gehört unstreitig der karthagische Streiter Tertullian, dessen Persönlichkeit, Geistesart, Seltsamkeit und Bedeutung in der vorliegenden Schrift auf das eingehendste behandelt wird. Er ist uns ja längst bekannt, dieser Schöpfer des punischen Stils in der Kirchensprache, der Mann mit dem Motto: credo, quia absurdum, der Fanatiker, welcher alles, was weltliches Wesen in Kunst, Wissenschaft und feinerer Sitte betraf, als larvae diaboli verdammte; und dennoch erfahren wir aus diesem Buche noch viel Neues und lernen manches, was wir schon

wissen, vom Standpunkte jener Zeit aus erst recht zu verstehen. Wir stoßen uns nicht mehr an dem „frischen Realismus" seines Stils, der zwar oft barbarisch, aber meist eigenartig und interessant ist und dadurch wirksam bleibt; wir lernen sein credo würdigen, weil es nicht das Wider-, sondern das Uebernatürliche zum Objekt hat; wir stimmen schließlich seiner Verwerfung der Liebhaberei für Kunst und weltliches Wesen bei, wenn wir sehen, welcher Abgrund von sittlicher Verkommenheit sich damals unter der schillernden Hülle der römischen Kunst und des äußeren Lebensschmucks verbarg. Der Verfasser ist aber weit entfernt davon, seinen Helden nur zu verherrlichen; er weist vielmehr unumwunden seine vielfachen Schwächen nach; seine oft unwissenschaftliche und eigenmächtige Text- und Sachkritik, besonders wo es sich um die Auslegung biblischer Stellen handelt, seine in den zahlreichen Schriften verschiedener Perioden hier und da hervortretenden Widersprüche, welche sich meist aus seiner wechselnden kirchlichen Stellung erklären, seine mitunter geradezu drolligen Auffassungen und Vergewaltigungen der Logik, so z. B. wenn Tertullian die Leichenverbrennung deshalb verketzert, weil Christus den Seinigen das höllische Feuer erlassen habe, oder wenn er den Frauen das Kränzetragen verbietet, weil der Kranz „eine buhlerische Empfehlung der Reize und ein Mittel schlimmer Verführungskunst" sei. Wer den geistigen Entwickelungsgang, das Wirken und die Bedeutung des oft verspotteten Kirchenvaters besonders aus dessen eigenen Schriften kennen lernen will, für den wird Noeldechen's Schrift höchst willkommen und lehrreich sein; denn gerade der Inhalt seiner sämtlichen Schriften ist hier mit besonderer, oft vielleicht zu großer Ausführlichkeit angegeben. Für die Kenntnis des Tertullian selbst sowie für die jener ganzen frühchristlichen Periode ist daher das auf langjährigen Studien beruhende Buch bestens zu empfehlen. C. S.

Die Seele des Kindes. Beobachtungen über die geistige Entwickelung des Menschen in den ersten Lebensjahren von W. Preyer. Dritte vermehrte Auflage. Leipzig 1890. Verlag von Th. Grieben.

Im ersten Teil handelt der Verfasser von der Entwickelung der Sinne, im zweiten von der des Willens, im dritten von der des Verstandes und der Sprache. Am Schluß giebt er eine chronologische Zusammenstellung der die geistige Entwickelung in den ersten drei Jahren betreffenden Beobachtungen nebst drei Zeittafeln und einem Register. Es braucht einerseits kaum noch gesagt zu werden, daß der Erfolg des Buches die Absicht und die Methode des Verfassers gerechtfertigt hat. Anderseits ist es für jeden Kenner der Verhältnisse einleuchtend, daß z. B. die Fragen über den Ursprung der Sprache (also auch beim Kinde) zu schwierig und verwickelt sind, als daß sich annehmen ließe, wir hätten hier eine unzweifelhafte Lösung der Schwierigkeiten erhalten. Wenn ferner der Verfasser damit recht hätte, daß die Psychogenesis die notwendige Grundlage der Pädagogik bildet, so wäre (was nicht zu glauben Referent sich gestattet) die bisherige Pädagogik in der traurigen Lage gewesen, ohne Grundlage zu sein. Zum Glück ist die Welt dabei ganz leidlich vorwärts gekommen, und die Pädagogen dürften gut daran thun, auch ferner nicht auf die seit zwei Jahrzehnten vom Verfasser erstrebte „physiologische Pädagogik" zu warten, sondern ihre Künste weiter zu versuchen auf Grund der bisher aus ihrer Beschäftigung mit der Sache erworbenen praktischen Kenntnis. B.

Die Lebensanschauungen der großen Denker. Eine Entwickelungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit von Plato bis zur Gegenwart. Von Rud. Eucken, Prof. in Jena. Verlag von Veit und Comp., Leipzig 1890.

Giebt uns das persönliche Leben manche praktische Rätsel auf, so das Gesamtleben der Menschheit noch mehr theoretische. Die Denker, nicht zu begreifen ohne ihre Zeit, aber doch für diese oft eigentümlich neu und für die Folgezeit anregend, suchen jene Rätsel durch Philosophie oder Studium der Thatsachen zu lösen. Bezieht der Mensch unwillkürlich zunächst alles Geschehene auf sich als den Mittelpunkt der Welt, so wird er überlegen, worin sein Glück besteht, ob in sinnlichem oder geistigem Genuß, im Weltleben oder Askese, im Besitz oder Streben. Er wird fragen, was gut und böse ist, ob gut gleich nützlich ist und woher das Böse kommt. Erst spät erkennt er, daß auch das Leiden seinen Wert hat. Eine Ansicht über die Bedeutung und den Wert des Lebens gewinnen wir aber erst aus der Aufklärung über viele andere Dinge. Dahin gehört die nicht immer gleich beantwortete Frage vom Werte der Kultur und ihrer einzelnen Güter z. B. der Künste und Wissenschaften. Wie ist ferner die Gesamt-Entwickelung der Welt zu begreifen? Hat sie ein Ziel und welches ist dies? Kann unser Denken das Sein erkennen, hat nur das Wissen Wert oder auch der Glaube? Und wie ist dessen Ziel, Gott, vorzustellen und zu begreifen? Welchen Wert hat Mystik und Religion, und wie ist über Unsterblichkeit zu denken? Und bei alledem — haben wir Freiheit des Willens oder sind wir einer starren Notwendigkeit unterworfen? Die Schicksale dieser und vieler anderer, eng damit verknüpfter Probleme stellt der Verf. dar als eine „Entwickelungsgeschichte des Lebensproblems" innerhalb des europäischen Kulturlebens, hoffend, daß die Gegenwart durch Belebung der Geschichte bereichert werde. Der erste Teil schildert die Lebensanschauungen des nationalen Griechentums, besonders des Plato und Aristoteles; der zweite das ethisch-religiöse Lebens-

ideal der Menschheit (Ausgang des Altertums, christliche Welt, Ausgleichung des Christentums mit dem Griechentum von den Kirchenvätern bis auf Thomas von Kempen); der dritte Teil das Kulturideal der Menschheit (Gesamtart der Neuzeit, Renaissance, Giordano Bruno, Reformation, Montaigne, Baco, Descartes, Spinoza, Leibnitz, Locke, Adam Smith, Rousseau, Hume und Kant, Fichte, Schelling, Hegel, den Rationalismus, Schopenhauer, Bentham, Marx, Lassalle, Darwin, Comte). B.

Freiland. Ein soziales Zukunftsbild von Theodor Hertzka. Dritte durchgesehene Auflage. Dresden und Leipzig. Verlag von E. Pirsons.

An einer befriedigenden Lösung der sozialen Frage beteiligen sich neben den neueren Bestrebungen einzelner Regierungen und den sozialistischen Vereinigungen in neuerer Zeit auch weitere Kreise wissenschaftlich und volkswirtschaftlich gebildeter Männer und dies mit Recht; denn auf welchem Standpunkte man auch stehen mag, so viel ist wohl sicher, daß ein bloßes Zusehen und Gehenlassen nicht mehr erlaubt, sondern eine entschiedene Stellungnahme zu dieser brennendsten aller Fragen geboten ist. So hat denn ähnlich dem schnell bekannt gewordenen „Rückblick aus dem Jahre 2000“ auch der Verfasser von „Freiland“ sich in Gedanken einen idealen Zustand konstruiert, der in dem „herrenlosen“ (nach der Erzählung aber dem besitzenden Volke der Massai abgenommenen) Zentralafrika in der Umgebung des Kenia begründet und in kurzer Zeit ein Musterbild volkswirtschaftlichen Lebens geworden ist. Die Erzählung als solche ist eine durchaus gelungene; denn die Darstellung der ersten Ausrüstungen, der Reisen und Züge nach jenem Eldorado, die eingeflochtenen kleinen Jagd-, Kampf-, ja sogar Liebesszenen, die Schilderung der Anfänge und des Fortschritts von Freiland, dies alles ist unleugbar spannend und interessant, wenn auch alles, selbst das Schwierigste, etwas gar zu glatt und zu leicht sich abzuwickeln scheint. Einmal begründet, erfährt nun der neue Staat einen Aufschwung der uns allerdings fabelhaft vorkommt; die sich unbedingt aufdrängenden Zweifel und Einwürfe werden jedoch noch unterdrückt, weil wir eine Besprechung oder Widerlegung desselben in den langen (allerdings gar zu langen) Reden des in Freiland stattfindenden Kongresses der Vertreter aller Nationen noch zu finden hoffen. Jedoch trotz der vielen geistreichen und sprachgewandten Erörterungen, welche, wie wir dem Verfasser in seinem Schlußworte gern glauben, auf eingehenden, wohlgemeinten wissenschaftlichen Studien und nicht bloß auf Phantastereien beruhen, vermissen wir hier doch eine klare und entschiedene Besprechung und Widerlegung der Bedenken, welche gegen die Verwirklichung eines solchen Zukunftsideals in uns auftauchen. Wenn wir auch die Möglichkeit einer solchen Einigkeit der verschiedensten, zu einem gemeinsamen Plane zusammentretenden Elemente noch zugeben, wo giebt es denn, um allen „Enterbten“ ein Freiland zu schaffen, noch mehr solchen herrenlosen Landes, das einfach besetzt werden kann? Soll alles Land für gemeinsamen Besitz erklärt und wie soll dies ins Werk gesetzt werden? Mit oder ohne Gewalt, mit Beibehaltung einer Regierung oder anarchisch? Werden Haß und Bosheit, Leichtsinn und Laster, wenn Hunger und Not geschwunden, auch beseitigt oder vielmehr bei materiellem Wohlstande nicht auch vorhanden und die Quelle neuen Elends sein? Es ist bei allem Mitgefühle mit den Notleidenden und Armen doch auch unrecht, immer nur von „Enterbten“, Ausgebeuteten u. s. w. zu reden, als ob diese nie und nirgends selbst eine Schuld trügen. Und weiter: giebt es in dem geträumten Freiland keinen faulen, nur Musterschüler, keinen Tagedieb oder Verschwender, nur ideale Arbeiter, keine pflichtlosen Kinder und Eltern, ist wirklich mit dem befriedigten Hunger auch alles Böse beseitigt? Welche Stellung räumt der Verfasser der Religion ein, deren weder im Unterricht noch in dem Gemeindeleben gedacht ist? Soll sie ganz aufhören, wie ja viele im zukünftigen sozialen Staate wünschen, so mußte diese Neuerung doch auf ihre Berechtigung hin untersucht werden. Solche und viele ähnliche Fragen drängen sich dem aufmerksamen Leser auf, ohne, wie wir meinen, eine gebührende Antwort zu empfangen. Aber wenn dieser Fehler auch als der hauptsächlichste zu tadeln ist, so liegt doch gerade in dem Umstande, daß sich so viele Fragen aufdrängen, schon ein gewisser Wert des Buches; es ist eben ein höchst anregendes, und deshalb sowie wegen des am Anfange schon ausgesprochenen und anerkannten guten Zweckes, eine brennende Tagesfrage dem Interesse vieler nahe zu bringen, verdient dieses Buch eine allseitige und aufmerksame Beachtung. Es ist eben keins der gewöhnlichen Litteraturerzeugnisse, die nur unterhalten wollen; wer für das wichtige Thema sich interessiert, der wird es gern lesen; wer sich noch nicht dafür interessiert hat, den soll und wird es anregen. Wir empfehlen es daher dringend der allgemeinen Lektüre nur denken wir dabei an Schiller's Worte: „Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.“

C. S.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Baron, Richard, Geschichte eines jungen Malers. 3. Aufl. 8. -- **Geschwister-Leid und -Freud'.** 2. Aufl. 8. — **Das Sonntagskind.** 2. Aufl. 8. — **Das Testament.** 3. Auflage. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Bewer, Max, Rembrandt und Bismarck. 8. (Druckerei Glöß, Dresden.)

Bötcker, Wilhelm, Neuester Rätselschatz. 8. (Verlagsanstalt, Hamburg.)

Brennecke, Adolf, Oberlehrer Mark. 8. (Sam. Lukas, Elberfeld.)

Daul, A., Kakteenkunde. 8. (Eugen Ulmer, Stuttgart.)

Dittmar, Franz, Schulstaub und Sonnenschein. (Otto Spamer, Leipzig.)

Drachmann, Holger, Meerbilder. (Heinrich Minden, Dresden.)

Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. A. Ladenburg, Dr. Ant. Reichenow, Prof. Dr. A. Schenk, Geh. Schulrath Dr. O. Schlömilch, Prof. Dr. W. Valentiner, Prof. Dr. A. Winkelmann, Prof. Dr. G. C. Wittstein. Lex. 8. — Zweite Abteilung, 61. und 62. Lieferung, enthält Handwörterbuch der Chemie. Lief. 41 und 42. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Fink, Karl, Geschichte der Elementar-Mathematik. 8. (H. Laupp'sche Buchh., Tübingen.)

Franke, Otto, Das Rote Buch von Weimar. 8. (Fr. Andr. Perthes, Gotha.)

Fränkel, Heinrich, Gegen Bellamy! 8. (A. Stuber's Verlag, Würzburg.)

Frohschammer, J., Ueber das Mysterium Magnum des Daseins. 8. (F. A. Brockhaus, Leipzig.)

Froitzheim, Joh., Lenz und Goethe. 8. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.)

Gaedke, Wilhelm, Conradin von Staufen. Ein deutsches Schauspiel. 8. (Nitschke & Loechner, Berlin.)

Goethe's Naturwissenschaftliche Schriften. I. Band. Farbenlehre. 8. (Hermann Böhlau, Weimar.)

Häring, Oskar, Geschichte der Preußischen Garde. 8. (Kurt Brachvogel, Berlin.)

Harz, Heinrich, Aus dem Tagebuche eines Dreijährig-Freiwilligen. 8. (Gebr. Harz, Altona.)

Hase, Karl von, Erinnerungen an Italien. 8. (Breitkopf & Härtel, Leipzig.)

Heppe, G., Hauswirtschaftliche Chemie. 8 (Leopold Voß, Hamburg.)

Hertslet, W. L., Schopenhauer-Register. 8. (F. A. Brockhaus, Leipzig.)

Hoffmann, Franz, Die Tulpenzwiebel. — Liebe deinen Nächsten. — Die Stiefmutter. Drei Erzählungen. Dritte Auflage. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Koch, R., Natur und Menschengeist. 8. (Paul Hüttig, Berlin.)

Lachmann, Hermann, Die Reptilien und Amphibien Deutschlands. 8. (Paul Hüttig, Berlin.)

Lang, Carl, Ein Traum im Atelier. 8. (Th. Ackermann, München.)

Mantegazza, Paul, Die Hygiene des Blutes. 8. (Heinrich Matz, Königsberg.)

Möser, Albert, Meine Beziehungen zu Robert Hamerling. 8. (Hans Lüstenöder, Berlin.)

Müller, Johannes, Immergrün. Gedichte. 8. (Verlagsanstalt, Hamburg.)

Prager, Dr. med., Die Vor- und Nachtheile der Naturheilmethode. 8. (Rauert & Rocco, Leipzig.)

Pudor, Heinrich, Das Heroentum in der deutschen Musik. 8. (Oskar Damm, Dresden.)

Raydt, H., Das Jugendspiel. 8. (Carl Meyer, Hannover.)

Sacher-Masoch, L. von, Die Schlange im Paradies. Drei Bände. 8. (J. Bensheimer, Mannheim.)

Schaefer, Karl, Titurel. 8. (G. Franz, München.)

Scheichl, Franz, Bilder aus der Zeit der Gegenreformation in Oesterreich. 8. (Fr. Andr. Perthes, Gotha.)

Scheidlein-Wenrich, Caroline von, Aus dem Irrenhause. 8. (A. Bauer, Wien.)

Schwarz, P., Reste des Wodankultus. 8. (A. Neumann's Verlag, Leipzig.)

Tolstoj, Leo N., Gesammelte Werke. Autorisierte Ausgabe von Raphael Löwenfeld. 1/4. Lieferung. 8. (Richard Wilhelmi, Berlin.)

Was lernen unsere Söhne! Was sollen sie lernen! 8. (Heinrich Minden, Dresden.)

Wollny, F., Apologie des Materialismus. 8. (Otto Wigand, Leipzig.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Sechzehnter Jahrgang. — Zweiter Band.

(April bis Juni 1891.)

Breslau.

Verlag von Eduard Trewendt.

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs XVI.

(April bis Juni 1891.)

Seite

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon. XXIII. XXIV. XXV. 1. 129. 257
L. Westkirch: Die große Klippe. Erzählung. (Schluß.) 21
T. von Bunsen: Arndt und Bunsen. I. II. (Schluß.) 44. 169
P. von Zech: Eine Spazierfahrt durch die Luft 59
Die französische Revolution und ihre Bedeutung für den modernen Staat. VII. VIII. IX. 72. 191. 314
Robert Biewend: Aus der Familienchronik von Robert Koch. Biographische Mitteilungen. III. IV. (Schluß.) 87. 219
Moriz Carriere: Dogma und Wissenschaft 100
Mite Kremnitz: Vorher und nachher. Novellette 153
St. Petersburger Brief 183
Adolf Seligmüller: Wie bewahren wir uns und unsere Kinder vor Nervenleiden? 199
Bertha von Suttner: Eine deutsche Sappho. I. II. (Schluß.) . 232. 341
Viktor Valentin: Soll ich meines Bruders Hüter sein? Novelle . . . 278
Georg von Bunsen: Bancroft als Pädagog und Politiker 296
A. Kronfeld: Aus der Wiener medizinischen Schule. I. 303
Karl Theodor Gaedertz: Ungedruckte Briefe von und an Ludwig von Knebel. III. 329

Seite

Berichte aus allen Wissenschaften.

Kulturgeschichte.

J. Mähly: Die Kultur der Griechen 115

Rechtswissenschaft.

Karl Friedrichs: Die Entwickelungsgeschichte des Rechts . . . 119

Eisenbahnwesen.

Reformen im Eisenbahnwesen 243

Meteorologie.

P. von Zech: Das Wetter und der Wein 248

Philologie.

Richard Förster: J. J. Reiske und Friedrich der Große . . . 354

Astronomie.

Karl Schmidt: Neuere Forschungen auf dem Gebiete der messenden und physikalischen Astronomie 367

Zeitbeschwerden.

Ein gefährlicher Sport 373

Kleine Revuen:

Litterarische Berichte 126. 252. 376

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 380

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

XXIII.

Der häufige Wechsel seines Aufenthalts hatte bisher die Zeitungen und andre politische Nachrichten nur stoßweise und unregelmäßig in Roon's und der Seinigen Hände gelangen lassen. Dies änderte sich jedoch, nachdem in Bordighera ein längerer bleibender Aufenthalt genommen worden war. Die Gesellschaft traf dort — nach einem Nachtquartier in Mentone, welches flüchtig besehen wurde, während auf Monaco nur im Vorbeifahren ein Blick geworfen ward — am 5. Februar ein und erlangte im Hotel Angleterre (einige hundert Schritt vom Meere mit prachtvoller Aussicht auf dasselbe, 1/4 Stunde von dem kleinen, enggebauten Städtchen in ländlicher Stille gelegen) einige sehr schöne, gesunde Zimmer, in denen man sich mit Vergnügen zu längerem Verbleiben einrichtete. Zwar ergaben schon die ersten Promenaden, daß die Reisehandbücher in bezug auf die Palmenwälder, welche diesem idyllischen Orte eigentümlich sein sollten, nicht unwesentlich übertrieben hatten — denn die Palmen wurden und werden, wenn auch in besonders schönen und zahlreichen Exemplaren, dort auch nur in geschlossenen Gärten sehr sorgsam gehegt: aber eben diese Gärten (u. a. der von Roon und den Seinen sehr häufig besuchte Park eines Herr Moreno) und auch die sonstigen Umgebungen boten doch sehr schöne Gelegenheit zu hübschen Spaziergängen und vielfachem Verweilen im Freien; und da auch das Wetter sehr günstig blieb und die herrliche Luft täglich wärmer wurde, so konnten sie sich glücklich preisen, endlich einen ganz passenden und stillen Ruhepunkt gefunden zu haben.

Roon's Allgemeinbefinden besserte sich denn auch schon nach wenigen Tagen ganz wesentlich, zumal er hier nicht mehr von Schlaflosigkeit gequält wurde; und mit der dauernden körperlichen Kräftigung und den jetzt regelmäßiger einlaufenden Nachrichten aus der Heimat erneuerte sich auch wieder seine Teilnahme für die dortigen Vorgänge. Abgesehen von dem, was sich aus den Zeitungen entnehmen ließ, empfing er darüber (Mitte Februar) von wohlunterrichteter Seite einen aus-

führlichen vertraulichen Bericht, welcher jene Vorgänge und das erste ernste Zerwürfnis zwischen Bismarck und seinen Anhängern schildert und daher auch heute noch ein gewisses Interesse hat. Der wesentliche Inhalt desselben lautet:

„Vor einigen Tagen waren wieder G.'s und einige Freunde und auch die Abgeordneten von Berg-Perscheln und von Lingenthal bei uns. Letztere kamen mit rauchenden Köpfen aus der Berathung über den hannoverschen Provinzialfonds. Ich selbst war Mittwoch und gestern bei den Verhandlungen im Abgeordnetenhause zugegen und habe hier und aus den privaten Aeußerungen die traurige Ueberzeugung gewonnen, daß diese leidige Angelegenheit noch viel mehr als man erwarten konnte die große Zerfahrenheit der Parteien gezeigt und namentlich die Conservative Fraktion eigentlich gesprengt hat. Die Zeitungen haben Dir inzwischen wohl schon gemeldet, daß am 6ten d. das Kardorff'sche Amendement, welches, statt eines Fonds, der Provinz Hannover im Ordinarium des Budgets jährlich ½ Million Thlr. Rente für provinzielle Zwecke zuweist, mit der Majorität von 177 gegen 172 Stimmen angenommen worden ist. Mehr als die Hälfte der eigentlichen Conservativen haben auch hiergegen gestimmt, wollten vielmehr nur im Extra-Ordinarium und einmal jene Summe an Hannover bewilligen (Amendement Diest). Dies und die Verhandlungen selbst gehen aus den Zeitungen hervor. Aber hinter den Coulissen ist Viel passirt, was nur innig bedauert werden kann und was sicherlich nicht geschehen wäre oder doch nicht so schroffe Gegensätze verursacht haben würde, wenn Du oder Blanckenburg hier und Herrn von Bismarck zur Seite gewesen wärest. Es sind, bei völlig unbefangenem Urtheil, zwei Personen, denen man die Hauptschuld beimessen muß, daß jetzt eine so völlige Entfremdung zwischen den Conservativen und Bismarck eingetreten ist: die eine ist Herr v. Bodelschwingh, der fortwährend — und immer ohne hervorzutreten — geputscht hat, und — Bismarck, der die Partei, welche ihm so unbegrenzt ergeben ist, so viel von ihm hält, und mit der er, wenn er sich nur herablassen wollte, sie halb so gut zu behandeln wie die National-Liberalen, Alles machen könnte — statt dessen mit hochmüthiger und unbegreiflicher Schroffheit zu behandeln fortfuhr.

Statt ihnen einfach zu sagen, von Anfang an, und nicht erst etwas verblümt in der letzten Viertelstunde: „wir haben im Namen des Königs, und auf dessen eigentlichen Wunsch, die Zusage ertheilt: also bewilligt, oder enthaltet Euch wenigstens der Opposition!" — statt dessen drohte er ihnen fortwährend öffentlich und durch Zwischenträger mit seiner Ungnade, brüskirte sie, indem er sagte, sie müßten mit ihm stimmen, in allen Fragen unbedingt, dazu wären sie gewählt, er würde sich sonst auf die Liberalen stützen, würde eine liberale Kreisordnung einbringen, u. s. w. — so daß er die armen Leute, welche gar nicht mehr aus und ein wußten, denen es an Führung, aber nicht an Zuflüsterungen aller Art fehlte, förmlich zur Opposition zwang, wenn sie nicht auf immer dem unauslöschlichen Hohne preisgegeben sein u. die Partei als solche völlig ruiniren

wollten. Gestern warf sich nun, da es ihnen an einem geschickten und dreisten Wortführer gegenüber dem Löwen fehlt, (welcher inzwischen mit Schwerin und Lasker tuschelte) Georg Vincke zum Ritter der Conservativen auf und schwamm in einer $1^1/_2$ stündigen Rede wieder einmal so recht in der alten Art mit großem Behagen daher: kramte alles mit der rücksichtslosesten Schwatzhaftigkeit aus, was ihm von der conservativen Seite über die Verhandlungen hinter den Coulissen aufgetragen und nicht aufgetragen war, wendete sich in schärffter Weise, bei „aller persönlichen Verehrung" u. s. w., gegen das den Conservativen und sonstigen Ministeriellen von Bismarck gestellte Anmuthen, unbedingt immer für ihn zu stimmen ꝛc. — ergötzte die ganze Versammlung durch seine sprudelnden Worte, naturwüchsigen Wendungen, Gebehrden etc. — aber hatte es in Folge seiner Maßlosigkeit und Indiscretion schließlich doch mit Allen verdorben — und empfing nicht weniger als 20 persönliche Entgegnungen, unter denen die des Minister-Präsidenten, der sehr erregt war, wiederum gegenseitige Ehrenerklärungen ꝛc. nöthig machten.

So endigte die Debatte in der unerquicklichsten Art mit einer großen Verstimmung auf allen Seiten, nur — die Liberalen und besonders die Radikalen lachten sich ins Fäustchen. —

Die Fortsetzung der Tragödie ist dann auf dem gestrigen großen Balle im Schlosse erfolgt, wo der König Herrn von Vincke, Diest und andere Conservative auf das Heftigste angelassen hat (von Bodelschwingh hörte ich es leider nicht), was Scenen herbeiführte, die an vergangene traurige Zeiten erinnerten. Bismarck seinerseits soll so erbittert und verärgert sein, daß er angeblich unbestimmten Urlaub beantragt hat — was ich indessen vorläufig noch bezweifeln möchte. Andrerseits wollen viele Conservative ihre Mandate niederlegen, da sie meinen, Bismarck mache es jedenfalls allein viel besser als sie, aber sie wollten lieber gar nicht mitspielen, wenn sie gar keine selbständige Meinung mehr haben dürften; dann könnten sie wenigstens ehrliche unabhängige Männer bleiben, die ihrer Ueberzeugung folgen könnten, ohne daß man sie der Widerspenstigkeit gegen den König anklagen könnte u. s. w.

Jedenfalls ist das Alles sehr beklagenswerth und schädlich für beide Theile . . . Der Uebelstand, daß es an vertrauten geeigneten Mittelspersonen zwischen Bismarck und den Conservativen fehlt, ist schwer zu heben, so lange Blanckenburg und Du nicht hier; und Bismarck würde auch sonst wohlthun, seinen Ton etwas weniger hoch zu wählen; er hätte wohl einmal in die Fraktion gehen und dort vertraulich Alles abmachen können, statt ein vielleicht ungerechtfertigtes Mißtrauen gegen sich durch Drohungen und unbesonnene Schroffheiten noch zu vermehren. Aber es macht seit einiger Zeit den Eindruck, als könne er nirgends und von keiner Seite mehr einen Widerspruch ertragen, und der mächtige Mann ist seit etwa einem Jahre auch wohl sehr herrisch geworden, die große Last der Arbeit und des Erfolges, die auf ihm ruhen, mögen dies zum Theil erklärlich machen, aber bedauerlich bleibt es um seinetwillen und um der Sache willen.

Darum hätte ich ihm gern gewünscht, er hätte besonnenen und vertrauten Rath zur Seite gehabt. Möchte doch dieser Riß keine Kluft und nicht die gute Entwicklung des politischen Lebens dadurch verhindert werden! — Am meisten haben natürlich die National-Liberalen bei dem Streite gewonnen. —"

Einige Tage später fuhr derselbe Berichterstatter fort: „. . . Heute kann ich hinzufügen, daß Bismarck's wohl schon länger gehegter Wunsch, einmal ein paar Wochen zu ruhen, durch die politischen Verstimmungen gefördert wurde: er geht also fort — und wird wiederkommen, hoffentlich nachdem er auch seine Fehler wenigstens sich zugegeben hat. —

(Nachmittags). Eben erfahre ich sicher, daß B. noch nicht fort ist, vorläufig Stadt-Urlaub hat, da er sich wirklich krank und sehr angegriffen fühlt. Wahrscheinlich geht er dann auch auf einige Tage nach Zimmerhausen. — Ich will nur hoffen, daß die Depesche, welche wahrscheinlich durch alle Zeitungen der Welt gegangen ist und ihr anzeigt, daß Bismarck „unbestimmten Urlaub" genommen hat, Dich nicht aufgeregt und beunruhigt haben wird. Dazu wäre in der That keine Veranlassung, denn die Verstimmung wird auf allen Seiten vorüber gehen und wird das Gute haben, daß die conservative Fraktion sich über ihren Standpunkt klarer, und daß Bismarck in Behandlung derselben hoffentlich fortan vorsichtiger und rücksichtsvoller sein wird. —

Der König hat übrigens neulich auf dem Hofballe die Schale seines Unwillens auch über Bodelschwingh ausgegossen. Er hat all' den Herrn vorgeführt, die er darüber zur Rede stellte: „daß sie es Ihm ganz allein zu danken hätten, wenn Bismarck zum Heil des Landes sich noch einmal dazu verstanden hätte, auf seinem Posten zu bleiben." — „Die conservative Partei wolle allein den Staat regieren, aber das ginge nicht" u. s. w. — Im Herrenhause werden wohl gelegentlich der Vorlage noch manche Worte gewechselt werden, zumal Heydt schwerlich besondere Anstrengungen machen wird, sie durchzubringen. Nachdem aber der König sich so persönlich engagirt hat, zweifelt man doch nicht, daß sie schließlich angenommen werden wird. — Der Landtagsschluß wird etwa den 22. oder 24. in Aussicht gestellt, die Schlußberathung über das Budget findet schon in den nächsten Tagen im Abgeordnetenhause statt. — Gestern und heute ist mir schon an hundert Male wiederholt worden, daß der leidige Streit — den die liberale Opposition mit großer Freude zum „Conflikte" machen möchte, sicher nicht vorgekommen wäre, wenn Du oder Blanckenburg hier gewesen wärest . . ."

Ähnlich lauteten die Nachrichten über diese Angelegenheit, welche Roon von Blanckenburg empfing. Dieser schrieb ihm u. a. am 16. Februar aus Zimmerhausen:

„Ich wollte Dir, geliebter Mitschwieger und Onkel, schon längst für Deinen liebenswürdigen Brief vom 1. d. danken — indeß ganz gegen meine Absicht bin ich in den neuen politischen Schwindel hineingezogen worden — so daß ich wenigstens brieflich sehr in Anspruch genommen war . . .

Viele haben mir geschrieben, manche habe gesprochen, so daß ich glaube gut unterrichtet zu sein — obgleich ich weder von Wagener noch von Bismarck direkt irgend etwas erfahren habe. Selbst Johanna[1]) schweigt sich völlig aus; allerdings soll es Otto's Absicht gewesen sein, hierher zu kommen. Es ist nicht geschehen und ich bin diese Woche — in der ich noch hätte reisen können — ganz unnöthig hier geblieben trotz vieler dringender Bitten zu kommen und zu helfen; werde also Ende der Woche auf 2 Tage nach Berlin gehen. Die Spannung scheint gewaltig zu sein. Die einfachste m. E. richtigste Auffassung der Situation hat Berg=Perscheln, ich schicke Dir deßhalb seine Briefe, da Du doch gewiß auch von dieser Seite her informirt sein willst und Deine Ruhe wohl diese Störung wird ertragen können. Beunruhigt wird man natürlich nur — wenn man nicht völlig klar sieht . . . Below schrieb mir gleich am Tage der Abstimmung sehr aufgeregt über Otto's Herrschsucht, die seit Deinem Abgange unerträglich geworden sei — gar keinen Widerspruch duldend . . . Eine Menge Landräthe lassen sich noch jetzt nicht ausreden, daß Alles blinder Lärm sei, daß der „große Sarastro" diese liberale Flöte nur wegen Zollparlament spiele und heimlich sich freue, daß die conservative Opposition ihm seine Stellung Deutschland gegenüber erleichtere!! — ? —

Mir scheint, daß beide Theile verhängnißvolle Fehler gemacht haben. Die Conservativen haben sich durch Bodelschwingh einfangen lassen, haben sich selbst in solche Rage gesprochen und fractionirt, daß kein Bitten mehr half. Der Lange hat anfänglich Viele sehr verletzt und zur unrechten Zeit bei Seite stehen lassen, mit den Nationalen coquettirend. Das böse Blut ist dadurch immer höher gestiegen und hat zuletzt Alles schwindlig gemacht. Jetzt arbeitet Wagener in den boshaftesten Ausdrücken gegen Bodelschwingh, Brauchitsch ꝛc.: „sie haben sich einen alten Fuchs zum Heerführer gewählt." — Indessen was nutzt die Zergliederung der Entstehung des Zwistes! Ich bin in großer Sorge, daß noch mehr Uebereilungen geschehen. Mit einer wirklich liberalen Majorität kann Bismarck noch viel weniger Deutschland regieren — das nimmt ein trauriges Ende. Die hart gerittenen, jetzt allerdings durchgehenden Junker wieder weichmäulig zu machen, ist geradezu eine Kleinigkeit — aber freilich mit solchen Mitteln geht es nicht, die jetzt angewandt werden; z. B. er soll Niemand sprechen wollen, bevor nicht Bodelschwingh aus dem Vorstande vertrieben ist. Das geschieht sicherlich — aber doch erst wenn der Zeitpunkt da ist. Es geht doch jetzt nicht so Knall und Fall . . Neue Parthei bilden! Ja wo ist die? — —

Hier ist unbegreiflich schauderhaftes Wetter; ach, wie mag es nur schön sein im Palmenhain! Möchtest Du doch nur so gestärkt wieder kommen, daß wir Alle in Freude und Liebe uns wiedersehen zur Hochzeit! Die Einladung wird angenommen — — —

Euer treuer Moritz.

---

[1]) Die Gräfin Bismarck.

Aus den oben erwähnten Briefen des Herrn von Berg geht hervor, daß dieser mit einigen andern Konservationen in der Sache des hannoverschen Provinzialfonds von Anfang an auf Bismarck's Seite stand: „Die Sache ist prinzipiell richtig, sie bahnt den Weg zur provinziellen Selbständigkeit an; sie ist politisch nötig und kommt finanziell ziemlich auf dasselbe heraus, als wenn man die betreffenden Posten auf das Budget übernähme. Dennoch dieser äußerste Widerstand der Conservativen u. Vincke's. . . — Mich hat derselbe, wie einmal meine Natur ist — nicht anders gestimmt; u. die jedesmal drei Abendstunden dauernden Commissions-Sitzungen (in denen Bismarck schweißtriefend sein Mögliches dafür that), haben mich auch nicht erschüttert. . .

Aber was ist das doch für ein Jammer, die Liberalen nun auf seiner Seite — wie gerne möchte ich heraus; ich würde Sie beneiden, wenn ich Sie nicht noch viel mehr vermißte. . .

. . . Der ganze biedere Junker macht mit Enthusiasmus die Attacke Bodelschwingh contra Bismarck mit, welche mit einem wahrhaft empörenden Ausfall von Vincke, wie ein Theatercoup mit einem Knalleffekt endet, so daß Bismarck auf Urlaub geht, die conservative Partei aber nach meiner Empfindung auf dem Rücken liegt, mit den Beinen nach oben, in ihrer Mehrzahl, ohne zu wissen, was sie will, und ohne zu können, was sie soll! — — —

Daß es mal zu einem prinzipiellen Zusammenstoß zwischen B. und uns kommen würde, habe ich lange erwartet und nicht gefürchtet; daß diese (unpassende) Gelegenheit aber ergriffen und in dieser (verletzenden) Form ausgebeutet wurde, ist für einsichtige Patrioten ein großen Schmerz. — Es war leicht zu vermeiden, und Bismarck trägt eine große Schuld, daß es nicht vermieden. Ein freundlich Wort an den Junker: „Kinder, ich bin engagirt, laßt mich nicht sitzen" — und aller Sturm wäre wie eine Seifenblase geworden; sein Wesen im Allgemeinen zu uns ist aber im Gegentheil wirklich provozirend u. schwer zu ertragen; und daß der Junker es nicht ertragen kann, ist dessen gute Seite! — —

Der König ist böse und rüffelt alles, was ihm vorkommt, ganz gleichviel ob Unschuldige oder Schuldige; dabei hat er einen sonderbaren Treffer, indem er z. B. B.-Huc u. Ujest erklärt hat, sie wären an Allem Schuld, da ihre Aussonderung die erste Veranlassung gewesen, die conservative Partei zu zerbröckeln. — Und das Land? — dem ist, so viel ich es kenne, Bismarck tausendmal mehr werth als zwei bis drei Provinzialfonds. — —

Gedroh't hat Bismarck übrigens mit der liberalen Kreisordnung nicht, sondern nur die unausbleibliche Consequenz mit seiner gewohnten Offenheit bezeichnet. — Noch einmal: wären Sie hier gewesen — dies Alles wäre nicht geschehen — — Gott befohlen, lieber Blanckenburg!

Stets Ihr Freund

v. Berg.

Wie Roon von weitem diese Sachen beurteilte, das ergiebt sich aus den nachstehenden Äußerungen seines Briefes vom 25. Februar (aus Bordighera):

„. . . Ueber Politik und Conflikt möchte ich am liebsten gar nichts schreiben, nachdem ich auf Grund des am 9. mir gesandten vertraulichen Berichtes am 19. an Graf Bismarck geschrieben, um ihm mein Bedauern auszusprechen, daß die Dinge so verlaufen sind u. s. w. Die stenographischen Berichte, welche mir verheißen sind, können wahrscheinlich an meiner Auffassung der Dinge nichts ändern: Bismarck kann unmöglich Alles selbst thun. Die nothwendig gewordene Organisation oder Reorganisation der conservativen Partei ist rite Sache des Ministers des Innern, und weder Bismarck, noch ich, noch Blanckenburg oder sonst jemand hat dazu den amtlichen Beruf. Ist der dazu allein Berufene dazu nicht geneigt oder geeignet, so fehlt ihm etwas Unentbehrliches für sein Amt und die daraus sich ergebende Folgerung mag man ziehen und darnach verfahren. Was durch Bismarcks Verhalten gegen die Conservativen, durch meine oder Blanckenburgs Abwesenheit an heilsamer Einwirkung etwa unterblieben ist: daraus kann man auch für Bismarck kaum einen wohlbegründeten Vorwurf ableiten. Wenn man, wie ich, ganz sicher weiß, wie Ungeheures B. zu leisten hat und auch leistet, so kann man ihn billigerweise nicht schelten, daß er nicht auch noch mehr leistet und für seines Kollegen Versäumniß oder Unfähigkeit eintritt. Der allein gegen ihn zu begründende Vorwurf würde vielmehr nur darin bestehen, wenn man mit Grund behaupten könnte, daß er nicht Alles was möglich gethan, um sich wirksamere Gehülfen zu verschaffen, und vielleicht kann man dies; aber ich, der ich die betreffenden persönlichen Beziehungen, trotz meiner Entfernung, vielleicht besser und richtiger beurteilen kann, als sonst jemand, vermag doch kaum eine solche Behauptung mit voller Bestimmtheit auszusprechen. Uebrigens wird der Bruch heilen, denn er muß heilen; wir können uns auf keine andere Parthei in der Hauptsache stützen, aber die Parthei muß endlich begreifen, daß ihre heutigen Auffassungen und Aufgaben wesentlich andere sein müssen, als zur Zeit des Konflikts; sie muß eine Parthei des conservativen Fortschritts sein und werden und die Rolle des Hemmschuh's aufgeben, so wesentlich und nothwendig solche zur Zeit der Uebermacht des demokratischen Fortschritts und der damit angedrohten demagogischen Ueberstürzung auch sein mochte und in der That gewesen ist. Dies sind in nuce meine Gedanken über diese neueste Situation; natürlich sind sie nur für die allervertrautesten Kreise zur Mitteilung geeignet. . . ."

Näher noch erläuterte Roon obiges später in seiner Antwort an Blanckenburg auf dessen (oben mitgeteilten) Brief vom 10. Februar:

Lugano, 25. 3. 68.

„Mein lieber Moritz!"

Was ich Dir auf Deine Briefe etwa zu antworten gehabt, ist entweder sehr altbacken geworden oder ich habe es Dir schon früher geschrieben. Ich hoffe, daß der Conflikt zwischen „dem großen Zauberer" und den Conservativen nunmehr im Heilen begriffen u. daß das Wiederaufbrechen der Wunde von beiden Seiten mit gleicher Sorgfalt wird vermieden werden. Auch ich bin der Ansicht, daß Bodelschwingh die Hauptschuld daran trägt u. habe merkwürdiger Weise dafür hier in Lugano eine überraschende Bestätigung gefunden. Wie — davon später. Auch ist mir mitgetheilt

worden, er habe sich zur Rechtfertigung seiner Haltung auf Aeußerungen von mir berufen, die indeß, da ich Berlin bereits am 30./12. v. J. verlassen, für die Situation im Februar d. J. unmöglich als maßgebend betrachtet werden konnten. Das Wahre daran besteht übrigens nur in der meinerseits gegen ihn ausgesprochenen Meinung, daß eine Minderung oder Beanstandung des hannoverschen Provinzialfonds in von der Heydt's Kram passen würde. Was ich Bismarck über den Conflikt unter dem 19./2. geschrieben habe, halte ich auch heute noch für allein richtig. Er hat versäumt, die Conservativen als Regierungs-Parthei zu organisiren, weil er dies in seiner genialen Art, die Andern entweder zu viel oder zu wenig Verständniß zutraut, für überflüssig gehalten, vornehmlich aber weil er nicht die Zeit dazu gefunden und es nicht der Mühe wert gehalten. Er hat auch faktisch gar nicht die Zeit dazu gehabt; es war wesentlich die Aufgabe des Ministers des Innern, der dazu, aus Mangel an Ernst und Vertrauen bei der Parthei, aber freilich ganz ungeeignet erscheint.

Möchte er daher lieber Oberpräsident irgendwo werden oder Gesandter und die Schwierigkeit, einen dem Könige genehmen Nachfolger zu finden, dadurch behoben werden, daß Bismarck mit dem Minister-Präsidium das Ministerium des Innern verbindet, während das Äußere irgend einer Marionette B.'s anvertraut würde. Ein solches Arrangement hat freilich auch seine ernsten Bedenken, allein ich weiß kein besseres, da der König das Innere keinem quasi Unbekannten übergeben wird und unter den ihm näher bekannten keine Persönlichkeit zu finden ist, die die Arche Noah gründlich zu säubern und tüchtig zu gängeln verstände.

Natürlich hat mir unser Freund nicht darauf geantwortet, was mich nur in soweit verdrießt, als auch nichts darauf geschehen ist. — —

Eine Aeußerung Deines letzten Briefes hat mich frappirt als Wiederhall meiner eigenen Empfindung: Die alten Partheien sind in der Auflösung, und das ist ganz natürlich, denn die alten Partheizwecke und Kampfziele sind — so berechtigt sie auch ferner sein mögen — augenblicklich nicht opportun oder doch nicht so ausschließlich opportun als früher.

Mit den neuen Aufgaben unserer inneren und äußeren Politik sind auch neue Ziele in den Vordergrund getreten, die nicht identisch mit den alten sind. Wird daher auch Niemand behaupten wollen, daß der Kampf um „parlamentarisches" oder „Königliches Regiment" für alle Zeiten entschieden sei, so ist doch unverkennbar, daß diese Frage jetzt nicht hell brennt; daß also auch die alten, um dieser Frage willen hoch gehaltenen Parteifarben und Fahnen für die Situation nicht passen. Die Conservativen, die das nicht fassen, wie der einarmige A. u. Andere, sind daher auch für die bevorstehenden Evolutionen nicht geschickt und nicht geschult, um deswillen aber gewiß auch nicht berechtigt, sich für die richtigen Königsfreunde zu halten und zu preisen. Aus diesem alten Lager so Viele als möglich in das des konservativen Fortschritts hinüber zu ziehen und zu verständigen: das halte ich für die Aufgabe einer neuen Parthei-Organisation, für die Bismarck bisher nichts, ja weniger als nichts gethan hat und für die Eulenburg aus moralischer Unfähigkeit nichts thun konnte. Aber — genug hiervon!

Mir geht es leider seit c. 14 Tagen wieder nicht gut. Ich bin zu früh von Bordighera abgerückt und habe mir aus Mailand einen ziemlichen Katarrh mit hierher gebracht, wo die Temperatur doch noch sehr frühlingsmäßig wechselnd ist, hoffe mich aber in den 5, 6 Wochen, die ich hier noch zubringen möchte, wieder ganz zu retabliren. Für mein Gesammtbefinden ist gleichwohl dieser Rückschlag sehr nachtheilig. Ich will natürlich erst nach den strengen Herrn in Berlin eintreffen; die Hochzeit meiner Tochter E. wird daher auch nicht vor Anfang Juni stattfinden können. —

Wir leben hier im Hause viel mit einer Frau v. Vincke, Wittwe des Landraths V. in Hamm, des Bruders von Georg V—, die uns leider nächstens verläßt, um die Ostern in Rom zuzubringen; sonst herrscht England vor. Wir aber — Mutter A. mit eingeschlossen — lernen italiänisch bei einem hiesigen Professor, Mazzinistischer Farbe. Bis jetzt natürlich wird die Politik nicht berührt. Was ich aber hier und früher in Bordighera, Genua und Mailand über italiänische Zustände erfuhr, hat mir die Möglichkeit, auch ein Mazzinist zu werden, nahe gelegt, vorausgesetzt, daß ich vorher in einen Italiäner verwandelt worden wäre. — —

Zum Schluß noch Eins, damit Dich dieser Brief möglichst vollständig in das Fühlen und Denken versetzt, das mich jetzt beherrscht. Niemand kann ohne Weiteres aus seiner alten Haut fahren. Daher habe ich den altgewohnten politischen und Familien-Interessen Worte gegeben, abgesehen davon, daß sie uns gemeinsam angehören. Weder diese noch jene bilden jedoch den Grundton meines jetzigen Daseins. Derselbe ist vielmehr in der durch den Mangel laufender Geschäfte möglich gewordenen Beschaulichkeit zu finden, die mich mehr der Vergangenheit und Zukunft als der Gegenwart zuzuwenden mich bewogen findet.

Mir ist sehr abendlich zu Sinne. Die Sehnsucht nach Ruhe erfüllt alle Tiefen meines Herzens und erhält in der Müdigkeit des alten kranken Leibes täglich, stündlich neue Anlässe und Verstärkung. So schlafen gehen wie Freund Perthes — ja wer das erst fertig gebracht hätte! Das ist das Eine, das Erste, was Noth thut. Aber neben diesem ungewissen Blick in den dunkeln Spiegel der Zukunft, ist die Rückschau in die Vergangenheit mit allen ihren Sünden, Verkehrtheiten, Unterlassungen und Übereilungen gewiß nicht sehr erquicklich. Nicht daß ich mich in asketischer Qual darum abkümmerte — dazu ist meine Natur nicht angelegt — aber wie viel Zerrbilder, die man einst für Meisterstücke zu halten geneigt war! Wäre ich körperlich rüstiger, ich würde mich versucht fühlen, die Dinge so aufzuzeichnen und darzustellen, wie ich sie einst sah und wie ich sie jetzt sehe. Freilich aber — wer schützte mich dabei vor neuen Mißverständnissen und Irrthümern? Wie viel würde dabei an neuen Selbsttäuschungen mit unterlaufen? Ja! — „Alles Wissen ist Stückwerk!" — auch das vom eigenen Denken und Leben. — —

Nennst Du das Grillenfängerei, Folgen meines jetzigen Müssigganges? Wohlan! Wisse aber, daß mir solche Grillen heilsam sind. Wiewohl mein tägliches Begehren nach Fleisch und Wein meine geringe Natur-Anlage zum Ana-

choreten bezeugt, so verstehe ich doch jetzt lebendig, warum die ehrwürdigen alten (oder auch jungen) Herrn sich in die Wüste u. ihre Einsamkeit periodisch zurückzogen. Es ist dem inwendigen Menschen nichts gesunder, als solch ein einsames contemplatives Daheim, was dem armen gehetzten Menschen erlaubt, sich einmal ordentlich zu besinnen. Insofern also bin ich zufrieden mit meinem Exil. Soll ich es aber, wie die Leute meinen, wie einen Anlauf zu neuen Sprüngen, zum Wiederkneten des Schlammes der alten Heerstraße ansehen, dann will es mir gar wenig gefallen, denn der etwa wiedergewonnene Athem wird schnell genug wieder verloren gehen und die immerhin nicht schmerzlose Amputation von Amt und Stellung muß von Neuem vorgenommen werden. Es ist aber müßig, darüber zu klagen, da man nicht weiß, wie bald vielleicht dieser ganze Erdentraum verrauscht sein wird. —

Ich vergesse jedoch, daß ich mehr Zeit zum Plaudern habe als Du zum Hören. Verzeih! — Wüßte ich, daß Du in Berlin, so würde ich bitten unsere Kinder und Bismarck zu grüßen.

Seid indeß allesammt Gott befohlen!

Dein getreuer A. v. R.

Lugano, 7. April 68.

(gleichfalls an Blanckenburg) . . . ich habe meinem neulichen Schreiben wenig hinzuzufügen. Meine Kräfte scheinen zuzunehmen, aber ich bin doch noch sehr weit ab von der normalen Leistungsfähigkeit meines Amtes. Dabei machen mir die Nachrichten, die ich von meinem Stellvertreter erhalte über Bismarcks zu meinem Ressort als Bundeskanzler eingenommene Stellung ernstliche Sorgen. Einen Bruch mit ihm würde ich — und zwar nicht etwa blos in Bezug auf meine Person — als einen schweren Schlag empfinden, aber ich halte einen solchen Bruch unter gewissen Umständen für unvermeidlich. Ich höre, daß B. jetzt wesentlich von von der Heydt beeinflußt werden soll in gewissen Fragen und besorge, daß ihm das bessere Allianzen kosten könnte. Gleichwohl kann ich mich für jetzt nicht für vollkommen informirt erachten und muß Weiteres abwarten! — Gott mit Dir und den Deinen!" —

Moritz v. Blanckenburg an Roon.

Berlin, den 23. April 68.

„Mein geliebter Onkel Albert! Längst schon schreibe ich in Gedanken an Dich und finde nicht die Muße. Jetzt drängt die Zeit, Dir doch wenigstens eine Skizze zu geben von den hiesigen Zuständen. Möchte es Dich veranlassen, Deine Rückkehr nicht unnöthig zu verzögern. — —

Parlamentarisches Regiment — oder Königliches: da haben wir gestern wieder diese Fahne flattern lassen (im Reichstage) unter Bismarcks entschiedenster Führung — haben aber eine gründliche Schlappe erlitten. Beim Bundesschuldengesetz hatten die Nationalen wieder den § 17 eingebracht, der dem Reichstag ein direktes Klagerecht gegen die qu. Beamten und gegen den Kanzler indirekt

(theils auch direkt) gab! Bismarck hatte diese Sache erkannt und in den Bericht (ich war Berichterstatter) die deutlichste und klarste einstimmigste Erklärung aller Regierungen niedergelegt, daß hier die Grenze sei aller Conzessionen. Die Nationalen nahmen den Handschuh auf und traten in schärfster Weise (Twesten, Lasker) für parlamentarisches Regiment ein — juristische Verantwortlichkeit des Bundeskanzlers ɪc. — verhöhnten ihn als „Großvezier“ und gewannen mit einigen Stimmen die Schlacht. Die Freien (=Conservativen) und Altliberalen hielten treu mit uns zusammen. Folge: Sofortiges Zurückziehen des Gesetzes! Folge davon: also kein Anlehen — kein Flottenbau — oder Beschaffung der Gelder durch den Etat. Der Bruch der Freundschaft mit den Nationalen ist der segensreichste Theil dieser Affaire. Ich dachte, sie würden klüger sein wie meine Freunde aus dem Abgeordnetenhause — sind aber ebenso kurzsichtig, incl. Miquel, Braun, Bennigsen! Na, wohl bekomme es! — Also so gehen wir ins Zoll-Parlament! Die Verstimmung unter Deinen Kollegen gegen Bismarck ist nicht gering — natürlich wegen Eingriffe in die Ressorts. Die Verstimmung der Conservativen ist keineswegs beseitigt, nur verkleistert. — Deine Bedenken gegen Bismarck wegen Deines Ressorts scheinen mir nicht gegründet zu sein. B. macht nur Front dagegen, daß Dein Stellvertreter mehr verlangt als den eisernen Etat und daß er ein bedeutendes Defizit aus älterer Zeit haben soll. B. klagt, daß dort jetzt von Staats-Rücksichten gar keine Rede mehr wäre, nur Ressort-Patriotismus, der Alles als feindliches Gebiet betrachtet, was nicht für's Militair gegeben wird. Bismarck schmachtet nach Dir! Wenn die Sache so läge, was ich ja gar nicht beurtheilen kann, so wäre dies allerdings sehr bedauerlich und könnte nichts Uebleres geschehen als wenn jetzt vor diesem Reichstag schon wieder der Militär-Etat mit Extraordinarien gefuttert werden müßte.

Ferner — glaube ich — sind die Kriegswolken keineswegs im Abziehen. Bismarck's Lage ist daher nicht beneidenswerth. Natürlich ist in der Hauptsache, das Ministerium des Innern betreffend, nichts geschehen.

Die Verstimmung in den neuen Landestheilen ist entschieden im Zunehmen und wird auch noch im Reichstage bei Gewerbeordnung und Steuergesetzen zu Tage treten — ich hörte in den Kommissionen wunderbare Dinge. Also — bist Du in der Lage, dann verzögere die Heimkehr nicht! — — —

Nun will ich diesen skizzenhaften ungenügenden Brief abgehen lassen. Unerwähnt will ich nicht lassen, daß wenn Wagener nicht Costenoble's Stelle bekommt — es sehr leicht sein kann, daß er seinen Abschied nimmt. Aber was ist zu machen; wenn der König W. nicht will — dann will er nicht. — Wohl ist Bismarck allermeist auch ruhig und anscheinend sicher in dem, was zu thun ist — indeß ich habe schon oft erfahren, daß die Situationen schwerer sind, als man sich das zuerst vorstellt.

Gott sei mit Dir und geleite Dich glücklich ins Vaterland, das Deiner noch offenbar bedarf.

Dein

Moritz.

Zu der Zeit, als Roon obigen Brief empfing, hatte er die Heimkehr in der That schon ernstlich ins Auge fassen können, denn seine Gesundheit hatte sich in den letzten Wochen sehr gekräftigt, und die Nachrichten aus Deutschland, wo schon sehr günstiges, teils sogar warmes Frühlingswetter herrschte, ließen die Rückreise auch nicht mehr als zu gewagt erscheinen. Übrigens fühlte er sich in Lugano ganz besonders befriedigt durch die stille und behagliche Existenz in dem wohl eingerichteten Hotel du Parc. Die Tages-Einteilung war dieselbe wie in Bordighera, das tägliche Leben „angenehm und einförmig" — mit möglichst viel Bewegung in der freien Luft. Schon Anfang April hatte Frau von Roon berichten können, daß der „hustenlose Zustand" von Bordighera (nach Überwindung des durch die zu frühe Übersiedelung nach Lugano — schon Mitte März — entstandenen Katarrhs) wieder eingetreten sei; „besonders hat sich die Atemnot fast ganz verloren; er marschiert seine zwei Stunden hintereinander ohne die geringste Beschwerde; das Steigen wird zwar möglichst vermieden, doch ist dies in einem Gebirgslande nicht immer ganz zu vermeiden, und es geht, wenn auch langsam und mit Vorsicht, doch leicht und ohne Husten oder zu große Ermüdung." — —

In der zweiten Hälfte des April blieb dies günstige Befinden unverändert, so daß beschlossen werden konnte, Anfang Mai in kleinen Tagereisen über Bellagio am Comer-See, Venedig, den Brenner, Innsbruck u. s. w. nach Berlin zurückzukehren. Vorher empfing Roon noch in Lugano sehr zahlreiche Glückwünsche zu seinem Geburtstage (30. April), unter denen eine Adresse der gesamten konservativen Fraktion des Reichstags, der er „in jeder Richtung ein treuer Förderer gewesen sei," besonders erwähnt werden möge. Sehr hoch erfreut wurde er auch einige Tage später durch das nachstehende eigenhändige Schreiben seines gnädigen Königs:

„Berlin 1. 5. 68.

„Wenn auch spät, so doch nicht minder aufrichtig, sollen Ihnen diese Zeilen meinen Dank für Ihre und der Ihrigen lieben Wünsche zu meinem Geburtstage überbringen.

Der Eintritt in die 72 mahnt sehr an den allgemeinen Rückzug und wird ein solcher Tag daher immer ernster, wenngleich dankbare Freude ihm nicht fehlte! Ihre Äußerungen damals über sich selbst, waren mir nicht sehr angenehm, dagegen war mir aus demselben Grunde Ihr gleich darauf eingehendes Gesuch um Verlängerung des Urlaubs für Sie — wenn auch nicht für mich, — sehr angenehm, da ich Ihnen schon bei'm Abschiede sagte, daß Sie ja nicht vor Ende Mai zurückkehren möchten. Und da wir so unglaublich schlechtes Frühjahr haben, so fürchte ich, daß selbst Ende Mai Sie hier mehr als wie italienischen Dezember finden werden.

Sie werden wissen, daß wir in Norddeutschland nicht die erwarteten 30 sondern nur 29 Millionen Einwohner gefunden haben, also die Armée um so viel schwächer ist und dadurch die gewissen 225 Thlr. sich auch minderten und zu einigen Réductionen nöthigten um das Budget zu balanciren; und wenn es auch nur sehr vereinzelte Leute und Pferde trifft, so macht das doch bei der Größe

der Armée ein Erkleckliches. Das Beste dabei ist, daß man das Ganze für eine Désarmirung hält und die — — Papiere steigen machte!! Der Abstrich in der Marine wegen des Kammer-Beschlusses und demnächstigen Rückziehung des Anleihe p. p.-Gesetzes, ist viel empfindlicher! —

Indem ich mich Ihrer Gemahlin und Tochter, deren beneidenswerther Bräutigam mir bei'm Monstre-Diner sagte, daß er gute Nachrichten von Ihnen habe, — angelegentlichst empfehle, bleibe ich

Ihr treu ergebener

Wilhelm.

Am 6. Mai verließen Roon und die Seinen das gerade damals in unbeschreiblicher Frühlingspracht prangende, schöne Lugano; der Abschied nach etwa 8 wöchentlichem Aufenthalte wurde ihnen nicht ganz leicht. Leider waren Comer-See und Bellagio bei der Ankunft durch Regenwolken verhüllt und blieben es auch mehrere Tage, so daß nach vergeblichem Hoffen auf besseres Wetter die Reise nach Venedig fortgesetzt wurde; hier verweilten die Reisenden vom 10. bis 15. Mai, erfreuten sich bei schönem Sonnenschein an der prächtigen Lagunenstadt und ihren Kunstschätzen, hatten am 16. über ein sehr schlechtes Gasthaus in Verona zu klagen, machten dann noch in Bozen und Innsbruck Nacht-Quartiere, wo sie viel von großer Hitze zu leiden hatten, und trafen am 23. Mai wohlbehalten wieder in Berlin ein.

Hier wurde etwa vierzehn Tage später die Hochzeit Elisabeth's von Roon mit Heinrich von Brauchitsch gefeiert, aus welcher Veranlassung sich der ganze Familienkreis wieder im Kriegsministerium versammelte, einschließlich der auswärtigen Kinder und vieler Verwandten und Freunde. Die Familie wurde bei dieser Gelegenheit durch des Königs Güte besonders hochgeehrt, da Seine Majestät die Braut huldvoll beschenkte und auch der in der St. Matthäikirche stattfindenden Trauung persönlich beiwohnte. —

Bald darauf, am 20. Juni, begab Roon sich im Allerhöchsten Gefolge auf einige Tage nach Hannover, in welcher Residenz der König damals seinen ersten Besuch — nach den Ereignissen von 1866 — machte. —

Mit Bezug auf die amtliche Thätigkeit ist noch zu erwähnen, daß Roon's Stellung zu dem Kriegswesen des Norddeutschen Bundes auch formell wieder klar geregelt worden war, da er am 16. Juni die Allerhöchste Ernennung zum Stellvertreter des Bundeskanzlers in allen Heeres- und Marine-Angelegenheiten erhalten hatte. —

Von ganz besonderem Interesse im Hinblick auf alle zukünftigen Eventualitäten waren auch die im Mai und Juni 1868 geführten Verhandlungen mit den Königreichen Württemberg und Bayern sowie mit Baden über die im Falle eines Krieges gegen Frankreich zu ergreifenden militärischen Maßregeln. Der Chef des Generalstabes General von Moltke machte darüber am 29. Juni an Roon die bezüglichen ausführlichen Mitteilungen, da er auf Allerhöchsten Befehl die qu. Verhandlungen, zunächst mit den betreffenden Militärbevollmächtigten und

durch diese mit mit den General-Quartiermeistern der süddeutschen Staaten, geleitet hatte. Die Besprechung eines gemeinsamen Operationsplanes blieb dabei ganz ausgeschlossen, „da ein solcher überhaupt nicht der Beratung unterliegt, sondern ausschließlich Sache des Oberfeldherrn ist. Dagegen kam es darauf an, Mittel zu finden, um die süddeutschen Kontingente rechtzeitig und am geeigneten Orte zur Verfügung des Ober-Feldherrn zu versammeln; und in dieser Beziehung wurden, unter Berücksichtigung des allgemeinen Zwecks wie der speziellen Interessen der Einzelstaaten, diesseitige Vorschläge gemacht."

Die Verabredungen — denn schriftliche Abmachungen wurden mit Rücksicht auf die damals noch „obwaltende eifersüchtige Sprödigkeit unserer süddeutschen Alliierten" vorläufig nicht von ihnen verlangt — hatten die gewünschten Resultate und waren, wie General von Moltke mitteilte, auch von den betreffenden Souveränen im allgemeinen schon gebilligt worden, über die Mobilmachungs- und Konzentrations-Vorbereitungen sowie die einheitliche Regelung der Eisenbahn-Transporte der süddeutschen Truppen und aller dazu erforderlichen Vorarbeiten sollten die speziellen Besprechungen auch fernerhin fortgesetzt werden. — Roon konnte sich mit den getroffenen Maßregeln nur vollkommen einverstanden erklären und billigte es insbesondere auch, daß zu den qu. Verhandlungen der erwähnte gewissermaßen indirekte Weg eingeschlagen worden war, da dieser unter den obwaltenden Verhältnissen und unter Berücksichtigung der maßgebenden Persönlichkeiten am besten geeignet war (und auch für die nächste Zukunft bleiben würde), um das für eine einheitliche und energische künftige Kriegführung so notwendige Resultat zu erlangen.

In der That konnte schon am Ende des Jahres 1868 auch dieser gewissermaßen schwierigste und delikateste Teil der Vorbereitungen zu einem etwa nötig werdenden Kriege Gesamt-Deutschlands gegen Frankreich als vollkommen gesichert betrachtet werden; ein Erfolg, welcher der Initiative Moltke's, seinem guten Einvernehmen mit Roon und dem Entgegenkommen der betreffenden leitenden Personen in Süddeutschland zu danken und selbstredend von eminentem Werte für die politische Lage Deutschlands war. Übrigens wurden diese Verhandlungen fortwährend sehr geheim gehalten, und ihr Umfang ist denn auch bekanntlich von französischer Seite nicht geahnt worden. — Zu den militärisch wichtigen Errungenschaften des Jahres 1868 gehörten die Errichtung von Festungs-Artillerie-Abteilungen bei dem 9., 10., und 11. Armee-Korps, der Erlaß der Militär-Ersatz-Instruktion für den Norddeutschen Bund und die Veröffentlichung des Quartierleistungs-Gesetzes vom 25. Juni. — —

Im Juli war der König zur Kur nach Ems gereist, Graf Bismarck schon Mitte Juni nach Varzin, wo er Nerven-Stärkung und Heilung seiner neuralgischen Schmerzen suchen wollte. Von dort aus erhielt Roon (der in Berlin zurückgeblieben war, zunächst durch den General-Telegraphen-Direktor) am 23. August die ihn sehr beunruhigende Depesche: „Graf Bismarck ist mit dem Pferde gestürzt und hat sich erheblich verletzt."

Digitized by Google

Das Nähere darüber enthielt der nachstehende Brief Blanckenburg's (welcher zufällig einige Tage vorher auf wiederholte Einladung mit seiner Gemahlin nach Varzin gereist war):

Varzin, 24. 8. 68.

„Ich hatte mir schon vorgenommen, Dir einen Bericht über Bismarck's Gesundheit zu machen. Leider ist durch einen Sturz, den er vorgestern mit dem Pferde machte, Alles verändert. Wir ritten längs einer großen Rieselei im Walde auf einem aufgeschütteten, anscheinend ganz ebenen und festen Rasenweg Trab — er unmittelbar vor mir, Keudell hinter mir. Denke Dir mein Erstarren, als ich ganz plötzlich folgendes Bild sich vor mir abspinnen sehe: Der kleine breite Fuchs, den er ritt, tritt mit dem rechten Vorderfuß durch die Rasendecke und zwar so tief und energisch, daß er gleich, mit dem linken sich vergebens stützend, nach einigem Stolpern mit der Nase in der Erde wühlte. Natürlich flog Otto über den Hals fort und war m. E. erst mit der rechten Hand und dem Gesichte an der Erde, als der zweite Akt erfolgte — nämlich daß der Fuchs vollständig „heesterkopp" schlug und mit dem dicken Pferderücken (10 Ctr. Gewicht!) auf die bundeskanzlerischen Schultern prallte. Der dritte Akt folgte ebenso schnell — nämlich daß der Fuchs rechts abfiel und Otto schnell aufsprang und leichenblaß ohne Athem, ein dumpfes Gestöhn ausstoßend, halb Gewimmer, sich den Magen krampfhaft haltend umherging. Ich war in dem Momente vom Pferde, als er aufsprang, und überzeugte mich bald, daß Knochen nicht zertrümmert waren, was natürlich mein erster Gedanke war, auch erfolgte kein Blutsturz, auch nicht das leiseste Blutspucken, so daß wir bis jetzt hoffen, daß Alles ohne weitere Folgen abgegangen ist. Er ritt noch Schritt 1/4 Stunde und hatte die ersten heftigen Schmerzen, als er einen Wagen nahm. — — Der Arzt kann nichts finden. —

Natürlich wird dies seine Nerven nicht gerade sehr stärken. Vorher machte er mir eigentlich einen guten Eindruck, wenngleich er über Schlaflosigkeit klagt. Er trank — wie er sagt — am Tage vor dem Sturz zum erstenmal mit Appetit Sekt und rauchte 3 Cigarren.

Es machte ihm viel Freude, mir Alles selbst auf dieser Herrschaft zu zeigen; interessiren that er sich augenblicklich mehr für Schonungen und Culturen als für Staatssachen. Er hat eine krankhafte Freude daran, alle Verwüstungen an Wald und Wiesen wieder gut zu machen, was thierischer Unverstand hier angerichtet hat. Du kannst Dir denken, was das für Geld kosten wird! indeß es scheint mir so, daß er reich genug ist diesen Riesenluxus treiben zu können — Du wärest es nicht gewesen und hättest hier ein *sehr* schlechtes Geschäft gemacht.

Dein M. v. Bl.

Noch vor Empfang obigen Briefes hatte Roon um weitere Nachrichten telegraphiert — die er übrigens in den nächsten Tagen alle zwei Stunden vom Zentral-Telegraphen-Amt empfing. Auf jene Depesche, die er an Blanckenburg gerichtet, hatte dieser dem obigen Berichte noch hinzugesetzt:

(Mittags 1 Uhr.)

„Dein Telegramm habe erhalten — wenigstens halte ich es für Dein Zeichen: „von Aron," da ich mit der Familie Aron sonst nichts anzufangen weiß.

Die Nacht war heute sehr gut — er ist liegend ganz schmerzfrei — ist aber aufgestanden. —

Meine Vermutung, daß das Rencontre zwischen den beiden breiten Puckeln mehr in noch schwebender Lage geschah und daher mehr ein Puff war — in Folge dessen der Bundeskanzler erst mit der Nase völlig in den Sandrasen gedrückt wurde und der Fuchs gleich rechts abglitt — bestätigt sich immer mehr. Die Muskelschmerzen ziehen jetzt umher, gerade als wenn man eine ungewohnte Anstrengung gehabt hat oder einen Fall gethan. — — Jedenfalls hindert dieser in jeder Beziehung wunderbare Vorfall die Genesung der Nerven. — Ich würde ihn hier lassen, so lange wie irgend möglich. —

Ein einziges Mal vor dem Sturz fing er mit mir ein wenig Politik an zu sprechen über innere Angelegenheiten, dies war aber mehr wie Einer — der vieles, sehr vieles Gebrechen sieht aber keine Macht hat es zu ändern — etwa als wenn ich über dies oder das räsonnire — gar nicht als wenn er Premier und dafür ebenso gut verantwortlich! — —"

„Habe herzlichen Dank" — antwortete Roon aus Berlin am 26. 8. — „daß Du an mich gedacht und an mich zu berichten begonnen auch ohne das Telegramm von „Aron." — Es ist doch gut, wenn ein Mensch dauerhaft gearbeitet ist! Mich hat die erste Nachricht von der „Lerche" sehr alterirt; sie war, Dank der Umsicht unserer Telegraphen-Beamten, wohl dazu angethan. Gott sei gepriesen, der die Hand zwischen die beiden breiten Rücken gehalten! Gestern Abend war auch Keudell bei mir, und ich bin jetzt ganz beruhigt, besonders weil B. nach dem Sturze besser schläft als vor demselben. Für die Nerven, denen der bessere Schlaf jedenfalls aushelfen wird, ist diese Kur-Methode jedenfalls neu! — —

Inzwischen habe ich vorgestern auch ein Gut gekauft: Gütergotz — zwischen Potsdam und Großbeeren — in 1 Stunde von hier zu erreichen. Natürlich eine Sandbüchse, und zwar eine kleine (2700 Morgen) .... Die Lage gestattet, den ganzen Sommer dort zu wohnen, ohne hier eine einzige Büreau-Stunde zu versäumen. — Wie gern hätte ich Dich jetzt hier! — —"

Roon hatte, nachdem verschiedene andere Ankaufs-Versuche gescheitert waren, das erwähnte Gut von dem Landrath a. D. von Albrecht gekauft. Indessen mußte das Herrenhaus gänzlich umgebaut und neu eingerichtet werden, so daß noch Jahr und Tag vergingen, bis es als Wohnsitz von ihm benutzt werden konnte. —

Blanckenburg gratulierte: „Na Glückauf Herr College Gütergotz — wie ist Dir zu Muthe als Rittergutsbesitzer?" u. s. w.

Er beurteilte das Geschäft im übrigen günstig nach Empfang der bezüglichen Notizen, besonders weil es so nahe an Berlin gelegen, also unter Umständen leicht wieder verkäuflich sei, „wenn der Besitzer später kein Interesse mehr hat in

1 Stunde in Berlin zu sein oder nicht wünscht, daß die Berliner en masse seinen Garten wie eine via publica betrachten." —

„Aus beikommendem Telegramm siehst Du wie es Bismarck geht. Seine Frau schrieb mir gestern, daß er fortwährend nach dem Sturz besser schläft wie vorher. Er ist und bleibt der Meinung, daß Gott ihm diesen Sturz geschickt hat, damit seine Nerven besser werden ꝛc. Er sollte sich nur mehr um das Innere bekümmern und durchgreifen, dann würde ihm wohler.

Fritz Eulenburg steht hier (in Stettin) in allen Zeitungen (liberalen) als allergewissester Ober-Präsident (von Pommern). Dies wäre wirklich ein Skandal — glaube es auch nicht.

Ich habe hier wie ein Kameel in den Akten begraben gesessen.

Gott zum Gruß!

Dein getreuer Moritz.

Zu einem Ausflug nach Pommern, zur Hühnerjagd ꝛc. hatte Roon trotz dringender Einladung Blanckenburgs die Zeit nicht finden können, „auch nicht den Athem" — aber im September begleitete er den König nach Schleswig-Holstein.

„Der Empfang Seiner Majestät in dieser Provinz" — so berichtete R. am 16. September von Flensburg aus an seine Gemahlin — „ist aller Orten als ein enthusiastischer zu bezeichnen. Der König ist heiter und huldvoll. So wenig ich auf alle diese Kränze, Feuerwerke, Illuminationen, Ansprachen und Zujauchzen gebe, so sehr würde ich doch das Fehlen aller dieser Demonstrationen um seinetwillen beklagt haben. Die Truppen sind überall vortrefflich, und für die Marine hat mir der Herr eine Reihe bisher beanstandeter Avancements bewilligt. Alle Welt ist befriedigt. — Es bläset eben 9 Uhr, und nun muß sich der arme König noch immerfort amüsiren. Er ist in Tivoli, wo Gruppen gestellt werden und wer weiß was sonst noch. Ich aber habe mich gedrückt oder — wie Se. Majestät gnädig sagen — ich habe mir die Zeit zu dem Vergnügen nicht „abmüßigen können." Morgen fahren wir zu Schiff nach Düppel und Sonderburg, dann eben so nach Apenrade, dort — spätestens — werde ich mich verabschieden.

Dein getreuer A.

Während der bis in den Winter andauernden Abwesenheit Bismarck's mußte Roon sich noch vielfach mit allgemeinen, sein Ressort nicht betreffenden Staats-Angelegenheiten befassen und darüber mit dem Minister-Präsidenten korrespondieren. Einiges aus diesem Briefwechsel möge hier noch Platz finden.

Graf Bismarck an Roon:

Varzin, 24. Oktober 1868.

Lieber Roon!

in der Sorge welche mir ein tête-à-tête mit dem Goldonkel[1]) einflößt, schicke ich Ihnen anliegend meine Antwort auf einen Brief von ihm, dessen Inhalt aus

[1]) Finanzminister Frh. v. d. Heydt.

der Anlage erkennbar ist. Ich bin überzeugt mit Ihnen einverstanden zu sein, stelle vertrauliche Mittheilung an Se. Majestät anheim. Aus der Stimmung des Finanz-Collegen entnehme ich dieselben parlamentarisch-geheimräthlichen Einflüsse, die mir aus Eck und Michaelis schon entgegengetreten sind. Ich sehe nicht ein, warum wir uns aus Kammerfieber sofort an die Wand stellen, an die gedrängt zu werden noch immer Zeit bleibt. —

Ich bin noch nicht in Ordnung, jeder Menschenverkehr raubt mir den Schlaf; ich werde auch nicht zur Hochzeit nach Kröchlendorf können, obschon ich voraussehe, daß meine Schwester 6 Monate mit mir mucken wird. Schreiben Sie mir nicht?

Herzliche Grüße an die Ihrigen. v. B.

Die Anlage — Abschrift des qu. Schreibens an den Minister v. d. Heydt — weist den Gedanken zurück, das Defizit (welches sich bei Aufstellung des Etats pro 1869 ergeben würde) aus dem Aktiv-Vermögen des Staates zu decken. „Einmal scheint es mir überhaupt keine gute Wirthschaft, vom Kapital zu zehren, dann aber würde durch eine solche Maßregel die Sachlage bemäntelt und die fehlerhafte Politik derer, welche uns hindern, die Zoll- und Bundes-Einnahmen zu erhöhen, nicht in das richtige Licht gesetzt. Daß die Opposition auf Verminderung des Staatsvermögens und auf Verhinderung der Bewilligung dauernder Einnahmen des Staates bedacht ist, wundert mich bei dem Mangel an politischem Instinkt, der dieselbe auszeichnet, keineswegs; diesen Herren liegt der Gedanke, daß sie selbst einmal für den Staat verantwortlich sein könnten, noch zu fern. Wer aber die Politik als Staatsmann und als Patriot handhaben will, darf m. E. sich auf dergleichen ohne dringende Noth nicht einlassen. Das richtige Auskunftsmittel für uns ist Tabak, Petroleum, Gas, Zucker, Branntwein u. s. w., auf dem Wege dazu verlieren wir ein volles Budget-Jahr, vielleicht zwei, wenn wir uns jetzt herbeilassen mit dem Staatsvermögen als Palliativ vor den Riß zu treten.

Ich kann nur für Festhaltung der Zuschläge zu den direkten Steuern stimmen, ohne an der Unpopularität dieser Maßregel im mindesten zu zweifeln. Gerade diese Unpopularität aber wird es erleichtern, anstatt dieser Zuschläge demnächst vernünftigere Steuern zur Annahme zu bringen. Werden uns die Zuschläge versagt, so müssen wir den Muth haben, die Ausgaben um 5 Millionen zu reduziren; natürlich kann diese Reduction nicht die Armee, die einzige sichere Bürgschaft des Friedens und der Unabhängigkeit, treffen, also auf Verminderung der Bundes-Ausgaben in der jetzigen politischen Spannung nicht eingegangen werden.

Wenn wir den Nothstand der Finanzen zwar nicht vertuschen, aber durch eine mehr österreichische als preußische Maßregel momentan überbrücken, so sehe ich darin kein Mittel, für das nächste Etats-Jahr andere Einnahmen flüssig zu machen. Dieses Mittel sehe ich vielmehr nur im strengsten Festhalten an dem altpreußischen Grundsatze, daß die laufenden Ausgaben durch laufende Einnahmen gedeckt werden müssen, so lange nicht Gefahr des Vaterlandes eine Abweichung von dem Satze rechtfertigt. In dem mir gütigst übersandten Satze aus

der Thronrede vermisse ich eine Hindeutung darauf, daß das jetzige Defizit von uns teilweis vorausgesehen, und deshalb ein Ersatz der ausfallenden Einnahmen in Gestalt der Zoll-Vorlagen rechtzeitig beantragt worden war, diese Vorlagen aber im Zollparlament keine Annahme gefunden haben." —

* * *

Varzin, 26. Oktober 1868.

Lieber Roon!

Aus einem Briefe von Heydt ersehe ich, daß Wagener[1]) wieder einmal, Wehrmanns wegen, den Abschied gefordert hat. Bei meiner Abreise war er über diesen Punkt, obschon durch S. gehetzt, beruhigt, und ich kann in demselben nichts ändern, da der König Wagener an Costenoble's Stelle nicht will. Ich weiß nicht, ob Heydt inzwischen die Sache etwa nicht mit der für einen so reizbaren Charakter wie W. nöthigen Schonung behandelt hat, und stelle anheim die Einführung Wehrmann's etwa bis zu meiner Rückkehr zu vertagen, wenn der König nicht drängt. Letzteres geschah bereits von Baden aus. Mir ist Wagener geschäftlich nicht eine solche Hülfe wie er seiner Begabung nach sein könnte. Unerfahrenheit im Büreau-Dienst, Eigensinn, Drohungen von Abgang, Nebengeschäfte und vor Allem die Erschütterung meines Vertrauens durch Senfft's Drohungen nomine Wagener für den Fall, daß letzterer abginge, treten störend dazwischen. Dennoch ist W. der einzige Redner der conservativen Partei, hart und unbequem, aber doch nöthig; und geht er, so schweigt er mindestens, wenn ich ihn auch nicht für so perfide halte, daß er dienstliche Kunde mißbrauchen würde. Aus parlamentarischen Gründen bitte ich Sie, im Staatsministerium diese Frage vor Ueberstürzung zu behüten, nöthigen Falls auch auf Sr. Majestät in der Richtung zu wirken. Man muß W. nicht bloß als Ministerrath, sondern auch als Abgeordneten, und als einen Mann von Verdienst um die conservative u. Königliche Sache abwägen. Ich weiß nicht, wer ihn in der Kammer ersetzen sollte, u. man ist ihm seit 48 Dank schuldig. Lediglich zu dessen Bethätigung habe ich ihn bei Sr. Majestät mit Mühe durchgebracht. Wehrmann ist im Büreau nützlicher, aber ein alter Gegner der Krone, zu dem ich mich, wie zu manchem Andern, nur in einem vielleicht übertriebenen Vertrauen zu meiner festen Zügelfaust verstanden habe. —

Ich möchte gern bis December hier bleiben, trotz des Hundewetters; vielleicht komme ich dann schlaffähig nach Berlin, und mit drei vollständig geheilten Rippen, während mir jetzt die oberste noch immer nächtlich weh thut. Herzliche Grüße u. s. w.

* * *

Varzin, 27/10. 68.

Lieber Roon

ich bitte nochmals dringend, strecken wir nicht das Gewehr vor der Schlacht. Ich habe Seiner Majestät und Heydt in dem Sinne von Neuem geschrieben.

[1]) Vortragender Rat im Staatsministerium, 1848 und in den folgenden Jahren war er Redakteur der Kreuz-Zeitung gewesen. D. H.

Werden die Zuschläge abgelehnt, so sieht das Land doch wie die Sache liegt, und wir können jede Stunde noch auf die Eselsbrücke des Kapital-Verbrauchs treten, die vor der Zeit für die Opposition zu bauen die liberalen Geheimräthe im Kanzleramt und Finanz-Ministerium uns zumuthen; wir können **dann** die Ausgaben, wenn nicht um 5 Millionen, doch in allem „Nützlichen“ so weit, und wie Heydt meint um 2¼ Mill. reduziren und den Rest aus dem Kapital-Vermögen anbieten. Dadurch wird immer eine Situation geschaffen, aus der herauszukommen 100 Landes-Interessen drängen; die brauchen wir, damit die preußischen Zoll-Abgeordneten für neue Zoll-Einnahmen stimmen. Ich halte die Capitulations-Politik von Hause aus für einen so groben politischen Fehler, daß ich mich nicht entschließen kann ihn offenen Auges mitzumachen und habe dem Goldonkel erklärt, ich käme vor Ostern nicht, wenn er sich nicht aus dem geheimräthlichen Joche losreißt. Von Herzen Ihr sehr posteiliger v. B.

Bekanntlich führten die (zunächst noch einmal ausgeglichenen) Meinungsverschiedenheiten über die Finanz-Angelegenheiten, welche damals zwischen Bismarck und v. d. Heydt entstanden waren, im folgenden Jahre den Rücktritt des letzteren herbei. —

Auch Blanckenburg, von Wagener darum angegangen, hatte sich in der den letzteren betreffenden Angelegenheit (am 27. Oktober) an Roon gewandt und diesen um Vermittelung oder wenigstens Herbeiführung eines Aufschubes ersucht, und zwar unter Angabe fast derselben Gründe, die in dem Briefe Bismarck's vom Tage vorher zu Gunsten Wagener's erwähnt worden waren.

Roon antwortete an Blanckenburg (Berlin 3. 11. 68):

Mein lieber Moritz!

Die Aufregungen der letzten Wochen sind verrauscht; gegen 60 Gesetzentwürfe berathen und fertig gemacht, sehr ernste Differenzen mit dem „großen Zauberer“ in V. ausgeglichen, auch — so ziemlich — die kleine mit und wegen Wagener; und morgen — ja morgen beginnt wieder der alte parlamentarische Leierkasten seine bekannten Melodien zu orgeln. Ja, das Leben ist herrlich! Besonders unter Goldonkels fettigen Fittigen[1])! — — Und Du, elender Krautjunker, sitzest daheim bei Deiner Giftbude und grübelst über einem anständigen Vorwande, um auch dem diätenlosen Reichstage Dich zu entfremden?! Du bist im Sinken und Verkommen, daß es zum Erbarmen wäre, wäre es nicht zum Beneiden. — Aber im Ernste denkst Du doch wohl nicht an Deinen Reichstag-Austritt? Oder Du denkst nicht an Otto und Deine Freundschaft für ihn! Auf alle Fälle will ich Dich daran erinnern. — Wenn ich sie nun morgen wiedersehen werde, alle die lieben Gesichter und das Deinige ist wieder nicht darunter, so werde ich mich des Fluchens kaum enthalten können — und ich werde fluchen. —

Vielleicht erwartest Du von mir Näheres über Wageners Zorn und Versöhnung. Aber eigentlich ist's die Tinte nicht werth, darüber zu schreiben. Sieh!

---

[1]) Heydt hatte im Staatsministerium die Anciennität vor Roon. D. H.

heute bekam er durch Heydt, auf des Königs und Bismarcks Veranlassung, den Auftrag den Staats-Ministeriums-Bericht abzufassen, vermöge dessen Wehrmann auf Costenoble's Stuhl gesetzt werden sollte, und heute noch meldete er sich krank und die Absicht, den Abschied zu fordern; und übermorgen wurde Wehrmann auf jenen Stuhl gesetzt und Wagener zum „Geheimen Ober" ernannt, und dies Pflästerchen scheint die Wunde geheilt zu haben. Denn was jetzt noch an Verstimmung nachgrollt, wird nicht zünden, bis Bismarck wiederkehrt, und dann erst recht nicht — es sei denn daß neue atmosphärische Störungen eintreten. —

Na Gütergotz! Was die Baulichkeiten anbelangt — schön reingefallen! Aber es wird ganz nett werden. Ob ich's jedoch noch erleben werde, daß sich Alles zurecht gezogen hat und daß die Freude am Besitz kömmt — wer weiß es? — Übrigens geht es mit meiner Gesundheit leidlich . . u. s. w.

In alter Liebe Dein A. v. R.

(Fortsetzung folgt.) R. v. D.

Die große Klippe.

Erzählung
von
L. Westkirch.

(Schluß.)

Wenige Tage später wurde ein Schreiben an Fräulein Mathilde Wingolf abgegeben. Es lautete:

Liebe Tilde!

Ich habe Deinen Brief erhalten, aber ich verstehe ihn nicht und ich kann nicht anders denken, als daß Du scherzest um mich für meine Eifersucht zu bestrafen, aber Dein Scherz ist grausam. Liebe Tilde! Kennen wir uns nicht von der Zeit an, als Du in Deinem ersten kurzen Kleidchen die Treppe heraufgerutscht kamst in den oberen Stock, wo meine Eltern wohnten? Haben wir's uns nicht schon als kleine Kinder zugesagt, daß wir Mann und Frau werden wollten und einer auf den andern warten und treu bleiben, es komme, was da wolle! Und hast Du mir das Nämliche nicht immer wieder versichert, wenn ich irre wurde an Deiner Treue, weil ich gar so wenig bin? Und hast Du nicht den Ring von mir angenommen, den ich Dir gekauft habe, es werden auf Pfingsten drei Jahre? Und hab' ich nicht alles gethan seitdem und immer, was Dir Freude machen konnte? Und nun schreibst Du mir, daß Du mich nicht mehr liebst, und daß ich Dich vergessen soll. Liebe Tilde, das kann ich nicht. Eine Liebe, die mit mir aufgewachsen und groß geworden ist, die kann ich nicht

ausjäten, wie ein über Nacht aufgeschossenes Unkraut, die ist mit hundert Wurzeln eingegraben und verwachsen in mein Herz, und ein Stück vom Herzen geht mit, wenn ich's versuchen will, sie herauszureißen. Und so muß es Dir auch sein. Und darum glaube ich Dir nicht, wenn Du sagst, daß es aus ist mit Deiner Liebe. Und was Du schreibst von der Mühseligkeit des Bureaudienstes und daß ich lange auf eine feste Anstellung werde warten müssen, das ist leider wahr. Aber ich bin kein Verschwender und kein leichtsinniger Mensch. Ich halte die Groschen zusammen, und meine Mutter ist auch dafür, daß ich spare und greift mir unter die Arme, wie sie kann. Und ich brauche ihr nicht viel für mein Essen zu bezahlen und die Wäsche besorgt sie obenein ganz umsonst. Und ich thue, was ich Dir an den Augen absehen kann, und ich will mich zusammennehmen, daß Du's nicht merkst, wenn sich mir das Herz zusammenkrampft vor Eifersucht. Einen neuen Überzieher habe ich mir auch gekauft, weil Dir der alte nicht mehr fein genug war. Und nun schreibst Du, daß es aus sein muß zwischen uns. Liebe Tilde, das glaube ich nicht, daß Du das Herz hast, mir ein so großes Leid zuzufügen. Aber Du mußt es auch nicht im Spaß sagen, es thut mir zu weh. Aber Du bist jung und lustig und hast's nicht bedacht. Und das wollte ich noch sagen: habe guten Mut! Deine Mutter wird uns ihre Zustimmung nicht verweigern, wenn sie sieht, wie ehrlich ich's meine und daß ich mir keine Mühe verdrießen lasse. Was aber Deine Schwester angeht, so ist mir die Meinung von so einem Blaustrumpf ganz gleichgiltig.

Schreibe bald und beruhige

Deinen Dich ewig liebenden Anton.

Tilde las den Brief und legte ihn bei Seite. „Dummer Bub!“ Fast rührte sie sein unerschütterlicher Glaube an ihre Treue. Aber dann sah sie im Geiste Frankenberg vor sich, elegant, korrekt, vornehm, und sah den armen Anton daneben. — „Kann ich dafür?“ dachte sie. „Warum ist er nicht wie der andere!“

Bald darauf traf sie Anton auf der Straße. Er hatte ihr aufgelauert. Seine hellen Augen phosphoreszierten in der Abenddämmerung, sein langes blondes Haar quoll struppig unter dem Hutrand hervor. Sie sah ihn an und dachte, daß er doch recht häßlich sei. In der Blütezeit ihrer Liebe hatte sie seinen Schillerkopf bewundert, jetzt fand sie, daß er mit einem Schiller nichts gemein habe als das unvorteilhafte Äußere. Sie blieb stehen und ließ ihn herankommen, mitleidslos, kühl bis ins Herz hinein.

„Tilde! Du hast meinen Brief nicht beantwortet,“ stieß er atemlos hervor.

Sie zuckte die Achseln.

„So war's Dein Ernst, wirklicher, wahrhaftiger Ernst? Du liebst mich nicht mehr? In den geschniegelten Herrn, den Doktor, hast Du Dich vergafft, der jetzt beständig um Euer Haus streicht?“

Tilde lachte gezwungen. „Was Du Dir einbildest! Der kommt zu meiner Schwester.“

„Tilde!“ Er faßte ihre Hand und drückte sie, daß das Mädchen aufschrie. „Ein Gelehrter bin ich nicht, aber für so dumm mußt du mich auch nicht halten, daß Du mir weiß machen könntest: wenn ein junger Mann zu Euch ins Haus kommt, er hätt's nicht auf Dich abgesehen, sondern auf die alte Jungfer, die Mila!“

„Laß mich los, Du! Ich steh' Dir nicht länger Rede!“

Seine Brust keuchte, er rang nach Atem. „Tilde, mach' mich nicht toll! Ich bin für gewöhnlich ein leidlich geduldiger Mensch, und du besonders hast mich allezeit um den Finger wickeln können, aber ganz aus meines Vaters Art bin ich doch nicht geschlagen. Da drinnen schläft etwas. Weck's nicht auf! Weck's nicht auf! sage ich Dir!“

Er hatte sie an den Schultern gefaßt und rüttelte sie. Tilde überlief's beim Anblick seiner entstellten Züge. So, gerade so, mußte sein Vater ausgesehen haben, als er in sinnloser Wut nach seinem Vorgesetzten schlug. Sie erinnerte sich der traurigen Geschichte aus ihrer Kinderzeit genau; nie hatte sie ohne heimliches Grauen den alten Waßmann ansehen können, einen gebrechlichen, todkranken Mann damals schon, der sehr leise redete, ganz wie der Anton, und sich in die Ecken drückte, als fürchte er den andern den Platz wegzunehmen.

Schaudernd rang sie sich los und flüchtete, die Thür zuschlagend zwischen sich und dem Zornigen, in ihr Haus. —

Seit sich zu der rasch wachsenden Neigung in Mila's Herzen die Eifersucht auf ihre schöne Schwester gesellte, war es vorbei mit den Stunden freudiger, fördernder Arbeit. Das Unterrichten hatte sie größtenteils aufgegeben. In ihr war keine Geduld mehr zu solch' mühsamem, langsamem Gelderwerb. Ihre Romane brachten ihr rascher ein Vermögen. Und ein Vermögen mußte sie erringen, um sich zu schmücken für ihn, um ihn dereinst mit Glanz umgeben zu können. Nur saß sie auch vor ihrem Schreibtisch meist müßig, seinen Blick, seine Stimme sich vergegenwärtigend. Gegen Abend erst nahm sie einen Anlauf. Der Roman mußte doch geschrieben werden, er mußte ja fertig sein, sonst wurde er nicht bezahlt, und um Geld, um Geld allein war es ihr noch zu thun. Kein innerer Trieb drängte sie mehr zur Gestaltung, nicht die Freude an der Arbeit selbst spornte sie an; da war kein liebevolles Sichvertiefen in die psychologische Eigenart der Charaktere mehr, kein behagliches Ausfeilen besonders hervorragender Einzelheiten. Nur rasch das Notwendige abthun! Nur rasch zum Ende eilen! Geld! Geld! Geld! — Sie lauschte nicht mehr auf die geeignete Stimmung, sie wartete nicht sorgsam die gute Arbeitsstunde ab, um sie zu nützen; sie gönnte ihren Gestalten keine Zeit, in plastischer Abrundung aufzusteigen aus dem dunklen Quell ihrer Phantasie. Sobald sie nur einen Schatten ihres Wesens erhaschte, warf sie ihr Bild aufs Papier, schattenhaft, farblos. Alles Wünschen, jedes Verlangen ihres Gemüts überwucherte erstickend, unwiderstehlich ihr Gefühl für den Einzigen. Sie machte sich kein Geheimnis mehr aus dem Zustand ihres Herzens. Ja, sie liebte! Sie wollte lieben! Sie lächelte über ihres Freundes ängstliche Mahnungen. So viele bedeutende Frauen hatten geliebt, waren beglückte

Gattinnen und Mütter geworden. Warum sollte es ihr schlimmer ergehen? Sie würde mutig den Kampf aufnehmen mit ihrer Rivalin, mit allen Waffen, als Künstlerin, als Weib. — Arme Mila! Ebenso leicht hätte ihre unbesonnene Schwester die Welt um ein litterarisches Kunstwerk bereichern können, als es ihr gelingen konnte, sie im Kampf um eines Mannes Herz zu besiegen! Aber um Mila's sonst so klar blickendes Auge hatte die Liebe ihre Binde gelegt. Sie kaufte Schleifen und Spitzenkragen, putzte sich stundenlang, verschmähte selbst künstliche Mittel nicht, die feinen Fältchen zu glätten, die sich bereits in ihre Haut gruben, und wenn dann des Heißersehnten Augen auf ihr ruhten, schämte sie sich dieser Anstrengungen, zürnte sich und ihm deswegen, und all' die kleinen Hilfsmittel der Gefallsucht wurden ihr zu ebenso vielen Hindernissen zu gefallen. Tilde dagegen brauchte nur die Augen aufzuschlagen, so sprach ihr Blick von einer solchen Fülle von Liebe und Hingabe, daß dem Gegenstande derselben schwindelte vor Glück.

An manchen Tagen, wenn Frankenberg sich besonders weich und herzlich gezeigt hatte, wenn ein Wort, ein Blick der angstvoll Beobachtenden von tieferer Bedeutung schien, glaubte sie sich geliebt. Mit glühenden Wangen lief sie in ihrer Kammer auf und ab, vom Fenster zur Thür, von der Thür zum Fenster, die halbe Nacht hindurch, und das kleine Zimmer schien zu eng für ihre Seligkeit. Zu andern Malen hatte sein Betragen sie verletzt, er war ihr kalt erschienen, gleichgiltig, hatte sie übersehen, da er ihr begegnete. Das waren schlimme Abende.

Über ihren Schreibtisch geworfen, schluchzte Mila stundenlang. Muck strich dann besorgt um sie her, als wollte sie sagen: „Auf alle Fälle bleibe ich dir“, und leckte mit ihrer rauhen Zunge die Thränen fort, die über der Herrin Wangen rieselten. — Anlaß zur Freude, Anlaß zur Trauer fand sich jetzt oft.

Eduard Frankenberg brachte seine freien Abende fast sämtlich in der Wingolf'schen Familie zu; es war ihm behaglich dort wie nirgends sonst in der Welt. Mit Mila plauderte er von allem Höchsten und Tiefsten, was die Welt bewegt, im Dämmerlicht des dunkelroten Lampenschirms, der alle Gegenstände im Gemach in rosige Verklärung tauchte, während Muck auf einem Sessel schnurrend die Glieder dehnte, Frau Wingolf auf dem steiflehnigen Sofa saß, strickend und seufzend, und Tilde ab und zu ging in der Besorgung ihrer häuslichen Geschäfte, geräuschlos, geschmeidig, höchstens durch ein Wort, ein silberhelles Auflachen in das Gespräch eingreifend. Sie schwand und kam wie die Fleckchen Sonnenschein, welche durch windbewegte Baumkronen auf einen Waldpfad fallen, licht und lieblich, unaufdringlich, aber von unwiderstehlichem Liebreiz.

Es war ein Idyll, das Eduard Frankenberg und mit ihm die Familie Wingolf in diesen schönen Frühlingstagen verlebte, ein Idyll, wie es nicht häufig ist in der Welt voll Sorge und Arbeit, und wie es jedem, der es einmal kennen gelernt hat, als ein lichtes Bild unvergeßlich in der Erinnerung haftet.

Die erste Trübung verursachte einer der hastig zusammengeschriebenen Romane Mila's, welchen die betreffende Redaktion zurücksandte, weil sie keine der Eigenschaften in ihm zu finden vermochte, die ihr die Schreibweise der jungen Schriftstellerin vordem wert gemacht hatten. Mila empfand die Abweisung sehr schwer. Gerade diese Arbeit hatte ihr, weil sie mit Herz und Gedanken nicht dabei war, unendliche Mühe verursacht. Als ein zweiter Roman das Schicksal des ersten teilte, war die Wirkung niederschmetternd. Als läge eine Leiche im Hause, so schlich die Familie einher. Tilde begrub ihre auf elegante Wintertoilette gerichteten Wünsche, Frau Wingolf legte das erträumte braune Samtsopha zu ihren übrigen Zukunftshoffnungen; Mila glich einer geladenen elektrischen Batterie: wer sie antippte, bekam seinen Schlag.

Doktor Wolpers, der in die Verwirrung hineingeriet, sprach von Überanstrengung, Überreizung der Nerven, verordnete ein Schlafmittel und einen längeren Landaufenthalt für den Sommer. Das Schlafmittel wurde in der nächsten Apotheke angefertigt und eingenommen. Der Landaufenthalt schien allen Familienmitgliedern ebenso ins Reich der unerfüllbaren Wünsche zu gehören wie das Samtsopha, über ihn wurde kaum ernstlich verhandelt. Auch sträubte sich Mila. Sie sollte fort, fort von ihm, während Tilde blieb? Nimmermehr!

Am Abend dieses Tages kam Doktor Frankenberg zum ersten Male, wie er sagte, nicht mit leeren Händen. Er brachte den beiden Schwestern Einladungskarten zum Sommerfest eines Klubs, welches in den Sälen des Zoologischen Gartens gefeiert werden sollte. Die Teilnehmer hatten sich im Kostüm und mit Masken einzufinden. Der Zudrang war ein außerordentlicher; alle Geladenen versprachen sich ein ungewöhnliches Vergnügen von dieser Maskerade im Hochsommer, viel Scherz und lustige Neckerei von dem Einandersuchen und -fliehen der Masken unter den hohen Waldbäumen des Gartens im Scheine zahlloser bunter Lämpchen und des Vollmonds, welcher, wie Doktor Frankenberg versicherte, die Rücksicht haben würde, zu scheinen. Mila sagte eifrig zu. Die Vorbereitungen zum Feste würden sie auf Stunden wenigstens ablenken von dem einen quälenden Gedanken, den sie wie ein Bleigewicht in ihrem übermüdeten Kopf hin und her wälzte, dem Gedanken an ihre litterarische Niederlage. Sie sagte ihm das offen.

„Ich begreife nicht, wie mir ist. Ich bin wie ausgetauscht. Was mich früher erfreute, ist mir gleichgiltig, und Dinge, die mich früher gleichgiltig ließen, wie Feste, Tanz und Maskenspiel, scheinen mir jetzt von der höchsten Wichtigkeit. Ich bin ehrgeizig, ich schmeichelte mir, — was soll ich's leugnen? — ein Werk zu schaffen, das mich, mein persönliches Dasein, überdauerte; ich hoffte auf einen bescheidenen Platz unter denen, welche die Nachwelt nennt. Zeitlebens war Schaffen meine höchste Freude — und nun kann ich nicht schaffen! Ich habe kein Interesse für meine Figuren, meine Geschichten langweilen mich; lächerlich, steif, abgeschmackt erscheinen mir all' meine früheren Lieblingsideen. Die Tinte widert mich an, ein Blatt weißes Papier verursacht mir Beängstigung. Wenn's so bleibt — was soll aus mir werden?" —

Frankenberg sah ihr mit ehrlicher Teilnahme in die Augen.

„So bleibt's auch nicht. Ein echtes Talent wie das Ihre mag Zeiten der Ermattung und Abspannung haben, aber es rafft sich auf, aus eigenem Antrieb, aus eigener Kraft. Gönnen Sie ihm und sich nur Ruhe. Denken Sie nicht an die Arbeit, denken Sie an Ihr Vergnügen, so stellt die Lust zur Arbeit sich von selbst wieder ein. Jeder Mensch erlebt Zeiten, da ihm nichts nach Wunsch zu gehen scheint.“ —

Mila seufzte; sie hatte sie kennen gelernt, jene Zeiten des Mißlingens, aber damals kämpfte sie gegen äußere Hindernisse, diesmal lag das Hindernis in ihr selbst, das war schlimmer.

„Auch ich,“ fuhr der Redner fort, „stehe auf dem Punkte, meinem Lieblingswunsch entsagen zu müssen. Trotz Ihrer gütigen Verwendung wird mir das Glück nicht werden, in meiner Vaterstadt, in Ihrer Nähe bleiben zu dürfen.“

„Wie das?“ Mila fuhr aus ihrer düsteren Träumerei empor. „Wie meinen Sie?“ Sie konnte die Worte kaum hervorstammeln. Was war aller litterarische Mißerfolg gegen die Qual, ihn zu verlieren?

„Ich kann Herrn Wolpers von seinem Standpunkt aus nicht unrecht geben,“ erwiderte Frankenberg, „wenn er die letzte Entscheidung in allen Dingen sich selbst vorbehält, am wenigsten einem Manne gegenüber, der, gleich mir, sich noch nicht in einer selbständigen Stellung versucht hat. Hinwiederum ist es mir unmöglich, die volle Verantwortung für eine Zeitschrift zu übernehmen und diese Übernahme durch meine Namensunterschrift zu bekräftigen, wenn mir nicht auch völlig freie Verfügung in bezug auf die Redaktion derselben bleibt. Halten Sie mich deswegen nicht für eigensinnig und undankbar. Da ich aus meinem jetzigen Wirkungskreis nur ausscheide, um freieren Spielraum zu gewinnen —“

— „wollen Sie sich nicht von neuem einengen lassen — ja, ja, ich begreife — aber wenn die Verhandlungen mit Herrn Wolpers sich zerschlagen — ohne Zweifel haben Sie noch andere Aussichten?“

Er zögerte. „Mir ist kürzlich eine ziemlich verlockende Stellung in Berlin angeboten worden —“

„In Berlin? Ja, so, ja, freilich.“

Mila stand regungslos; auf ihrem scharf geschnittenen Gesicht spiegelte sich kaum ein schwacher Abglanz der furchtbaren Aufregung, in welche die Vorstellung einer Trennung von ihm sie versetzte, einer Aufregung, welche ihr Herz wie einen Hammer gegen ihre Brust schlagen ließ und das Blut durch ihre Adern jagte, daß es ihr vor den Ohren brandete wie ein Meer, und vor den Augen schwamm wie ein Nebel und sie auf einige Sekunden nicht sah, nicht fühlte, nicht hörte. Aber der schwache Abglanz schon rührte wunderbar den Mann, dem ihre Angst und Betrübnis galten. Ein warmes, zärtliches Gefühl, wie er es noch nicht empfunden hatte, stieg in seiner Brust für sie auf und zitterte in seiner Stimme, als er hastig sagte:

„Sind Sie mir böse, Fräulein Mila? Sie haben in dieser Sache so unendlich viel für mich gethan, wohlan, so bestimmen Sie auch meinen Entschluß.

Ich lege die Entscheidung in Ihre Hände. Soll ich meinen Ehrgeiz opfern, bleiben um jeden Preis? Wer weiß denn auch, ob ich mich nicht überschätze, ob das, was ich im günstigsten Falle vielleicht erreiche, das Glück aufwiegt, das ich bestimmt zum Opfer bringe. Sagen Sie mir's, wie ich wählen muß."

Mila raffte sich gewaltsam auf; ihr Herz klopfte zum Zerspringen, aber ihre Stimme zitterte nicht. O, sie konnte stark sein! Sie war stolz auf ihre Selbstbeherrschung, die Arme, nicht bedenkend, daß des Weibes höchste Stärke in seiner Schwäche liegt.

„Wie sehnlich ich wünschen mag, Sie hier zu fesseln, Frankenberg, — Gott verhüte, daß ich Sie zu einem Entschlusse gegen Ihre Überzeugung verleiten sollte! Bleiben Sie sich selber treu, das ist eines jeden erste Pflicht."

Frankenberg atmete auf. Der schwüle Augenblick der Gefahr war vorüber, das Schicksal seines Herzens entschieden für immer.

„Wahrlich, ich fürchtete schon, als ein völlig Undankbarer vor Ihnen zu stehen. Wie freue ich mich, daß Sie mein Empfinden begreifen. Sie sind wirklich ein treuer Kamerad! Und treue Kameraden wollen wir bleiben, wohin das Schicksal mich auch verschlagen möge." Er schüttelte ihre eiskalte Hand und ging.

Im Vorsaale traf er auf Tilde. Sie kniete vor der Kommode, hatte den Kopf auf die Arme gelegt und schluchzte bitterlich. Das Licht der kleinen Flurlampe spielte in matten Reflexen auf ihren dunkelbraunen Flechten.

„Fräulein Tilde! Um Gotteswillen, ist denn das ganze Haus heute in Gram versunken? Kommen Sie doch zu sich! Was ist Ihnen? Kann ich Ihnen nicht helfen? Klagen Sie mir Ihren Kummer. Richten Sie doch nur Ihr Köpfchen auf! So, so ist's recht. Nun, wer hat Sie gekränkt? Wer hat Ihnen ein Leid gethan?"

Da hob Tilde das in Thränen gebadete Gesicht zu ihm auf, und durch den Thränenschleier sah er ihre Augen auf sich gerichtet in selbstvergessener Hingabe. „Wenn Sie wirklich gehen, Herr Doktor, — was soll aus — aus mir werden?"

Den Redakteur traf's wie ein elektrischer Schlag. Eine Liebeserklärung, kindlich, naiv, halb unbewußt aus dem Herzen hervorquellend! Und das Mädchen selbst, wie schön, wie jung stand es vor ihm, in der großartigen Einfachheit einer leidenschaftlichen Empfindung sich wegsetzend über Brauch und Sitte der Welt. Ein Zauber lag über ihrer Erscheinung, über ihrem Thun, ein Zauber, dem Frankenberg nicht widerstand.

Er zog die holde Fragerin in seine Arme und bettete ihr nasses Gesichtchen an seiner Brust.

„Wenn ich gehen muß, wird es nur von dem Willen eines gewissen jemandes abhängen, ob er mit mir geht." —

Die Wahl war entschieden. Die kluge, energische Frau da drinnen taugte zur Freundin, zur Beraterin, — diese hier war das Weib, das ein Mann an sein Herz nehmen mag, das unverständige, warmherzige, schwache und darum allmächtige Weib, das gläubig und vertrauend aufschaut zu seinem Herrn und Gebieter, Schutz suchend, keinen Schutz gewährend, willig, alles aus der Hand des Geliebten zu empfangen und nichts dafür zu geben als sich selber.

Als die Lampe in ihrer Kammer an diesem Abend erlosch, dehnte Tilde sich in frohem Glücksgefühl in ihrem Bette, lächelte ein Weilchen ins Dunkel hinein in stiller Freude über das süße Geheimnis. Dann fielen ihre strahlenden Augen zu, und sie schlief den tiefen, erquickenden Schlaf sorgloser Jugend.

In Mila's Kammer erlosch die Lampe in dieser Nacht nicht. Früh am nächsten Morgen suchte sie ihren alten Freund auf; er mit seiner Milde und Geduld sollte zwischen den starrsinnigen Parteien vermitteln. In sich überstürzender Hast sprudelte sie ihr Anliegen hervor.

Der Arzt betrachtete indes schweigend die roten Flecke, die auf ihren eingefallenen Wangen brannten; zwischen ihren keuchend hervorgestoßenen Bitten meinte sein erfahrenes Ohr die unregelmäßigen Schläge ihres Herzens förmlich zu hören, die ihr den Atem versetzten. Er wurde ernster und ernster.

„Was vermögen wir hierbei?“ sagte er endlich. „Mein Bruder weiß, was er will, Dokter Frankenberg ohne Zweifel desgleichen. Es bringt keinen Segen, gewaltsam zusammenzuhalten, was von Natur auseinander strebt.“

„Aber wenn die Verhandlungen sich zerschlagen, geht Doktor Frankenberg nach Berlin —“ Sie stockte errötend. Das hatte sie nicht aussprechen wollen. Wider ihre Absicht trat die Furcht ihres Herzens in Worten auf ihre Lippen. „Es ist begreiflich, daß ich mir den anregenden Verkehr mit einem Berufsgenossen gern erhalten möchte,“ setzte sie verlegen hinzu.

„Anregend? Sagen Sie aufregend, zu Grunde richtend, und Sie kommen der Wahrheit näher. Sie sahen fröhlicher aus den Augen und schrieben bessere Bücher, ehe sie seine interessante Bekanntschaft machten. Nun denn, nein! gerade heraus: ich mag ihn nicht! Er sei als Schriftsteller was er sei, — für einen guten Menschen halt' ich ihn nicht!“

„Herr Doktor —!“

„Halt' ich ihn nicht. Und wenn Ihre Augen mich auch noch so zornig anfunkeln. Was haben Sie für diesen Frankenberg nicht an Zeit und Mühe geopfert! Bettelwege gehen Sie für ihn! Und er! Hat er kein Auge, die Veränderung an Ihnen wahrzunehmen, die uns alle mit Besorgnis erfüllt? So völlig bar aller Eitelkeit wird er ja wohl nicht sein, daß er sie nicht zu deuten wüßte. Wenden Sie sich nicht ab. Ich bin ein alter Arzt und nenne die Dinge bei ihrem Namen. Daß er noch schwankt, zögern kann, nicht mit beiden Händen nach einem Glücke greift, das ihm, unverdient genug! in den Schoß fällt, — das nimmt mich gegen ihn ein, das kann ich ihm nicht vergeben.“

„Sie irren, Onkel Wolpers,“ erwiderte Mila leise mit niedergeschlagenen Augen. „Nie ist zwischen uns von Liebe die Rede gewesen. Ja, liebte er mich selbst, wie könnte er sprechen bei der augenblicklichen Unsicherheit aller seiner äußeren Verhältnisse?“

„Meinen Sie das? Gut. Er soll die Stellung haben, wie er sie wünscht. Ich verbürge mich dafür.“

„Liebster, bester Onkel Wolpers!“

„Schon gut. Danken Sie mir dadurch, daß Sie vernünftig sind. Nehmen Sie Ihre Arbeit wieder auf, mäßig, ohne Hast, zwei Stunden täglich nur. Ich will nicht, daß Ihre Gedanken sich beständig um denselben Punkt im Kreise drehen."

Dem Mädchen traten die Thränen in die Augen. „Onkel, — könnt' ich arbeiten!"

„Wir hegen besseres Zutrauen zu Ihnen, mein Bruder und ich. Am nächsten Sonntag wollen wir Sie mit den Ihrigen im Zoologischen Garten treffen und bei einer Tasse Kaffee ganz gemütlich den Plan zu dem neuen Roman bereden, welchen Sie für meinen Bruder schreiben sollen. Werden Sie kommen?"

„Alles, was Sie wollen. Nie werde ich Ihnen vergessen, was Sie mir in dieser Zeit der Not gewesen sind!" —

Als Mila heimkehrte voll neuer Hoffnung, mit dem ehrlichen Willen, alle Kräfte einzusetzen zur Arbeit, fand sie ihre Mutter über einige Journale gebeugt. Vieles Lesen war sonst Frau Wingolf's Sache nicht.

„Weißt du, Mila, von der H. erscheint eben wieder ein Roman in Buchform. Du mußt nur einmal die Besprechung lesen. Wie die gelobt wird!"

Mila zuckte zusammen. Die Wunde, die ihr Ehrgeiz erlitten hatte, war noch so frisch, — warum konnte die Mutter nicht ablassen darin zu wühlen? Aber sie beherrschte sich. „Das Lob wird wohl verdient sein. Die H. schreibt sehr gut."

„Ja, und von der B. steht fast in jedem Journal eine kleine Novelle. Wie die es nur anfangen mögen?"

Mila zog in nervöser Hast ihre Handschuhe aus.

„Die O. kommt auch vorwärts. — Nur dir wird alles zurückgeschickt."

„Leider."

„Du hast kein Glück, Mila."

„Es wird wohl so sein, Mama."

„Vielleicht fängst du's auch nicht richtig an. Warum lässest du die Liebesleute nicht zum Schluß einander heiraten, wenn die Menschen das nun einmal lieber lesen? Dir kann's doch einerlei sein. Von den paar hundert Mark, welche du erworben hattest, ist nachgerade der letzte Heller aufgezehrt, und alle Auslagen kann die Tilde, das arme Ding! von ihrem bischen Retouchieren doch wirklich nicht bestreiten —"

Hier brach Frau Wingolf ab, denn die, mit welcher sie redete, war hinausgegangen. Vor ihrem Schreibtisch saß Mila müßig, den Kopf in die Hand gestützt, und schwere Thränen tropften langsam von ihren gesenkten Lidern auf die Tischplatte nieder. —

Am Sonntag Nachmittag wanderte die Familie Wingolf nach dem Zoologischen Garten. In Mila's Augen leuchtete heute frohe Erwartung. Sie hatte heimlich Doktor Frankenberg hergebeten. In ihrer Gegenwart, an dem schmucken, kleinen Gartentisch sollte er die folgenschwere Unterredung mit dem Buchdruckereibesitzer führen.

Die Brüder Wolpers fanden sich bald ein, wer nicht kam, war Doktor Frankenberg. Sein Ausbleiben machte Mila fiebern. Innerlich beschäftigt saß sie dem kleinen lebhaften Herrn, dem Bruder des Doktors, gegenüber, und ihr Blick begegnete nur zerstreut dem Blick seiner dunklen Äuglein, welche sie über eine Hakennase hinweg freundlich und neugierig musterten. Der Kaffee war getrunken; Frankenberg kam noch nicht. Tilde stand auf, sie wollte die Tiere sehen, sie war nicht gescheit genug zu einem gelehrten Gespräch. Glückselige Tilde! die frei herumwandern durfte, ihm entgegengehen, ihn aufsuchen, während sie, Mila, wie festgewurzelt auf ihrem Stuhle verharren mußte.

„Also, wenn's beliebt, nun zum Geschäftlichen," begann Adolf Wolpers, seine Tasse zurückschiebend. „Mein Bruder hat mich auf Sie aufmerksam gemacht, liebes Fräulein. Ich bin so eine Art von Wucherer, müssen Sie wissen. Ich kaufe die Talente gern auf dem Halm. Man kann dabei irren, das ist wahr. Aber oft ist mir das nicht begegnet. Ich habe Ihren Roman gelesen. Er gefällt mir. Ich möchte Ihr nächstes Werk verlegen —"

Mila fuhr halb vom Stuhle auf. Das, dort ganz hinten, das war Frankenberg! Diesen feierlich gemessenen Gang, dies eigentümliche Wiegen der Schultern gab's nicht zum zweiten Mal. Aus der tausendköpfigen Menge, welche den Garten füllte, erkannte sie ihn heraus. Nun würde sich's entscheiden!

„Was ist Ihnen, liebes Fräulein," fragte Wolpers befremdet. „Sie hören meine Worte gar nicht."

„Doch, doch — verzeihen Sie, Sie sind ungemein gütig. Es war nur — ich glaubte — ich bin sehr schreckhaft jetzt."

„Ich weiß, Bruder Fritz sagt mir, Sie wären leidend. Armes Kind, man braucht nicht Arzt zu sein, um das zu sehen. Aber wir wollen Sie gesund machen. Ich bin ein praktischer Mensch, sehen Sie, ich sage mir: du wünschest eine Arbeit von dieser Dame zu bringen. In ihrem augenblicklichen Zustande ist sie nicht fähig eine solche zu liefern. Beseitigen wir vor allem diesen Zustand. Für den Roman, welcher in der von mir geplanten Zeitschrift erscheinen soll, zahle ich 2000 Mk., 1000 als Vorschuß, und diesen Vorschuß nutzen Sie dazu, den Sommer an irgend einem gesunden Orte, den Ihnen mein Bruder bestimmen mag, in völligem Nichtsthun zu verbummeln. Einverstanden?"

Frau Wingolf stieß ihre Tochter unter dem Tisch mit dem Fuße an. Tausend Mark! Wie konnte das dumme Mädchen bei solcher Aussicht dasitzen wie ein Stock! Sie war eine große Freundin von Vorschüssen.

„Mich ängstigt nur," sagte Mila gedrückt, „ob ich im stande sein werde, Ihren Erwartungen zu entsprechen? Ich bin zur Zeit sehr unglücklich in meinen Versuchen."

„Das lassen Sie meine Sorge sein." Er begann nun, ihr seine Wünsche in bezug auf Stoff und Ausführung des Romans klar zu legen.

Mila hörte nur halb. Frankenberg war nicht gekommen. Auch Tilde kam nicht zurück. Was war geschehen? Wer hielt ihn auf? Was konnte ihn veranlassen, ihren ausgesprochenen Wunsch zu mißachten? Weilte er bei einer, die ihm

mehr galt als die arme Mila? Immer bleicher ward ihr Gesicht, immer fieberhafter glänzten ihre Augen. Doktor Wolpers legte endlich mahnend die Hand auf den Arm seines lebhaften Bruders. Dieser sprang auf.

„O, ich bin sehr unbedacht! Alles Übrige später. Reisen Sie! Reisen Sie und kehren Sie uns gesund zurück.“ —

Nachdem die Brüder gegangen waren, stellte Tilde sich ein. „Haben die gelehrten Herren sich endlich verabschiedet! Uff! Das war eine lange Sitzung.“

Mila faßte ihre Hand. „Tilde, mir schien vorhin, als — aber ich kann mich irren, als ginge Doktor Frankenberg durch den Garten. Hast du ihn gesehen?“

„Gesehen und gesprochen.“

„Gesprochen auch?“

„Au! Du thust mir weh! Genier' dich und mißhandle meinen Arm nicht so. Am Bärenzwinger hab' ich ihn gesprochen, ja. Er wollte wissen, in welchem Kostüm wir zum Feste gingen, du und ich. Da habe ich ihm schön was aufgebunden.“

„Wußte, — wußte er, daß wir ihn hier erwarteten?“

„Natürlich. Er hat ja deshalb einen großen Bogen um Euch gemacht. Es ging ihm wie mir. Er graulte sich vor den beiden Weisen. Geschäfte am Sonntag Nachmittag machten ihm den Kaffee bitter, meinte er. Da hat er lieber mit mir den Waschbären gefüttert.“

„So — ja so — den Waschbären habt ihr gefüttert.“

„Prinzessin, hab' ich irgend etwas nicht recht gemacht?“

„Nein, es ist gut. Alles ist gut.“

Sie wanderten heim die lange Allee am Waldessaume entlang, jede der drei Frauen in ihre eigenen Gedanken vertieft. In Mila kämpfte das Verlangen, sich den Besitz des geliebten Mannes zu sichern mit der Scham, ihre Neigung zu verraten. Tilde dachte an die Unterredung, welche sich gleich nach Frankenberg's Verabschiedung Anton Waßmann erzwungen hatte. Wie war dieser sanfte, stille Junge verändert! Noch magerer schien er als vordem, und die Nase trat noch spitzer hervor. Aber die matten Augen waren groß geworden und blitzten, und die etwas schwache Stimme schmeichelte und grollte:

„Ich bin neulich heftig gewesen, Tilde. Ich will sanft sein heute, ganz sanft, aber höre mich an! Höre mich ruhig bis zu Ende.“ Und über die Brüstung des Bärenzwingers gelehnt, Ellenbogen an Ellenbogen mit ihr, hatte er begonnen. „Ich habe keine Jugend gehabt wie andre Menschen, Tilde. Nachdem sie meinen Vater hinaus getragen hatten, hieß es für mich, den Ältesten, verdienen. Ich habe Unterricht erteilen müssen, ehe ich selbst etwas gelernt hatte, und Botengänge verrichten und mich nützlich machen, wo sich eine Gelegenheit bot. Kehrte ich abends müde heim, hieß es die kleinen Geschwister warten. So wie ich eingesegnet war, kam ich aufs Büreau und hatte nie einen Pfennig für mich selbst. Alles, alles verschlang die Not daheim, alles rann mir wie Sand durch die Finger. Und ich habe keine Freude gehabt in all' den Jahren als dich. An

dein liebes Gesicht hab' ich gedacht, wenn mir mein Tagewerk zu schwer wurde. Und wenn ich Botengänge thun mußte in heißen Mittagsstunden, wann auch die Hunde im Kühlen lagen und schliefen und kein Fuhrmann seinem Gaul eine Fahrt hätte zumuten mögen, hab' ich in Staub und Sonnenschein einzig ausgespäht, wo ich eine Blume möcht' erwischen für dich, und wenn ich heim kam und du danach griffest und sie ins Haar stecktest oder an deine Brust und sagtest: „Danke, lieber Anton," dann war's mir, als hätt' ich den Tag auf einem Polsterstuhle zugebracht und wußt' nichts mehr von Müdigkeit. Du bist meine einzige Freude gewesen in meiner Kindheit, und wenn mir's in späterer Zeit auf der Seele lag, daß ich nicht zu Tanz gehen konnte wie andre junge Leute, und daß ich mich würde quälen müssen bis ins hohe Alter, da bist wieder du meine einzige Freude und mein Trost gewesen. Und ich habe mir gedacht: wozu brauchst du zum Tanz zu gehen? Kommt dir in deiner Stube des Abends dermaleinst die Tilde entgegen und heißt dich willkommen, das ist besser als Tanz und Musik. Und, siehst du, eine Freude muß der Mensch auf der Welt haben, eine einzige Freude wenigstens, sonst verbittert er und fängt an mit dem Herrgott zu hadern, der ihn und die Welt gemacht hat, wie sie sind, und wird ein Säufer, ein Lump und schlechter Kerl. Und darum soll niemand einem Menschen seine einzige Freude nehmen, das ist eine Todsünde. Und wenn das dein Ernst ist, Tilde, mit dem feinen Herrn, und daß du von mir nichts mehr wissen willst, so wär's schon das Beste für mich, ich spränge gleich da in den Zwinger hinunter. Dann wär's mit eins abgethan. Denn dann hab' ich nichts mehr, was mich freut, nicht in der Gegenwart und nicht in der Zukunft, und habe keine Geduld zu leben und meine Schuldigkeit zu thun, weil es mir nicht der Mühe wert ist, mein Brot zu erwerben im Schweiße meines Angesichts, wie's in der Bibel steht, wenn mir jeder Bissen davon vergällt und verbittert ist. Und ich sag' es nicht, um zu drohen; ich sag' es, weil es so ist: ich werde irgend etwas Schreckliches begehen. Das kommt so, ohne daß ich's will. Du aber mußt das wissen, damit du deine Gedanken zusammenfassest und überlegst, was du thust. Es ist keine kleine Sache, einen Menschen ins Unglück zu bringen, und wenn ich auch nur ein ganz geringer Mensch bin, unserm Herrgott wird es nicht gleichgiltig sein, wenn du auf mich trittst wie auf einen Wurm. Tilde! Tilde! Du bist mein einzig Glück, meine Freude, meine Belohnung, mein Schicksal, mein Himmel, auf den ich hoffe, meine Seligkeit. Erwäg's, ob du mir das alles nehmen darfst!"

Die Thränen waren ihr warm in die Augen getreten vor Mitleid bei des Burschen Worten. Was half's? Die Liebe in ihrem Herzen war tot. Die weckte kein Rütteln und Rühren mehr auf. Und eine dumpfe Furcht ergriff sie vor der Leidenschaft des einst Geliebten. Gut, daß Frankenberg ihre Verlobung vorläufig geheim zu halten wünschte. Wenn er nur lieber nicht in der Stadt bliebe, damit sie Anton aus den Augen käme! Am Ende that er ihr gar ein Leid! Und das Leben war so schön, sie war so jung, so glücklich, sie wollte nicht sterben!

„Tilde," sagte die ältere Schwester in diesem Augenblicke mit bebender Stimme. Sie standen in der kleinen Wohnstube mit dem epheuumrankten Fenster, die

Mutter war in die Kammer voraufgegangen. „Tilde, nicht wahr? Es ist nicht? Es ist Einbildung, Narrheit — du liebst Doktor Frankenberg nicht?"

Wenn der Blitz neben ihr eingeschlagen hätte, Tilde wäre nicht verblüffter gewesen. „Wie? Was meinst du?"

„Du bist jung, Tilde, und hübsch, sehr hübsch. Die ganze Welt steht deinen Wünschen noch offen und — es ist thöricht — aber als du mir vorhin erzähltest, daß Doktor Frankenberg mit dir im Zoologischen Garten gesprochen hat, während ich, ich ihn vergeblich erwartete — habe Nachsicht mit meiner Schwäche! Ich ertrag's nicht, euch beisammen zu sehen. Meide ihn! Ich bitte dich, ich beschwöre dich! Wenn ich dir jemals lieb und wert gewesen bin. Ach!" — Sie schlug sich vor die Stirn und wandte sich ab, — „Närrin, die ich bin mit meiner Bitte! Liebst du ihn nicht, so ist sie überflüssig, und liebst du ihn, — wann in der Welt sind verlorenere Worte geredet worden?" —

In Tilde regte sich das Gewissen, während sie der Davoneilenden nachsah. „Ich hätt's ihr sagen müssen. Jetzt hätte ich's ihr sagen müssen." Und dann tröstete sie sich: „Ach was! Ist's meine Schuld? Mich liebt Eduard doch nun einmal!"

Am nächsten Morgen versuchte Mila zum letztenmal zu arbeiten. „Die große Klippe," schrieb sie auf einen weißen Bogen. „Roman von Emilie Wingolf." Und als sie den Namen geschrieben hatte, schien's ihr, als lachte jeder einzelne Buchstabe ihres Namens ihr höhnisch ins Gesicht. „Emilie Wingolf, Emilie Wingolf schreibt keine Romane mehr."

Da sie aber nachsann, was sie eigentlich zu sagen gehabt hätte, mußte sie selbst lachen, ein schrilles, trauriges Lachen der Verzweiflung.

Mit langsamer, fast feierlicher Bewegung klappte sie das Buch zu. „Es ist aus. Der wunderliche Freund hat recht behalten. Ich werde kein Kunstwerk mehr schaffen." Sie hob die gefalteten Hände zum Himmel. „Liebe, auf deren Altar ich opfernd niederlege alles, was ich bisher geschätzt, verehrt, erstrebt, gehofft habe, sei mir gnädig! Kein besonderes Schicksal erträume ich mir mehr, nichts als des Weibes schlichtes, unscheinbares Glück. Gewähre mir den Mann, den sich mein Herz ersehnt, daß ich sein sei, ihn lieben, ihm dienen dürfe, — und ich will den Tausch als Gewinn preisen." —

Von diesem Tage ab versuchte Mila nicht mehr zu schaffen. Sie nähte mit fieberhaftem Eifer an ihrem Zigeunerkostüme zum Maskenfest. Kein Stoff war ihr kostbar, kein Schmuck malerisch genug. Frau Wingolf überschlug seufzend die Summen, welche dieser nie wieder zu verwendende Tand verschlang und die Zeit, die kostbare, verlorene Zeit! „Daß du noch Vergnügen an solchen Dingen findest," klagte sie vorwurfsvoll.

Mila biß die Zähne zusammen. „Noch? — Es ist in meinem Leben das erste Fest, Mama."

Alles in ihrem Elternhause verletzte sie jetzt, jedes Wort der Mutter, jeder Blick, welcher ihr die Muße, die sie sich nahm, zu mißgönnen schien. Zum erstenmal rechnete sie's den Ihrigen im verbitterten Herzen nach, wie viel sie allezeit

gegeben und wie wenig an Liebe sie empfangen hatte. Innerlich fühlte sie sich schon völlig losgelöst von ihnen. Gut, daß ihre Tage daheim gezählt waren! An Frankenberg's Seite war künftig ihr Platz. Bei seinem letzten Besuche hatte etwas besonders Inniges, Weiches im Klang seiner Stimme gelegen, eine Frage schien auf seinen Lippen zu schweben. Auf dem Feste würde sie ihm Antwort darauf geben.

Am entscheidenden Morgen schickte Doktor Wolpers ihr den von seinem Bruder, Frankenberg's Wünschen entsprechend, ausgeführten Kontrakt zu. Eine einzige Zeile begleitete ihn: „Dem Verlobten meiner lieben, kleinen Mila."

Sie lächelte und steckte das Blatt in die Tasche ihres Maskenanzugs.

Und nun war der Abend da. Seite an Seite fuhren die Schwestern dem Zoologischen Garten zu. Sie schwiegen beide, in ihre Gedanken verloren, während der Wagen langsam den Waldsaum entlang rumpelte, vom wolkenlosen Himmel herab der Vollmond schien, und den Schatten des unbewegten Blattwerks in scharfer Zeichnung über den Fahrdamm warf. Plötzlich zuckte Tilde zusammen und drängte sich enger an ihre Begleiterin.

„Was giebt's? Was hast du?"

„Mila, siehst du den Mann dort hinter den Stämmen?"

„Ein Festteilnehmer ohne Zweifel."

„Ich glaube, es ist Anton Waßmann."

„Nun? — Vor Anton wirst du dich doch nicht fürchten?"

„Ich weiß nicht — es ist eine dumme Geschichte. Ihr habt ganz recht gehabt, du und die Mutter. Ich wollte, ich hätte mich nie mit ihm eingelassen."

Der Wagen hielt. Ein kurzer Aufenthalt in der Garderobe, und das blendende Licht des Festsaales strahlte den Eintretenden entgegen. Zahllose Gasflammen ergossen ihren Schein über einen künstlichen Wald von Blattpflanzen und blühenden Rosen, welche die Wände des Saales dem Blicke entzogen. Den phantastischen Zaubergarten durchwogte eine phantastisch aufgeputzte Schar. Mila aber war's ernst und feierlich zu Mut, in der lustigen Verkleidung ging sie den folgenschwersten Gang ihres Lebens. Und während Tilde, schnell untertauchend in den Strom der allgemeinen Lust, im Gedränge verschwand, blieb sie am Eingange stehen, befangen, beklommen. Lauter Masken, kein Gesicht! Sie war gekommen einen Einzigen zu suchen. Wie sollte sie ihn finden unter all' den Larven?

Da fühlte sie ihre Hand ergriffen. „Fräulein Wingolf," flüsterte eine Stimme, seine Stimme dicht an ihrem Ohr. Sie nickte glückselig. Er war bei ihr, nun war alles gut.

„Und du zweifeltest, daß ich dich erkennen würde!" lachte Frankenberg. „Als ob es deinesgleichen so leicht würde sich zu verstecken."

Wie denn? Mila hatte nie gezweifelt. Und weshalb dutzte er sie heute? Aber das brachte wohl die Maskenfreiheit mit sich.

Er zog ihren Arm in den seinen. Es that ihr wohl, sie fühlte sich schwach, bedürftig einer Stütze, sie, die ihr Leben lang andere gestützt und geleitet hatte.

Wie köstlich das sein mußte, einmal nicht zu denken, nicht zu wollen, auszuruhen an einem Herzen, das sie liebte und für sie dachte und entschied!

„Komm mit hinaus," sagte der Redakteur. „Zwar kann ich mir denken, daß Du darauf brennst, die Herrlichkeit hier zu bestaunen, aber dazu finden wir später Zeit. Ich habe wichtiges mit dir zu reden."

Er zog sie ins Freie, in den festlich geschmückten Garten. Zwischen den rosigen Schimmer der Papierlaternen warf der Mond sein Silberlicht. Gras und Blumen richteten sich auf im sinkenden Tau. Glühwürmchen flogen, und die Grillen zirpten, sonst kein Laut. Die Käfige, die Gehege standen zumeist leer, nur einige Rehe äugten neugierig durch die Palissaden ihres Zaunes, und zwei Schwäne kreuzten lautlos die dunkle Fläche des Weihers, Silberfurchen zurücklassend auf ihrer Bahn.

Frankenberg drückte Mila's Arm fester. „Du schauerst ja, Lieb. Friert Dich? Bist du böse auf mich? Oder warum steht dein Plappermäulchen heute völlig still?"

Wie eine eisige Hand legte sich's um Mila's Herz. Konnten diese Worte ihr gelten? „Ich höre," stammelte sie tonlos. Es stand eine Bank unter einem jung begrünten Eichbaum. Darauf ließ sie sich nieder. Ihre Füße trugen sie nicht mehr.

Er setzte sich neben sie und nahm die Maske ab. „Am Ende bist du wieder eifersüchtig wie neulich? Ja, Schatz, jetzt seh' ich's! eifersüchtig auf deine Schwester. Aber, Lieb, wie soll ich dir's nur begreiflich machen, daß nichts mich zu ihr zieht, gar nichts, als die Sympathie, die man einem guten Kameraden, einem liebenswürdigen Berufsgenossen entgegenbringt. Natürlich wissen wir einander viel zu sagen, das versteht sich von selbst. Was sie interessiert, interessiert auch mich. Das gleiche Handwerk bringt's mit sich. Aber den Genuß, den ihre Worte mir gewähren, den gewährt mir zur Not auch ein gutes Buch. Ich liebe nicht sie, verstehst du, nicht ihre Person, wie ich dich liebe, jede deiner Fingerspitzen und dein braunes Haar und dein Lachen und jedes noch so närrische Wort, das über deine Lippen geht. Aber es ist ganz gut, daß die Rede auf deine Schwester kommt, gerade Fräulein Mila's wegen wollte ich mit dir sprechen. Es geht nicht weiter wie bisher. Freilich würde es mir lieber gewesen sein, unsere Liebe geheim halten zu können, bis meine nächste Zukunft entschieden ist. Doch in der letzten Unterredung, welche ich mit deiner Schwester hatte, gebrauchte sie einige Wendungen, schien meinen Hindeutungen auf unser Verhältnis eine Auslegung zu geben. — Ich, nichts ahnend, achtete nicht darauf. Ein Wort, das vorgestern Doktor Wolpers im Gespräch mit mir hinwarf, hat mir die Augen geöffnet. — Wirklich, es es ist eine unbeschreiblich peinliche Lage für mich. Ich bin der jungen Dame zu großem Danke verpflichtet, nicht einen Augenblick länger möchte ich sie in dem Irrtum lassen, in dem sie befangen scheint, und weiß doch nicht, wie ich ohne Brutalität ihr denselben benehmen soll. Du mußt mir helfen, Tilde. Du kennst ihre Art, du mußt sie vorbereiten, und morgen, sei's wie's sei, trete ich vor deine Mutter, um dich zur Frau zu begehren. — Was, noch immer stumm? Noch

nicht überzeugt? Ei, du Trotzkopf! Gleich nimm die dumme Maske vom Gesicht und gieb mir einen Kuß zur Strafe für dein Mißtrauen!"

Mila rührte sich nicht.

„Wart' Hexe!" Er beugte sich zu ihr nieder und griff nach ihrer Maske. „Ich gehe einem heißen Kampf entgegen, da muß ich mir Mut trinken." Sein Arm legte sich um ihren Nacken, seine Finger nestelten am Verschluß ihrer Maske. Da sprang sie auf und stieß ihn zurück, daß er verblüfft zu ihr aufstarrte.

Sie aber nahm mit einer langsamen Bewegung die Maske vom Gesicht. „Sie bedürfen keines Mutes mehr, Frankenberg! Was zu sagen war, ist gesagt — und erschöpfend."

„Mila! —" Ein Schauer durchrieselte ihn, ihr hageres Gesicht hatte etwas Gespensterhaftes in dem fahlen Schein des Mondes. „Um Gotteswillen, Fräulein Mila —"

Sie winkte ihm mit der Hand zu schweigen, und er hatte nicht den Mut ihr zu folgen, als sie sich jetzt abwandte und langsam im Dunkel der Bäume verschwand.

Mila trat an den Rand des Weihers und starrte die Schwäne an, stumpf, fast gedankenlos. Die erste Empfindung, welche das vernichtende Geständnis in ihr hervorrief, war die einer toten, starren Ruhe, selbst das Herz schien auszusetzen in seinem Schlag. Es war zu Ende. Nichts mehr zu hoffen, wenn sie des Morgens aufwachte, nichts mehr zu fürchten in den langen, schlaflosen Nächten. Die letzte, schönste Lebenshoffnung dahin, mit ihr jede Sorge. Und es ist hübsch, keine Sorgen zu haben. Eigentlich hätte sie lustig sein mögen, tanzen, lachen, lachen über das tolle Maskenspiel des Lebens — — Und dann plötzlich kam mit dem erstickend einsetzenden Herzschlag der Schmerz, ein wütiger, ungeheuerer Schmerz, eine wahnsinnige Bitterkeit. Warum ihr, gerade ihr wieder dies Leid? War's an der Zerstörung ihrer Künstlerhoffnungen nicht genug? Mußte sie auch noch auf das Glück des Weibes verzichten, das gemeine, alltägliche, ach so heißersehnte Glück, das der Stallmagd wird — und dem herumschweifenden Zigeunerweibe? — Sei's so! Mag das Schicksal sich an ihr versündigen. Das Schicksal ist blind und taub, das Schicksal hat keine Verpflichtung gegen sie. Aber er, für dessen Wohlfahrt sie seit Monaten Tag und Nacht thätig war, aber sie, die großgezogen worden ist von ihrer Hände Arbeit, die jeden Bissen Brot, der über ihre Lippen gekommen ist, und jedes Kleidungsstück, das ihre Blöße deckt, von ihr, nur von ihr empfangen hat, die beiden sind ihr verpflichtet! Und wie danken sie ihr? In die ehrliche Wunde, welche das Schicksal ihr schlägt, gießen sie Gift, hintergehen sie, verhöhnen sie, dulden's, daß sie sich lächerlich macht! — Weil sie Mila ist, haben sie das gewagt, die gute, geduldige, die nicht nachträgt, die keine Rache nimmt, die giebt und duldet und lächelt über die Bosheit, die sie verwunden soll. Aber sie kennen sie doch nicht recht. Nicht aus Schwäche ist sie sanft und geduldig gewesen bis heute und sie wird's nicht leiden, daß man sie bübisch bestiehlt um ihr Glück! Es ist wahr, sie hat's verloren, dies Glück. Ihr kehrt's nicht wieder! Aber die beiden sollen sich seiner auch nicht freuen.

Sie wird es ihnen zerstören. Noch weiß sie nicht, wie? Aber zerstören wird sie's, so gewiß sie noch immer durchgeführt hat, was sie sich vorgenommen.

In ihrer Tasche knistert's bei der raschen Bewegung: Der Kontrakt für Frankenberg, den Doktor Wolpers ihr gesendet hat. Ein seltsames Lächeln verzerrt ihr Gesicht. „Sei ruhig, du treuer Warner, ich bin geheilt. Bald, bald hast du deine alte Mila wieder." Die alte? Ja, wäre nicht das unsinnige Pochen in ihrer Brust! Sie fühlt's, hält die überspannte Maschine da drinnen den Druck dieses Gewichtes noch aus, so giebt es fürder nichts, das sie zum Zerspringen bringen könnte.

Inzwischen hatte sie die Maske wieder vorgelegt und wandte sich dem Ausgang des Gartens zu. Zurückkehren in das Gewühl der Masken, ihn sehen, sie sehen, nimmermehr!

Plötzlich an einer einsamen Stelle fühlte sie sich mit eisernem Griffe umfaßt. Sie erschrak kaum. Was sollte sie noch fürchten? Den Tod? Sie fürchtete den Tod nicht.

„Find' ich dich endlich, Schätzchen? Du hast einen andern hier zu treffen gehofft, das glaub' ich. Aber diesmal bin ich's, der dich hält! Und heute rechnen wir ab. Kennst du mich?"

Mila begriff. Zum zweiten Mal an diesem Abend wurde sie mit der andern verwechselt. „Ja, ich kenne Sie, Anton Waßmann. Ich aber bin nicht die, für welche Sie mich halten."

„Nicht?" Der gleichgültige Ton, in dem Mila redete, machte ihn stutzig.

Mit einer müden Bewegung griff sie abermals nach der Maske und nahm sie ab. „Überzeugen Sie sich."

„Verwünscht! Aber auch Sie kommen mir recht! Auch mit Ihnen hab' ich eine Rechnung zu ordnen! Haben nicht Sie, gerade Sie, das Herz meiner Braut von mir abwendig gemacht?"

Er schüttelte die geballten Fäuste gegen sie. Sein heißer Atem wehte ihr entgegen, stark gewürzt mit dem Duft von Spirituosen. Der demütige, schüchterne Mensch hatte sich Mut trinken müssen zu diesem Überfall.

Über Mila's Lippen kam ein Laut bei dieser Anschuldigung, halb Lachen, halb ein Aufschrei. „Kann man Herzen ab- und zuwenden nach Belieben? Wenn ich's könnte —! Wenn ich's könnte —! Gehen Sie, ich möchte lachen über Ihre Anklage, wäre sie nicht zum Weinen traurig."

„Sie hätten der Tilde nicht verboten, mit mir zu gehen? Wirklich nicht?"

„Hätt' ich's hundertmal, — läßt Liebe sich verbieten?"

„Das ist wahr. So vergeben Sie mir und helfen Sie mir, Fräulein Mila. Ich bin sehr unglücklich. Nein, Sie müssen mich anhören, ich lasse Sie nicht. Wir haben doch als Kinder zusammen gespielt, wenn ich Ihnen auch nie vornehm genug gewesen bin, und Sie jetzt gar, wie die Leute erzählen, eine berühmte Person geworden sind, von der in den Zeitungen steht. Ich, ich bin nur ein gewöhnlicher Mensch. Aber das Unrecht, das die Tilde mir angethan hat, das ist ungewöhnlich, riesengroß, — das schreit zum Himmel, und ich muß es aus-

sprechen zu einer Menschenseele in dieser Nacht, und Sie müssen mich anhören!" Er lief neben ihr her, die das Thor des Gartens durchschritten hatte und nun stetig am Waldsaum entlang der Stadt zuwanderte. Sie wehrte ihm nicht. Es war ihr eine eigentümlich bittere Befriedigung, diesen Menschen neben sich zu haben, einen andern, ihr fast Fremden, Gleichgültigen, der Qual, dem Schmerz, der Wut Ausdruck geben zu hören, die ihr das Herz versengten.

„Wenn ich's Ihnen nur begreiflich machen könnte, wie sie mich getäuscht hat, durch Wort und Blick, und die reizende Zutraulichkeit ihres Wesens, und jedes Lächeln, das ein ewiger Treuschwur schien. Lüge! Lüge, nichts als Lüge! Kaum bewirbt sich der vornehme Herr um sie, so bin ich vergessen, und ihm flüstert sie nun die zärtlichen Worte zu, die sie mir zugeflüstert hat, und ihn lächelt sie an, wie sie mich angelächelt hat. Und es ist ganz dasselbe, ganz dasselbe! Nur der Mann, dem sie das alles gewährt, ist ein andrer! Und, Fräulein Mila, ich habe getragen mein Leben lang, getragen, geduldet, gearbeitet, und weil ich den Mund nicht aufthat zur Klage, haben sie mir die Last schwerer gemacht mit jedem Schritte. Aber auch der Geduldigste empört sich zuletzt. Es ist zuviel, zu viel! Ich will's nicht länger tragen! In alle Welt schrei' ich's aus! Und wenn ich drüber sterbe und verderbe, — ich leid's nicht! Die Tilde wird nicht seine Frau!"

Mila schauerte. Der Entschluß, der sich aus der Tiefe ihrer empörten Seele emporgerungen hatte, wie seltsam klang er, in Worte gekleidet, durch die Stille der Mondnacht! Wie kamen ihre eigenen Gedanken diesem Manne in die Seele? Oder denkt die Leidenschaft immer gleich?

„Es ist vielleicht ein Glück," fuhr Anton fort, „daß ich Sie angetroffen habe, Fräulein Mila, und nicht die andre. Denn als ich die mit ihrem neuen Schatz zusammen gewahrte auf der Bank am Teiche im Mondschein, da sah ich Blut vor den Augen! Und ich weiß es nicht bestimmt, Fräulein Mila, aber es hätte wohl kommen können, daß ich die Falsche erwürgt hätte mit diesen meinen Händen. — Ich meine, wenn ich sie zur Rede gestellt hätte und sie hätte ein Wort gesagt, so ein höhnisches, schiefes, wie ich sie von ihr habe hören müssen. Es ist besser so. Denn ich habe sie noch immer lieb, noch immer. Sie müssen ihr ins Gewissen reden, Fräulein Mila. Von dem Doktor soll sie lassen und mir die Treue halten, die sie mir geschworen hat, und dann soll alles vergeben sein."

„Und wenn sie's nicht thut? Sie wird's nicht thun."

„Dann tret' ich vor den Doktor Frankenberg und sag's ihm, was sie mir gewesen ist und was sie mir gelobt hat, und zeig' ihm den Ring, den sie mir zurückgeschickt hat nach drei Jahren. — Gewiß und wahrhaftig! das thu' ich! Und daran kann er sich's abnehmen, was er von ihr zu erwarten hat, wenn sie seine Frau wird und es kommt ihr ein andrer in den Weg, den sie lieber sieht als ihn. Und wenn er sie dann noch nicht aufgiebt? — Aber er wird sie aufgeben! Kein Mann nimmt ein Mädchen zur Frau, von dem er das weiß, nicht wahr! Warum bleiben Sie denn zurück, Fräulein Mila? Herr Gott! was ist Ihnen?"

Mila lehnte gegen einen Baumstamm. „Ich fühle mich etwas schwach; Sie gehen so rasch. Mein Herz, wissen Sie, das unerträgliche Herzklopfen. — Lassen Sie mich einen Augenblick niedersitzen."

Es stand eine Bank in der Nähe, darauf setzte sie sich. Waßmann blieb vor ihr stehen.

„Glauben Sie nicht, daß dies ein sicheres Mittel ist, die beiden zu trennen? Oder wissen Sie ein besseres?"

Sie hatte sich den Kopf zermartert nach einem Mittel. Dies war unfehlbar, dennoch gefiel's ihr nicht. In des Mannes leidenschaftlicher Rede sah sie wie im Spiegel ihr eigen Bild und sie erschrak davor. Der wilde Aufruhr in ihrem Innern war vorüber. Noch pochte ihr Herz in unregelmäßigen Schlägen, aber in ihrem Kopf war wieder die lichte Klarheit, welche sie zur Dichterin gemacht hatte, das unbestechliche Anschauungsvermögen, das Menschen und Dinge sieht, wie sie sind, unverschönert, unverhäßlicht von Wunsch und Leidenschaft, von Liebe und Haß, gleichwie das leibliche Auge einen roten Gegenstand nicht blau wahrnehmen kann, selbst wenn es möchte. Ihre Lippen zuckten wehmütig. Das bittere Wort Hamlets von der Blässe des Gedankens, die große Entschließungen ankränkele, zog ihr durch den Sinn und ließ sie den einfachen Menschen da vor ihr beneiden um die Einseitigkeit seiner Leidenschaft, die nichts sah, nichts berücksichtigte, nichts begriff als sich selbst. Was half's? In ihrem freieren Geist sah sie nun einmal neben sich die andre und deren Rechte neben ihren Rechten und das allgemeine Gesetz über dem besondern Fall, unter dem sie litt, und sie konnte nicht anders, sie mußte der Einsicht gemäß handeln, die ihr geworden war, ihr zum Heile oder zum Fluch.

„Ihr Mittel wird zum Ziele führen," erwiderte sie langsam, „Sie werden Tilde unglücklich machen, Sie werden Doktor Frankenberg unglücklich machen. Werden Sie selbst deshalb glücklicher sein? Die Liebe fällt wie der Tau vom Himmel, freiwillig, sie läßt sich nicht erzwingen. Wahllos wie der Strahl der Sonne trifft sie das, was auf ihrem Wege liegt, und wär's ein schlechter Kieselstein, und was nicht auf ihrem Wege liegt, das trifft sie nicht, das muß im Dunkel bleiben, wie sehr es sich auch nach dem Lichte sehnen mag. Es ist oft nicht das Schlechtere. Die kostbaren Edelsteine im Schoß der Erde ruhen in ewiger Nacht. Und wollten sie dem Baum die Sonne mißgönnen, die seinen Wipfel trifft, und ihm die Wurzel vergiften, daß er absterben muß und den Sonnenschein nicht mehr empfinden kann, wie warm er auch auf ihm ruhe, — was hülf' es ihnen? Würde darum auch nur ein Schimmer von der Flut von Licht, welche noch den Toten bescheint, erhellend hinabdringen in ihr ewiges Dunkel? — Armer, betrogener Mensch, was hilft es Ihnen, fremdes Leid zu eigenem zu fügen? Einen Glücklichen unglücklich machen ist leicht wie Totschlag; einem Unglücklichen sein Glück zurückgeben fast so schwer, wie einen Toten zum Leben zu erwecken. Darum lassen Sie den Frohen ihre Freude; sie geht zu Ende, wie Ihr Leid zu Ende geht."

Waßmann schüttelte trotzig seine blonde Mähne, die im Mondschein Funken zu sprühen schien. „Das sind hübsche Worte für eines Ihrer Bücher, Fräulein Mila. Aber Sie würden so nicht zu mir sprechen, wenn Sie jemals einen Menschen lieb gehabt hätten, wenn Sie wüßten, wie das thut, wenn man einem Menschen sein Liebstes nimmt, an dem sein Herz und sein Gemüt mit allen Fasern hängen, seine Erinnerung, seine Hoffnung. Das wissen Sie nicht, Fräulein Mila."

„— Weiß ich's nicht?!" Aus Mila's brennenden Augen stürzten plötzlich die Thränen stromweis über die hageren Wangen. Sie rang die Hände in hilfloser Pein. „Alles, alles, alles hab' ich verloren! Können und Lieben, Glauben, Hoffnung, Geduld! Ich bin ärmer, als Sie jemals werden können!"

„Fräulein Mila, —" stammelte der Zornige betroffen. Er hatte das Mädchen immer hoch über sich gesehen. In seinen zur Schau getragenen Widerwillen gegen den Blaustrumpf mischte sich ein gut Teil Respekt vor ihrer Überlegenheit, und nun ward der Auserlesenen unter den Menschen kein andres Los als ihm, dem armen Anton Waßmann, dem's immer auf den Weg schneite, er mochte rechts oder links gehen. O, er begriff völlig. Hatten nicht thörichte Menschen ihm von den Besuchen Frankenberg's und seiner Bewerbung um das ältere Fräulein Wingolf erzählt? „Fräulein Mila," wiederholte er. Ihr fassungsloses Schluchzen schnitt ihm ins Herz und verwandelte seinen jahrelangen Groll gegen sie in tiefes Mitleid. „Wenn ich nur etwas für Sie thun könnte, einen Trost wüßte. —" Und dann kam ihm ein Einfall. „Wenn Sie ihn doch lieben, wie sie sagen, — warum wehren Sie mir zu thun, was uns beiden frommt?"

„Soll ich sein Unglück wünschen, weil ich ihn liebe?" Sie trocknete ihre Thränen und reichte dem Schicksalsgefährten ihre abgemagerte Hand. „Wie weh es thut, lassen zu müssen, was man liebt, Sie und ich, wir haben's erfahren. Wir sind von denen, die im Schatten wohnen. Werden Sie ruhiger und Sie werden mir beistimmen, daß man wohl sterben kann an solchem Schicksal, aber nicht denen die Sonne verdunkeln, die uns teuer sind."

Er wiegte den Kopf, erschüttert, nicht überzeugt. „Gestatten Sie mir Sie heimzugeleiten. Der Tau fällt, Sie bedürfen der Ruhe."

Sie stützte sich schwer auf seinen Arm, denn ihre Kniee wankten. Langsam, in tiefem Schweigen schritten sie hin. Aber vor ihrer Hausthür wandte Mila sich zu ihm, und nie hat er ihr Bild vergessen, wie sie hoch aufgerichtet stand im Mondschein, der hell wie Tageslicht die Straßen erfüllte, wie ihre Augen sich auf ihn richteten mit dem halb erloschenen, gleichsam blinden Blick, welchen die Sage den Geistern Abgeschiedener beilegt und ihre Lippen zweimal vergeblich zur Rede ansetzten, bis endlich die Worte darüber hervorbrachen: „Zerstören Sie nicht meiner Schwester Glück, Anton! Vergeben Sie ihr."

Er antwortete nicht.

„Vergeben Sie meiner Schwester! Versprechen Sie mir's."

Er versprach's nicht. „Gott helfe Ihnen, Fräulein Mila! Und wenn ich Ihnen in Wort oder Gedanken Unrecht gethan habe, so ist's mir heute leid, herzlich leid. Sie sind besser als wir andern." —

Mila trat in die Stube, wo ihre Mutter bei der Lampe auffaß.

„Um Gotteswillen! Du schon zurück? Es ist doch kein Unglück geschehen?"

„Eher ein Glück. Tilde hat sich mit Doktor Frankenberg verlobt."

„Wirklich? Wahrhaftig? Also doch endlich! Nun, dem Himmel sei Dank! Aber wie ist's denn zugegangen? Erzähle doch, Mädchen! Ich vergehe vor Neugier, und aus Dir ist kein Wort herauszubringen."

„Tilde kann Dir erzählen, Mama. Mir ist nicht wohl."

„Nicht wohl? Was heißt das nun wieder? Aber ich hab's kommen sehen! Das viele Tanzen, das taugt nicht für dich."

„Ja. Mama, das Tanzen, das taugt nicht für mich und das Jungseinwollen auch nicht mehr. Du hattest recht. Es war der letzte Versuch."

„Gott, Kind, ich mißgönne dir dein Vergnügen ja nicht, das mußt du nicht denken, wenn es auch jammerschade um das viele Geld für den Maskenflitter ist, von dem du nun nicht einmal Freude gehabt hast."

„Ich weiß, Mama, du meinst es gut mit mir. Und es wird auch wieder gemütlich in unserm Hause werden — später. Jetzt will ich schlafen gehen. Gute Nacht."

Sie kehrte an der Schwelle noch einmal um und schloß Frau Wingolf in die Arme. „Gute Nacht, liebe Mama." Ihr Herz war übervoll. Ein herzliches Wort, das es erschloß, und sie würde ihren Kopf an der Mutter Brust gelegt haben, sich auszuweinen und ihr zu klagen das marternde, unüberwindliche Leid, das sie fast erstickte. Aber Frau Wingolf, völlig beschäftigt mit dem großen Ereignis von Tilden's Verlobung, sprach dies Wort nicht.

Mila trat in ihr eigenes Zimmer; Muck, die ihren Schritt erkannte, sprang auf einen Stuhl und rieb sich schmeichelnd an ihr. Sie nahm den Kopf der Katze in ihre Hände. „Ja, Muck, nun werden wir zwei wieder mit einander hausen, wir beiden allein und allein für immer," auf welches Versprechen Muck vor Freude zu schnurren begann, als stecke eine Rassel in ihrer Kehle.

Mila zog den Wolpers'schen Kontrakt aus der Tasche, schob ihn in einen Umschlag und schrieb die Adresse Frankenberg's darauf. Dann begann sie vor dem Spiegel das mit Münzen behangene Zigeunermützchen loszunesteln. „Mir wird, was mir gebührt," sagte sie dabei halblaut. „Wie konnt' ich hoffen, daß dies alternde Gesicht ihm gefallen werde? Mein Verständnis für sein Streben, mein Talent, meine alles wagende, alles tragende Neigung für ihn, — was gilt das, was hat das für Wert? Derlei zieht keinen Mann zu einem Weibe, und die es fabeln, lügen. Ach, mir hat niemand gelogen! Sie haben's alle kommen sehen, die Mutter und Waßmann und die Nachbarsleute rechts und links, Menschen, die ich nicht von Namen noch Gesicht kenne, haben es kommen sehen. Nur ich bin taub und blind gewesen. Er hat mich nicht getäuscht, er nicht und sie nicht, meine eigene Narrheit, meine Narrheit allein!"

Und dann fuhr sie zusammen. Frankenberg würde Tilde heimbegleiten heute, würde sie besuchen morgen, täglich kommen als Bräutigam. Und dann würden sie Hochzeit halten und er würde im Hause ein- und ausgehen als Schwiegersohn. Er blieb ja in der Stadt, dank ihrer aufopfernden Fürsorge für ihn blieb

er! Und sie sollte ihn sehen, neben der beglückten Schwester sehen, täglich, stündlich. Nein, nimmermehr! das nicht! nur das nicht! Wenn sie das Anerbieten des großmütigen Freundes annähme, auf seine Kosten hinausginge in die Welt? — Sie würde ihn betrügen, sie konnte nicht arbeiten, wollte nicht arbeiten, nie wieder! Sie glaubte nicht mehr an sich und ihr Talent.

Sie ging zu ihrem Schreibtisch und schrieb auf ein weißes Blatt Papier:

„Gescheitert an der großen Klippe.
Anna Marie Emilie Wingolf"

und Datum und Jahreszahl und malte ein Kreuz darunter.

Und dann lachte sie. Die Grabschrift einer Schriftstellerin. — Eines bliebe mir noch: eine Stellung als Lehrerin annehmen, weit fort in Brasilien oder Australien, wo ich ihn nicht sehe, sie nicht sehe und für schweres Geld andre zu eben solchen Närrinnen erziehe, wie ich eine bin! — Ach, Vertrauen! Vertrauen, Wurzel alles Erfolges, wohin bist du mir geschwunden? Ich habe kein Vertrauen mehr, nicht zu den Menschen, nicht zu Gott, am wenigsten zu mir selbst."

Sie griff sich an die Stirn. Der Kopf war ihr wüst und schwer, das Herz hämmerte noch mit rasender Schnelligkeit. „Morgen will ich einen Entschluß fassen, morgen. Heute muß ich schlafen."

Aber ein Bedenken hielt sie zurück. „Es wird Aufsehen erregen — und ich will kein Bedauern, kein Mitleid, ich ertrag's nicht, selbst von meinem treuesten Freunde nicht!" Sie nahm einen Briefbogen und schrieb:

„Lieber, verehrter Onkel Wolpers!

Nicht *meinem* Verlobten, aber dem Verlobten meiner guten Schwester Tilde habe ich Ihre Sendung übermittelt. Tausend Dank für Ihre Liebe und Treue! Mila."

Dann griff sie nach der Flasche mit dem Schlaftrunk und that einen tiefen Zug. „Ich muß schlafen heute Nacht."

Aber sie schlief nicht. Das empörte sie. „Soll ein gequältes Geschöpf nicht auf eine Stunde seine Qual vergessen dürfen? Beständig sehe ich ihn, sehe ich sie. — Ich will sie nicht sehen. Schlafen will ich."

Und der Zorn erfaßte sie. Sie schüttete den ganzen Rest der Flasche in ein Glas und trank es leer. „Jetzt werde ich schlafen." — Sie schlief.

Als sich das erste Geräusch im Hause regte, sprang Muck auf das Bett und tupfte, wie sie zu thun pflegte, mit der Pfote vorsichtig auf Milas geschlossene Augen, auf daß sie sie aufschlüge. Aber die Lider blieben geschlossen, und Muck geduldete sich, saß auf dem Bettrand und hielt Wacht.

Frau Wingolf öffnete die Thür, sah die Schlafende und zog sich leise zurück. Dann kam Tilde. Die hatte ein schlechtes Gewissen der Schwester gegenüber. Mila war gestern ohne Abschied verschwunden, und sie gedachte ihrer Bitte, ihr den geliebten Mann nicht zu rauben. Darum ruhte sie nicht, bis die Mutter mit ihr zum Bette trat, um Mila zu wecken. Da sahen sie denn, daß es der ewige Schlaf war, in dessen sichern Frieden die Müde eingegangen war.

Tilde verfiel in Weinkrämpfe. Die Mutter saß wie erstarrt in Gram. „Nun zeigt sich's klar, daß ich zu den Gezeichneten gehöre: grüßt das Glück nur eben zum Fenster herein, gleich setzt sich das Unglück bei mir zu Tisch."

Doktor Wolpers stellte als Todesursache Herzlähmung fest. Seine milden Augen blickten ungewöhnlich streng, er mied es, zu Mutter und Schwester zu reden. Das Herz war ihm krank vor Weh, und, der Thränen längst entwöhnt, hätte er weinen mögen. Sein Liebling, das Adoptivkind seines Alters, hingegangen vor der Zeit, gebrochen in der Blüte! Warum hatte er sie nicht retten können?

Auf ihrem Schreibtisch sah er die an ihn gerichteten Zeilen und das Blatt mit dem Kreuz:

„Gescheitert an der großen Klippe.
Anna Maria Emilie Wingolf.
Den fünfzehnten Juli 188—"

Er nahm beides an sich. „Tapfer bis zum Ende," murmelte er mit einem letzten Blick auf das schmale, energische Gesicht in den Kissen.

Und es gab außer dem Doktor noch ein Geschöpf, welches das vorzeitige Abfallen dieser ungewöhnlichen Menschenblüte Mila's Angehörigen im unversöhnten Herzen nachtrug: Muck. Wie ein Steinbild kauerte sie neben der Toten, apathisch duldete sie es, daß Freunde und Bekannte ihre Kränze am Fuße des Sarges niederlegten. Aber sobald Tilde oder Frankenberg die Schwelle des Sterbezimmers überschritten, fuhr sie mit gesträubten Haaren auf und wehrte zischend ihrer Annäherung. Und als der Sarg hinabgetragen wurde, lief die Katze aus dem Hause, wild und blind in die Stadt hinein, unter rollenden Wagen durch, über Zäune und Mauern. Frau Wingolf hätte ihr gern das Gnadenbrot gewährt. Man suchte sie, eine Belohnung ward in der Zeitung ausgeboten für denjenigen, welcher sie zurückbrächte. Umsonst. Vierzehn Tage später jedoch, an einem Morgen, da Tilde sich von Hause entfernt hatte, trat Anton Waßmann schüchtern in die Wingolf'sche Wohnung, auf seinen Armen tragend, was von Muck übrig war. Frau Wingolf sah ihn nicht gern, sie fürchtete Ungelegenheiten für Tilde.

„Ich wollte Ihnen nur mitteilen, Frau Wingolf," hub er an, „in unsres Nachbars Kohlenkeller haben sie Ihre Katze gefunden. Sie saß in der dunkelsten Ecke, den Kopf gegen die Wand gedrückt und da ist sie verhungert und verdurstet. Und ich möchte nicht, daß sie auf den Kehrichtwagen geworfen würde. Denn wenn sie auch nur ein Tier ist, sie hatte ein treues Herz, Frau Wingolf, und die Treue ist selten heutzutage, selbst unter den Menschen, und drum möcht' ich gern, daß Sie mir erlaubten sie zu begraben unter dem Fliederbusch, wissen Sie, in unsrem Garten."

„Das ist hübsch von Ihnen, Herr Anton; mein armes Kind, wenn es noch lebte, würde es Ihnen Dank wissen." Frau Wingolf preßte ihr Taschentuch an die Augen.

„Ich wollte Ihnen noch etwas sagen, Frau Wingolf," fuhr Anton fort, seinen Hut in der Hand drehend. „Wegen der Tilde und deren neuer Verlobung, da, da können Sie ruhig sein und sagen Sie's ihr auch, daß sie ruhig sein kann. Ich kreuze ihren Weg nicht mehr, nicht im Guten, nicht im Bösen.

Nicht um ihretwillen, nein, wahrhaftig nicht um ihretwillen! Sie verdient's nicht. Aber sie hat einen Engel im Himmel, der bittet für sie. Vielleicht vermag seine Fürsprache den lieben Gott, daß er ihr ihre Sünde an mir vergiebt, wie ich, der Gekränkte, sie ihr vergeben habe um jenes Engels willen."

Ohne eine Erwiderung abzuwarten, wandte er sich und ging hinaus, die Treppe hinunter, Stufe um Stufe, in seinem schäbigen Rock, auf dem Arm den toten Liebling einer Toten tragend, deren Beispiel und Zuspruch ihn, den Gedemütigten, Mißachteten, über sich selbst, sein Leid und seinen Haß erhoben hatte zur höchsten Blüte der Sittlichkeit, der freiwilligen Opferung seiner selbst.

Ihre Werke werden sie vielleicht nur um wenige Jahre überleben. Ihren Namen nennt die Nachwelt nicht. Aber von dem Besten, das in ihr war, ist ein Fünkchen, sie überdauernd, übergesprungen in das Herz dieses schlichten Menschen; dort wird es weiterglimmen, und eines Tages wird in einem andern Herzen ein anderes Flämmchen sich entzünden an seinem Feuer, und noch eines und wieder eines. Zu dem heiligen Glutstrom der Nächstenliebe, der Selbstlosigkeit, der reinen Güte, welcher verklärend die Geschichte der Menschheit durchzieht, hat sie ein Fünkchen beigetragen. Des höchsten Ehrgeizes höchstgestecktes Ziel ist erreicht, wenn auch anders als sie sich's erträumte. Nun darf sie getrost zur Ruhe gehen unter dem grünen Rasen: sie läßt zurück, was unvergänglich ist. —

Sechs Monate später feierte Doktor Frankenberg seine Hochzeit mit Tilde Wingolf.

Arndt und Bunsen.[1]

Herausgegeben
von
T. von Bunsen.

I.

Bonn, 28. des Sturmmonds (1846).

Herrn Bunsen Excellenz.

Ich kann meinen Sohn nicht abreisen lassen ohne das schriftliche Zeichen eines herzlichen Grußes und Handdruckes, und das, verehrter Freund, empfangen Sie hiermit gewiß aus vollstem Herzen.

Ich meinte, ich hätte Ihnen recht viel zu schreiben und wollte Ihnen recht viel schreiben, aber bei näherer Erwägung finde ich, daß alles gar gekürzt werden muß, oder vielmehr rein weggeschnitten und weggelassen werden muß. Gewisse Herzensergießungen sind für Männer unserer — zumal

---

[1]) Aus den hinterlassenen Papieren von Bunsen's, dessen hundertjähriger Geburtstag in diesem Jahre gefeiert wird, werden eine größere Reihe ungedruckter Korrespondenzen Bunsen's mit berühmten Zeitgenossen und Freunden in der Deutschen Revue veröffentlicht werden.

Die Redaktion der Deutschen Revue.

meiner — Jahre nicht männlich, und Kopfergießungen — o die sind endlich wie fließende Herbstnebel oder ausgetretene Ströme; sie nehmen, aus der Ferne und halblich oder vierteilich ergossen, die Zeichen der Wege und Straßen weg, und führen in die Irren, zumal wenn sie eben schon aus Verworrenheiten flüssig geworden sind. Da zeigen sie wider Willen Zuvieles, und also nichts recht. In dieser Beziehung sind Briefe schlimme Dinger, weil man in Einzelheiten und Andeutungen dem Freund immer zu viel und zu wenig zu sagen scheint. Ganz anders das Gespräch, wo Aug gegen Aug und Mund gegen Mund leuchtet und tönt. Über unsre Sachen was könnte ich Ihnen überhaupt schreiben aus sog. Nähe, was Sie nicht eben so gut in der Ferne wüßten? Und was ist heute europäische Nähe und Ferne? Gottlob und leider, kaum kann man jetzt den Leuten in Kalkutta und Peking aus London, Paris, Rom u. s. w. noch etwas Weltneues erzählen. Kurz, Sie sehen und wissen besser als ich, daß auch bei uns im lieben Deutschland vielfarbige Geisterchen schwirren und sich zerflattern und daß der große still und unsichtbar über und durch die Welt hinsausende Geist — wie ja zu allen Zeiten geschehen ist — von Wenigen vernommen wird. Doch hoffen wir, daß Gott und die Zeit, die auch Gottes ist, für die neue Welt, welche wirklich viel mehr eine neue Welt ist, als die Mitlebenden empfinden und gewahren können, ihre Arbeit in ihrer großen Weise vollenden werden. Ich, der Hoffnungsvolle, schreie übrigens immer noch nicht mit Vielen: pudet pigetque me aevi mei.[1])

Unsre Freunde hier sind wohl, und wir wünschen, daß es in Ihrem lieben Hause auch so stehen möge. — Dem lieben Georg erzählen Sie, daß seine, wenn ich nicht irre, weiland Mitsingerin Dorothea Dahlmann, unsers wackern Dahlmanns einzige Tochter, zum Verzweifeln krank darnieder liegt. Sie hatte diesen Herbst ihrem Manne, Professor Reischer in Tübingen, ein Söhnlein geboren, welches aber hier nicht hatte weilen sollen. Gram über diesen Verlust und nicht leichter Geburtszustand haben sie niedergeworfen und laut den letzten Nachrichten der Frau Dahlmann, die bei ihr ist, haben die Ärzte die Immerliebende fast aufgegeben. Indessen wir wollen doch des alten Spruches ἐλπὶς ἐν τοῖς ζώουσιν[2]) nicht vergessen.

Ade! Tausend Grüße. Ihr E. M. Arndt.

II.

Bonn den 3. des Fastenmonds 1847.

Einen freundlichen Gruß zuvor.

Es war etwa vor einem halben Jahre, wenn es mich recht erinnert, als ich Ihnen, verehrter Freund, von wegen meines Sohnes schrieb, der einen Zug nach England zu wagen denke, und von der Art, wie er meine, sich auf diesem Zug durchschlagen und helfen zu können. Sie antworteten mir damals freundlich, er dürfe bei seiner Ankunft in London sich sogleich an Sie wenden. Sein Zweck

[1]) „Mein Zeitalter flößt mir Scham und Ekel ein.“ A. d. H.

[2]) Etwa so viel als: „Wo Leben, ist Hoffnung.“ A. d. H.

hinsichtlich jener Englandsfahrt ist allein, sich in der Art, Sprache und Literatur des großen Volkes mehr fest zu setzen und dafür, wenn es ihm gelingt, etwa ein Jahr in England zu leben. Er hofft, daß es ihm durch Ihre Empfehlung gelingen werde, durch einige tägliche Unterrichtsstunden sich seinen Aufenthalt erleichtern zu können. Er ist mein Sohn, und das eigene Loben ist mislich; aber ich darf ihn so weit loben, daß ich sage, er ist ein sittlich unschuldiger und durchaus zuverlässiger Jüngling. Er könnte im Klavierspiel — er gilt für einen trefflichen Spieler — und in deutscher Sprache u. s. w. unterweisen. Doch was beschreibe ich ihn? Er wird kommen und Ihnen selbst seine Pläne und Wünsche vorlegen. Man muß ja die Waare erst sehen, ehe man sie den Anderen anrühmt. Er wird den 20—21. d. M. von hier abreisen und bei seiner Ankunft wenigstens noch ein paar hundert Thaler in der Tasche haben. Doch genug, oder schon zu viel. Doch vor dem Freunde darf man wohl eine Beunruhigung wagen, die vor dem Manne wichtigster Arbeiten in weltgeschichtlichen Kreisen gelindest gesagt unziemlich wäre.

Und nun springe ich von mir und dem Meinigen sogleich straxwegs auf Sie und Ihr liebes Haus über. Da spreche ich zuerst den Wunsch der Gesundheit aus und einer Heiterkeit, die das Leben uns selten und oft Gott giebt und allein fest geben kann. Vor allem einen herzlichsten Gruß und Wunsch Ihrem vortrefflichen Gemal, und beides noch ganz besonders unserm kleinen freundlichen geistlichen Herrn,[1]) der uns wegen seiner angeborenen Milde und Freundlichkeit sehr lieb geworden ist. Wir haben an der Freude seiner Verlobung herzlichen Antheil genommen. — Über Ihren Georg habe ich lange nichts gehört. Ich hoffe, Sie haben glückliche Nachrichten über sein Befinden, vorzüglich hinsichtlich seines Gesichts; er hat in seinem Kopfe so viel Stoff, daß er wahrlich seine beiden hellen Augen zur glücklicheren Verarbeitung desselben sehr nöthig hat.

Unsre Freunde hier sind gottlob in alter Weise, aber sie bleiben leider nicht in alter Weise. Unsern trefflichen Nitzsch werden sie uns nach Berlin entführen. Ein großer Verlust für diese Landschaft, wo er so tiefe Wurzeln getrieben hat und eine feine Pflanzschule von Geistlichen um sich sprießen und grünen sieht. Es ist eine Hauptstadtsunart, daß man für Berlin den andern gelehrten Anstalten nimmt, was bei ihnen eine höhere Spitze gewinnt. — Unser Brandishaus[2]) steht eben recht wohl, auch Sie wieder frisch; Er, wiewohl er zuweilen ein wenig vornüber zu wanken scheint, hat doch viel von der Natur der harten zähen Eiche (seinem Vater) und so wollen wir hoffen, daß er auch mit ruhiger Langlebigkeit sich in den Stürmen des Lebens lange behaupten wird.

Und unser jüngstes Großes, was unser König zur Freude seines Volkes und zur Hoffnung des ganzen Deutschlands hat ausgehen lassen?[3]) Nun das ist ein

---

[1]) Bunsen's ältester Sohn Heinrich ist gemeint.

[2]) Christian August Brandis, Professor der Philosophie in Bonn; Herausgeber des Aristoteles; Jugendfreund Bunsen's. A. d. H.

[3]) Durch Patent vom 3. Februar 1847 war der erste vereinigte Landtag auf den 11. April nach Berlin berufen. A. d. H.

Gegenstand der Hoffnung und des Gebets, nämlich: daß es Ihm, seinem Volke und dem ganzen Vaterlande fröhliche Früchte tragen möge. Rom ist nicht an Einem Tage gebaut und man muß ja hoffen, daß deutscher Verstand und deutsche Tapferkeit und Beharrlichkeit es zu etwas Schönem und Festem ausbauen werden. Sie wissen, ich gehöre trotz aller misliebigen und auch mancher häßlichen Erscheinungen des Tages für unser Deutschland zu den sehr Hoffnungsvollen. Wir sind wahrlich nach Jahrhunderten in einem Anfang eines besseren Anfanges und im Lande und Volke sind die gewünschten Urkräfte noch nicht verfault, die doch allein, freilich mit dem Christenthum, Europa zur Führerin und Herrin der gegenwärtigen Erdenwelt gemacht haben. — Was nun unsern Herrn und unser Wesen betrifft, so ist der Erste durchaus edelmüthig und will das Gerechte und Rechte, aber sein Fuß und sein Blick ruhen nimmer lange genug auf Einem Punkte; man möchte sagen: er sieht zu gleicher Zeit zu viele Lichter und leidet daher leicht an einer gewissen Verführung durch den Glanz. Sie verstehen mich: ich wünsche gewiß nichts Kommunistisches, aber ich wünschte manches edle Demokratische unten erhalten, was zum Theil in Deutschland noch besteht und was sie auch in England schon lange zerstört haben. Ich wünschte den kleinen und mittleren Grundbesitzer — Deutschlands Stärke in manchen Ländern — durch Gesetze und durch Ehren mehr erhalten, geschirmt und befestigt, als man leider nicht thut. Mir däucht, unser edler Herr meine oft zu sehr von oben nach unten bauen zu müssen. In solchem Sinn sind leider auch unsere einzelnen kleineren Kreis- und Provinzial-Stände zugeschnitten.

Doch wohin? Wir beide sind gewiß fromme und redliche Wünscher und Beter. Nun noch einen treuen letzten Handschlag und tausend beste Grüße Ihren Lieben.

Ihr E. M. Arndt.

III.

Bonn den 26. des Lenz- oder Hunger-Monds (lent) 1847.

Herrn Bunsen Excellenz.

Dank, herzlichsten Dank, für alle liebe Freundlichkeit und Erbietungen. Ich hoffe, mein Sohn wird sich derselben würdig zu machen suchen.

Unsere großen politischen Fragen? O wie unendlich viel ist in Deutschland seit Jahrhunderten rückgängig geworden! wie viel also in der Zeit rückständig in Sünden und Versäumnissen der Väter, welche von den Enkeln gutgemacht werden sollen! Da ist Preußens und also unseres Herrn Rolle eine sehr schwere bei den Anforderungen und Andrängen, welche der wunderliche Deutsche an dieselben macht und mit Recht machen könnte, wenn im Grunde doch ein jeder sein eignes Einzelnes, sein eignes kleines politisches Philisterium dabei nicht hartnäckig behaupten und behalten wollte. Ich spreche von den Enkeln, und sollte noch mehr von den Enkeln der Fürstengeschlechter sprechen, welche die veränderte deutsche Weltstellung und ihre eigne so wenig kennen noch erkennen wollen: denn schändlich ist zum Beispiel auch der kleine Eigennutz und, man mögte sagen,

beinahe schmählicher der Unverstand der norddeutschen Fürsten (Hannover, Mecklenburg, Oldenburg), die sich geradezu gegen Deutschland und den Zollverein und die nothwendigen Entwickelungen der Zeit legen und die politische Schlangenwürmerei, die ihnen zuletzt gefährliche Würmer zeugen können, im Vaterlande mehren helfen. — Beiläufig folgt hierbei der versprochene Aufsatz über den deutschen Karakter.

Ich hoffe doch viel Gutes aus Berlin und bete täglich: Gott erhalte den König lange, lange! ....

Sie fragen nach dem kleinen Otto von Wenckstern.[1]) Er heißt so. Seinen Vater, preußischen Hauptmann, hat er als Kind verloren. Seine Mutter, eine geborene Rheinländerin, lebt sechs Meilen von Bonn an einen Landpastor verheiratet, eine sehr brave fromme geistreiche Frau, mit uns und Nitzschens sehr befreundet. Otto war zum Offizier oder Landmann bestimmt, woran ihn Kränklichkeit in den Kinderjahren und eine gewisse körperliche Verkümmerung gehindert hat. Er hat keine klassische Bildung aber leidliche Kenntniß einiger neueren Sprachen, worin er auch hier an mehreren Stellen Unterricht gegeben hat. Dabei hat er kleine Sächelchen (Gedichte, Novellchen) bei Gelegenheit drucken lassen, eben nichts Bedeutendes. Hinsichtlich seines Karakters habe ich nie etwas Befremdliches über ihn gehört als seine romantische Heirath, die von seinen Freunden hin und wieder als großes Glück verkündigt ward, woran ich freilich nicht glauben konnte: und so scheint sie denn in der That zu romantisch gewesen zu seyn. Seit dieser Hochzeit, wo er in Schwaben gelebt haben soll, ist der kleine Mann mir ganz aus dem Gesicht gekommen.

Ade! und Gesundheit und Heiterkeit und tausend beste Empfehlungen Ihrem Gemal und den Kindern.

E. M. Arndt.

IV.

Bonn, den 1. des Heumonds 47.

Mein verehrter Freund.

An das in meiner Vertheidigung[2]) auch anberufene Principibus placuisse viris 2c.[3]) bin ich durch Ihr liebes Letztes wieder recht lebendig und fröhlich erinnert worden, und es muß mir das alte Herz wohl ein wenig höher schlagen, wenn ich bedenke, wie Gott mich durch die Liebe und Freundschaft so vieler edlen und tapfern Menschen beglückt hat und meine letzten Tage noch immer in ihrer herabsinkenden Abenddämmerung vergoldet. Ich spreche dieses Gefühl hier unmittelbar aus, wie es mich überströmen will; denn danken kann ich Ihnen für Ihre vielen lieben Worte nicht, und darf es kaum.

---

[1]) Derselbe veröffentlichte 1848 bei Longmans in London das Bunsen'sche Memorandum vom 8. April 1848 über die Rechte der Herzogtümer Schleswig-Holstein.

[2]) Notgedrungener Bericht aus meinem Leben, von E. M. Arndt. Leipzig 1847.

[3]) Hor. Ep. I. 17, 35. „Principibus placuisse viris non ultima laus est." Schiller drückt im Prolog zum Wallenstein den nämlichen Gedanken so aus:

„Denn wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten."

Wenn Sie meine Nothschrift ein Ereigniß nennen, so ist es allerdings sonderbar, daß seine Erscheinung in unsern ersten Reichstag gefallen ist; es war ja schon zur Presse abgeschickt, ehe Unsereiner von dem, was der König mit seinem zu erlassenden Patent in petto hatte, etwas ahnen konnte. Eben so sonderbar traf mich heut Nachmittag etwas. Eine sehr hübsche, und wie es schien, geistreiche Friesin (Frau eines Professoris Juris Romani in Groningen) war in meine Stube getreten und offenbarte sich mit einer gewissen begeisterten Unschuld als eine Freundin und Leserin meiner Bücher, saß wohl eine Stunde bei mir auf dem Sofa (ich hatte sie nimmer früher gesehen) — und siehe! so wie ich sie aus meiner Thüre hinausbegleite, tritt auch der alte Major Smith mit Ihrem Briefe in der Hand auf mich zu. Das giebt sog. vana aut divina ludibria mentis, von welchen auch in meinem Büchlein die Rede ist. Ich aber glaube doch — was mit meinem höchsten tiefsten Glauben recht wohl verträglich ist — daß Gott mit manchem Saitenspiel von Geisterchen und geistig funkelnden Glüh- und Licht-Würmchen, von welchen sich unsre Philosophie nichts träumen läßt, oft auf uns zu spielen geruht.

Und Ihr Brief an den K.? Er ist edel und frei und eines Königlichen Hohen Heimlichers, der tapfre Gedanken und Urtheile dem Herrn nicht verheimlichen darf noch soll, recht würdig. Ich drücke Ihnen dafür die Hand im Dank und Hochgefühl, nicht nur, weil Sie mein so frisch und frei und zu rühmend erwähnt, sondern weil Sie auf Höheres und Höchstes so klar und gewaltig hingewiesen haben. Gott gebe, daß die Blitze, die aus einer treuen und liebenden Seele auf Sein Herz abgestoßen sind, auch recht heiß treffen, und lange, ja immer recht warm sitzen bleiben!

Unser deutscher großer . . . . . .[1]) also, der sein Österreich auch in den Jahren 1814 und 1815 politisch völlig verfädelt und verfiedelt hat, hat sich wieder als die politische Ratte hinter die preußische Speckseite verkrochen, um im Dunkeln daran zu nagen und zu zerren. Verzeihen Sie das gemeine Gleichniß; aber nur zu wahr: länger als 20 Jahre schien er wie an dem Speck eines Schweins zu nagen, das so fett und faul war, daß es seine Zähne nicht fühlte. O! Dies ist the pusillanimous wily politician M., von welchem Stein in einem Briefe an mich spricht. Ich habe hinter dem Gerücht oder Geruft[2]) von einem allgemeinen deutschen Preßgesetze nur Unheimliches und Unheiliges gewittert.[3]) Wir wollen hoffen, daß auch Ihr tapfres Wort Wink und Warnung seyn wird, daß wir nicht zum zweiten und dritten Male uns in das Netz des feigen Vogelstellers einfangen lassen.

---

[1]) Das zur Bezeichnung Metternich's gebrauchte Wort ist unleserlich. A. d. H.

[2]) Gerücht ist von „rufen“ abzuleiten. Dem niederdeutschen Gerücht entspricht hochdeutsch Geruft, wie dem holländischen kracht unser Wort „Kraft“. Vergl. deutsches Wörterbuch von Sanders. A. d. H.

[3]) Vergl. Bunsen's Leben II, 391, sowie Ranke: Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen, S. 132.

Unser Landtag macht trotz einzelner Übertreibungen und auch luftiger Theorieen einer Art gewisser Allerweltfreiheits- und Menschheits-Träumerei doch der Deutschen Verständigkeit und Bildung Ehre; auch Bodelschwingh hat seine Rolle gut gespielt. Natürlich mußte dieser erste Tag manches Herbe bringen, auch der Zweite wird es noch bringen. Der grüne Beutel und sein Inhalt müssen viele schwere Klagen und Fragen veranlassen, ehe man sich über die tausend dahin gehörigen Einzelheiten und Verhältnisse verständigen lernt. Auch sind die Königlichen und Prinzlichen (viel mehr aber noch die Hofschranzlichen) Ohren noch zu zart und empfindlich für manche Klänge und Töne, worauf z. B. ein König von Großbritannien gar nicht einmal aufhorcht. Auch das will gelernt werden, und Gott lasse unsern edelmüthigen Herrn lange leben und herrschen, daß er es recht lerne und uns Andre so mit in die Lehre ziehe und durch sie ziehe und erziehe! Amen!

Ihr Brief ist meiner Hand und meinem Herzen wohl und sicher anvertraut und weder ich selbst noch jemand anders wird eine Abschrift davon nehmen noch bekommen, und wenn ich ihn Brandis und Hollweg [1]) vorgelesen habe, werde ich ihn Ihrem Befehle gemäß Ihrem treuen schweigsamen Georg zur Zurücklieferung überantworten.

Ad vocem Georg, es geht ihm mit seinen Augen doch leidlich gut und er ist eben nach seinem eigenen Geständniß und nach äußerer Darstellung recht frisch fröhlich und stark und hat uns vorgestern Abend in einer Abendgesellschaft bei Blume [2]) durch Absingung fröhlicher italiänischer Lieder noch recht anmuthig ergötzt.

Nicht so wohl steht es bei Brandis. Sie ist seit Pfingsten recht ernsthaft krank gewesen und an einem recht gefährlichen Nervenfieber eben wohl nur so vorbeigestreift, fängt doch jetzt an sich wieder zu erholen und scheint glücklich außer Gefahr zu seyn. Er ist gottlob frisch und liebenswürdig wie immer.

Wegen meines Roderich brauche ich Ihnen und Ihrem theuren Gemal, das Sie hunderttausendmal von mir grüßen, meinen Dank nicht auszusprechen. Seine Briefe klingen nur von Ihrer Güte gegen ihn und wie er sich auch unter den Enkeln der alten Angelsachsen wohl befindet.

Und nun Lebewohl. Ich mußte sogleich antworten, wie das Gefühl durch den Gänsekiel über das Papier hinschnurrt. Gebe Gott Ihnen Freude wie Kraft in edler Wirksamkeit und segne die Gedanken und Worte Ihres Geistes und Herzens! Amen!

In deutscher Treue Ihr E. M. Arndt.

V.

Bonn, den 7. Frühlingsmonds 1848.

Verehrter Freund.

Ich sollte Ihnen schreiben gleich einem Jauchzenden, aber mir steht oft der Muth, als sollte ich in Klagetöne ausbrechen, so wunderbar verschoben und ver-

[1]) M. A. von Bethmann-Hollweg, später Unterrichts-Minister in Preußen, 1858—1862.
[2]) Friedrich Blume (ursprünglich Bluhme), Professor der Rechte in Bonn seit 1843.

schroben liegen alle Dinge bei uns über einander geworfen und Hoffnungen, die wir noch vor einem halben Jahre, ja vor einem Vierteljahre noch hegen durften, scheinen in ein unübersehbares Dunkel zurückgeworfen. So hat Gott sein Gericht gehalten und über unsern König und zugleich über uns gerichtet; Sieg und Glück und Herrlichkeit, die zu fassen waren und deren Momente man anzuschauen und zu ergreifen säumte, sind von einigen Schurken und 20000 Berliner Jungen in den Dreck getreten, und es ist mehr als zweifelhaft, ob die Befleckten sich künftig von der Königlichen Hand werden greifen und festhalten lassen. Welch ein Glück hat der arme Herr verspielt und haben ein paar zugleich listige und dumme Kerle, die sein Ohr hatten, zu Preußens und Deutschlands Unglück ihn nicht sehen lassen!

Der König liegt noch darnieder; wir liegen mit in der Verwirrung. Er ist hart gestraft zum Theil für das, was in seiner Natur liegt und was er durch Dummköpfe und Schurken trotz aller Bitten, Warnungen, Zeichendeutungen der Besonnenen und Verständigen nicht als Verblendung und Hochmuth hat erkennen wollen. Wenn er zu rechter Zeit das Unvermeidliche that und im vollen Glanz der Macht sich als den konstitutionellen König von Preußen erklärte, so fiel ihm trotz aller Sträubigkeit der Fürsten die Kaiserkrone per acclamationem totius populi von selbst in die Hand. Nun steht leider alles anders. Der sich mit einer gewissen hartnäckigen Selbstgenüge zu lange weigerte und immer nur thun wollte, was er freiwillig nannte, hat nun vor Gassenbuben mit der Mütze in der Hand stehen müssen. Glauben Sie nicht, daß ich unsern Herrn zu hart richte — ich liebe seine vielen Liebenswürdigkeiten des Geistes und Herzens; aber die gegebene Bahn seiner Ahnen hat er nicht inne gehalten, er hat leider Glanz und Prunk und das süße Zauberreich der Scheine mehr geliebt, als es der Geschichte seines Hauses und seiner Pommern und Brandenburger wohl stand; und so ist er auch durch die Scheine eines gewissen Absolutismus und der Lehre von Gottes Gnaden von der Bahn des schlichten Verstandes, wodurch seine Ahnherren ein großes Reich gebaut haben, leider immer mehr weggeleitet worden und hat gesündigt und ist gefallen, weil er mit listigen Dummköpfen sich ins Leere hinein vereitelt hat. — Ach! es ist nur zu wahr — acht Jahre K. v. Pr., und die Augen von ganz Deutschland auf ihn gerichtet und die Hoffnungen und Bitten aller redlichen Deutschen an sein Herz gestellt — und in deutschen Sachen hat er nur einen Strohhalm bewegt, bis er endlich schrecklich gemußt hat? Viel angerührt und begonnen, nichts vollendet — Blüthen auf die Gipfel gesteckt, als wenn es oben von Natur blühete, und unten den Baum ohne Wurzeln gelassen.

Sie wissen es, lieber Freund, Sie kennen ja das Personale unsrer Leute eben so gut und durch den ministeriellen Papierverkehr besser als ich — der König hat einmal durch Gott eine Brille ästhetischen Glanzes auf der Nase und diese ist ihm von Manchen mit pfäffisch-ritterlichen und ritterlich-pfäffischen Farben noch mehr bestrichen — so hat er die Zeit und das Land nicht erkennen können. Ich hoffe, wir beide sind auch leidlich fromme Christen, aber gute Leute wie die

Thiles und schlaudumme wie K . . . und R . . ., der Überkluge und hochmüthige Jesuit, durften einen Urenkel des großen Kurfürsten um 1848 nicht leiten. Wir haben es ja herankommen gesehen, zum Theil vorhergesagt, obgleich wir es mit einem so plötzlichen Donnerschlage nicht fürchteten; aber als Pius der Neunte Italien aufrührte, als der Schweitzer Bienenschwarm, wohinein man täppisch sich vergriff, gefährlich brummte, da mußte man anders handeln und anders wohin winken und schauen, man hörte ja aus allen Ländern die Glocken der Zeit läuten. Ja in Hinsicht der Schweitz hat der K. v. Pr. keine Urkunden seiner großen Vorfahren nachgelesen, er ist da contra naturam völlig auf den Holzgang geführt, auch wohl nicht ohne Schuld Ihres Zöglings Sydow, der wieder in Radowitz Futteral steckte. Wer hat da den Radikalismus mehr gefördert als das preußische Kabinet, indem es viele gute Liberale durch seine verkehrte Rolle ins radikale Lager hinüber gejagt hat? Ich stehe still.

Zu Preußens und Deutschlands Unglück scheint jetzt wenig Hoffnung, daß Preußen die Oberkönigswürde noch zufallen kann. Die Fürsten scheuen Preußen mehr als Österreich, weil es licht und tapfer ist, und hier am Rhein wie in München, Wien Würtemberg u. s. w. spielt das alte Weltgeschichtsspiel hell auf: es reicht sich die Jakobinerparthei und die der Ultramontanen Pfaffen, wie es der Natur der Lage nach nicht anders sein kann, treu die verbrüderte Hand. Sie haben keine Vorstellung davon, mit welchen Schmähungen man besonders in Süddeutschland den Karakter und Namen unsers Königs zu schänden und die Anlegung des deutschen Purpurmantels zu einer Unmöglichkeit zu machen sucht . . . .

Es ist eine Jakobinerparthei bei uns, die mit allen ihren Zeichen auftritt, gottlob noch keine sehr mächtige, aber doch mächtig genug hier und an manchen Stellen des Oberlandes alle Achtung und Majestät der Obrigkeit zu erschüttern. Selbst in dieser kleinen Stadt müssen wir fast täglich und stündlich gegen demokratisches Ungeziefer zu Felde liegen mit Reden, Streiten, Schreiben u. s. w. Ich Armer kann die Feder vor allerlei Vielerlei kaum aus der Hand legen und bin bei meinem sinkenden Alter oft bis zur Todtmüdigkeit heruntergehetzt. Auch für meinen König und Herrn kämpfe ich ehrlich, und lasse mir Urteile über ihn, wie ich sie eben vor Ihnen ausgesprochen, nicht merken; auch ist er doch noch viel besser als die meisten andern Fürsten.

Doch ich spreche zu viel. Sie haben in Georg ja einen klugen Späher ausgesandt, der als Augen- und Ohren-Zeuge viel zu erzählen wissen wird.

Also Ade! Tausend Dank für alle Ihre Gütigkeit für meinen Roderich, tausend Grüße Ihrem vortrefflichen Gemal.

In deutscher Treue Ihr E. M. Arndt.

VI.

Bonn, 9. des Wintermonds 1853.

Sie sind sehr gütig, verehrter Freund, daß sie des Alten unter (oder hinter) dem Berge so freundlich haben gedenken wollen, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihre liebende Theilnahme und für alle lieben Wünsche

und Erinnerungen. Ich habe das dritte halsbrechende große Stufenjahr mit der Zahl 83 überschritten und muß mich bescheiden, mit Geist und Leib immer mehr hinab zu thalen, wenn ich auch, wie es wohl von der niederthalenden Sonne heißt, nicht mit Gold zu Thal gehe. Es kommt mir unter den Lebendigen oft vor, als wenn ich der Zeit zu alt bin, oder vielmehr — was närrisch wäre — bin ich ihnen ein Fremder oder ein Zujunger; wenigstens komme ich mir in der Gesellschaft so vieler Matten und Feigen oft fast wie zu jung vor. Gott besser's.

Doch das feige Hinausstarren in die Zukunft, das Händeindenschooßlegen will ich darum doch nicht eine gemeine deutsche Krankheit schelten. Der Deutsche ist, einzeln gerechnet, unternehmend genug; in allen Ländern und allen Großstädten und Großkriegen beweist er das und hat es bewiesen, aber er läßt die jetzt ganz unselige Polyarchie, welche sich obenein gebärden muß, als wenn sie in einer monarchischen Föderation gesetzlich leben könnte, und daher, bei der komplimentirlichen Nichtigkeit und Zerrissenheit, auf der einen Seite Lüge, auf der andern Verzweiflung an manchem besten Werke, das gethan werden sollte, gebären muß. Bei der Weltbildung und Weltstrebung Europas jetzt ein verrückter unnatürlicher Zustand, da in der sogenannten alten Gemüthlichkeit und Natürlichkeitswirrwarrerei sich nicht mehr leben läßt und jeder Einzelne sein Teilchen Selbständigkeit und Ehre nach dem Sprichwort Selbst ist der Mann sich zu erkämpfen suchen muß, und bei diesem Weltgefühl sieht der Deutsche sich als Mensch unter seiner wirklichen Stufe gestellt. Doch wird und muß der Gedanke von Einheit und Macht des größten Weltvolks der jetzigen Erde endlich durch Gotteswillen und Naturlauf zuletzt durchschlagen und alle Wissenden und Vernehmenden dürfen nicht aufhören solches Prophetenthum aufrecht zu erhalten. Wie es scheint, hat Gott uns das Ziel noch fern gesteckt und uns leider in den Jahren 1813 und 1848 den möglichen Macher versagt, in welchem zugleich Degenstärke und Sceptermacht war. Wir und die Italiener büßen, wie es zu Tage liegt, durch unser zerrissenes und zerreißendes politisches Unglück bis heute die mittelaltrigen Kämpfe von Kaiser und Pabst.

Der Zweite Napoleon, der sich gleichsam vorweissagend den dritten nennt, als wenn ein dritter mox futurus in ihm steckte, ist nur ein neuer französischer Ausbruch, den man wahrlich nicht mit dem Ausbruch eines edlen Weins vergleichen darf. Es ist doch von der levitas gallica zu viel in dem Volke. Sie können sich und uns möglicher Weise durch allerlei Stöße und Reibungen in eine europäische Unruhe hineinspielen. Ich bete jetzt täglich doppelt und dreifach für den lieben Frieden, denn, wie unsre Persönlichkeiten stehen, würden wir selbst durch Siege nichts zu schaffen und zu gewinnen verstehen und im besten Fall umsonst [1]) um einige hundert Millionen Thaler gemehrt werden. Sehe ich auf das große katholische Haupt in oder vielmehr an Deutschland hin, so wäre es selbst dann zu fürchten, wenn es in ihm licht werden könnte, aber nach allen Zeichen will es sich wieder auf die Werkzeuge der Verfinsterung stützen — also nichts als

[1]) A. meint, selbst wenn der Sieger eine Kriegsentschädigung erlangte, würden die Lebensinteressen Deutschlands nicht gefördert werden.

Digitized by Google

Grauen und Abscheu da für die Zukunft, und dazu beide in Ungarn und Italien mehr als türkische hinterlistigste Grausamkeit. Das sind keine Vorbilder für deutsche Hoffnung.

Doch was politisiren wir so viel und so weit hin und her mit einander. Gott regiert ja auch die Welt, wenn auch der Teufel auch immer sehr noch ein bischen Mitregent ist. Dies müssen und dürfen wir leider noch immer sagen nach unsers Doktor Martin Ausspruch: Diabolus est necessarius diaconus Dei in hoc mundo.[1])

Ich drücke Ihnen aber im Glauben an den alten treuen deutschen Gott die Hand und grüße und bewünsche Sie und alle Ihre Lieben auf das herzlichste zum Neuen Jahre, vor Allem aber Ihr würdiges tapferes Gemal.

In deutscher Treue Ihr E. M. Arndt.

VII.

Bonn, 2. Wintermonds 54.

Verehrter Freund.

Wohl muß ich betend die Hände zum Himmel zu Dank und Preis erheben für die Liebe und Freude, die Gott meinen schneeweißesten Tagen in diesem sehr schneeweißen Winter noch erzeigen und weisen will, so daß diese ältesten Tage, altdeutsch zu sprechen, fast mit Gold zu Thal zu gehen scheinen könnten, wenn der Horizont der Zeit sonst nur von Gold umsäumt wäre. Ich rufe Ihnen denn Danke, Danke zu und sende dagegen die treuesten Neujahrswünsche Ihnen und Ihren Lieben. Gott erhalte, schütze und segne!

Was nun das Gebiet meines Lebensnagels (sic) dieser äußeren Welt betrifft, so pilgere ich mit meinen alten Beinen noch ziemlich frisch auf ihrem Boden herum. Habe auch diesen Herbst nach einem etwas matten Sommer etwas arbeiten gekonnt pro populo germanico,[2]) was wohl einmal ans Licht treten und mir bei den Berliner Fantasten und den hinterpommerschen Junkern wenig Freundschaft erwerben wird.

Ein großer Fantast ist todt, Radowitz. Er war kein Schelm und kein Verräther, meinte es ehrlich mit seinem Herrn, aber ein Schalk mußte er viel sein, weil er ein großer Fantast war und viel mehr Ehrgeiz als Thatkraft hatte. Ich werfe ihm keine Steine nach; wir haben dummere Fantasten genug, die ihn an hoher Stelle ersetzen! Hinsichtlich der auswärtigen Politik gebe Gott, daß wir uns von dem russischen Satan (der nicht bloß Kaiser Niklas ist) ganz losreißen und von dem österreichischen Blindschleich nicht vergiften lassen. Möge der nordische verblendete Satan diesmal seine Strafe finden: nämlich einige Hunderttausende Krieger und 3—400 Millionen Thaler umsonst geopfert zu haben!

Sehe ich auf Deutschland, so kann und darf ich beim Blick auf das Ganze nicht verzagen, sehe ich auf unsre innere preußische Haus- und Verwaltungswirt-

---

[1]) „Der Teufel ist auf dieser Welt Gottes unentbehrlicher Diener."

[2]) Arndt's Büchlein unter dieser Aufschrift erschien noch im nämlichen Jahre in Berlin. A. d. H.

schaft, so mögte ich zuweilen verzweifeln, so sehr scheinen die Begriffe von Verstand und Gesetz uns verloren gegangen zu sein und gegen die Zeit scheint man sich mit ohnmächtigen Beinen sperren und stämmen zu wollen, als wenn sie mit ihrer fürchterlichen Gewalt gar nicht da wäre; es ist, als ob wir im alten Byzanz lebten — im jungen Byzanz scheint doch jetzt wenigstens eine Art edler furor zu glühen — wo sie, während sie nichts mehr thun konnten, monumenta posuerunt, ubi Magnus quis olim cacaverat.

Doch ich soll still sein und fromm sein, weil es die Zeit der Weihnachten und Neujahrswünsche ist, und so wollen wir denn mit Wünschen und Gebeten schließen und auch mit allen frommen Grüßen an die Ihrigen, insonders an die tapfere Angelsächsin, Ihr Gemal.

In deutscher Treue Ihr E. M. Arndt.

Pourtales[1]) wird wohl nicht mehr da sein; sonst wird er tausendmal gegrüßt.

VIII.

Bonn, 1. Wintermonds 1856.

Herzlichen Dank und viel Glück, theurer Freund, ... für das Vaterland und auch für Ihr liebes Haus!

Weil Sie Sich meines Daseins für die Heilige Zeit so freundlich mit Wünschen erinnert haben, lege ich hier Weihenachtsreime bei, die ich den heiligen Abend einer frommen Freundin überreicht habe und die Sie in meinem Namen Ihrer frommen Frau überreichen wollen.

Stahl, des Königs Prophet Samuel, der ihm deutsches Staats- und Königs-Recht orientalisch und muskovitisch — soll ich sagen hinterpommersch? — auslegt, Stahl und sein Anhang? Hauen Sie auf diesen verwünschten Propheten nur recht tüchtig ein!

Das Konkordat und Österreich? O ich fürchte von Beiden gleich sehr für Deutschland und Preußen. Wir habenja Österreichs Tücke und Hinterlist in allen diesen Jahren genug gesehen. Was liegt unser Deutschland den Habsburgern fern! Sie träumen nur das Schlegelsche Großpersische Gesammtreich. Was können Sie möglicher Weise mit Frankreich gegen uns noch alles aushecken! Unsre feige fantastische mit dem Großen wie mit buntem Kinderspiel tändelnde Schwäche ist ja genug durchgeprobt.

Doch wohin? Wir wollen von dem alten deutschen Gott für das Jahr 1856 doch nicht nur Graues vorschaun.

Ade! Tausend beste Grüße. Stärke Ihnen Gott Herz Muth und Hoffnung!

Ihr Ältester E. M. Arndt.

Schließlich! Führe Gott mitten durch die Dummheiten eine tüchtige Moskoviterzerdröschung herbei.

---

[1]) Graf Albert Pourtales, geistreicher Diplomat, Schwiegersohn von Bethmann-Hollweg, von 1859 bis 1861 preußischer Gesandter in Paris; eng befreundet mit Bunsen.

IX.

Bonn, letzter Frühlingsmonds 1856.

S. T.[1]) . . . Doch einen Gruß und ein kurzes Wort meiner lieben Excellenz: Ich habe die verschiedenen Stahliana[2]) gelesen. Sie sehen nun, was ich Ihnen sogleich gesagt hatte — daß Sie dem bösen schlauen Sophisten viel zu höflich zugesprochen hatten. Er schämt sich nicht, Sie, wenn er könnte, bei seinem Herrn zu einem rechten ächten Rothmützler zu stempeln. Diese Leute wissen einen schwachen Herrn, mit allerlei dünnen und dicken Schrecken zu füttern und uns Andere mager zu machen. Sie stellen ihm endlich das moskowitische Wesen alsein rechtes Muster eines gottbegnadigten Königthums hin, und möchten ihn gar zu der niedrigen halbpolnischen Misthaufenweltansicht eines hinterpommerschen Junkers erniedrigen. — O wohin fahren wir bei unserer Wankel Wackelei und Quickel Quackelei! Und wo bleibt unser idealisches nordwestliches Deutsches Reich und Preußen? Kann man bei unserem Laufe dem übrigen Deutschland noch von Preußen als von dem geborenen gepriesenen Fürsten des Volks sprechen?

Der elende Friede ist denn da.[3]) Den Engländern kann man nicht verdenken, daß sie zähneknirschen über den korsischen Parvenu. Sie waren fertig, dem Ochsen, dem sie bisher nur am Schwanz gezerrt hatten, diesen Sommer in und an der Ostsee die Hörner zu zerbrechen. Und nun?

Doch genug! wir wollen doch unsere hohen Träume nicht sinken noch versinken lassen. Erhalte Ihnen Gott Gesundheit und Muth, ich hätte bald gesagt den Eselmuth eines Τελαμώνιος Αἴας[4]) schlechte Kerle auf ihren Schild dröschen zu lassen!

Ihr E. M. Arndt.

X.

Bonn, 2. Heumonds 1856.

Dies, Verehrter, wird Ihnen der wackre wälsche Wander- und Wunder-Vogel Circourt[5]) mit treuesten Haus- und Herzens-Grüßen bringen.

Herzlichen Dank für das Neugekommne[6]) — gern hätt ich den Alten selbst gesehen — Ich muß wohl beklagen, daß ich unmusikalisch, wenn auch nicht ganz unmusisch (ἄμουσος) bin. Ein Mensch, der manchen Vers macht, sollte billig

---

[1]) Sine Titulo, „ohne Titulatur.“ Darum fährt der alte Herr mit „Doch“ weiter.

[2]) Auf Professor Stahl's Angriff gegen Bunsen's „Zeichen der Zeit“ folgten mehrere Flugschriften für Stahl wider Bunsen u. s. w. A. d. H.

[3]) Nach dem Krimkriege.

[4]) Homer (Ilias XI. 558) vergleicht Ajax, den Sohn des Telamon, der sich durch den Anprall der Trojaner nicht irre machen läßt, mit einem Esel, den Knaben vergeblich von fetter Weide zu vertreiben suchen.

[5]) Graf A. de Circourt geb. 1809, ein geistreicher französischer Schriftsteller, von sehr ausgedehntem Wissen und großer Unterhaltungsgabe, war mit Bunsen befreundet.

[6]) Anspielung auf den Komponisten Sigismund Neukomm, genauen Freund Bunsen's, der Arndt aufgesucht und ihm etwas, vielleicht ein komponiertes Lied gebracht hatte.

Digitized by Google

des Saitenspiels kundig sein. Österreich? Da Österreich keinem Deutschland mehr helfen kann zum Machen und es vielmehr seit 1520 und so fort, beim Frieden in Paris 1815 und den Londoner Protokollen 1848—49 nur immer mehr zermachen geholfen hat, so kann es ein gutes deutsches Herz fast freuen, daß der Kaiser die Pferde . . ., die Joseph der Zweite einmal etwas zu frisch wollte geradeaus laufen lassen, wie alte müde Postillonpferde hinten anhängt.

Unser Preußen? Wo sind viele unserer Hoffnungen hingeflogen! Ganz Europa weiß leider, daß wir keinen Willen wohl aber viele bunte und schwächliche Willereien — sit venia verbo! — haben. Doch bete ich mein Kirchengebet treu und nach meiner Weise recht fromm für unsern armen König. Frisches Beten und Wünschen kann uns doch keiner wehren, ὡς κλαυθμοὶ οὐ πρέπουσιν ἀνδράσι[1]) — NB: Ich falle ins Griechische, weil ich seit Monaten unter altem Griechischen rühre, was ich seit einem halben Jahrhundert in Versen und Prosa zusammengewühlt habe zu dicken Papierstößen.

Italien? Für den Augenblick ist es Österreichs Glück, daß der Pariser Octavianus II. fürchten muß durch einen italischen Brand, den er anzünden möchte, durch eine umsichgreifende Flamme möglicher Weise auch in seinem Gallien gefaßt zu werden. Ich meine, er muß sich da bedenken. Dänischer Übermuth? O unsre Schande!

Doch zu viel Politik; lieber die Liebe. Erhalten Sie mir die Ihrige.

In deutscher Treue Ihr E. M. Arndt.

XI.

Bonn den 14. Herbstmonds 1856.

Verehrter Freund.

Ich gab dem ehrlichen Circourt einige Zeilen an Sie mit und durch Reisende, die von Heidelberg oft hieher wanken, erfahre ich gelegentlich, daß es Ihnen und Ihren Lieben wohl geht. Durch einzelne jesuitische und diplomatische Artikel, welche in wüthigen katholischen Blättern zu lesen sind, lerne ich auch, daß die drastischen Pülverchen, welche Sie in die Schäden und Wunden der Pfafferei und Jesuiterei unsrer Tage gestreut haben,[2]) hin und wieder ein sehr schmerzliches Jucken und Kratzen verursacht haben. Das muß ja so sein: Die Krähen und Häher schreien aus dem Walde wider, wie wir hineinrufen. Mich für meinen Theil soll es nicht wundern, wenn es der Kreuzzeitung und ihren moskowitisirenden Genossen allmälig gelingt, mich dem Könige als einen ächtesten rothen Jakobiner einzumalen ja mit grellsten Farben enkaustisch einzubrennen.

— —

Doch weg mit den Gedanken an das Vergängliche und Nichtige! —

Wir leben beide doch in dem Gedanken an das Älteste und Alte — freilich auf sehr verschiedene Weise: Sie wissenschaftlich, ich — ich mögte sagen —

[1]) „Da es Männern schlecht ansteht zu wehklagen."

[2]) Bezieht sich namentlich auf die E. M. Arndt gewidmeten „Zeichen der Zeit", Briefe an Freunde über die Gewissensfreiheit und das Recht der christlichen Gemeinde. Leipzig. F. A. Brockhaus 1855.

ästhetisch und poetisch. Indem Sie mit freudigem Muth Ägypten, Syrien, Phönicien[1]) aufwühlen, wühle ich Alter seit Jahr und Tag wenigstens mit halber poetischer Lustigkeit in Papieren,[2]) die ich in Stockholm und Greifswald vor einem halben Jahrhundert mit Dinte gefärbt habe, in Nachbildungen hellenischer und nordischer Sagen und Lieder.[3]) Auch das ist eine Lust, zumal da ich doch gewahre, daß ich schon damals besser und leichter gutes Deutsch verstanden habe, als die meisten unsrer berühmtesten Philologen. So wendet uns das Alter zu unsern Anfängen zurück.

Ade! Tausend Grüße der vortrefflichsten Frau und frischen Lebensmuth in der faulen wirren Zeit!

In deutscher Treue Ihr E. M. Arndt.

---

[1]) Die eben erschienene dritte Abteilung des fünften Buches von Bunsens „Ägypten" enthielt eine eingehende Betrachtung über die phönizische Götterlehre; und seine Vergleichung der ägyptischen Götternamen mit den phönizischen, syrischen und babylonischen (ib. V. 4, p. 19. ff.) ging eben in den Druck.

[2]) Von meinem Bruder Georg ist mir zu dieser Stelle des Arndt'schen Briefes eine Notiz geschickt worden, die man, wie ich glaube, mit Interesse wird lesen mögen: — „Über vergilbten Papieren," schreibt er, „hatte ich ihn an einem Winter-Nachmittage 1856 angetroffen. Erläuternd bemerkte er, daß ihn der freundliche Verleger aufgefordert, unter seinen Gedichten aus früherer Zeit eine Nachlese zu halten, ob sich für ein Bändchen genug vorfände. „Das ist keine geringe Arbeit, sie kann mich noch manches Jahr beschäftigen." Und mit den kindlichen Augen mich fest anblickend, fuhr er fort: „Sie wundern sich, daß ein Mann in meinem Alter von einer Beschäftigung mehrerer Jahre redet? Das hängt so zusammen: Vor einigen zwanzig Jahren träumte mir einmal, daß ich, auf unsrem Bonner Gottesacker wandelnd, einen aufrechten Grabstein erblickte, worauf deutlich mein voller Name, nebst Geburts-Ort, -Jahr- und -Tag zu lesen war. Sodann kam nach dem Worte „gestorben" eine verwischte Zeile. Auf diese aber folgte eine andre: — im ein und neunzigsten Lebensjahre. Nun habe ich ja ernstlich getrachtet, jeden Tag meines Lebens auf das Abscheiden bereitet zu sein. Allein seit dem Traum meine ich nun doch immer, das neunzigste Jahr überleben zu sollen." Dies ist eine fast wörtliche Wiedergabe seines Berichts. Es war mir erinnerlich, daß derlei Äußerungen von ihm im Freundeskreise umhergetragen wurden; er hatte also aus der Begebenheit (die sich ja leicht erklären läßt) kein Geheimnis gemacht. Und was geschah? Arndt's neunzigster Geburtstag am 26. Dez. 1859 ward in erhebender Weise gefeiert. Denn der seltene Mensch hatte die Gegnerschaften mannigfachster Art, woran es bei ihm nicht fehlte, — sämtlich — sozusagen niedergelebt. Den ganzen Vormittag wogte es in seinem Garten. Auf den Stufen vor seiner Hausthür stehend, hörte und beantwortete er in voller Kraft und Klarheit die Anreden, zu welchen eine Körperschaft, eine Behörde, ein Freundeskreis den andern fortwährend ablöste. Des Winters Strenge hatte ihn nicht gekümmert. Dann ging's in stattlichem Zuge zum Festmahl. Er speiste, trank, redete trotz einem, und blieb noch geraume Zeit, freudig angeregt, im kleineren Kreise sitzen. Wenige Tage nachher fühlte er sich unwohl. Aber anstatt, wie sonst sein Brauch gewesen, rasch aufzuspringen und den abgehärteten Körper in die Eisesluft und zu verdoppelten Leistungen im Kampfe wider sein Unwohlsein zu treiben — scheint er sich gesagt zu haben, nun das Ziel seines Lebens erreicht sei, habe der Kampf ein Ende. Gelassen und still nahm er von der Welt und den Seinen Abschied und ist dann einige Wochen nach dem Eintritt ins 90. Lebensjahr am 29. Januar 1860 sanft entschlafen." A. d. H.

[3]) Das Bändchen „Blütenlese aus altem und neuem" ist übrigens, wider Arndt's Erwarten, bereits 1857 erschienen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Spazierfahrt durch die Luft.

Von

P. von Zech.

Es sind nun mehr als hundert Jahre, daß die Brüder Montgolfier Luftballons steigen ließen, im Juni 1783. Bald wurden an die Ballons Nachen angehängt und Versuche mit Tieren gemacht: die ersten Passagiere, welche die Reise mitmachten, waren am 19. September 1783 ein Schaf, ein Hahn und eine Ente. Die erste von Menschen ausgeführte Luftreise fand am 21. Oktober 1783 durch Pilâtre de Rosier und Marquis d'Arlandes statt vom Bois de Boulogne aus über Paris hin nach Montrouge. Diese ersten Ballons waren mit Luft gefüllt, welche künstlich erhitzt wurde, und hießen Montgolfièren. Ein Jahr vorher, ehe sie in die Luft stiegen, war der Wasserstoff entdeckt worden. Bei seinem geringen spezifischen Gewicht (ein vierzehntel von dem der Luft) lag es nahe, ihn zum Füllen der Ballons zu benützen. Dieser Gedanke wurde von Charles praktisch ausgeführt, indem er mit Robert am 1. Dezember 1783 vermittelst eines mit Wasserstoff gefüllten Ballons aufstieg. Man nannte solche Ballons Charlièren. Ein Nachteil derselben ist, daß der Wasserstoff umständlich und kostspielig zu gewinnen ist. In der neuern Zeit wird daher an seiner Stelle das Leuchtgas verwendet, das ohnehin in großen Mengen dargestellt wird. (Allerdings ist sein spezifisches Gewicht ungefähr neunmal so groß als das des Wasserstoffs).

Im laufenden Jahrhundert waren es hauptsächlich die Franzosen, welche von Zeit zu Zeit Luftfahrten ausführten, meist zu wissenschaftlichen Zwecken. Der Franzose Flammarion, der innerhalb der Atmosphäre 600 Meilen zurückgelegt hat in zehn verschiedenen Fahrten, giebt über die erhaltenen Eindrücke folgende Mitteilungen:

„Beim Aufsteigen mit einem Ärostaten hat man nicht das Gefühl des Hebens, man spürt keine Bewegung, man sieht sich viel mehr gehoben, indem die Erde abwärts zu gehen scheint. Wenn man nur geringe Höhe erreichen will, 800 bis 1200 Meter, so läßt man den Ballon, nachdem er in eine Luftschicht gekommen ist, die mit ihm gleiches spezifisches Gewicht hat, mit Hilfe der Luftströmung horizontal sich fortbewegen. Will man größere Höhen erreichen, so entledigt man sich des mitgenommenen Ballastes in abgemessenen Teilen. Wenn man so in den Lüften schwebt, befindet man sich in der beneidenswertesten Lage für das Studium der Atmosphäre. In den Schoß der Wolken eindringend, sie durchsetzend, um Licht und Wärme zu bestimmen, die in ihnen herrschen, die Entstehung von Regen, Schnee und Hagel studierend, sich mit einem Wort an den Ort selbst begebend, wo die Erscheinungen stattfinden, ist man Herrscher der Welt und beherrscht die Natur durch den betrachtenden Verstand. Vergeblich würde man Jahre hinbringen, um mit Büchern und Apparaten über das in der Höhe Vorgehende Hypothesen aufzustellen. Das Beste ist immer, hinzugehen und zu sehen, wenn man erfahren will, was vor sich geht."

Im Jahre 1804 erreichten Gay-Lussac und Biot mit einem Ballon die Höhe von 4000 m. Die Häufigkeit des Pulses stieg bei jenem von 62 auf 80, bei diesem von 79 auf 111. Bei der berühmten Auffahrt von Glaisher und Coxwell, 17. Juli 1862, wurde die enorme Höhe von 11000 m erreicht. Bei der Abfahrt war die Zahl der Pulsschläge in der Minute bei Coxwell 74, bei Glaisher 76. In der Höhe von 5200 m hatte der erste 100, der zweite 84 Pulsschläge. Bei 5800 m waren Hände und Lippen von Glaisher ganz blau, bei 6400 m hörte er das Klopfen seines Herzens, und das Atmen wurde beschwerlich; bei 8850 m verlor er die Besinnung und gewann sie erst wieder, als der Ballon wieder zum früheren Niveau sank. Bei 11000 m konnte er sich der Hände nicht mehr bedienen und mußte die Schnur des Ventils mit den Zähnen ziehen. Etliche Minuten später verlor er die Besinnung und wahrscheinlich auch das Leben. Die Lufttemperatur betrug jetzt 32° unter Null.

Es ist auffallend, daß auf Gebirgen in größerer Höhe als in freier Luft die Bedingungen für das gewöhnliche Leben noch vorhanden sind. In Quito 2900 m hoch werden Stiergefechte abgehalten, in Tibet ist ein buddhistisches Kloster, in welchem 20 Priester in einer Höhe von 5000 m leben. Die Gebrüder Schlagintweit brachten 6000 m hoch in Tibet einige Tage zu ohne besonderes Übelbefinden. Wenn man also auf der Erdoberfläche vielleicht noch bis 6000 m aufwärts wissenschaftliche Untersuchungen führen kann, so liegt die Grenze hierfür in der freien Atmosphäre noch mindestens 1000 m tiefer. Durch unmittelbare Beobachtung läßt sich also nur ein kleiner Teil der Atmosphäre erforschen. Daß nämlich die Atmosphäre viel höher sich erstreckt als 6000 m, läßt sich aus Vorgängen, die wir von unten aus beobachten können, schließen.

Wenn man auf rein theoretischem Wege vorgeht und von dem in der Luft enthaltenen Wasserdampf und der wechselnden Temperatur absieht, so hat man sich an das Gesetz von Mariotte zu halten, daß die Dichtigkeit der Luft umgekehrt proportional der auf ihr lastenden Pressung ist. Denkt man sich in der Atmosphäre eine Säule von einem Quadratmeter Querschnitt und die Säule durch horizontale Ebenen im Abstande von einem Meter abgeteilt, so hat man eine Reihe von Kubikmetern über einander. Auf jedem Kubikmeter lastet eine Pressung gleich dem Gewicht der über ihm in der Säule befindlichen Kubikmeter. Wenn man in die Höhe geht, so nimmt die Zahl der pressenden Kubikmeter ab und damit die Pressung und die Dichte. Eine gleichmäßige Abnahme der Pressung kann dies nicht sein, weil die einzelnen Kubikmeter verschiedene Dichtigkeit haben. Wenn man z. B. um 10 m steigt, so nimmt die Pressung um das Gewicht von 10 qm Luft ab, deren Dichte aber von der Pressung selbst abhängt, so daß dieses Gewicht in 100 m Höhe kleiner ist als am Erdboden, d. h. wenn man vom Erdboden aus um 10 m steigt, so nimmt die Pressung um mehr ab, als wenn man von 100 m zu 110 m steigt. Das mathematische Gesetz lautet nun: so oft man um 10 m sich hebt, nimmt der Barometerstand in einem bestimmten Verhältnis ab. Dieses Verhältnis ist $^{759}/_{760}$, weil beim Aufwärtsgehen vom Erdboden um 10 m das Barometer von 760 mm auf 759 mm fällt, nämlich um 1 mm. So oft

man also in der Atmosphäre um 10 m steigt, fällt das Barometer im Verhältnis von 759 zu 760. Mathematisch ausgesprochen: Wenn die Höhe in arithmetischer Reihe zunimmt, fällt das Barometer in geometrischer. Wenn man sich n mal um 10 m hebt, so fällt das Barometer n mal im Verhältnis $^{759}/_{760}$ oder im Verhältnis $(^{759}/_{760})^n$. Damit ist die Beziehung zwischen Höhe und Barometerstand gegeben.

Wendet man diesen Satz an, so findet man, daß in einer Höhe von 6000 m über dem Erdboden der Barometerstand 370 mm ist, weil 760 600 mal hinter einander mit $^{759}/_{760}$ multipliziert diese Zahl giebt. In der Höhe 11000 m ist der Barometerstand nur noch 180. Jenes ist also der Barometerstand, unter dem die Gebrüder Schlagintweit ohne besonderes Unbehagen mehrere Tagen lebten; dieses der Barometerstand in der höchsten Höhe, die Glaisher auf seiner Luftreise erreichte. Eine Grenze der Atmosphäre, wo der Barometerstand Null wäre, giebt es nicht, da $(^{759}/_{760})^n$ für keinen noch so großen Wert von n Null wird. Eine gute Luftpumpe kann den Luftdruck bis auf einige Millimeter herabbringen. Dies entspräche in unsrer Atmosphäre einer Höhe von etwa 50 km. Die Dämmerung führt auf eine ähnliche Höhe. Die Zeit, während welcher die Sonne, nachdem sie an einem bestimmten Orte untergegangen ist, noch direkt einen Teil der vom Ort sichtbaren Atmosphäre beleuchtet, hängt von der Dicke der Luftschichten ab, welche die Erde umgeben. Nach einer Methode, welche Kepler gefunden hat, findet man daraus die Höhe der ganzen Atmosphäre, soweit sie bei der Dämmerung mitwirkt, etwa 50 km; Beobachtungen von Bravais auf dem Faulhorn geben mehr, nämlich bis 100 km.

Quetelet hat aus einer großen Zahl Untersuchungen geschlossen, daß der oberste Teil der Atmosphäre, der uns nicht mehr zugänglich ist, von anderer Natur sei als der untere, außerordentlich dünn, aus den dünnsten Gasen, insbesondere Wasserstoff bestehend, vielleicht bis 300 km sich erhebend, Sitz der Sternschnuppen und Nordlichter. Sir John Herschel, de la Rive und Hansteen haben sich dieser Ansicht Quetelet's angeschlossen. Dieser Teil der Atmosphäre soll dann allmählich übergehen in den mit dünnstem Stoff gefüllten Weltraum. Von einer Grenze der Atmosphäre nach oben könnte dann keine Rede sein. Und es liegt in der Natur der Sache, daß man nicht sagen kann: Hier ist noch Luft, und gleich darüber ist gar nichts mehr; eine Grenze zwischen etwas und nichts ist in der Natur ausgeschlossen. Die Luft der Atmosphäre hört auch am Erdboden nicht auf: sie sucht überall einzudringen, in Flüssigkeiten und feste Körper. Das Wasser enthält Luft in desto größerem Maße, je stärker der Druck ist, dasselbe gilt von allen organischen Gebilden und den Gesteinen. Die Menge Luft, welche das Meer enthält, läßt sich zu etwa $^1/_{300}$ der Atmosphäre schätzen: sie unterscheidet sich von der Luft über der Erdoberfläche dadurch, daß sie mehr Sauerstoff im Verhältnis zum Stickstoff enthält, sie absorbiert verhältnismäßig mehr Sauerstoff, was für das Leben der Seetiere von Bedeutung ist. Wenn wir eine Reise durch die Atmosphäre machen, um die in ihr vorkommenden Erscheinungen kennen zu lernen,

so haben wir uns somit auf eine Höhe bis etwa 6000 m zu beschränken. Was innerhalb dieses Raumes vorgeht, mag in folgendem dargestellt werden.

1. Winde.

Die Luft der Atmosphäre ist in beständiger Bewegung. Jede Luftströmung, vom leisesten Luftzug bis zum Bäume entwurzelnden Orkan, nennen wir Wind. Die Kraft, welche den rastlosen Lauf der Winde veranlaßt und unterhält, ist die von der Sonne ausstrahlende Wärme. Die Sonnenstrahlen werden von der Luft nahezu ungehindert durchgelassen, ohne diese wesentlich zu erwärmen; treffen sie die Oberfläche der Erde, so werden sie von dieser absorbiert und bewirken dadurch die Erwärmung des Festlandes sowohl wie der Meeresoberfläche. Die erwärmte Erdoberfläche teilt der ihr zunächst liegenden Luftschicht ihre Wärme nach und nach mit, sodaß die Atmosphäre nicht direkt von den Sonnenstrahlen, sondern von unten her vom Erdboden oder der Meeresoberfläche aus erwärmt wird.

Die Erwärmung der Erdoberfläche ist aber unter verschiedenen Himmelsstrichen sehr ungleich. Die Beschaffenheit des Bodens und die Richtung der auffallenden Sonnenstrahlen bewirken verschiedene Erwärmung. Man denke sich einen Büschel Sonnenstrahlen von einem Quadratmeter Querschnitt: ein dazu senkrechter Querschnitt ist einen Quadratmeter groß, ein schiefer Schnitt ist größer. Wenn die Sonnenstrahlen senkrecht auffallen, so treffen sie eine kleinere Fläche des Bodens, als wenn sie schief auffallen. Die gesamte Wärme des Büschels kommt also einer kleineren Fläche zu bei senkrechtem Auffallen, einer größeren bei schiefem Auffallen: der getroffene Teil des Bodens wird also im ersten Falle stärker erwärmt als im zweiten. Die Stellen der größten Erwärmung bilden rings um den Erdball einen Gürtel, der nicht am Äquator selbst, sondern etwas nördlicher liegt, da die nördliche Halbkugel mehr Festland enthält als die südliche mit ihren vielen Meeresflächen, also stärker erwärmt wird, weil feste Körper durch dieselbe Wärmemenge eine höhere Temperatur erhalten als das Wasser. Über diesem heißen Gürtel rings um die Erde, welche jedoch bei weitem nicht die ganze Fläche der Tropenzone einnimmt, steigt die erhitzte und dadurch leichter gewordene Luft in die Höhe. Der aufsteigende warme Luftstrom kann jedoch nur fortdauern, wenn die aufgestiegene Luft von unten her fortwährend ersetzt wird; dies geschieht durch die kühlere Luft nördlich und südlich von jenem Gürtel, wo die Luft aufsteigt; sie strömt in den luftverdünnten Raum und wird dann selbst in die aufsteigende Bewegung mitgerissen. Die aufgestiegene Luft wird in bestimmter Höhe ihre Geschwindigkeit verloren haben, und da sie den nachdrängenden warmen Luftmassen entgegen nicht zurückkehren kann, so muß sie in den oberen Schichten der Atmosphäre nach den Polen der Erde abfließen. Ein senkrecht aufsteigender Luftstrom wird nicht wie ein horizontaler als Wind empfunden, sondern eben jenes Aufwärtsströmen äußert sich als Windstille; der rings um die Erde sich ziehende Gürtel des aufsteigenden Luftstroms heißt daher die Zone der Windstillen oder die die Kalmenzone. Sie wird von den Seefahrern gefürchtet und gemieden. Die Luft ist dick und schwül, selbst unter dem Sonnen-

zelt, und trotz des beständigen Flatterns der von der emporsteigenden Luft bewegten Segel ist die Hitze kaum erträglich; häufig wird die Windstille durch heftige Gewitterstürme unterbrochen, da die warme, vom Meere aufsteigende Luft Wasserdampf mit nach oben führt, durch dessen Verdichtung in den oberen kühleren Schichten sich Wolken bilden, aus denen jene Gewitterregen hervorbrechen. Die dabei frei werdende Wärme erteilt dem aufsteigenden Strom einen neuen Antrieb.

Die warme feuchte Luft aus der Kalmenregion, welche in der Höhe gegen die Pole hingetrieben wird, bleibt nicht in der Höhe. Schon in der Nähe der Wendekreise zweigt sich ein vertikal abwärts gehender Luftstrom ab, ergießt sich in den untern kalten Strom und kehrt zum Äquator zurück. Die von ihm getroffenen Gegenden zeichnen sich wieder durch Windstillen und Stürme aus; sie bilden rings um die Erde zwei Gürtel, welche die tropischen Kalmenzonen heißen. Der Hauptteil des obern Luftstroms, nachdem er jenen nach unten strömenden Zweig abgegeben hat, behält seine Richtung zum Pole bei, senkt sich mehr und mehr zum Erdboden und erreicht diesen in der gemäßigten Zone. So entsteht ein doppelter Kreislauf, ein kleinerer innerhalb der Tropenzone sich abschließend: der aufsteigende Strom der Kalmenzone, der oben nach dem Pol fließende Strom, der obere oder Gegenpassat genannt, der absteigende Strom in der Nähe des Wendekreises und endlich der an der Erdoberfläche nach dem Äquator fließende untere oder eigentliche Passat. Der größere Kreislauf beginnt mit dem obern Passat, setzt sich fort nach Norden im Äquatorialstrom, dessen Luftmassen in den Polargegenden sich umbiegen und als Polarstrom bis zu den Wendekreisen und von da als unterer Passat zum Äquator zurückströmen. Dieser doppelte Kreislauf würde in jedem Meridian der Erde vor sich gehen, wenn die Erde still stände. Wegen der Erddrehung erhält aber jede Strömung an der Oberfläche eine beständige Abweichung von der ursprünglichen Richtung. Da sich die Erde in 24 Stunden von West nach Ost um ihre Axe dreht, so beschreibt jeder Ort an ihrer Oberfläche und jedes Stück der Atmosphäre, die an die Erde gebunden ist, innerhalb 24 Stunden einen Kreis, dessen Umfang um so kleiner ist, je näher der Ort einem der Pole liegt. Während ein Punkt des Äquators mit 463 m Geschwindigkeit von West nach Ost eilt, legt ein Ort unter 45° Breite nur 327 m zurück, und einer unter 60° Breite nur 231 m. Die ihn umgebende Luft nimmt jeder Ort mit. Würden also die Luftmassen vom Äquator mit ihrer Geschwindigkeit von 463 m plötzlich unter die Breite 45° versetzt, wo die Luft nur 327 m Geschwindigkeit hat, so würden sie mit einer Geschwindigkeit von 136 m von West nach Ost voraneilen, also als Sturm von dieser Stärke von West nach Ost empfunden werden. Die von 45° zum Äquator versetzte Luft würde einen aus Ost wütenden Orkan bilden.

So plötzliche Versetzungen mit so gewaltsamen Erfolgen kommen glücklicherweise in der Wirklichkeit nicht vor. Nichtsdestoweniger wird sich auf die Luftströme, welche vom Äquator zu den Polen und umgekehrt hinfließen, der Einfluß der Erdumdrehung in gleicher, nur allmählicher und daher schwächerer Weise geltend machen. Der äquatoriale Strom wird außer einem Antrieb von Süd nach Nord

auch noch die west-östliche Umdrehungsgeschwindigkeit seiner Geburtsstätte mitbringen und daher, indem er über Gegenden zieht, deren Drehung immer langsamer wird, immer mehr in west-östlicher Richtung voraneilen. Zu seinem Bestreben südnördlich zu gehen, wird sich, in je höhere Breiten er kommt, um so mehr ein Bestreben westöstlich zu strömen, hinzugesellen, und der ursprüngliche Südwind wird Südwestwind. In derselben Weise muß der polare Strom bei seinem Vordringen nach Süden immer mehr hinter der Umdrehungsgeschwindigkeit der Orte, über die er nach und nach wegschreitet, zurückbleiben und daher in der Tropenzone als Nord-Ost- bis Ostwind anlangen. Der untere Passat erscheint daher in der heißen Zone der nördlichen Erdhälfte als ein Jahr aus Jahr ein unausgesetzt wehender Nord-Ostwind, der seinen Namen Passat daher hat, daß die Segelschiffe ihn zur Überfahrt (passata) von Spanien nach Brasilien benutzen. Zur Zeit der Entdeckung Amerikas waren die Passatwinde noch nicht bekannt; es ist daher nicht zu verwundern, daß der in der Tropenregion des atlantischen Oceans ununterbrochen wehende Nord-Ost den Begleitern des Columbus die Furcht einflößte, sie würden nie mehr nach der Heimat zurücksegeln können. Nicht so unmittelbar wie der untere Passat ist der in beträchtlicher Höhe über der Erdoberfläche hinwehende obere oder Süd-West-Passat der Beobachtung zugänglich; in der Nähe des Äquators geht seine Bahn noch hoch über den höchsten Berggipfeln hinweg und kann nur an dem Zuge hochschwebender „Schäfchen“, der sogenannten Passatwölkchen, erkannt werden. Auf isoliert emporragenden Berggipfeln, welche mehr gegen die Tropenzone hin liegen, wie z. B. auf dem Pic von Teneriffa und auf dem Mauna Kea auf Hawaii, wird er als unausgesetzt wehender Süd-Westwind unmittelbar empfunden, während in den niedrigen Regionen der genannten Inseln ebenso ununterbrochen der Nord-Ostpassat weht. Bei Ausbrüchen von Vulkanen ist schon oft die ausgeworfene Asche durch den obern Passat der Richtung des untern Passat entgegen fortgeführt worden. Über einen großen Ausbruch des Vulkans von St. Vincent, einer der Antillen (Ende April 1812), berichtet Leopold von Buch: „Im Osten der Insel liegt die Insel Barbados 180 km entfernt, aber durch den Nord-Ost-Passat von ihr so bestimmt geschieden, daß sie nur durch einen Zirkel von vielen hundert Meilen zu erreichen gewesen wäre. Dieser Ostwind bringt nach Barbados keine Wolken und keinen Regen. Plötzlich aber erschienen finstere Wolken über der Insel, und die Asche von dem Vulkan von St. Vincent fiel zur größten Bestürzung und zum Schrecken der Einwohner in großer Menge herab. Diese hätten mit nicht geringerem Erstaunen Berge sich bewegen, als solche Stoffe durch die Luft von Westen her ihnen zugeführt werden sehen.“ Der Ausbruch des kleinen Vulkans von Conzaegina am Meerbusen von Fonseka in Zentralamerika im Januar 1835 bietet ein noch merkwürdigeres Beispiel dar. Die Asche brach in solcher Fülle aus, daß eine völlige Verfinsterung in einem Umkreis von 35 Meilen Halbmesser eintrat; sie verbreitete sich in west-nord-westlicher Richtung 80 Meilen weit bis nach dem Staate Chiapa in Mexiko und wurde durch den Süd-West-Passat in der Höhe bis nach Kingstown auf Jamaika über 170 Meilen weit so reichlich

fortgeführt, daß sich der Himmel über der ganzen Insel verdunkelte; ja sogar in 225 Meilen Entfernung war das Meer mit schwimmenden Bimssteinen bedeckt.

2. Wirbelwinde.

Die bisher betrachteten Winde können als **Luftströme** bezeichnet werden, in welchen die Luft strömt wie das Wasser in einem Flußbett. Entstanden aus dem unaufhörlichen Bestreben der erwärmten Äquatorialluft und der kalten Polarluft, sich in ein nie zu erreichendes Gleichgewicht zu setzen, schließen sie sich zusammen zu einem großartigen Kreislauf, der als Normalzustand der Atmosphäre zu betrachten ist. Dieser Normalzustand wird aber vielfach gestört durch örtlich entstandene Luftwirbel, in welcher die Luft eine kreisende Bewegung um eine zur Erdoberfläche nahezu senkrechte Achse annimmt.

Die einfachsten und bekanntesten dieser Erscheinungen sind die unschädlichen Wirbelwinde, welche an heißen Tagen über erhitzten Flächen der Landstraßen und großen Plätze sich bilden, Strohhalme, Blätter, Staub aufwirbeln und in die Höhe treiben. Über eine solche Wettersäule vom 10. Juni 1858 berichtet **G. vom Rath** aus Bonn: „Nachdem man sich seit mehreren Tagen vergeblich nach Regen gesehnt, stiegen am 10. Juni gegen Mittag im Süden schwere Wetterwolken auf. Nach 1 Uhr zeigte sich in derselben Richtung eine Staubsäule, welche aus einer wirbelnden Staubmasse wie ein aschgraues Band zum Himmel stieg bis zu einer Höhe von wenigstens 700 m. Als der Wirbel den Rhein erreichte, erhob sich in einem Umkreis von etwa 50 Schritt das Wasser, indem Kämme und Strahlen von Wasser und Schaum emporsprangen. Aus den graublauen Wetterwolken senkte sich eine gelblichweiße, kegelförmige Wolkenspitze, welche sich gegen den Staubwirbel am Fuße der aufs linke Rheinufer übergetretenen Wettersäule herabsenkte. Nun sprang der Wirbel wieder dem Rheine zu. Das getroffene Rheinwasser verwandelte sich in eine weiße Schaummasse, als ob das Wasser zum Sieden käme. Plötzlich erhob sich aus dem wogenden Schaume eine Wassermasse fast senkrecht. Sie teilte sich in drei Strahlen, die parallel aufwärts strebten, gegen die von den Wolken sich herabsenkende Wolkenspitze. Beide vereinigten sich, und das Wasser wurde in die Wolken gezogen, welche viel höher als der Drachenfels schwebten. Die Wasserhose ähnelte einem gotischen Turm und, als ihr Fuß eine Untiefe im Rheine erreichte, durch Verengerung einem riesigen Obelisk, der dem südlichen Fuße des Drachenfels zuging, ihn aber nicht erreichte, da die Gewalt der Wasserbewegung rasch abnahm. Die ganze Wirbelerscheinung endigte, nachdem sie eine halbe Stunde gedauert, mit einem wolkenbruchartig herabstürzenden Regen. Der Weg der Erscheinung war durch eine etwa 50 Schritt breite Spur bezeichnet: herabgeworfene Ziegel, abgebrochene Baumäste, die Saaten niedergelegt, sodaß die Halme in der Mitte der Bahn in der Richtung dieser, an den Seiten gegen die Mitte zu umgelegt waren."

In größerer Ausdehnung bis zu einem Durchmesser von 60 m zeigen sich die Wasserhosen auf dem Meere, namentlich in der Kalmenzone. **Reye** erklärt die Entstehung der Wettersäulen aus dem Zustande eines schwankenden Gleich-

gewichts der Atmosphäre. Wenn die Temperatur der Luft für eine senkrechte Erhebung von 100 m um mehr als einen Grad abnimmt, so wird eine Luftmenge, welche aus ihrer Gleichgewichtslage etwas in die Höhe rückt, mit beschleunigter Bewegung in die Höhe steigen, indem sie trotz der bei der Ausdehnung erlittenen Abkühlung stets wärmer bleibt als die umgebenden Luftschichten; wird aber die Luftmenge aus ihrer Gleichgewichtslage nur wenig nach unten gebracht, so sinkt sie mit beschleunigter Bewegung abwärts, weil sie bei jenem Temperaturzustand trotz der Verdichtung stets kälter bleibt als die benachbarten Luftschichten. Bei mit Wasserdampf gesättigter Luft tritt der Zustand des schwankenden Gleichgewichts schon ein, wenn die Temperaturabnahme für 100 m Erhebung nur $^1/_3{}^0$ beträgt. Feuchte Luft steigt daher viel leichter empor als trockne, denn die bei Verdichtung des Wasserdampfs frei werdende Wärme dehnt die Luft aus und vermehrt ihren Auftrieb. Nach dem luftverdünnten Raume, der sich am Fuße des aufsteigenden Luftstroms bildet, strömen von allen Seiten die benachbarten Luftmassen in zentraler Richtung mit wachsender Geschwindigkeit und werden, noch ehe sie die windstill bleibende Mitte erreicht haben, mit heulendem Geräusch aufwärts gerissen. Der Wasserdampf wird oben zu Nebel verdichtet, und aus einer rasch anwachsenden Wolke senkt sich ein zweiter Schlauch trichterförmig um sich mit der ersten zu verbinden, und damit ist die Wettersäule fertig.

Über dem warmen Meere der Tropen kann sich unter der Einwirkung der Sonnenwärme über ein weites Gebiet hin leicht ein Zustand schwankenden Gleichgewichts der Atmosphäre ausbilden, in welchem eine geringfügige Störung genügt, um die warme dampfreiche Luft zu massenhaftem Aufsteigen zu veranlassen. Die mitemporgeführten Dämpfe geben, indem sie sich in der Höhe zu Wolkenschichten verdichten, ihre gebundene Wärme an die Luft ab und vermehren und unterhalten dadurch den Trieb nach aufwärts. Unter den aufsteigenden Luftmassen muß sich der Luftdruck vermindern, es entsteht ein barometrisches Minimum, das bis zu 700 mm herabgeht. Rings um dieses Gebiet nimmt der Luftdruck nach außen zu. Es würde also die Luft gegen die Mitte strömen, wenn die Erddrehung nicht wäre. Da sich aber die Erde von Westen nach Osten um ihre Achse dreht, so erleiden die Luftströme eine Ablenkung nach rechts auf der nördlichen, nach links auf der südlichen Halbkugel. Hierdurch wird die herbeiströmende Luft, statt gerade aus nach dem Mittelpunkt zu strömen, gezwungen, um denselben in Spiralen zu kreisen, welche auf der nördlichen Halbkugel von Nord über West nach Süd und Ost, d. h. entgegengesetzt der Bewegung des Uhrzeigers sich winden, während auf der südlichen Erdhälfte die Drehung im gleichen Sinn wie der Zeiger einer Uhr erfolgt; auf beiden Erdhälften geht also die Wirbelbewegung gegen die Sonne vor sich. Die Zentrifugalkraft verhindert die Erreichung des Zentrums, sodaß sich die Luft beinahe kreisförmig bewegt. Die herbeigesaugte Luft steigt in Schraubenwindungen empor, vermehrt die Luftverdünnung in der Mitte und verlängert ihre Dauer. Am Äquator selbst und in seiner Nähe, zwischen 5° nördl. und südl. Br., können keine Cyklonen entstehen, weil hier die ablenkende Wirkung der Erddrehung so gering ist, daß

eine spiralförmige Bewegung nach der Stelle des kleinsten Luftdrucks nicht zu stande kommt; die Verdünnung kann daher nicht lange bestehen, sondern wird von der beinahe geradeaus hinströmenden Luft bald ausgefüllt. Die Ströme entstehen in der Passatregion, ungefähr unter 10° nördl. oder südl. Br. Der Mittelpunkt eines Wirbelsturms schreitet fort mit einer Geschwindigkeit, welche für die westindischen Cyklonen 25—35 km in der Stunde, weiter nördlich bis zu 80 km beträgt. Im indischen Ozean bewegen sich die Wirbelströme viel langsamer fort, 5—20 km. Im atlantischen Ozean, nördlich vom Äquator, ist die Bahn der Wirbelmitte, solange sich der Wirbel in der heißen Zone befindet, nach Nordwest gerichtet. In 20—30° Br. aber, an der Nordgrenze des Nordostpassats, biegt die Bahn um und verläuft jetzt in der gemäßigten Zone in nordöstlicher Richtung. Im südlichen indischen Ozean haben die Sturmbahnen in der heißen Zone südwestliche, in der gemäßigten Zone südöstliche Richtung. Es erklärt sich dies folgendermaßen: In einem Wirbel, der im Gebiet des Nordostpassats entstanden ist, kreist die Luft von Norden über Westen nach Süden und Osten. Der von Nordosten wehende Passat wirkt am südöstlichen Teil des Wirbels der Bewegung des Wirbels entgegen und verlangsamt sie, umgekehrt im nordwestlichen Teil. Die Luft des Wirbels wird dort verdichtet, hier im Nordwestpunkt verdünnt. Hierherzu muß also die Stelle größter Luftverdünnung rücken, welche anfangs in der Mitte war, d. h. sie muß sich nach Nordwest bewegen. Der Ort der größten Verdünnung ändert sich also beständig, geht in der Richtung Nordwesten. Wenn aber das Gebiet des Nordostpassats verlassen wird, so hört dieses Vorrücken auf. Die südliche Luft hat jetzt das größere Bestreben aufzusteigen als die nördliche, kühle, trockne der gemäßigten Zone, welche in Nordwesten einmündet und die südwestliche Hälfte durchläuft. Ein lebhafteres Aufsteigen und sonach eine beträchtlichere Verdünnung wird daher im Nordostpunkt des Wirbels eintreten. Die im Innern des Wirbels vorhandene Stelle des kleinsten Luftdrucks wird dadurch nach Nordost verschoben, und es muß die Mitte des Wirbels nach dieser Richtung fortschreiten. Ähnliche Betrachtungen geben den Fortschritt der Wirbelmitte auf der südlichen Halbkugel. Die rechte Seite des Wirbelsturms wird von den Seeleuten besonders gefürchtet, weil sie ein platt vor dem Wind laufendes Schiff gerade vor den vorwärts schreitenden Mittelpunkt, wo der Orkan am stärksten ist, führt. Man nennt daher den vorn auf der innern hohlen Seite der Sturmbahn (nördlich rechts) gelegenen Teil des Wirbels das gefährliche Viertel. Um aus der Cyklone herauszusegeln, muß das Schiff in nördlichen Breiten seine rechte Seite (Steuerbord) dem Sturmwind zuwenden, aber ohne in das gefährliche Viertel zu geraten.

3. Wolken und Nebel.

Wolkenbildung. Wenn der feuchte Boden oder eine Wasserfläche von den Strahlen der Sonne getroffen oder irgendwie sonst erwärmt wird, so verwandelt sich ein Teil des Wassers in Wasserdampf, der sich vermöge seines kleinen

spezifischen Gewichts in der Atmosphäre erhebt, so daß überall in derselben mehr oder weniger Wasserdampf sich befindet.

Er wird sichtbar, wenn eine Abnahme der Temperatur oder eine Zunahme des Dampfes ihn der Sättigung entgegenführt, d. h. einem Zustand, bei dem er als Dampf nicht mehr bestehen kann, sondern wieder zu Wasser wird, sobald die Temperatur sinkt. Dieser Übergang findet zunächst in der Art statt, daß sich kleine Wasserbläschen bilden, welche in der Luft schweben. Geschieht dies in der Nähe des Bodens, so entsteht Nebel, in größerer Höhe eine Wolke. Ein eigentlicher Unterschied beider ist nicht vorhanden. Wenn man die Wolken in einem Luftballon durchschreitet, findet man keinen Widerstand. Die Luft ist nur mehr oder weniger undursichtig, mehr oder weniger feucht, ebenso wie am Boden in einer Nebelschicht oder auf Bergen in Wolken. In Wirklichkeit ist aber doch ein Unterschied. Der Nebel ist ein Ort, an welchem der Wasserdampf vom unsichtbaren Zustand in diesen sichtbaren übergeht, während die Wolke ein Individuum ist, eine Ansammlung sichtbaren Wasserdampfes in bestimmter Form. Diese ist beweglich, jener unbeweglich.

Saussure sagt: „Ich stehe mitten im Nebel oder in einer Wolke, halte in einer Hand, ganz nahe am Auge, ein Vergrößerungsglas von ein bis anderthalb Zoll Brennweite und in der andern eine schwarze Fläche, glatt und poliert wie etwa der Boden einer Dose von Schildpatt. Diese Fläche bringe ich ganz nahe an den Brennpunkt des Glases und gebe alsdann, wie ein Jäger auf dem Anstand, Achtung, wenn ein Teilchen der Wolke durch die Bewegung der Luft in den Brennpunkt trifft. Da sehe ich runde und weiße Teilchen vorüberfahren, einige schnell wie der Blitz, andre langsamer, einige rollen über die Schildpattfläche weg, andre stoßen schief an und springen ab, wie ein Ball von der Mauer, andre bleiben zuletzt hängen, setzen sich fest und nehmen die Gestalt einer Halbkugel an." Wenn aus einem erwärmten Gefäß Dampf aufsteigt, so kann man bei starker Vergrößerung Bläschen beobachten, welche Farben zeigen wie Seifenblasen. Aus den Farben läßt sich auf die Dicke der Bläschen schließen. Im Mittel beträgt der Durchmesser 22 tausendstel Millimeter, im Sommer sind sie am kleinsten bis 15 tausendstel herab, im Winter am größten, bis 35 tausendstel. Diese Zahlen sind jedoch sehr wandelbar. Sie sind am kleinsten bei schönem Wetter, am größten bei drohendem Regen.

Der Nebel entsteht, wenn der feuchte Boden der darüber liegenden Luft mehr Wasserdampf zuführt, als sie vermöge ihrer Temperatur aufnehmen kann. So entstehen im Herbst die Nebel in Wiesenthälern, so erklärt sich das „Dampfen" der Flüsse und Bäche und des frisch gepflügten Ackergrundes. Nebel entsteht auch bei Mischung mit Wasserdampf beinahe gesättigter Luftmengen von verschiedener Temperatur, da hierbei eine Luftmasse von nahezu mittlerer Temperatur entsteht, während der Dampfdruck größer ist als das Mittel. Die Feuchtigkeit der Luft nimmt zu bis zu einer bestimmten Höhe, die nach Jahreszeit und Tagesstunde wechselt. Von da an wird die Luft mehr und mehr trocken. Aus Ballonfahrten weiß man, daß diese Feuchtigkeitsgrenze zuweilen sichtbar ist, als blau durch-

scheinender Dampf mit scharf erkennbarer Abgrenzung gegen unten, wenn man mit dem Ballon sie hinter sich gelassen hat. Die Oberfläche ist horizontal wie das Meer. Auf den höchsten Spitzen der Alpen und Pyrenäen endigt sie am Horizont als bläuliche Linie, ähnlich wie das Meer am Horizont durch eine scharfe Linie begrenzt ist. Die Höhe dieser Fläche wechselt von 1000 m bis 4000 m, und ihre Temperatur fällt nicht unter Null. Auf dieser Fläche, in der der Wasserdampf der Atmosphäre aufzuhören beginnt, bilden sich Wolken und scheinen auf ihr aufzuliegen. „Bei einer Luftfahrt am 15. Juni 1867 über der Rheinebene bei Köln, berichtet Flammarion, war die Luft rein und klar, als kleine weiße Flocken zerstreut in der Zone größter Feuchtigkeit erschienen. Dabei verbanden sie sich zu größeren Massen, gruppierten sich stellenweise in großer Zahl, stellenweise lösten sie sich ebenso leicht, als sie entstanden waren. Die kleinen weißen Wolken vereinigten sich zu balligen Massen und bildeten Cumuli. Dies ging mehrere 100 m unter uns vor. Als die Sonne kam, stiegen wir und mit uns die Wolken langsam bis 2400 m, die Wolken etwas schneller als wir, so daß sie uns einhüllten und über uns hinausgingen. Die obere Fläche der Wolken ist mannigfaltig, aufgeblasen durch aufsteigende Luftströme, die sie in die Höhe treiben, und giebt den Anblick einer Reihe Berge und Thäler von oft malerischer, eigentümlicher Form. Die untere Fläche dagegen ist eben und horizontal, sie schwimmt über der Dampfatmosphäre, wie auf einem See.

Die Wolken bestehen wie der Nebel aus flüssigen Nebelkügelchen oder bei tiefer Temperatur aus feinen Nadeln oder Blättchen von Eis. Manche sind nichts Andres als in den Thälern gebildeter und dann emporgestiegener Nebel, andre bilden sich an den Hängen oder auf den Gipfeln der Berge; die meisten entstehen in den höheren Schichten der Atmosphäre selbst. Die Wolken sind, obgleich sie oft tagelang namentlich an Bergabhängen an derselben Stelle zu schweben scheinen, nicht fertige, in ihren gegenwärtigen Zustand verharrende Gebilde; indem die Nebelkörperchen vermöge ihrer Schwere sich senken und in die ersten Luftschichten geraten, verdampfen sie wieder zu Wassergas, während oben in der Wolke, wo die nebelerzeugende Ursache ihren Sitz hat, sich unaufhörlich neue Tröpfchen bilden. Die Formen der Wolken sind so mannigfaltig, daß es gewagt erscheint, sie klassifizieren zu wollen. Dennoch hat Howard eine Einteilung gegeben, welche sie auf drei Grundformen zurückführen. Als Federwolken (Cirrus) bezeichnet man die zarten, weißen, faserigen Wolkengebilde, welche bald geradlinig gestaltet, bald lockig gebogen und gekräuselt, scheinbar unbeweglich in sehr großer Höhe schweben. Kämtz sah dieselben nie unter den Gipfel des Finsteraarhorns (4200 m) herabsteigen und schreibt ihnen eine Höhe von etwa 6500 m zu. Humboldt hat sie auf den Chimborazo (6300 m hoch) gesehen und schätzte ihre Höhe noch so hoch wie unten in der Höhe des Meeres. Sie bestehen aus Eisnadeln, wie die optischen Erscheinungen in ihnen, Sonnen- und Mondringe, beweisen. Die Seeleute nennen sie „Katzenschwänze“. Zu ihnen gehören auch die vom Volke benannten „Windbäume“. Wenn der Himmel nach vorausgehendem schönem Wetter sich immer dichter mit einem Gewebe von Feder-

wolken überspinnt, so ist der baldige Eintritt von Regen zu erwarten, besonders wenn ein farbiger Ring um die Sonne von 26° Halbmesser sich bildet.

Die Haufwolken (cumulus) werden von den Seeleuten treffend Baumwollballen genannt. An der unteren Fläche horizontal begrenzt, sind sie an ihrer Oberfläche in scharfen Umrissen abgerundet, oder aus abgerundeten Massen traubig geballt. Am Rande des Horizonts sehen sie entfernten Schneegebirgen ähnlich. An einem schönen Sommertage, wenn bei steigender Sonne der Wasserdampf aufsteigt, bilden sich kleine Cumuli, die sich im Laufe des Vormittags vergrößern und vermehren. Wenn sie den ganzen Himmel überziehen, so ist für den Nachmittag Regen oder ein Gewitter bevorstehend. Wenn sie sich dagegen vor Mittag vermindern und verkleinern (diese Verkleinerung läßt sich bei längerer Beobachtung einer kleinen, der Sonnenstrahlung ausgesetzten Cumulus-Wolke sehr leicht beobachten), so heitert sich im Laufe des Nachmittags der Himmel ganz auf. Die Höhe der Haufenwolken schwankt zwischen 450 und 2500 m. Eine horizontale, weithin sich erstreckende, in geringer Höhe schwebende Wolkendecke heißt Schichtwolke (Stratus). Sie wird häufig abends bei Sonnenuntergang in der Gestalt horizontaler, dunkler Streifen am Horizont gesehen.

Als Mittelglied dieser Formen erscheint die fedrige Haufwolke (Cirrocumulus) unter dem Namen „Schäfchen“ bekannt.

4. Regen.

Wenn die Wolken durch den Einfluß von höher liegenden eine Umformung in ihrem molekularen Zustand erfahren, so fällt Regen. Bei den gesättigten Cumuli bewirkt die geringste Abkühlung eine Verdichtung, sodaß ein Teil der Masse sich als Regen herabstürzt. Die gewöhnliche Bedingung der Regenbildung besteht in dem Vorhandensein zweier Wolkenschichten übereinander, und die obere bringt die untere zum Regnen. Mason fand vielfach bei Luftfahrten, daß, wenn ein ganz bewölkter Himmel Regen giebt, immer eine ähnliche Wolkendecke oberhalb gelegen war; wenn es dagegen nicht regnet, obgleich der Himmel das gleiche Aussehen hat wie vorher, so hat man oben eine ausgedehnte wolkenfreie Region mit ungetrübtem Sonnenschein. Nach Renou entstehen Regen und Hagel durch Mischung gefrorener Cirri mit noch flüssigen Cumuli, unter dem veränderlichen Einfluß der Temperatur. Die große Dampfmenge, welche auf dem Ozean sich bildet, wird durch den bei uns herrschenden Süd-Westwind größtenteils zu uns getragen, wo sie sich erhebt, abkühlt und mit Feuchtigkeit beladen in die gemäßigte Zone zurückkehrt. Je nach ihrem Lauf, ihrer Höhe, ihrer Temperatur und der Gestaltung der Erdoberfläche, verteilt sie ihren Inhalt, wobei die Regenmenge vom Äquator zum Pol abnimmt. Die Regenmenge hängt wesentlich von der Richtung des Wolkenzugs und der Lage der Gebirgsketten ab. Wenn die Wolken sich heben müssen, um über die Berge zu gelangen, so findet dabei wegen der Abkühlung Niederschlag statt, der um so größer ist, je höher die zu erklimmenden Gebirge sind. Daher die große Regenmenge an den Westküsten Europas, wenn an ihnen Gebirge anliegen, in Coimbra, in Portugal, in der Normandie, in

Bergen in Norwegen u. s. w. Längs einer Linie von West nach Ost durch Mitteleuropa gezogen, nimmt der Regen ab bis nach Rußland, aber so, daß an den von Süd nach Nord ziehenden Bergketten wieder eine Zunahme stattfindet, um nachher um so mehr abzunehmen.

In den höheren, sehr kalten Schichten der Atmosphäre bestehen die Wolken aus nadelförmigen Eiskrystallen oder aus Eisblättchen. Barral und Bixio gerieten auf ihrer Luftreise vom 23. Juli 1850 in eine ungeheure, 4 km dicke Wolke, welche in ihrem oberen Teil aus Eisnadeln bestand; ihre Temperatur war, mitten im Sommer, in einer Höhe von 6000 m über der Meeresfläche, 10° unter Null und an ihrer oberen Grenze in 7039 m Höhe beinahe 40° unter Null, also beim Erstarrungspunkt des Quecksilbers. Sind die unteren Luftschichten über den Gefrierpunkt des Wassers erwärmt, so schmelzen die Eisnadeln beim Herabfallen, und es regnet unten, während es oben schneit. Sind aber die unteren Schichten winterlich kalt, so schneit es von oben bis zur Erdoberfläche und der Boden erhält eine Schneedecke. Barral und Bixio fanden die Temperatur Null schon in 3700 m Höhe, in 5000 m 7° unter Null, und erst in einer Höhe von 6000 m bei 10° unter Null ging der Nebel in eine aus Eisnadeln bestehende Schneewolke über, an deren oberen Grenze die Temperatur beinahe 40° unter Null zeigte. Von 3700 m bis 5000 m, in einer Schicht von 1300 m Dicke, bestand die Wolke aus flüssigen Wasserteilchen, die unter den Gefrierpunkt erkaltet waren, sich also im sogenannten überschmolzenen Zustand befanden, d. h. trotz ihrer Temperatur unter Null noch flüssig waren. Solche Wolken geben das Material zu Hagelfällen, weil sie durch den geringsten Anlaß in Eis umgewandelt werden und zwar plötzlich. Die aufsteigende Luftsäule, die wir oben bei den Wirbelstürmen kennen gelernt haben, nimmt eine wirbelnde Bewegung an. In die kalten, höheren Luftschichten eindringend, schlägt sie ihren Wasserdampf nieder, die Luft wird durch die frei werdende Wärme leichter und bewegt sich noch rascher in die Höhe. In eine Schicht Eisnadeln getrieben, ballt sie diese zu Graupelkörnern zusammen, welche zu schwer um zu schweben durch den unteren Teil herabfallen und dort zu plötzlicher massenhafter Eisbildung den Anstoß geben. Um die Graupenkörner legt sich eine Eisschicht, so oft wieder eine wasserreiche Schicht durchsetzt wird. Das Hagelwetter kann nur von kurzer Dauer sein: die plötzliche und massenhafte Eisbildung macht eine so große Wärmemenge frei, daß die tiefe Temperatur der Hagelwolke und damit der überschmolzene Zustand ihrer Wasserteilchen ein rasches Ende finden muß: nach der Hagelentladung wird ihr nur noch ein heftiger Gewitterregen entströmen. In der Richtung der Fortbewegung bildet sich die Hagelwolke durch den dort aufsteigenden Luftstrom immer neu, hinter sich eine regnende Gewitterwolke zurücklassend.

Die im Luftballon gemachten Beobachtungen geben uns, wie wir nun gesehen haben, den sichersten Aufschluß über den Zustand der Wolken in großer Höhe und die zusammenhängenden Erscheinungen. In der neueren Zeit mehrt sich die Zahl der Luftfahrten, aber meist nur bis zu kleinen Höhen von einigen 100 m und in der Regel bei günstigem Wetter; hauptsächlich für militärische Zwecke.

Die verhältnismäßig seltenen Fahrten in große Höhen haben uns mehr Aufschluß über das, was in der Atmosphäre vor sich geht, gegeben als die Menge jener militärischen Fahrten der Neuzeit. Eine größere Zahl zu wissenschaftlichen Zwecken ausgeführter Fahrten würde uns wohl nähere Auskunft geben über die jetzt noch wenig erforschten Erscheinungen, wie insbesondere die elektrischen sind und die magnetischen des Nordlichtes, deren Anblick uns wohl bekannt, deren Ursache noch ganz rätselhaft ist.

Die französische Revolution in ihrer Bedeutung für den modernen Staat.

(Fortsetzung.)

Mit advokatischem Geschick wußten Robespierre und seine Genossen die Enttäuschung, welche diese Entwickelung der Dinge bei der Masse der Bevölkerung hervorrief, für ihre Fraktions-Interessen auszunutzen. In Voraussicht der kommenden Dinge hatten die Wohlhabenden sich zeitig mit Vorräten versorgt. Daraufhin beeilten sich die radikalen Politiker den Sektionen vorzupredigen, daß die Notlage der arbeitenden Bevölkerung in dem Überfluß der Besitzenden ihren eigentlichen Grund hätte, und die Thatsache, daß ein Teil der letzteren nicht nur zur Befriedigung ihrer eigenen Bedürfnisse, sondern auch zu spekulativen Zwecken Lebensmittel aufgekauft hatten, erleichterte die Beweisführung. Weiter war es nicht schwer, das leichtgläubige Proletariat davon zu überzeugen, daß die gemeingefährlichen Ansammlungen von Waren nur durch die bisherige Begünstigung des freien Verkehrs möglich geworden wäre, und daß daher die Girondisten als die eigentlichen intellektuellen Urheber der Notlage angesehen werden müßten. Die beste Unterstützung fand Robespierre dabei in dem Ungeschick seiner Gegner. Wenn das Prinzip des laissez faire in der Praxis auch durchbrochen war, so traten die Girondisten in der Theorie doch nach wie vor für dasselbe in die Schranken. Die Lage der Dinge konnte ihnen keinen Zweifel darüber lassen, daß ihr einziger Bundesgenosse auf wirtschaftlichem Gebiete, die Bourgeoisie, weder die erforderlichen Nerven noch die Sehnen besaß, um ihnen eine wirksame Unterstützung zu gewähren, trotzdem aber trugen sie kein Bedenken, noch im Mai 1793 bei der Beratung der neuen Verfassung gegen jede staatliche Intervention zu deklamieren und dadurch die Wut der Vorstädte gegen die Fraktion noch zu steigern.[1])

Schon vor Beginn des Prozesses gegen Ludwig XVI. hatte Verginaud dem Konvent warnend zugerufen: „Das Brot, sagt man, ist teuer; die Ursache davon liegt im Tempel; nun wohl, eines Tages wird man ebenso sagen: das Brot ist teuer; die Ursache davon liegt im Konvent.“[2]) Früher als er erwartet hatte,

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXVI, p. p. 393, 394.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXIV, p. p. 264, 265.

bewahrheitete sich seine Prophezeiung, und zwar zunächst an seinem eigenen Leibe. Die Teuerung des Brotes — in Verbindung mit dem Dogma der Volkssouveränität — hat den Untergang der Girondisten herbeigeführt. Nur insofern ist die Prognose Verginaud's unrichtig, als sie das Schicksal seiner Fraktion für ein unverschuldetes auszugeben versucht. Mit eigener Hand hat dieselbe das Messer geschärft, unter welchem sie gefallen ist. Ohne den Egoismus und die Borniertheit, mit der sie die Interessen des vierten Standes behandelte, hätte es Robespierre an Argumenten gefehlt, um den Aufstand vom Juni 1793 in Szene zu setzen. Und was von den Girondisten gilt, gilt auch von den Übrigen, welche später das gleiche Schicksal ereilte. Sie sind gestürzt über die Brotfrage, und stets haben sie ihren Sturz selbst herbeigeführt. Sie alle trifft der Vorwurf, daß sie weder Herz noch Kopf genug besaßen, um die wirtschaftlichen Aufgaben ihrer Zeit auch nur zu begreifen. —

Im Juni 1793, nach der Verhaftung der Girondisten, trat scheinbar eine Besserung der Lage ein. Die Hoffnung, daß unter einer einheitlichen Regierungsgewalt die Verhältnisse sich konsolidieren würden, belebte den Handel: die Märkte waren wieder reichlicher besetzt, und die Preise schlugen eine weichende Richtung ein. Aber schon binnen kurzem erfolgte ein Rückschlag. Die lähmende Wirkung, welche die Gesetzgebung auf das wirtschaftliche Leben ausüben mußte, hatte sich wohl vorübergehend paralysieren lassen; jetzt kam sie mit verschärfter Gewalt zur Erscheinung. Die Waren verschwanden mehr und mehr aus dem Verkehr, so daß das Verhältnis zwischen Nachfrage und Angebot sich für den Konsumenten immer ungünstiger gestaltete. Als zweiter Faktor in der Richtung der Verteuerung der Lebensmittel wirkte der Kursrückgang des Papiergeldes, auf welchen weiter unten noch näher eingegangen werden wird. Bei der ersten Ausgabe von Assignaten war durch Dekret die Zusage erteilt worden, „daß der Gesamtumlauf nicht den Betrag von 1200 Millionen Livres überschreiten würde. Allein die gesetzgebende Gewalt hatte ihr Wort nicht gehalten. Schon am 1. Februar 1793 waren kreiert und emittiert 3100 Millionen, davon in Umlauf 2387 ½ Millionen. In der kurzen Frist vom 1. Februar bis 7. Mai traten 1220 Millionen neuen Papiergeldes hinzu. Nach dem Sturz der Gironde wurde eine weitere Emission von 1200 Millionen votiert. Infolge davon war das Papier im Verhältnis zum Silber fortwährend gesunken: im Juni 1791 auf 85, notierten die Assignaten im Januar 1792 nur noch 66, bis zum April 1793 gehen sie auf 47, bis zum Juli auf 33 Prozent herunter.[1]) Am schlimmsten erging es den Unbemittelten in der Hauptstadt; hier trat das noch besonders erschwerende Moment hinzu, daß die Provinzen teils aus politischer Feindschaft, teils weil sie selbst mit dem Hunger zu kämpfen hatten, die Verproviantierung von Paris gewaltsam hinderten. In einem Berichte über die dortigen ökonomischen Verhältnisse aus dem Juni 1793 wird darüber Klage geführt, daß die Transporte von Getreide und Mehl

[1]) Schmidt a. a. O. Bd. 2. S. S. 135, 140, 141, s. auch Taine l. c. Tom. IV, p. p. 433 etc. Ganz genaue Zahlen über die Assignatenwirtschaft zu geben ist aus den von Schmidt angeführten Gründen nicht möglich

überall in den Nachbardistrikten angehalten und in Beschlag genommen werden. So stieg denn der Preis für den Sack Mehl im Juli bereits auf über 100 Livres; Zucker, Seife, Lichte, Holz und Kohlen erreichten eine für den Armen unerschwingliche Höhe.[1])

Wiederum machte das Proletariat den „schwachen und sorglosen" Konvent für diese Wendung der Dinge verantwortlich und verlangte eine weitere Intervention des Staates zu seinen Gunsten. In erster Reihe wollte man das wirtschaftliche Leben noch durchgreifender organisiert sehen, an Stelle der Freiheit des Handels, „dieser Theorie, welche zwar schön, aber durch die scheußliche Praxis der Menschen" verdorben worden wäre, sollten amtliche Taxen für alle Lebensmittel treten; sodann wurde die Forderung erhoben, daß schleunigst der Bau von Kanälen und Landstraßen sowie andere öffentliche Arbeiten in Angriff genommen werden möchten, damit die notleidenden Arbeiter Gelegenheit zum Erwerb fänden. Vergeblich suchte der Konvent die Aufregung mit Phrasen von Freiheit und Gleichheit zu beschwichtigen. Als Robespierre im Juni 1793 dem Jakobinerklub vorschlug, an die Departements eine Adresse zu richten, in welcher die Vollendung der neuen Verfassung als ein glückliches Ereignis gefeiert würde, durch das den Wünschen aller Freiheitsfreunde Genüge geleistet worden wäre, legte Chabot dagegen Widerspruch ein, indem er ausführte, zwar hätte man dem Volke jetzt mehr geboten als bisher, daraus folgte aber noch nicht, daß der Berg sich in Lobeserhebungen ergehen dürfte; zunächst müßte geprüft werden, ob durch den Verfassungsentwurf wirklich „das allgemeine Wohl sicher gestellt wäre." „Man beschäftigt sich nicht genug mit dem Schicksale des Volkes, rief er den Jakobinern zu, und darin liegt der Mangel des Grundgesetzes, welches vorgelegt worden ist. Es fehlt in demselben die Bürgschaft, daß diejenigen, welche nichts besitzen, Brot erhalten, und die Bettelei aus der Republik beseitigt werden wird.[2])" Wenige Wochen später erschien der radikale Gemeinderat Jaques Roux im Konvent, um, angeblich im Auftrage seiner Sektion und des Klubs der Cordeliers, der Linken vorzuhalten, daß sie ihre Laufbahn nicht mit Schmach endigen dürfte. In der neuen Verfassung wäre weder die Agiotage verboten noch der Wucher und das Monopol mit Strafe bedroht; es würde also auch noch fernerhin geduldet werden, „daß die selbstsüchtigen Reichen aus vergoldeten Kelchen das reine Blut des Volkes tränken." Die Tribünen begrüßten diese Ausführungen mit lautem Jubel, und der Klub der Cordeliers erklärte sich nicht nur zu gunsten Roux's, sondern richtete auch an einen seiner Genossen, welcher im Konvent gegen denselben votiert hatte, die Aufforderung, sich dieserhalb zu rechtfertigen. Erst nach wiederholtem Bemühen gelang es Robespierre, den Klub dazu zu bewegen, daß er Roux desavouierte.[3]) Indes letzterer setzte an der Spitze der sogenannten Enragés seine

[1]) Schmidt a. a. O. Bd. 2, S. S. 124, 127, 132.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXVIII, p. 188. In ungefähr dem gleichen Sinne äußerte sich der Richter, welcher Namens der Tribunale den Konvent zu dem Abschluß der Verfassungsarbeiten beglückwünschte. p. 211.

[3]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXVIII, p. p. 216 etc.

Agitation auf der Straße erfolgreich fort und beschuldigte die Kommune, die Departementsverwaltung und den Konvent, sich um das Wohl und Wehe des Volkes nicht gekümmert zu haben. „Was nützen uns die patriotischen Ergüsse," klagten die Arbeiter; „wenn es ihnen auch gelingt, uns eine Freiheit rein und fein wie die Luft zu geben, sind wir darum weniger Körper, welche des Fleisches bedürfen? Alle diese Patrioten sind wie die anderen, sie suchen sich zu bereichern; uns geben sie die Worte, das Wesentliche nehmen sie für sich." [1]) Im Jakobinerklub kam das Maximum gar nicht mehr von der Tagesordnung. Bei den Protesten verblieb es nicht lange, man ging alsbald zu Thaten über. Wiederholt drangen Volkshaufen in die Läden der Fleischer, Käse- und Gemüsehändler und zwangen dieselben, ihnen ihre Vorräte für geringes Geld zu überlassen. Auf verschiedenen Märkten vernichtete man die Waren derjenigen Händler, die nach Ansicht des Proletariats zu hohe Forderungen stellten. Die Bauern-Fuhrwerke, welche Lebensmittel in die Stadt führten, wurden von hungrigen Rotten an den Thoren abgefangen und ihr Inhalt verteilt. Noch gefährlicher ging es in Paris selbst vor den Bäckerläden zu: dem Schimpfen und Fluchen folgten Prügeleien und diesem wiederum Mord und Totschlag. Charakteristisch ist ein in dem Journal de la Montagne veröffentlichter Bericht, in welchem es heißt: „Am 21. Juli brachte man einen Bürger um, der sich gegen die Wegnahme eines Sechspfund-Brotes wehren wollte, einem anderen wurde an demselben Tage ein Arm abgehauen, eine schwangere Frau wurde verwundet und das Kind in ihrem Leibe erstickt." [2])

Unter der Schreckensherrschaft wurde endlich der Forderung des vierten Standes nach Organisation des wirtschaftlichen Lebens in ausgedehntestem Maße entsprochen. Mit einer Rücksichtslosigkeit, mit einer Nichtachtung der persönlichen Freiheit, wie sie in einem despotisch regierten Staate kaum jemals entfaltet worden ist, wurden Handel und Wandel geradezu in spanische Stiefel eingeschnürt. Allein auch dieses Heilmittel verfehlte vollständig den beabsichtigten Zweck. Die Jakobiner vermochten ebenso wenig Brot und Fleisch zu beschaffen wie vor ihnen die Vertreter des wirtschaftlichen Liberalismus, und daran ist der Diktator von 1793 mit derselben Notwendigkeit untergegangen wie vor ihm die Girondisten. —

Robespierre ist während seines ganzen politischen Lebens ein bornierter Verfassungs-Fanatiker geblieben. Als der junge Advokat aus Arras in die Nationalversammlung eintrat, bestand das ganze Kapital seiner politischen Weisheit in einem blinden Glauben an die allein seligmachende Kraft der Rousseauschen Theorie, und bis zu seinem Tode hat er zu diesem kümmerlichen Besitz nicht einen Heller hinzuerworben. Die einzige Aufgabe des Staatsmannes ist ihm stets die Formulierung eines Gesellschafts-Vertrages geblieben, in welchem die Grundsätze des contrat social bis zu ihren letzten Konsequenzen zur Anerkennung gebracht würden. Andere Fragen, insbesondere alle wirtschaftlichen, hat er immer nur zu agitatorischen Zwecken, im Fraktions-Interesse aufgegriffen. Es ist für seine Be-

[1]) Schmidt a. a. O. Bd. 2 S. 123.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXVIII, p. p. 364 etc., 434. S. auch Taine l. c. Tom. IV. p. p. 456 etc. u. Schmidt a. a. O. Bd. 2, S. S. 125, 129, 130.

schränkheit charakteristisch, daß er noch bei der Feier zur Inauguration der Verfassung der französischen Republik im August 1793 auf das hungernde Proletariat mit dem Hinweise darauf Eindruck zu machen versuchte, daß jetzt „alle Franzosen sich gleich wären als Menschen, als Bürger und Inhaber der Souveränität, daß jeder Unterschied aufhörte in Gegenwart des Volkes, der einzigen Quelle aller Gewalt, welche, von ihm ausgehend, ihm stets unterworfen bliebe.“[1]) Allein schließlich hat er die Hoffnung aufgeben müssen, sein Ideal unter den damaligen Verhältnissen realisieren zu können. Die Sprache und das Auftreten des Volkes waren von einer derartigen brutalen Deutlichkeit, daß sie selbst auf ein so verworrenes Gehirn wie das Robespierre'sche wirken mußten. Wie schwer er auch durch das Studium Rousseau'scher Philosophie in seinem Begriffsvermögen geschädigt worden war, allmählich wurde ihm klar, daß das französische Volk für die Verwirklichung des contrat social noch nicht reif wäre, daß die Herrschaft über Frankreich vor der Hand nicht von der Lösung eines politischen, sondern eines wirtschaftlichen Problems abhinge, und so sah er sich gezwungen, an diese Lösung heranzutreten.

Um dem armen Manne Brot zu verschaffen, sucht die Robespierre'sche Gesetzgebung zunächst für ein reichliches Angebot von Ware Vorsorge zu treffen. Am 26. Juli 1793, dem Tage seines Eintrittes in den Wohlfahrtsausschuß, wird die Todesstrafe mit Vermögenskonfiskation gegen die Wucherer verhängt, d. h. gegen alle diejenigen, „welche Lebensmittel oder zu den ersten Bedürfnissen gehörige Waren dem Verkehr entziehen, indem sie dieselben aufkaufen und aufspeichern, ohne sie täglich und öffentlich zum Verkauf auszubieten.“ Mit gleicher Strafe bedroht das betreffende Dekret jeden, der solche Lebensmittel oder Waren „absichtlich vernichtet oder verderben läßt.“ Die Besitzer von Vorräten werden verpflichtet, dieselben innerhalb acht Tagen bei der Gemeindeverwaltung zu deklarieren und dann entweder binnen drei Tagen in kleinen Losen selbst zu verkaufen oder durch Kommunalbeamte zum Marktpreise verkaufen zu lassen[2]). Unter dem 11. September 1793 ermächtigt der Konvent die Administrativbehörden, die Produzenten und Besitzer von Getreide zur Versorgung der Märkte zu zwingen.[3]) Zwei Dekrete vom 15./16. August und 11. September stellen unter Strafe die Ausfuhr von Korn, Brot, Biskuit, Fleisch, Fisch, Früchten, Wein, Branntwein, Essig, Öl, Salz, Honig, Zucker, Seife, Soda, Kohlen, Papier, Tuch u. a. Gleichzeitig wird die Anlegung von Geteide-Depots an Orten in einer Entfernung von unter sechs Meilen von der Grenze oder von einem Seehafen verboten. Das letztgenannte Dekret giebt dem Minister des Innern auf, darüber zu wachen, daß die Landesteile, welche Überfluß an Ware besitzen, denselben den notleidenden Provinzen zur Verfügung stellen[4]). Um der Regierung die dazu erforderlichen

---

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXVIII, p. 440.

[2]) Duvergier l. c. Tom. VI, p. p. 58, 59, Buchez et Roux l. c. Tom. XXVIII, p. p. 367 etc.

[3]) Duvergier l. c. Tom. VI, p. p. 159 etc. S. auch das Dekret vom 15./16. November 1793 ebenda Tom. VI, p. 284.

[4]) Duvergier l. c. Tom. VI, p. p. 93, 142, 159 etc. S. auch das Dekret vom 25./26. August 1793 ebenda Tom. VI, p. 131.

Unterlagen zu verschaffen, werden alle Getreide-Produzenten und Händler bei Vermeidung schwerer Strafen angehalten, ihre Bestände den Behörden periodisch anzuzeigen. Weiter erhalten diese letzteren auch gewisse Zwangsbefugnisse bezüglich der Erzeugung und des Vertriebes von Waren. So bestimmt beispielsweise das mehrfach erwähnte Dekret vom 11. September, daß die Müller den Requisitionen der Verwaltungsorgane Folge zu leisten haben und ihren Betrieb nur nach dreimonatlicher Anzeige auflösen dürfen. Durch Dekret vom 27. September wird den Gemeinden ein Aufsichtsrecht bezüglich des Fällens von Holz seitens der Waldbesitzer übertragen. Ein Dekret vom 1. November bedroht mit „der Strafe der Verdächtigen" alle diejenigen Fabrikanten und Grossisten, „welche nach Erlaß des Gesetzes über das Maximum ihre Fabrikation oder ihren Handel aufgegeben haben oder aufgeben werden [1])." Aber auch diesmal wiederholt sich die Erscheinung: trotz aller der angeführten Maßregeln nimmt das Angebot nicht nur nicht zu, sondern vermindert sich. Es muß also, so argumentiert die Schreckensregierung, eine Lücke vorhanden sein, und dieselbe kann nur darin bestehen, daß die Wohlhabenden heimlich über ihr Bedürfnis hinaus kaufen. Als prophylaktisches Mittel dagegen wendet der Pariser Gemeinderat zunächst eine Kontrolle über den Brotverkauf in der Art an, daß er jedem ansässigen Bürger auf Grund einer Deklaration über dessen täglichen Konsum eine Anweisung für ein entsprechendes Quantum ausstellt und den Bäckern untersagt, ihre Ware anders als gegen Vorzeigung einer solchen Legitimation zu verabfolgen. Kurz darauf wird auch die Verproviantierung mit Fleisch, Eiern, Butter und anderen Lebensmitteln einer gleichen Aufsicht seitens der Kommunalbehörden unterworfen [2]). Den Abschluß des Systems bilden die in verschiedenen Gesetzen ausgesprochenen Zusicherungen von Belohnungen für Denunzianten und die Haussuchungen. Nach welchen Grundsätzen bei letzteren verfahren wird, ergiebt sich aus einer polizeilichen Meldung vom Juni 1794. Bei der Bürgerin Lucet, welche in Passy mehrere Pensionäre hält — ihr Hausstand beläuft sich auf sechzehn Personen — werden ein geschlachtetes Schwein, ein Vorrat von je 50 Pfund Butter, Honig und Öl, 7 Scheffel Bohnen und 39 Pfund Zucker vorgefunden. Davon beläßt man ihr je 10 Pfund Butter, Honig und Öl, einen Scheffel Bohnen und 14 Pfund Zucker; alles übrige verfällt der Konfiskation [3]).

Um die Befriedigung der Bedürfnisse des Konsumenten sicher zu stellen, genügt es nicht, daß der Produzent und Händler angehalten werden, ihre Ware feil zu bieten; die staatliche Gewalt muß auch einen Zwang auf die Preisforderung ausüben dürfen, und zu diesem Zweck läßt Robespierre eine Reihe von Gesetzen über das Maximum votieren. Der erste Schritt dahin war durch das oben erwähnte Dekret vom 4. Mai gemacht worden. Bald nachdem der Führer der Bergpartei ans Ruder gekommen ist, werden einige teils deklaratorische,

---

[1]) Duvergier l. c. Tom. VI, p. p. 159 etc., 190, 269 S. auch das Dekret vom 15./16. November über die Brotbäckerei Tom. VI, p. 284.

[2]) Schmidt a. a. O. Bd. 2, S. S. 170, 171, 193.

[3]) Schmidt a. a. O. Bd. 2, S. S. 202, 203.

teils ergänzende Bestimmungen erlassen. Durch die Dekrete vom 20. und 23. August beispielsweise wird festgesetzt, daß auch Hafer zum Getreide im Sinne der Vorschriften vom 4. Mai zu rechnen sei[1]). Das Dekret vom 19. August giebt den Bezirksverwaltungen die Befugnis, auf Antrag der ihnen nachgeordneten Behörden für Brennholz, Kohlen und Torf einen Höchstpreis festzustellen[2]). Am 4. September kündigt Robespierre eine umfassende Gesetzgebung über das Maximum an. In seiner charakteristischen Rede heißt es: „Wir werden weise, aber furchtbare Gesetze geben, welche, indem sie jedermann die Mittel zur Existenz verschaffen, für immer die Wucherer vernichten, allen Bedürfnissen des Volkes Rechnung tragen und den Komplotten vorbeugen werden, den perfiden Verschwörungen, welche die Feinde des Volkes angezettelt haben, um dasselbe durch Hunger aufzureizen, durch Spaltungen zu schwächen und durch Elend auszurotten. Wenn die reichen Pächter nur die Blutsauger des Volkes sein wollen, so werden wir sie demselben ausliefern. Finden wir zu große Schwierigkeiten, um den Verrätern, den Verschwörern und Wucherern ihr Recht zu teil werden zu lassen, so werden wir dem Volke raten, daß es in eigener Person Justiz ausübe“[3]). Am 11. September dekretiert der Konvent ein Maximum für Weizen, Roggen, Gerste, Buchweizen, Hafer, Klee u. a. mit der Maßgabe, daß für Transportkosten ein Preiszuschlag von 2 bis 6 Sous per hundert Pfund auf die Meile zugelassen wird, je nachdem die Beförderung auf Post-, auf Nebenwegen oder auf Wasserstraßen erfolgt ist[4]). Zwei Dekrete vom 27. September normieren den Verkaufspreis von Holz, Kohlen und Salz[5]). Noch weiter geht das Dekret vom 29. September, welches alle zu den „ersten Bedürfnissen“ zu zählenden Waren umfaßt, darunter Fleisch, Speck, Öl, Butter, Vieh, Fische, Branntwein, Lichte, Salz, Zucker, verschiedene Metalle, Wolle und Leinwand. Als Maximum wird für dieselben der um ein Drittel erhöhte Marktpreis des Jahres 1790 abzüglich der damaligen fiskalischen Abgaben festgesetzt und den Distriktsverwaltungen aufgegeben, hiernach die erforderlichen Berechnungen aufzustellen. Nach gleichen Grundsätzen fixiert der Artikel VIII. des gedachten Dekrets ein Maximum für Löhne und Gehälter[6]). Nachdem durch die Dekrete vom 2., 3. und 4. Oktober der Begriff der „ersten Bedürfnisse“ weiter ausgedehnt ist, verfügt der Konvent unter dem 1. November die Aufstellung einer Übersicht aller Tarife und räumt gleichzeitig den Detailhändlern das Recht ein, zu dem Maximalpreis 5 Prozent zuzuschlagen[7]). Kennzeichnend für die Wirkungen der Robespierre'schen Gesetzgebung ist die im Artikel 4 des Dekrets erteilte Zusage, daß allen denjenigen, Kaufleuten oder Fabrikanten, eine Entschädigung ge-

---

[1]) Duvergier l. c. Tom. VI, p. p. 103, 107.

[2]) Duvergier l. c. Tom. VI, p. 98.

[3]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXIX, p. 25.

[4]) Duvergier l. c. Tom. VI, p. p. 159 etc.

[5]) Duvergier l. c. Tom. VI, p. p. 190, 192.

[6]) Duvergier l. c. Tom. VI, p. p. 193 etc. S. auch das Dekret vom 14. September 1793 ebenda S. 169.

[7]) Duvergier l. c. Tom. VI, p. p. 204, 207, 269.

währt werden würde, welche nachzuweisen im stande wären, daß sie infolge der Einführung des Maximums ihr Vermögen ganz oder bis auf 10000 Livres eingebüßt hätten. Durch Dekret vom 24. Februar 1794 sind dann die inzwischen ausgearbeiteten Tarif-Übersichten für rechtskräftig erklärt worden mit der Modifikation, daß dem Großhändler ein Zuschlag von 5 und dem Detaillisten ein weiterer Zuschlag von 10 Prozent zu dem Höchstpreise zugestanden wurde[1]). Um eine Kontrolle über die Respektierung des Maximums zu ermöglichen, bedarf es der thunlichsten Publizität des ganzen Handelsverkehrs. Robespierre läßt daher unter dem 11. September 1793 durch den Konvent festsetzen, daß der Getreide-Handel nur auf öffentlichen Märkten betrieben werden dürfe, und daß jedes Geschäft registiert werden müsse; ausnahmsweise wird den ländlichen Arbeitern an Orten, an denen kein Markt existiert, nachgelassen, sich bei den in der betreffenden Gemeinde angesessenen Händlern und Bauern einen Vorrat für einen Monat anzuschaffen[2]). Ein Dekret vom 9. Oktober führt eine weitere Einschränkung ein, indem es den Gemeinden die Befugnis zur Errichtung von Märkten und Messen nimmt und die Eröffnung neuer Messen überhaupt verbietet, „bis daß es anders bestimmt werden würde".[3])

Eine dritte Reihe von Gesetzen aus der Schreckensherrschaft betrifft die Valuta. Um den Konsumenten noch weiter sicher zu stellen, müssen Produzent und Händler auch gebunden werden, Papiergeld in Zahlung zu nehmen; denn die große Masse der Käufer hat keine klingende Münze und ist auch außer stande, sich solche zu verschaffen, weil ihr Kurs unerschwinglich ist. Robespierre sucht also die Assignaten wieder zu rehabilitieren, und zu diesem Zweck greift er zu den gewaltsamsten Mitteln. Unter den 31. Juli 1793 wird dekretiert, daß die auf Beträge über 100 Livres lautenden Assignaten, welche das Bild des Königs tragen, nur noch bei den „Kassen der Nation" anzunehmen seien. Die Bedenken, welche im Konvent dagegen geltend gemacht werden, beseitigt man mit der Argumentation: „Schlagt zu! Was gehen Euch die Schreier, die Aristokraten an! Seid wie die Natur; sie strebt nach der Erhaltung der Gattung; nehmt keine Rücksicht auf das Individuum!"[4]) Sodann bedroht ein Dekret vom 1. August mit Freiheitsstrafen bis zu 20 Jahren Zuchthaus „jeden Franzosen, welcher überführt wird, die Annahme von Assignaten an Zahlungsstatt verweigert oder dieselben unter ihrem Nennwert ausgegeben oder angenommen zu haben." Durch Dekret vom

[1]) Duvergier l. c. Tom. VII. p. p. 80, 81 etc. Buchez et Roux l. c. Tom. XXXII, p. p. 4 etc.

[2]) Duvergier l. c. Tom. VI, p. 159 etc. Ein Dekret vom 10. September verbietet allen Müllern jeden Handel in Getreide und Mehl unter Androhung zehnjähriger Zuchthausstrafe, p. 154.

[3]) Durch Dekret vom 28. 29. November hat Robespierre alle strafgerichtlichen Untersuchungen und Erkenntnisse aufgehoben, welche sich auf Volksaufstände aus Anlaß von Warenwucher und übermäßiger Preisforderungen seitens der Kaufleute bezögen. Duvergier Tom. VI, p. 306.

[4]) Levasseur l. c. Tom. I, p. 176. Die Angaben über die Höhe des demonetisierten Betrages schwanken. Schmidt (a. a. O. Bd. 2, S. 134) berechnet denselben auf $1^{1}/_{2}$, Levasseur auf $^{1}/_{3}$ Milliarde.

5. September wird außerdem die sofortige Verhaftung und Bestrafung gegen diejenigen verhängt, welche Handel mit Assignaten treiben, ihre Preise verschieden normieren, je nachdem Zahlung in bar oder in Papier geleistet wird, oder Reden behufs Diskreditierung der Assignaten halten [1]).

Es bleibt nur noch eins übrig. Die terroristischen Gesetze zwingen den Produzenten und Händler, seine Ware zu Markt zu bringen, sie schreiben ihm den Preis vor, zu welchem er dieselbe zu verkaufen hat, und bedrohen ihn mit schweren Strafen, wenn er das schlechte Papiergeld nicht zum vollen Nennwerte annimmt; aber damit alle jener Wohlthaten teilhaftig werden, muß ferner dafür Vorsorge getroffen werden, daß jedermann Assignaten in seiner Tasche habe, und Robespierre wagt sich auch an dieses Problem heran. Die Schreckensregierung verfügt, daß die unbemittelten Bürger, welche den Generalversammlungen der Sektionen beiwohnen, Diäten im Betrage von 40 Sous erhalten sollen. „Der Staat nahm gewissermaßen die dürftige Pariser Bevölkerung in Sold“.[2])

Eine Zeitlang hatte es den Anschein, als ob das Ziel erreicht und der Not der besitzlosen Klassen abgeholfen wäre; in den unteren Volksschichten macht sich eine „angenehme Erregung“ bemerkbar. Allein die Täuschung konnte doch nur von kurzer Dauer sein. Trotz der Gesetze gegen den Warenwucher nahm das Angebot immer mehr ab. „Alle Polizeiberichte, heißt es in einer Schilderung der damaligen Lage der Dinge in Paris, klagen über furchtbare Ansammlungen vor den Bäcker-, Fleischer- und Spezerei-Läden, vor den Markthallen wegen der Butter, der Eier, der Fische und der Gemüse, und auf den Landungsplätzen des Hafens, wo Wein, Holz und Kohlen zu haben sind. Dieser Zustand dauert ununterbrochen an, während der ganzen vierzehn Monate der Schreckensherrschaft. Um Brot zu erlangen macht man Queue, um Fleisch zu erlangen, macht man Queue, um Öl, Kerzen und Seife zu bekommen macht man Queue; wer Milch, Butter, Holz, Kohlen wünscht, muß Queue machen. Allenthalben nichts als Queues. Manche bilden sich schon um drei Uhr Morgens, andere gar bereits um ein Uhr, ja selbst um Mitternacht, und sie werden von Stunde zu Stunde länger.“ Selbstredend ging es dabei sehr gewaltsam zu. Eine polizeiliche Meldung besagt: „Bei der Verteilung aller Lebensmittel spielen Kraft und Gewalt die Hauptrolle; heute Morgen waren mehrere Frauen, welche ein Viertel Pfund Butter kaufen wollten, nahe daran, ihr Leben zu verlieren.“ Dabei waren die Massenanhäufungen so groß, daß die Polizei nichts auszurichten vermochte; „selbst die entschlossensten Patrouillen“ waren außer stande, Ordnung zu schaffen. In den Provinzen sah es um nichts besser aus. Collot d'Herbois schreibt im November 1793 aus Lyon, die Hungersnot sei vor der Thür. Marseille litt seit der Proklamierung des Maximums Mangel an allem. In einzelnen Bezirken gab es nur noch Brot, welches zu einem Fünftel aus Weizen, zu vier Fünftel aus Gerste und Hirse oder gar ausschließlich aus Hafer- und Bohnenmehl bestand, und selbst

---

[1]) Duvergier l. c. Tom. VI, p. p. 67, 146, 147. Schmidt a. a. O. Bd. 2, S. S. 133 ff. S. auch das Dekret vom 24. August 1793 bei Duvergier Tom. VI, p. 131.

[2]) Schmidt a. a. O. Bd. 2, S. 161.

von diesem elenden Gebäck konnte man sich höchstens ein halbes Pfund täglich verschaffen. Das Indre-Departement meldet, es fehle gänzlich an Lebensmitteln; in einigen Gemeinden sei ein Teil der Bevölkerung bereits darauf angewiesen, sich von Eicheln, Kleie und anderen gesundheitsschädlichen Dingen zu nähren. Gouverneur Morris berichtet unter dem 10. April 1794 nach Washington: „An vielen Orten hat die Hungersnot furchtbar gewütet, Leute, welche das erforderliche Geld hatten, mußten Hungers sterben, weil keine Nahrungsmittel da waren.[1]" Besonders zweckwidrig erwiesen sich die Gesetze über das Maximum. Im November erklärt Barrère im Convent, durch die bisherigen Straf-Vorschriften sei „das persönliche Interesse" nicht unterdrückt, die Habgier nicht um ihre Erfolge gebracht werden; das Maximum stellte sich heraus als „eine Falle, welche die Feinde der Republik dem Konvent gelegt haben, als ein in London geschmiedetes Komplot." Die drakonischen Bestimmungen endlich, durch welche der Diskreditierung der Assignaten vorgebeugt werden sollte, führten zwar zeitweise eine Verbesserung des Kurses herbei: im Dezember 1793 stieg derselbe bis auf 51; allein überblickt man die Schreckensherrschaft im ganzen, so wird kaum darüber ein Zweifel sein können, daß Robespierre auch auf dem Gebiete der finanziellen Gesetzgebung sein Ziel verfehlt hat: im Juli 1793 notierte das Papiergeld 33, im Juli 1794 unmittelbar vor dem Sturz des Diktators 34 Prozent.[2])

Es bedarf nur einer kurzen Erwägung, um diese Entwickelung der Dinge als eine notwendige zu begreifen. Zunächst ist die Robespierre'sche Gesetzgebung lückenhaft. Trotz aller advokatischen Schlauheit, welche der Diktator angewendet hat, um das Netz herzustellen, das er dem Produzenten und Händler über den Kopf werfen will, sind die Maschen doch noch zu weit geraten; es bedarf nicht einmal des gewaltsamen Zerreißens, um sich zu befreien; man kann auch aus dem Netz hinausschlüpfen. Für das Maximum entschädigt man sich in der Art, daß man schlechte Ware liefert. Bezüglich des Mehlgewinnes sind allerdings durch ein Dekret vom 15./16. November 1793 gewisse Kautelen getroffen; aber das hindert nicht, daß der Bäcker das Mehl mit andern Stoffen mischt und ein Brot herstellt, welches „Krankheiten hervorruft, namentlich eine Art Ruhr und allerlei Entzündungserscheinungen." Beim Metzger erhält derjenige, welcher nicht mehr als den gesetzlich höchsten Preis zahlen kann, nur schlechte Ware. Das Fleisch, welches dem Volke geboten wird, ist entsetzlich, heißt es in einem Polizeibericht aus der Zeit des Terrorismus, und ein anderer lautet: „die Lebensmittel sind noch immer von schlechter Beschaffenheit." In gleicher Weise verfahren die Kaufleute. Beispielsweise liefern sie für Flanell, welcher auf 8 Livres 10 Sous taxiert ist, einen Stoff, der nur einen Wert von 4 Livres 10 Sous hat.[3])

Der zweite, schlimmere Fehler der terroristischen Gesetzgebung ist der, daß sie im krassesten Widerspruch mit der menschlichen Natur steht. Robespierre hat

[1]) Taine l. c. Tom. IV, p. p. 452 etc., Schmidt, a. a. O. Bd. 2, S. S. 147 ff, 197 ff. Buchez et Roux l. c. Tom. XXXIII, p. 73.

[2]) Schmidt a. a. O. Bd. 2, S. S. 135, 146. Taine l. c. Tom. IV, p. 434.

[3]) Taine l. c. Tom. IV, p. p. 458, 462, Levasseur l. c. Tom I, p. 186.

ein Dekret erdacht, als ob es sich um die Lösung einer Aufgabe der reinen Mathematik handelte; daß er mit Geschöpfen aus Fleisch und Blut zu rechnen habe, scheint ihm nie in den Sinn gekommen zu sein, und infolge dessen sind diese Dekrete nicht das Papier wert, auf dem sie geschrieben stehen.

Die Lebenskraft der Gütererzeugung und des Güterverkehrs liegt in dem Egoismus des Menschen. Aus Rücksichten für das gemeine Wohl ist, wie bereits oben hervorgehoben wurde, der Staat berechtigt und verpflichtet, der Bethätigung dieser Kraft Schranken zu setzen; allein jede solche Maßregel muß eine gewisse Grenze inne halten; andernfalls werden Produktion und Handel so lahm gelegt, daß dem Gemeinwesen mehr Schaden als Nutzen erwächst, oder die Maßregel bleibt wirkungslos, weil die staatliche Gewalt der stets wachsenden Zahl von Kontraventionen gegenüber in die Unmöglichkeit gerät, ihre Durchführung zu kontrolieren und zu erzwingen. Das Gesetz muß der Selbstsucht noch immer einen so weiten Spielraum lassen, daß dieselbe einen genügenden Anreiz findet, ihre Befriedigung auf legalem Boden zu suchen; mit anderen Worten: die Chancen des Gewinns durch Produktion und Handel dürfen nie so sehr beschnitten werden, daß letztere ihrer Anziehungskraft auf den Erwerbssinn des Individuums verlustig gehen. Die Robespierre'sche Gesetzgebung verstößt gegen diese einfache Wahrheit. Sie ist in einem bornierten Gehirn ausgeheckt, welches, weil es nichts Anderes als die naturwidrigen Theorien der rationalistischen Philosophie in sich aufgenommen hat, auf die närrische Idee verfallen konnte, daß man mit Hilfe von ein paar technisch geschickt erdachten Gesetzesparagraphen im stande sei, die Menschen wie Kutschpferde zu lenken. So psychologisch unmöglich diese Voraussetzung ist, so sicher mußte das wirtschaftliche System Robespierre's scheitern.

Zunächst hat dasselbe notwendig die Wirkung, daß viele Bauern sich in den Ruhestand zurückziehen; unter Nachachtung der Gesetze weiter zu arbeiten, belohnt sich eben nicht. Infolgedessen nimmt selbstredend die Getreide- und Vieh-Produktion ab. Mit Schrecken werden die Behörden gewahr, „daß die Felder nicht mehr bebaut werden, daß die Viehzucht gleich Null ist, und daß es daher in Frankreich im nächsten Jahre voraussichtlich nichts zu essen geben wird.“ [3]) Die gleichen Gründe rufen im Handelsstande die gleichen Erscheinungen hervor. Die durch das Gesetz zugestandene Gewinnquote ist zu wenig verlockend, sie steht in keinem Verhältnis zu dem Risiko, das der Händler übernehmen muß. Die Thatsache, daß nach der gesetzlichen Proklamierung des Maximums die Käufer in die Läden einbrechen und Waren fordern oder wegnehmen, ist nicht dazu angethan, zu einer Fortsetzung des Betriebes einzuladen. Auf die Gefahr hin, als „verdächtig“ behandelt zu werden, zieht ein großer Teil der Händler es vor, ihre Geschäfte in der Weise eingehen zu lassen, daß sie sich keine neue Ware anschaffen. Diejenigen Produzenten und Händler, welche im Geschäft verbleiben, umgehen die Gesetze. In amtlichen Berichten aus der Schreckenszeit wird darüber Klage geführt, daß die durch das Gesetz vorgeschriebenen Einschätzungen ihren Zweck

[3]) Taine l. c. Tom IV, p. p. 468 etc.

verfehlt haben, „daß die Deklarationen falsch und ungenau seien.“ [1]) Die Bauern und Kaufleute verheimlichen ihre Vorräte, weil sie Hoffnung haben, dieselben unter der Hand vorteilhaft loszuschlagen. Noch sind immer genug Leute da, welche sich gern auf einen versteckten Handel einlassen und „recht hohe Preise“ zahlen [2]); wer eine Zuchthausstrafe riskieren will, kann viel gewinnen. Unter dem 4. Juni 1794 melden Regierungs-Agenten, die Übertretungen des Gesetzes über das Maximum seien fortdauernd „gewissermaßen ein Handelszweig in der Umgegend von Paris“, und als Beweis dafür bringen sie ein so reiches thatsächliches Material bei, daß Robespierre eine nähere Untersuchung anordnet. Im Konvent wird wiederholt moniert, „daß das Gesetz noch immer unausgeführt, mißachtet und verletzt bleibe, insbesondere in Paris unter den Augen der gesetzgebenden Gewalt. [3])“ Bezeichnend und zugleich für die ganze Absurdität der Verhältnisse beweisend ist es, daß zu den Kontravenienten in erster Reihe die städtischen Behörden gehören; um nur das notdürftigste Getreide für die Hauptstadt zu beschaffen, sieht die Kommune sich gezwungen, um jeden Preis zu kaufen. [4]) Der Mißerfolg der Robespierre'schen Finanzgesetze endlich hängt zum Teil mit der allgemeinen politischen Lage zusammen; es mußten 5 Milliarden neuen Papiergeldes kreiert werden, und diese Thatsache wog schwerer als alle Zwangsgesetze. Aber auch ohne dies würde der Diktator mit seinen Dekreten nichts erreicht haben, weil der Druck derselben ein zu scharfer war, als daß er nicht zur Auflehnung hätte reizen müssen. Der kleine Händler, der einen offenen Laden hält, muß sich allerdings unterwerfen; er kann nicht umhin, die Assignaten zum vollen Nennwert anzunehmen, weil sein Geschäftsbetrieb sich streng kontrollieren läßt; im übrigen aber vollzieht sich der Handelsverkehr auf Grund eines geheimen Kourses, durch welchen das Papiergeld stetig weiter hinuntergedrückt wird. Die Versuche, der Agiotage beizukommen, schlagen fast durchweg fehl; die Schließung der Börse und die Säuberung des Palais-royal von allen Geldhändlern sind Schläge ins Wasser; es giebt genug Schlupfwinkel, wo weiter gehandelt und der Kurs der Assignaten unterminiert werden kann.

Dank der Entwickelung des Spionagesystems, welches durch die Aussetzung von Prämien für die Denunzianten hervorgerufen worden ist, gelingt es der Regierung allerdings hin und wieder einen Kontravenienten zu fassen, und die Strafen, welche sie dann verhängt, sind von einer drakonischen Strenge. So wird beispielsweise eine Krämerin in Rosheim, weil sie eine Kerze für drei Sous verkauft hat, zu 1000 Livres verurteilt. Dafür daß der Provisor einer Apotheke in Straßburg für zwei Unzen Rhabarber eine zu hohe Forderung gestellt hat, muß der Besitzer 15000 Livres zahlen. Ein Spezereihändler überschreitet das für Zuckerkand festgesetzte Maximum und erleidet eine Geldstrafe von 100000 Livres; außerdem sperrt man ihn „bis zum Friedensschluß“ ins Gefängnis ein. In

[1]) Taine l. c. Tom. IV, p. 460 Note.
[2]) Taine l. c. Tom. IV, p. 461.
[3]) Schmidt a. a. O. Bd. 2, S. 203, Levasseur l. c. Tom. I, p. 189.
[4]) Schmidt a. a. O. Bd. 2, S. 155.

Toulouse werden drei Personen wegen Aufkaufs zum Tode verurteilt. In Montpellier guillotiniert man einen Bäcker, zwei Kaufleute und einen Großhändler, „weil sie eine Art Brotkuchen, welche nur für Gegner der Revolution bestimmt war, gebacken, verborgen und vertrieben haben.[1]“ Indes so viele Exempel auch statuiert werden, eine durchgreifende Wirkung vermögen sie nicht auszuüben. Die Gesetze sind der Art, daß der Anreiz zur Überschreitung derselben stärker ist, als daß er sich mit dem psychologischen Mittel der Abschreckung bekämpfen ließe. Physischer Zwang allein hätte helfen können; das Robespierre'sche System wäre nur durchführbar gewesen, wenn man jedem Staatsbürger einen Polizeibüttel zur Seite gesetzt hätte, der ihn auf Schritt und Tritt verfolgte, — und diese Bedingung ist eben eine unerfüllbare. —

Auch auf dem Gebiete der Armenpflege hat die Schreckensherrschaft den Versuch einer gesetzlichen Organisation gemacht.

Schon vor dem Sturz der Girondisten war der Konvent der Sache näher getreten. Einerseits hatte man den Hospitälern eine allerdings nur geringfügige Subvention zugewendet, andrerseits war der bedürftigen Bevölkerung Beistand zugesagt worden. Insbesondere hatte ein Dekret vom 19./24. März 1793 bestimmt, daß zu Zeiten von Arbeitsmangel oder bei Eintritt von Notständen öffentliche Arbeiten in Angriff zu nehmen wären, daß unbemittelte Kranke sowie deren Angehörige, Greise und Invaliden entweder in ihren Wohnungen oder, wenn sie obdachlos wären, in Hospitälern versorgt und daß bei unvorhergesehenen Unglücksfällen außerordentliche Beihilfen gewährt werden sollten. Der Konvent hatte sich anheischig gemacht, jährlich die erforderlichen Gelder zu bewilligen und die Verwaltung derselben einer in jedem Bezirk zu errichtenden Behörde zu übertragen. In der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte von 1793 war sodann durch Artikel 21 der Grundsatz sanktioniert worden: „die öffentlichen Unterstützungen sind eine heilige Schuld. Die Gesellschaft muß die mittellosen Bürger unterhalten, sei es indem sie ihnen Arbeit verschafft, sei es indem sie denjenigen, welche zur Arbeit unfähig sind, die nötigen Existenzmittel sichert.“ Unter der Schreckensherrschaft erging zur Ausführung dieser Zusage am 15. Oktober 1793 ein Dekret, durch welches allen Gemeinden auferlegt wurde, eine Liste ihrer arbeitsfähigen, aber notleidenden Einwohner aufzustellen und dem Konvent einzureichen; letzterer übernahm es, für Gewährung von Beschäftigung zu sorgen. Durch verschiedene Dekrete aus dem Anfang des Jahres 1794 wurde ferner auf Antrag St. Just's angeordnet, daß gemeindeweise eine Übersicht aller derjenigen Bürger entworfen würde, welche ohne jeden Besitz wären; gleichzeitig gab der Konvent dem Wohlfahrtsausschuß auf, nach Eingang der betreffenden Berichte Vorschläge zu machen, in welcher Weise alle Unglücklichen mit den Gütern der Feinde der Revolution entschädigt werden könnten.[2]) Am 11. Mai 1794 endlich legte Barrère Namens des Wohlfahrtsausschusses dem Konvent einen ausführlichen Plan vor „über die Mittel, das Elend auszurotten und über die Unterstützung, welche die Republik

[1]) Taine l. c. Tom. IV, p. p. 448, 449 Note und 465 Note.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXXI, pag. 312.

den notleidenden Bürgern schuldet." Das Elend, so begründet der Redner seinen Entwurf, ist mit einer Volksregierung unvereinbar. „Das schimpfliche Wort „Bettler" war nie in dem Wörterbuch des Republikaners zu finden, und die Geschichte des Elends war bis jetzt auf Erden lediglich nur die Geschichte der Verschwörung der Besitzenden gegen die Nichtbesitzenden. Die hoffährtigen Monarchien haben die Armen immer nur bestraft, nicht unterstützt; sie haben sie unterjochen wollen; aber einer Republik darf nichts fremd sein, was die Menschlichkeit betrifft; alles, was eine Abhängigkeit des Menschen vom Menschen herbeiführen kann, muß aus ihr verbannt werden; sie muß die Arbeit ehren, die Jugend erziehen, das Alter ernähren, die Siechen unterstützen und heilen." Es genügt nicht, daß Gerechtigkeit und Tugend herrschen; „von dem Boden der Republik muß auch die Abhängigkeit von den notwendigsten Bedürfnissen des Lebens verschwinden, die Sklaverei des Elends und jene zu scheußliche Ungleichheit unter den Menschen, welche bewirkt, daß der eine sich der ganzen Unmäßigkeit des Reichtums hingiebt, und der andere alle Qualen des Mangels durchzukosten hat." Nach dieser charakteristischen Einleitung schlägt Barrère zunächst eine Alters- und Invalidenversicherung für mittellose ländliche Arbeiter und Handwerker vor. Den im Ackerbau beschäftigten Personen, welche das sechzigste Jahr erreicht und mindestens 20 Jahre auf dem Lande gearbeitet haben, oder welche in einem landwirtschaftlichen Betriebe erwerbsunfähig geworden sind, wird eine jährliche Rente von 160 Livres zugesichert. Die Zahl der Rentenempfänger wird für jedes Departement auf 400 beschränkt, darf sich aber in Bezirken mit einer Bevölkerung von über 100 000 Einwohnern um je 4 auf 1000 Seelen erhöhen. Zweitens sollen ländliche Handwerker, welche 60 Jahre alt geworden sind und 25 Jahre außerhalb einer Stadt eine mechanische Profession betrieben haben, jährlich 120 Livres erhalten; ihre Zahl darf 200 in einem Departement nicht überschreiten. Sodann befürwortet Barrère, daß in jedem Departement je 350 Frauen oder Witwen bedürftiger ländlicher Arbeiter und Handwerker, welche drei, beziehungsweise zwei Kinder unter 10 Jahren haben, eine jährliche Unterstützung von 60 Livres verabfolgt werde. Alle diese Kategorien von Hilfsbedürftigen sollen für sich und ihre Angehörigen Anspruch auf unentgeltliche Pflege in Krankheitsfällen haben. Barrère schlägt vor, Beamte zu bestellen, welche mit den gangbarsten Medikamenten, mit Lebensmitteln und mit Geld auszustatten seien, um im Bedürfnisfall Beihilfen bis zu 10 Sous zu gewähren. Die erforderlichen Mittel, welche sich auf über 12 Millionen jährlich berechnen, hat der Staat zu tragen.[1]) Der Konvent hat diese Vorschläge acceptiert; allein weder das Dekret vom 11./16. Mai 1794 noch irgend eine der früheren auf die Armenpflege bezüglichen Gesetzesbestimmungen ist jemals zur Ausführung gelangt.

Danton soll im Gefängnisse gesagt haben, in Revolutionen verbleibe die Macht den Ruchlosesten. Das ist auch in dem Sinne wahr, daß in revolutionären Zeiten die Lüge am längsten durchhält. Trotzdem während der Schreckensherrschaft

---

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXXIII, p. p. 24 etc.

die Lage Frankreichs sich der Art verschlechterte, daß man schon im Winter 1794 klagte, die Dinge ständen fast so schlimm wie während der Hungersnot im Jahre 1789, ist es Robespierre eine geraume Zeit gelungen, mit Hilfe frecher Verleumdungen und Entstellungen den Glauben an seine wirtschaftliche Gesetzgebung in den Massen aufrecht zu erhalten. Bald klagt er die fremden Mächte an, daß sie die Wirksamkeit seiner Gesetze durch die schändlichsten Mittel paralysieren. Je nachdem es ihnen beliebt, ruft er im Dezember 1793 dem Konvent zu, zirkuliert das Geld oder versteckt sich; wenn sie wollen, hat das Volk Brot, und wenn sie wollen, leidet es Hunger; auf ihren Wink bilden und zerstreuen sich die Volksansammlungen vor den Bäckerläden.[1]) Ein anderes Mal lädt der Diktator die Schuld an allen Mißerfolgen auf die Schultern der Bourgeoisie ab. Am 5. März 1794 läßt er beispielsweise einen Aufruf verbreiten, in welchem „die gefühllosen Menschen, welche man Metzger nennt," beschuldigt werden, in Gemeinschaft mit den Reichen die Armen zu Grunde zu richten.[2]) Mit Vorliebe macht er seine Gegner im Konvent für alles Elend der unbemittelten Klassen verantwortlich. Im Auftrage Robespierre's denunziert St. Just am 13. März die Hebertisten als Leute, „welche auf Kosten des Volkes leben," Gastereien geben zu 100 Thaler den Kopf und durch ihre Schwelgereien den Armen das Notwendigste entziehen. „Wißt ihr, so heißt es in dem betreffenden Berichte, wo die letzte Stütze der Monarchie zu suchen ist? In jener Klasse von Menschen, welche nichts thun, welche am Luxus hängen, welche von der Wut des Genusses und dem Ekel vor einem gemeinschaftlichen Leben beherrscht werden. Verpflichtet doch jedermann zu arbeiten, einen der Freiheit nützlichen Beruf zu ergreifen . . . Haben wir nicht Schiffe zu bauen, Fabriken anzulegen, Ländereien urbar zu machen? Welche Rechte gebühren denjenigen im Vaterlande, welche für dasselbe nichts thun, welche auf Kosten des Volkes leben?" Fouquier, eine andere berüchtigte Kreatur des Diktators, führt in seiner Anklageakte aus, Hebert und seine Genossen seien nicht nur mit fremden Bankiers in Beziehungen getreten, um Reichtümer aufzuspeichern, mit denen sie nach Art der Tyrannen ihre Ausschweifungen bezahlen könnten, sondern sie verfolgten auch systematisch den Plan, „Paris auszuhungern, indem sie alle Vorräte aus seinen Mauern entfernten".[3]) Eben dieselbe Waffe wendet Robespierre gegen Danton an; er bezichtigt ihn im Konvent, eine Hungersnot hervorgerufen zu haben, um das Volk zum Aufstande zu reizen. Vor dem Revolutionstribunal werden die Dantonisten angeklagt, „von schmutzigem Gewinn verblendet, von unersättlichem Durst nach Reichtümern verzehrt," in jeder Weise agitiert zu haben, um den Bankiers, von denen sie bezahlt seien, durch geheime Umtriebe Vorteile zu verschaffen[4]). Allein auf die Dauer vermochten die Robespierre'schen Verleumdungen den offenkundigen Thatsachen gegenüber nicht

---

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXX p. 466.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXXII, p. 3.

[3]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXXI, p. p. 339, 348, 349, 366 und ebenda p. 102 die Anklage gegen Bailly. S. auch Schmidt a. O. Bd. 2, S. S. 189, 190.

[4]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXXII, p. p. 114, 195, 264, 293.

stand zu halten. Vergeblich versuchte er am 9. Thermidor die Wut des Volkes auf „das System einer kontrerevolutionären Neuerung in der Finanzverwaltung" abzulenken, welche darauf ausgehe, „die Agiotage zu entwickeln, den öffentlichen Kredit zu erschüttern, durch Entehrung des guten französischen Namens die reichen Leute zu begünstigen, die Armen zu verderben und zur Verzweiflung zu treiben, die Unzufriedenheit zu vermehren, das Volk der Nationalgüter zu berauben")[1]; die Leichtgläubigkeit der Massen war erschöpft. Um das wirtschaftliche Leben zu organisieren, hatte das Schreckensregiment sich nicht gescheut, zu den brutalsten Mitteln zu greifen, Person und Eigentum des Bürgers geradezu zu vergewaltigen, und dennoch war das Elend schließlich so groß geworden, daß die Arbeiter verzweifelnd klagten, wenn diese Zustände fortdauerten, so würden sie, um ihr Leben zu fristen, einander umbringen und auffressen müssen[2]). Der Schluß daraus lautete: Also ist auch Robespierre ein Verräter; in Wahrheit ist es die Borniertheit seiner wirtschaftlichen Gesetzgebung, was ihn aufs Schaffot gebracht hat.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Familienchronik von Robert Koch.

Biographische Mitteilungen

von

Robert Biewend,

Bergrat in Klausthal.

(Fortsetzung.)

In Rackwitz gestaltete sich das Leben Koch's nun freundlicher. Die Sorge um den Lebensunterhalt, hinter welche bisher alle übrigen Interessen zurücktreten mußten, war mit einem Schlage dauernd beseitigt. Ein angenehmer geselliger Verkehr, auf welchen Koch an den früheren Wohnorten zu verzichten genötigt gewesen, verschönte ihm die Mußestunden. In diesen widmete er sich unter anderem dem schon früher aufgenommenen Zitherspiel, welches freilich später in Wollstein der wissenschaftlichen Thätigkeit wieder weichen mußte. Viel Vergnügen fand Koch auch am Kegeln. Seiner Vorliebe für lebende Thiere konnte er hier reichlich genügen. Er hielt sich Hühner, Tauben, Katzen und Hunde, sogar ein Äffchen, Eichhörnchen und andre seltnere Thiere kamen später hinzu. Dieser Liebhaberei ist Koch auch heute noch treu geblieben; in seiner Wohnung sehen wir ihn umgeben mit Luxusvögeln aller Art. Besondere Befriedigung bereitete ihm die Bienenzucht, welcher er mit großem Interesse jahrelang oblag.

In der Bevölkerung ward Koch seiner ärztlichen Tüchtigkeit halber sowohl, als seines humanen, liebenswürdigen Wesens wegen außerordentlich geschätzt.

---

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXXIII, p. p. 440, 441.

[2]) Taine l. c. Tom. IV, p. 463.

Sein Ruf stieg mehr und mehr und führte ihm Patienten aus immer weiterer Ferne zu. Die zeitraubenden Landtouren, zu welchen ihm, da er sich kein Fuhrwerk hielt, das Gespann geschickt zu werden pflegte, wurden so häufig, daß er nur noch mit größter Anstrengung allen Ansprüchen gerecht zu werden vermochte. Nach $^3/_4$ jährigem Aufenthalt in Rackwitz konnte Koch's Frau hierüber an den Schwiegervater folgendes berichten:

„Robert hat es augenblicklich sehr sauer, den ganzen Tag und selbst Nachts ist er angestrengt. Gestern, am Sonntage, hoffte er einen freien Nachmittag zu haben. Er bestellt also einen Schlitten, um mit mir nach einem benachbarten Städtchen zu fahren; aber kaum fährt derselbe vor, als ein Fuhrwerk erscheint und ihn zu einem Kranken entführt. Erst um 10 Uhr Abends kehrte er zurück, aber auch jetzt sollte er noch keine Ruhe finden, ein zweites Gespann erwartete ihn schon. Diese Tour dauerte bis 3 Uhr Nachts. Früh um sieben Uhr folgte eine dritte Fahrt, an welche sich eine vierte schloß. Von letzterer ist Robert noch nicht zurückgekehrt, vor unserem Hause aber wartet schon wieder ein Wagen auf ihn. So geht es nun freilich nicht immer, aber doch sehr oft."

Trotzdem fand Koch noch Zeit zu wissenschaftlicher Thätigkeit. Er konstruierte eine Taschen-Elektrisiermaschine für ärztliche Zwecke, welche sich durch ihre Kompendiösität ausgezeichnet haben soll. Im Frühjahr 1870 reiste er mit dem Modelle nach Berlin, um dasselbe einem Fabrikanten zur Ausführung zu übergeben. Dieser machte zwar, obgleich, oder vielmehr *weil* er fast gar keine physikalischen Kenntnisse besaß, anfangs viele Einwände; „doch nachdem," so berichtete Koch seinem Vater, „ich mit ihm bei mehreren Autoritäten und auch in der Klinik gewesen war und alle sich sehr anerkennend und meine Angaben bestätigend darüber ausgesprochen hatten, war er ganz enthusiasmiert und wollte große Spekulationen mit meiner Erfindung machen. Er versprach mir eine Tantieme und baldige Anfertigung eines Modells, welches nach allen Regeln der Kunst ausgeführt sein sollte. Nach einigen Wochen bekam ich nochmals Nachricht, daß er ein solches Modell im Kleinen hergestellt habe, welches allen seinen Anforderungen entspräche, und er wolle mir in kurzem ein eben solches schicken. Seitdem sind aber schon wieder mehrere Wochen verstrichen, und ich habe noch nichts wieder davon erfahren, so daß ich noch nicht weiß, wie die Angelegenheit sich entwickeln wird."

Während des Krieges geriet die Sache in Vergessenheit; als Koch aber im Frühjahr 1871 aus dem Felde zurückkehrte, suchte er auf der Rückreise den Fabrikanten in Berlin auf, welcher sich erfreut zeigte „weitere Verabredungen treffen und die Herstellung der Maschine wieder aufnehmen zu können."

Hiermit schlief die Sache ein; Koch hatte, durch wichtigere Dinge abgelenkt, das Interesse an derselben verloren. Nach einer Reihe von Jahren hatte er jedoch die Genugthuung, elektrische Apparate im Handel zu finden, welche im Prinzip mit dem von ihm konstruierten die größte Ähnlichkeit aufwiesen.

Beim Ausbruche des deutsch-französischen Krieges befand Koch sich noch in Rackwitz. Schon vor 1866 als Hannoveraner war er infolge von Kurzsichtigkeit

dauernd vom Militärdienste frei geworden. Dennoch erklärte Koch, der allgemeinen Begeisterung folgend, sofort, dem Vaterlande in der Stunde der Gefahr seine Dienste weihen zu wollen. Er ergriff um so freudiger die Gelegenheit, eine Zeitlang als Lazarett-Arzt zu wirken, als sich ihm hierdurch die Aussicht eröffnete, seine Kenntnisse in ungeahnter Weise vervollständigen zu können. Der Bürgermeister und der Apotheker von Rackwitz erleichterten ihm diesen Entschluß durch ihr Versprechen, Koch die Stelle in Rackwitz bis zu seiner Rückkehr aus dem Felde offen halten zu wollen.

Gleichzeitig mit Robert Koch traten, von Patriotismus getrieben, drei seiner jüngeren Brüder, Hugo, Albert und Ernst, freiwillig in die Armee ein.

Die Eltern billigten mit freudigem Stolz, allerdings gepaart mit banger Sorge um das Leben und die Gesundheit der Söhne, den Entschluß derselben und nahmen die mit demselben verbundenen Geldlasten ohne Bedenken auf sich.

Natürlich konnten die drei Brüder nicht sofort ausrücken, da sie erst ausgebildet werden mußten, was teils in Göttingen, teils in Hannover geschah, und ca. 4 Wochen in Anspruch nahm. Sie wurden dann als Ersatztruppen den entsprechenden Regimentern des 10. Armeekorps einverleibt. Robert Koch gelang es erst vier Wochen nach seiner Meldung Marschordre zu erhalten. Er sollte sich zunächst nach Mainz begeben, um von dort aus einem stehenden Kriegslazarett zugeteilt zu werden.

Über Robert Koch's Kriegserlebnisse geben nachfolgende Briefe, teils an seine Frau, teils an seine Eltern gerichtet, Aufschluß:

St. Privat la Montagne, 27. Aug. 1870.

„Ich werde jedenfalls noch mehrere Wochen hier in St. Privat bleiben müssen. Die Unsicherheit über meine Adresse stammt allein daher, daß ich vorläufig dem 11. Feldlazareth des 10ten Armeecorps beigegeben bin, dieses Lazareth wird aber wahrscheinlich schon in den nächsten Tagen von hier, sammt dem ganzen Armeecorps, wie verlautet, in der Richtung nach Paris weitergehen. Es wird dann hierselbst ein stehendes Lazareth errichtet werden, welches wir freiwilligen Ärzte unter Leitung eines Militärarztes übernehmen müssen. Es liegen hier nämlich noch gegen 300 Schwerverwundete, welche unter keiner Bedingung transportirt werden können und welche hier noch mehrere Wochen verpflegt werden müssen.

. . . Mein jetziges Leben besteht nur aus Entbehrungen und Strapazen. Die Reise hierher war wenigstens sehr anstrengend. In kurzen Zügen will ich sie Dir schildern: In Köln hatte ich noch Zeit, mir den Dom anzusehen. Dann fuhr ich am Rhein, dessen schönste Punkte ich bei dieser Gelegenheit sah, über Koblenz und Bingen nach Mainz. Ich kam hier am Abend meines zweiten Reisetages an, erhielt daselbst vom Etappencommandanten die Weisung, mich über Saarbrücken nach Forbach zu begeben. Noch am selben Abend reiste ich zurück nach Bingen, traf dort noch 7 Collegen, die sich ebenfalls freiwillig gemeldet hatten und nach Mainz dirigirt waren. Durch einen glücklichen

Zufall fanden wir daselbst auf dem Bahnhofe einige Packwagen, von Johannitern ausgerüstet, deren Inhalt für die Verwundeten bestimmt war; diese enthielten Matrazen, Decken und ähnliche nützliche Gegenstände, welche uns natürlich sehr gelegen kamen, um darauf am Tage sitzen und in der Nacht schlafen (wenn auch sehr unbequem und eng) zu können. In dieser Weise reisten wir nun durch das schöne Nahethal über Kreuznach und Saarbrücken nach Forbach. Unterwegs begegneten uns lange Züge mit tausenden von gefangenen Franzosen und Leichtverwundeten. Es wurde unsere Beförderung dadurch so aufgehalten, daß wir erst in der Nacht in Saarbrücken ankamen. Dort konnte man die ersten Spuren dieser furchtbaren Kämpfe sehen am Bahnhofsgebäude, doch waren die Zerstörungen nicht bedeutend und lange nicht dementsprechend, was früher darüber in den Zeitungen berichtet wurde. In Forbach schickte man uns wieder weiter und so kamen wir am 4. Abends in St. Avold an. Da uns die Beförderung mit der Eisenbahn zu langsam ging, so reisten wir von dort theils zu Fuß, theils zu Wagen. Wir kamen so zuerst nach Remilly und brachten die fünfte Nacht auf einem Strohlager in Loppay (einem kleinen französischen Dorfe, 1 ½ Meilen südöstlich von Metz) zu. Unser weiterer Weg ging dann immer ungefähr in einer Entfernung von zwei Meilen in einem Kreise um Metz bis zu St. Privat. In Pont à Mousson, einer kleinen Stadt an der Mosel, sollten vier von uns bleiben; da aber in den Lazarethen meistens Leichtverwundete lagen, so ging ich mit weiter und kam am Abend des 6. Reisetages nach Gorze und fuhr noch in der Dunkelheit über das Schlachtfeld zwischen Gorze und Rezonville, wo am 16. unsere Armee mit großen Verlusten gekämpft, schließlich aber doch das Schlachtfeld behauptet hatte. Leichengeruch, viele todte Pferde und Haufen von tausenden Tornistern, Gewehren und Helmen neben der Landstraße war alles, was man davon in der Dunkelheit wahrnehmen konnte. Da wir zuletzt den Weg nicht mehr finden konnten, suchten wir eins der vielen Wachtfeuer zu erreichen, die uns in weiter Runde umgaben, und brachten schließlich die Nacht unter freiem Himmel am Feuer einer Feldwache zu. Wie leicht man sich an solches Leben gewöhnt, magst Du daraus ersehen, daß ich trotz Kälte, Wind und Regen sehr gut schlief. Am andern Morgen erfuhren wir, daß wir dicht bei Doncourt, dem Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl, übernachtet hatten. Am folgenden Tage fuhren wir unter strömendem Regen auf St. Privat zu und kamen bald auf das Schlachtfeld vom 18. August. Auch hier waren die Todten schon beerdigt und nur einzelne Kreuze auf großen Grabhügeln zeigten die Stellen an, wo sie friedlich nebeneinander ruhten, aber Waffen aller Art, Kleidungsstücke, todte Pferde und Wagen in wirrem Durcheinander, sowie die Schußspuren an den Häusern des Dorfes St. Marie aux Chênes und namentlich in St. Privat, deuteten auf die vielleicht blutigste Schlacht dieses ganzen Krieges. St. Privat selbst ist wenigstens zur Hälfte verbrannt oder durch Granaten zerschossen. Jedes Haus zeigt wenigstens einige Löcher in seinen Mauern, welche von Kanonenkugeln herrühren. Die

wenigen Häuser, welche noch das eine oder andere unzerstörte Zimmer, Kammer oder Bodenraum besitzen, liegen voll Verwundeten oder haben Einquartirung. Auf der Seite nach Metz zu bivouakiren dicht neben unserem Dorfe mehrere Armeecorps, welche alle einen Theil ihrer Bedürfnisse aus hiesiger Gegend requiriren, und Du wirst Dir daher denken können, daß es uns manchmal etwas knapp geht. Kaufen kann man gar nichts und sind wir in unserer Verpflegung auf das Lazareth angewiesen. Morgens trinken wir eine Tasse schwarzen Kaffee, natürlich ohne Zucker oder Milch und essen ein Stück trocken Brot dazu; Mittags giebt es ausgekochtes Rindfleisch und wieder Brot dazu, vielleicht auch einmal eine dünne Suppe, welche unser Unterofficier, der zugleich Koch ist, so zubereitet, daß man keinen Appetit zum zweiten Teller hat. Das einzige Gute ist noch, daß man französischen Landwein in beliebigen Quantitäten trinken kann. Wenn ich erst wieder zu Hause sein werde, wirst Du schon sehen, wie genügsam ich durch diesen Feldzug geworden bin. Ich werde niemals bereuen, daß ich diesen Schritt gethan und mit in den Krieg gezogen bin. Abgesehen von den Erfahrungen für die Wissenschaft, welche man hier sammeln kann und die mir mehr werth sind, als wenn ich noch ein halbes Jahr eine chirurgische Klinik besucht hätte, habe ich jetzt schon einen ganzen Schatz von Lebenserfahrungen sammeln können, welche mir sonst in einer Reihe von Jahren nicht geboten wären. Vor allen Dingen lernt man alle romantischen Seiten, welche der Krieg für denjenigen zu haben scheint, welcher ruhig mit der Zeitung in der Hand hinter seinem Ofen sitzt, in ihrem wahren Lichte zu achten, man lernt ferner aber auch alle die Annehmlichkeiten, welche ein ruhiges Leben in der Familie bietet, wieder würdigen: das Essen schmeckt niemals besser, als wenn man vorher den Hunger gespürt hat und ebenso verhalten sich alle anderen Verhältnisse. Im Ganzen werde ich meinen Erkundigungen nach wohl noch 4—5 Wochen hier bleiben müssen; denn bis dahin werden unsere jetzigen Kranken entweder tot, oder in einem solchen Zustande sein, daß sie weiter transportirt werden können. Hier können sie natürlich nicht bis zu ihrer völligen Heilung bleiben, da die Gegend vollständig ausgesogen ist, auch die sonstigen Bedingungen für den Aufenthaltsort von Schwerverwundeten fehlen. Bis dahin wird hoffentlich der Krieg beendet sein und ich wieder nach Rackwitz kommen. Wenn es geht, schreibe mir doch, wie es mit der Politik steht; ich erfahre hier fast nichts; das einzige, was man weiß, ist, daß Metz mit 80000 Franzosen vollständig eingeschlossen und der Kronprinz auf dem Wege nach Paris ist. Einige sagen, daß er die Franzosen bei Bar le Duc geschlagen habe und schon in Chalons sei. Andere behaupten wieder, daß er noch ganz in der Nähe, wenige Meilen von hier stehe. Gestern zog hier das 2. Armeecorps vorbei nach Chalons zu, schon um Mittag kam die erste Kavalerie und bis spät in die Nacht hinein marschierten hier immer noch Soldaten vorbei. Du kannst Dir ungefähr danach einen Begriff machen, wie langsam und schwierig der Vormarsch von so großen Menschenmassen geht. Später werde ich Dir noch viele Einzelheiten aus meinen Erlebnissen mit-

theilen; Du wirst im Vorstehenden im Umriß ersehen können, wie meine Reise hierher war, wo ich jetzt bin und wie es mir hier geht."

Ay bei Metz, den 20. September 1870.

„Vorgestern Abend, am 18. d. M.; erhielt ich Euren Brief als das erste Lebenszeichen aus der Heimat. Er war am 15. abgeschickt. Zu meinem größten Erstaunen erfuhr ich dadurch, daß meine Brüder ganz in meiner Nähe stehen. Als wir vor acht Tagen St. Privat verließen, sollten wir anfangs mit den Kranken in westlicher Richtung weiter gehen; aber kurz vor dem Aufbruch kam der Befehl, daß unser Lazareth nach einem Dorfe nördlich von Metz, am rechten Ufer der Mosel sich begeben sollte, um dort Hospitäler für die vielen Ruhr- und Typhuskranken zu errichten. Wir fuhren damals über Fêve, Maizières hierher und ich bin also an meinen Brüdern vorbeigekommen, ohne dies zu wissen. Gestern Mittag nun, nachdem ich meine Geschäfte erledigt, machte ich mich sofort auf den Weg nach Maizières, um Albert und Ernst dort aufzusuchen und ihnen einige kleine Erfrischungen zu überbringen. Die Entfernung von hier nach Maizières beträgt etwa 1 ½ Stunden Weges. Bei meiner Ankunft traf ich nur Albert, während Ernst schon am Morgen mit einem Commando abgeschickt war und erst am Abend zurückerwartet wurde. Albert befand sich im besten Wohlsein und klagte nur über strengen Dienst und schlechte Verpflegung. Glücklicherweise war ich in der Lage mit einigen Flaschen guten Getränks, Cigarren, Lichtern und wonach die größte Nachfrage war, mit Opiumtropfen aushelfen zu können. Im Gefechte sind weder Albert und Ernst, noch Hugo gewesen, schwerlich werden sie auch jetzt noch dazu kommen, da sie zur Reserve gehören und man auch überhaupt der Ansicht ist, daß von Seiten der Franzosen, nachdem sie am 1. September so nachdrücklich zurückgeschlagen sind, kaum noch ein bedeutenderer Ausfall versucht werden wird. Sollte aber einem von ihnen irgend ein Unfall zustoßen, so habe ich ihnen gesagt, daß sie es mir sofort mittheilen, da ich stets Gelegenheit habe, sie besser unterzubringen und versorgen, im Nothfall auch wegbringen zu können, als es sonst mit ihnen der Fall wäre, denn man denkt sich die Lage eines verwundeten oder kranken Soldaten in Deutschland ganz anders, als sie eigentlich ist. Leider habe ich oft genug Scenen mit ansehen müssen, welche den Beweis dafür geben, daß Menschenleben im Kriege fast gar nicht geachtet werden, auch wo man durch geringe Rücksichten dieselben erhalten könnte. Alles Romantische, was der Krieg für denjenigen hat, der ihn nur aus Büchern kennt, verliert sich gegen die unzähligen Schattenseiten desselben, die man nur auf dem Kriegsschauplatze selbst zu erfahren Gelegenheit hat. Auf dem Rückwege von Maizières gestern Abend, begegnete ich noch einem Transport von Commisbrod, und hinter einem der Wagen tauchte plötzlich aus dem Chausseestaube eine lange Gestalt auf, die ich gleich als unser Ernstel erkannte, und so konnte ich ihn auch begrüßen und eine Strecke Weges mit ihm zusammengehn. Er war auch recht wohl, aber kam mir ein wenig zerstreut vor, und es schien mir fast, als ob er nicht so recht in das wilde

Soldatenleben hineinpaßt, während Albert dagegen so recht den Eindruck eines kräftigen, geschulten preußischen Musketiers macht, der schon lange unter den Waffen ist.

Fève liegt noch ungefähr 2 Meilen hinter Maizières von hier aus und ich glaube kaum, daß ich Hugo zu sehen bekomme, wenn ich nicht einmal gelegentlich mit einem Krankentransport durch jene Gegend komme; aber ich werde ihm heute noch schreiben. Was mich anbelangt, so geht es mir augenblicklich ganz gut und ich will nur hoffen, daß es so bleibt und daß ich nicht, wie schon einige von meinen Collegen, mit Dysenterie oder Typhus angesteckt werde. Glücklicherweise sind diese Krankheiten bislang noch verhältnismäßig sehr gutartig und es sind erst wenige Todesfälle vorgekommen, aber es wäre doch sehr unangenehm im fremden Lande wochenlang krank liegen zu müssen.

Die Postverbindungen sind seit den letzten 8 Tagen sehr prompt geworden; Zeitungen und Briefe kommen jetzt schon immer nach 3—4 Tagen an, so daß wir jetzt auch die politischen Nachrichten immer ziemlich früh erfahren. Tagtäglich hofft man jetzt auf bestimmtere Nachrichten von Paris, oft schon kam das Gerücht, daß Paris erobert sei und gleich darauf wurde das Gegentheil versichert, oder es hieß, daß ein Waffenstillstand als Beginn zum Frieden abgeschlossen sei, aber auch dies bestätigte sich nicht. In Metz scheint es freilich schon ziemlich knapp herzugehen und man erwartet in der nächsten Zeit die Übergabe."

Ay, den 29. September 1870.

Absichtlich schreibe ich Euch erst heute, trotzdem ich Euren Brief schon vorgestern empfing, weil ich erst wieder bestimmte Nachrichten über meine Brüder haben wollte, um sie Euch sofort mittheilen zu können. In den letzten Tagen ist es nämlich hier bei Metz sehr unruhig hergegangen. Drei Tage hintereinander machten die Franzosen Ausfälle und zwar am 22. nach Ars sur Moselle zu (südlich von Metz), am 23. in östlicher und am 24. in nordöstlicher Richtung. Blos am letzten Tage war der Kampf ziemlich in unserer Nähe, an den beiden vorhergehenden hörte man nur den beständigen Kanonendonner und sah den Blitz und Dampf der Festungsgeschütze des Fort St. Julien. Übrigens sollen die Franzosen jedesmal mit bedeutendem Verlust zurückgeschlagen sein. Am 25. war alles ruhig, aber am folgenden Tage und namentlich am 27. ging es wieder heiß her. Zuerst wurde wieder ein Scheinangriff nach Südosten gemacht und dann waren die Franzosen mit großer Gewalt an der Mosel herunter bis beinahe nach Maizières zu vorgedrungen; schließlich wurden sie freilich auch hier zurückgeschlagen, aber unsere Verluste dabei sollen doch nicht unbedeutend sein. Als ich erfuhr, daß das 10. Armeekorps diesen Angriff abgeschlagen hatte und daß auch das 56. Regiment stark dabei betheiligt gewesen sei, eilte ich sogleich zu unserem Commandanten, der ebenfalls zum 56. Regimente gehörte, und erfuhr dann zu meiner Beruhigung, daß nur das 3. Bataillon im Feuer gewesen und leider durch ein Versehen von unserer eigenen Artillerie beschossen sei. Der Sicherheit wegen habe ich noch gestern, da ich selbst nicht abkommen konnte, einen Boten nach Maizières hingeschickt,

der mir gestern Abend die schriftliche Nachricht von Ernst brachte, daß beide gesund seien und gestern Nachmittag zur Beerdigung der Gefallenen kommandirt wären. — Das 57. Regiment, bei dem Hugo ist, sei am 27. gerade auf Vorposten gewesen, sie hätten sich aber zeitig genug zurückgezogen und keine Verluste erhalten. — Auch unser Lazareth wurde in diesen Tagen mehrmals alarmirt, um sofort abmarschieren zu können, theils wegen der Ausfälle von Metz her, theils aber auch wurden wir von Thionville her bedroht, dort haben sich allmählich aus Besatzung, versprengten Linientruppen und Mobilgarden gegen 8—10000 Mann gesammelt, die die ganze Umgegend unsicher machen, so haben sie in voriger Woche ganz in unserer Nähe zweimal große Wagentransporte mit Proviant abgefangen und man muß stets darauf gefaßt sein, daß sie uns hier einen Besuch abstatten, dem wir natürlich, da wir nur eine Compagnie Besatzung bei uns haben, aus dem Wege gehen müssen. Durch die Kämpfe in den letzten Tagen sind in die nach Metz zu vor uns stationirten Lazarethe eine Menge Verwundete gekommen und ein Theil der dort befindlichen Typhus- und Ruhrkranken soll unserem Lazareth überwiesen werden. So erwarten wir heute gegen 200 Kranke, welche in einem benachbarten Schlosse untergebracht werden sollen und uns auf einige Zeit wieder viel Arbeit verschaffen werden. Der Gesundheitszustand unserer Kranken ist übrigens bis jetzt noch immer ein sehr günstiger. So haben wir bis jetzt, trotzdem wir eine Zeitlang 250 Kranke hatten, unter denen sehr viele mit Typhus, in einem Zeitraum von 2 ½ Woche nur 2 Todesfälle gehabt. Natürlich trägt dazu am meisten die ausgezeichnete Witterung bei, welche sich jetzt so anhaltend bewährt.

Du wünschtest noch zu wissen, lieber Papa, ob Albert und Ernst auch mit Geld versehen seien, ich hatte ihnen auch schon Geld angeboten, als ich neulich zum zweiten Male dort war; aber Albert sagte mir, daß sie reichlich hätten. Wenn es angeht, schickt ihnen nur Schinken, Wurst ꝛc., auch Cognak oder dergleichen, da das ewige Einerlei von ausgekochtem Rindfleisch, Reis, Erbsen oder Bohnen zuletzt einen anekelt und jede Abwechslung davon als Delikatesse betrachtet wird. Laßt ihnen auch ferner wollene Strümpfe und wollene Unterhosen und Hemden zukommen, es ist jetzt schon des Nachts sehr kalt. Was meine Bedürfnisse anbetrifft, so bin ich in Bezug auf Essen jetzt ganz leidlich versorgt, aber wenn Ihr mir ebenfalls wollenes Unterzeug (aber nicht zu kratzig) und womöglich einen billigen, durabeln Regenmantel einkaufen wollt, so würde mir das sehr angenehm sein; ich werde ja auf jeden Fall auf meiner Rückreise nach Clausthal kommen und werde Euch dann Eure Auslagen mit Dank zurückerstatten; doch glaube ich, daß derartige größere Sendungen fürs erste noch nicht befördert werden, möglicherweise haben wir auch schon eher Frieden, als man derartige Gegenstände wieder nöthig hat."

Ay bei Metz, den 7. Oct. 1870.

Vor einigen Tagen schrieb mir E., daß in Rackwitz jetzt viele Kranke seien und daß der Bürgermeister deswegen um meine Entlassung beim General-

stabsarzt gebeten habe. Wahrscheinlich werde ich also in kurzer Zeit wieder nach Deutschland zurückkommen und ich benutzte deswegen vorgestern einen freien Nachmittag, den ich mir machen konnte, und suchte meine Brüder noch einmal auf. Die Stellung ihrer Regimenter ist jetzt eine andere. Albert und Ernst waren bei Chailly auf Vorposten, dem Fort St. Julien gegenüber und zwar in derselben Gegend, wohin die meisten Ausfälle der Franzosen gemacht sind und wo die hitzigsten Gefechte geliefert wurden noch in den letzten Tagen. Sie sind jedoch nur wenige Tage dort geblieben und, wie ich höre, gestern nach Argency gekommen, welches geschützter liegt. Auch Hugo habe ich an diesem Tage besucht, da sein Quartier nur ungefähr 1½ Stunden von hier ist. Es ging allen dreien recht gut, namentlich war Hugo in einer heiteren und gemüthlichen Stimmung und freute sich, daß ein Ruhranfall, an dem er etwa 8 Tage laborirte und wogegen ich ihm schon Arznei geschickt hatte, auch ohne diese verschwunden war. Ernst dagegen klagte immer noch über Durchfall und ich habe ihm nochmals ein Fläschchen mit Opiumtropfen geben müssen. Bei dem 56. Regimente befindet sich auch ein Sohn des Apotheker S. aus St. Andreasberg als Lieutenant; ich hatte ihn einige Zeit vorher hier kennen gelernt, als er das Kommando über unsere Wachtposten hatte. Dieser hatte gerade den Dienst auf dem Observatorium und mußte mit einem Fernrohr alle Bewegungen des Feindes bei dem Fort St. Julien beobachten. Ich benutzte diese Gelegenheit, um mir die französischen Soldaten, welche ganz in der Nähe Schanzen bauten, exerzierten und auf Vorposten standen, etwas näher anzusehen, sowie auch die Festungswerke und die schweren Geschütze derselben, denn bis dahin hatte ich wohl eine große Anzahl französischer Soldaten gesehen, aber nur Gefangene, Verwundete und Todte, während dies die ersten waren, die ich in der „Freiheit" (freilich auch nur eine sehr relative) beobachten konnte. Gestern ist wieder den ganzen Tag furchtbar von den französischen Festungswerken aus kanonirt, doch war dies auf der andern Seite der Mosel, als wo wir vier Köche uns jetzt aufhalten. Mein Befinden ist immer noch ganz leidlich; freilich habe ich in den letzten Tagen oft an Kopfschmerzen gelitten, doch wird das wohl ohne Bedeutung sein. Euren letzten Brief nebst Schmorwurst habe ich gestern Abend erhalten, vielen Dank dafür."

Ay, bei Metz, 9. Oct. 1870.

„Die Truppen, bei denen meine Brüder stehen, sind vorgestern gegen Abend bei einem bedeutenden Gefechte mehr oder weniger betheiligt gewesen. Ich habe sofort mich nach ihnen erkundigt und erfuhr gestern, daß Albert und Ernst gesund sind, Hugo fand ich nicht und auch mehrere Verwundete, die gestern Abend von seinem Regiment in unser Lazareth gebracht wurden, konnten mir keine Auskunft geben. Ich schickte heute morgen einen Boten aus und bekomme soeben von ihm die Nachricht, daß er freilich sehr durchnäßt und ermüdet, soeben gesund in sein Bivouak bei Antilly zurückgekehrt ist. Das wollene Hemd habe ich gestern erhalten, ich trage es schon und sage Euch meinen besten Dank."

Ay, den 23. Oct. 1870.

„Bis jetzt habe ich meine Entlassung noch nicht, dagegen hat mich der Bürgermeister in Rackwitz benachrichtigt, daß nach dem ihm ertheilten Bescheid ich mich selbst an den Etappengeneralarzt wenden müsse. Ich werde dies jetzt thun und hoffe, etwa zu Anfang des nächsten Monats von hier abreisen zu können. Zum Glück ist die Beförderung auf der Eisenbahn jetzt wieder eine schnelle und wie ich höre, kann man von Courcelles in ungefähr 7—8 Stunden nach Bingen kommen. Aus diesem Grunde brauche ich auch den Regenmantel nicht so nöthig und will ich denselben nur vorläufig weglassen. Albert und Ernst habe ich vor einigen Tagen wieder besucht, zu Hugo bin ich leider nicht mehr gekommen, trotzdem er nicht weit von Malroy, wo jene waren, sein Quartier hat. Es ist zu schwierig bei der Masse von Truppen, einen Einzelnen aufzusuchen, und wenn man auch weiß, wo das Regiment steht, so sind doch oft die Compagnien in ganz verschiedenen Orten und Bivouaks untergebracht, und meistens wissen die Soldaten und selbst Offiziere, welche man um Auskunft ersucht, nicht einmal, wo die zu ihrem Regimente gehörenden Truppen liegen. So ging es mir auch neulich. Der arme Ernst schrieb mir, daß ich ihm eine wollene Decke verschaffen möchte, da er es des Nachts vor Kälte nicht aushalten könnte, und so hatte ich mir von unserem Lazarethinspektor zwei wollene Decken schenken lassen und nahm für Hugo noch eine gestrickte Unterjacke mit, die ich vom Lazareth bekommen hatte, außerdem auch etwas Thee und Arak 2c. und freute mich schon recht auf die Überraschung, die ich ihnen bereiten würde. Als ich aber mit meinen Siebensachen in das Bivouak kam, war gerade die erste Kompagnie der 56er auf Vorposten, etwa eine Stunde davon und als ich beinahe in Malroy war, wo unsere Vorposten standen, fingen die dummen Franzosen an zu schießen, so daß ich mich in Acht nehmen mußte, nicht in die Schußlinie zu kommen, denn die Granaten pfiffen ganz in meiner Nähe vorüber und schlugen kaum tausend Schritt von mir ein. Natürlich wurden die Truppen alarmirt und mußten ausrücken. So kam es, daß ich erst gegen Abend Gelegenheit fand, die beiden 56er zu erreichen und ihnen meine Liebesgaben einzuhändigen, die ihnen sehr zu Statten kamen. Da ich aber bald mich wieder auf den Weg machen mußte, um noch nach Hause zu kommen, so konnte ich Hugo nicht mehr aufsuchen und er hat leider nichts bekommen. Vielleicht kann ich in dieser Zeit ihn noch einmal sehen. Albert und Ernst klagten, daß sie von Haus keine Eßwaaren mehr bekämen, bitte schickt ihnen doch bisweilen etwas Metwurst oder Schinken, auch Tabak, Thee, Zucker 2c. erfreuen ein armes erfrorenes Soldatenherz. Albert war nicht mehr mit Geld versehen. Im Übrigen habe ich mich über beide recht gefreut, sie haben sich schon mehr an das Soldatenleben und die damit verbundenen Strapazen gewöhnt und namentlich Ernst machte nicht mehr so ein unglückliches Gesicht und war recht vergnügt. Sein Durchfall ist jetzt ganz beseitigt. Hoffentlich ist es mit der Belagerung von Metz bald vorbei, es mehren sich alle Anzeichen, daß die Festung sich bald ergeben wird."

Ay, den 21. Nov. 1870.

„Mein Aufenthalt ist noch immer in Ay, aber der Krankenbestand unsres Lazareths ist jetzt schon ein so geringer, daß wohl in kurzer Zeit eine Änderung eintreten wird und daß ich beim Abmarsch des Lazareths entweder entlassen werde, oder doch, wenn ich auch noch weiter dabei bleiben muß, wenigstens von dem nachgerade übermäßig langweiligen Ort wegkomme; denn so schön auch das Moselthal in landschaftlicher Beziehung ist, so sehnt man sich doch danach, auch einmal andre Gegenden von Frankreich kennen zu lernen. Von meinen Brüdern hat nur Hugo vor einigen Tagen an mich geschrieben, daß er leicht krank, aber schon wieder auf Besserung sich im Lazareth zu Chaumont befinde. Hoffentlich wird er schon bald seinem Truppentheile wieder nachfolgen können. Hier haben die militärischen Aktionen noch immer nicht ihr Ende gefunden, denn nach ziemlich langdauernden Vorbereitungen soll von morgen an die Beschießung von Thionville beginnen. Heute Morgen fielen schon einige Schüsse, vielleicht nur Proben, aber sie gaben schon einen Beweis von der furchtbaren Wirkung unserer Geschütze, denn trotz der Entfernung von ½ Meile glaubt man den Erdboden unter sich zittern zu fühlen, wenn ein Mörser abgeschossen wird. Heute Nachmittag will ich, da einige Collegen nach unseren Positionsgeschützen vor Thionville fahren wollen, mich diesen anschließen, um auch einmal diese Seite des Krieges kennen zu lernen. Allerdings kommt man dabei in die Gefahr unter die neu erfundene Kategorie der Belagerungsbummler gerechnet zu werden; wie denn überhaupt jeder Mensch in Civilkleidern bei der Armee, und leider meistens mit Recht, für eine Art von Bummler, oder doch mindestens als der Speckkolonne angehörig betrachtet wird. Von unserem Lazarethpersonal sind schon eine ziemliche Zahl am Typhus oder anderweitig erkrankt und mußten nach Deutschland zurückgeschickt werden. Mir geht es dagegen noch immer recht gut und hoffe ich auch ferner von Krankheiten verschont zu bleiben, nachdem ich mich gewissermaßen akklimatisirt habe."

Neufchateau, den 1. Dez. 1870.

„Ich beeile mich, Euch die Veränderung meines Aufenthalts anzuzeigen. Ich bin vom 11. Feldlazareth abkommandirt und habe mich in das Land der Franktireurs nach Neufchateau begeben müssen, um mit zwei anderen Civilärzten ein Lazareth von mehreren hundert Kranken, die das 10. Armeekorps auf seinem Marsche hierher zurückgelassen und die ohne deutsche Ärzte waren, zu übernehmen. Es sind fast alle wieder Typhuskranke, die schon vor Metz noch inficirt wurden, deren Krankheit aber erst auf dem Marsche zum Ausbruch kam. Meine Reise hierher ging über Pont à Mousson, Toul, Comercy, Bar le Duc, Blesme, Joinville per Eisenbahn, von da per Wagen und wegen der großen Unsicherheit der Gegend in Begleitung von desselben Weges ziehenden Truppen bis Chaumont. Leider hatte ich hier zu kurzen Aufenthalt, um mich danach erkundigen zu können, wie lange Hugo schon von dort weg und in welcher Richtung er wahrscheinlich mit Ersatztruppen gegangen ist. Neuf-

chateau ist eine Stadt zwischen Nancy und Chaumont ziemlich in der Mitte gelegen. Von Chaumont bis hierher konnten wir nur unter einer besonderen militärischen Deckung reisen, und als wir ankamen, wurden von der Garnison gerade alle Verkehrungen getroffen, um einen Überfall der Garibaldianer, den man für die kommende Nacht fürchtete, gebührend zu empfangen. Ich habe hier ein ganz leidliches Quartier nebst Verpflegung in der Stadt bekommen und werde voraussichtlich ganz selbständige und angenehme Thätigkeit erhalten; aber an meine Entlassung wird nun wohl vorläufig nicht zu denken sein."

Neufchateau, den 20. Dez. 1870.

„Das schöne Weihnachtsfest werde ich nun doch wohl noch in Frankreich feiern müssen und zwar in Neufchateau. Wir haben uns schon verabredet, daß wir uns auch einen Baum ausputzen und eine Bowle dazu trinken wollen, damit man doch wenigstens einen kleinen Ersatz hat. Wo werden nur die armen Jungen, Albert, Ernst und Hugo zu Weihnachten sein? Von den ersten beiden hatte ich vor einigen Tagen einen Brief, daß sie verschiedene blutige Schlachten vor Orleans mitgemacht hätten, aber unverletzt davon gekommen waren. Von Hugo habe ich, trotzdem ich neulich an ihn geschrieben habe, bis jetzt noch keine Nachricht weiter. In etwa 8 Tagen werde ich auch wohl wieder weiter ziehen müssen; es ist hier jetzt eine Reserve-Lazareth-Abtheilung eingetroffen, die unser freilich schon bedeutend kleiner gewordenes Lazareth übernehmen wird. Ich werde Euch dann wieder sofort benachrichtigen, wohin mich das Schicksal werfen wird. Die Witterung ist hier stets gelinde, man merkt hier doch schon den Unterschied zwischen einem französischen und deutschen Winter."

Orleans den 14. Jan. 1871.

Liebe Eltern!

Vorgestern Abend hier eingetroffen, begab ich mich gestern zum Generalarzt, bei dem ich mich zu melden hatte, und bin heute am Verwundetenlazareth im Faubourg Bannier als Arzt angestellt. Ich höre hier, daß in den letzten Tagen wieder bedeutende Gefechte in der Nähe von Vendôme stattgefunden haben sollen, bei denen auch das 10. Armeecorps betheiligt war, doch sind dies nur unbestimmte Gerüchte, da ich schon fast seit 14 Tagen keine Zeitungen mehr gelesen habe. Wenn Ihr Nachrichten von meinen Brüdern habt, so schreibt mir doch umgehend darüber, wie es ihnen geht und wo sie jetzt stehen. Ich werde auch heute noch an sie schreiben, denn da ich bis jetzt noch keine bestimmte Adresse angeben konnte, so hatte ich es unterlassen. Mir geht es glücklicherweise noch immer recht gut; ich habe ein ganz anständiges Quartier hier erhalten. Leider scheint der Verkehr in der Stadt durch die letzten Ereignisse sehr gelitten zu haben; außerordentlich viele Häuser sind mit der französischen Fahne und dem rothen Kreuz versehen, zum Zeichen, daß daselbst verwundete Franzosen in Privatpflege liegen. Die Kaffees sind geschlossen, ebenso die meisten Läden, und anständig gekleidete Menschen sieht man nicht viel auf der Straße. Außerdem ist es entsetzlich kalt und bekanntlich schützen die hier

üblichen Kamine sehr wenig gegen Kälte, so daß mir im Ganzen genommen die schöne Stadt Orleans am schönen Loirefluß noch nicht recht gefallen will. — Bei Nemours und Cheroy habe ich mehrfach sehr deutlich den Donner der Pariser Belagerungsgeschütze gehört. Ob diese langweilige Belagerung von Paris noch immer nicht zum Erfolg führen will?" . . .

Orleans, den 16. Jan. 1871.

Liebe Eltern!

Vorgestern machte mir der hier stationirte Etappengeneralarzt der 2. Armee die Mittheilung, daß er autorisirt sei, mich auf eine Reclamation des Magistrats zu Rackwitz hin, zu entlassen, obwohl er selbst mir rieth, gerade jetzt, wo doch alles auf ein baldiges Ende des Krieges hinweist, noch zu warten. Ich habe mir die Sachlage überlegt und würde allerdings, wenn ich weiter keine Rücksichten zu nehmen hätte, noch bis Ende bleiben; da ich aber wahrscheinlich, wenn ich jetzt nicht zurückkehre, meine Praxis verlieren werde, so habe ich um meine Entlassung gebeten und dieselbe am heutigen Tage erhalten. Ich werde nun noch einige Tage zur Regelung meiner Papiere und Geldangelegenheiten nöthig haben und dann abreisen. Bei dem jetzt noch sehr unregelmäßigen Eisenbahnverkehr von hier nach Deutschland, der überdies noch durch eine unfahrbare Strecke unterbrochen sein soll, werde ich wohl erst nach $1\frac{1}{2}$ bis 2 Wochen bei Euch in Klausthal eintreffen. Auf jeden Fall werde ich unserer früheren Verabredung gemäß von Mainz oder Frankfurt aus telegraphieren. Das Einzige, was mir noch nicht recht conveniren will, ist, daß ich bis dahin noch keine Nachrichten von meinen Brüdern haben kann. Ich hatte mich schon recht darauf gefreut, sie hier noch einmal wiederzusehen und ihnen vielleicht behülflich sein zu können. Hoffentlich sind sie in bester Gesundheit, trotz Schlachten, Kälte und schlechter Verpflegung. Also auf baldiges Wiedersehn.

Euer Euch liebender Sohn Robert.

Das herzliche Verhältnis Koch's zu seinen Brüdern, welches in obigen Briefen wiederholt zum Ausdruck kommt, ergiebt sich auch aus folgenden Mitteilungen der Letzteren an die Eltern:

Ernst Koch schreibt aus Woippy bei Metz am 1. November 1870:

„Am Tage der Capitulation hatte ich das Glück Robert in Ay besuchen zu können. Ich wurde kommandirt die Kranken unserer Kompagnie ins Lazareth zu bringen. Es war einer der angenehmsten Nachmittage, die ich in Frankreich erlebt habe. Robert sorgt für uns wahrhaft väterlich."

Und ebendaher im November:

„Robert hat Albert und mir eine wollene Decke mitgebracht und ich habe nun an Zeug alles, was ich mir wünsche. Die Decke von Robert war für mich ein sehr angenehmes Geschenk, ich schlafe jetzt auf unserem Heuboden trotz der kalten Nächte ganz ausgezeichnet, und werde nicht mehr durch die grimmige Kälte in meiner Nachtruhe gestört . . ."

Albert Koch schreibt aus Malroy am 21. Oct. 1870:

„Robert hat uns wirklich schon sehr viel zu Liebe gethan; bei dem jetzt herrschenden schlechten Wetter kommt er trotzdem zu uns und findet uns oft nicht einmal, nur um uns einige Erfrischungen zu bringen und sich nach unserem Befinden zu erkundigen und wir können ihm doch gar nichts dafür wieder bieten als unsere Dankbarkeit."

Hugo Koch berichtet aus Argency am 11. Oct. 1870:

„In meinem vorigen Briefe habe ich Euch erzählt, daß Robert mich im Bivouak besucht hat. Meine Freude war groß, als ich ihn wieder sah, und ich brachte ihn eine gute Stunde bis 1/2 St. vor Ay auf den Weg. Er sagte, daß er bald nach Rackwitz zurückkehren wolle, weil ihn der Bürgermeister reclamirt hätte. Kurz vor unserem Abmarsch aus dem Bivouak (vorgestern) schickte er mir einen reitenden Boten zu, — durch welchen er sich nach meinem Ergehen in dem Gefechte erkundigen ließ und in höchst liebevoller Fürsorge hatte er demselben gleich Correspondenzkarte und Bleifeder mitgegeben, sodaß ich nur die Erhaltung meines Lebens und meiner Gesundheit zu bescheinigen brauchte."

(Schluß folgt.)

Dogma und Wissenschaft.

Von

Moriz Carriere.

Ruhiges Behagen wird kaum jemand unsrer Zeit zuschreiben. Die Blüte der Naturwissenschaften und die Verwertung ihrer Entdeckungen durch die Technik hat die Mittel des Lebens im Weltverkehr erstaunlich gesteigert, aber auch die rastlose Bewegung und das Ringen nach diesen Mitteln des Lebens hervorgerufen, worüber der Zweck des Lebens gar oft außer Augen gelassen oder verfehlt wird. Der Naturalismus in Kunst und Wissenschaft steht hiermit in Verbindung, und ein Naturalismus der Gesinnung ist sein Geleiter. Moderne Ethiker machen den Nutzen zum Prinzip des Wollens und Wirkens, und noch modernere verkünden bereits das Naturrecht des Stärkeren im Kampf ums Dasein, die Ausbeutung der Schwächeren und die rücksichtslose Selbstsucht des freien Menschen, die jenseits von gut und böse seinen Willen zur Macht bethätigt und dem Fallenden nicht die Hand reicht, sondern einen Stoß giebt. (So Nietzsche und seine Nachbeter). Aber es wird den Leuten doch nicht recht wohl dabei; der Pessimismus hat sich dem Materialismus an die Ferse gehängt, und die Seekrankheit auf den Wellen des bewegten Lebens verekelt es dem Genießenden. Dabei droht die Sozialdemokratie den Umsturz all' der bestehenden Verhältnisse, und der größte Staatsmann des Jahrhunderts soll das harte Wort gesagt haben: „Wer des besten Pulvers sicher sei, der wird losschießen zum europäischen Völkermord." Ein entsetzliches Bild einer Welt ohne Gottesfurcht und Menschenliebe, aber voll

Angst und Selbstsucht! Doch noch giebt es Menschen, welchen die Ideale keine Illusionen, sondern Wahrheit sind, die sittliche Weltordnung kein Märchen, sondern eine weltrichtende oder welterlösende Macht je nach der Stellung, die sich die Einzelnen wie die Völker zu ihr geben. Noch giebt es echte Christen, die nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit trachten, indem sie glauben, daß denen, welche Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Aber es ist ja kein Gott, sondern der Naturmechanismus, keine Seele, sondern nur Stoffwechsel der materiellen Atome, der Mensch ist, was er ißt, erblich belastet von seinen Eltern und eine zerfließende Welle im ziel- und zwecklos wogenden Meer des mit sich selber ringenden Daseins, so schallt uns tausendfältiger Ruf entgegen, und die Verwirrung der Geister wie die Verwilderung der Herzen wird immer größer; der Jesuitismus mit seiner den Gelüsten der Menschen sich anbequemenden Moral, mit der Unfehlbarkeit überlieferter Satzungen, welche der Wissenschaft wie dem gesunden Menschenverstande widersprechen, soll ein Heilmittel sein; die Menschheit scheint vor die Frage gestellt: Geistesknechtschaft oder Geistesleugnung, Unterwerfung unter die Autorität oder Selbstverwüstung. Daß der theoretischen Selbstvertierung die praktische auf dem Fuße folgen werde, das habe ich längst gesagt; einer der Modernsten will schon die Menschwerdung Gottes mit der Tierwerdung Gottes ersetzen!

„Der Gegensatz einer irreligiösen oder gegen das Übersinnliche gleichgiltigen Zeitbildung und einer Fassung des Christentums in Formeln, die der Vernunft wie der Natur- und Geschichtserkenntnis der Gegenwart nicht gemäß sind, dieser Gegensatz und die Kluft, die er zwischen den Menschen untereinander wie zwischen Kopf und Herz der einzelnen befestigt, dünkt mir das tiefste Leiden unsrer Tage und der gefährlichste Schaden unserer Kultur." So schrieb ich 1867 in der Vorrede zum dritten Bande meines Buches über die Kunst im Zusammenhange der Kulturentwickelung, welches die großen Religionsstifter Jesus und Muhammed und die sich an sie anschließende Bildung behandelt. Ich wies auf das Bekenntnis zu Jesu eigenen Worten und seinem vorbildlichen Leben und vertraute Muhammeds Spruch: Die Macht ist bei der Wahrheit!

Der Materialismus ist seitdem verschämter geworden in den Kreisen der Wissenschaft, aber er ist verbreiteter und frecher in den Reihen der Halbbildung, bei den oberen Zehntausend und den unteren Millionen. Religiös eifrige Männer und ernste wissenschaftliche Forscher stehen ihm entgegen; die Rückkehr von dem Dogma zur Bibel, von der Bibel zu Jesus selbst ist als Losung verkündet worden, aber das offizielle Christentum der Katholiken und Protestanten sucht in den Satzungen des 4., des 16. Jahrhunderts sein Heil. Doch die Ergebnisse der Natur- und Geschichtswissenschaft stehen mit diesem Dogma im Widerspruche, und weil diese festen Satzungen ein- für allemal die religiöse Wahrheit sein sollen, darum wenden sich so viele wahrheitsliebende, wahrheitsuchende Männer und Frauen von der Kirchenlehre weg und verwerfen mit der Schale auch den Kern. Vergebens glaubten wir, daß seit Schleiermacher der Unterschied zwischen Religion und Dogmatik ein Kennzeichen der Bildung geworden sei; die Orthodoxie fordert wieder Bekenntnistreue, Annahme der Konzilienbeschlüsse statt des lebendigen Glaubens

an den lebendigen Gott und Christus. Religion ist Lebens- und Liebesgemeinschaft von Gott und Menschen, an der Liebe der Menschen zueinander wollte Jesus seine Jünger erkennen, nicht an der Unterwerfung unter Lehrmeinungen auch mit dem Opfer der Vernunft. Als Jesus lehrte, als die Kunde von seinen Worten, seinem Leben, seinem Kreuzestod, seiner Auferstehung zu den Griechen kam, da suchten diese sich seine Worte und seine Geschichte geistig anzueignen, mit der Bildung und Weltanschauung ihrer Weisen in Zusammenhang zu bringen, und Christen geworden strebten sie ihren neuen Glauben gegen das Heidentum zu rechtfertigen. Es war ernste, edle Geistesarbeit der Kirchenväter, die solches vollbrachte; aber um heilbringende innere Erfahrungen, um erleuchtende Bibelworte sicher zu stellen, namentlich um das Göttliche in Jesus, die Einigung der Gottheit und Menschheit in ihm festzuhalten, richteten sie bereits in mannigfaltigen Kompromissen Bekenntnisse auf, d e schon damals dem gesunden Menschenverstand hart ankamen, und ein Tertullian bekannte offen: „Ich glaube es, weil es thöricht ist. Der Sohn Gottes ist gekreuzigt worden, man hat sich darüber nicht zu schämen, weil es beschämend ist; der Sohn Gottes ist gestorben, glaublich, weil es thöricht ist, und er ist auferstanden, das ist gewiß, weil es unmöglich ist.“

Damals galt die Erde für den Mittelpunkt der Welt; Sonne und Mond hatten den Zweck sie zu erleuchten, die Sterne schwebten am Himmel über ihr, und über den Sternen dachte man sich den Thron Gottes und die Stätte der Seligen; vom Himmel herab war Jesus gekommen und wieder über die Wolken in den Himmel erhoben worden. In den Tiefen der Erde dagegen dachte man sich die Hölle, wo die Bösen ihre Strafe empfangen; Himmel und Hölle waren nicht sowohl Gemütszustände als Orte über und unter der Erdoberfläche, und diese war der Raum, auf welchem die Schöpferthätigkeit und Weltregierung Gottes sich bekundete. Das ward dann die mittelalterliche Weltanschauung, wie sie Dante auch mit großartiger Dichterkraft dargestellt hat.

Da kam Kopernikus und löste die immer verworrener werdenden Rätsel der Sternbewegungen durch die Annahme, daß die Erde mit den andern Wandelsternen sich um die Sonne bewege, die ein Fixstern unter den Fixsternen sei; da kam Kepler und fand die Gesetze der Planetenbewegung, da kam Newton und zeigte in Schwere und Bewegung und den vernunftnotwendigen Normen ihres Zusammenwirkens den Bestimmungsgrund dieser Gesetze selbst und der himmlischen Erscheinungen. Mit dem Gedanken einer Allgesetzlichkeit vertrugen die Wunder sich nicht mehr, die den Weltzusammenhang durchlöchern sollten, um Gottes Macht zu bezeugen; denn Gottes Macht und Weisheit war in der Naturordnung selber offenbar und konnte sich nicht widersprechen, und das Wunder gehörte nicht dem Bereich der realen Wirklichkeit, sondern der Phantasie der Menschen an. Die Erde aber war nicht mehr Mittelpunkt des Universums, um die sich alles drehte, sondern ein kleiner Stern unter den Sternen; und die Menschheit stieg von ihrem Thron herab, sie hauste auf einem von fernen Sonnen unsichtbaren, verschwindenden dunklen Pünktlein, und es war schwer verständlich, wie von dem früher so nah über ihr vorgestellten Himmel jetzt noch Engel herab, Jesus in sichtbarer Leiblich-

keit in den Himmel emporsteigen sollte. Wenn ein genialer Geist wie Giordano Bruno begeistert die unerschöpfliche Lebensfülle des unermeßlichen Weltalls pries und die Herrlichkeit Gottes des Unendlichen und seine ewige Offenbarung in diesem Universum feierte, auf gewöhnliche Menschen machte die so ganz veränderte Weltanschauung einen erschreckenden Eindruck. Gott, der als endliche Persönlichkeit außer der Welt vorgestellte, schien in weite Ferne gerückt, sein Plan mit der Schöpfung und Erlösung der Menschheit schien gefährdet. Die Kirche, die katholische wie die protestantische, erklärte sich gegen die neue Lehre, und die drang doch immer mehr durch, ins Volksbewußtsein, und heute sagt der Amerikaner Fiske: „Man empfindet nicht mehr eine spekulative Notwendigkeit, daß der Mensch den größten und mittelsten Fleck im Weltall einnehme. Nach unsrer besseren Kenntnis sehen wir, daß die ungeheuren feurigen Sonnen doch im Grunde nur titanenhafte Diener der kleinen Planeten sind, welche von ihnen auf ihrem Fluge durch die Abgründe des Raums mitgerissen werden. Aus der furchtbaren Gasbewegung der Zentralmasse stürzen jene unaufhörlichen Wogen süßen Lichtes hervor, die, wenn sie von der Oberfläche kreisender Sterne wie unsere Erde empfangen werden, die endlos verschiedenen Gestaltungen und endlos verwickelten Bewegungen hervorrufen, welche das Leben darstellen. (Richtiger wohl: welche die Bedingungen für das organische Leben bereiten.) Und wie Gott, als er sich seinem Propheten Elias offenbarte, nicht im Erdbeben oder im Sturm, sondern im stillen sanften Säuseln kam, so wählt jener göttliche Funke, die Seele, wenn sie ihren Aufenthalt in diesem Reiche flüchtiger Erscheinungen nimmt, nicht die Zentralsonne, wo elementare Kräfte stets glühen und stoßen, sondern einen fernen irdischen Winkel, wo Samen in der Stille keimem können, und wo durch langsames Reifen die geheimnisvollen Gestalten organischen Lebens Form und Gedeihen gewinnen können. Wer so etwas tiefer in die Geheimnisse der Natur hineinblickt als seine Ahnen im 16. Jahrhundert, mag wohl lächeln über die sonderbare Idee: daß der Mensch nicht der Gegenstand von Gottes Sorge sein könne, wenn er nicht eine unerschütterliche Stellung in der Mitte des Sternenhimmels einnimmt."

Damit ist zugleich ausgesprochen, wie die Bestimmung des Menschen keineswegs beeinträchtigt wird: durch eigne Willensthat unter dem Walten göttlicher Gesetze und göttlicher Leitung zu selbstbewußter Geistigkeit, zu sittlicher Freiheit, zur Verwirklichung des Guten und dadurch zur Beseligung in der Lebens- und Liebesgemeinschaft mit Gott zu gelangen. Gott der Allgegenwärtige ist uns nicht in die Ferne gerückt, denn in ihm leben, weben und sind wir; und wenn wir in unsrer Selbsterfassung uns auch von allen andern nicht bloß unterscheiden, sondern abscheiden, selbstsüchtig werden, der Liebewille Gottes als allgemeiner Lebensgrund bleibt in uns, bezeugt sich in uns im Zug der Liebe, in der Erkenntnis, daß wir nicht für uns allein, sondern nur als Glieder eines Gesamtorganismus bestehen, und wirkt, wie er in Jesus offenbar geworden, aus den Schranken des Egoismus erlösend, uns in der Freiheit des Unendlichen befreiend, unsern Willen mit dem göttlichen einend auch heute fort; der Weltplan Gottes besteht, herrlicher, als man zuvor sich vor-

gestellt, sobald man sich auf den Standpunkt der erkannten Wirklichkeit stellt und das Geistige geistig versteht.

Ganz ähnlich sind in unsrer Zeit die Anhänger der alten Dogmen durch die Deszendenzlehre erschreckt worden. Die aufsteigende Reihe der Lebewesen auch im inneren Zusammenhang als eine Entwickelung vom Niederen zum Höheren zu erfassen, war durch Dichter wie Goethe, durch Denker wie Kant und Schopenhauer in Deutschland, durch Naturforscher wie Lamarck und Geoffroy St. Hilaire in Frankreich bereits den Kreisen der höher und tiefer Gebildeten geläufig geworden, als die Engländer Darwin und Wallace sie in den Mittelpunkt der Naturbetrachtung rückten und der Mitwelt zu einem Gemeingut des Bewußtseins machten. In der natürlichen Zuchtwahl, im Kampf ums Dasein bestehen und pflanzen diejenigen Wesen sich fort, welche die kräftigsten sind oder den Verhältnissen sich am leichtesten anpassen; durch die Übung und Steigerung der Kräfte, der Organe, die sich vererben, gehen allmählich wieder höhere Lebensformen hervor. Darwin hatte keineswegs behauptet, daß das Organische aus dem Unorganischen hervorgekommen, daß nur äußere Einflüsse die Gestaltung hervorzerrten oder zusammendrückten', wie seine materialistischen Anhänger besonders in Deutschland behaupteten; er selbst ließ dem inneren Bildungstrieb sein Recht, dessen Bethätigung unter äußeren Bedingungen wächst; er selbst schrieb den schönen Satz: „Aus dem Kampf der Natur, aus Hunger und Tod geht unmittelbar die Lösung des höchsten Problems hervor, das wir zu fassen vermögen: die Erzeugung immer höherer und vollkommenerer Wesen. Es ist wahrlich eine großartige Ansicht, daß der Schöpfer den Keim alles Lebens, das uns umgiebt, nur wenigen oder nur einer einzigen Form eingehaucht habe, und daß, während unser Planet, den strengen Gesetzen der Schwerkraft folgend, sich im Kreise schwingt, aus so einfachem Anfange sich eine Reihe immer schönerer und vollkommener Wesen entwickelt hat und noch entwickelt."

Gleichzeitig hatte Lyell in der Geologie einen Umschwung angeregt: an die Stelle plötzlicher Katastrophen von Feuer- oder Wasserkraft traten die stillwirkenden kleinen Änderungen, wie sie sich fortwährend vor unsern Augen vollziehen; und damit verschwanden die Neuschöpfungen der Organismen in verschiedenen Perioden der Erdbildung, indem die Lebewesen seit Millionen von Jahren sich forterhielten und mit der fortschreitenden Gestaltung des Planeten selbst zu neuen höheren Gebilden sich entwickelten. Der Mensch erschien nun selber nicht mehr als eine völlig neue Schöpfung unmittelbar aus der Hand Gottes; er blieb die Krone der Schöpfung, aber er hatte sich seit Millionen von Jahren emporgedient, aus einfacher Zelle waren die zusammengesetzten vielgliedrigen Tiere geworden, aus denen, aus den Affen oder aus einem gemeinsamen Stammvater der Affen und Menschen hat unser Geschlecht seinen Ursprung genommen.

Der Materialismus hat dieser Theorie sich bemächtigt. Nicht Vernunft und Wille, sondern eine lange Zeitdauer soll im Weltprozeß die organischen Gestaltungen, soll alles Zweckmäßige und den Weltzusammenhang hervorgebracht haben, als ob die Zeit ein thätiges wirkliches Wesen wäre und nicht das be-

ständige Nacheinander im Flusse des Werdens bezeichnete. Ohne inneren Bildungstrieb und Bildungsziele ist die zum Höheren emporstrebende Lebensthätigkeit nicht zu verstehen, und nie hat ein Materialist dargethan, wie Molekularbewegungen zu Empfindungen und Gedanken werden, wie aus dem Vernunft- und Willenlosen Vernunft und Wille durch Druck und Stoß gemacht werden. Denn Empfindungen sind Lebensakte eines fühlenden Subjektes, und das Selbst, das Bewußtsein, die Freiheit können überhaupt nicht gemacht werden, denn sie bringen sich eben selber hervor als die Erfassung und Selbstbestimmung, Selbstverwirklichung zur Geistigkeit fähiger und berufener individueller Lebenskräfte.

Widerlich war für viele, daß die Affen den Menschen machen sollten, und die Dogmatiker halten sich an dies berechtigte Gefühl, das im Menschen etwas mehr als ein Tier sieht, indem der Mensch durch die Unterscheidung von gut und böse und durch Selbstverantwortlichkeit, freie Sittlichkeit sich über die Tierheit erhebt, auf dem Grunde der Naturordnung ein Glied der sittlichen Weltordnung ist. Diese Thatsache läßt auch echte Wissenschaft sich nicht von Theorieen leugnen, die der Thatsache nicht gewachsen sind und dadurch sich selbst als unzulänglich bekennen. Aber die Dogmatiker halten an dem ersten Kapitel der Bibel im Alten Testament wie an einer göttlichen Offenbarung fest, die sie fortwährend zum Glaubenssatze in Predigt und Jugendunterricht machen, und verleiten dadurch wieder die von den Ergebnissen der Wissenschaft Angezogenen zum Abfall von der Kirchenlehre.

Und doch brauchen wir als religiöse Menschen, als Christen so wenig vor der Deszendenzlehre wie vor der kopernikanischen Weltansicht zu erschrecken, vielmehr erweitert auch sie unsern Blick in die Natur und unsere anbetende Bewunderung der Herrlichkeit Gottes: denn an der Stelle einer einmaligen Weltschöpfung in sechs Tagen mit der Erde als Zentrum des Universums, das sehr eng und klein gedacht war, tritt eine immerdauernde Weltentwickelung als Entfaltung und Gestaltung des allgemeinen Lebensgrundes aller Dinge, der Natur Gottes als der Urkraft, die im System der Weltkräfte sich entfaltet und denselben als herrschende Einheit einwohnend gegenwärtig bleibt; und Gottes Macht und Weisheit offenbart sich fortwährend in der aufsteigenden Weltentwickelung, welche nach den von ihm gesteckten Zielen, nach von ihm entworfenen Plänen innerhalb der von ihm vorgeschauten Formen und von ihm gesetzten Bildungsnormen durch die individuellen Lebenskräfte sich vollzieht. Denn die Veränderungen der Natur gehen ja nicht zwecklos ins Blaue, sie erstreben, soweit wir sie überschauen, den Menschen als die Krone der Schöpfung auf Erden. Und Gott ist nicht minder der Schöpfer des Menschen nach seinem Bilde, wenn hochstehende Tiere Organe sind, mittels deren er unsern Leib gestaltet werden läßt, als wenn er diesen aus Thon zurechtgeknetet; die bereits hochorganisierte Materie bietet ihm nicht unedleren Stoff als der Erdenkloß. Und einen fertigen Organismus kann er gar nicht schaffen wollen, weil dies dem Begriffe des Organismus widerspricht, der aus dem Keim durch Selbstgestaltung hervorwächst; so kann der Mensch immer nur als Zelle geschaffen sein, und wo soll diese leichter und besser heranreifen,

wo Hut und Nahrung eher finden als im Leib eines Tieres? Die Menschenseele ist und bleibt dabei immer das Neue, das ideale Organisationsprinzip, das aus Gott, aus seiner Natur, seinem Denken und Willen stammt, sein geistiges Wesen offenbart.

Die Schöpfungsgeschichte der Bibel ist sinniger und steht auch unserer Naturwissenschaft näher als jede andre Kosmogonie des Altertums, aber sie als allgemeingiltige Wahrheit zu dogmatisieren, einen Glaubenssatz daraus zu machen, das ist an sich verkehrt und streitet mit der Wissenschaft. Es trägt aber zu unserm Seelenheile nichts bei, ob die Menschen vor 6000 Jahren erschaffen oder im Zusammenhang der Naturentwickelung schon viel früher ins irdische Dasein getreten sind; nur das ist für unser religiöses Leben von Bedeutung: ob wir Ergebnis blindwirkender Stoffverbindungen oder das Kind eines allwaltenden Vaters, seines Liebeswillens und seiner Weisheit sind.

So sehen wir auch aus dem Darwinismus wie aus der Lehre von Kopernikus keine Gefahr für das Christentum, keinen Widerspruch mit der religiösen Wahrheit hervorgehen, sobald wir diese nicht an Satzungen der Vorzeit binden, sondern die Ergebnisse der Wissenschaft zur Grundlage unserer Schlüsse auf das Wesen und Walten Gottes machen und unsren Blick über die engen Schranken des Raumes und der Zeit erheben, welche die alten Dogmen ihm gezogen hatten. Der Ewige ist ewig Schöpfer, der Allgegenwärtige ist im ganzen Universum offenbar, der Unendliche hat nicht da ein Ende, wo wir sind, wo die Welt ist, sondern er wirkt und weset in allem, und in ihm leben, weben und sind wir.

Jesus hat Gott als den Vater, sich als Sohn Gottes erkannt und bekannt, vom Geiste Gottes geredet, der in alle Wahrheit leitet. Die Kirche bestimmte demnach Gott als Dreieinigen. Das geschah langsam im Laufe mehrerer Jahrhunderte. Die Vergötterung von Jesus ging voran, die nach dem Muster von Deus ac dominus noster, wie die Römer den Kaiser nannten, sich allmählich vollzog. Die notwendige und entscheidende Wahrheit war: Daß er Gott nicht bloß ähnlich, sondern gleichartig sei, nicht ein Mittlers zwischen Gott und Menschheit, wodurch ja die Kindschaft der Menschen und die Einigung der göttlichen und menschlichen Natur wieder geopfert worden wäre. So nahm man ihn als eine zweite ewige Persönlichkeit, als Sohn neben dem Vater; diese sei Mensch geworden und wieder in den Himmel aufgestiegen. Der heilige Geist ward als dritte Person angereiht: Und die Konzilien verkündigten: Wer selig werden will, der muß von der Dreieinigkeit also sagen: „Der Vater Gott, der Sohn Gott, der Geist Gott, drei Personen und doch nicht drei Götter, sondern ein Gott; der Vater von keinem erschaffen und gezeugt, der Sohn vom Vater gezeugt, der Geist vom Vater und Sohn ausgehend, und doch in dieser Dreieinigkeit nichts später, nichts früher, nichts größer, nichts kleiner, sondern alle drei Personen gleich ewig, gleich groß.“ Ein Knäuel von Widersprüchen! Das Gezeugte, das Ausgehende soll gleich sein dem Ungezeugten, drei Personen sollen ein Gott sein! Und Jesus, der als Kindlein von Maria Geborne und in Windeln Gewickelte, soll allmächtiger Gott sein: wie kann er denn unser Bruder sein, wirklicher Mensch

sein, unser Vorbild, daß auch wir Söhne des himmlischen Vaters werden? Dem Denkvermögen sollen wir entsagen, unverständliche Worte bekennen, um selig werden zu können! Um das Denken nicht ganz zu verleugnen, wies man darauf hin, daß persona die Maske der Erscheinungsform sei, durch welche das Wesen sich offenbare, daß also der Eine Gott sich in dreifacher Weise gestalte und erscheine, und die Umdeutungen begannen bereits mit Augustinus, wenn derselbe im Wesen Gottes die memoria, die Fülle seiner ihm stets erinnerlichen Innerlichkeit, die Erkenntnis, in welcher ihm das eigene Wesen als das Erkannte gegenübersteht, und die Liebe, in welcher sein Insichsein und sein Sichgegenüberstehen eins sind, in der Dreieinigkeit sah. Abälard gewahrte in Macht, Weisheit, Güte, die drei Haupteigenschaften Gottes, die einander innig durchdringen, sodaß er in jeder eins und ganz ist. Und neuere Theologen sagen mit Recht: Gott ist die Liebe, die Liebe setzt aber ein anderes voraus, das sie liebt, und von dem sie wieder geliebt wird, und ist so die Einigung des Unterschiedes, des Sohnes und Vaters, — aber doch nicht als dritte Person! Wir können als Sinn der Dreieinigkeitslehre festhalten, daß Gott kein in sich einfaches Wesen ist, daß Erkennen und Lieben eine Unterscheidung des Erkennenden und Erkannten Liebenden und Geliebten voraussetzt und die Einigung beider ist; wir können sagen: daß das eine Wesen Gottes sich in der Fülle aller Wesen entfaltet und in und über ihnen bei sich selbst ist, daß das von ihm Ausgegangene, auch wenn es sich mit seinem Willen von ihm abgewandt hat, durch die erlösende Macht des einwohnenden göttlichen Liebewillens wieder zu ihm zurückgeführt wird, und so Gott in der Welt als seinem Reich, sein Reich in ihm lebendig, er in und über allem sich wissender Geist ist; wir können sagen: in Jesus ist diese erlösende Liebe und Weisheit Gottes, Gnade und Wahrheit, Mensch geworden, in Jesu Persönlichkeit ist sie offenbar geworden, und so ist Jesus der Erlöser der Menschheit, die eines Sinnes mit ihm dem Willen Gottes sich ergiebt und den Willen Gottes thut. Das ist der heilige Geist, daß Gott sich in uns weiß, wie wir uns in ihm wissen, und so gewinnen wir wie Jesus und durch Jesus die Gottebenbildlichkeit wieder, die wir in der Sünde, in der Selbstsucht verloren, und sind unsrer Kindschaft inne, unsrer Gottinnigkeit gewiß.

Das Reich Gottes auf Erden nicht bloß zu predigen, sondern zu gründen, bezeichnete Jesus selbst als seine Sendung; es ist die Liebesgemeinschaft der Menschen unter einander und mit Gott in der Erkenntnis, daß wir eines Wesens mit ihm und durch ihn mit den Brüdern sind. Das will nicht bloß vorgestellt, das will erlebt und gelebt, in Gesinnung und That verwirklicht sein. Weil Jesus im reinen Herzen, im Denken und Wollen sich der Einheit mit Gott bewußt war, erkannte er Gott als den Vater, erkannte ihn in sich und sich in ihm, und er ist der Erlöser für alle, die sich ihm anschließen, indem sie gleich ihm gesinnt sind. In ihm war die Welt mit Gott versöhnt, wie Gott es wollte, der die Welt liebte und dies in Jesus offenbarte. Der Gehorsam, die Hingabe des Willens, das Opfer der Selbstsucht vollzog die Versöhnung; das Leid und der Tod am Kreuze war eben der volle Beweis der Wahrheit und der Liebe,

und hat die Herzen der Menschen gewonnen. Dies ist alles verständlich. Aber ganz anders ist die Kirchenlehre, wie sie Anselm von Canterbury ausgeklügelt hat. Danach sollte die Sünde der Menschen eine unendliche Beleidigung Gottes sein, die nur durch unendliches Leiden oder durch endliches Leiden des Unendlichen selbst gesühnt werden konnte; um nun die Menschen nicht in ewiger Verdammnis leiden zu lassen, sei Gott Mensch geworden und habe das Leiden auf sich genommen, denn die Gerechtigkeit forderte Genugthuung, aber die Gnade forderte Erbarmen, Vergebung. Die Schuld der Menschen soll gesühnt werden durch ein Verbrechen, durch die Hinrichtung des Schuldlosen; den Schuldlosen soll Gott leiden lassen statt der Schuldigen, um diese begnadigen zu können! Eine Geldschuld kann man wohl für einen andern bezahlen, aber eine sittliche Schuld zu sühnen, dazu bedarf es des Willens der Schuldigen, die ihre That bereuen und durch Gesinnungsänderung sich mit dem Gesetz in Einklang bringen, durch Liebe das Böse wieder gut machen. Und in Jesu sinnvoller Parabel vom verlorenen Sohn nimmt der Vater den Heimkehrenden wieder in Gnaden an und läßt nicht den Treugebliebenen für ihn hinrichten. Nicht das vergossene Blut hat an sich Wert und eine magische Gewalt, sondern die Gesinnung, die sich darin kund thut, und nicht durch das Lippenbekenntnis der kirchlichen Erlösungsformel, sondern durch die Aufnahme von Jesus ins eigene Gemüt. dadurch daß er in uns lebt, werden wir vor Gott gerecht und selige Genossen seines Reiches. Angelus Silesius sagt:

Das Kreuz auf Golgatha kann dich nicht von dem Bösen,
Wenn es nicht auch in dir wird aufgericht't, erlösen.
Ich muß Maria sein und Gott in mir gebären,
Soll er mir ewiglich die Seligkeit gewähren.

Das ist das innere Erlebnis, worauf es in der Religion ankommt. Das ist die Wiedergeburt, zu der Gott als der allwaltende, auch in uns mächtige Wille der Liebe uns beruft, die wir aber selbst beschließen und in der Einigung mit Gott vollziehen müssen. Niemand kann für uns denken und wollen, das müssen wir selber thun. Aber wir würden auch uns selbst, die Selbstsucht nicht überwinden können, wenn wir nicht von Haus aus Glieder eines höheren Organismus wären, der in uns lebt, sodaß wir diese Wesens- und Lebensgemeinschaft erfassen und zur Liebesgemeinschaft auch von uns aus machen. Und so wirken Gottes Gnade und der Menschen Wille zusammen. In Jesus aber ist Gott als der liebende Vater der Menschheit offenbar geworden, der wahrhaftige Gott im wahrhaftigen Menschen. Und darum hält die Christenheit von Anfang an Jesu Gottmenschheit fest und weist Anderslehrende als unchristlich ab, wie sie ihn bloß als Menschen oder bloß als Gott, oder abwechselnd als eins oder das andre annehmen. Denn wenn Gott in dem Menschen Jesus nicht wirklich lebte, der Mensch Jesus sich nicht mit Gott eins wußte, dann ist Gott auch fern von uns, dann ist auch unsre Kindschaft Wahn und unsre Erlösung eine Sage, nicht ein Erlebnis.

Die Schrift eines Offiziers, Egidy, „Ernste Gedanken“ betitelt, spricht offen aus: „Christus war ein Mensch, diese Wahrheit muß im Christentum wieder zur

Geltung kommen; schon heute verlangen Millionen danach." Gewiß. Aber lehrt die Kirche, die katholische wie die protestantische nicht das auch? Nur ist der religiöse Zug des Herzens damit nicht gestillt und befriedigt, — in dem Menschen Jesus will er Gott anschauen, durch ihn ein Kind Gottes sein. „Wenn du wissen willst, was Gott ist, so schaue an, was der von ihm Begeisterte thut," hat der Philosoph Fichte, der Vater, gesagt, und der dessen Lehre fortbildende Sohn hat das gleiche bekannt. Und ist denn nicht das Wesen Gottes, wie die Religion es verlangt, Wahrheit und Gnade, in Jesus menschlich, persönlich erschienen? Ein Einswerden des Menschen mit Gott, ein Menschwerden Gottes ist als Erlebnis überall da, wo der Mensch nichts für sich allein sein will, sondern alles in und mit Gott. Dreyer hat in einem Vortrage über die religiöse Bedeutung des Dogmas von der Person Jesu auf das Einswerden mit Gott hingewiesen, das jeder erleben kann, wie er seinen Willen Gott ergiebt und sich von Gottes Kraft durchströmt fühlt. „Wenn angesichts der schwersten Aufgabe die Gewißheit in einem Menschen erwacht: Gott will es! so kann er alle Hindernisse und Bedenken, die aus ihm selbst erwachsen, völlig vergessen, die größten Opfer bringen, das Härteste erdulden, er denkt nicht mehr an sich, Gott selbst ist es, der ihn treibt, der durch ihn wirkt: er lebt in Gott und Gott in ihm. Heißt lieben nicht wahrhaft Einswerden mit einem andern? Vergessen nicht zwei Menschen, die einander wahrhaft lieben, völlig ein jeder sich selbst, empfinden mit dem Herzen des andern, wollen mit dem Willen des andern, denken mit dem Gedanken des andern, und doch erleben diese selbigen Menschen, was alles Begreifen übersteigt und aller Logik spottet (?): daß jeder, indem er sich sebst verliert, gerade sich selbst erst findet. Nie hat er sich so selig gefühlt, nie so fest auf den Füßen gestanden, nie so klar in die Welt geschaut, als indem er sich selbst in der Liebe ganz aufgegeben und verloren hatte. Nun wissen wir aber doch, daß das Höchste, was von Gott gesagt werden kann, dieses ist: Gott ist die Liebe. Das ist nicht eine der vielen Eigenschaften Gottes, sondern sein Wesen selbst. Und wir bekennen uns auch alle zu dem, was Johannes weiter sagt: Wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm. Das ist das Wahrhaftigste und Realste der Welt. Nur wo ein Mensch in Gott ist und Gott in ihm, da ist ewiges Leben. Dies nun gerade ist das Mysterium der Religion. Diese religiöse Einheit des Menschen übersteigt wohl unser Begreifen (?), aber nicht unsre Erfahrung. Sie ist das größte Erlebnis, das wir, wenn es uns zuteil wird, ebensowenig bezweifeln können wie das Leben selbst.

„In dieser Gottgemeinschaft hat Jesus gelebt, von ihm sind Paulus, Augustin, Luther zu ihr geführt worden, so ist er ein Sonnenaufgang für alle gottsuchenden Herzen. Wie Gott in Christo erscheint, so vermögen wir ihn zu fassen. Wir entdecken seine Spuren wohl in den Werken der Schöpfung und am majestätischen Gange der Weltgeschichte, in den Mahnungen des Gewissens wie in den seligen Ahnungen des Herzens, aber wir haben ihn erst, können ihn erst erkennen und unser eigen nennen, wenn es uns gewiß wird, daß die Heiligkeit und Liebe Jesu wirklich die Heiligkeit und Liebe Gottes selbst ist. Das Wesen Gottes ist

nicht Allmacht und Allwissenheit, daran könnte ja nie ein Mensch teilnehmen, sondern das Wesen Gottes ist heilige Liebe, daran kann ein Mensch teilnehmen. Bei dieser religiösen Einheit sind Gott und Mensch wirklich und ungetrennt in einander lebendig.“ Das also lehrt Dreyer: „daß die wesentliche Einheit zwischen Gott und Mensch nicht die metaphysische, sondern die religiöse ist.“ Ich aber frage: Könnte die religiöse Einheit, die des Willens und der Liebe, vollzogen werden, wenn nicht die metaphysische Wesensgemeinschaft als Grundlage vorhanden wäre? Ich habe schon oben einige Fragezeichen gemacht, um jetzt die Antwort darauf zu geben.

Halten wir fest an dem Erlebnis, daß wir Gottes in uns und unser in Gott inne werden, an der Thatsache, daß diese Gottinnigkeit in Jesu wirklich war, daß er als Sohn sich mit dem Vater eins wußte und bekannte, so findet unsere Vernunft einen solchen Begriff von Gott und dem Menschen, welcher diese Liebesgemeinschaft des Gottesreiches möglich macht, der unser Begreifen nicht übersteigt, nicht unserer Logik spottet, sondern vielmehr beidem entspricht. Denn sonst bleibt eine Kluft zwischen Religion und Wissenschaft, zwischen Verstand und Glauben, woraus leicht ein Widerspruch erwachsen kann.

Fassen wir Gott als den wahrhaft Unendlichen, dann ist alles in ihm und nichts außer ihm, dann ist er die innewohnende Urkraft und das Wesen aller Dinge, dann ist auch kein Zweifel an seinem Dasein möglich; denn daß das Seiende ist, das kann niemand leugnen, und daß das Seiende ein von vernunftnotwendigen Gesetzen Durchwaltetes, in sich Zusammenhängendes, Einiges ist, lehrt uns die Wissenschaft; daß Seiendes auch für sich Seiendes, auch Denkendes, Selbstbewußtes, Wollendes ist, erleben wir ja in uns selber. Woher das selbstbewußte Wollen im Endlichen, wenn nicht aus dem Unendlichen? Denn aus nichts wird nichts. Darum fasse ich das Sein als unendliche, bei sich selbst seiende Einheit, denn ohne diese wäre es nur eine endlose Menge von Endlichkeiten, keine Unendlichkeit. Auch die Naturforschung erkennt das All als ein System von Kräften, die, auf einander bezogen, ursprünglich für einander geordnet, in gesetzmäßigen Bewegungen und Verbindungen die stets werdende Welt bilden und darum von Anfang an eine außereinanderseiende, von einander unabhängige Vielheit nicht sein können, sondern die Entfaltung und Selbstbestimmung der ursprünglichen Einheit sind. Und diese Einheit als sich selbst bestimmende Thätigkeit, sich selbst erfassende Wesenheit ist Gott, allmächtige Naturkraft und allordnende Geisteskraft, Vernunft und Wille der Liebe.

Daß Gott das notwendige Ideal der Vernunft sei, das giebt man Kant wohl zu; aber daß er mehr sei als unser Gedanke, das leugnet man oft, denn das müßte uns die Erfahrung zeigen. Kant hielt sich an die innere Erfahrung, an den kategorischen Imperativ der Pflicht, an die Thatsache des Sittengesetzes und des Sternenhimmels, an die praktische Vernunft, in welcher ihm das Göttliche gegenwärtig war. Auf dem von mir eingeschlagenen Wege gehen wir davon aus, daß das Seiende ist und auf dem Wege der empirischen Forschung als das Göttliche erkannt wird. Daß Innen- und Außenwelt uns auf Gott hin-

weisen, daß er sei, das wird auch von Spencer und seinen Freunden angenommen, nur sollen wir sein Wesen nicht erkennen können. Aber jede Kraft erschließen und verstehen wir aus ihren Wirkungen, darin wirkt sie auf uns, offenbart sie sich unserem Erkennen. Sonst wüßten wir ja auch von Schiller nur aus seinen Werken und könnten danach nur sagen, daß er ist, nicht was er ist; aber er lebt in seinen Werken und ist der schöpferische Geist, dessen Eigenart wir in seinen Dichtungen erfassen und verstehen.

Daß das Unendliche sei, daß das Universum innerlich Vernunft und Güte sei, das hat ja auch Strauß im neuen Glauben verkündigt; aber es sollte nicht Selbstbewußtsein sein können, weil das Selbst ein andres voraussetze, von dem es sich unterscheide, das Unendliche aber als solches nichts außer ihm haben könne. Ich habe dagegen bemerkt: wir selbst unterscheiden uns thatsächlich nicht von einer Welt außer uns, sondern von unseren Empfindungen und Vorstellungen, von der Welt in uns; denn nur Bewußtseinsinhalt ist uns das unmittelbare Gewisse, und zu seiner Erklärung setzen wir wirkende Kräfte außer uns voraus, auf deren Anregung wir unser Weltbild gestalten. Wir sind endliche Geister. Aber das Unendliche gestaltet und wirkt alles in sich selbst aus der eigenen Wesenheit und unterscheidet sich gleich uns in seiner Selbsterfassung von seinem von ihm entfalteten und gestalteten Wesens- und Bewußtseinsinhalt als das ihn gestaltende Eine, und seine Schöpfermacht ist in dieser Unterscheidung sich selbst hervorbringende Geistigkeit. Auch Gott ist Ich indem er sich hervorbringt, und so ist er die ewige Ursache seiner selbst, sein eigener Erzeuger, Vater, Sohn und Geist in einem. Und Vernunft und Güte können nur dann das Innere des Universums sein, wenn das Innere Seele Wille ist; denn Vernunft und Güte sind nichts für sich, sondern Bethätigungsweise eines Realen, des Geistes.

Paulus schreibt: In Gott, von Gott, zu Gott alle Dinge; in ihm leben weben und sind wir. Danach ist er der wahrhaft Unendliche, der alles in sich und durch sich hervorbringt, und wir sind Strahlen seines Lichtes, zu eigenem persönlichen Leben bestimmte und uns selbstbestimmende Kräfte seiner sich erschließenden Naturkraft, von ihr getragen und durchdrungen. Indem wir uns selbst erfassen, können wir uns von Gott nicht bloß unterscheiden, sondern in unserm Willen und Bewußtsein auch abscheiden, selbstsüchtig für uns allein sein wollen, und dieser Abfall ist die Sünde, ist das Böse, zu dessen Überwindung der erlösende Liebewille in der Menschheit mächtig bleibt, in der Stimme des Gewissens mahnend, richtend gegenwärtig ist und in Jesus dem Reinen, Gottinnigen erleuchtend und rettend offenbar wird. Wir stehen in ursprünglicher Wesensgemeinschaft mit Gott als Glieder des Allorganismus; wir verlieren das Bewußtsein dieser Gottinnigkeit durch die Sünde, aber im reinen Willen stellt es sich wieder her, wird unsere Gottebenbildlichkeit wiedergewonnen, und in dieser Wiedergeburt sind wir Kinder Gottes und Genossen seines Reiches durch uns mit Christus.

Wir sehen also, und hoffentlich Dreyer mit uns: die religiöse Einheit mit Gott, die Liebesgemeinschaft, ist möglich und keine fromme Phantasie, sondern

Wirklichkeit, gerade weil die metaphysische Wesengemeinschaft mit Gott besteht; diese übersteigt nicht unsere Begriffe, sondern folgt aus dem Begriff des Seienden selbst als des wahrhaft Unendlichen. In der Liebe persönlich zu sein und sich zugleich eins zu fühlen mit den andern, das spottet nicht unsrer Logik. das folgt daraus, daß ein allgemeiner Lebensgrund sich in allem entfaltet und als Wille der Liebe bei ihm selber ist. Und Gott ist dadurch die Liebe, daß wir einander und ihn lieben; so helfen wir als freie Glieder sein Reich erbauen, darin der Vater alles in allem ist. Und so bekenne ich offen: Wenn nicht in Jesus Gott persönlich offenbar geworden, Jesus nicht Gottessohn ist, so fällt auch meine Gottesidee dahin, die darauf beruht, daß wir uns als Gottes Kinder erkennen, dem Wesen und dem Willen nach wie Jesus werden sollen. Jesus als bloßer Mensch, das heißt in den alten dualistischen Rationalismus zurückkommen, zwischen Gott und Welt eine Kluft befestigen, wo Jesus nicht bloß die Brücke geschlagen, sondern der Verbindungsbogen geworden ist.

Von Luther sagt Harnack in dessen Charakteristik, wohl der Krone seiner Dogmengeschichte: Über alles Sorgen und Grämen, über alle Künste der Askese, über alle Vorschriften der Theologie hinweg wagte er es auf Christus hin Gott selbst zu ergreifen, und in dieser That seines Glaubens, die er als Gottes Werk wußte, gewann sein ganzes Wesen Selbständigkeit und Festigkeit, ja eine Freudigkeit, wie sie niemals ein mittelalterlicher Mensch besessen hat. Die christliche Religion ist der lebendige Glaube an den lebendigen Gott, der sich in Jesus offenbart und sein Herz aufgethan hat, — nichts Andres! Aber wie viel Andres hängt das heutige Luthertum wie Hüllen um Gott und Christus!

Auf helle Gründe der Vernunft und auf die heilige Schrift berief sich Luther zu Worms, und der Anfang der Reformation sagte sich von der Herrschaft der Konzilien und ihren Dogmen los, aber weder Luther noch Melanchthon hat das Schriftprinzip energisch durchgeführt, das Augsburger Bekenntnis behielt eine Summe von Dogmen bei, ohne sie auf die Übereinstimmung mit dem Evangelium geprüft zu haben. Als ein gläubiger, ja pietistischer Mann, Christoph Hoffmann in Württemberg, von der Wahrheit aus, daß Jesus der Gründer des Reiches Gottes und dessen Verwirklichung unseres Lebens Aufgabe sei, daran ging, das Kirchendogma zu prüfen, da sah er sich mit den Seinen zum Austritt aus der Landeskirche getrieben, und doch ist er mit den Seinen so bibelgläubig, daß er Worte der Weissagung alten und neuen Testaments buchstäblich nimmt, und in der Überzeugung, daß danach Jerusalem die Hauptstadt und der Mittelpunkt des Gottesreiches auf Erden sein werde, eine Kolonie der von ihm geleiteten Tempelgemeinde im gelobten Lande gegründet hat. Aber man lese sein Sendschreiben über den Tempel und die Sakramente und man wird staunen über die Schärfe seiner Kritik der Kirchenlehre bei seiner treuen Anhänglichkeit an das Wort der Evangelien und an die Schriften der Apostel. Er bekennt ganz offen: „der christliche Glaube ruht auf tiefer Gewissensüberzeugung, die sich ebenso gut am Verstand wie am Gemütsbedürfnis legitimiert. Wenn die Offenbarungen Gottes den Gesetzen des Denkens, die von Gott stammen, widersprächen, dann wäre Gott in Widerspruch mit sich

selbst, und da das unmöglich ist, so würde jeder Mensch von gesundem Sinn zu dem Schluß gelangen, daß das eben keine göttlichen Offenbarungen sein können. Somit sind die, welche unter dem Namen der göttlichen Offenbarung behaupten, daß so widersinnige und sich selbst widersprechende Lehren wie das kirchliche Dogma von der Gottheit Christi in der Schrift gegründet seien, — in der That die schädlichsten Menschen für den Glauben an Christum und sein Wort."

Was sollen wir nun thun?

Sollen wir eine Neubildung von Dogmen versuchen? Ich glaube nicht. Ich glaube, wir halten uns an Jesus selbst, sein Leben und seine Worte, an seine Gründung des Gottesreichs, das kann uns genügen, wie es seinen Jüngern genügt hat. Die Dogmengeschichte zeige uns das Bestreben der Theologen, die religiöse Wahrheit im Zusammenhang mit der Wissenschaft aufzufassen und darzustellen, aber sie sei nicht maßgebend, nicht verpflichtend, weder durch die Konzilien von Nicäa und Chalkedon, noch durch die Schriften von Anselm von Canterbury und Thomas von Aquino, weder durch die Augsburger Konfession noch durch die Institutionen Calvins. Man fürchte nicht, daß die Erkenntnis der Wirklichkeit, der Naturgesetze, des menschlichen Geistes dem Glauben gefährlich sei, sobald nur derselbe nicht irrig für die Annahme von Dogmen, sondern richtig für die vertrauensvolle Hingabe des Gemüts an Gott und Jesus genommen wird. Wenn der Glaube selig machen soll, dann darf nichts Glaubenssatzung sein, dessen beseligende Macht nicht jeder im eigenen Herzen erfahren kann.

Darum fordern wir Freiheit der Wissenschaft, auch in bezug auf die Kritik der biblischen Schriften selbst. Möge der Prediger und Lehrer des Christentums mit der Philosophie, mit der allgemeinen Religionsgeschichte vertraut sein und das Wort Jesu und der Apostel dem Verstande verständlich und dem Gemüt lebendig machen, indem er, wie ich oben angedeutet, die Fortschritte der Naturerkenntnis selbst verwertet, um die Auffassung der Gottesidee zu erweitern und zu vertiefen. Wir wollen die Predigt und Auslegung des Evangeliums; vollziehe sie der Geistliche nach seinem Wissen und Gewissen! Höre man auf für unchristlich zu erklären, was in den Wortlaut überlieferter Vorkommnisse sich nicht fügen will, wenn es dem Worte Jesu und der Apostel sich anschließen kann. Religion ist Gottinnigkeit, der Glaube, der in der Liebe thätig ist.

Wie die Wissenschaft die Forderung stellte: von Jesus selbst zu beginnen und das Christliche in dem zu finden, was er persönlich gelebt und gelehrt hat, — so berichtete jüngst auch ein sächsischer jüngerer Theologe, der eine Zeitlang als Arbeiter unter den Sozialdemokraten einer Fabrik verkehrt hatte: wie sich auch die Halbbildung mit Atheismus und Materialismus brüste, die Ehrfurcht vor der Gestalt des Heilandes haben sie bewahrt, der Eindruck seines Thuns und Leidens sei unauslöschlich, da könne man wieder anknüpfen. Und so sagte einmal Diderot in einem Pariser Salon zu den Religionsspöttern: „Eine Geschichte wie die Passion Christi mit der Wirkung auf alle Gemüter und so viele Jahrhunderte kann doch keiner von euch schreiben." So hatte auch Rousseau gefunden, daß diese Geschichte nicht erfindbar sei: „Das Evangelium trägt so große überraschend und völlig

unnachahmliche Spuren der Wahrheit, daß der Erfinder mehr zu bewundern wäre als der Held." Und reihen wir auch ein Wort Goethe's an: „Mag die geistige Kultur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern wie er will — über die Zeit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinaus kommen."

Aber indem wir uns an das Evangelium halten und die frohe Botschaft vom Reich Gottes und den Eintritt in das Reich für das Wesentliche der Religion erachten, ist es doch verkehrt, mit so vielen heutigen Theologen in bezug auf die Wissenschaft vom Grund und Zweck des Lebens sich ganz zweifelnd zu verhalten, als ob der doch im Ungewissen bleibe; denn das öffnet gerade wieder dem Köhlerglauben Thor und Thür; sind die Satzungen gleichgültig, so hält man sich an sie, auch an die unvernünftigsten. Aber dagegen erhebt der gesunde Menschenverstand Widerspruch, und wenn es nicht gelingt, auch ihn mit einer Gottes- und Weltanschauung zu befriedigen, die den logischen Gesetzen wie den Thatsachen der Erfahrung gemäß ist, dann wird er an sein Erkennen sich halten und vom Glauben sich entfernen, wenn dieser das Wissen weniger ergänzt, als mit ihm unverträglich ist.

Ich habe selber den Versuch gemacht, in meiner Schrift: „Jesus Christus und die Wissenschaft der Gegenwart" nachzuweisen, wie diese letztere mit seinen eigenen Worten in Zusammenhang und Einklang steht und gebracht werden kann. Ich habe die „sittliche Weltordnung" als das Gesetz des Geistes und der Freiheit auf der Grundlage der Naturordnung in einem eignen Werke dargestellt; der geneigte Leser findet da die Begründung der Lebensansicht, von welcher diese Erörterungen getragen sind. Die mannigfachen Schäden und Gebrechen unsrer Zeit, von der materiellen Notlage so vieler Tausender bis zu der Seelennot und Ideenverwirrung in den oberen wie in den unteren Schichten der Gesellschaft, sie können nicht von außen, sondern nur von innen geheilt werden; Erkenntnis der Wahrheit, Wille des Guten müssen Licht und Frieden im Gemüt bereiten, wenn Ruhe und Wohlsein die Welt beglücken sollen. Wenn Sozialdemokraten, für welche die Religion ein überwundener Standpunkt ist, sie für Privatsache erklären und sich daran zu rühren scheuen, so ist das ein Zeugnis dafür, daß unser Volk noch religiös ist, und daran wollen wir halten und durch die Verbindung von freier Wissenschaft mit dem Glauben an die Lebensideale der Menschheit und mit der Gesinnung der Liebe wollen wir von der Hoffnung nicht lassen, daß wir das Chaos von Blut und Kot in einem Umsturz der sozialen Verhältnisse vermeiden und eine Versöhnung zu gemeinsamer Kulturarbeit bereiten können, wenn das fromme Gemüt und der wissenschaftliche Verstand einander nicht anfeinden, sondern Verständigung wollen, wenn die Prediger der Religion, von Dogmen nicht beschränkt, sich an das Evangelium halten und die Ergebnisse der Natur- und Geschichtsforschung wie des freieren Denkers sich aneignen und mit der sittlich religiösen Erfahrung in Zusammenhang bringen, eingedenk des Bibelspruchs: der Herr ist Geist, und wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Kulturgeschichte.

Die Kultur der Griechen.

„Sie hat sich längst ausgelebt und überlebt, diese Kultur des Griechenvolkes; wozu also noch an einem Leichnam experimentieren? Wir sind keine Römer, die sie brauchen konnten, um die Nüchternheit und Öde ihrer eigenen Kultur mit hellenischem Tau zu befeuchten und zu befruchten — wir haben uns unsere Kultur selber geschaffen und zu einer Vielseitigkeit und Vollkommenheit gestaltet, wie es jenes Volk mit allen Talenten und aller Begabung niemals vermochte, wir ragen berghoch über die Griechen empor. Haben doch die Philologen selber — wenigstens einer unter ihnen, der sich jeweilen, es sei in welcher Frage immer, ein entscheidendes Wort zutraut — den alten Homer, einen Hauptträger jener Kultur, für „abgethan" erklärt."

Solche Stimmen lassen sich heutzutage zu hunderten vernehmen, und sie schallen durchaus nicht nur aus der Waldursprünglichkeit der Unbildung, sondern auch aus den sauber gehegten und gepflegten Gartenanlagen der höheren Kultur.

Nun giebt es aber (was durchaus nicht immer bedacht wird), zweierlei, und zwar gleichberechtigte, Betrachtungsarten: Entweder man legt den rein geschichtlichen Maßstab an und durchläuft am Faden der Geschichte eine Kultur von ihrem Anfang an bis zu ihrem Aufhören, und dieses Aufhören würde gleichzeitig sein mit demjenigen des Kulturvolkes selber, man betrachtet also diese Kultur an und für sich, als eine mit dem Volksleben abgeschlossene, oder aber man legt den vergleichenden Maßstab an und verfolgt sie über den Rahmen der Volksexistenz hinaus in ihrem Überquellen und Ausströmen auf räumlich und zeitlich nähere und entferntere Gebiete; und hier bietet sich von selber und natürlich das Gebiet der Gegenwart am ersten zur Vergleichung dar und mit der Vergleichung zugleich die Wertschätzung.

Wenn nun also auch, unter dem zweiten Gesichtspunkte, die Kultur der Griechen vor der modernen so zusammenschrumpfen sollte, daß von einem namhaften Wert derselben für unsre Zeit keine Rede mehr sein dürfte, so bliebe immerhin noch die erste Betrachtungsart zu Recht bestehen, so gut zu Recht wie jedes andre Stück Geschichte, welch' letztere ja überhaupt von dem echten Historiker als etwas Fertiges und Abgeschlossenes, nicht in den Gesichtskreis seiner Zeit Herüberragendes angesehen wird. Insofern ist jeder Teil der Geschichte, ob er nun in den Eiszonen des Nordens oder unter der Sonne des Südens sich abspiele, gleichberechtigt.

Wollen wir nun auch die zweite Art abstellen, so müssen wir wohl den Anlaß ergreifen, um vor allem jenem Kraftwort über Homer entgegenzutreten. Es bedarf wirklich dazu weder großen Witzes noch großer Kunst. Man soll sich um Antwort einfach an die Unbefangenen, d. h. die Nichtphilologen wenden, denen die gütige Natur ein Angebinde, und wär' es auch nur ein ganz bescheidenes,

von Schönheitssinn mit auf den Lebensweg gegeben hat. Diese werden, und mag die „höhere“ Kritik auch vom Leibe des Dichters wegschneiden und wegätzen so viel sie will, zeitlebens ihre helle Freude haben und behalten am Homer, der sie schon in ihrer Jugend entzückt hat. Man braucht hier keine „Gründe“ dieses Vergnügens aufzustapeln. Die Thatsachen sprechen lauter als alles, die Erfahrung predigt eindringlicher als jede Philosophie. Aber — es ist hier eben gegangen wie überall, wo die Übertreibung sich ins Spiel mischt: der Gegenstoß ist nicht ausgeblieben; die Reaktion ist mit Naturnotwendigkeit gefolgt. Homer sollte alles in allem sein, kanonisch nicht bloß für die Poesie, sondern sogar für Religion und Moral, für Wissenschaft und Politik, ja für jede Sphäre des Lebens; er ist von unverständigen Schwärmern (schon im Altertum) heraufgeschwindelt worden zum Unfehlbarkeitspopanzen, folglich mußte einer kommen, der ihn für „abgethan“ erklärte.

In den Ruf „weg mit den alten Götzen“ darf jeder unbedenklich einstimmen, denn Götzen sind überall, wo sie sich finden, vom Überfluß, ja mehr als das, sie schaden. Und wenn es ferner heißt: „Die neue Welt braucht neue Stoffe,“ so ist auch dieser Satz in keiner Weise anfechtbar, nur muß man darunter auch diejenigen Stoffe verstehen, die ewig jung bleiben und ewig wiederkehren wie der Frühling. Selbst da, wo der Fortschritt der Zeit neuen Inhalt gebracht hat, müssen wir immer wieder bei den Griechen nachfragen; sie zuerst haben die entsprechenden Formen und Normen der Poesie und Rhetorik angewandt und hernach wissenschaftlich festgestellt. Trotz Reim, trotz accentuierendem System, trotz eigenen Formen und neuem Inhalt wandelt die moderne Poesie jetzt noch und wahrscheinlich noch lange in dem Geleise, das griechischer Geist gelegt hat; auch die Prosa kann sich, wenn sie ihren Zweck auf künstlerischem Wege erreichen will, der Regeln und Schranken nicht entschlagen, worein das maßvolle Schönheitsgefühl jenes Volkes das überquellende Leben der Sprache gebannt hat.

Manche haben freilich, in patriotischer Anwandlung, den Einfluß der antiken Litteratur auf die moderne, vorab die deutsche, bedauert und gemeint, diese sei in ihrem ursprünglichen originellen Entwickelungsgang gehemmt worden, die fremde Farbe passe ihr nicht und die Nachahmung thue ihrer Würde Eintrag.

Aber die Völker haben nun einmal ihre geschichtliche Mission, einander zu helfen und vom ihrigen mitzuteilen, und es ist, beispielsweise, nach dem vorhandenen Material sehr zu bezweifeln, ob die deutsche Litteratur in der Isolierung sich besser und schöner entwickelt haben würde als durch ihre Berührung mit griechischer Litteratur, ich könnte auch sagen: mit lateinischer, aber diese ist ja selber nichts Andres als ein Abglanz der griechischen. Man muß wissen, wie Goethe, wie Schiller, wie andere Koryphäen unserer Litteratur vor, mit und nach ihnen über diesen Zusammenhang gedacht haben. Und Wilhelm von Humboldt (dessen Urteil doch wohl als das eines der einsichtsvollsten Kenner der Sprachen und Litteraturen für „rechtskräftig“ wird anerkannt werden), welchen hohen Wert hat er darauf gelegt, daß die Griechen bei uns zur „Nationallitteratur“ geworden sind! Man gehe doch einmal — was uns der Raum hier verbietet — sämtliche Dichtungsformen durch.

Trotzdem, das sei frei und gern zugestanden, wäre es in hohem Grade ungerecht gegen den Genius unserer Sprache, wenn man nur griechische Maße in ihr anerkennen wollte; man muß nicht nur den Unterschied in Bau und Entwickelung der Sprachen, sondern auch die Eigenarten der Volksstämme im Auge behalten. Das Fremde hat nur dann Eingangsrecht, wenn es sich mit den heimischen Elementen auf freundschaftlichen Fuß stellt oder verwandtschaftlich mit ihm zu verschmelzen sucht; es ist also Beschränktheit und nichts als das, wenn man vom störenden modernen Reimgeklingel spricht und die Romantik aus der modernen Litteratur wegwünscht. Sie hat nun einmal in unserm ganzen Empfinden Platz gegriffen, und das konnte nur geschehen, weil die Empfänglichkeit dafür in unsrer Natur vorhanden war. Diese fühlt sich zeitweise — und das ist eben moderne Art — wohler im Dämmerlicht, im Nebel der Ahnung, aber dabei strebt sie unleugbar mehr nach der Tiefe, sie entbindet einen größeren Ideenreichtum und erforscht mit mehr Innigkeit und Anschmiegen alle, auch die geheimsten Regungen des Gemüts, sie hat mehr lyrische Beseelung als die Klassizität. Was uns in der Poesie der Alten so mächtig ergreift, ist weniger die gemütliche Tiefe als die sinnliche Gestaltungskraft, eine „klassische" Klarheit und Ruhe; das bewegte malerische Element, mit seinen unendlichen Perspektiven nach der Tiefe hin und das musikalische, das mit unsichtbarer Hand alle Saiten der Seele anschlägt, sind neue Kulturblüten. Es giebt also in der That noch Seiten des Natur- und Geisteslebens, es giebt Gebiete und Behandlungsweisen, die uns Modernen aufbewahrt sind, wo wir unser Epigonentum abstreifen und die Palme der Klassizität erringen können. „Drei Worte nenn' ich euch, inhaltschwer": die Musik, die Malerei, den Roman. Man denke sich diese aus unsererm heutigen Kulturleben verbannt — eine Hauptader wäre ihm unterbunden. Die Musik spielt zwar in der griechischen Erziehung auch eine Rolle, aber wie primitiv sind noch ihre Formen gegen die Fülle der unsrigen.

Vollends aber auf dem andern Gebiete des Geisteslebens braucht man nur den Namen „Naturwissenschaft" zu nennen, um den ungeheuren Vorsprung zu markieren, welcher unsere Zeit von jener Kultur trennt. Nicht bloß daß die meisten dieser Disziplinen erst, einige der wichtigsten noch nicht einmal in der Wiege lagen: ihre praktische Anwendung auf die Formen und den Gehalt des äußeren Lebens hat diesem eine ganz andre Gestalt gegeben. Wer wollte dieses nicht freudig als einen Riesenfortschritt begrüßen? Und man kann es thun, ohne deswegen in den Wundern der Chemie und der Elektrizität das Heil der Welt zu erblicken. Gewiß, es ist manches besser geworden, vieles Neue entstanden; wir sind in manchen Stücken weit über die Alten hinaus, nicht bloß in dieser oder jener Wissenschaft, dieser oder jenen Kunst, auch in der ethischen Gestaltung unsrer Lebensverhältnisse.

Es kann ja auch gar nicht anders sein: es sind zwei Jahrtausende, die uns von jenen Zeiten trennen, und der Mensch bleibt so wenig stehen wie die Zeit. Dort war das geistige Leben noch durch zahllose Fäden an die Natur gebunden, das unsrige hat sich möglichst von derselben emanzipiert und stellt sich

ihr gegenüber, darum ist auch unsre Naturempfindung bewußter und tiefer. Wie die antike Naturanschauung sich zum modernen Naturgefühl verhält, darüber dürfte eine Vergleichung der Sage vom Raub des Hylas mit der Göthe'schen Ballade „der Fischer“ einen lehrreichen Wink geben. Aber wir haben unsre Vorzüge nicht umsonst, und sie sind mit Schmerzen erkauft. Wenn unsre Seelenkräfte vertieft und gesteigert sind, so fehlt ihnen dafür die Harmonie. Diese ist es, welche der geistigen Arbeit der Alten eine so gesunde Farbe, eine Frische und Unmittelbarkeit giebt, die nicht angekränkelt ist von der Blässe des Gedankens, eine Geschlossenheit, in die der nagende Wurm der Skepsis, der Selbstpeinigung sich noch nicht hineingewühlt hat. Wir Modernen haben alle etwas von Hamlet's Zug in uns, so verschieden auch sonst unsre geistige Physiognomie sein mag: vor lauter Grübeln und Philosophieren kommen wir nicht zur klaren Einsicht, nicht zur männlichen That; unser Denken ist zersplittert, unser Fühlen zerklüftet. Die Alten spalteten sich nicht in so viele Gruppen von Individualitäten, ihre ganze Existenz hatte nur zwei Zwecke, die sich sogar teilweise deckten, zu erfüllen, einen staatlichen und einen künstlerischen; daher die Durchsichtigkeit, die Einfachheit und die Geschlossenheit, die uns wie ein Naturnotwendiges erscheint. Entgegen dieser Konzentration haben wir Modernen eine ganze Menge von Mittelpunkten, um welche unsre geistige Arbeit sich dreht, und zwar zu gleicher Zeit und so, daß die Kreise einander störend kreuzen und verwirren. Wir verlangen für unser Denken und Wollen volle, schrankenlose Freiheit, aber in ihrem Gefolge tummelt sich auch die schrankenlose Subjektivität, es fehlt uns die sichere Norm objektiver Anschauung, das allgemein gültige Maß geht in der ab- und zuwogenden Laune des Einzelgeschmacks unter. Damit hängt es zusammen, daß die Tragödie der Griechen Individualitäten in unserm Sinn eigentlich gar nicht kennt, sondern nur Typen und Klassen, sie zeigt uns die Schwester (zufällig heißt diese etwa Antigone) und die Schwesterpflichten, den König (er heißt zufällig Kreon oder sonstwie) in seinem Verhältnisse zu den Unterthanen u. s. w.; feine, psychologische Zeichnung, wie Shakespeare's Meisterhand sie ausführt, fehlt bei den griechischen Dichtern; schwache Umrisse einer solchen kommen erst bei Euripides zum Vorschein, dafür ist er aber auch nicht mehr reiner Grieche, sondern, wie sein großer Freund Sokrates, vom „Weltbürgertum“ angehaucht. Auch in der griechischen Geschichtsschreibung übrigens ist die Psychologie nicht gerade die starke Seite, die moderne Historik hat ihre Aufgabe tiefer und philosophischer gefaßt.

Und nun die ethischen Mängel der griechischen Kultur. Wer wüßte nicht, daß das Verhältnis der beiden Geschlechter jeder Weihe entbehrte und die Aufgabe, die wir ihm setzen, nicht einmal streifte, geschweige erfüllte? Wer wüßte ferner nicht, daß die Arbeit, in welche unser Jahrhundert vielleicht mit zu scharfer Betonung das Ziel und die Bestimmung unsres Lebens setzt, nicht nur nicht geehrt, sondern verpönt war und als eines freien Mannes unwürdig galt? Nicht einmal jede Art der geistigen Arbeit ward nach Verdienst gewürdigt; bei einem Volk, das mehr Statuen als Bücher hatte, ist dies nicht zu verwundern. Diese Scheu vor der Arbeit ist die Brutstätte des Sklaventums; und was soll man

nun dazu sagen, wenn keiner der Philosophen, die doch über so vielem Unnötigen und Unfruchtbaren sich den Kopf zerbrachen, an jener unmenschlichen Institution auch nur den geringsten Anstoß nahm, ja wenn der größte unter allen, Aristoteles, sie als ein Naturgesetz proklamierte? ohne Ahnung von dem, was wir Menschenrecht nennen, an dessen endliche Verwirklichung unsre Zeit ihr bestes Denken und Mühen setzt? Auch der Staat ist, nach dem Urteil der griechischen Denker, eine ethische Schöpfung, die Verkörperung einer sittlichen Idee; die Politik ist nichts als ein Teil der Ethik. Kann man nun sagen, die Griechen seien in politischer Beziehung für uns vorbildlich? Durchaus nicht. Haben sie es doch nicht einmal zu einer politischen Einheit gebracht und sind in der nationalen stecken geblieben. Sie haben sich mit Stolz Griechen genannt und als solche andern Völkern gegenüber gefühlt, aber zeitlebens sind sie — vereinzelte Anflüge in Athen abgerechnet — unverbesserliche Kantonesen und Kirchturmspolitiker geblieben.

Die griechische Kultur enthält also manches „dunkle Blatt", und es wäre thöricht sie zurückzuwünschen, ebenso thöricht aber sie ganz abweisen zu wollen; es wäre auch unmöglich, denn wir können den Boden, auf dem wir stehen, nicht unter unsern Füßen wegziehen. Diesen Boden aber durchziehen mächtige Schichten griechischer Kultur.

Basel. J. Mähly.

Rechtswissenschaft.

Die Entwickelungsgeschichte des Rechts.

Die Namen Patriarchat und Matriarchat beginnen bereits überall geläufig zu werden. Nicht nur in den Schriften der Ethnologen und Geographen, sondern auch in denen der Vertreter der altüberkommenen Disziplinen der Jurisprudenz, in den Büchern über deutsche und römische Rechtsgeschichte beginnen diese Worte Eingang zu finden, selbst dann, wenn die Verfasser an sich die vergleichende Rechtswissenschaft aus dem einen oder dem andern Grunde des Studiums nicht für würdig halten.

Es ist eben nicht mehr zu leugnen, daß unsere heutige Eltern-Familie und Elternfamilienverfassung, nach der die Kindern beiden Elternteilen und allen Verwandten beider Eltern gleich nahe verwandt sind, und die patriarchale Familie, nach der die Kinder nur mit den Agnaten (Verwandten des Vaters) und nicht mit den Uterinen (Verwandten der Mutter) verwandt sind, weder das älteste noch das ursprünglichste System der Verwandtschaft sein können. Über diese Fragen sind den Forschern die Augen zuerst durch Bachofen geöffnet — aber das Verdienst dafür, daß die Lehre sich endlich Geltung zu schaffen beginnt, gebührt dem Landrichter Dr. Albert Hermann Post in Bremen. Eine Darstellung des heutigen Standes der Methode und der Fragen der neuen Wissenschaft mag daher gebührend mit einer Übersicht über die Post'sche Thätigkeit verbunden werden.

In den Jahren 1843 bis 1852 war Gustav Klemm's Kulturgeschichte der Menschheit in zehn Bänden vollständig erschienen, im Jahre 1859 begann Waitz

seine gleich umfassende Anthropologie der Naturvölker, im Jahre 1852 hatte Frankenheim seine Völkerkunde geschrieben, die wichtigsten, aber nicht die letzten Schriften der alten Schule. Da erschien 1861 Bachofens Mutterrecht, ein Quartband von großem Umfange, in dem zuerst ausgeführt wird, daß aus dem Ursystem des Hetärismus sich das Matriarchat und aus diesem das Patriarchat entwickelt habe — daß das letztere überall, wo es vorkomme, und auch bei uns, aus den beiden ersten Formen hervorgegangen sei. Die Anschauungen des Verfassers sind hier wie in der späteren „Sage von Tanaquil" phantastisch und wenig geklärt, viele Gedanken sind hineingezogen, welche auf keinen Fall erheblich sind, die Darstellung ist gelehrt, reich an Anspielungen und Beziehungen und unklar, die Anordnung wenig übersichtlich, und so ist es kein Wunder, daß der neue Gedanke in dieser Form so gut wie ganz unbeachtet blieb. Erst 1867 hat Giraud-Teulon einen Auszug aus dem „Mutterrecht" unter dem Titel „la mère chez certains peuples de l'antiquité" veröffentlicht; aber auch diese Schrift ist nur von denen beachtet, die auch auf Bachofen's Mutterrecht aufmerksam geworden waren.

Lubbock, der später in seinem „Origin of Civilisation" viele wichtige Beiträge zur Aufklärung der dunklen Fragen geben sollte, scheint 1865 bei der Herausgabe seiner „Prehistoric Times" noch nichts von den neuen Problemen gewußt zu haben, aber im selben Jahre kam Mac Lennan von selbst zu ähnlichen Ergebnissen wie Bachofen. In dem 1865 erschienenen Buche: „Primitive marriage" weist er nach, daß der Frauenraub eine fast auf der ganzen Welt verbreitete Sitte sei, als die Ursache desselben bezeichnet er die Exogamie, das Verbot der Ehen zwischen Stammesgenossen, und die Exogamie verdankt nach ihm der Übung der Töchtertötung ihren Ursprung. Im Zusammenhange hiermit steht der Übergang der Völker von einer Stufe, in der die Menschen nur mit ihren Müttern und mütterlichen Verwandten Beziehung hatten, zu einer andern, in der die Verwandtschaft auf der Verbindung von Vätern und Kindern beruht. Der Übergang soll aber im wesentlichen auf friedlichem Wege erfolgt sein. Vieles, was Mac Lennan sagt, ist irrig, aber er hat mehr gewirkt als mancher andere, durch eine klare, verständige, zielbewußte Darstellung, durch welche die „Primitive marriage" ganz besonders geeignet ist, Anfängern zur Einführung in die vorliegenden Fragen zu dienen. Eine Übersetzung des Buches ins Deutsche steht noch aus, sie könnte heut aber auch nur in der Form einer völligen Überarbeitung stattfinden.

Um dieselbe Zeit hatte Morgan sich auf anderem Wege demselben Ziele genähert. Das Studium der Indianervölker, insbesondere der Irokesen, hatte ihm gezeigt, daß diese Völker eine ganz eigenartige Weise der Verwandtschaftsbezeichnung haben. Bei ihnen benennt nämlich der Mann seine Bruderkinder mit denselben Worten wie die eigenen Kinder, desgleichen die Frau ihre Schwesterkinder, während der Mann ein besonderes Wort (Neffe) für seine Schwesterkinder und die Frau ebenfalls ein besonderes, aber anderes, Wort (Neffe) für ihre Bruderkinder hat. Dementsprechend wird auch der Vaterbruder gleich dem Vater, die Mutterschwester gleich der Mutter, aber Mutterbruder und Vaterschwester mit je einem besonderen

Worte angeredet. Morgan verstand es, die Aufmerksamkeit der Nordamerikanischen Bundesregierung für diese Erscheinung zu erwecken, und mit der Unterstützung der Regierung versandte er Fragebogen in alle Welt, in denen den Europäern in den verschiedensten Gegenden und Landesteilen aufgegeben wurde, die einheimischen Bezeichnungen für mehrere hunderte von Verwandten in je einer Sprache beizubringen. Das Unternehmen hatte Erfolg. Morgan lernte, daß die bei den Irokesen übliche Verwandtenbezeichnung bei einer großen Reihe von Völkern gleichfalls vorkomme, und sogar noch eine weitere, in der alle Geschwister und Vettern der Eltern als Vater und Mutter, alle deren Kinder als Brüder und Schwestern, und alle deren Kinder als eigene Kinder angesprochen werden. Eine vorläufige Bearbeitung dieses Materials ist in den Proceedings of the American Academy of Arts and Sciences von 1868, eine abschließende Darstellung und Behandlung 1871 in den Systems of Consanguinity and affinity in the human family niedergelegt. Durch eine Reihe von Schlüssen, die aber durchweg geringe Beweiskraft haben, kommt auch Morgan zu dem Ergebnis, daß es für alle Völker eine Zeit gegeben haben muß, in der nur die mütterliche, nicht aber die väterliche Verwandtschaft bekannt war.

Bisher aber waren alle diese Studien als geschichtliche, geographische, nicht aber als juristische aufgefaßt worden, und zwar selbst von seiten der Juristen (Bachofen, Mac Lennan, Morgan), die sich damit beschäftigt haben. Den Zusammenhang dieser Fragen mit der Rechtswissenschaft und ihre große Bedeutung für das Verständnis unserer Rechtsentwickelung und Rechtsgeschichte hat erst Post erkannt, der somit als der älteste Vertreter der neuen Disziplin der vergleichenden Rechtswissenschaft dasteht. Denn Bernhöft ist mit der Begründung der „Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft“ erst 1878, Kohler mit „Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz“ und Dargun mit „Mutterrecht und Raubehe“ erst 1883 hervorgetreten.

Dem entsprechend ist auch der Weg, auf denen Post zu diesen Studien gekommen ist, ein anderer. Ihm genügte für sein theoretisches Bedürfnis die heutige Rechtsphilosophie wie so vielen andern nicht mehr, und es befestigte sich in ihm mehr und mehr die Überzeugung, daß ein Neubau der Rechtsphilosophie von unten herauf notwendig sei, um den Bau der Rechtswissenschaft der Zukunft zu tragen. Nach einem vergeblichen Versuche, welcher in dem Jahre 1867 in einer Schrift über das Naturgesetz des Rechts[1]) zum Ausdrucke gekommen ist, suchte er sein Heil darin, daß er die neue, durch Darwin in ihren Grundzügen festgestellte naturwissenschaftliche Lehre von der Entwickelung der Arten durch Anpassung und Vererbung im Kampfe ums Dasein auf die Rechtsgeschichte übertrug, und dieser Gedanke wurde zuerst 1872 ausgesprochen in der „Einleitung in eine Naturwissenschaft des Rechts,“[2]) welche ziemlich gleichzeitig mit Bastians „Rechtsverhältnissen bei verschiedenen Völkern der Erde“ (Berlin 1872) erschienen ist.

[1]) Das Naturgesetz des Rechts. Einleitung in eine Philosophie des Rechts auf Grundlage der modernen empirischen Wissenschaft. Halle, 1867, Verlag von Hermann Gesenius.

[2]) Oldenburg, Druck und Verlag der Schulze'schen Buchhandlung, 80 Seiten.

Während Bastian im wesentlichen eine wirre Häufung des Materials, ohne durchgreifende Ordnung, ohne strenge Ausscheidung alles nicht Hierhergehörigen, mit seltener Aussprache seiner eigenen Ansichten giebt, tritt Post schon in dieser Schrift mit dem hervor, wodurch sich noch mehr seine folgenden Bücher auszeichnen, mit einer streng systematischen Ordnung, mit einer klaren und übersichtlichen Darstellung der eigenen Gedanken, zu welcher der völlig verarbeitete Stoff nur die Stützen gewährt. Der philosophische Ursprung der Studien läßt sich in dieser „Einleitung“ noch daran erkennen, daß von den 33 Paragraphen nicht weniger als 19 einer ganz allgemeinen philosophischen Einleitung, und von dem Reste nur 8 Paragraphen einer speziellen Darstellung der eigentlichen Rechtsgeschichte und Rechtsvorgeschichte gewidmet sind. Die Ausführungen im einzelnen sind zum großen Teile noch dürftig und unentwickelt, doch ändert sich dies von Jahr zu Jahr. Denn von diesem Buche (mit 80 Seiten) an erscheinen fast jährlich neue Schriften des Verfassers im selben Verlage.

1875: Die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit und die Entstehung der Ehe, ein Beitrag zu einer allgemeinen vergleichenden Staats- und Rechtswissenschaft (182 Seiten.)

1876: Der Ursprung des Rechts, Prolegomena zu einer allgemeinen vergleichenden Rechtswissenschaft (145 Seiten).

1878: Die Anfänge des Staats- und Rechtslebens, ein Beitrag zu einer allgemeinen vergleichenden Staats- und Rechtsgeschichte (306 Seiten).

1880. 1881: Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft auf vergleichend-ethnologischer Basis, 2 Bände, 352 und 264 Seiten, mit einem Nachtrage zu den früheren Schriften im ersten Bande, und mit einem alphabetischen Gesamtregister und einer systematischen Zusammenstellung der behandelten Materien für dieses und alle früheren Werke im zweiten Bande.

1884: Die Grundlage des Rechts und die Grundzüge seiner Entwickelungsgeschichte, Leitgedanken für den Aufbau einer allgemeinen Rechtswissenschaft auf soziologischer Basis (492 Seiten).

1886: Einleitung in das Studium der ethnologischen Jurisprudenz (53 Seiten).

1890: Studien zur Entwickelungsgeschichte des Familienrechts, ein Beitrag zu einer allgemeinen vergleichenden Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis. (368 Seiten.)

Dazwischen erschien 1887 ein anderes, speziell gehaltenes, umfangreiches Buch: Afrikanische Jurisprudenz, ethnologisch-juristische Beiträge zur Kenntnis der einheimischen Rechte Afrikas. 2 Bände, 480 und 192 Seiten.

Und in den allerletzten Tagen erschien eine neue Arbeit:

Über die Aufgaben einer allgemeinen Rechtswissenschaft, ebenda 1891, 214 Seiten[1]).

---

[1]) Das Werk stellt im wesentlichen eine Übersicht über die Quellen und die Litteratur des Rechts aller Völker der Erde dar und dient zugleich als Nachweis, daß der Stoff in jeder Weise schon ins Große angewachsen ist. Man werfe nur einen Blick auf die arabisch-moslimische und auf die jetzt von Kohler und Peiser in neue Bahnen geleitete babylonische Litteratur.

Wenn Post in diesen Schriften auch von der Anwendung der Darwin'schen Grundsätze ausgeht, so sträubt er sich doch, dieselben bis in ihre letzten Folgerungen durchzuführen. Er glaubt, daß die Analogien der Darwin'schen Theorie, welche man leicht geneigt sei, auf das ethnologische Gebiet zu übertragen, um die charakteristischen Seiten einzelner Völkerschaften zu erklären, uns im Gebiete des Rechts vielfach im Stiche lassen. Demgemäß behandelt Post im vollen Einklage mit seiner streng systematischen Stoffeinteilung die Entwickelungsgeschichte eines jeden Rechtinstituts für sich, oder höchstens mehrere gleichartige Rechtsinstitute gemeinsam. Auf das Ineinandergreifen verschiedenartiger Rechtsinstitute in einander, auf das gemeinsame Vorkommen dieser verschiedenartigen Institute innerhalb desselben Volkes oder derselben Kulturperiode wird nur ein geringes Augenmerk geworfen.

Ich habe in einem nicht juristischen Aufsatze[1]) nachzuweisen versucht, daß eine Nichtberücksichtigung dieses Zusammenhanges leicht zu irrigen Auffassungen Anlaß giebt, und glaube durch Berücksichtigung desselben zwar negative, aber besser gesicherte Ergebnisse erreicht zu haben.

Mit dieser Methode wird man, wie ich bestimmt erwarte, auch dahin kommen, für das Recht das Vorhandensein einer Entwickelung und insbesondere einen engen Zusamenhang zwischen der Rechtsentwickelung und der Wirtschaftsentwickelung zur Überzeugung nachzuwiesen. Das Einzelne dieses Zusammenhanges ist für die Darstellung noch nicht reif. Über den Weg, auf welchem man dazu kommen kann, werden vielleicht folgende Andeutungen ein genügendes Interesse erwecken.

Man unterscheidet in der Wirtschaftsgeschichte fünf Stufen, drei der Einzelproduktion und zwei der genossenschaftlichen Produktion. Die erste Stufe ist die der kapitallosen Völker, nämlich der Jäger, Fischer und Früchtesammler; die zweite Stufe ist die der Viehzüchtenden, der dritte die der ackerbautreibenden Völker, die vierte die des Gewerbes und die fünfte die der Industrie. Es ist allgemein anerkannt, daß kein Volk mit einer entwickelten Industrie, Arbeitsteilung und Maschinenthätigkeit vom Himmel herunterfällt, daß jede Art der Industrie aus kleinen Anfängen entsteht, und ebenso vorher die einzelnen Arten des Gewerbes, und daß ebenso die Kapital besitzenden Völker vorher kapitallose gewesen sind und somit die Kapitalwirtschaft aus der kapitallosen hervorgegangen ist.

Es ist nun zu erweisen, daß gleiche Wirtschaftsstufen die Tendenz haben, auch gleiche Rechtsinstitute und Rechtssätze ins Leben zu rufen. Der einzige Schriftsteller, welcher sich mit dieser Frage eingehend beschäftigt hat, ist meines Wissens Frankenheim in seiner obenerwähnten Völkerkunde. Montesquieu, welcher bereits fühlte, daß die Verschiedenheit der Rechtsentwickelung einen Anlaß von außen haben müsse, hat sich zu dem Irrtume verführen lassen, einem ganz nebensächlichen Koeffizienten, dem Klima, einen übergroßen Einfluß beizumessen. Frankenheim's Buch ist zu einer Zeit geschrieben worden, als über die Mannigfaltigkeit der Rechts-

---

[1]) Das männliche Wochenbett im „Ausland" 1890, S. 801—806. 834—839. 856—860. 878—880. 895—898.

gestaltung erst sehr wenig bekannt war. Dennoch sind die einschlägigen Teile seines Buches wenigstens als Anregung überall noch zu verwerten, und manche seiner Lehrsätze, die in aprioristischer Form, aber mit großer Lebenserfahrung aufgestellt sind, lassen sich noch heute halten.

Wie die Wirtschaft auf das Recht einwirken kann, läßt sich aus folgenden Andeutungen entnehmen.

Die drei Wirtschaftsstufen der isolierten Produktion beruhen darauf, daß jede wirtschaftliche Einheit, d. h. nicht jede Person, sondern jeder Hausstand, ihren ganzen Bedarf an Wohnung, Nahrung, Kleidung, Geräten u. s. w. selbst herstellt, und davon nicht mehr herstellt, als sie selbst zu verbrauchen beabsichtigt. Die Wirtschaftsstufe der genossenschaftlichen Produktion beruht auf der Arbeitsteilung, d. h. jede wirtschaftliche Einheit stellt eine Menge von Dingen her, die sie nicht verbrauchen will. Der eine macht im Laufe des Jahres so viele Stiefel, wie für das ganze Dorf erforderlich sind, aber er zieht kein Getreide und hält kein Schlachtvieh, der andere baut viel mehr Korn, als er selbst aufbrauchen will, aber er fertigt keine Ackergerätschaften, keine Kleider und keinen Hausrat an u. s. w. Jeder rechnet darauf, daß die Dinge, die er konsumieren will, von andern im Überschusse produziert werden und daß er seinen Bedarf von den Produzenten auf dem Wege des Tausches gegen seine eigenen überschüssigen Produkte erwerben kann. Hier finden täglich in den verschiedensten Formen eine Menge Geschäfte statt, welche alle eine Ausgleichung der Überschüsse bezwecken, und welche alle in den Wirtschaftsstufen der isolierten Produktion nicht vorkommen können. Da nun diese Austauschungsgeschäfte einer rechtlichen Regelung empfänglich und bedürftig sind, so entstehen in den höheren Wirtschaftsstufen eine Menge von Rechtssätzen, für welche die niederen Wirtschaftsstufen kein Verständnis und keine Gelegenheit haben. Diese Ausbildung von Rechtssätzen infolge der wirtschaftlichen Bedürfnisse findet aber nicht nur in diesem Umfange statt; nicht nur die Vermögensverhältnisse und der Geschäftsverkehr, sondern auch die dauernden, umfassenderen Beziehungen der Menschen zu ihren Mitmenschen, auf die sich das Staatsrecht und das Familienrecht beziehen, und endlich mit dem Charakter der öffentlichen Organe auch ihr Verfahren, mit einem Worte alle Lebensverhältnisse in ihrem weitesten Umfange, verändern sich mit der veränderten Wirtschaftsart; und die Entwickelung der Lebensverhältnisse erzeugt das Bedürfnis nach einer Veränderung der Rechtssätze, durch die jene anerkannt und gegen den widerstrebenden Willen dritter geschützt werden.

Ferner findet ein solcher umfassender Wechsel der Lebensverhältnisse nicht nur bei dem Übergange von der isolierten zur genossenschaftlichen Produktion, sondern bei jedem Produktionswechsel innerhalb der beiden Gruppen, also auch beim Übergange vom Früchtesammeln zum Ackerbau, von der Jagd zur Viehzucht u. s. w. statt. Und jedesmal zeigt sich auch hier das Bedürfnis nach einer Umgestaltung des Rechts.

Diesem Bedürfnis folgt das Recht aber, so gut es kann. Von den vorhandenen Rechtserzeugungsmitteln (Rechtsquellen) sind zwei, nämlich Gesetz und

Gewohnheit, im stande, dem wirtschaftlichen Bedürfnis, so wie es in einem Volke erkannt und verstanden wird, frei zu folgen. Diese Folge wird nur dadurch verlangsamt, daß den Menschen im allgemeinen der Trieb innewohnt, alles beim Alten, Bewährten, Erträglichen zu lassen, bis die Unhaltbarkeit der bestehenden Zustände sich mit großer Gewißheit geltend macht. Das Recht folgt daher dem Bedürfnisse nicht sofort, sondern erst nachdem dieses eine gewisse Stärke angenommen hat, und es pflegt im allgemeinen nur den dauernden und wahren, nicht auch den scheinbaren und vorübergehenden Bedürfnissen zu folgen. Mit dieser Maßgabe aber zeigt sich, daß überall da, wo Gesetzgebungsapparat und die Bildung des Gewohnheitsrechts frei ihres Amtes walten können, bei gleicher wirtschaftlicher Lage auch inhaltlich gleiche Rechtssätze erzeugt werden. Rechtsoffenbarungen, wie wir sie in den Gesetzen des alten Testaments, dem Koran, den heiligen Büchern der Hindu finden, nehmen an sich auf die Bedürfnisse keine Rücksicht, aber da der Rechtsstoff, den die heiligen Bücher enthalten, durch Auslegung fortgebildet zu werden pflegt, und die Ausleger in der Wahl zwischen verschiedenen möglichen Deutungsarten durch das Bedürfnis der Zeit beeinflußt werden, ohne es selbst zu wissen, so kommt es, daß selbst die Rechtsgebiete, in denen das Vorhandensein eines alten heiligen Buches die Bildung von Gesetzes- und Gewohnheitsrecht ausschließt, dennoch in der praktischen Rechtsanwendung dem Bedürfnisse folgen und der Inhalt der Rechtssätze sich immer mehr dem Rechte anderer Völker mit gleicher Wirtschaft annähert.

Interessant ist auch folgendes.

Wir haben in der neuesten Zeit eine Menge von wirtschaftlichen Verhältnissen geschaffen, von denen die frühere Zeit nichts wußte, Patentverhältnisse, Urheber-Verhältnisse, Marken- und Musterangelegenheiten, Versicherungen und vieles Andere. Alle diese Angelegenheiten sind in den neueren Kulturstaaten gesetzlich geregelt, und da die Bedürfnisse überall verschieden erkannt und die Grundsätze, nach denen diese Bedürfnisse zu befriedigen sind, verschieden aufgefaßt wurden, so ist die gesetzliche Regelung der verschiedenen Staaten vielfach von einander abweichend. Wenn aber in mehreren Rechtsgebieten gleichartige Auslegungszweifel entstehen, so pflegen sie überall gleich entschieden zu werden, und dies geht so weit, daß trotz der verschiedenen Gesetzgebungen, trotz der verschiedenen Grundsätze, nach denen die öffentlichen Behörden thätig werden oder ihre Thätigkeit versagen, dennoch mit Recht von einem allgemeinen oder internationalen Patent- u. s. w. Rechte gesprochen werden kann.

So schreitet das Recht aller Völker mit der verbesserten Wirtschaft [1]) auf dem Wege der Entwickelung vom unvollkommenen zum vollkommenen, vom rohen zum ausgebildeten, vom naiven zum raffinierten fort, und wo wie bei uns, das Recht auf einer Stufe sehr hoher Durcharbeitung und Ausbildung steht, da wissen wir,

---

[1]) Vergl. auch Kohler in der kritischen Vierteljahrsschrift, Neue Folge 4, S. 164: „denn die Gleichartigkeit der menschlichen Organisation und Lebensverhältnisse führt von selbst zu gleichartigen (Rechts-) Instituten, mehr als dies auf den ersten Blick zu erwarten wäre."

daß es in ganz allmählichem Anwachsen, aber in stetem Fortschritt aus höchst unvollkommenen Anfängen entwickelt ist.[1])

Diese Auffassung des Rechts und seiner Geschichte gewinnt immer mehr Boden, sie erklärt uns die Einzelerscheinungen besser als jede andere, und sie wird uns lehren, das Gesamte der Rechtsgeschichte mit richtigem Blicke zu übersehen; und die Kenntnis der Gesamtrechtsgeschichte wird uns den Maßstab geben, nach dem wir unsre eigene Rechtsgeschichte beurteilen und unsre zukünftige Rechtsentwickelung voraussehen können.

Breslau. Karl Friedrichs.

[1]) Wir dürfen aber nicht mit Peschel (Völkerkunde S. 2) grundsätzlich denjenigen Organismus als höher stehend betrachten, welcher besondere Vorrichtungen auf besondere Organe beschränkt, sondern höher stehend und entwickelter ist der Organismus, welcher möglichst viele Bedürfnisse möglichst schnell, möglichst ausgiebig und möglichst sicher befriedigen kann. Dies ist freilich thatsächlich nur in der Form möglich, daß eine Arbeitseinteilung eintritt und für verschiedenartige Verrichtungen auch verschiedene Organe bestellt werden. In diesem Sinne können wir also den Peschel'schen Satz annehmen, und auch den Ausspruch von Dargun in der Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft, 5, S. 76: „Aller Erfahrung gemäß macht in einer Entwickelung immer das Einfache den Anfang, während das Komplizierte erst allmählich daraus hervorgeht".

Litterarische Berichte.

Die deutsche Emin-Pascha-Expedition von Dr. Carl Peters. Mit 32 Vollbildern und 66 Textabbildungen von Rudolf Hellgrewe in Berlin, dem Porträt des Verfassers nach Franz von Lenbach und einer Karte in Farbendruck. Viertes Tausend. München und Leipzig 1891. Druck und Verlag von R. Oldenbourg.

In früheren Zeiten galt es als ein unbezweifelter methodologischer Grundsatz aller Reisenden, insbesondere auch der Afrikareisenden, daß unter allen Umständen kein Blut von Eingeborenen vergossen werden dürfe und daß die von den einheimischen Herrschern verlangten Gebühren und Zölle zu bezahlen seien, soweit nicht jeder Europäer als solcher als befreit anerkannt wurde, oder so weit nicht die verhältnismäßige Höhe der Forderung es notwendig machte, über eine Abminderung der erhobenen Ansprüche zu verhandeln. Nach diesem Grundsatze sind von den ältesten Zeiten bis ziemlich in die neueste Zeit hinein alle Unternehmer von rein wissenschaftlichen und handelspolitischen Reisen verfahren, der glänzendste unter den lebenden Vertretern dieser Richtung ist Hermann Wißmann, der sich rühmt, Afrika von West nach Ost zwei Mal ohne Blutvergießen durchquert zu haben. Indessen ist in der neueren Zeit ein anderer Grundsatz aufgekommen, der das Töten von Eingeborenen im wesentlichen nur von Zweckmäßigkeitsfragen abhängig macht und alle Zahlungen und Leistungen ablehnt, welche nicht als Entgelt für gelieferte Waren und Arbeiten verlangt werden. Welche von diesen beiden Methoden die bessere ist, läßt sich nicht aus allgemeinen theoretischen Erwägungen ermessen, sondern es wird auch viel davon abhängen, welche von beiden Methoden den nachfolgenden Reisenden den Weg am wenigsten erschwert. Die Peters'sche Reise ist ein glänzend durchgeführtes Muster der zweiten Reise-Methode. Peters hat sich auf der Tana-Route, auf der mehrere Konkurrenten vollkommen aufgerieben sind, ohne wesentliche Verluste durchgeschlagen, er hat sich den Weg nach Wadelai geöffnet — ohne allerdings Vorräte für Emin Pascha bei sich zu haben — er hat in U-Ganda die Verhältnisse geordnet und ist auf einem neuen Wege an die Küste gekommen und hat es noch auf dem Rückwege möglich gemacht, selbst dem gefürchteten Wa-Gogo den geforderten Hongo (Zoll) zu versagen. Alles dies ist in dem vorliegenden Buche in gewandter Sprache und interessanter Darstellung niedergelegt. Im einzelnen bieten sich freilich Bedenken: Wir haben über die Peters'sche Expedition außer diesem Werke und dem Buche von Rust (vergl. die Besprechung im Septemberheft dieser Revue von 1890) noch eine Reihe von Berichten von Peters, Tiede-

Digitized by Google

mann und Rust in den Jahrgängen 1889 und 1890 der Deutschen Kolonialzeitung, in den Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin von 1890 und in Westermanns Monatsheften von 1891. Eine Vergleichung dieser Berichte ergiebt eine große Reihe von Abweichungen in der Darstellung vieler Einzelheiten. In der Regel handelt es sich nur um die Breite der durchzogenen Flüsse, um die Zahl der besiegten Feinde und um andre Zahlenangaben aller Art; aber es bleibt nicht dabei; bei den Darstellungen des Verkehrs mit dem Gallasultan Hujo, welcher für die Beurteilung von Peters' Reisemethode von großer Bedeutung ist, erstrecken sich die Abweichungen auch auf solche Einzelheiten, welche nicht mehr als unerheblich bezeichnet werden können. Da die Quellen dieser Abweichungen nirgends angegeben werden, so ist nicht festzustellen, ob die Angaben des Buches oder die des früheren Berichts irrig sind, und es empfiehlt sich Vorsicht im Gebrauche. Das Peters'sche Werk enthält eine Darstellung seiner Reise in elf Kapiteln, ein Kapitel über die Geschichte des Emin Pascha-Komitees, und einen Anhang, welcher einen Bericht von Borchert und einen Abdruck der auf die Ereignisse zwischen Aden und der Landung in der Kwaihaubucht bezüglichen Aktenstücke enthält, welche im Text keinen Platz gefunden haben. Die Reisedarstellung beschränkt sich im wesentlichen auf die Erlebnisse des Verfassers. Die Natur und die Bewohnerschaft der durchzogenen Gebiete sind nur soweit geschildert, als es für die Würdigung der Thätigkeit des Reisenden und seiner Kolonne unbedingt erforderlich war. Die Abbildungen von Hellgrewe sind schön gezeichnet und meistens sehr gut reproduziert; ob die Auswahl der dargestellten Vorgänge überall glücklich war, mag dahingestellt bleiben. Die buchhändlerische Ausstattung ist elegant, die Routenkarte hat von fachgeographischer Seite einige Anzweifelungen erfahren, welche sich insbesondere auf Widersprüche mit den Ergebnissen der Teleki'schen Reise stützen, doch ist sie als Hilfsmittel zum Verständnis des Buches klar und übersichtlich, wenngleich nicht zu verkennen ist, daß die Richtungen des eingezeichneten Weges mit den Angaben des Textes nicht immer übereinstimmen. K. F.

Thüringer Wanderbuch. Von August Trinius. Vierter Band. Minden in Westfalen 1890. Verlag. von J. C. C. Bruns.

Je bequemer den Menschen heutzutage das Reisen gemacht wird, desto weitere Ziele stecken sie sich und streben zumeist darnach, recht großartige und gewaltige Eindrücke zu empfangen, wobei sie nur zu oft den Sinn für das Liebliche in der Natur verlieren. Aber nur, wer diesen sich bewahrt hat, wird an Trinius' Wanderbuch so recht Gefallen finden, der es verstanden hat, die zum Teil noch unberührte Schönheit des Werragebiets nördlich zwischen Eisenach und der alten Hessengrenze in anmutenden Bildern uns zu entrollen. Gegenwart und Vergangenheit, Sage und Geschichte, Kunst und Natur bieten ihm hier ergiebigen Stoff, Erinnerungen an Thüringer Wandertage zugleich mit dem lebhaften Verlangen nach solchen bei seinen Lesern zu erwecken. L.

Die Kunst unserer Zeit von H. v. Berlepsch-München, Verlag von Franz Hanfstängl.

Die besten Meisterwerke moderner Kunst werden in dem vorliegenden Werke, welches in Lieferungen erscheint, reproduziert und besprochen. Die vortrefflichen künstlerischen Reproduktionen sind von dem bekannten Kunstverlage von Hanfstängl ausgeführt, während die Besprechungen und Kunstartikel von A. Fitger, Robert Semper u. a. abgefaßt worden sind. Es giebt dieses Werk eine gut redigierte und höchst geschmackvoll ausgestattete Uebersicht über das gesamte künstlerische Schaffen und Leben der Gegenwart und ist deshalb jedem kunstliebenden Hause warm zu empfehlen. R.

Rembrandt und Bismarck von Max Bewer. Dresden 1891. Druck und Verlag der Druckerei Glöß.

Eine Zeit, die in Politik, Kunst, Religion und sozialem Leben die verschiedensten Gegensätze aufweist und in ernstem und heftigem Kampfe auszugleichen und zu überwinden sucht, wird auch in den diesen Kampf vertretenden Schriften die entschiedensten Gegensätze zeigen. Dies ist ebenso naturgemäß wie interessant, und je größer die auf einander platzenden Geister und je wichtiger ihre Streitpunkte sind, desto gewaltiger und leuchtender wird auch die Entladung dieser geistigen Gewitter sein. Nur müssen wir verlangen, daß dieser Streit der Meinungen mit den richtigen Waffen geführt wird, vor allem, daß in der Beurteilung und in den Worten Maß und Würde gewahrt bleibt, und diese Forderung sehen wir in dem vorliegenden Buche nicht recht erfüllt. Was den Inhalt betrifft, so halten wir die Würdigung, ja die Verherrlichung Bismarck's für berechtigt, die Lobpreisung des Rembrandt-Buches und seines Verfassers, wenn auch nicht uneingeschränkt, so doch zum großen Teile für richtig, wenn auch zuzugeben ist, daß die für beide hervortretende Begeisterung sich oft zu blinder Verehrung und zur Aufgebung objektiver Betrachtung steigert. Es war eben den vielen verunglimpfenden Reden gegenüber, die über jenen in letzter Zeit leider so vielfach laut geworden sind, und im Gegensatze zu der oft oberflächlichen und abfälligen Kritik über das neue, seltsame Buch ein entschiedenes Eintreten für beide notwendig geworden, und wenn aufrichtige Bewunderung dabei in überschwengliches Lob sich wandelt, so ist dies nur dann zu tadeln, wenn man sachliche Unkenntnis oder

absichtliche Verdrehungen oder Entstellungen nachzuweisen vermag, was bei den Worten über Bismarck doch schwierig sein dürfte. Trotz alledem mußte aber die Sprache da, wo die Gegner angegriffen werden, viel maßvoller und weniger beleidigend sein; solche Ausfälle, wie wir sie in diesem Buche Bewer's gegen verschiedene Vertreter andrer Ansichten lesen, lassen sich nicht mehr mit der Theorie des notwendig gewordenen groben Keiles entschuldigen. Das Urteil über die Professoren und die Besprechung Koch's und der Bedeutung seiner Forschung ist oberflächlich und größtenteils unrichtig; dies ist keine harmlose Satire mehr (übrigens nicht Satyre, wie auf dem Titelblatt falsch gedruckt ist). Beides, sowohl Lobpreis als Angriffswut, sind unleugbar oft geistvoll und frappant, die gewählten Bilder häufig recht passend, zuweilen allerdings auch gar nicht, die Sprache ähnlich wie die des Rembrandt-Buches, die der Verfasser nachgeahmt zu haben scheint, knapp und kernig; ja wir müssen auch seine Offenheit und seinen Freimut anerkennen, bis auf diejenigen Stellen, wo die letztere, milde gesagt, in Rücksichtslosigkeit ausartet. Die Freisinnigen und die Gegner des Rembrandt-Buches werden — zum Teil mit Recht — dieses Bewer'sche Buch völlig verurteilen und als Schmähung hinstellen, die Andersdenkenden werden es vielfach preisen; beide aber mögen es mit Ruhe und ohne Vorurteil lesen und kritisieren. Jedenfalls ist es ein interessantes und lesenswertes Werk, welches Beachtung verdient. C. S.

Die Welt als Wille und Vorstellung. Von Arthur Schopenhauer. Text der Ausgabe letzter Hand von 1859, mit den Zusätzen im hinterlassenen Handexemplar Schopenhauer's. Erster Band. Leipzig, Reclam.

Eduard Grisebach will die Worte von S. in sechs Bänden herausgeben. Der zweite Band soll den Schluß des oben bezeichneten Hauptwerkes von S. bringen, der dritte einige kleinere Schriften, der vierte und fünfte die Parerga und Paralipomena, der sechste „über das Sehen und die Farben," „theoria colorum physiologica," eine chronologische Uebersicht von des Philosophen Leben und Schriften, bibliographische Nachweisungen, endlich ein Namen und Sachregister. Es scheint nichts gegen das Unternehmen einzuwenden. Denn wenn auch Schopenhauer's Metaphysik so und so oft widerlegt worden ist (besonders ausführlich vor Jahren von Haym in den preußischen Jahrbüchern) und wenn sich bis jetzt jede einzige Metaphysik als unzureichend gezeigt hat, so fesselt S. nicht nur durch seinen schönen, nicht ermüdenden Stil, sondern auch durch die philosophische Schärfe und die Fülle der Belesenheit. Und wer nicht von Natur oder durch sein Schicksal Neigung für den Pessimismus hat, wird auch durch S., einen Theoretiker jener Lebensanschauung, nicht Pessimist werden, sodaß man dem Unternehmen nicht den Vorwurf machen kann, daß es dem Pessimismus Vorschub leistet. B.

Böhmens Anteil an der deutschen Litteratur des XVI. Jahrhunderts. Von R. Wolkan. I. Teil. Bibliographie. Prag 1890. Druck und Verlag von A. Haase.

Herr R. Wolkan in Czernowitz hat sich die Aufgabe gestellt, durch das Werk, dessen erster Teil vorliegt, den Beweis für das rege geistige Leben der Deutschen in Böhmen während des XVI. Jahrhunderts zu geben. In die Bibliographie sind alle erreichbaren Werke aufgenommen, welche in deutscher Sprache in jenem Zeitraum in Böhmen gedruckt oder entstanden sind. Der 2. Teil, der bald erscheinen soll, wird eine Reihe charakteristischer Texte aus der deutsch-böhmischen Litteratur jener Zeit bringen, darunter Stephani's Uebersetzung der Andria des Terenz. Der 3. Teil endlich soll die Entwicklung der deutschen Litteratur in Böhmen im XVI. Jahrhundert im Zusammenhang mit dem ganzen geistigen Leben Deutschböhmens darstellen. Wir begrüßen das verdienstliche, aus fleißigen und mühsamen Forschungen hervorgegangene Werk mit Freuden und wollen dabei auch die schöne Ausstattung loben, welche der Herr Verleger demselben gegeben hat. Q.

Schopenhauer-Register. Ein Hilfsbuch zur schnellen Auffindung aller Stellen, betreffend Gegenstände, Personen und Begriffe, sowie der Citate, Vergleiche und Unterscheidungen, welche in A. Schopenhauer's Werken, ferner in seinem Nachlasse und in seinen Briefen enthalten sind. Bearbeitet von W. L. Hertslet. Leipzig 1890. Verlag von Brockhaus.

Dieses Register ist angefertigt meist nach den bei Brockhaus erschienenen Auflagen der Werke des Philosophen. Außerdem sind benutzt Schriften von E. O. Lindner, J. Frauenstädt, Gwinner, J. K. Becker, Asher, Grisebach. Auf S. 257 und 258 sind einige Citate angeführt; deren Quelle noch genauer zu ermitteln ist, was bei einem so belesenen Schriftsteller wie S. nicht zu verwundern ist. S. 259—261 folgen einige Berichtigungen. Es ist eine fleißige Arbeit, welche geeignet scheint, ihren Zweck zu erfüllen. B.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

XXIV.

Der parlamentarische Feldzug des Winters 1868/69 verlief für Roon ohne besondere Reibungen. Die Arbeiten zur Vollendung der Organisation der Norddeutschen Bundes-Armee konnten daher ungestört ihren erwünschten Fortgang nehmen. Bei Beratung des Militär-Etats zeigte es sich, daß jede Opposition gegen die durch Roon's Wirksamkeit ins Leben gerufenen Heeres-Institutionen verstummt war. Sie hatte den Kampfplatz definitiv geräumt vor des Königs thatkräftigem Kriegsminister, welcher nach zehnjährigem heißen Ringen nun endlich das Feld völlig unbestritten behauptete und nicht nur in Preußen-Deutschland, sondern von ganz Europa, von Freund und Feind, als Sieger anerkannt und bewundert wurde.

Roon ließ sich dadurch nicht einen Augenblick berauschen („Niemand kann mehr thun als seine Schuldigkeit" — pflegte er auf alle Lobeserhebungen zu erwidern); aber immerhin wurde ihm unter solchen Umständen die täglich noch wachsende Arbeitslast wesentlich erleichtert. Auch über seine Gesundheit hatte er damals weniger zu klagen, was u. a. daraus ersichtlich, daß er im Januar 1869 sogar wiederum mehrere Jagden in Pommern mitmachen konnte gelegentlich eines Besuches im geliebten Zimmerhausen.

Die nächsten Monate brachten dann auch noch neue Ansprüche an seine amtliche Thätigkeit. Er wurde zum Mitgliede des Bundesrats ernannt und mußte in Folge dessen (am 19. Februar) dem Minister des Innern sowie den Landräten seines (des 9. Potsdamer) Wahlbezirks anzeigen, daß er genötigt sei, sein Mandat als Reichstags-Abgeordneter niederzulegen. Seine Ernennung zum Vorsitzenden des Bundesrats für den deutschen Zollverein (1. Mai), sowie zum Vertreter des Bundeskanzlers in sämtlichen Bundes-Angelegenheiten (14. August) bewies ferner, wie hoch seine staatsmännische Einsicht auch auf den nicht militärischen Gebieten geschätzt wurde und wie andauernd vortrefflich sein Einvernehmen mit Graf Bismarck auch in den amtlichen Beziehungen geblieben war. Mehr noch als durch äußere Zeichen ergiebt sich diese Intimität aus dem vertraulichen Briefwechsel jener Zeit zwischen beiden Staatsmännern. Zum Teil war derselbe ver-

anlaßt durch Meinungs-Verschiedenheiten mit dem Monarchen. Die Erörterungen mit diesem könne er, schrieb Bismarck an Roon, „gemüthlich nicht aushalten, er sei mit seinen Kräften wieder fertig;" und Roon war auf den Ruf des Freundes zu erfolgreicher Vermittelung denn auch sofort bereit. Er selbst empfing, wie mehrfach erwähnt, bei andern Gelegenheiten ähnliche, in gleicher Selbstlosigkeit dargebotene Gegendienste Bismarcks. — So gingen die beiden befreundeten Staatsmänner — zum Heile des engeren wie des im Aufbau begriffenen deutschen Vaterlandes — in vollem, gegenseitigem Vertrauen vorwärts und aufwärts ihren hohen Zielen zu, ohne daß jemals Eifersucht oder Mißgunst ihre Einigkeit gestört hätte; und wenn auch, vorher und nachher, Mißverständnisse und amtliche Reibungen zwischen ihnen nicht immer völlig vermieden werden konnten: die großen Aufgaben fanden sie immer wieder eng verbunden und bereit, Schulter an Schulter zu kämpfen und sich gegenseitig den Rücken zu decken; und ihre persönliche Freundschaft ist auch unter gelegentlichen Mißverständnissen niemals erschüttert worden. —

Im Frühjahr und Sommer 1869 behielt Roon übrigens trotz der amtlichen Pflichten noch hinreichende Zeit, um sich auf seinem Gute mit Wirtschafts-Reformen und der Einrichtung des neu gewonnenen Landsitzes zu befassen. Seine ausführlichen Briefe an die im Mai und Juni in Teplitz weilende Gemahlin bezeugen es, welche Freude diese Thätigkeit ihm bereitete. Sodann begleitete er Mitte Juni — als Graf Bismarck sich schon in Varzin befand — den Monarchen nach Hannover; etwas seufzend berichtet er von Paraden, zahllosen Besichtigungen, Diners und Festlichkeiten; von dort führte ihn sein Amt als Marineminister nach dem Jahde-Busen, wo (bei dem damaligen kleinen Orte Heppens) der neu erbaute erste deutsche Kriegshafen am 17. Juni feierlich eingeweiht wurde.

Roon hatte das Gründungs-Dokument zu verlesen. Die Ansprache, welche er alsdann an den König und die auf der Spitze des Hafens um denselben geschaarte Festversammlung richtete, schloß mit den Worten: „Ew. Majestät haben in Gnaden geruht, meinem ehrfurchtsvollen Antrage stattzugeben, daß in dieser Stunde der Name, den diese Stätte künftig tragen soll, zuerst amtlich ausgesprochen werde. Ew. Majestät haben meinen ferneren unterthänigsten Antrag zu genehmigen geruht, daß dieser Name, zur Genugthuung aller Ihrer getreuen Unterthanen und zur besonderen Befriedigung Ihrer allergetreuesten Flotte, als welche hier zu wirken vorzugsweise berufen ist, der Mit- und Nachwelt zugleich den Namen des Monarchen zurückrufe, unter dessen mächtigem, wachsendem Szepter das schwere Werk dieses Hafenbaues — nach 13jährigem, fleißigem und hartem Kampfe mit den Elementen — bis hieher gediehen ist.

Und so verkündige ich in Kraft Euer Königlichen Majestät Befehls, daß von dieser Stunde an dieser Hafen, dieser Ort

Wilhelmshaven

heißen soll . . ."

Hell schmetterte das Hurrah und der Jubelruf der Festgenossen, Matrosen und Seesoldaten über den damals noch öden Strand, als Roon unter dem Donner

der Geschütze seine Ansprache mit einem begeisterten Hoch auf den König beendete und das Hurrah auf den im Außenhafen liegenden Kriegsschiffen freudig wiederhallte. —

Die Entwickelung der jungen Marine hatte damit wieder einen wichtigen Schritt vorwärts gethan, und die in demselben Jahre für ihre Zwecke erfolgten größeren Geldbewilligungen machten es möglich, auch den Bau neuer Kriegsschiffe in Angriff zu nehmen. —

Nach kurzem Aufenthalte in Bremen, wo festliche Begrüßung erfolgte, mußte Roon nach Berlin zurückkehren, denn die ihm obliegende Vertretung des wiederum bis zum Beginn des Winters in Varzin verweilenden Bundeskanzlers machte seine längere Abwesenheit von dort nicht angängig. Da aber andrerseits seine Gesundheit fortgesetzt der Schonung und Stärkung bedurfte, so hatte er die Erlaubnis erbeten und erhalten, die Geschäfte — soweit solche nicht seine persönliche Anwesenheit in Berlin durchaus notwendig machten — von seinem Landaufenthalte aus zu erledigen. Die Einrichtung seines Hauses war soweit beendet, daß er im Juli mit den Seinen vollständig übersiedeln konnte. Berlin war von dort aus nötigenfalls in einer guten Stunde zu erreichen. —

Die nun folgenden Monate brachten zwar keine hervortretend wichtigen Ereignisse, waren aber trotzdem nicht ohne Bedeutung für manche Seite der damaligen innern Entwickelung und die maßgebenden Auffassungen — so daß die nachstehenden Mitteilungen aus Roon's Korrespondenz mit Bismarck und andern wohl orientierten Persönlichkeiten auch ohne weiteren Kommentar interessante Aufschlüsse über jene Periode darbieten dürften.

Roon an Graf Bismarck.

Gütergotz, 22. 8. 69.

Aus der Anlage wollen Sie, verehrter Freund, entnehmen, daß und in welchen Conflikt ich mit der Majorität des Staatsministeriums gerathen bin. Außer Ihnen war nur noch Mühler abwesend. Handelte es sich dabei nur um die Frage, ob die Marine-Beamten zu den Communalsteuern herangezogen werden dürfen, so würde ich mich natürlich der Majorität gefügt haben. Die Deduktion aber, welche Geh. Rath R. (im Auftrage des Ministers des Innern) mit behaglicher Breite zum Besten gab, um darzuthun, daß die Marine-Beamten nicht mehr Preußische, sondern lediglich Bundesbeamte seien, namentlich die Interpretation des Artikel 53 der Bundes-Verfassung, empörte mein Preußisches Pflichtgefühl, und es ist mir auch heute noch unmöglich, der Sache eine andere Seite abzugewinnen. Ich halte es, wiewohl meine Herren Collegen jene Auffassung für ganz unverfänglich zu erachten schienen, mit den Pflichten eines Ministers des Königs für unvereinbar, eine zweifelhafte Gesetzesstelle anders als zu Gunsten des Herrn auszulegen. Nur wenn der König selbst diese Interpretation für unbedenklich erachten sollte, würde ich mich darin ergeben können, wiewohl nicht ohne schmerzliches Bedenken. Se. Majestät deßhalb durch ein Abschiedsgesuch zu interpelliren, erscheint mir nicht ziemlich, wenn ich nicht vorher

jede Möglichkeit erschöpft habe, welche sich mir darbietet, um entweder mich oder die Collegen eines Besseren zu belehren. Daher mein an von der Heydt gerichtetes Schreiben (Anlage), daher auch diese Sie belästigenden Zeilen. Ich durfte Sie nicht damit verschonen, zumal Sie in der Doppelstellung als Ministerpräsident und Bundeskanzler von dem Grunde der Differenz doppelt afficirt werden; ich durfte es um so weniger, als ich mich Ihnen, ungeachtet flüchtiger Trübung, von Herzen ergeben und verbunden weiß und unfähig bin, Ihnen vorsätzlich Unannehmlichkeiten zu bereiten. — Wie werden Sie nun zu der Differenz Stellung nehmen? Geh. Rath E., der (m. E. ganz unberufener Weise) als Stellvertreter Delbrücks jener Sitzung beiwohnte, behauptete, der Bundeskanzler habe sich bereits für die von mir angefochtene Interpretation erklärt; ich nöthigte ihn, einzugestehen, daß dies nur von Seiten des Bundeskanzler-Amtes, also „jedenfalls mit Ihrer Zustimmung" geschehen sei. Auf Grund mündlicher Auslassungen Ihrerseits glaubte und glaube ich, dies bezweifeln zu müssen. Habe ich mich geirrt?

Wäre dies der Fall — was ich schmerzlich bedauren müßte — so fehlt mir jedenfalls das Verständniß für die Möglichkeit meines Verbleibens im Amte. Daß dies nicht als Drohung oder als „tragisch" aufzufassen — wie E. thörichterweise meinte — versichere und betheuere ich. Ich glaube nicht, daß das Ausscheiden eines alten, fast verlebten Mannes irgend jemand beschädigt oder benachtheiligt, als mich selbst und die mir angehören, und ich meine, aus vollster Ueberzeugung, daß ich ohnehin mit meinen abnehmenden Kräften und antiquirten Ansichten den Verhältnissen nicht mehr gewachsen bin. Wo es sich um Prinzipien handelt, müssen ohnehin alle persönlichen Rücksichten schweigen! Wenn Ueberzeugung gegen Ueberzeugung steht, da gilt es entweder Belehrung und Bekehrung auf der einen oder der anderen Seite — oder Trennung.

Den Erfolg meines Schreibens an das Staatsministerium werde ich schweigend abwarten, falls er sich nicht ungebührlich verzögert. Kann ich aber — wie ich glaube — nicht davon überzeugt werden, daß ich Unrecht habe, wenn ich annehme, daß der König durch die fragliche Interpretation — mediatisirt wird, so muß ich meinem Gewissen folgen.

Es ist nicht hübsch, so viel zu schreiben und so viel von sich zu sprechen; ich kann es aber nicht kürzer machen, denn mir liegt daran, von Ihnen nicht verkannt zu werden.

Herzlich ergeben Ihr v. Roon.

Graf Bismarck an Roon.

Varzin, 27. August 1869.

Lieber Roon.

Ihren Brief vom 22. erhielt ich gestern und erbrach ihn mit der freudigen Erwartung, welche der lang entbehrte Anblick Ihrer Hand mir in dieser Einsamkeit nach andern weniger sympathischen Schriftzügen erweckte. Leider sah ich bald, daß es sich um eine geschäftliche Frage handelte, von der ich bereits Kenntniß

erhalten hatte, ohne ihre Dimensionen so hoch zu veranschlagen, wie sie sich in Ihrer Auffassung darstellen.

Ich hätte nicht geglaubt, daß über diese Frage, die staatsrechtliche nämlich, eine Meinungsverschiedenheit zwischen uns eintreten könnte, oder vielmehr vorhanden wäre, noch weniger, daß Sie aus derselben eine Cabinetsfrage machen würden. Die prinzipielle Streitfrage ist in erster Linie eine staatsrechtliche, in zweiter eine juristische. Sie in der zweiten zu beurtheilen, bin ich nicht hinreichend geschult, und vermag noch nicht auf den Standpunkt zu verzichten, von welchem aus ich die Immunität aller Bundesbeamten gegenüber der Preußischen Communalsteuer behaupten möchte, gewissermaßen die Exterritorialität gegenüber den Landesregierungen. Staatsrechtlich aber vermag ich die Bestimmungen der Bundes-Verfassung im Art. 53 nur dahin auszulegen, daß die Norddeutsche Marine eine Bundes-Marine ist. Wir haben dieses Resultat bei Herstellung der Verfassung sorgfältig und bewußter Weise erstrebt, und darin nicht eine Verminderung der Stellung des Königs gesehn, zu der ich gewiß nicht die Hand geboten hätte, sondern ein Verzicht der übrigen Bundesstaaten zu Gunsten Sr. Majestät bezüglich der Marine, wie er analog in Betreff des Post- und Telegraphenwesens und mancher anderen, juristischen Gebiete stattgefunden hat. Die Form, in welcher der König Kaiserrechte in Deutschland übt, hat mir niemals eine besondere Wichtigkeit gehabt; an die Thatsache, daß er sie übt, habe ich alle Kraft des Strebens gesetzt, die mir Gott gegeben, und daß unser Herr der Gebieter über die deutschen Seekräfte in vollstem Maße ist, steht außer Zweifel. Sollen wir denen, die nicht den Namen Preußen führen, die Unterordnung, ohne welche die Einheit unmöglich ist, durch äußerliche Formen erschweren? Gewiß nicht; in verbis simus faciles, und in der Sache bleibt es dasselbe, mögen Sie die Marine Preußisch, Deutsch oder Norddeutsch nennen. Mecklenburg, Oldenburg, die Hansestädte waren 1866 unsere Bundesgenossen, denen wir, nach dem richtigen Entschlusse, den sie zu unsern Gunsten, gegen Hannover und viele Chancen, gefaßt hatten, Gewalt nicht anthun konnten. Sie haben ihrer See-Hoheit und vielen andern Rechten zu Gunsten des jedesmaligen Königs von Preußen bereitwillig entsagt, aber nicht zu Gunsten Preußens, sondern des Bundes-Oberhauptes. Denken wir uns in die Lage der Leute. Ihre Unterordnung hätte sich erzwingen lassen; aber die freiwillige ist doch ein großer Gewinn, und an der Freiwilligkeit hat der Name einen wesentlichen Antheil. Keiner von ihnen und Keiner von uns bestreitet ein Deutscher, und für jetzt ein Norddeutscher zu sein; aber das particularistische und dynastische Gefühl widerstrebt der Einbeziehung unter die Benennung als Preußen. Hätten wir 1866 sofort das „Deutsch" oder auch „Norddeutsch" dem „Preußisch" substituiren können, wir wären jetzt schon um 20 Jahre weiter. Wie schwer solche Namen wiegen, das zeigt Ihr eigenes Beispiel, und Sie werden doch zugeben, daß wir beide und unser allergnädigster Herr geborene Norddeutsche sind, während vor etwa 170 Jahren unsere Vorfahren sich in höherm Interesse ruhig gefallen ließen, den glorreichen Namen der Brandenburger gegen den da-

mals ziemlich verschollenen der Preußen zu vertauschen, ohne Preußen zu sein. Ich hoffe zu Gott, daß die Zeit kommen wird, wo unsre Söhne es sich zur Ehre rechnen werden, den Söhnen des Königs in einer Deutschen Flotte und im Deutschen Heere zu dienen. Dazu aber müssen wir uns Freunde mit dem ungerechten (?) Mammon der Redensarten machen und nicht als Preußen, wie an jeder anderen Spitze, auch an der des Particularismus stehen.

Sie sehn aus Vorstehendem, daß ich in dem ministeriellen Streite nicht, und zwar mit nationaler Schwärmerei principiell nicht auf Ihrer Seite stehe, obschon oder weil ich mit Begeisterung Preuße und Vasall des Königs, ja des Markgrafen von Brandenburg bin, und bei entstehender practischer Spaltung bis zum letzten Athemzuge bleiben werde. Aber so lange die Gewässer in demselben Bette, und zwar in dem von uns gegrabenen und beherrschten Bette fließen, ist es m. E. nicht unsre Aufgabe, die Scheidelinie zwischen dem gelben Gewässer des Main und dem klaren unsres Rheines durch eine Betonung mit Preußischer Flagge zu kennzeichnen. Vor allem aber scheint mir die Frage nicht von der Bedeutung, daß Sie vor Gott und Ihrem Vaterlande durch dieselbe berechtigt würden, dem Könige in seinem 73. Jahre den Stuhl vor die Thür zu setzen, und auf Ihre Collegen, mich eingeschlossen, durch Ihr Ausscheiden einen Schatten zu werfen, der in der Armee und in der conservativen Partei die treuen Herzen beirren und zu der Frage berechtigen würde, ob an einer Sache, der der älteste Zeuge für dieselbe den Rücken dreht, nicht aus Müdigkeit, sondern in principieller Verurtheilung, ob an dieser Sache die Königlichen und die conservativen Interessen noch den berechtigten Antheil haben. Sie kennen die Leichtigkeit, mit der das Urtheil der Massen durch das Beispiel einer Persönlichkeit wie die Ihrige bestochen wird, Sie wissen wie begierig unter den Besten des Landes der Hang zur Kritik, die Mißgunst, die Beschränktheit jeden Vorwand ergreift, um den lange in der Tasche getragenen Stein auf die Regierung zu werfen, auf eine Regierung, deren Pfade ungebahnt und schwer zu kennen sind, wie die Hannibals über die Alpen. Sie sagen und ich weiß es, daß Ihre persönliche Freundschaft für mich die alte ist, und als ich im September 62 ohne Bedenken in Ihre Hand einschlug, da habe ich wohl an Kniephof und Sabow gedacht, aber nicht an die Möglichkeit, daß wir nach 7 glorreichen Campagne-Jahren über die actenmäßige Bezeichnung der Marine in principielle Meinungsverschiedenheiten gerathen könnten. Was uns damals verband: das Streben, dem Könige in schwieriger Zeit zu dienen, gilt noch heut. Lesen Sie die Loosung vom 14. August mit weltlicher Interpretation, wie sie sich mir aufdrängte; den Abschied erhalten Sie doch nicht, Sie haben einen Kampf mit dem Könige, aus dem Er als Sieger hervorgeht, und Sie als Minister. Einen practischen Erfolg könnte der Schritt höchstens dann haben, wenn wir seine Spitze nach einer andern Seite zu wenden vermöchten. Wollen Sie da hinaus, dann müssen Sie den Topf 8 Tage lang am Feuer erhalten, und zum 5. mit dem Könige nach Stettin kommen. Ich würde in dem Falle sicher auch kommen und bitte telegraphische Nachricht. Dann würde ich aber an Ihrer Stelle kein formales Abschiedsgesuch an den König richten, weil

Digitized by Google

S. M. das immer als Fahnenflucht übel nehmen, sondern dem Könige nur die Streitfrage zur Instruction allerhöchster Entscheidung vorlegen, und eventuell für die Marinebeamten eine ihren Gemeindelasten äquivalente Zulage verlangen, um sie mit dem Landheere gleich zu stellen. Vielleicht läßt sich auf diesem Wege die Immunität factisch erreichen. Doch ist es nur ein augenblicklicher, sachlich ungeprüfter Einfall. — Aber wie immer die Sache sich entwickelt, keine Entschließung ab irato, und sein Sie gewiß, daß ich sie, wenn auch als College andrer Meinung, doch als Freund mit Ihnen aus der Welt schaffe, wenn wir uns darüber besprechen können. — Noch keine Nachricht aus G.? Mit herzlichen Empfehlungen an Ihre Frau Gemalin

der Ihrige v. B.

Varzin, 29. August 1869.

Verehrter Freund.

Wehrmann wird Ihnen schon Mittheilung gemacht haben von der Post-Bombe, die bei mir einschlug, am Tage nachdem ich mein bewegliches Schreiben an Sie abgelassen, ohne zu ahnen wie schnell ich in eine der Ihrigen analoge Lage gerathen würde. Ein Concept zu einem amtlichen in Berlin zu mundirenden Schreiben an Sie wird Ihnen Wehrmann zeigen. Ich habe es eben dictirt, bin todt matt und gallenkrank, und nehme daher Bezug auf das Elaborat, unfähig es hier zu wiederholen. Ich weiß nicht ob der Cabinets-Mühler einen andern Post-Candidaten in petto hat, oder ob er nur jene frivole Motivirung der allerhöchsten Entscheidung fabricirt hat, um irgend welcher weiblichen Einbläserei . . . den Mantel umzuhängen. Aber ich kann weder mit der Post-Camarilla noch mit . . . Intriguen bestehen, und niemand kann verlangen, daß ich Gesundheit, Leben und selbst den Ruf der Ehrlichkeit oder des gesunden Urtheils opfre um einer Laune zu dienen . . . . Da mag der Kukuk noch ralliirter Hanoveraner sein, wenn die Leute en bloc für minorenn erklärt werden, oder Bundes- resp. Post-Kanzler, wenn man mit solchen Abfertigungen zur Ruhe verwiesen wird. Wenn der Karren auf dem wir fahren zerschlagen werden soll, so will ich mich wenigstens von dem Verdachte der Mitschuld frei halten. Es ist Sonntag, sonst fürchte ich, daß ich mich an Leib und Seele schädigen würde um meinem Ingrimm Luft zu machen.

Wir sind vielleicht beide zu zornig um die Galeere weiter rudern zu können, man muß Herz und Gewissen aus Bergisch-märkischem Actien-Pergament haben um das zu ertragen. Gute Nacht, wollte Gott ich könnte schlafen.

Ihr v. B.

Varzin, 24. September 1869.

Lieber Roon.

Herzlichen Dank für Ihren Brief vom 21., und ich freue mich des Mißverständnisses, der ihn mir eingebracht hat. In Sachen der Marine und ihrer Beamten hatte ich keine Antwort weiter von Ihnen erwartet, und gewundert

hätte ich mich, eingedenk eigner Abneigung gegen die unreinliche Handarbeit in Tinte, überhaupt nicht, wenn Sie nicht schrieben. So ist es mir allerdings lieber. Die Sache kam so: Itzenplitz, der selbst den Fuchs nicht beißen will, wollte wiederholt verlangen, daß ich, brieflich, den Goldonkel morde; ich verwies ihn und die andern Collegen auf Selbsthülfe, und erwähnte dabei, daß Sie mir auf eine Andeutung in dieser Richtung nicht geantwortet hätten. An die Marine dachte ich nicht mehr, nachdem ich annahm, daß Sie Ihren Rücktrittsgedanken nicht verfolgten. Mein Verbleiben mache ich nicht grade vom Ausscheiden des vergoldeten Onkels abhängig, wenn ich mich auch freuen würde, ihn freiwillig, befriedigt und mit suum cuique scheiden zu seh'n, da seine Unsicherheit, Unklarheit, sein Mangel an staatsmännischem Beruf es sehr erschweren mit ihm zu arbeiten. Für seine Person habe ich eher ein gewohnheitsmäßiges Wohlwollen; aber als Cabinets-Frage sehe ich das Festhalten an dem Princip an, daß wir nicht wieder vom Kapital zehren um das Budget zu equilibriren, sondern daß wir zu letzterem Zwecke Steuern fordern oder Ausgaben streichen. Werden uns die Steuern abgelehnt, so haben wir das Unsrige gethan und können nicht mehr ausgeben als wir haben. Auf diesem Punkte fand ich Se. Majestät in Pansin [1]) schon weicher gestimmt als mit der Politik verträglich ist. Ich würde an Heydt's Stelle 25% zu den Klassen- und Mahlsteuern, 50% zur Einkommensteuer auf ein Jahr fordern; aber jede Quälerei der Ziffern und Hülfsquellen, um das Defizit kleiner erscheinen zu lassen als es thatsächlich und dauernd ist, halte ich für den größten politischen Fehler, den ich nicht mitmachen will.

Die 3 monatliche Steuer-Kürzung ist nichts als eine Wiederholung der vorjährigen Palliative, und zwar auf gemeinsame Kosten des Staates und der Rüben- und Kartoffelbauer.

Ich spräche so gern mit Ihnen mündlich, denn viel mehr schreiben als ich auch hier dienstlich täglich muß, kann ich nicht. Ich hoffe wenigstens auf Moritz dieser Tage, um mich auszuschütten. Was Sie über Gewissensbisse wegen Hemmung der „neuen Aera" sagen, darüber könnte ich allein 3 Tage mit Ihnen reden, schreibend kann ich den Block nicht bewältigen; als Grundthema nur der Satz, daß die Art wie und die Gränze bis zu der regiert werden kann, durch die Persönlichkeit der Souveräns bedingt ist. Das weiß ich, werden Sie sagen, ohne Besprechung; aber zu dem Thema habe ich 20 Bogen Variation, nicht bloß die Nüance zwischen Vater und Sohn! Auch unser Herr ist heut anders besaitet als 1862; er hat den Kelch der Popularität getrunken und will ihn nicht zerschlagen. Ich bin noch zu reizbar um zu kommen, ich würde Unfug anrichten, und bin nicht arbeitsfähig genug um ihn wieder gut zu machen.

Herzlich freuen wir uns über die guten Berichte von Genthin, und möchten bald ähnliches von der Schwester hören. Tausend Grüße von den Meinigen und von mir. In alter Treue

Ihr v. Bismarck.

---

[1]) Während der großen Manöver, welche dort im Herbste 1869 stattfanden.

Roon an Moritz von Blanckenburg-Zimmerhausen.

Gütergotz, 30./9. 69.

Mein lieber Moritz!

M. theilte mir mit, daß Du gestern nach Varzin gehen wollest, nachdem mir Bismarck früher geschrieben, daß er Dich citirt, um sich einmal gründlich ausschelten zu können.

Ich hatte ihm Einiges aus dem Stillleben mit den Gespielen u. außerdem etwas von den schweren politischen Bedenken, die mich plagen, mitgetheilt, von denselben, die wir hier zusammen mit Seufzen besprachen. Er hat mir darauf mit einem Gemeinplatz geantwortet, von dem er selbst sagt, daß er an sich nicht viel bedeute, aber er habe wenigstens 20 Bogen Variationen dazu, die er nicht schreiben möge, weil er die schmutzige Arbeit mit Dinte nicht liebe. Er bemerkt nebenbei (wie mir scheint), daß er mich gern sprechen möchte. Meine Bescheidenheit oder Discretion ist aber von der Art, daß ich ohne B.'s ausdrücklichen Wunsch an einen Besuch in V. nicht im entferntesten dachte und denke. Möglicherweise hält oder hielt ihn seine Berücksichtigung meiner Bequemlichkeit, d. i. seine Discretion ab, einen solchen Wunsch zu äußern. Ich würde ihm auch keine neuen oder helleren Lichter anzünden können, so etwas zu glauben geht über mein Selbstgefühl hinaus. Auch würde ich nicht kommen, um mich am Phosphoreszíren seines Geistes zu ergötzen oder mich in seine neuesten politischen Feldzugspläne einweihen zu lassen. Ich würde allein deßhalb, dann aber gern kommen, wenn er ein Bedürfniß oder auch nur ein Verlangen danach empfände. Dir dies zu gelegentlichem Gebrauch mitzutheilen ist im Wesentlichen der Zweck dieser Zeilen. B. soll und darf von mir nicht glauben, daß ich kalt und spröde bin, aber er darf ebenso wenig annehmen, daß ich unempfindlich sei gegen die etwa sich einstellende Meinung, ich überschätze die Annehmlichkeiten meiner Person und die eigene Bedeutung. Ich kann ihn nicht überfallen wie S. und H., aber ich bin immer gern zu seiner Verfügung. Basta! — — — Grüße B. herzlich, auch die Deinigen. In alter Liebe u. Treue

Dein Roon.

Moritz von Blanckenburg an Roon.

Varzin 1. 10. 69.

Geliebter Onkel Albert!

Ich war hierher gebeten durch Johanna sehr dringend schon in der Zeit, während ich in Gütergotz und Hohendorf kreuzte zur Beratung über Landtagsangelegenheiten ꝛc. Bin heute noch hier geblieben weil Eulenburg kommt — wie Du wohl wissen wirst — anscheinend im Auftrage des Königs.

B. hat mich gebeten, daß Du doch Selchow einen Anstoß geben mögest, daß er sich wenigstens der ländlichen Interessen im Staatsministerium annimmt, die Heydt mit Reduction der Creditfristen von 6 Monaten auf 3 Monat wiederum schädigen will. B. ist darüber erregt, erstens daß diese Operation allein dazu geschehen soll, das eigentliche Deficit zu verdecken . . . zweitens ist er auch der

Meinung, daß diese Reduction dem Lande einen empfindlichen Schnitt versetzt und ärgert sich, daß Niemand außer ihm diese Interessen wahrnimmt . . .

Dies Alles ist nun aber eine völlige Nebensache in meinen Augen im Vergleich mit der ganzen Situation, die ich hier vorgefunden habe.

Ich finde B. fest entschlossen unter allen Umständen sich ganz auf den Bund zurückzuziehen, wenn der König nicht mindestens Heydt entläßt. — — Bei Verhandlung über diese ganze Angelegenheit habe ich gestern eine solche Scene erlebt, wie noch nie. Er entwickelte mir die finstere Perspective der äußeren Weltlage (Rußland!), kam dabei auf die conservative Parthei von 1859! ereiferte sich bitter gegen Partheifaulheit, Unfähigkeit, Gerlachianismus; sprach fast unter Thränen seine Sorge aus, daß ihn Alles verließe (ohne mir auch nur die äußere Möglichkeit zu gewähren in die Redespeichen zu fallen) . . . Ich habe ihn noch nie mit solcher Bitterkeit auch von den ganz oben ihm bereiteten Schwierigkeiten sprechen hören . . . Die Folge von dieser Selbsterregung war ein heftiger Magenkrampf . . . Aehnliche Zorn- und Aergererregungen sind in diesem Sommer öfter gewesen. Anscheinend ist er ganz gesund — in Wirklichkeit scheint er mir bei dieser Reizbarkeit namentlich auch nach oben hin fast außer Stande zu sein die Geschäfte weiter zu führen in der bisherigen Art. In ein Bad will er nicht. Ich glaubte doch ganz unter vier Augen Dir diese Thatsache mittheilen zu müssen. Einiges habe schon vorgestern über die ganze Sachlage ihm erwidert — vielleicht kam der ganze gestrige Ausbruch mit daher, daß ich ihm anfing Vorstellungen zu machen über seine Stellung zu den Partheien, also z. B. verlangte, daß er mit Lasker völlig bräche. Er lehnte dies auch für die künftige Session und Neuwahl entschieden ab, bewies mir vielmehr, daß die äußere Weltlage es erfordere immer liberaler zu werden. Ueber seine Stellung zu H. machte ich ihm mehrfach Vorwürfe — namentlich behauptete ich, daß es bei Dir wohl schwerlich an Unterstützung fehlen würde ihn zu beseitigen, da Du im Gegentheil ohne sein (Otto's) Präsidium gewiß nicht mehr lange Minister bliebest. Mir scheint nun, daß wir in einer Krisis stehen — wie nie. Ich halte es für eine Utopie, daß B. als Bundeskanzler durch das Organ des Bundeskanzleramtes etwa ein selbständiges preußisches Ministerium mit dem ganzen Ressort-Apparate eines jeden Ministers und der ganzen Verantwortlichkeit eines neuen Minister-Präsidenten regieren könnte. Die Reibung würde toller als die mit Sachsen — abgesehen davon daß er keine Personen findet. Man denke sich etwa, daß in dieser Krisis das alte Ministerium Pleite geht, daß B. den König zwingt sich anderswo Hülfe zu schaffen, etwa bei Edwin Manteuffel — das würde ein reizender Rabatz!

Mir scheint, daß Du energisch B. helfen mußt den König zu überzeugen H. zu entlassen, auch womöglich Selchow, wiewohl dies mehr negativ ist. Ich glaube — dann ließe sich der Lappen flicken. —

Das übelste, was in neuerer Zeit geschehen ist, sind Mühlers Unionssprünge, indeß ich glaube, daß der König hiermit viel mehr sich identificirt hat als mit H.'s Unthaten. —

Otto will hier bleiben — gar nicht zum Landtag kommen und will wohl nichts lieber als daß der Landtag Alles ablehnt. —

Ich werde meine Entschließungen hierfür mitzuwirken erst fassen, wenn ich die Vorlagen kenne. — Morgen fahre nach Hause.

Dein getreuer M.

Derselbe an Denselben.

Zimmerhausen, 8. 10. 69.

Geliebter Onkel Albert!

Deinen Brief vom 30./9. habe ich nicht mehr in Varzin erhalten, würde deinerseits ruhig abwarten, ob B. seinem Verlangen Dich zu sehen weiteren Ausdruck giebt. —

Ich habe ihm übrigens, da es mir in V. unmöglich wurde, mich völlig auszusprechen, in diesen Tagen etwas ausführlicher geschrieben als ich das sonst zu thun pflege. An seine Krankheit kehre ich mich gar nicht mehr — die ist unheilbar, wenn er in V. fortfährt so ungesund zu leben wie bisher. Sehr spätes Aufstehen und dann wie ein Förster bis 5 Uhr draußen, essen (und wie!) um 5, 6, 7 Uhr anfangend je nachdem, ½ Stunde Billard und dann die eigentlich nicht zu vermeidende Arbeit bis 10—11 Uhr — und das bewußte kalte Nachtessen — natürlich kein Schlaf bei zerstörter Verdauung. —

Seine herben Urtheile über seine Collegen und die Conservativen (er nimmt bei den Ausfällen jedesmal Dich und mich aus) sind ja zum großen Theil völlig gerecht und nicht neu. Ich habe ihm zugesagt das Meinige (geringe) zu thun um zu helfen. Auf sein Verhältniß zum Könige habe ich keinen Einfluß, auch kein Urtheil darüber; habe ihn auf die Ehe verwiesen, die auch nicht ohne gegenseitige Duldung zu führen ist. Mögen nun aber die Conservativen noch schlechter sein wie er sie schildert — ohne dieselben wird er nimmermehr Preußen in anständiger Form in Deutschland aufgehen machen, was (richtig verstanden) allerdings das noch mögliche gute Ziel ist. Will er dies Werk allein mit den Liberalen vollziehen — so führt es unfehlbar zur Republik.

Man kann den Liberalen nicht gerecht werden, wenn man nicht ihr ganzes Programm erfüllt, und dazu gehört in erster Linie die Zerstörung der Kirche und Schule . . . Also — läßt sich Deutschland nur einigen auf liberalem Wege, so kann dies nur mit Hülfe der Conservativen geschehen. Die müssen das Bewußtsein behalten oder vielmehr wiederbekommen, daß sie die eigentliche Stütz-Parthei sind, mit der Deutschland erobert wird. Dazu aber sehe ich nicht allein keine Anstalten — sondern ich besorge, daß die Verbindungen, die noch bestehen, abgebrochen werden. —

Am letzten Abend in V. hatte ich noch ein langes Gespräch mit Eulenburg, der mir mittheilte, was man plante um Heydt zu beseitigen. Ich bin ganz einverstanden, und B. wird auch nicht krank werden, wenn ihm der Schwarze Adler umgehängt wird. H. lauert also auf einen Moment um als Conservativer

abzugehen. Ich fürchte aber, der Moment kommt nicht. — — Wenn ich in der Kammer wäre — würde ich schwerlich für die Zuschläge stimmen. — — —

Dein getreuer M.

In den letzten Oktobertagen erfolgte bekanntlich der Rücktritt Heydt's und die Ernennung Camphausen's zum Finanzminister. Über die politischen Anschauungen des letztgenannten war wenig bekannt; die Konservativen sahen ihn mit Mißtrauen, die Liberalen ohne Vertrauen kommen. Letztere hatten auf einen „Systemwechsel" gehofft — dazu wäre aber keine Aussicht, wie sie meinten, so lange Roon „das Bleibende" in der Bewegung sei. „Einen eisernen Stock, eine Säule, die fest steht, wenn auch die Welt in Trümmer fällt, behalten wir gewiß: den Herrn von Roon, den treuen Wächter des Soldatenthums gegen Jedermann" — schrieb die Vossische Zeitung vom 29. Oktober halb höhnisch, halb elegisch, als sie den Wechsel im Finanzministerium besprach. — Thatsächlich war Camphausen's Eintritt wohl dem wachsenden Einflusse Delbrück's zuzuschreiben, der auch durch die nachstehenden Briefe bezeugt ward.

Graf Bismarck an Roon.

Varzin, 20. November 1869.

Lieber Roon

ich wollte Ihnen noch einige Zeilen wegen Delbrücks künftiger Stellung schreiben um Ihnen mein desfalsiges Anliegen zu empfehlen, welches Wehrmann dem Staatsministerium vortragen soll. Aber ich befinde mich in einem Zustande, den die Aerzte als Carlsbader Crisis bezeichnen und der mich vollständig erschöpft; ich werde zur leeren Flasche, wenn das morgen so beibleibt. Sitzen und Schreiben ist mehr als ich ohne Uebermüdung heut leisten kann, und der Königliche Herr, durch badische Familien-Correspondenz gestachelt, schreibt mir eigenhändige Briefe, deren Beantwortung einen politisch-historischen Doctor-Cursus manu propria von mir verlangt. In dem Moment wo Fleury in Petersburg die Sturmglocke über Nordschleswig läutet, sollte man doch die Tonart abwarten, die sie giebt. Lassen Sie Sich doch die Reuß'schen Berichte von Thile zeigen. —

Ich muß zu Bett, und vorher noch où vous savez; ich bitte nur, lassen Sie mir Delbrücks Auditoriat im Staatsministerium und seinen Ministertitel im Bundesrathe mit Wohlwollen passiren, es gehört beides zu meinem Handwerkszeuge, wenn ich bequemer arbeiten soll.

Wie sind Sie mit Camphausen zufrieden? Ich schließe meine Kur mit heut, soll noch 3 Wochen still sitzen und Diät halten (in der Gänsezeit!) und hoffe dann Weihnachten mit Ihnen zu feiern. — In alter Freundschaft

Ihr v. Bismarck.

Haben Sie Nachricht von Wagener? Er soll krank sein? —

Roon an Bismarck.

Berlin, 23. 11. 69.

In Beantwortung Ihres freundlichen in kritischen Zuständen, hoffentlich nicht nach 10 Uhr Abends (!) geschriebenen Brieflein's vom 20. d. M. erwidere ich,

daß ich, schon bevor mir Wehrmann Ihre Concepte zur Einsicht vorgelegt, fest entschlossen war, Ihren Wünschen in Betreff Delbrücks, ungeachtet mancher nicht ermuthigenden Erinnerungen an seine gelegentlich i. v. c. geübte Geschäftsführung, unbedingt zuzustimmen. So selbstsüchtig und — unweise bin ich nicht, daß ich nicht bereitwillig die Hand zu Allem böte, was Sie erleichtern und uns erhalten kann. Ich bin ein alter Stümper, ein müder Mann, dessen Thatkraft und Productivität erschöpft ist, der sich am liebsten mit den Händeln dieser Welt gar nicht mehr abgäbe und der nur aus Pietäts-Rücksichten auf dem innehabenden Sessel für eine kurze Zeit noch verharret, während die Welt von Ihrer Thätigkeit noch Zeichen und Wunder erwartet und erwarten, ja verlangen kann und muß. Dieser meiner Auffassung gemäß habe ich bereits gestern die Zustimmung des Staats-Ministeriums kurzer Hand beantragt und erhalten, so daß der Antrag an den König unverweilt abgehen kann, sobald Sie ihn vollzogen haben werden. Auch habe ich mich durch eine vorläufige Besprechung mit Sr. Majestät dessen versichert, daß der Antrag eine gnädige Aufnahme finden wird.

Die Russischen Berichte hat mir Thile mitgetheilt, gebe aber nicht zuviel auf die Aeußerungen des Fanfaron Fleury, weßwegen ich hoffe und wünsche, daß R. autorisirt werden wird, ihm gegenüber eine männliche Sprache zu führen. Ueber die badischen Velleitäten bin ich nicht unterrichtet, da Sie mich nicht autorisirt hatten, die bezügliche Information zu suchen und Sr. Maj. sich darüber, mir gegenüber, ausschwieg. Dagegen hatte ich gestern Veranlassung des Königs Sentiment nicht blos in Betreff des Verkaufs der Braunschweigischen Bahnen, sondern in Betreff der damit im Zusammenhange stehenden Braunschweig'schen Successionsfrage kennen zu lernen. Der Herr widersprach nicht, als ich auf die Unmöglichkeit der Succession des Kronprinzen von Hannover hinwies. Er citirte nur nachträglich ein Schleinitz'sches Gutachten, nach welchem Preußen keine Successionsrechte zuständen, schien aber nicht einverstanden damit und betonte sehr lebhaft die Nothwendigkeit in der Frage schlüssig zu werden, da die Eventualität ꝛc. vielleicht sehr plötzlich an uns herantreten könnte.

Mit der Behandlung der Braunschweigischen Eisenbahnfrage war Serenissimus einverstanden. —

Mit Camphausen bin ich bis jetzt wohl zufrieden, kann Ihnen aber nicht bergen, daß mir das Triumvirat Delbrück-Camphausen-Wehrmann in Ihrer nächsten Umgebung Gedanken macht, die ich heute nicht näher besprechen möchte, weil ich an Zahnweh empfindlich leide, obgleich die Zähne fehlen.

Zum Schluß nur noch ein Wort freundlicher Ermahnung aus vollem Herzen. Wenn Sie nun durch das Karlsbader Wasser wirklich wieder zur Reinigung Ihres inwendigen Menschen und zur körperlichen Gesundheit gelangen, so dürfen Sie ohne grobe Versündigung nicht wieder in Ihr altes Lasterleben (Aufstehen zum Mittag, Schlafengehen nach Mitternacht, Massenspeisen am Tage, Arbeiten bei Nacht u. s. w.) verfallen. Sie sollen vielmehr Gott danken und dem Lande dienen mit der ganzen Fülle Ihrer Ressourcen — was Sie aber nicht vermögen, wenn Sie wiederum in den alten Pfuhl gerathen. Sollte Ihre Energie nicht

hinreichen, um Ihrer extravaganten Natur die Lebensordnung eines ehrsamen deutschen Hausvaters aufzunöthigen? Das müssen Sie können! und das erbitte ich mit dem warmen Eifer wahrer Freundschaft als Ihr

alter Roon.

Die Schwierigkeiten, in welche General von Schwartzkoppen durch die s. Z. viel Staub aufwirbelnde Celler Denkmals-Angelegenheit gekommen war, sowie die daraus entstandene Diskussion im Landtage veranlaßte Bismarck (am 28. November) abermals zu einer ausführlichen Äußerung über diese Angelegenheit. Er war mit der bisherigen Behandlung der Frage nicht ganz einverstanden.

Dieser Brief schließt: „Wir haben soviel ernste Schwierigkeiten auf dem Halse und blasen uns eine solche Laus zum Scorpion auf.

Sie konnten m. E., nach der Stimmung des Königs, nicht anders reden als geschehen, aber daß Sr. Maj. die Sache auf die in der Anlage entwickelte Weise beilegt, halte ich für ein Gebot der politischen Klugheit, und wenn wir von der nichts mehr wissen wollten, so dürfen wir den Abgeordneten auch nicht mehr vorwerfen, daß jeder von ihnen mit seinem Rechtsboden durch die Wand will, ohne zu ermitteln, was dabei aus dem Staate wird. —

Die Carsbader Mattigkeit verliert sich langsam, aber seit gestern reite ich doch wieder, und habe mehr Zutrauen. Meine Frau schalt neulich, daß Sie kein Wort von den Ihrigen geschrieben und meinte Sie pflegten doch sonst nicht so ein herzloser Geschäftsmann zu sein; deshalb füge ich hinzu, daß es meinen Damen gut geht, meinem Schwiegervater etwas matt. Herzlich der Ihrige

v. B.

Die Anlage bitte ich Sie, Sr. Majestät vorzutragen und aus dem Briefe soviel Ihnen courfähig scheint. —"

Blanckenburg an Roon.

Zimmerhausen, 1. 12. 69.

Geliebter Onkel Albert!

ich schickte Dir heute früh eine Schachtel voll Stücke einer pommerschen Tochter des Landes in Sauer gekocht, vulgo genannt „Gänsesauer", hoffend daß dieser Säuerling Dich daran erinnert, daß es hier noch eine Ecke Landes giebt, wo man ohne Politik leben kann. — Unser Leben wird zuweilen nur durch das unangenehme Gefühl — das mich oft mit Ekel befällt — gestört: „ach noch einmal mußt Du auf den Reichstag"; mich tröstend: „aber auch nur noch einmal" — —

Die Kammerberichte ꝛc. verfolge ich gar nicht, man bekommt zu unwahren Eindruck aus den Zeitungen. Merkwürdig! Alles was im Lande kirchlich „rechts" ist d. h. was noch an den Gekreuzigten glaubt und die Kirchenbekenntnisse aufrecht erhalten will, schäumt vor Erregung gegen Mühler, und im Landtage wird er angebellt von Allen, die Jesum hassen! — — —

Dein getreuer Moritz.

Roon an Blanckenburg.

Berlin, 4. 12. 69.

„Daß Du, mein geliebter Moritz, in einem Landeswinkel Gänsesauer speisest, wo man ohne Politik leben kann — wie Du davon rühmst — ist mir freilich nicht überzeugend dargethan worden; eher das Gegentheil. Ich würde Dich sonst mehr um diesen Mangel, als um Deinen Ueberfluß an Weißsauer beneiden. —

Er hat seit einiger Zeit wieder Notiz von mir genommen, brieflich und telegraphisch zu verschiedenen Malen, und mir aus der Karlsbader Krisis selbst geschrieben, daß er zu Weihnachten hier sein würde, worauf ich ihm erwidert, er möchte fortbleiben, wenn er nicht gesund, d. h. ohne krankhafte Reizbarkeit sei. Denn hier ist wahrlich des Aergers genug, wenn man sich nicht auf des alten Demokrits Standpunkt zu erhalten vermag. Die hiesigen Abderiten sind ja ohne alle gemüthliche Erziehung, und ich meine, daß ein Mann wie Mühler, angefeindet von Jude und Christ, entweder ein viel bedeutenderer oder ein viel einfältigerer Mann sein müßte wie er wirklich ist; sonst ist dieses allseitige Schnauben nicht zu begreifen und zu erklären, außer durch das Abderitenthum der „vulgären Menge". — —

Am Sonntage will ich zur Feier des Tages meine liebe Familie an meinem Tische versammeln, denn jedenfalls hat diese Ursache sich darüber zu freuen, daß ich vor zehn Jahren (am 5. Dezbr. 59) Minister geworden bin, wie auch das Land darüber urtheilen möge. —

Am 29. u. 30. war ich mit Sr. Majestät in Königs-Wusterhausen und habe gute Jagd gemacht. . . Mit dem Marschiren ging es ja leidlich, aber alt — alt bin ich doch sehr. —

Von M. und unsern beiden Enkelsöhnen wirst Du, hoffe ich, Gutes erfahren haben resp. erfahren; Vater Thadden wohnt seit einigen Tagen bei ihnen — ganz Synode! Wie frisch ist doch der alte Herr noch; eine wahre Freude ihn zu sehen und zu hören. —

Das Triumvirat um Bismarck ist nun fertig, auch Delbrück wenigstens titulirter Staatsminister; der neue Finanzminister hat wohl debütirt, allein nicht mehr als das, und ich zweifle nach wie vor, daß er allgemein-geschäftlich sowie politisch ganz geeignet ist für die übernommene Rolle, B. und dem Staats-Ministerium gegenüber. Bei den National-Liberalen hat er Anstoß gegeben durch das, wodurch er sich bei uns empfohlen hat. Aber verzeih', daß ich Deine Ohren mit Politik vergifte, Du lieber Kohl bauender Decius oder Diocletian, der da gewiß nächstens das bekannte „Beatus ille etc." mit Variationen vom Kinder-Concert exekutiren lassen wird. — Grüße sehr herzlich die Deinen und laß bald wieder von Dir hören, auch ohne veranlassende Gänsekeulen.

Dein alter A. v. R.

Im Dezember hatte Roon einen heftigen Krankheitsanfall, so daß Blanckenburg (aus Zimmerhausen am 28. 12.) fragte:

. . . Nun sitzt man wieder hier und hört kein Wort von Deinem Befinden, und doch möchte ich so gern hören, daß Böger Deine kranken Lungen für gesund erklärt hat?"

Roon antwortete darauf:

Berlin, 31. 12. 69.

„Herzlichen Dank für gütige Nachfrage. Mit meiner Gesundheit geht es eben so gut wie vor der brüsken Attacke. Böger, dies einräumend, hat indeß fortwährend Sorge, so daß er mir für heute wenigstens die Theilnahme an der Hofjagd zu verleiden suchte. — — Von hier ist wenig Neues zu melden, wenn nicht etwa — als signatura temporis — des Besuchs zu gedenken, den Ihre Maj. die Königin gestern Abend in meinem Hause gemacht hat, um meine kranken Töchter zu sehen, zu trösten und zu berathen. — Der Herrenmeister requirirt die Marine, um nach Jerusalem zu reisen mit seiner Frau Meisterin und einer Anzahl von schaulustigen Rittern des heil. Johann, behufs der Grundsteinlegung zum Wiederaufbau der dortigen Ordenskirche, nachdem der lüderliche Großtürke die Ruine dem Könige geschenkt hat. Willst Du Dich nicht etwa auch zur Begleitung melden? Stolberg würde das gewiß sehr wünschen.

Der König hat mir zum Weihnachten eine sehr schöne und sehr schwere goldene Sieges-Medaille geschenkt, die nur in 10 Exemplaren in Gold geprägt ist; natürlich ein Familien-Kleinod von unschätzbarem Werthe. — —

Herzliche Grüße an alle die Deinen, auch an den Geiglitzer. Sage diesem nur, daß es mir sehr schwer geworden, nicht zu kommen, aber „kranker Gast — schwere Last!"

Bismarck wird heute zurückerwartet. Die Nachrichten aus Bonn lauteten ja bisher tröstlich. In alter Liebe, im alten wie im neuen Jahre

Dein alter R.

Blanckenburg an Roon.

Zimmerhausen, 9. 1. 70.

. . . Ja freilich war ich besorgt um Deine Lungen in Anbetracht des damaligen Wetters (10° Kälte). — — Nach Jerusalem ginge sehr gern, wenn mir die Preise und sonst Vieles solche Extravaganzen gestatteten . . . allein das könnte mich reizen, wenn ich damit vom Reichstage befreit würde, vor dem ich eine unüberwindliche Abneigung habe. . . . .

Sehr lieb wäre es mir, wenn Du, gelegentlich General Moltke sehend, diesem von mir Eröffnungen machtest dahingehend, daß meine einzige Hoffnung wäre für die Fraktionssession, daß Er die Leitung in der Art in die Hand nähme, wie Stolberg früher. Es würden dabei die eigentlichen Corporaldienste von Denzin geleistet, und ich würde mich ihnen gewiß nicht entziehen, wenn ich da wäre. Aber wir müßten ihn gerade in erster Linie haben als feinstes Deckblatt, das wir noch hätten für unsere Vierradener Einlagen. —

Ist denn Johanna zurück? Hat Bismarck wirklich die preußischen Staatsministerialzügel wieder ergriffen? — —"

Roon an Blanckenburg.

Berlin, 16. 1. 70.

„Dank für Deinen ausführlichen wenn auch nicht durchweg erfreulichen Brief vom 9. d. M., als dem Tage, an dem ich vor 49 Jahren den Offizierrock angezogen. Noch ein Jahr und die Zahl 50 ist voll — und dann wird man es mir doch vielleicht nicht mehr allseitig verdenken, wenn ich mich, wie ich ersehne, von den öffentlichen Geschäften zurückziehe, falls mir des Herrn Gnade bis dahin überhaupt den Odem bewahrt hat. — — —

Der König ist noch immer grippig und konnte den letzten Jagden nicht beiwohnen, aber er fährt aus und macht seine Geschäfte. — Mit der Jerusalemer Reise ist's vorläufig, wenn nicht auf immer — Essig; deßhalb habe ich gestern unsere Schiffe aus dem Mittelmeer abgerufen. Die Gründe zu diesem Verzichte sind interessant, aber für eine schriftliche Mittheilung nicht geeignet.

Der Reichstag tritt nun — d. i. ziemlich sicher — spätestens am 15. Februar zusammen, zu möglichst kurzer Sitzung. Wie die Diskussion über den § „Amtshauptmann" ausfällt: davon wird es abhängen, ob wir den Landtag möglichst bald schließen oder — vertagen, um nach der R. T. Sitzung ihn wieder zusammen zu rufen und die famose Kreis-Ordnung fertig zu schwätzen. Ich hoffe, daß Du dem R. T. nicht fehlen wirst; da Deine Pläne mit dem „Deckblatt" Moltke sich schwerlich verwirklichen dürften, da sich dies Deckblatt nicht gut rollen läßt. —

Bismarck verkehrt mit den Geschäften — auch den Preußischen — ungefähr wie vor Jahren, ist in den Sitzungen überlebhaft, spricht fast allein und scheint in dem alten Irrthum befangen, daß er durch geistige Regsamkeit und persönliche Liebenswürdigkeit alle Schwierigkeiten der Lage überwinden werde. Es wird daher auch mit den National-Liberalen fortcoquettirt und die alten Freunde und Gesinnungsgenossen werden ziemlich ignorirt; er meint durch diplomatische Dialektik und menschliche Klugheit übrigens Alle gewinnen und über den Gänsezucker führen zu können, redet mit den Conservativen conservativ und mit den Liberalen liberal, und bekundet durch dies Alles entweder eine so souveräne Verachtung aller seiner Umgebungen oder so unbegreifliche Illusionen, daß mir dabei ganz graulich zu Sinne wird. Er will à tout prix möglich bleiben, jetzt und *künftig*, und zwar weil er wohl die Empfindung hat, *daß der begonnene Bau unter dem Hohngelächter der Welt zusammenfällt, sobald er die Hand davon thut*. Das ist auch nicht unrichtig — aber — die Mittel zum Zwecke! Werden sie um seinetwillen geheiligt? — — Frau Johanna ist, glaube ich, noch in Bonn, sie hat es durchgesetzt, daß B. die Söhne jetzt nach Berlin versetzen läßt, was nicht überall gebilligt wird, ebensowenig wie die eingeleitete Reform des Pauk-Comments. . . . . .

Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus Dein A. v. R.

Blanckenburg an Roon.

Zimmerhausen, 21. 1. 70.

. . . Ueberraschen thut es mich gar nicht, was Du über B. schriebst. Daß er die Fehler, die seit Provinzialfonds in Behandlung der Conservativen

gemacht sind, nicht wieder gut machen will, das weiß ich von Varzin her; daß er die Meinung hat, daß die vorschreitende Einigung Deutschlands es erfordert, daß wir immer liberaler werden müssen — das spricht er geradezu aus — freilich auch, daß jeder liberale Mann, der dem König durch das Amt näher gebracht wird, eo ipso conservativer wird. . . .

Nach meiner Meinung ist übrigens die Zeit gekommen, wo die Zukunftspartei d. h. diejenige die sich um die materiellen Interessen des Grundbesitzes schaart, reüssiren kann, wenn sie irgend einen Halt oben bekommt. Der liberale Weg, den B. einschlug, hat geführt zur völligen Herrschaft der staatlichen Freihändler, zur völligen Alleinherrschaft der geheimräthlichen Bureau's, kurz-gerade zu dem Gegentheil von dem was er erstrebte. „Staatliche Freihändler“ ist etwas dunkel und ich wollte damit diejenigen bezeichnen, die die sonst richtigen Freihandelsprinzipien zum Verderben und zur Auflösung des Staates — auf alle Institutionen ausdehnen, deren Pflege dem Staate von Gott anbefohlen ist und ihm durch laisser faire — laisser aller entrissen wird. Das Bergwerkgesetz von 1860 (oder 61?) zum Beispiel zerstörte und hob auf alle Staatspflichten den Bergarbeitern gegenüber, gab sie dem freien Angebot und Nachfrage Preis — und — die Folgen sehen wir!“ — — — —

den 30. Januar (aus Stettin).

— — Hier in Stettin fangen meine Dienstgeschäfte am 4. März an und dauern 3 Wochen. Hoffentlich werde ich damit den größten Theil des Reichstages los, vor dem ich mich ekele. Bleibt es denn beim 15. Februar? Wirklich betheiligen thue ich mich nicht mehr, werde fortan nur meinen Angelegenheiten leben. Von 1852—1870 sind 18 Jahre! Mir scheint das genug zu sein für politisches Herumbummeln; habe daher den Landräthen bereits meine Meinung gesagt. Dazu kommt, daß die ständischen Dinge mir Beschäftigung genug geben, so daß ein Untergang im Mist nicht zu besorgen. — —“

Z., den 5. Februar.

— — Die Opposition der Conservativen gegen B. nimmt reißend zu — man kann es schon Erbitterung nennen. Führer dieser Opposition gegen ihn will und werde ich nimmermehr sein, und Führer der murrenden widerwilligen ihm noch aus allerhand Gründen folgenden Rest-Conservativen mag ich nicht sein (also Stolberg's[1]) Erbschaft trete ich nicht an). Bis zum 4. März werde ich mich in Berlin sporadisch zeigen, von da ab dauernd nach Stettin gehen. Beiden Landräthen habe definitiv angezeigt, daß sie sich einen andern Abgeordneten suchen müssen. — Ich bleibe hier so lange Vater lebt, dann mag meinetwegen das castra movere losgehen dahin wo dann noch ein ubi bene ist — ? — ?

Dein getreuer Moritz.

---

[1]) Graf Eberhard Stolberg, bisher Fraktions-Vorstand, war kürzlich zum Ober-Präsidenten von Schlesien ernannt worden.

Roon an Blanckenburg.

Berlin, 7. 2. 70.

— — Du erwähnst in Deinem letzten Briefe die Opposition resp. Mißstimmung der Conservativen. Der gute Berg discutirte gestern Abend an meinem Theetisch dasselba Thema, und sprach, wie Du, vom Rückzuge. Wenn Du und er und die Gleichgesinnten sich von der politischen Bühne in der That zurückziehen, so wird den Liberalen freilich das Feld unbestritten überlassen; dann kann die Regierung oder B. nicht bloß mit den Liberalen transsigiren und wirthschaften, dann muß er es thun, und Ihr werdet bald wahrnehmen, wie das Schiff von den Mithänden am Steuer ganz entschieden nach links gewendet wird, was ich natürlich nicht mitmache. Das „castra movere“ hat doch auch seine großen Bedenken, weil ich mich vergeblich auf dieser Welt nach dem „ubi bene“ umschaue. Politisch gehöre auch ich — unter uns — der conservativen Opposition an, weil ich nicht wider meinen Willen mit verbundenen Augen geführt werden mag, wer weiß wohin. Aber B. weicht jedem Gespräche über dies Thema aus, während er sich in theoretischen Sätzen noch immer in Übereinstimmung mit mir zu halten die Miene giebt. Er vernachlässigt, wie bisher, seine treuesten und ergebensten Freunde; er wird nicht Anstand nehmen, sie eventuell auch zu brüskiren. Wenn unser Herrgott nicht eingreift, so ist keine Hoffnung auf eine gedeihliche Fortentwickelung unserer Verhältnisse; das Steuer ist verloren gegangen oder unbrauchbar geworden, wer weiß da, wohin uns die Wogen schaukeln werden!

Dies Alles nur im engsten Vertrauen, für dich ganz allein. — Aber ich verzage noch nicht; ich schaue nach Oben und hoffe, das drohende Unheil wird wenn nicht verhindert doch verzögert werden. — —

Dein alter R.

Nach der Reichstags-Eröffnung hatten die Freunde reichlich Gelegenheit, sich über ihre politischen Sorgen mündlich auszusprechen. Diese wurden übrigens im April noch dadurch vermehrt, daß der so oft besprochene Gegenstand ihrer gemeinsamen Liebe (denn das war und blieb Bismarck, wenn auch die Liebe zuweilen als eine „unglückliche“ empfunden ward) von neuem erkrankte. Von Varzin aus, wohin Bismarck noch vor Ostern wieder gegangen war, erhielt Roon u. a. (am 28. April) einen sehr ausführlichen Brief der schwer besorgten Gräfin Bismarck, welcher den andauernden Krankheitszustand des Gemahls eingehend schilderte und die Bitte aussprach, diesen wegen seines Fehlens bei Seiner Majestät zu entschuldigen sowie die durchaus erforderliche Verlängerung des Urlaubs zu erwirken. —

Des Weiteren erwähnen Roon's Briefe aus diesem Frühjahr (an seine zur Kur in Karlsbad befindliche Gemahlin) den Schluß des Zollparlaments (am 7. Mai) „in welchem Blanckenburg sich durch seine einsichtsvolle Thätigkeit die allgemeine Anerkennung erworben habe,“ und die darauf folgende Wieder-Eröffnung des Reichstages, ferner den Besuch des Kaisers von Rußland am 13. Mai — der sich aber die Große Parade verbeten habe. „Es ist Hoffnung, daß Bismarck nach dem

Verrauschen der Kaiserwelle nach Berlin zurückkehrt, aber er soll noch recht schwach sein. Mit meiner Gesundheit geht es ganz leidlich, aber in Acht nehmen muß ich mich freilich sehr." — „Das waren schwere Tage, die letzten in Berlin" — berichtet R. dann weiter (aus Gütergotz vom 16. Mai) „Vorträge bei Sr. Maj., große Diners, Paraden, Kaiser-Besichtigungen und dazwischen wieder und wieder Staats-Ministerial-Sitzungen unerquicklichster Art, zum Theil bis in die Nächte: das alles hat meine Nerven sehr fatiguirt, so daß es selbst hier in der entzückenden Stille eines fast nur im Freien verlebten Tages mit der nächtlichen Ruhe nicht recht glücken will. Und da ich morgen wieder nach Berlin muß, und am Donnerstag Vortrag, am Freitag eine Besprechung mit Bismarck haben werde, der zum Donnerstag in Berlin erwartet wird, so kann das ersehnte Ausruhen wohl erst in der nächsten Woche beginnen." —

Aus einem weiteren Briefe (Gütergotz 22. 5) geht sodann hervor, daß Roon Nachts durch zwei telegraphische Depeschen („eine von Bismarck, die andre von Moritz") nach Berlin gerufen wurde. Der Zweck ist nicht angegeben, doch scheint es sich wiederum nur um dringende Angelegenheiten der inneren Politik gehandelt zu haben; denn daß die auswärtigen Fragen nicht die mindesten Sorgen bereiteten, das ergiebt sich aus Roon's weiterhin mitgeteilten Reiseplänen. „Bevor der König nach Ems geht, möchte ich einen längeren Urlaub nicht erbitten. Dagegen erkläre ich mich bereit, mit Dir später nach dem Harz oder nach Dresden oder auch nach Prag zu gehen, falls Du Dir davon Vergnügen versprichst. Auch muß ich gleich nach dem 3. August nach Hannover gehen, um dort auf Befehl Sr. Majestät die Reitschule zu inspiciren. Von da aus könnte ich dann entweder nach Wilhelmshafen gehen, um das Werk fertig zu sehen oder nach Hamburg und Kiel, oder nach dem Harz: Das Eine wie das Andere nach Deiner Wahl — in deiner Begleitung. . ." u. s. w.

Also nicht ein Wölkchen — das ist deutlich daraus zu entnehmen — trübte Ende Mai den auswärtigen Horizont. Aber auch im Juni wurde noch nicht das Mindeste von dem heraufziehenden Kriegsgewitter bemerkt oder auch nur geahnt; und Graf Bismarck befand sich, wie bekannt, damals noch in derselben Unkenntnis über den französischerseits geplanten Überfall. Wie weit entfernt auch er von dem Verdachte solchen Frevels war, das beweist sein nachstehender und aus diesem Grunde sehr interessanter Brief:

Berlin 7. 6. 70.

Lieber Roon.

ich entfliehe morgen früh den Schlingen, die sich mit jedem Tage meines Bleibens stets von Neuem um meine heimwärts strebenden Füße legen. Ich hoffe daß wir uns Anfangs August hier so wohl wiedersehen wie wir es gegenseitig wünschen. Ich habe formell 6 Wochen Urlaub. Wegen G. habe ich Bericht und Patent gezeichnet, u. s. w.

Mit herzlichem Gruße in Reise-Hast

Ihr von Bismarck."

Wie plötzlich alsdann die spanische Thronfrage auftauchte; wie wenig es ihr indessen anfänglich gelang, auch nur die eben begonnene Sommer-Siesta der deutschen Politiker ernstlich zu stören; wie man dann mit zunächst ungläubigem, dann täglich steigendem Erstaunen und noch größerem Unwillen sich überzeugen mußte, daß diese durch den Verzicht des Erbprinzen von Hohenzollern anscheinend völlig und sehr einfach erledigte Frage dennoch in plump-brutaler Weise benutzt wurde um den Kriegsfall herbeizuführen: das lebt noch in frischer Erinnerung. Auch Roon gehört zu denjenigen, welche so unerhörten Frevel bis zum letzten Augenblicke für unmöglich hielten. Zornig wies er damals die ihm gebrachten Zeitungs-Notizen als „leere französische Fanfarronaden und Renommistereien“ zurück. Er wollte an dies Maß von Tollheit nicht glauben und mußte auch deswegen ernstlich daran zweifeln, weil er (besser, scheint es, als sein französischer Spezialkollege) über die Unzulänglichkeit der französischen Streitmittel orientiert war. Indessen verließ er doch Anfang Juli seinen Landsitz, um für alle Fälle in Berlin zur Hand zu sein. Einige Tage später traf auch Bismarck, von dem Getöse aufgestört, aus Varzin ein; und nun handelte es sich darum, da die Aufregung in Frankreich (oder wenigstens in dem „Gehirn“ Paris) schon zur Siedehitze gesteigert und an dem Ausbruche des Krieges kaum mehr zu zweifeln war, das deutsche Friedensbedürfnis mit der unter den obwaltenden Umständen notwendigen Schnelligkeit in teutonischen Grimm und Kampfeszorn zu verwandeln. In einer der nächsten Sitzungen des übrigens noch nicht vollzählig in Berlin versammelten Staatsministeriums wurde in schneller Geistesgegenwart und mit großem Geschick der zu solchem Zwecke bestimmte Alarmruf redigiert, zu welchem die Vorgänge in Ems und die Unterredung Benedetti's mit König Wilhelm die willkommene Unterlage boten. So ist (wie den Eingeweihten schon früher bekannt geworden) jene aus Ems datierte Wolff'sche Depesche[1]) in der Wilhelmsstraße in Berlin entstanden und hat in 24 Stunden mit ihrem elektrischen Funken mehr ausgerichtet als tausend von schmetternden Alarm-Trompeten in vielen Tagen imstande gewesen wären; und die nun täglich sich überstürzenden Ereignisse sorgten dafür, daß die an jenem Funken in All-Deutschland entfachten Flammen kein Flackerfeuer blieben, sondern sich in tiefe patriotische Glut verwandelten. —

Am 15. Juli kehrte bekanntlich König Wilhelm von Ems nach Berlin zurück. Der Kronprinz, die Minister Bismarck, von Roon, sowie General von Moltke reisten ihm bis Brandenburg entgegen, um über die Lage Vortrag zu halten. Inzwischen sammelten sich auf dem Perron des (damaligen provisorischen) Pots-

---

[1]) Der Wortlaut der Depesche war folgender: „Ems, den 13. Juli. Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der französischen Regierung amtlich mitgeteilt worden, stellte der Botschafter Frankreichs in Ems an den König die Forderung, ihn zu autorisieren, daß er nach Paris telegraphiere, der König verpflichte sich für alle Zukunft, niemals wieder zuzustimmen, wenn der Prinz von Hohenzollern auf die Kandidatur zurückkäme. Der König lehnte es ab, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen und ließ demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen, Se. Majestät habe dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen.“

Redaktion der deutschen Revue.

damer Bahnhofes diejenigen Personen, welche den Monarchen bei der Heimkehr offiziell zu empfangen hatten, an ihrer Spitze der greise Feldmarschall Wrangel; außerhalb des Bahnhofes aber drängte sich eine begeisterte Volksmenge Kopf an Kopf. Jetzt trat — Referent berichtet darüber als Augenzeuge — Unterstaatssekretär von Thile an den alten Marschall heran; er brachte ihm die neuesten offiziellen Depeschen, welche das auswärtige Amt soeben aus Paris erhalten hatte: die Erklärungen der französischen Minister, die Aufnahme derselben durch die ungeheure Mehrheit der Kammer, sowie die Einberufung der französischen Reserven. Das war zwar noch keine Kriegserklärung (offiziell ward dieselbe bekanntlich erst am 19. Juli überreicht) — aber materiell waren diese Nachrichten einer solchen völlig gleich zu erachten. In noch erhöhter beispielloser Spannung erwartete man nun die Ankunft des Königs, welcher selbst von diesen Depeschen noch keine Kenntnis haben konnte, da seit Brandenburg die Fahrt nicht unterbrochen worden war. — Beim Einlaufen den Zuges eilte Herr von Thile dem Könige entgegen; und da er diesen sowie Bismarck, welche von den Umstehenden umringt waren, zunächst nicht erreichen konnte, um seine Meldungen zu machen, so wandte er sich zuerst an Roon, der eben den Wagen verließ, und machte ihm leise obige Mitteilungen. „Nun, dann wollen wir es ihnen bestens besorgen" — war Roon's von den Umstehenden vernommene Antwort darauf. Und nun folgte in dem unscheinbaren Raume, welchen der provisorische Bahnhof als Königliches Wartezimmer dargeboten hatte, und zwar in der Mitte desselben, unter dem historischen, heute im Hohenzollern-Museum aufbewahrten Kronleuchter, eine kurze Beratung. Um den König waren Bismarck, Roon und Moltke gruppiert, Thile in der Nähe des ersteren; der Kronprinz, halb seitwärts neben dem Könige, stand da wie ein flammender Kriegsgott, das Urbild des teutonischen Zornes, mit zurückgeworfenem Haupte und drohend erhobener Rechten. Die meisten der dort gewechselten Worte blieben freilich unhörbar für die ferner Stehenden; doch zuweilen vernahm man Roon's so besonders tiefe und dröhnende Stimme: „Ja wohl, Majestät" — „das hat keine Schwierigkeiten" „es ist Alles vorbereitet, Majestät!" — und nun sah man den Kronprinzen leuchtenden Auges hinauseilen zu der brausenden Menge da draußen, welche seinen Zuruf: „Die Mobilmachung der Armee ist befohlen!" mit tausenden von Stimmen weiter fortpflanzte. Und in der That hatte der greise Kriegsherr soeben diese Entscheidung ausgesprochen. Die zweifelhafte Hoffnung, welche seine Friedensliebe bisher und auch während der Fahrt von Brandenburg nach Berlin noch festgehalten hatte — sie mußte, davon hatte der Monarch sich jetzt überzeugt, nach den soeben eingetroffenen Depeschen völlig aufgegeben werden: und nun zögerte er auch keinen Moment mehr, den so frevelhaft hingeworfenen Handschuh aufzuheben.

Während der König in tiefer Bewegung und zugleich erquickt durch die jubelnden Zurufe der in treuer Zuversicht begeisterten Volksmassen sein Palais erreichte, trat Roon zunächst im Kriegsministerium mit den Generalen von Moltke, von Podbielski und einigen andern Offizieren zu einer Besprechung und zur Vorbereitung der erforderlichen Maßregeln zusammen. Alsdann folgte in den Abend-

stunden der letzte entscheidende Vortrag bei des Königs Majestät; und bald nachdem Moltke und Roon gegen Mitternacht das Palais verlassen hatten, flog der von des letzteren Hand geschriebene sehr kurze Befehl — als das Resultat jener Beratung — durch den Telegraphen hinaus in alle deutschen Gaue:

„Die Armee ist planmäßig mobil zu machen."

Häufig hat Roon es damals und später ausgesprochen, daß die nach dieser denkwürdigen Nacht folgenden vierzehn Tage für sein Ressort fast die sorg- und arbeitslosesten seines Dienst-Lebens gewesen seien. Und in der That: die Mobilmachungsmaschine arbeitete so musterhaft sicher und so völlig ohne Reibungen, daß Roon und seine Büreau's in der ganzen Mobilmachungs-Periode auch nicht eine Anfrage der General-Kommando's oder anderer Instanzen zu beantworten hatten; und das, obwohl der Mobilmachungsbefehl so völlig ohne alle Vorbereitungen erlassen worden, und obwohl viele gerade der höchstgestellten Generale und Offiziere des Generalstabes sich in jener Hochsommerperiode noch auf Urlaub, zum Teil sogar im Auslande, befanden. —

Roon hatte in jenen Tagen seine körperlichen Beschwerden völlig vergessen und konnte in Ruhe seine persönlichen Vorbereitungen für die Kampagne treffen. Er bestellte sein Haus und ergänzte seine Feld-Ausrüstung. Seine Stimmung war frisch und zuversichtlich, fast sorglos und kampfesfroh zu nennen. Hatte er früher auch lebhaft gewünscht, daß dieser schwere Krieg gegen Frankreich seinem Vaterlande — und der Welt — aus Rücksichten der Humanität erspart bleiben könnte: so waren solche Gedanken jetzt völlig in den Hintergrund getreten, da seine ganze Seele nur erfüllt war von ehrlichem, heißem Kriegerzorn, der nicht ruhen wollte, bis der frevelhafte Friedensbrecher seine gerechte Vergeltung empfangen hätte.

„Uebrigens Gruß und Handschlag!" — schrieb er am 25. Juli an Blanckenburg — „wenn uns die Kerls nur noch diese Woche in Ruhe lassen, so wollen wir ihnen in der nächsten die rothen stramm zu ziehen versuchen, und nicht aufhören bis — doch keine Großsprecherei! ich rede ja auch blos von unserm guten Willen."

Fast prophetisch lautete Blanckenburgs Antwort:

Zimmerhausen, den 28. Juli 70.

— — Na Glück auf den Weg! Was man seine ganze Jugend hindurch gehofft hat: eine gründliche Herstellung des Uebergewichts deutscher Nation und Revanche für die Unthaten der Gallo-Franken seit 200 Jahren — das mußte man noch erleben. Du in höherem Alter und ich in einer doch ziemlich zur Unthätigkeit mich verurtheilenden Situation!

Gott hätte gewiß tausend Ursachen uns zu demüthigen und dann uns groß zu machen — für alle Teufeleien der Gotteslästerung die in Deutschland im Schwange gehen, indeß, — nach Gerechtigkeit darf und kann es nicht gehen — nur nach Gnade, und ob die die rothen Hosen mehr verdient haben wie wir? — —

Hoffentlich haben die Propheten, die den Einzug in Paris erst 1871 festsetzen, unrecht. — — Die Pommern sind diesmal wirklich patriotisch — sehr

beunruhigt, wenn einer hier und dort vergessen ist, d. h. keine Ordre bis jetzt erhalten hat. Das war 1866 grade umgekehrt. —

Ihr werdet nun doch jetzt Ressort-Kriege nicht führen können! Gott bessere diese Zustände! Meines Erachtens liegt der Keim zu dergleichen viel tiefer als in Formen. Die Sache ist es: Bund und preußischer Militär-Organismus haben sich noch lange nicht in einander gelebt, werden es vielleicht nie.

Mit tausend Grüßen an Dich und die Deinen bin ich wie immer

Dein getreuer Moritz.

Roon an Blanckenburg.

Berlin, 30. Juli 70.

Mein geliebter Moritz! So sei denn zum letzten Mal herzlich gegrüßt, bevor wir die rothen Büchsen stramm ziehen! Morgen Abend dampfen wir gen Mainz, in dessen Umgebung dann eine hübsche Armee vereinigt sein wird. Eine schönere und versprechendere besaß Deutschland nie. Dennoch wollen wir nicht „Fleisch für unsern Arm halten," sondern nur „durch und mit Gott Thaten thun": denn ich kenne der Leichdörner und schwachen Beine genug, um die Möglichkeit des Stolperns nicht zuzugeben. — Der Himmel weiß, wie es kömmt, daß ich an einen regulären Krieg noch immer nicht glaube, so sehr wir auch dazu disponirt sind: aber mir kömmt immer und immer wieder der Gedanke, es könnte noch vorher etwas dazwischen treten, ein unvorhergesehener und unberechenbarer Zwischenfall, der den Gedanken der Streitenden neue Richtungen anweiset. Träumereien! hervorgerufen durch die souveräne Sinnlosigkeit der Kriegsveranlassung. Um davon loszukommen muß man sich immer wieder der Absichtlichkeit erinnern, mit welcher die ganze Situation langer Hand seit Jahren vorbereitet ist. Täglich neue bestätigende Anzeichen dafür. So erfahren wir jetzt, daß seit lange ganz Deutschland mit einem dichten Netz von französischen Polizei-Spionen übersponnen ist; uns liegen davon die überzeugendsten Beweise aktenmäßig vor, und wir haben jetzt alle Hände voll zu thun, um die importirten Läuse aufzufinden und unschädlich zu machen. Daraus hat sich eine gewisse Unsicherheit und Spionenriecherei entwickelt, die der nötigen Unbefangenheit erheblichen Eintrag thun. —

Nachdem Bismarck durch jetzt sehr übel angebrachte Rollenfresserei den Ressort-Krieg einmal signalisirt, wird derselbe — ich glaube wider seinen Willen — munter fortgesetzt. Er verklagt mich fast täglich in von ihm unterschriebenen aber schwerlich gelesenen Berichten bei'm Könige, ohne mir vorher darüber Mittheilung zu machen. Der Effekt ist aber, glaube ich, kein anderer, als daß der König die Reibung inne wird, die aus ängstlicher Wahrnehmung einerseits politischer, andererseits militärischer Rücksichten zwischen beiden Ressorts stattfindet. Der Herr versteht die letzteren natürlich besser als sein Großvezier; es findet sich auch immer ein vernünftiger Zwischenweg, aber — wir haben keine Zeit uns darüber vorher zu verständigen. Ich bin in der versöhnlichsten Stimmung, und er freundlich wie sonst gegen mich; ich unterstütze ihn um des Gewissens willen in allen Vorschlägen, die mir vernünftig scheinen, d. h. bei allen Vornahmen, die

sich auf ein sachverständiges Urtheil gründen; möchte er nicht vergessen, daß er ein solches nicht in allen Stücken besitzt. In Summa, ich hoffe, daß wir nicht aufeinanderplatzen werden; ich wenigstens will mein Bestes thun.

Meine Söhne: Wilhelm, Waldemar und Bernhard sind schon seit einigen Tagen bei der Armee, Arnold (der als mein Adjutant ausrückt) fährt morgen mit mir. Wißmann sagt mir eben Adieu, nachdem er Frau und Kind zu uns übersiedelt hat. Und das Alles um dieses schurkischen Gesindels willen, das nach Lüge stinkt und vor Eitelkeit bersten möchte! — —

Du wirst mir wohl mal schreiben. Möchte ich doch Veranlassung haben, Dir in Dithyramben zu antworten. Gott segne Dich und Dein Haus! Betet für uns draußen. Das Spiel ist hoch, die Einsätze sind kolossal. Aber wir dürfen es nicht verlieren. Dein alter A. v. R.

* * *

Am 31. Juli reiste Roon im Gefolge des Königs nach Mainz, wohin der Monarch sich bekanntlich mit dem ganzen Großen Hauptquartier zunächst begab. Die Szenen beim Abschiede von Berlin ꝛc. sollen hier nicht wiederholt werden, ebensowenig wie der allgemeine Verlauf des nun beginnenden gewaltigen kriegerischen Dramas. Über Roon's persönliche Erlebnisse und seine im Augenblicke der Ereignisse selbst gewonnenen eigenen Eindrücke und Urteile werden die nachfolgenden Mitteilungen aus seinen eigenhändig an seine Gemahlin und andre vertraute Personen gerichteten Feldpostbriefen den besten Aufschluß geben. Diese letzteren besitzen außerdem den Vorzug einer gewissen Objektivität, weil ihr Verfasser, seiner Stellung wegen, nur zuweilen, und niemals in unmittelbarer Weise, als eigentlicher Akteur zu wirken berufen war — wenngleich er auch im Feldlager an allen militärischen Beratungen und an vielen wichtigen Entschließungen des Königlichen Kriegsherrn teilzunehmen hatte und über dieselben beständig genau orientiert, also ein völlig kompetenter Beobachter war.

(Fortsetzung folgt.) R. v. D.

Vorher und nachher!

Novellette
von
Mite Kremnitz.

Soll ich dir die Geschichte unserer Liebe erzählen? Heute ist die Sylvesternacht, du weißt, dieselbe Nacht, in der ich vor fünf Jahren zuerst zu dir gerufen wurde!

Was gäbe ich darum, diese fünf Jahre auslöschen zu können! Aber sie stehen vor meinem inneren Auge da wie fünf über einander gelegte eiserne Reifen.

Ich war damals erst seit zwei Monaten hier. Warum war ich überhaupt gekommen, es ging mir doch so gut in Paris! War es das slawische Erbteil in

meiner Natur? Meine Mutter war Vollblut-Russin gewesen, mein Vater halb Russe, halb Rumäne, obgleich er sich gern als echten Rumänen ausgab; und wir Slawen sind sentimental, wir sehnen uns nach der Heimat zurück. Vielleicht liegt auch im Grunde unseres Wesens noch etwas von der Barbarennatur, die sich in der Wildnis wohler fühlt als in der Zivilisation. Genug, ich sehnte mich nachhause: Immer schwebte mir Bukarest vor — greller, heißer Sonnenschein auf den breiten, aber krummen und ungepflasterten Straßen, in denen apathische Büffel stundenlang regungslos vor ihren Karren halten, während die Treiber unter dem Gefährt schlafen! Wo ich auch war in Paris, selbst auf den lärmenden Boulevards, immer tanzten mir diese Karren vor Augen — nein, sie tanzten nicht, ich sah sie stehen unten am Horizont, unbeweglich — hinter ihnen, klar erkennbar in der hellen Luft, ragten die Brunnenstangen, und in meinem Ohr tönte das eigenartige Rauschen des hohen Maisfelds.

So lange mein Vater lebte, hatten wir auf dem Gute bei Plojescht gewohnt, später in Bukarest; erst mit neun Jahren, nach dem Tode der Mutter, kam ich nach Paris: so vermischten sich in meinen Jugenderinnerungen immer Stadt und Land Rumäniens.

Geld hatte ich; wäre ich sonst in Paris so bereitwillig überall aufgenommen worden? Ich machte mir nie Illusionen darüber, daß meine Erfolge nicht meiner ärztlichen Tüchtigkeit zuzuschreiben waren: ein unabhängiger junger Mann hat es überall gut in der Welt! Warum sollte ich also nicht nach Bukarest, meiner Vaterstadt, zurückkehren? Schlimmstenfalls war es ein Versuch.

Ich ließ die Reklame-Posaune ein wenig vor mir hertönen — du siehst mich mit deinen Kinderaugen an und fragst: „warum?“ Wenn ich dir antworte: „das muß so sein in der Welt!“ dann glaubst du es, du glaubst immer alles, was man dir sagt, und am folgenden Tage würdest du mir mitteilen: „Weißt du, daß das so ist in der Welt?“ — als hätte nicht ich es dich gelehrt, als sprächest du mir es nicht nach! Ach, die Frauen!

Also, ich folgte der Posaune und kam in Bukarest an.

Natürlich war der erste Eindruck eine Enttäuschung!

Wie ist es nur möglich, daß Städte so blind sein können wie Menschen, sich ihres individuellen Reizes zu entkleiden! Traurig verlangweilt hat sich Bukarest, seit es danach strebt, eine europäische moderne Mittelstadt zu werden: Tramways auf gepflasterten, ganz leidlich gekehrten Straßen anstatt meiner Ochsenkarren; Gasbeleuchtung, Wasserleitung — genau dasselbe, was man überall haben kann, nur überall besser!

Auch hatte ich die Jahreszeit schlecht gewählt: keine Sonne, sondern Nebel, wie im Norden, nur mehr Schmutz!

Ich dagegen war meinen Landsleuten keine Enttäuschung, ich kam ja aus Paris, und was dort Kurs hat, wird blind bewundert. Außerdem hatte ich so einen echten Accent, wenn ich sagte: „Mein Gott, ich hatte Heimweh, darum bin ich gekommen und will nun hier bleiben!“ Wie es ihnen schmeichelte — mir auch, obgleich ich genau wußte, daß mein ganzes Heimweh Humbug war, eine ficelle,

die mir unversehens in die Finger geraten und die ich dann benutzte! Was an mir echt war, wußte ich selbst nicht, ich spielte mit mir wie mit den andern und freute mich dabei, was für ein überlegener, gescheiter Kerl ich doch eigentlich war!

Man trug mir gleich eine wichtige Stelle an, um mich, eine solche Leuchte der Wissenschaft, der Heimat zu erhalten. — Dutzende verdienstvoller Männer hatten sich darum beworben, ich bekam sie, weil ich so ausgezeichnet französisch sprach. Diesmal nickst du schwermütig mit dem kleinen Kopfe, als hättest du die ganze Ironie der Welt erfahren. Lache ich dich aber aus und sage: „Nein, selbst bei uns ist das nicht so!“ dann vernehme ich am folgenden Tage, daß man uns verleumdet, daß es selbst bei uns nicht nur nach Gunst und Gnaden, sondern auch nach Verdienst geht! Nicht wahr, ich kenne dich, obgleich du es nicht zugeben magst? Ja, vielleicht wirst du morgen, falls ich dir auf der Chaussee begegne, halblaut deine Begleiterin fragen: „Wer ist denn der unausstehliche Mensch, der mich so tief grüßt?“

In der Sylvesternacht also wurde ich zu dir gerufen! Du hattest den Abend beim französischen Gesandten zugebracht — er empfängt alle Mittwoch — und beim Nachhausefahren hattest du dich im Wagen gestoßen: Ich glaube, du warst eingeschlafen, du kannst ja ebenso schnell ins Reich der Träume gleiten, wie ein Bonbon aus deinem Mündchen in den Magen gleitet, und hattest dich an der Schläfe verletzt, als das Koupee scharf umbog, nach der unleidlichen Manier deines Kutschers. Warum ich ihn unleidlich schelte, weiß ich nicht, verdanke ich es ihm doch — damals jedenfalls nannte ich ihn nicht so!

Deine Verletzung war keine schwere; hätte das Küchenmädchen sie gehabt, würde man ihr zugerufen haben: „Nimm dich ein ander Mal besser in acht!“ und hätte sich nicht weiter um sie gekümmert. Aber nun war es die Prinzessin Noru, da mußte Eis verordnet werden! Du warst übrigens sehr gefaßt und mutig und bedauertest errötend, daß du mich so spät noch hättest bemühen müssen: „Mir ist nichts peinlicher, als Ärzte in der Nacht herauszurufen, weiß ich doch, wie geplagt sie des Tages sind.“ meintest du mit niedlich-kokettem Augen-Aufschlag und sahst dann, als sollte sie es bekräftigen, deine Tante an. Und diese Tante bekräftigte alles, was du sagtest; ich habe viel Frauen-Hingabe gesehen, so von Herzen kommende wie diese nie. Sie zitterte förmlich vor Sorge um dich, die gute Tante Betty, und als ich die Wunde befühlte — es ging doch nicht anders, ich mußte den Tastsinn zu Hilfe nehmen —, beobachtete sie mich scharf, ob ich mir auch keine Freiheit herausnähme, etwa aus Vergnügen die weiche Haut berührte!

Mein blasiertes Wesen mußte ihr Beruhigung einflößen, auch dauerte die Untersuchung nicht lange; das Eis kam, ich zeigte, wie die Umschläge gemacht werden sollten, und schickte mich zum Fortgehen an; die Tante aber fragte, ob ich mich nicht mit dem Thermometer vergewissern müßte, daß kein Wundfieber eingetreten sei?

„Ich hasse jede Übertreibung,“ entgegnetest du, „die gute Tante übertreibt immer; aber falls Sie noch einen Augenblick Zeit hätten, diente es vielleicht zur Beruhigung meines Mannes, wenn Sie mir das Thermometer anlegten.“

„Soll die Prinzessin sich dazu hinlegen?“ fragte Tante Betty.

„Natürlich!“ entgegnete ich.

Bei Erwähnung deines Mannes hatte ich erstaunt aufgehorcht. Bis dahin warst du in deinem weißen Spitzen-Morgenkleide mir wie ein Kind, wie ein Mägdelein erschienen, jetzt erinnerte ich mich, daß du verheiratet seist. Daß du es schon seit acht Jahren, erfuhr ich damals nicht, aber bald.

Tante Betty rief deine Kammerfrau, und ihr verschwandet alle drei nebenan im Toilettenzimmer. Auch die Kammerfrau war im höchsten Grade besorgt wegen deines Unfalls, und ich hörte im Fortgehen dich freundlich sie beruhigen: dir wäre schon viel besser, du würdest auch gewiß nicht wieder ohnmächtig werden! — Und das Alles um zwei Tropfen Bluts!

Ich habe gelächelt — Gott verzeih' mir's, ich war doch eigentlich von uns zweien der größere Schauspieler! Dann ging ich im Zimmer auf und ab. Es war ein kleines intimes Boudoir, das neben Toiletten- und Schlafzimmer lag, und in das gewiß selten ein Fremder trat. Auf dem Tische lagen entfaltete Briefe — — besorgte Tante Betty nicht, daß ich sie lesen würde? — sogar Zeitungen — sahen deine Augen je auf solch' geschwärztes Papier? — und an der schmalen Wand stand ein reizendes Pianino. Du spielst also? Mit einem Male trat ein Theaterzettel vor mein geistiges Auge mit dem fettgedruckten Namen: „Prinzessin Aretea Noru!“ Du warst die bekannte Klaviervirtuosin, die in allen Wohlthätigkeits-Konzerten mitwirkte, die Schülerin Liszt's, der Stolz meiner Landsleute! Unter Aretea Noru hatte ich mir aber immer eine ältere, knochige Dame vorgestellt, der Name paßte nicht zu dir. Nun fiel mir noch manches ein, auch die bekannte Geschichte deiner Heirat: dein Mann hatte dich in einem Konzert spielen hören und war stracks zu deinem Vater gegangen, ihn um Deine Hand zu bitten. Sie wurde ihm bewilligt, obgleich er dreißig Jahre älter war als du, denn er besaß die größten Güter in der Walachei — und die Welt setzte regelmäßig hinzu, du liebtest ihn wie er dich, und nur ein schwarzes Pünktchen gäbe es auf dem großen weißen Blatte eures Lebens: die Kinderlosigkeit!

Gehört hatte ich also oft von dir, nun aber sollte der leere Schall sich mit lebendigen Fleischtönen umkleiden!

Deine Toilette dauerte trotz der gewiß bewährten Hilfe recht lange, dein erstes Wort, als ich an dein Bett trat, galt darum auch dieser Verzögerung: „Ich bin noch so schwach, nein so schwach, daß ich mich garnicht rühren konnte — wahrscheinlich infolge des Blutverlustes —, darum habe ich Ihnen so viel Zeit rauben müssen.“

Ich war Bär genug, dir nicht zu widersprechen, auch ich hatte gedacht, du hättest dich etwas beeilen können! Tante Betty vermerkte diese meine Stimmung höchst mißfällig und sagte scharf: „Der Doktor geht gewiß nie vor ein Uhr schlafen, es hat aber eben erst Dreiviertel geschlagen!“

Ich überhörte ihre Liebenswürdigkeit, legte mit kalter Geschäftsmiene das Thermometer in deine Achselhöhle — die Tante hatte vorsichtig schon den Weg dafür durch die Spitzen gebahnt —, dann zog ich, nach der Uhr sehend, mich vom Bett in den Hintergrund des Zimmers zurück. Es war übrigens halb zwei Uhr, und ich hatte damals zum ersten Mal Gelegenheit zu konstatieren, daß Tante Betty's Uhr, wie die sehr vieler Menschen, je nach ihrer Stimmung bald vor bald nach geht. Später meistens vor! —

Während ich dein Schlafzimmer bewunderte — es ist wirklich schön, lichtblau mit silberfarbenen Möbeln, nur das Bett zu parademäßig, unheimlich, einem Katafalk ähnlich und besonders unangemessen für eine so zierliche kleine Person wie du —, während ich dabei Betrachtungen anstellte, ob dein hoher Gemahl aus Zartgefühl oder Gleichgiltigkeit nicht an deiner Seite weilte, zermartertest du dich, womit du mir die Zeit vertreiben könntest. „Doktor," erklang dein Silberstimmchen, „ich glaube, ich habe Ihnen noch gar kein fröhliches neues Jahr gewünscht, und das ist doch das Mindeste, das man dem schuldet, den man in der Sylvesternacht dem Kreise seiner Freunde entzieht!"

Tante Betty strahlte, auf ihrem Gesicht stand deutlich: „Sie ist doch gar zu liebenswürdig!" Mich ärgerte das einen Augenblick. Wenn ich die schönsten Dinge sagte — und ich sagte sonst wirklich manchmal welche —, hatte noch nie jemand darüber solch Entzücken verspürt. Du warst doch auch nur ein Menschenkind!

„Ich danke ergebenst; wir waren allerdings gerade sehr heiter, Prinzessin," entgegnete ich und setzte als richtiger Prud'homme hinzu: „aber die Pflicht geht vor, und ein Anfänger wie ich muß oft seine Nächte opfern!" — Sonst spielte ich mich auf den alten Praktiker heraus, hier überkam mich plötzlich diese unnatürliche Bescheidenheit.

„Dafür ist Ihr Beruf aber auch der schönste," meintest du, „ich glaube fast noch schöner als der des Musikers."

Ich war so überrascht, daß ich beinahe laut gelacht hätte, aber Tante Betty strahlte wieder, und ich las auf ihrem Gesicht: „Giebt es etwas Geistvolleres?" während sie fast schwermütig meinte: „Ja, die Prinzessin nimmt ihren Beruf sehr ernst!"

Das war allerdings eine originelle Auffassung: Prinzessin Aretea Noru hatte einen Beruf!

„Was man thut, muß man ganz thun, meinen Sie nicht auch?" fragtest du.

Das war schwer zu verneinen, und da Tante Betty, deren Gesicht ich immerfort studieren mußte, diesmal nicht strahlte, war ich ganz deiner Meinung — was dir außerordentlich wohl that.

Tante Betty wandte sich zu dir:

„Du solltest nicht so viel sprechen — wie soll das Thermometer richtig zeigen, wenn du dich durch Reden erregst!"

In diesem Augenblicke öffnete sich geräuschlos eine Seitenthür, und dein Mann trat ein. Er war noch im Gesellschaftsanzug, der seinem gemütlichen Ge-

sichte etwas Komisches verlieh, und auch zu seiner großen beleibten Gestalt paßte der Frack nicht. Er ging auf mich zu, reichte mir die Hand und dankte mir in etwas dicker Stimme, daß ich so schnell gekommen wäre; dabei sah ich, daß seine nicht großen, glitzernden Augen, außer dem Ausdruck voller Güte, in einem Winkel einen Zug von List und Verschlagenheit hatten. — Ich besitze nun einmal die Manie, aus der äußeren Erscheinung den Charakter erkennen zu wollen! Im alten Bojaren-Kostüm mit der großen turbanartigen Kopfbedeckung muß dein Gatte sehr gut ausgesehen haben, zumal da sein Haupthaar fast ganz ausgefallen ist und der weite, faltige Rock seine runde Gestalt verhüllt haben würde. — Als er dich anlächelte, kamen unter den vollen Lippen, die ein struppiger Schnurrbart nur wenig bedeckte, wunderschöne, aber etwas breite Zähne zum Vorschein, — Zeichen seiner kräftigen Gesundheit und seines guten Appetits.

Du warst bei seinem Eintreten blutrot geworden und sahst kindlicher aus denn je, als du verlegen über das ganze kleine Gesicht lächeltest. Ja, die Welt sagte richtig: du liebtest ihn! Du erfaßtest seine fleischige Hand mit deinen kleinen Händchen so energisch, daß die Eindrücke deiner Finger weiße Streifen auf ihr hinterließen.

Nachdem du dann auch ihm erzählt hattest, wie schwach, nein wie schwach du wärest, wandte er sich wieder zu mir und erkundigte sich genau, wie schwer die Verletzung sei, und sagte dann mit seiner polternden Stimme und abgebrochenen Sprechweise, die mir neu war: „So kommt es, wissen Sie, wenn man seine Frau allein läßt; aber ich hatte heute eine Sylvester-Feier im Klub, von der ich mich nicht ausschließen durfte, wissen Sie. . . . ."

Ich wußte nichts, aber er machte den Zusatz unaufhörlich.

Zwanzig Minuten waren verstrichen, deine Temperatur erwies sich als normal, ich empfahl mich, und du reichtest mir die Hand zum Kusse, ich drückte sie aber nur leise, was Tante Betty Wunder nahm, dein Mann begleitete mich hinaus, und mein erster Besuch war vorüber.

Du hattest mich bitten lassen, am nächsten Tage nicht vor acht Uhr zu kommen, denn du schliefest stets sehr lange. Ich finde das eine liebenswürdige Eigenschaft, da ich sie auch habe.

In dieser Nacht träumte ich zum ersten Male von dir, obwohl ich beim Einschlafen mich nicht hatte darauf besinnen können, wie du eigentlich aussähest. Mir geht das oft so, daß ich mir Gesichter nicht zurückrufen kann, ich behalte den Eindruck, den sie mir in der Seele gemacht: sei es wie eine Melodie aus Don Juan, oder wie eine Bach'sche Suite, wie eine Wagner'sche Szene, oder wie einen Strauß'scher Walzer, ein Offenbach'sches Kouplet. Von dir war sogar diese Art Eindruck nicht rein, sondern vermischt — Mozart überwog aber. Im Traum sah ich dann klar dein Gesicht mit den großen schwarzen Augen, die nach Kinderart zu weit geöffnet waren, und den schönsten, schwungvoll sich darüber hinziehenden Augenbrauen. Wir Rumänen haben meist zu starke, zu breite Augenbrauen — die deinen sind schmal und von seltener Schönheit der

Linie; deine Stirn ist halbbedeckt von dem schlichten, kurzgeschnittenen, auf der linken Seite gescheitelten schwarzen Haar, das über die Ohren fällt und den kleinen Brillanten darin kaum sehen läßt. Weshalb mochtest du das Haar so unfrauenhaft kurz tragen, wie ein Knabe? Ich kannte damals die Geschichte deines Haares nicht, obgleich sie, wie die deiner Heirat, Bukarester Salon-Allgemeingut ist: Als dein Mann im zweiten Jahre eurer Ehe am Typhus erkrankte, thatest du das Gelübde, das Schönste an dir, dein langes, schwarzes Haar, für seine Genesung hinzugeben und nie mehr wachsen zu lassen! Der heilige Stephan, der arme Gesteinigte, war es, zu dem du betetest — er mußte Gefallen an deinem Opfermut gefunden haben oder an deinem glänzenden Haare; vielleicht wußte er auch, was du noch nicht ahnen konntest, daß dir das knabenhafte Haupt einen ganz außerordentlichen Reiz geben würde, kurz, das Gelübde hatte die erhoffte Wirkung, dein irdischer Stephan wurde gesund!

Dein Opfer war übrigens so ein recht orientalisches: wäre ich in der Pariser Luft nicht zum Freidenker aufgewachsen, so hätte ich es sicher ganz vernünftig gefunden, — noch nicht lange genug umfächelte mich wieder die schwere Luft des Schwarzen Meeres, welche die Donau hinauf weht: ganz laut lachte ich über dich! Freilich kränkte es auch mich in meinem professionellen Stolz: wußte ich denn, ob du nicht schon ein neues Gelübde gethan zur Heilung der kleinen Schläfenwunde, die du mir anvertraut hattest! Während ich meinte, daß es meine geschickte Behandlung gewesen, die deine Stirn nach drei Tagen wieder glatt und rein unter Gottes schöne Sonne stellte, mochtest du innerlich triumphieren: die Korallenschnüre, die du vielleicht fürs Heiligenbild nach Tziganescht gesandt, hätten das bewirkt!

Nach drei Tagen also warst du vollkommen hergestellt, und wenn du mich auch mit einem „Auf Wiedersehen“ gnädigst entließest, so dachte ich doch: „Wer weiß, ob das je geschieht!“ und setzte sogar hinzu: „Wer weiß, ob es nicht auch besser so ist!“ Ich trug mich ja mit dem Gedanken, nach Paris zurückzukehren: es war zu ärgerlich, daß ich bei jeder Gelegenheit über dich lachen mußte, daß mir dein Silberstimmchen so oft ernsthaft eine deiner niedlichen Dummheiten zuraunte, daß ich im Theater dich in jeder Loge zu sehen meinte! Einen ganzen langen Sonntagabend machte ich mich in den halbdunklen Zimmern der Frau Oteteleschanu liebenswürdig, nur weil jemand gesagt hatte, Prinzeß Aretea würde kommen und wohl auch Klavier spielen, sie ließe sich nie lange nötigen! Dort hätte ich dich vielleicht allein gesprochen, ohne Tante Betty, und mir schwebte das wie etwas Paradiesisches vor. Auch beim französischen Gesandten wartete ich einen Mittwochabend auf dich; wahrscheinlich hattest du aber Angst vor einer Wiederholung deines Unfalls und vermiedest abergläubisch das Haus. Als ich erfuhr, daß du für einige Tage aufs Land gegangen seiest, da quälte mich wieder das Warum! Es war lächerlich — hatte ich denn nichts Besseres zu thun? Wenn ich nicht ausgehen wollte, fand ich doch Beschäftigung genug für meine Mußestunden in der Einrichtung meiner Wohnung. Und Arbeit hatte mir doch immer zugesagt, auch that mein Studienfreund Alecco, wie sonst, alles um

mich zu zerstreuen. Aber es lag mir plötzlich auf den Nerven, wenn er mir die neuesten Klatschgeschichten mit ewig demselben schmutzigen Refrain auftischte und seine Heldenthaten gegen das weibliche Geschlecht indiskret verkündete, — ich begriff nicht, wie ich vor ein paar Wochen gemeint hatte, in Bukarest ließe es sich mit etwas Unverschämtheit und viel Geld wunderbar gut leben! Unverschämt war ich wirklich, denn kein Tag verging, an dem ich mir nicht ausmalte, welche Lebensumstände dich mir in die Arme liefern könnten! Dir brauche ich es ja eigentlich nicht zu sagen, daß ich damit keinen Raub zu begehen meinte. Wir moderne Jugend sind kommunistisch erzogen, und speziell in unserer Heimat nimmt jeder Mann seines Nachbarn Frau, wenigstens in Gedanken, wenn er sie in Wirklichkeit nicht erlangen kann.

Im März taute der hohe Schnee weg — ich segnete ihn dafür —, und du bekamst ein hartnäckiges Fieber. Dein Mann ersuchte mich schriftlich, indem er meiner winterlichen Behandlung in den schmeichelhaftesten Ausdrücken gedachte, doch im Laufe des Tages bei dir vorzusprechen, dein Übel wolle den gewöhnlichen Mitteln nicht weichen.

Gleich ließ ich meine Schimmel anspannen — ein Paar Prachttiere, die ich vom russischen Gesandten bei seiner Versetzung erstanden, und an denen ich viel Freude hatte.

Das große alte Noru'sche Haus — Palais nennt man es hier — liegt nicht weit von mir entfernt. Es steht im schärfsten Gegensatz zu dem, was man sich als deinen Wohnsitz ausmalen möchte: es ist klotzig, breit, weitläufig, dunkelgrau von außen; wo es der Straße zugekehrt ist, mit kleinen altmodischen Fenstern; nach dem Garten zu giebt es einige breite Spiegelscheiben und Erkerfenster aus buntem Glas, aber beim Anfahren sieht man das nicht.

Du lagst im Salon in deinem weißen Plüschkleide, neben dir die unvermeidliche Tante.

„Warum ist die Prinzessin nicht im Bette geblieben?" wandte ich mich nach der ersten Begrüßung an die Tante.

Du antwortetest wie ein schmollendes Kind: „Weil ich nicht gequält sein will, weil mir das Bett zuwider ist, ach, so zuwider!"

Ich kannte nun schon deine Redeweise, die das Accentuierte immer wiederholte: „Das will ich haben, ich," und so fort.

„Das sind keine Gründe," entgegnete ich mit professionellem Ernst.

„Bitte, lieber Doktor," unterbrachst du mich, „lassen denn Sie sich so gern zwingen? Mich will man immer zwingen, mich! Wenn ich aufstehe, heißt's: du sollst liegen bleiben; wenn ich liegen bleiben will, du sollst aufstehen!"

„Aretea," fiel die Tante beleidigt ein, „ist das dein Ernst, dann verlasse ich das Haus!"

Ich dachte: thäte sie es doch gleich! Du aber lachtest und sagtest zu mir:

„Damit droht die Tante mir täglich seit acht Jahren und damit macht sie mich immer ihrem Willen gefügig. Ich kann nämlich keine bösen Gesichter sehen,

also machen Sie schnell wieder ein freundliches, Herr Doktor, ich werde mich gleich ins Bett legen."

„Sie haben hohes Fieber!"

„Das hab' ich mir gedacht: die ganze Nacht hab' ich von Kindern geträumt, das bedeutet bei mir immer eine schwere Krankheit!"

„Aber Prinzessin . . ." wagte ich einzuwenden.

Tante Betty schüttelte wie eine alte Weissagerin das Haupt.

„Natürlich glauben Sie es nicht," fuhrst du fort, „aber ich irre mich nie!"

„Ist es möglich? Kann eine gebildete Frau so abergläubisch sein?"

„Das ist kein Aberglaube, ich habe es zu oft erfahren, und Sie werden sehen, daß ich recht habe!"

Was sollte ich erwidern?

Du legtest dich ins Bett, ich beklopfte deine Lunge, sie war gesund, aber deine Milz war stark geschwollen, also wahrscheinlich ein Anfall des Landesfiebers.

Du warst empört, als ich das aussprach. Gewöhnliches Wechselfieber! Nach einem Traum, wie dem, welchen du gehabt! Von lauter tanzenden Kindern, die sich wie in einer Feerie um lange weiße Schleier drehten! Du lächeltest verächtlich, sahst die Tante an und sagtest ihr: „Es ist wieder mein altes Leiden!"

„Du solltest dem Doktor einmal alles klagen," meinte sie.

Bei diesen Worten vergrubst du deinen Kopf in das Kissen wie ein heftiges Kind, dann stießest du heraus: „Ach, mir kann doch keiner helfen!"

Die Lage war für mich peinlich, fragen wollte ich aber nicht, sondern verschrieb nur Chinin für den Abend und sagte, ich würde um acht Uhr noch einmal kommen. Die Tante begleitete mich durch mehrere Zimmer und sagte, als wir fast am Flur angelangt:

„Sie sollten ein wenig mehr auf die Prinzessin eingehen, sie ist eine komplizierte Natur und giebt sich sehr schwer: um sie richtig zu behandeln, muß man sie genau kennen."

„Auch um ein Wechselfieber richtig zu erkennen?"

Die gute Tante verstand keinen Spaß.

„Ja, Herr Doktor, auch dafür, denn bei der Prinzessin wirken alle geistigen Erregungen immer physisch. Sie hat viel durchzumachen, das arme Kind!"

Ich fragte wieder nicht, was; es mußte jedenfalls kolossal sein! Eine von ihrem Manne auf Händen getragene, reiche, verwöhnte und noch dazu begabte Frau! Natürlich war es die Kinderlosigkeit, aber ich sah eigentlich den Grund nicht ein, daß alle Leute sich fortpflanzen mußten.

Als aber die Tante, die mich durch ihre Vergötterung deiner Person regelmäßig reizte, fortgegangen war, und ich allein die Treppe hinunter und in mein Koupee stieg, überkamen mich andre Gefühle. Ich sah dich wieder daliegen wie ein verzweifeltes Kind, das sich ungeberdig hinwirft und den Kopf in die Kissen steckt. In deiner Attitude lag etwas so rührend Hilfloses, daß es mir durchs Herz stach. Ich wunderte mich selbst, woher, aus welcher Gegend meines Körpers mir so plötzlich ganz unbekannte Empfindungen strömten. Mir war, als ob aus meiner

Brust sich ein großer Wärmequell in meinen Kopf ergoß, so daß mir sogar die Augen brannten. Als ich, gerade aus fahrend, auf der Chaussee anlangte, ließ ich halten, denn ich mußte gehen, und doch war mir nicht, als ob ich ginge, sondern als würde ich getragen. Ja, ich wollte alles für dich thun, was einem Menschen erreichbar, was Kunst und Wissen vermögen, ich wollte dich glücklich machen, sollte ich selbst auch darüber unglückselig werden!

Erst beim Wiedereinsteigen merkte ich, daß ich durch aufgeweichten Lehmboden gewatet war, und zu gleicher Zeit fragte ich mich, ob diese meine Stimmung nun der Einfluß der Liebe sei, von der es in allen gedruckten und geschriebenen Büchern heißt, daß sie den Menschen besser macht?

Ich dachte nicht mehr daran, wie und auf welche Weise du einmal mein werden könntest, — ich blickte vor mich in die Zukunft, sah dich auf dem Teppich liegen, umgeben von Kindern, mit denen du spieltest — ein unbewußtes Gegenstück zum Bildwerk vom Vater Nil —, mich sah ich nirgends, ich war verschollen, und du glücklich. —

Als ich zuhause anlangte, war ich noch voll davon, aber ich fing schon an, nicht mehr an mich selbst zu glauben. Ich hatte ja noch nie etwas Gutes gethan — denn wenn ich Bittenden geholfen, war es nur gewesen, um den quälenden Gedanken an die Leidenden los zu werden —, ich war nicht im stande, selbstlos zu sein! Ob ich dir überhaupt helfen könnte, war eine Frage, die mir nicht durch den Sinn ging, ein junger Arzt glaubt immer an die Unfehlbarkeit seiner Kunst. Ich zweifelte nur an mir, an meinen eigenen Gefühlen.

Und doch, als ich abends zu Bett ging, schien mir plötzlich, als könne der Mensch sich ändern. Ich sah ihn vor mir, den eigenen Charakter, als einen wunderbaren stereometrischen Körper, mit vielen Auswüchsen und Ecken, und das Leben kommt und stößt eine Ecke ab, fügt an einer entgegengesetzten Stelle eine Rundung an und arbeitet in dieser Weise Tag für Tag, bis plötzlich der ganze Körper ein andrer geworden, sein Schwerpunkt wo anders liegt — nach Jahren oder nach Monaten, je nach der Arbeitskraft des betreffenden Lebens oder Schicksals. Mensch auf Mensch wirkt so. Und als ich das Bild meiner inneren Gestaltung so vor mir erblickte, sah ich auch, daß du es warst, die leise eine Ecke ablöste und sie wo anders anfügte, und ich fragte mich nicht einmal, warum gerade du es warst, du, ein liebreizendes Kind, kein gescheiter Mensch, — ich wunderte mich nur, was für eine Gestalt wohl schließlich entstanden sein würde, wenn ich aus deinen Händen ginge.

Am Abend warst du müde, aber fieberfrei gewesen und hattest deine bittre Arznei geschluckt; am folgenden Tage warst du eigentlich gesund. Aber du lagst todmatt und unglücklich auf deinem Sofa.

„Mich friert, Doktor, und ich wünschte, ich wäre tot.“

„Warum?“ Ich wollte gern mehr fragen, doch schon hörte ich die Thür klappen, durch welche Tante Betty eintrat.

„Ob Sie mir wohl helfen könnten?“ fragtest du schüchtern und sahest mich zweifelnd an. „Nicht wahr, Sie wissen schon, was mir fehlt?“

„Ich ahne es,“ entgegnete ich.

In demselben Augenblicke trat dein Gatte ein, du machtest ein so schuldbewußtes Gesicht, als hättest du eben davon gesprochen, ihn zu vergiften; er sah dich scharf an, dann glitt sein Blick rasch über meine Züge, und diesmal verstand ich den Ausdruck seiner Augen nicht.

Übrigens war er sehr höflich gegen mich, freute sich „wissen Sie“ über deine schnelle Genesung und bat mich, doch öfters ohne besondere Aufforderung nach dem Zustande deiner Gesundheit zu sehen. „Die Prinzessin ist stets bis drei Uhr Nachmittags zuhause!“

Als ich an dem Tage wieder fortfuhr, Aretea, war ich sehr unglücklich; die Exaltation, in der ich mich vierundzwanzig Stunden lang gefunden hatte, war gewichen; alles sah mich grau an, es regnete auch; ich war so unzufrieden wie noch nie, durch und durch verstimmt, und ich konnte nur den einen Gedanken fassen: Fort! Wohin, war mir gleichgiltig.

Zuhause empfing mich der Diener mit der Meldung, es warte eine Dame auf mich. Am liebsten wäre ich umgekehrt und hätte der Dame sagen lassen, ich käme überhaupt nicht nachhause, aber der Kutscher war schon in den Seitenhof zum Abspannen gefahren, und es regnete.

So trat ich mürrisch in mein Empfangszimmer. Wer saß da? Tante Betty! Nie hatte sie in meinen Augen so schön ausgesehen, obgleich sie augenscheinlich verlegen war.

„Sie wundern sich wohl,“ begann sie — im Laufe des Gesprächs bemerkte ich, daß sie äußerst zungengewandt war und wie die meisten älteren Damen gern sprach —, „mich hier zu sehen, aber meine Nichte schickt mich, und Sie wissen, ich kann ihren Bitten nicht widerstehen.“ — In deinem Hause gebrauchen alle das „Sie wissen,“ das fiel mir auf, so benommen ich war.

Und nun erzählte sie mir in deinem Auftrage die Geschichte deiner Ehe, deiner oft getäuschten Hoffnungen, deiner und deines Mannes Verzweiflung über eure Kinderlosigkeit. Seit acht Jahren beschäftigtest du dich mit nichts als dieser Hoffnung, speziell im letzten Jahre läsest du nur Schriften, die darauf Bezug hätten, die ganze medizinische Litteratur der Neuzeit hättest du durchforscht. So hättest du von wunderbaren Experimenten der Pariser Spezialisten erfahren, — da ich nun frisch aus Paris käme, sollte ich dich nach den neuesten wissenschaftlichen Errungenschaften behandeln. Gern wolltest du dein Leben einsetzen, denn es hätte so wie so keinen Reiz für dich, wenn dir nicht geholfen würde!

Ich unterbrach Tante Betty und sagte — ja, jetzt spitze nur die Ohren! — und sagte: „Mir hat die Prinzessin nicht den Eindruck einer so leidenschaftlichen Frau gemacht. Ich halte sie für ein Kind, das sich gern durchs Leben spielt, und ich meine, daß ihr Wunsch nach Nachkommenschaft ein vorübergehender ist: wie kleine Jungen sich ein Pony wünschen, wünscht sie sich ein Spielzeug!“ Tante Betty lächelte verächtlich und entgegnete: so könnte ich nur sprechen, weil ich deine Tiefe nicht kennte, und besonders nicht die Tiefe deiner Neigung für deinen Gatten. Wenn er nicht unglücklich darüber wäre, würdest du es vielleicht

noch ertragen, weil du ein Genie wärest, eine fromme Christin, die weiß, daß dem Menschen das Beste hienieden versagt bleibt, eine gläubige Orthodoxin, die dem Himmel nichts abringen wolle u. s. f.

„Könnte ich nicht mit der Prinzessin direkt verhandeln, ihr die Schwierigkeiten der Sache vorstellen?" fragte ich. Tante Betty meinte: nein, ließ mir aber einen Haufen Abhandlungen über den Gegenstand da, die in pomphaften Phrasen die Qualen eines Frauenherzens schildern, und in denen du die albernsten Stellen mit großen Ausrufungszeichen versehen hattest. O Aretea, was bist du für ein Kind, zürnen kann man dir wirklich nie lange! Das Geheimnis, gescheit und urteilslos zu gleicher Zeit zu sein, das ist nur Dir enthüllt!

Am folgenden Tage kam ich zu Dir. Ich habe mich in allem nach deinen Wünschen gerichtet, nicht wahr, das mußt du noch heute selbst gestehen? Nur dein heiliges Leben durfte ich nicht aufs Spiel setzen.

Der Sommer verging unterdes, aber ich konnte Dir nicht helfen. Und da kam der Tag, wo ich selbst sah, daß, wenn ein Kindskopf sich einer Idee bemächtigt, sie so stark in ihm werden kann, daß der arme kleine Kopf darüber springt.

Was mir da durch den Sinn zog, brauchst du garnicht zu wissen! Ich ging in meinem stilgerechten Zimmer auf und ab; zuweilen fiel mir auf, wie schön dieser oder jener Gegenstand sei, aber es war wie geistesabwesend; ein paar Mal mußte ich mich auch selbst ansehen in dem herrlichen Spiegel, aber ich wußte kaum, daß ich es that. Auf meinem Schreibtisch lag eine neue Büchersendung aus Paris; mein Buchhändler schickte mir regelmäßig die neuesten Erscheinungen zu, von denen er dachte, daß sie mich interessieren könnten.

Nun muß ich dir zuerst etwas sagen, Aretea, was du gewiß adoptieren wirst, und ich infolgedessen in etwas gewandterer Form als Ausspruch einer geistreichen Frau im Figaro lesen werde: Es giebt Menschen, denen jede kleine Äußerlichkeit zur rechten Stunde geschieht, denen nie etwas zur Unzeit begegnet! Wenn es regnet, habe ich stets zufällig einen waterproof bei mir, will ich Auskunft über den Tierschutz-Verein, so besucht mich sicherlich der Präsident desselben; habe ich Appetit auf gebackenen Fisch, dann hat mir gerade an dem Tage der Koch einen bereitet! Das könnte ich dir an tausend kleinen und großen Beispielen erläutern, aber dein abergläubischer Sinn wird sich mit Gier darauf stürzen und hat mich schon lange verstanden.

An jenem Tage nun öffnete ich ganz gedankenlos mein Bücherpaket, und unter den acht Bänden, die es enthielt, fiel mir natürlich zuerst der kleinste, eine reizende Ausgabe neuer Novellen von Guy de Maupassant, in die Hände. Und nicht die erste der Novellen lese ich, nein, gerade L'héritage, keine andere. Du kennst sie nicht und sollst sie auch nicht kennen, es war in dem Augenblick genug, daß ich sie las. Es giebt wohl kaum einen Menschen, der diese Novelle für moralisch halten kann, auf mich aber wirkte sie moralisch, besser als je eine Strafe, wirksamer als die schönste Predigt! — Der Inhalt der Novelle ist kurz folgender: Eine junge Frau kann eine ihr zufallende bedeutende Erbschaft

nur dann antreten, wenn ihr innerhalb einer bestimmten Frist ein Kind geboren wird — sie weiß das nötige Opfer zu bringen, und alles endet gut.

Ich stieß einen Laut des Ekels aus, als ich die Novelle gelesen — sie ist auch widerwärtig für einen Mann, der eine Frau leidenschaftlich liebt — und ich liebte dich leidenschaftlich, Aretea — ich sah in diesem Augenblick der Empörung meine himmelfliegenden Pläne plötzlich karrikiert vor mir im Schmutze, und ich sah dazu jenes listige Blinzeln deines alten Bojaren-Gatten — vielleicht war es aber nur Einbildung, daß ich es mir so deutete.

Aber dann sah ich plötzlich ein, wie verändert ich selbst schon war: hätte ich nicht vor einem kurzen Jahre Guy de Maupassant's Novelle für famos erklärt? Sie war gewiß aus dem Leben, denn das Leben gewährt den gemeinsten Trieben so oft, was es den idealsten verweigert. Ideales Streben soll Selbstzweck sein und kann von außen her, von der Natur, wohl gehemmt, doch nicht gefördert werden: die Natur braucht nur Kraft, die Kraft aber ist meist größer und stärker in der Gemeinheit. — Allein ich wollte noch stärker sein als alle Gemeinheit der Natur und glaubte das durch meine neue Selbsterkenntnis zu werden — die Hülle der Frivolität hatte ich abgeschüttelt, nein, sie war mir in Fetzen vom Leibe gefallen vor dem Funken der Göttlichkeit im Menschen: der wahren Liebe!

Und in diesem Gefühl setzte ich mich hin und schrieb dir einen langen Brief, schrieb dir, daß ich dich liebte, und daß ich nie wieder zu dir kommen könnte, weil meine Gefühle zu tief und heilig. Ich sagte nicht, was ich dir jetzt vielleicht in's Gesicht schleudern könnte, daß Ihr mit mir gespielt, du, dein Gatte und Tante Betty, — ich konnte es nicht sagen, weil ich es noch nicht ahnte. Was nutzt es auch, so unangenehme Wahrheiten auszusprechen? Für den Augenblick der Genugthuung, den man sich bereitet, erzeugt man im andern Haß und für sich selbst die sichere Aussicht auf Reue. An der Sache aber ändert man nichts.

Was thatest du auf meinen Brief? Wie konntest du es nur thun? Welchen Vorwand gabst du Tante Betty? Wo fandest du den Mut, in den fremden Mietswagen zu steigen?

Du wolltest mir nur sagen, daß ich sehr unrecht hätte, daß ich nicht unglücklich sein dürfte, daß du mich sehr lieb hättest — ohne daß es deiner heiligen Liebe für deinen Gatten Abbruch thäte, denn natürlich, vor allen Dingen seiest du eine ehrliche Frau, du würdest dich eher umbringen, als einen andern lieben — ich sei nur dein Freund, dein Bruder! Und dabei, während Tante Betty ahnungslos im Vorzimmer wartete, streicheltest du ganz sachte meine Hand und dann küßtest du meine Stirn und sagtest: ich hätte dir einen wunderschönen Brief geschrieben, den du immer aufheben würdest! — Dann mußtest du aber davoneilen und ließest mich thöricht beglückt und unglückselig zurück. Natürlich hatte ich dir versprechen müssen, am nächsten Tage wiederzukommen — Was würde Stephan sagen, bliebe ich plötzlich aus?

So kam ich, kam Jahre lang wieder — der Tag hatte nur eine Stunde für mich, die, in der ich dich sah! Alle Vorsätze, alle Theorien, alle Gebote überschwemmte die große menschliche Leidenschaft, und dein kleiner Kindskopf war

nicht mehr in Gefahr; ich hatte deinen Gedanken ein weites Feld eröffnet, das der Liebe, die am Augenblicke hängt, die nicht vor- und nicht rückwärts schaut. Aber du versichertest mir täglich, du liebtest nur Stephan, ich sei dein Arzt, dein Freund, dein Bruder — und ich schwieg! Wo ist die Grenze zwischen Zartgefühl und Wahrheit? Warum scheuen sich Frauen mehr vor dem Wort als vor der That? Beides verrauscht für den, dem es nicht heilig ist!

Würde es mir ergehen wie dem Manne in Guy de Maupassant's Novelle? Ich dachte nicht an ihn, nicht einmal, als dein zweites Kind geboren wurde — ich litt zu sehr! Den ganzen Tag verzehrte ich mich nach dir, ich vermißte dich bei jedem Atemzuge, ich war ein Einsiedler geworden, weil ich nicht einmal in meinen Gedanken an dich gestört werden wollte! Was ging mich die ganze übrige Welt an! Ich hatte ja so unendlich viel mit meinen Erinnerungen zu thun, daß ich niemand gebrauchte! Dreiundzwanzig Stunden des Tages reichten nicht hin, um all deinen Liebreiz während der einen Stunde unsres Zusammenseins genügend zu genießen! Ich lachte laut für mich, wenn ich dachte, wie du gelacht; jedes Wort aus deinem Munde war ein Ausspruch, den ich mit all' meinem Wissen und Können kommentierte. Und wie du das Haar geschüttelt und wie du den Kopf gedreht! Und deine wunderbaren Augen, in die ich so tief gesehen, daß ich sogar das Eis, die Herzlosigkeit darin fröstelnd empfunden! Darüber grübelte ich monatelang: was war das wohl, was mich so kalt angehaucht, als ich die Schleier von deinen schwarzen Augen gelöst und in ihre enthüllte Tiefe gestarrt? Jetzt könnte ich es dir sagen, Aretea, aber es wäre wieder eine der unangenehmen Wahrheiten, die keinen Nutzen bringen! Damals meinte ich, die Wärme, die ich zu dir trug, das ganze glühende Fühlen, das ich in dich hauchte, würde alles forttauen, was von Selbstsucht und Eigenliebe der Unverstand der Menschen in dir schönem, verwöhntem Kinde groß gezogen. Du bist gewöhnt, als Göttin zu gelten; nach menschlichem Maßstab darfst du nicht gemessen werden, da befände man Dich zu kurz.

So kam das letzte Jahr heran, der letzte, schwerste eiserne Reifen um meine Stirn. Es war im Monat November. Dein ältester Knabe erkrankte, und du warst wirr vor Angst. „Retten Sie mir das Kind!“ stöhntest du, ich erkannte deine liebe Stimme garnicht; „wenn er stirbt, wälze ich die Schuld auf Sie, dann kann auch ich nicht mehr leben, ich!“

Das keuchende, röchelnde Kind, das an einer Lungenentzündung litt, zu sehen, hatte dich so außer dir gebracht. Ich hielt den Zustand noch nicht für gefährlich, aber du drangest auf andre Ärzte, „alle Ärzte der Stadt“ verlangtest du, und dein Gatte nickte, und Tante Betty fuhr zu einer erprobten Besprecherin, einer alten, verschmitzten Kräuter-Hexe, die dich mehrere Male gerettet haben sollte. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich auch, daß diese geheimnisvolle Person es gewesen, die deine Leiden gehoben und dein Harren und Hoffen zu glücklicher Erfüllung gebracht hatte. Du sagtest in meinem Beisein zu deinem Stephan: „Diese Frau, deren Kunst mir das Kind gegeben hat, wird es mir auch erhalten!“

Das Kind schrie vor der alten Hexe und streckte mir sein heißes Händchen hin, sonst hätte ich damals wohl das Zimmer verlassen, obgleich ich Thor genug war, dir alles deines Schmerzes, vielleicht auch deiner Schönheit wegen, zu verzeihen. Sind doch die meisten Frauen abergläubisch in Schmerz und Angst und maßlos egoistisch, wenn die rauhe Wirklichkeit ihnen die Maske abreißt.

Ich wollte die Nacht mit dir wachen, du wolltest es nicht, weil es, wie du mir wieder vor deinem Manne sagtest, die Leute verwundern müßte, wenn ich mich so aufopferte. Stephan schüttelte freilich den Kopf und ermahnte dich, nur an dich zu denken; beim Hinausgehen äußerte er schwermütig zu mir: „Wir müssen sie in allem gewähren lassen, wissen Sie, ein Mann kann einer Mutter Angst nie begreifen."

Mit deiner Angst konnte ich dein Wesen nun freilich nicht erklären, aber ich deutete es mir anders, ich glaubte, du würfest dir deine Liebe vor — so idealisierte ich dich —, und du wolltest dir nicht die Beruhigung gönnen, mit dem Manne, der dir wert war, die schweren Stunden zu teilen, in denen dein Kind mit den unsichtbaren Mächten um sein eigenes kleines Leben rang.

Hättest du dich mir nur anvertraut, nur von all' deinen inneren Ängsten gesprochen — ich meinte, ich hätte dir ja dann einreden können, daß du mich nie geliebt, daß du ein so wunderbar reines Wesen, daß nichts dich von dem idealen Lebenswege abbringen könnte, den seit Alters die Sitte den Frauen vorgezeichnet hat. Es ist übrigens nie schwer, eine Frau davon zu überzeugen, daß sie fleckenlos ist! Eine jede glaubt, mehr gelitten zu haben als andre — gesündigt? Nein, den Mut hat keine; dann war die Sünde nur Schwachheit, oder sie hatte das Recht ihrer Natur, vielleicht auch Pflichten gegen den andern. Recht der Natur! Früher setzten die Menschen ihren Ehrgeiz darin, gegen die Natur und ihre Instinkte zu kämpfen, jetzt suchen sie ihnen möglichst nachzugeben!

Dir, Aretea, hätte ich die Beruhigung verschafft, daß, wenn ein unbegreifliches Schicksal ein Opfer von dir forderte, es nur sein könnte, weil es dich ganz zu einer Heiligen stempeln wollte. Aber du gabst mir keine Gelegenheit, mit dir zu reden, ja, mir schien sogar, als setztest du in meine ärztliche Kunst nicht so viel Vertrauen wie in die meiner Kollegen. Tante Betty sagte einmal ganz naiv, als ich etwas Ähnliches äußerte: „Natürlich, die Prinzessin kennt Sie ja zu genau!"

Warum ging ich nicht damals fort? Wußte ich nicht aus der Physik, mit wie schnell zunehmender Geschwindigkeit eine Kugel auf absteigender Bahn rollt? Giebt es denn nur Auf und Ab im Leben? Giebt es nicht auch ein unendliches Hinauf? Muß jedem Steigen das Sinken folgen? Nein, nein, nein! Ich glaube es nicht und glaube es nimmer! Es giebt im Individuum und im großen Reich des Körperlosen die Möglichkeit fortschreitender Vervollkommnung, es giebt den Tag ohne Abend, den rastlosen Flug ins Wolkenlose, Unendliche. — Wenn du ihn nicht mit mir thun konntest, so thue ich ihn allein!

„Ein jeder hat, er sei nun wer er mag, ein letztes Glück und einen letzten Tag!" — Das kann sich doch nur aufs pysische Leben beziehen?

Die Krankheit deines Kindes verlief unregelmäßig, aber schließlich günstig. Als die entscheidende Nacht gekommen war, saß ich an seinem Lager, du mir gegenüber, und plötzlich ergriff mich die freudige Gewißheit, daß sein Zustand sich zum Guten wandte: „Er ist fieberfrei," flüsterte ich dir zu, „er ist gerettet, Aretea!" und als du noch immer nicht antwortetest, sagte ich leiser: „Er wird leben, unser Sohn!"

Wir waren allein im Zimmer, im Nebengemach schlummerte Tante Betty, du hattest sogar deine Kammerfrau, die vom vielen Wachen ermüdet war, in ihr Zimmer geschickt, gehört hatte niemand das unglückselige Wort, das „unser", welches ich früher nicht einmal zu denken gewagt, um dich nicht zu beleidigen — die Erregung eines Augenblicks hatte es mir erpreßt, aber ein Weib kennt kein Erbarmen. Du beugtest dich nicht einmal erst über das Kind, um zu sehen, ob ich dir auch keine falsche Hoffnung gegeben, du standest auf, warfst einen großen Blick auf mich und wecktest dann Tante Betty, die mich im Namen der Prinzessin bat, mich nicht länger zu ermüden, sondern endlich die verdiente Nachtruhe bei mir zu suchen. Ich verließ dein Haus eilig, aber heimkehrte ich nicht, ich raste stundenlang im Novembersturm, bis ich so erschöpft war, daß mein Körper die Bitterkeit meines Herzens erstickte. Ich schlief sogar.

Am nächsten Morgen lag ich noch im Bette, als mir Prinz Stephan gemeldet ward. Warum kam er? Ich schielte auf meine Pistolen, als ich mich angezogen hatte und in mein Zimmer ging. Er überschüttete mich mit Liebenswürdigkeiten „Wissen Sie", er küßte mich buchstäblich: Mir verdanke er die Besserung seines Kindes; seine Freude kannte keine Grenzen.

Als wir schon im Vorzimmer waren, nachdem wir über die Politik ganz Europas noch unsere weisen Meinungen ausgetauscht, geschah, was ich schon erwartet hatte, und zwar gerade so. Er drehte sich noch einmal um. „Übrigens," sagte er, „heute müssen Sie sich selbst pflegen, wissen Sie, wir verzichten auf Ihren lieben Besuch. Außerdem" — er wandte sich ganz um und ging in mein Zimmer zurück — ich hatte schon in der vergangenen Nacht wie durch ein zweites Gesicht jedes der Worte, die er nun lächelnd zu mir sprach, gehört und sie so deutlich im Gedächtnis bewahrt, daß ich sie ihm hätte vorsagen können!

Was er sagte, war dies: Ich möge nicht über Aretea, seine Frau, lachen — ihr hätte geträumt, es würde dem Kinde Unglück bringen, wenn ich es weiter behandelte, und gerade als sie erschrocken vom Traume aufgefahren, wäre wie zur Bekräftigung ein Stück des Plafonds in ihrem Toilettenzimmer laut zur Erde gestürzt! Er für seine Person sei garnicht abergläubisch, so wenig, daß er diese Geschichte bei einem Haar vergessen haben würde; nun er aber umgekehrt sei, um sie mir zu erzählen, würde er noch ein bischen bei mir bleiben und plaudern, falls ich ihm eine Zigarette gäbe, die seinigen habe er zu Hause vergessen.

Ich sah sein Zigaretten-Etui zwar aus der Rocktasche hervorgucken, aber ich that, als sähe ich es nicht, und wir rauchten zusammen von meinem ägyptischen Tabak. Ich brachte das Gespräch dabei auf die Tabaksregie, und er erzählte mir, man habe vor dreißig Jahren bei uns viel feinere Sorten erzeugt.

Beim Abschied sagte er dann: „Auf baldiges Wiedersehen!" und wollte mich umarmen, ich bog mich aber zur Seite und bemerkte gerade, daß irgend jemand in den großen Spiegel meines Vorzimmers große Schrammen gemacht hatte. Merkwürdig, daß ich das nie vorher beachtet! . . .

Ich habe wahrhaftig die ganze Sylvesternacht dazu gebraucht, dir die Geschichte unserer — nein, meiner Liebe zu erzählen.

Wenn die fünf eisernen Ringe der vergangenen Jahre mich nur nicht so drückten! Aber wer weiß, vielleicht ist's gut für mich, Aretea, vielleicht hast du mich wirklich besser gemacht, und da ich bis heute nicht an dir gestorben bin, werde ich vielleicht ewig leben?

Arndt und Bunsen.

Herausgegeben
von
T. von Bunsen.

(Schluß).

XII.

Bonn, Herbstanfang 1856.

Der Herbst sprätzt mit kaltem Regen und pfeift mit seinem ersten melancholischen Winde recht unlieblich an meine Fenster. Doch müssen meine Gedanken recht sommerliche sein, auch Ihrer, theurer Freund, Sommerlichkeit muß ich gedenken, indem ich hoffe und wünsche, daß die Folgen der außerordentlichen Sommerhaftigkeit dieses Jahres, welche Sie zwischen den Schweitzerfelsen [1]) als einen bösen Luftdruck gefühlt haben, jetzt ganz vorübergegangen sind. So meinte auch Ihr lieber Georg, den ich vor etwa 8 Tagen in seinem hübschen Häuschen sah, zu meiner großen Freude. Seine liebenswürdige Frau blüht und das hübsche Kindlein gedeiht: unser Tauffegen scheint angeschlagen zu haben.

Mein Lauf? [2]) Vielleicht, daß Ihre freundlichen Anregungen nicht ganz wirkungslos bleiben. Wem hätt ich lieber solchen Anstoß zu danken als Ihrer Freundlichkeit? Mir geht es übrigens ja leidlich wohl. Wie ich mit dem Bischof von Hippo und unserm großen Dr. Martin ein gutes Stück Erbsünde unterschreibe, so habe ich im Wechsel meines Lebens wider all mein Verdienst ein viel größeres Stück göttlicher Gnade und auch göttlichen Muthes erfahren: denn Muth habe ich immer für ein besonderstes Gnadengeschenk Gottes empfangen, und wenn ich nicht aus dem Götterpallast der Edda, Breidablick, (adspectus

[1]) Bunsen hatte im August 1856 einen Ausflug in die Schweiz unternommen, über Neufchatel, Genf, Chamounix, Vevey, Interlaken, Luzern. Vergl. Bunsen's Leben III 460.

[2]) Bunsen hatte Arndt zugeredet, seine eigene Lebensgeschichte zu schreiben.

splendescens aut potius: Despectus splendidus in hunc globulum) auf unsere trübe, wirre Nebelwelt herabschaue, so hat das Alter mir doch, auch durch Gottes Gnade, meistens einen ruhigen, breiten und weiten Blick über die wallenden wogenden und wankenden Dinge unsrer kleinen Kugel gegeben, welchen Blick ich dann gelegentlich auch auf die oft wallenden und wogenden Zustände, von Herz, Haus u. s. w., so gut ichs verstehe, anwende. Dagegen leg' ich gegen die Schlaffheit und Faulheit der Zeit und gegen den Mangel eines edlen Zornes, den Gott uns beiden erhalten wolle! allerfeierlichste Verwahrung ein, für heut und immerdar.

Ade! Tausend freundlichste Grüße. Volle Gesundheit und Muth von Gott!

In deutscher Treue Ihr

E. M. Arndt.

XIII.

Bonn II. Windmonds 56.

Theurer Verehrter.

Rührend ist mir Ihre Theilnahme und Freundlichkeit mit allen lieben Wünschen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Mich beunruhigt Weniges auf Erden mehr und überflüßige Sorge hat die Zeitlichkeit mir nimmer gemacht, und Gott und Freunde und glücklicher Lebensmuth haben doch immer leidlich durchgeholfen. Überdieß hat das Greisalter noch das Gute, daß, wenn es auch nicht aus dem Breidablick (Glanzblick, der Eddagötter Bel Riguardo) auf dieß Erdbällchen hinabschauen läßt, uns doch in andrer Beziehung einen breiten weiten homerischen Überblick über das Ganze unsrer kurzen Dinge werfen läßt.

Politik des Tages? Wolle Gott, daß Palmerston festhalte! Rußland hätte ganz Bessarabien[1]) abgeben müssen, das wenigstens. O! daß der Flotten-Seezug der Ostsee diesen Sommer durch Napoleon vereitelt ist! Da würde die gehörige Züchtigung der Moskowiter erfolgt sein. — Und unser Neufchatel![2]) Man darf nicht wünschen, daß der Quark in die Luft auffliege, aber bewahre uns Gott, daß er uns nicht zu gefährlichen Zugeständnissen an die Vermittler, besonders an das lauschige, laurische Östreich, bewege! Mögten wirs mit Ehren los sein! Wir halten leider zu viel auf vergelbte, diplomatische und familische Alterthümer.

Ade! Ade! Tausend Grüße dem Gemal, und einen frischen heitern Winter und frischen Muth!

In deutscher Treue

E. M. Arndt.

---

[1]) Rußland hatte im Pariser Frieden vom 30. März 1856 die Donaumündungen und einen Teil Bessarabiens an die Türkei abgetreten.

[2]) Am 4. Sept. 1856 war ein royalistischer Aufstand in dem bis 1848 preußischen Fürstentum Neuenburg unterdrückt worden, und da die Eidgenossenschaft sich anfangs weigerte die Gefangenen freizulassen, so drohte Preußen mit Krieg. Im November kam es zur Beilegung des Streites.

XIV.

Bonn 23. Christmonds 1856.

Verehrter theurer Freund.

Glück zum heiligen Feste Ihnen und allen Ihren Lieben! — — — —

Eben erhalt' ich — wofür mein zweiter großer Dank fallen soll — Ihr liebes Geschenk durch Brockhaus aus Leipzig: Gottes Offenbarung in der Weltgeschichte.[1]) Ich werde mit Freuden daran zu studieren haben, sowie an unsers lieben Brandis dickem und reichem Aristoteles und sein Gefolge.

O glücklich wir, die wir hinter und über dem Naturgesetz, nach welchem wir uns irdisch viel durchpusseln und durchpeseln[2]) müssen, noch ein Gesetz des siebenten und neunten Himmels glauben, jenes, worauf hinwinkend unser Kant sagte: „Zwei Dinge erfüllen mich mit Ehrfurcht, der gestirnte Himmel über mir und was unter meiner linken Brust schlägt."

Mit diesem Glauben wollen wir in das Jahr 1857 und in seine Wirren eintreten. Tausend treueste Grüße Ihr

E. M. Arndt.

XV.

Bonn 8. Wintermonds 1857.

Verehrter Freund.

Zuerst Dank! Dank! und aber Dank für alle Liebe und Treue. Möge Gott Ihnen Gesundheit und frischen Muth geben auch dieses beginnende Jahr 1857 mit Ihren Geliebten frisch zu durchpilgern.

Ich komme mit diesem Danken und Wünschen etwas spät, weil ich die letzte Woche durch allerlei Gewirr von Menschen, Geschäften und Arbeiten sehr umgetrieben bin und mich noch etwas abgetrieben fühle.

Ihr werthes gedrucktes Geschenk habe ich doppelt bekommen, das beste gebunden für mich behalten, das zweite von Brockhaus geschickte laut Ihrer Anweisung an Blume gegeben, der durch mich den allerschönsten Dank sendet. Mögte mir selbst nur bald Athem genug werden, es gehörig still zu studieren!

Wie Sie in ihrem Letzten Europa betrachten? Ich sehe so schwarz nicht; und muß aufrichtig bekennen, wenn ich Europa oder vielmehr die große Weltmittelsee, worum (höchstens im Abstand von etwa 200 deutschen Meilen davon) alles Schöne und Erquicklichste unsers Balles sich gelagert hat mit den Blüthen der tüchtigsten und besten Völker (Ägypten, Syrien und Vorderasien und drei Viertel Europas) aufgeben sollte, wo und in welchen Keimen soll ich den künftigen lebendigen und belebenden Gott der Erde noch erblicken? Freilich große Herrlichkeiten haben wir früher versinken sehen: Jerusalem, den Jupiter Kapitolinus und das

---

[1]) Das dreiteilige Werk Bunsen's, von dem der erste Teil damals, der zweite und dritte ein Jahr später (1858) erschienen, hieß: Gott in der Geschichte oder eine sittliche Weltordnung.

[2]) Arndt liebt seltene Worte und Allitteration. Ein anderer hätte „durchwinden und durchschlagen" gesagt. Pusseln kommt in Sanders' deutschem Wörterbuch in der Bedeutung vor „in kleinen Arbeiten die Zeit durchbringen." Wenn wir „peseln" von Pesel, einem Ochsenziemer zum Prügeln, ableiten, so kommen wir für „sich durchpeseln" auf den Sinn von sich durchschlagen.

fromme Eleusis und was hinter seinen hohen Geheimnissen verborgen lag, aber doch will ich in dem neuesten Steam, der mit Telegraphen um die Erde und über die Erde hin zaubert, und in allem dünnsten Steam unsrer anschauungs- und geist-losen Gottes- und Geschichts-Deutung noch nicht den unabwendlichen Tod sehen. Ich hoffe beide[1]) auf einen politischen und religiösen restaurator zu seiner Zeit, ohne daß unser Herr Jesus Christus abgelöst werde.

Das Geschrei unsers Reaktionspöbels in Berlin?[2]) — — — —

Der Sohn Georg hats wohl gemacht. Sie werden doch wohl zur Taufe kommen?

Und Steins Leben?[3]) Das Feld ist, wie es schon bepflügt und durchpflügt worden ist, für mich wohl zugleich zu eng und zu weit. Viele herrliche Züge des herrlichen Mannes könnte ich allerdings auf und über das Papier ziehen, welche Pertz[4]) nicht verstanden oder nicht gewagt hat; aber wohin??

Ade diesmal! — — — — — — — Alles bestens gegrüßt

Ihr E. M. Arndt.

XVI.

25. Wintermonds 1857.

Salve, salveto, mi Doctor! si non seraphicus at certe Doctor spiritalis — et Macte virtute et gloria esto![5])

Ja das ist ein gutes Buch, welches man allen Pastoren und Kandidaten dreimal zu durchlesen und dreihundertmal zu durchdenken und zu überdenken geben sollte. Denn leider ist den Meisten die rechte Himmelsspur, die rechte ächte Weissagung der Weltgeschichte von dem Herrn abhanden gekommen, oder im Wust falscher Vor- und Nachdeutungen davon ist ihnen ein Abschmack oder ein Widerwille gegen alle Weisung und Deutung aus dem Alten Testament entstanden. Möge Ihr schönes Buch beitragen, daß in Deutschland hinfort mehr zu der ältesten

[1]) Arndt pflegt „beide“ zu schreiben, wo wir „beides“ zu setzen gewohnt sind.

[2]) Vielleicht spielt Arndt auf die grobe Sprache an, deren sich damals die Kreuzzeitungspartei gegen den nachherigen Kaiser Wilhelm I. bediente und gegen alle, die sie im Verdacht hatte, denselben im Sinne des Konstitutionalismus für Preußen und der Bundesreform für Deutschland zu beeinflussen. Sie bot alles auf, die Beauftragung des Prinzen von Preußen mit der Stellvertretung des Königs (23. Okt. 1857), sowie die Einsetzung der Regentschaft (7. Okt. 1859) zu hintertreiben.

[3]) Bunsen hatte Arndt eben brieflich aufgefordert, seine Erinnerungen an Stein niederzuschreiben; als er diesen Vorschlag am 18. Mai schriftlich wiederholte und durch seinen Sohn Georg mündlich befürworten ließ, sagte Arndt zu, und im Januar 1858 erschien bereits, mit Widmung an Bunsen, bei Weidmann in Berlin A.'s Büchlein: Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn von Stein.

[4]) Georg Heinrich Pertz, geb. 1795, gest. 1876, seit 1842 königl. Oberbibliothekar zu Berlin, gab 1849—1854 daselbst das „Leben des Ministers Freiherrn von Stein“ heraus.

[5]) „Heil Dir, mein Doktor — wenn nicht seraphischer, so doch geistiger. — Heil Deiner Tugend und Deinem Ruhm!“ — Den Beinamen Doctor seraphicus erhielt der Kardinal Bonaventura (1221—1274) als gelehrtestes Mitglied des Franziskanerordens, welcher infolge der „seraphischen Vision“ Franz von Assisi's der seraphische hieß. — Das Buch ist eben im 14. Briefe erwähnt.

Digitized by Google

Quelle des Christenthums zurückgegangen werde. Es ist dies auch ein Punct, hinsichtlich dessen der Lauf der deutschen Philosophie in und durch die deutsche Theologie des letzten Jahrhunderts mit Recht etwas angeklagt werden dürfte. Dies sage ich auch besonders im Hinblick auf die sogenannte schleiermachersche Schule, welche bei allen ihren Verdiensten der Wiederbelebung doch wohl etwas zu viel platonisirt und origenesirt[1]) hat. Leicht ist es überhaupt nicht, bei unsern Jetztlebenden den Orientalismus dem Occidentalismus gegenüber aufzuführen. Es sind da (alle Festgläubigkeit der Leser und Hörer vorausgesetzt) auch ästhetische Rücksichten in der Darstellung (beide der Predigt und des Kirchenliedes) zu nehmen, damit durch verkehrten Gebrauch der Orientalismen nicht widrige oder gar lächerliche Vorstellungen geweckt und erregt werden.

Also ein treffliches zeitgemäßes Buch! verehrtester Herr Doctor — dabei bleibt es, indem der Schreiber dieses vor Ihrer Gelehrsamkeit und Arbeitseligkeit sich tief verneigt.

Nun erlauben Sie dem leichten Leser einige beiläufige leichteste notulas, wie sie ihm aber von selbst gekommen sind.

Sie wollen also unsern Christengott in der Weltgeschichte an den drei Völkern meist zeigen, durch welche er sich am meisten und hellsten offenbart hat: an den Hebräern, Hellenen und Deutschen. Sie haben mit den Ersten begonnen und durch das Angeführte und Ausgeführte hebräisches Lob schon waidlich gesungen. Das Helle und Himmeldurchsichtige des sonst so bittern und knorrigen Judenstammes tritt bei Ihnen genug ans Licht. Ich vermisse — was Sie vielleicht nach Ihrem Plan an andrer Stelle nachholen werden — die Erwähnung der Reste des jüdischen Heldengedichts von David und Jonathan. David in seiner Jugend ist wirklich in Edelmuth und Züchtigkeit fast ein ritterlich christlicher Held; später leider auch Orientale. Diese seine Jugend ist mehr occidental als Achill und Aeneas und beweist auch für den Sinn seines Volks, welches schon von den mehr idealischen Lüften des Mittelmeers angeweht war, dessen Umgegend bis auf einige hundert deutsche Meilen Weite man das Meer der menschlichen kunstreichen Bildung nennen kann und auch künftig wohl nennen wird, weil die dasselbe umwohnenden Völker selbstherrisch ihre Triebe bändigen können und nicht zu sehr an der impotentia animi[2]) leiden.

Bei dem genannten Volksdrei werden Sie also vorzüglich verweilen. Wir werden in den folgenden Theilen (zu deren Vollbringung Gott Gesundheit und Kraft geben wolle!) wohl auch Ihre Überblicke über Mittel- und Hinter-Asiens Religionsungeheuerlichkeiten erhalten, wenn auch in gedrängter Kürze, als eine wunderlichste Hineinstarrung in manche göttliche und himmlische Dinge.

Dank, daß Sie die deutsche Philosophie und ihre Hochblickung und Vertiefung auch bei den Engländern sehr zu Ehren bringen wollen und wohl durch Ihren Namen

[1]) Origenes (185—254 n. Chr.), einer der bedeutendsten Lehrer der alten Kirche, bewies vielen Eifer in dem Bestreben, die christlichen Lehren mit der griechischen Philosophie in Einklang zu bringen.

[2]) „An geistiger Unfähigkeit“.

etwas zu Ehren bringen werden. Einen haben Sie nicht genug genannt und nicht in seiner Art gewürdigt, nämlich Fichten. Das war doch der rechte philosophus teutonicus, wie Stein der heros teutonicus; beide tragische Männer, beide bei größter Verschiedenheit der Lebensstellungen äußerlich und innerlich einander sehr ähnlich. Fichte hat von Anfang bis zu Ende den geistigen sittlichen Gott, den Gott hinter und über der äußeren körperlichen Natur mit Sehnsucht gesucht, er ist an dieser Sehnsucht wie gestorben. Sein Sinn hat sich in allen seinen Schülern ausgedrückt, wie in alle eingedrückt, in diejenigen meine ich, die sittliches Zündpulver in der Brust trugen; Schelling und Hegel haben wirklich viel mehr leere und übermüthige Schüler gemacht, besonders der hoffärtige Hegel, der sich selbst immer vor allen mitsuchte.

Ade! Ade! und frohen Muth. Gruß der vortrefflichen Frau, der ich ein paar Weihnachtsreime beilege.

Ihr ältester E. M. Arndt.

P. S. Hengstenberg.[1]) O doppelten Dank, daß Sie diesem eitelsten, hoffärtigsten Schlingel sein Theil abgegeben. Solche thun dem reinen Christenthum eben so vielen Schaden als alle Jesuiten.

XVII.

Bonn 4. Wintermonds 1858.

Verehrter Freund.

So segne Sie und alle Ihre Lieben der Freundlichallwaltende auch in diesem beginnenden Jahr 1858! und führe Sie frisch und fröhlich nicht bloß durch dieses Jahr sondern wenigstens noch ein Menschenalterchen hindurch, welches Sie für Ihre tapfern, frommen Arbeiten wohl bedürfen! Gott weiß es ja, was Sie wollen, und er wird Ihnen Kraft Muth und Gesundheit geben. Dies ist mein Wunsch und Gebet.

Indem ich nun Ihre liebsten Worte und die Wünsche und Erinnerungen mancher Wackern wieder überlese, mag ich mich wohl vor meinem Hause hinsetzen und in und über, den Rhein schauen, wie weiland Theokrits Polyphem unter dem Ätna sitzend in die Strudel der Scylla und Charybdis schaute und sang: Κἀγὼ δοκῶ μοί τις εἶναι.[2]) Indessen es ziemt vor Allem dem überalten Menschen bescheiden zu sein. Kurz in Worten muß er schon sein, da eine Grippe von drei Wochen ihn zwar nicht überwunden, doch etwas zermürbt hat.

Welch ein Werk haben Sie vor, theurer Freund![3]) Gebe Gott dazu seinen dreifachen langen Segen! Lang sage ich, weil ein Jahrzwanzig doch wohl fast

[1]) Ernst Wilhelm Hengstenberg (1802—1869), Redakteur der Evangelischen Kirchenzeitung, Hauptvertreter der neulutherischen, strenggläubigen Partei, zu deren Vorkämpfern Stahl, Leo und Gerlach gehörten. Bunsen hat u. a. in seinem Bibelwerk (I. CXIV) diese rückläufige Richtung in kräftigen Ausdrücken verurteilt.

[2]) „Auch ich dünke mir Jemand zu sein.“ In den erhaltenen Bruchstücken aus dem „Polyphem“ des griechischen Dichters Theokrit vermag ich die angeführte Stelle nicht zu finden.

[3]) Von Bunsens neunbändiger Übersetzung und Erklärung der Bibel „für die Gemeinde“, die freilich erst nach seinem Tode beendigt wurde, war damals eben die inhaltsreiche Einleitung erschienen, volle 394 Seiten umfassend.

nöthig sein wird. Georg hat mir die Einleitung zum Bibelwerk freundlich mitgetheilt, die ich beide mit eben so großer Erbauung und Freude, als mit Bewunderung Ihrer Arbeitseligkeit und Gelehrsamkeit gelesen habe. Ich erlaube mir ein Papierchen über die Gottesnamen beizulegen.

Und unser Vaterland und unser König? und wie viel anderes Unseres, was uns verzagt machen könnte? und wir dürfen doch den Spruch: Gott verläßt keinen Deutschen nimmer vergessen. Was kann das werden? und wohin? und wie lange und wie traurig kann der Zustand des armen Herrn nicht noch gerathen? Ich fürchte, es ist etwas im Rückenmark oder im Gehirn (ich Glücklicher fühle nicht einmal bei'm Unwetter die Nacherinnerung einer Kugel, die mich im Zweikampf durchflogen und ein paar Bruchstücke der processus spinae dorsi mitgenommen hat. vielleicht eine amollitio cerebri, wobei der Mensch bis zum Blödsinn herunterkommen kann). Haben hier ein Muster davon gehabt, ein Dr. . . . . aus Hamburg, der — in solchem Elend bei uns lebte. Und die Aussicht einer Regentschaft, welche immer Schwäche und Wackelung mit sich führt! wohin? wohin?

Wir müssen aber alle unsre Woher und Wohin endlich doch auf Gott stellen. Dahin beten wir auch für unsre Freunde Brandis. Sie kränkelt seit der Schweitzerreise, man munkelt von Herzleiden. Wollte Gott das für lange still stellen!

Ihren Georg und Frau sah ich vor zwei Tagen, beide frisch; auch die Kindchen sind wieder ganz wohl!

Auch für die tapfern Briten in Indien beten wir fleißig.[1])

Tausend Grüße und Wünsche allen Ihren Lieben.

In deutscher Treue Ihr

E. M. Arndt.

XVIII.

Bonn 30. Wintermonds 1858.

Verehrter Erhöhter.

Ein fröhliches Jahr zuvor Ihnen und allen Ihren Geliebten!

Solchen Ausruf hätte ich lange gerufen, wenn eine dreiwöchentliche Grippe und einige andre unsägliche Unträglichkeiten mir den Ruf nicht gehemmt hätten. Die hab' ich nun hinter mich geworfen und rufe.

Ich rufe auch von ganzem Herzen Vivat Freiherr Bunsen! Warum soll ein Gelehrter wie er nicht eben so gut Freiherr heißen als Baco de Verulamio und Leibnitz in ihren Tagen?

Unser armer König? O weh das! Wenn ein König krankt, krankt doch der ganze Staat — Und der unglückliche Niebuhrssohn?[2]) O Geschicke der Menschen!

---

[1]) Seit acht Monaten tobte der Aufstand in Indien. Delhi war zwar am 20 Sept. 1857 von den Engländern wiedererobert worden, aber in Lucknow war eine kleine Schar Engländer von einer großen feindlichen Übermacht eingeschlossen.

[2]) Der Geheime Kabinetsrat Markus von Niebuhr, Sohn des berühmten Bartholdt Georg Niebuhr, leidenschaftlicher Anhänger der Reaktion, wurde damals von der Geisteskrankheit befallen, an der er den 31. Juli 1860 starb.

Was kann doch aus dem Menschen werden? rief Olden Barnefeld unter der Henkerbühne.

Das Bündniß mit der englischen Löwentochter[1]) macht mir große Freude. Preußens beide tüchtigste Könige Friedrich Wilhelm I und Fritz der Eine, Unicus, waren ja von Ururenkelinnen ihres Henricus Leo entsprossen. Wir haben in Deutschland Löwen nöthig, nicht die zerreißen, sondern die zusammenreißen, einreißen, um zu bauen.

Hier steht alles wohl, nur immer die liebe Brandis nicht. Gott bessre und behüte diese liebsten Menschen!

Tausend Gruß, und wenn's erlaubt ist, ein Weltkuß an Alle.

In deutscher Treue Ihr

E. M. Arndt.

XIX.

Bonn 12. Mai 1858.

Verehrte, treue, theure Excellenz.

Zuvörderst meinen besten Dank für die erste Geschenklieferung durch Brockhaus. Ich bete da wieder: Gesundheit und langes Leben![2])

Ich habe es leider nur erst ansehen nicht einsehen gekonnt, weil ich 3 bis 4 Wochen von der Grippe und von allerlei andern Grippigkeiten befallen gewesen bin und auch mein Bothwell Johnson Stein,[3]) wovon Sie die Schuld tragen sollen und müssen, mich oft und viel beschäftigt, besonders die Nachforschungen hin und wieder und die langweiligen Korrekturen. Indem ich nun Dieses und Jenes in dem opusculo — ich habe gestern die Korrektur des 13. Bogens gehabt — wieder lese und betrachte, gefällt es mir selbst; ich wünsche nur, daß es Ihnen künftig gefallen möge. Menschlicher, hoffe ich und natürlicher wird sich wohl Manches zeigen als bei Pertz, der überhaupt — — zu viele zum Theil sehr gewöhnliche Masse gehäuft hat, und auch die Persönlichkeiten meistens nicht im lebendigen Handeln gesehen noch gekannt hatte.

Unsre Freunde? Ach! unser treuester Brandis! Ich fürchte doch sehr für Ihr Leben; es scheint leider kein mehr stillstehendes Übel zu sein. Bewahre Euch alle Gott! gebe schönen Frühling und frischen Lebensmuth! Treuesten Gruß.

In deutscher Treue Ihr

E. M. Arndt

---

[1]) Fünf Tage zuvor, am 25. Januar, hatte die Trauung des nachherigen Kaisers Friedrich mit der Prinzessin Viktoria von Großbritannien, aus dem Hause Heinrichs des Löwen, stattgefunden.

[2]) Vermutlich der zweite Teil von „Gott in der Geschichte".

[3]) Der berühmte englische Schriftsteller Samuel Johnson fand an Boswell (fälschlich hier Bothwell geschrieben) einen vortrefflichen Biographen, dessen Ruhm einzig in der Wiedergabe von Johnsons Gedanken begründet ist. In seiner Bescheidenheit vergleicht Arndt sein Büchelchen über Stein mit den Werken Boswells.

Digitized by Google

XX.

Bonn, 28. Heumonds 58.

Verehrter.

Hier meine δόσις ὀλίγη, möge Sie Ihnen eine δόσις φίλη sein![1]) Ich habe, weiß ich, ehrlichst gesprochen; um und über einen solchen Mann verlangte und ertrug Alles die vollste Wahrheit. Beilage senden Sie freundlichst an Heinrich Gagern. Tausend Grüße.

In deutscher Treue Ihr

E. M. Arndt.

XXI.

Bonn 16. Ärndtemonds 1858.

Theure Excellenz.

Dieses Blättchen wird Ihnen mein lieber Präsident Bloch[2]) mit vielen herzlichsten Grüßen überreichen.

Freut mich, daß Sie mit meinem opusculo über unsern großen Unsterblichen zufrieden sind. Ich glaube im Ganzen nicht bloß bei der Wahrheit sondern auch bei der Sache geblieben und einige falsche Gesichtspunkte, die sich in dem zu dickleibigen Pertz finden, etwas zurecht gerückt zu haben. Das Büchel scheint auch Vielen zu gefallen, und es wird an eine zweite Auflage gedacht. Leider ist mein braver Verleger Karl Reimer mir darüber weggestorben, ein Verlust für mich und für die Seinigen. Es war ein wackrer, sehr gebildeter Mann.

Viktoria in Berlin? Wir wollen von ihrer Anwesenheit nur Gutes hoffen; möge uns etwas englischer Geist damit durchwehen: möge sie selbst es lustiger finden als die Umhalsungen des Schelm Napoleon. die ihr in der Burg der Schären,[3]) an welchen England sich einst blutig reiben und zerreiben soll, gewiß eben so wenig als ihren Großbriten leicht geworden sind.

Und unser armer König? Ach! wohl hoffnungslos, aber wir liegen eben leider überhaupt in sehr hoffnungslosen, unseligen Zuständen. Wolle uns der gnädige Gott helfen!

Ade! tausend Grüße und heitern, frischen Lebensmuth mitten im verworrenen, irdischen Weltlauf!

In deutscher Treue Ihr ältester

E. M. Arndt.

XXII.

Bonn II. Wintermonds 1859.

Dem Freiherrn Dr. Bunsen.

Liebste Excellenz Freiherr und Freund.

Ein fröhliches Jahr zuvor und Gesundheit und frischen Lebensmuth!

Liebesmuth haben Sie durch Gottes Gnade immer noch reichlich. Des ist Ihr liebes Geschenk mir Zeugniß Gott in der Geschichte und des Bibel-

[1]) Es war das Buch „Wanderungen und Wandelungen mit Stein“, auf welches Arndt die Worte Homer's (Od. VI, 208; XIV, 59) anwandte: δόσις δ' ὀλίγη τε φίλε τε, eine kleine, aber liebe Gabe.

[2]) Gewesener Präsident der Seehandlung.

[3]) Ob Arndt's Herleitung des Stadtnamens Cherbourg vom nordischen skär, die Klippe, unanfechtbar ist, weiß ich nicht. Da es sich um eine normannische Stadt handelt, und es dort

werks Fortsetzung,[1]) welches ich durch Ihren Georg erhalten habe. Durch Mendelssohn[2]) habe ich zuerst Erfreuliches über Sie gehört. Möge es so fortfahren und mögen Sie bei uns im Sommer Rheinluft athmen können!

Wie es mir geht? Ich mag wohl sagen: Sehr gut einem, der jetzt ohne Brille und Krücke in seinem Neunzigsten pilgert. Dieses Neunzigste und meine sogenannte Verdammung in Zweibrücken[3]) (ein unnützer, dummer Lärm: denn Wahrheit soll und muß Wahrheit bleiben) haben die deutsche Welt auf meinen alten Namen wieder einmal aufmerksam gemacht und an Zuschriften von Narren und Weisen hats nicht gefehlt, auch sind von wackern Leuten einige Leiblichkeiten eingelaufen aus unseren Hansestädten: Weine, Austern u. s. w. — — — Ich hoffe, wir kommen jetzt etwas aus der Hinterpommerei heraus. Unser armer Herr hatte seit dem Jahre 48 sein bischen von tramontana[4]) ganz verloren. Der Arme ist für diese Welt verloren.

Gebe Gott, daß der große wälsche Windbeutel und moskowitische Hinterlist uns nicht in einen dummen, vergeblichen, europäischen Mordkrieg hineinzetteln.

Unsre Freunde? Ach! die liebe Brandis! Nicht besser, aber gottlob auch nicht schlimmer. Ihr altes Übel könnte ja geruhen mal ein Jahrzehnt wieder still zu stehen.

Doch das und alles Übrige sei Gott befohlen. Sie aber bitten wir Ihrer herrlichen Engelsmannin uns aufs allerbeste zu empfehlen.

In deutscher Treue Ihr

E. M. Arndt.

Bedauerlich, wie es ist, daß Bunsen's Briefe sich im Arndt'schen Nachlasse nicht vorgefunden haben,[5]) so erhalten wir doch aus den obigen zweiundzwanzig Briefen ein klares Bild von dem Verhältnis zwischen beiden Männern, insbesondere wenn wir die schon veröffentlichten fünf Briefe Arndt's an Bunsen mit in Betracht ziehen.[6]) Es tritt nicht nur die aufrichtige und warme Freundschaft beider Männer deutlich zu Tage, sondern auch die Gleichartigkeit der Gesinnungen, aus welcher jene Freundschaft entsprang und sich nährte und der sie ihre Dauer verdankte. Zu-

---

an Felsen nicht fehlt, so scheint sie nicht unzulässig; indes schrieb man zur Zeit Wilhelms des Eroberers den Namen: Curusbur. Die Sage läßt die Stadt von Cäsar erbauen und danach Caesaris burgum benennen.

[1]) Von dem ersteren Werke der dritte und letzte Teil; vom letzteren der erste Teil „Das Gesetz".

[2]) Georg Benjamin Mendelssohn, Enkel von Moses Mendelssohn, Professor an der Bonner Universität.

[3]) Arndt war in einem politischen Preßprozeß verurteilt worden.

[4]) So heißt auf italienisch der Polarstern; perdere la tramontana heißt den Leitstern, die Richtung, den Kurs verlieren, nicht wissen, wohin.

[5]) Sollte ein Leser dieser Zeilen die verlorenen Briefe wieder finden, so hoffen wir auf gütige Benachrichtigung.

[6]) Bunsen's Leben II 145. 146. III 174. 426. 427. Die Briefe sind vom 15. u. 22. Juli 1840, vom 27. Dez. 1850, vom 14. Oktober und 7. November 1855. Aus Versehen ist der Weinmond im Buche mit September, der Windmond mit Oktober wiedergegeben.

nächst in Bezug auf Religion. Bei beiden trug die Frömmigkeit das gleiche Gepräge. Zu jeder Zeit war ihnen Gott gegenwärtig; in und über den Erscheinungen der Natur gab es für sie ein ewig Seiendes, ein alle Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verbindender, vernünftiger, liebender und gerechter Wille. Ein geistiger Kosmos mit sittlichen Gesetzen bestand in ihren Augen so gut wie ein natürlicher Kosmos; an beiden zugleich war dem Menschen ein Anteil gegeben: auf beiden Gebieten lag ihm eine Aufgabe vor, lagen ihm Pflichten ob.

Aber diese Gläubigkeit legte auf Lehrsätze keinen großen Wert; sie scheute sich sogar nicht dieselben rücksichtslos zu verwerfen, sobald sie sich entweder bei gewissenhafter Untersuchung als Erfindungen menschlichen Unverstandes und berechnender Selbstsucht erwiesen, oder zur geistigen Hoffart und Herrschsucht, zur Lieblosigkeit, Unduldsamkeit und Verfolgung führten. Ihre Anschauungsweise trennte die beiden Freunde zwar von den Glaubenslosen und insbesondere von denjenigen, die das Christentum bekämpften und zu untergraben suchten, allein nichts vermochte ihren Grimm mehr zu entfachen als die auf Unterdrückung der persönlichen Gewissens- und Gedankenfreiheit sowie der freien Forschung und gegen die Selbständigkeit der christlichen Gemeinde gerichteten Bestrebungen der katholischen Hierarchie oder der protestantischen Hyperorthodoxie.

Ähnlich verhielt es sich mit ihren vaterländischen Gesinnungen. Aufrichtig für die Monarchie eingenommen und von Herzen den Hohenzollern zugethan, graute ihnen vor dem Dogma des absoluten Königtums von Gottes Gnaden und vor einer Reaktion, die nach den Zeiten vor 1807 zurücksann. Ein politischer Zustand ohne unaufhörliche Weiterentwickelung, ohne Beseitigung eingerissener Mißbräuche, ohne Einführung zeitgemäßer Reformen, eine Gesetzgebung ohne jegliche Teilnahme des Volkes war ihnen ein Unding. Hatten beide 1847 die Berufung des Vereinigten Landtages nach Berlin mit freudiger Hoffnung begrüßt [1]) als ein Mittel für die gebildete öffentliche Meinung Preußens, einen Einfluß auf die Regierung zu üben, um wie viel mehr mußten sie die Versuche verdammen, nach Einführung einer beschworenen Verfassung gegen den Geist und den Buchstaben derselben zu regieren, die gewährten Freiheiten und Volksrechte einzudämmen oder aufzuheben.

In Bezug auf deutsche Fragen waren der Dichter des Liedes „Was ist des deutschen Vaterland“ und der Verfasser der „Sendschreiben an das Frankfurter Parlament“ [2]) nicht minder einig als in betreff Preußens. Von früher Jugend an glühten beide für deutsche Einheit und Freiheit. Beide waren bereits vor 1813 davon überzeugt, daß ihre Ideale nur unter Preußens Führung zu erreichen waren. Sie hatten aus der Geschichte gelernt, daß nur die Freiheit alt ist und die Tyrannei jung, daß nur jener der Rechtsboden gehört, den heuchlerische

---

[1]) Deutsche Revue. April 1891, S. 46. Bunsen's Leben II., 354.

[2]) Das erste vom 7. Mai 1848 wurde in London gedruckt; den Namen des Druckers finde ich nicht angegeben. Das zweite Sendschreiben Bunsen's vom 5. September 1848 erschien in Frankfurt im Verlag der Herrmann'schen Buchhandlung. Sie behandeln die deutsche Befassungsfrage.

Staatsmänner gegen sie auszubeuten suchen. Für den Staat der Zukunft hielten sie den monarchischen Bundesstaat. Und als die Quelle, aus der die Bewegung zur deutschen Einheit und Freiheit ihre siegverheißende Kraft hernehme, bezeichneten sie unsere großen Dichter und Denker bis auf Goethe und Schiller, welche die Nation für das Ideale zu begeistern wußten. Und die schwere Zeit von 1807 bis 1813, die Verfolgungen bis 1848 und 1858 betrachteten sie als Mittel, um die von den herrschenden Klassen verleugneten und verstoßenen Ideale in der Volksseele zu erhalten und zu kräftigen.[1]) — Schon am 24. Oktober 1847 spricht sich Bunsen gegen den Minister Freiherrn von Canitz dafür aus, daß sich Friedrich Wilhelm IV. an die Spitze der Bewegung des gesetzlichen Fortschrittes im Herzen Europas setze, eine redliche Preßfreiheit eingeführt werde und sich Preußen auf Deutschland stütze, d. h. auf die offenkundige Gesinnung der Repräsentanten des Landes von einer Grenze Deutschlands zur andern[2]).

Von der Kulturaufgabe der deutschen Nation hatten beide Freunde eine überaus hohe Meinung; beide erkannten recht gut, durch welche Eigenschaften wir vor anderen Völkern etwas voraus haben, und empfanden Stolz ob dieser Vorzüge und ob der deshalb von der Vorsehung unserer Nation aufgetragenen höheren Mission. Jedoch vom heutigen Chauvinismus, wie wir ihn seit zwanzig Jahren haben emporwachsen sehen, hatten sie, Gott sei Dank, nichts an sich. Sie wollten z. B. den Engländern wohl, vornehmlich wegen des großen und nützlichen Beispieles, das sie uns Jahrhunderte lang gaben und auch heute noch geben in wirtschaftlicher, politischer und sozialpolitischer Beziehung, um von ihrer Litteratur und Wissenschaft ganz zu schweigen. Sie achteten das Talent, dem durch Erfindungen wunderbarer Tragweite die Hebung der Industrie gelang, die unermüdliche Thatkraft auf dem Gebiete des Handels und noch mehr die kluge Handhabung politischer Rechte, die Schwärmerei für persönliche Unabhängigkeit, die Hochhaltung des Gesetzes im Inselreiche.

Wenn die Freunde für Rußland keine Liebe übrig hatten, so erklärt sich das aus dem gewaltigen — den heutigen Schwärmern für die „turmhohe" Freundschaft vielleicht unbekannten — Druck, den der Kaiser Nikolaus auf unser öffentliches Leben ausübte. Seinem Schutz allein verdankte es der Absolutismus, daß er sich an manchen deutschen Höfen bis 1848 erhielt, und nach der Bewegung dieses ereignisvollen Jahres bald wieder thatsächlich, wenn auch nicht rechtlich, das Haupt erhob und des Volkes verfassungsmäßig verbürgte Errungenschaften zum Scheinleben verdammte. Erst die Besiegung Rußlands im Krimkriege und der Tod des Kaisers Nikolaus befreiten uns von dieser heillosen Fremdherrschaft, die freilich den sogenannten Konservativen jener Tage als ein wahres Gottesgeschenk galt.

Beide Männer waren Anhänger des maßvollen Fortschrittes und daher eher in dem Sinne liberal, in welchem s. Z. das Preußische Wochenblatt von Bethmann-Hollweg und seinen Freunden begründet, oder später durch Graf Bethusy-

[1]) S. namentlich Bunsen's Brief an Henry Reeve in Bunsen's Leben II., S. 417—419.
[2]) Ibid., S. 401.

Huc die freikonservative Partei gestiftet, oder durch Graf Friedrich zu Eulenburg die Kreisordnung eingeführt wurde, als nach des Wortes heute gebräuchlicher Anwendung. Nimmermehr hätten sie sich, durch ein falsches Vorhängeschild verlockt, Parteien angeschlossen, deren agrarisch-industrieller oder büreaukratischer Eigennutz durch tönende Phrasen, anspruchsvollen Patriotismus und lärmenden Heroendienst vor der urteilslosen Menge verhüllt wird, und deren Herrschaft gleichbedeutend ist mit einer jährlich wachsenden und nie ein Ende findenden Belastung des unglücklichen Steuerzahlers und Konsumenten. — Wir erkennen an beiden klar, wie glühende Vaterlandsliebe ohne Chauvinismus und Schönfärbung alles Heimischen bestehen kann, wie ein ausgesprochener monarchischer Sinn mit warmer Freiheitsliebe vereinbar ist, wahre Anhänglichkeit an einen Fürsten von Schmeichelei sich fernzuhalten vermag.

Über Landsleute, die an Preußen stets nur zu tadeln fanden, urteilte Bunsen gerade so wie Arndt (Aprilheft, S. 47), der ihnen vorwirft, daß dabei doch jeder „sein eignes kleines politisches Philisterium hartnäckig behaupten und behalten" wolle. Auch er hat in ähnlichen Worten wie Arndt (ibid., S. 48), den schmählichen Unverstand der Fürsten getadelt, „die sich gegen Deutschland und den Zollverein und die notwendigen Entwickelungen der Zeit legen" und „sich für das eigene Verderben" verschworen haben.[1]) Und wenn Arndt Bunsen dafür lobt, daß er mit männlicher Offenheit an seinen königlichen Herrn schreibe, sein Urteil nicht verheimliche und gewaltig auf Höheres und Höchstes hinweise (D. R., S. 49), so erinnert sich ein jeder, der Arndt gekannt hat, in welchem Maße auch ihm diese rücksichtslose Wahrheitsliebe, diese stete Richtung auf das Höhere eigen waren.

Seine Übereinstimmung mit Bunsen beweist Arndt durch sein Entzücken über die in den „Zeichen der Zeit" gegen die „Narren des bodenlosesten Absolutismus" und „Propheten der hinterpommerschen Junkerei"[2]) geführten Keulenschläge. Er dankt ihm (ib.), daß er für den Geist, für die freie (christliche) Genossenschaft so ritterlich kämpfe und klar unterscheide „zwischen den Wörtern Kirche (wohinein die ganze dicke, düstere Pfaffheit sich ballen kann und sich listig und heuchlerisch immer hineingeballt hat) und der Gemeinde", daß er die Idee der echten presbyterianischen Kirche festhalte, „von welcher wir leider in den meisten Landesorten des Vaterlandes viel zu ferne stehen." „Auch Ihre Aushiebe auf die Jesuiten", schreibt er, „sind gut, ja sie scheinen mir notwendiger, als selbst Sie meinen." Beiläufig gesagt hatte Bunsen folgende Ansicht: „Die Herstellung der Jesuiten war eine Kriegserklärung Roms; ihr Folge zu geben in Ländern gemischten Bekenntnisses, wie Deutschland und der Schweiz, ist eine thatsächliche Verletzung des Religionsfriedens."[3])

Keinem dieser beiden treuen Kämpfer für die Einheit und Freiheit Deutschlands war es beschieden, die Erfüllung — oder sagen wir genauer, den Beginn der Erfüllung — ihrer vaterländischen Hoffnungen zu erleben. Beide dem 18. Jahr-

[1]) Bunsen's Leben III., S. 427.

[2]) Bunsen's Leben III., S. 427, 428.

[3]) Aus einem Schreiben an den Minister Freiherrn von Canitz. S. Bunsen's Leben II 403.

hundert entsprossen, starben sie beide im gleichen Jahre 1860 — Arndt am 29. Januar, Bunsen am 28. November — und sind beide auf dem nämlichen Friedhof, zu Bonn, bestattet. — Zwei festere und eigenartigere Charaktere waren es, als die Gegenwart sie hervorzubringen pflegt. Sie gehören noch dem Deutschland an: „Wo Eide schwört der Druck der Hand", nicht dem Lande gelegenheitsdienerischen Strebertums und vorschriftsmäßiger Gleichförmigkeit. Ihr kerniger Individualismus hat wenig gemein mit dem Herdengeist, der — die Schattenseite der sonst trefflichen Einrichtungen: allgemeine Schul- und Wehrpflicht — heutzutage in dem Grade vorherrscht, daß auch tüchtige Menschen gar zu oft nur „klingende Instrumente der Gefühle und Gedanken der Zeit" [1]) sind, ohne Kraft noch Trieb zur Zeugung selbsteigener Gedanken, zufrieden mit der amtlich ausgegebenen Losung, mit dem berufsgemäßen Vorurteil, mit der letzten, von der Parteileitung ausgeheckten Phrase, mit dem nicht ohne Hilfe des Welfenfonds ausgeklügelten Stichwort — und doch leider gerade wegen dieser Überzeugungen aus zweiter Hand zum Siege im Kampf um das (amtliche) Dasein bestimmt.

Berühmte und unberühmte Historiker der Gegenwart vermögen die Realpolitik seit dem September 1862 nicht hoch genug zu stellen über den unpraktischen Idealismus und den Kosmopolitismus des Geschlechts, dem Arndt und Bunsen angehörten. Mich will oft dünken, als sei es mit den praktischen Erfolgen dieser sich brüstenden Realpolitik nicht gar so weit her. In Ermangelung des Ideals ausschlaggebender Teilnahme des Volkes an der Gestaltung seiner politischen Geschicke hat das Bedürfnis nach größeren Zielen in der Nation einen nicht ganz ungefährlichen Kolonial-Idealismus großgezogen und einen durch seine Reizbarkeit für den Weltfrieden nicht minder bedrohlichen Nationalstolz. An Stelle der Schwärmerei für den Fortschritt der gesamten Menschheit auf dem Gebiete der Moral und der Religion für die Herbeiführung wahrer Brüderlichkeit durch Veredlung der Geister und Gemüter sind nie zu verwirklichende, mit dem Umsturz unsrer ganzen Gesittung drohende Phantasieträume getreten; man hält es für möglich, alle Menschen reich zu machen! Und haben die Realpolitiker der am Horizont schon aufdämmernden Revolution und der keineswegs unmöglichen Zertrümmerung alles Bestehenden etwa dadurch vorgebeugt, daß sie herzbegeisternde Ideale, wie den Weltfrieden, die Abrüstung, das Wohlwollen gegen Nebenmenschen und Nachbarvölker höhnisch von sich stießen und somit dem revolutionären Gegner die kostbarsten Waffen aus der geistigen Rüstkammer in die Hand drückten?

* *
*

Von fünf in Arndts eigener Handschrift im Bunsen'schen Nachlaß befindlichen Liederabschriften möge hier das einzige Gedicht wiedergegeben werden, das in der vollständigen Sammlung von Arndts Gedichten (1860 Berlin, bei Weidmann) nicht gedruckt ist.

Weihnachtslied 1855.

Habt ihr das Festgeläut vernommen,
Das heut vom Himmel singt und klingt?
Es klingt: Der Heilge Christ ist kommen,
Der uns den Frieden Gottes bringt,

[1]) Arndt an Bunsen, den 14. Okt. 1855. S. Bunsen's Leben III 427.

Der heut mit wunderbarem Schein
Scheint in die dunkle Welt hinein.

Auf! auf! zu loben und zu preisen,
Zu grüßen rings von Nah und Fern
Mit allen Guten, Frommen, Weisen
Des Lebens neuen Morgenstern,
Zu rufen durch die weite Welt:
Dein Heiland kommt, dein Liebesheld.

Auf! auf! mit allen Engelreigen,
Im Jubelklang empor zum Licht!
Der ganzen Welt den Glanz zu zeigen,
Der heut die lange Nacht durchbricht!
Mit allen Himmeln singt und klingt,
Was dieser Tag der Erde bringt.

E. M. Arndt.

St. Petersburger Brief.

April 1891.

So oft Deutsche und Franzosen einander auf die Füße treten, wird das Thema von der natürlichen Interessengemeinschaft Rußlands und Frankreichs auf unsre Tagesordnung gesetzt. „Echte" Russen und „echte" Franzosen sollen über diesen Punkt längst einig und zwar so vollständig einig geworden sein, daß es für den Abschluß dieses Bündnisses immer nur an einem kleinen gefehlt habe: nämlich an den beiderseitigen „rechten" Vertretern. Trotz aller darauf verwendeten Mühe haben die für das Vermittler-Amt geeigneten Personen bis zur Stunde nicht ausfindig gemacht werden können. Fürst Orlow soll der wichtigen Aufgabe ebenso wenig gewachsen gewesen sein wie sein Nachfolger Baron Mohrenheim; dem ersteren wurde zum Vorwurf gemacht, daß er (wie man bereits seit dem Jahre 1863 gewußt habe) zu sehr Europäer gewesen, um echter Russe sein zu können, der letztere soll als geborner Pole und eifriger Katholik (zweien Eigenschaften, die den Franzosen sonst für Empfehlungen galten) überhaupt nicht für gehörige Wahrnehmung nationaler Interessen geeignet sein. General Obrutschew, der das patriotische Geschäft s. Z. für eigene Rechnung besorgen wollte, geriet darüber in so peinliche Verlegenheiten, daß Personen seiner Stellung sich für die Übernahme freiwilliger Diplomatie-Arbeit nicht mehr finden wollen. Man griff eine Etage tiefer und sandte „Kwaß-Patrioten", d. h. naturwüchsige, von höheren Rücksichten unangekränkelt gebliebene Volkshelden, nach Paris. Zunächst den großen Unbekannten, der dem General Boulanger einen russischen Ehrensäbel überreichen sollte, dann den noch größeren und noch unbekannteren Biedermann, der für den General Billot eine ad hoc erfundene französisch-russische Bundesfahne mitnahm, in der Folge nationale Garköche, Pelzhändler und dergl.,

die das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden suchten, schließlich den großen „Hetman" Atschinow: Just als sie auf dem Punkte waren, mit kindlichem Gemüt das zu üben, was dem Verstande der Verständigen nicht hatte gelingen wollen, entpuppten diese Trefflichen sich als Schwindler oder als Tölpel, mit denen beim besten Willen nichts anzufangen war. Nahezu ebenso unglücklich war das Los der Liebesboten, die zu Rad, zu Pferde und zu Fuß von Petersburg nach Paris eilten, um unsern dortigen Freunden „Grüße" aller echten Russen zu übermitteln: der eine konnte kein Französisch, ein andrer vermochte nicht länger als vierundzwanzig Stunden nüchtern zu bleiben, ein dritter zog Wechsel auf die russisch-französische Bundeskasse der Zukunft, — Manipulationen, die bekanntlich allenthalben eine gewisse Störung der Gemütlichkeit bedingen. Der nämliche Unstern waltete über den französischen Gästen, die uns die Ehre ihres Besuchs zu teil werden ließen. Der einzige an der Newa wahrhaft heimisch gewordene französische Botschafter der letzten Jahrzehnte, General Appert, wurde abberufen, weil er das Vertrauen seiner Regierung in dem nämlichen Augenblick eingebüßt hatte, wo er dasjenige unsres Hofes erworben haben sollte. Die Privat-Botschafterin Mme. Adam fand bei ihrem hiesigen Besuch so vollständig geschlossene Thüren, daß sie (wie ein vornehmer Witzbold sagte) nicht einmal in die Vorzimmer der guten Gesellschaft zu gelangen vermochte, — des unglücklichen Deroulède Pilgerfahrt zum Grabe des Franzosenfeindes Katkow aber nötigte auch denjenigen ein Lächeln ab, die mit den Absichten dieses verpufften Schwärmers durchaus einverstanden waren. Der Haupteindruck, den diese mißglückten Ritterfahrten bei uns machten, war derjenige allgemeinen Erstaunens über die grenzenlose, schier beleidigende Unkenntnis russischer Personen und Zustände, welche unsre französischen Freunde bei jeder Gelegenheit verrieten. Das erschien um so bedauernswürdiger, als die von uns als wahre und kundige Russenfreunde gefeierten Vogüé und Leroy-Beaulier zu der in ihrem Vaterlande herrschenden Partei ungefähr ebenso fern standen, als das rücksichtlich der in Paris fetierten Atschinow, Winter und Genossen mit der hiesigen Gesellschaft der Fall war.

Verwunderung haben diese Mißerfolge freilich nur bei denen erregen können, die Frankreich und die Geschichte russisch-französischer Beziehungen nicht kennen. Trotz der Vorliebe weiter Kreise der hiesigen Gesellschaft für Frankreich und französisches Wesen ist die Zahl dieser Unwissenden größer als Legion. Unsre sogenannten vornehmen Leute beurteilen Land und Leute an der Seine und Garonne nach den Herren und Damen des alten und des kaiserlichen Adels, denen sie in den Pariser Salons begegnet sind, — unsere Durchschnitts-Touristen nach dem liederlichen Pack, das sie in den Speise-, Ball- und Spielhäusern der französischen Hauptstadt kennen gelernt haben. Daß weder die einen noch die andren für das französische Staatsleben in Betracht kommen, — daß es jenseit der Welt der vornehmen und der zweideutigen Müßiggänger ein sparsames, fleißiges, in geschäftlichen Dingen genaues, auf Gerechtigkeit und Solidität haltendes französisches Volk giebt und daß dieses Volk trotz seiner Reizbarkeit nüchtern, philiströs und praktisch genug ist, um immerdar seinen Vorteil im Auge zu behalten, davon haben

die wenigsten Russen eine Vorstellung. Besäßen sie irgend welchen Bescheid darüber, so wüßten sie längst, daß der französische Volkscharakter dem russischen nahezu entgegengesetzt und von demselben noch verschiedener ist als selbst der deutsche. Bei dem Franzosen sind Bestimmbarkeit, Genußsucht und Unbeständigkeit mit eminentem Rechnertalent, nüchterner Vorsorglichkeit und ebenso starker wie kluger Selbstsucht in wirtschaftlichen Dingen gepaart. Hundertjährige Gewohnheit haben ihm staatsbürgerliche Gleichheit, Rechtssicherheit, Achtung vor Person und Eigentum zu Bedürfnissen gemacht, von denen er unter keinen Umständen absieht. Wir besitzen die ersteren Eigenschaften ohne die letzteren, — zu festen staatlichen Gewohnheiten und Ansprüchen ꝛc. haben wir es überhaupt nicht gebracht. Der Durchschnitts-Russe ist ebenso bestimmbar, enthusiastisch und beweglich wie der Franzose — Wirtschaftlichkeit, Genauigkeit in geschäftlichen Dingen und Rechtsgefühl (im höheren Sinne des Worts) fehlen ihm dagegen vollständig. Willkür zu üben und Willkür zu leiden dünkt dem Nord-Slaven, der feste Rechtsformen niemals gekannt hat, der normale Zustand zu sein, — Verhältnisse, unter denen Bauer und Kleinbürger denselben Anspruch auf Achtung ihrer Freiheit und Menschenwürde erheben wie Beamter oder Edelmann, vermag er sich nur mühsam zu denken. Ihm, dem großmütigen und liebenswürdigen Verschwender, sind Sparsamkeit und Geiz, Regelmäßigkeit in Geschäfts- oder Familienbeziehungen und kleinliche Philistrosität gleichbedeutende Begriffe. Dem Russen ist der Deutsche als Pedant, Rechthaber und Systematiker widerwärtig: davon, daß der Franzose in Dingen des praktischen Lebens noch genauer, einseitiger und systematischer auf seiner Meinung und — seinem Vorteil bestehen könne als der „akurate" Njemez (Deutsche), hat man noch nie etwas gehört. Die Struktur des französischen Volks-Lebens ist der russischen so total entgegengesetzt, daß ein Jahrhundert vergehen könnte, bevor beide Völker einander auch nur leidlich zu verstehen lernten.

Zu dieser Verschiedenheit nationalen Charakters und nationaler Gewöhnung kommt eine ebenso tiefgehende Gegensätzlichkeit der politischen Einrichtungen. Die hüben und drüben bis zum Überdruß wiederholte Behauptung, daß die Verschiedenheit absolutistischer und demokratisch-republikanischer Staatsform eine durch Gemeinsamkeit der internationalen Interessen bedingte, politische Allianz weder ausschließe noch störe, beruht auf grober Verkennung des Zusammenhangs zwischen nationalem Charakter und staatlicher Form und auf noch gröberer Unwissenheit über den Einfluß von Sym- und Antipathien beim Abschluß politischer Verbindungen. Weder ist es Zufall, daß Frankreich die Demokratie, Rußland den unbeschränkten Absolutismus zur Grundlage des öffentlichen Wesens gemacht hat, noch ließe die bisherige Entfremdung beider Völker sich erklären, wenn Gemeinsamkeit gewisser Interessen zum Abschluß fester Allianzen überhaupt ausreichte. Daß Rußland und Frankreich zahlreiche gemeinsame Interessen besitzen, hat schon Peter der Große gewußt, daß diese Völker, „wenn sie auf einander schlagen wollten, Mühe hätten einander zu begegnen", ist bereits von Napoleon gesagt worden. Ja noch mehr: Versuche zu Allianzen zwischen diesen Ländern sind während der beiden letzten Jahrhunderte in zahlreichen Fällen unternommen

worden und immer wieder gescheitert. Fürst Gortschakow, der von der Sache etwas verstand und sich für dieselbe lebhaft interessierte, hat darüber das Folgende gesagt:

„Gerade weil die vergeblichen Versuche zu gegenseitigen Annäherungen zwischen Rußland und Frankreich durchaus ernst gemeint waren, müssen sie als Belege dafür angesehen werden, daß die politischen Tendenzen beider Länder schlechterdings nicht in Einklang zu bringen sind."

Die Reihe der hierher gehörigen geschichtlichen Thatsachen ist eine ziemlich lange. Sie beginnt mit dem Projekt Peters des Großen, seine Tochter Elisabeth mit dem um sechs Jahre jüngeren Ludwig XV. zu vermählen. Vater und Tochter trafen in dem leidenschaftlich gehegten Wunsche nach dieser Verbindung zusammen und nahmen von demselben erst Abstand, als der Hochmut des Versailler Hofes der Anknüpfung bezüglicher Verhandlungen unübersteigliche Hindernisse in den Weg legte. („Man gab sich die Miene uns zu ignorieren und zu verachten," lautete ein bezüglicher Ausspruch Gortschakow's). Als Elisabeth siebzehn Jahre nach dem Tode ihres Vaters unter Beihilfe des französischen Gesandten Le Chétardie den Zarenthron bestieg, nahm sie den ein halbes Jahrhundert zuvor gesponnenen Faden wieder auf. An eine Vermählung mit dem Manne, dessen Porträt sie stets bei sich führte, war nicht mehr zu denken, eine politische Verbindung schien dagegen durch Rücksichten der verschiedensten Art angezeigt worden zu sein. Die Sache schien bereits in Ordnung zu sein, als eine unvorsichtige Äußerung, die Le Chétardie über das Privatleben der Kaiserin brieflich gethan hatte, diese zu einer Ausweisung des französischen Diplomaten veranlaßte, deren brutale Formen die französische Geduld auf ungebührlich harte Proben stellten.

Unter dem Szepter des unglücklichen dritten Peter und während der Tage Katharinas II. konnte von näheren Beziehungen zum Versailler Hof nicht wohl die Rede sein. Peter war geschworener Anhänger Friedrichs des Großen, seine Nachfolgerin verfolgte am Bosporus, an der unteren Donau, der Weichsel und dem Njemen Ziele, welche denjenigen Frankreichs schnurstracks zuwider liefen und eine Verständigung mit den deutschen Großmächten zur Voraussetzung hatten. Katharina's Sohn Paul, der die von der verhaßten Mutter gewählten Wege grundsätzlich mied, traf mit derselben in dem Abscheu gegen die Revolution und der von dieser geschaffenen Republik zusammen. Am Ende seiner Regierung suchte der unzurechnungsfähigste aller Monarchen, die auf dem russischen Throne gesessen, allerdings das französische Bündnis; England und Österreich hatten seinen Stolz beleidigt, während Bonaparte demselben zu schmeicheln wußte. — Die Mordnacht vom 23. auf den 24. März 1801 machte diesen Velleitäten ein Ende, bevor dieselben zur Ausführung gebracht worden waren, und Alexander I. zögerte keinen Augenblick, zu den anti-französischen und anti-republikanischen Überlieferungen seiner Großmutter zurückzukehren. Die Tage von Tilsit führten allerdings zu einer Wendung im entgegengesetzten Sinne, diese Wendung aber wurde in Rußland mit einer Ungunst aufgenommen, deren Rücksichtslosigkeit in der Geschichte des loyalsten Volkes der Erde kein Beispiel findet. Hof und Armee, Adel, Geist-

lichkeit und Volk verhehlten keinen Augenblick, daß sie das Tilsiter Abkommen als Schmach ansähen und daß sie den Mann, dessen Freundschaft der Zar als „Geschenk der Götter" pries, haßten und verachteten. Der schrankenlos waltende und dabei populäre Selbstherrscher aller Reussen vermochte nicht zu verhindern, daß die bei ihm akkreditierten Gesandten Napoleons (Savary, später Caulaincourt) von der Gesellschaft seiner Residenz mit beleidigender Kälte aufgenommen wurden, — daß sein nach Paris entsendeter Botschafter Graf P. A. Tolstoy „nicht sowohl die Gesinnung seines Kaisers, als die Stimmung seines Vaterlandes vertrat" und in der legitimistischen Gesellschaft des Faubourg St. Germain ungleich häufiger zu sehen war als in den Tuilerien — ja daß sein (des Kaisers) eigener Bruder, der Großfürst Constantin, sich so öffentlich wie immer möglich als Gegner Napoleons bekannte. Graf Rumänzow, der seit Tilsit die auswärtigen Angelegenheiten leitete, war der verhaßteste Mann in Rußland, sein wichtigster Verbündeter, der Reichs- und Staatssekretär Speransky, wurde als vermeintlicher Franzosenfreund gestürzt und an die sibirische Grenze verwiesen. Als der ersehnte Krieg endlich ausbrach und das russische Volk zum Zeugen der ersten europäischen Invasion in seine geheiligten Grenzen machte, kannte der Nationalhaß gegen die Heiden des Westens und den an der Spitze desselben marschierenden korsischen Antichrist kein Maß und kein Ziel. Eine Erinnerung daran hat sich in dem Bannfluch erhalten, den die russische Kirche noch gegenwärtig alljährlich am Weihnachtsabend über die „Gallier und die diesen verbündeten zwanzig Völkerschaften" aussprechen läßt. — Die darin zum Ausdruck gebrachte Stimmung ist nicht nur während der Freiheitskriege, sondern während der auf diese folgenden Restaurationsperiode die vorherrschende gewesen. An Freunden und Verteidigern Frankreichs fehlte es freilich auch damals nicht ganz. An der Spitze derselben stand Pozzo di Borgo, der (nach Ausweis seiner neuerdings veröffentlichten Briefschaften) planmäßig auf Trennung des Bundes der Ostmächte und auf Hinüberziehung Rußlands in das französische Interesse hinarbeitete. Daß der fähige, bei seinem Monarchen wohl angeschriebene Mann damit nicht zu Strich kam, hatte in Umständen höchst eigentümlicher Art seinen Grund. Während der Jahre 1814 bis 1824 hatten Rußland und Frankreich ihre traditionellen Rollen getauscht: Alexander I. wünschte an der Spitze des europäischen Liberalismus zu marschieren, indessen Ludwig XVIII. mehr und mehr unter den Einfluß der legitimistischen Narren-Sippschaft geriet und seine Beschützer durch Rückfälle in die Gewohnheiten des ancien régime kompromittierte.

Als dann abermals ein Umschlag erfolgte, und als Alexanders liberale Schwachheiten reaktionären Wahnvorstellungen Platz machten, wollte der über dem Pozzoschen Projekt stehende Unstern, daß Villélé's Ratschläge inzwischen den französischen König in gemäßigt-konstitutionelle Bahnen geführt und der gewünschten Verständigung neue Schwierigkeiten in den Weg gelegt hatten. Das Schlimmste sollte aber noch kommen. Seit dem Sommer 1818 wußte Alexander I. von einem innerhalb seiner Garde und Armee bestehenden Geheimbunde, dessen Mitglieder „französischen

Ideen" huldigten und während ihres Aufenthalts in dem Lande der Besiegten von 1815 von denselben angesteckt worden sein sollten!

In der Geschichte der russisch-französischen Beziehungen hat der Zusammenhang zwischen dem von den russischen Geheim-Bündlern entzündeten sogenannten Dekabristen-Aufstande (Dezember 1825) und den „französischen" Ideen Epoche gemacht. Nikolaus I., bei dessen Thronbesteigung dieser Aufstand ausbrach, wurde ein gewisses Mißtrauen gegen „alles, was aus Frankreich kam" fortan nicht wieder los. Wohl war es dem Geschick Pozzo di Borgo's zu Anfang des Jahres 1830 gelungen, eine Annäherung zwischen den Höfen von Paris und St. Petersburg anzubahnen und Bündnis-Verhandlungen in Gang zu bringen — der Ausbruch der Julirevolution zerriß diese Fäden indessen und bestärkte den Kaiser Nikolaus in einer Abneigung gegen Frankreich, die ein Vierteljahrhundert lang bestimmend auf die russische Politik einwirkte. Die Sache hatte aber noch eine andere, nicht minder wichtige Seite: seit dem oben bezeichneten Zeitpunkt wurde Frankreich zum Idol der russischen Liberalen und ihrer revolutionären Nachtreter, — seit diesem Zeitpunkt gab und giebt es in Rußland in gewissem Sinne eine französische Partei. Zu dieser Partei (oder Richtung) bekennt sich die Mehrzahl derjenigen Russen, welche gegen den Absolutismus und das zarische ancien régime Opposition macht. Niemals ist das deutlicher zu Tage getreten als unter der Regierung Alexanders II., und zwar während beider Hälften dieser Regierung, der europäisch-liberalen wie der national-konservativen. Als nach Beendigung des Krimkrieges ganz Rußland — den Kaiser eingeschlossen — liberal genug wurde, um auf das Gegenteil dessen zu schwören, was unter dem Kaiser Nikolaus Geltung gehabt, gehörte zum Kennzeichen des zeitgemäßen russischen Patrioten, daß er die Allianz mit Frankreich wünschte, daß er alle Übel der früheren Zustände auf die Verbindung seines Vaterlandes mit den beiden deutschen Höfen zurückführte, und daß auch er in diesem Stück eine der Nikolaitischen entgegengesetzte Politik verfolgt sehen wollte. Kaiser und Kanzler des neuen Rußland zeigten sich nicht abgeneigt, diesen Wünschen eine gewisse Rechnung zu tragen. Alexander II. willigte in die bekannte Stuttgarter Zwei-Kaiser Zusammenkunft vom September des Jahres 1857, und Fürst Gortschakow hielt dem Bunde, „der der Welt vierzig Jahre lang den Frieden erhalten hatte", in einem vielbesprochenenen Zirkular die Grabrede. Rußland sah den Abschluß eines Bündnisses mit derjenigen Macht, „welche das alte System vernichten geholfen", während der folgenden Jahre für eine bloße question de date an, die im Prinzip entschieden sein sollte. — Der Teufel sollte aber auch dieses Mal sein Spiel treiben, die Welt noch einmal darüber belehrt werden, „daß die Tendenzen beider Länder nicht in Einklang zu bringen seien." Der Ausbruch des polnisch-litthauischen Aufstandes von 1863 und Napoleons verunglückter Versuch zur Einmischung in denselben zerrissen die seit sieben Jahren zwischen Paris und St. Petersburg gesponnenen Fäden so vollständig, daß eine Wiederanknüpfung derselben mindestens für die Dauer der Regierung Napoleons III. unmöglich war und daß es für Herrn von Bismarck leicht hielt, Rußland zum willfährigen Zeugen (nach nationaler

Anschauung zum Mitschuldigen) der Ereignisse von 1864, 1866 und 1870 zu machen. — Daß die Sympathie der meisten Russen während dieser Krisen auf Seiten der Feinde Preußens standen und daß das Verlangen nach einer Annäherung mit Frankreich, „von dem wir mehr durch theoretische Mißverständnisse und durch beiderseitige Fehler als durch wirkliche Interessen getrennt sind" (Gortschakow), seit Mitte der 70er Jahre immer brünstiger wurde, ist bekannt. Schade nur, daß aus dem kaiserlichen und autoritären Frankreich inzwischen ein republikanisches, — aus dem liberalen und vertrauensseligen Rußland ein konservatives und ängstliches geworden war und daß diese Verschiedenheit der „Tendenzen" sich bis zur Stunde nicht hat ausgleichen oder überbrücken lassen.

Was es mit dieser Verschiedenheit auf sich hat, ist nie deutlicher zu Tage getreten als gegenwärtig, wo ein grundsätzlich den deutschen Nachbarn abgeneigter, eminent „nationaler" Zar auf dem Throne Alexanders II. sitzt. Frankreichs älteste und eifrigste Freunde, die Liberalen, sind in die Opposition gedrängt, bezw. als halbe Revolutionäre auf die Proskriptionsliste gesetzt worden, die an ihre Stelle getretenen nationalen Männer aber vermögen trotz besten Willens zu dem „Vaterlande der Revolution" kein rechtes Herz zu fassen. Trotz der Leidenschaftlichkeit seiner Abneigung gegen das neue Deutschland und dessen österreichischen Verbündeten hat der verstorbene M. N. Katkow es niemals weiter als bis zur Duldung der französischen Allianz-Idee zu bringen vermocht, trotz vollendeter Gefügigkeit gegen Tagesstimmungen der führende reaktionäre Journalist Fürst Meschtscherski dieser „rettenden" Idee nur matten und halben Vorschub geleistet. Sieht man von der Klique der Obrutschew, Aenenkow und Genossen ab, so gewahrt man, daß die eifrigsten hiesigen Partisanen der französischen Allianz personae minus gratae sind, — Leute, die der herrschenden Richtung folgen, mit dem Wesen derselben aber nur wenig gemein haben. Und wie sollte auch möglich sein, daß wirkliche Anhänger der Rechtgläubigkeit, der Selbstherrschaft und eines den westlichen Wesen abgeneigten Nationalismus sich für ein Volkstum begeisterten, dessen Genossen entweder gute Katholiken oder geschworene Demokraten und in jedem Falle ultra-occidentale, zur Fahne der modernen Selbstbestimmung haltende Menschen sind? Vergebens sieht man sich nach einem Auswege aus dieser Schwierigkeit um. Mit den traditionellen Sympathien unserer Aristokratie für das Faubourg St. Germain ist in dem heutigen Paris nichts auszurichten, während Zustimmungen zu der gegenwärtig in Frankreich herrschenden Richtung mit der reglementsmäßigen Begeisterung für die „Selbstherrschaft" nicht wohl in Übereinstimmung gebracht werden können. Der Franzose, der angeben soll, was ihm an dem heutigen Rußland anziehend und begehrenswert erscheint, gerät wiederum in die Schwierigkeit, entweder der heimischen Ordnung der Dinge oder den maßgebenden Grundsätzen unserer inneren Politik ins Gesicht zu schlagen. Enthusiasmus für Polen- und Juden-Hetzen und für Unterminierung der finnländischen Verfassung vermag der moderne Franzose ebenso wenig aufzubringen wie Zustimmungen zu dem System der administrativen Verschickungen nach Sibirien, der Zensurmaßregelung halbwegs unabhängiger Zeitungen oder der Verpönung politischer Tendenzen,

welche in seinem Vaterlande als alleinberechtigte angesehen werden. Daher das unsichere und kindische Tappen nach russischen Größen, die sich schlechterdings nicht ausfindig machen lassen wollen, daher das seltsame Schauspiel, daß man an der Seine trotz prinzipieller Begeisterung für Rußland und seinen Zaren, im einzelnen immer wieder der Versuchung ausgesetzt ist, zu Maßregeln unserer Regierung den Kopf zu schütteln oder gar auf die Seite der Gegner derselben zu treten. Wie würde das erst werden, wenn man mit unserer Regierungspraxis, mit der morgue unserer Magnaten und hohen Befehlshaber und mit den brutalen Gewohnheiten des mittleren und niederen Beamtentums in nähere und häufigere Berührungen käme? Deutsche Geduld und deutsche Gewöhnung an die Eigentümlichkeiten der slavischen Nachbarn haben sich über diese Dinge allenfalls hinwegzusetzen gelernt, welche französischer Reizbarkeit und Leidenschaftlichkeit alsbald unerträglich dünken würden. Mit Unrecht wird die ungeheure räumliche Entfernung, welche Rußland und Frankreich von einander trennt, als Hindernis für Entfaltung und Bethätigung der beiderseitigen Sympathien bezeichnet. Die Sache liegt gerade umgekehrt: wohnte man näher bei einander und hätte man reichlicher Gelegenheit zu näherer Bekanntschaft, so vermöchte man vollends nicht mit einander auszukommen.

Bei solcher Sachlage erscheint mehr als begreiflich, daß und warum die ernsthaften Politiker beider Länder in Sachen der von ihnen genährten Allianzwünsche vorsichtige Zurückhaltung beobachten und daß sie die Agitation für dieselbe untergeordneten und unverantwortlichen Werkzeugen überlassen. Wären diese guten Leute und schlechten Musikanten auch nur mit dem Alphabet unsrer Orientpolitik und mit dem Gegensatz zwischen russisch-orthodoxer und französisch-katholischer Auffassung der orientalischen Frage bekannt, so müßte ihnen alsbald die Lust vergehen, die sogenannte Identität russischer und französischer Interessen alltäglich in den Mund zu nehmen. Würde der über die französisch-katholische Propaganda in Macedonien gebreitete Schleier auch nur für einen Augenblick gelüftet, — würde nur für 24 Stunden an die große Glocke gehängt, daß französische Nazaristen, Resurrektoren und Himmelfahrtsbrüder die in Rußland vielbeklagte Verhetzung zwischen bulgarischen und griechischen Rechtgläubigen systematisch schüren, und daß die französischen Diplomaten aller Richtungen und Parteien den Katholizismus für ihren wichtigsten Verbündeten im Orient ansehen, — unsern Bündnisschwärmern müßten die Augen übergehen! Das Nämliche geschähe mit den Deroulède, Mme. Adam und Konsorten, wenn denselben die Urteile zu Ohren kämen, welche unsre „Gesellschaft“ über die Zudringlichkeit und moralische Beschaffenheit der populären Werber um unser Wohlwollen zu fällen pflegen. Die Pariser Eingeweihten wissen das Eine wie das Andre, und weil sie das wissen, schweigen sie klüglich. Einen Punkt giebt es ja immer noch, in welchem sie mit unsern Allianzschwärmern zusammentreffen. Der alte Gortschakow hat diesen Punkt folgendermaßen formuliert.

„Mit Frankreich werden wir uns voraussichtlich erst verständigen, wenn wir das Bedürfnis fühlen sollten, in Europa das Unterste zu oberst zu kehren.“

So weit sind wir noch nicht! Und daß „wir" noch nicht so weit sind, haben „wir" in Veranlassung unseres neusten bulgarischen Fiasko abermals öffentlich bekannt.

Die französische Revolution in ihrer Bedeutung für den modernen Staat.

(Fortsetzung.)

Kapitel III.

Die Revolution nach dem Sturz Robespierre's.

Um ein Bild der auf den Sturz Robespierre's folgenden Entwickelung der französischen Revolution zu geben, bedarf es keiner detaillierten Darlegung der Ereignisse; in der Hauptsache trägt dieselbe, wie sich schon aus einer kurzen Skizze entnehmen läßt, den gleichen Charakter an sich wie die unmittelbar vorausgegangene Zeit: aufseiten des vierten Standes wird immer von neuem die Forderung nach einer Verbesserung seiner materiellen Lage erhoben; die besitzenden Klassen verharren in ihrem kurzsichtigen Egoismus und zeigen die nämliche Unfähigkeit, ein Gemeinwesen zu regieren. Nur in einem Punkte ist ein Unterschied wahrzunehmen: in der großen Masse des Volkes ist seit dem Juli 1794 das Interesse an politischen Fragen abgestorben; sie kränkelte an einer vollständigen Gleichgiltigkeit. Selbst die Wahlen erregen nicht mehr ihre Teilnahme. Mießner erzählt in der Beschreibung der Reise, die er damals nach Paris machte: auf die Frage, wie die Urwählerversammlungen verlaufen seien, habe er fast ausnahmslos die Antwort erhalten: „Was hätte ich dort suchen sollen? Meiner Treu, es hat gar keinen Zweck." [1])

Auch die letzten Jahre der Revolution sind reich an Kämpfen. Zwischen den zahlreichen Fraktionen in dem gesetzgebenden Körper, zu denen seit 1795 noch der wiedererstandene Royalismus hinzutritt. findet unaufhörlich ein Ringen um den Besitz der Regierungsgewalt statt. Auf der Straße kommt es bisweilen zu blutigen Zusammenstößen oder sogar zu regelrechten Aufständen, welche nur mit Hilfe der Truppen niedergeschlagen werden können. Allein soweit das Volk dabei mitwirkt, streitet es nicht unter dem Zeichen politischer Grundsätze oder Fraktionen, sondern einzig und allein für die Lebensmittelfrage. Wie in den ersten Jahren der Revolution, so reagieren die Massen auch am Schlusse derselben nur noch auf das Wort: „Brot." Ihre Angriffe richten sich lediglich gegen „die Wucherer und Egoisten," welche mit dem Verdacht belastet sind, daß sie die besitzlosen Klassen durch ihre Geschäftsmachinationen aushungern. [2]) Am

---

[1]) Buonarotti, Conspiration pour l'égalité, dite de Babeuf, Bruxelles 1828 Tom. I p. 76. Taine l. c. Tom. IV, p. 506.

[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXXVI, p. p. 146, 260 etc. 281, 310, 236 etc. 246, 254 etc., 260, 267, 318, 330 etc., 338,340, 342, 373.Schmidt a. a. O. Bd. 2, S. S. 248, 273, 274."

17. März 1795 erscheinen zwei Deputationen vor dem Konvent und bitten um Brot. „Es fehlt uns an Lebensmitteln,“ so beginnt ihre Anrede; „wir sind auf dem Punkt, alle die Opfer, welche wir für die Revolution gebracht haben, zu bereuen.“ [1]) Das Volk ist zu der Überzeugung gekommen, daß es bei der großen Umgestaltung aller staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, wie sie sich seit dem Sturze des alten Regiments vollzogen hat, leer ausgegangen ist, trotzdem ihm die ausschlaggebende Stimme dabei eingeräumt worden war. Gerade unter der Herrschaft derjenigen Verfassung, welche das Dogma der Volkssouveränität am ausgedehntesten durchführte, hat der Arbeiter am schwersten zu leiden gehabt; die politischen Rechte haben sich also als eine im Kampf ums Dasein nutzlose Waffe erwiesen, sie sind nicht imstande gewesen, vor dem bittersten Mangel am Notwendigsten zu schützen. Der Schluß dieses Raisonnements ist der, daß es völlig gleichgiltig sei, nach welcher Verfassung Frankreich regiert werde. Mag die gesetzgebende Körperschaft im Jahre 1795 das Fest der Volkssouveränität feiern; neun Zehntel der Franzosen sind für politische Fragen so apathisch geworden, daß sie die Republik mit allen ihren Menschen- und staatsbürgerlichen Rechten gerne aufgeben und unter die Herrschaft eines Monarchen, selbst eines absoluten, zurückkehren würden, vorausgesetzt nur, daß, „wenn der kleine Capet das Geschäft seines Vaters übernähme, die Märkte sich wieder füllten und die Lebensmittel auf einen für den Arbeiter erschwingbaren Preis zurückgingen.“ [2]) Binnen kurzem erschienen mehrere monarchisch gesinnte Zeitungen wie La Quotidienne, l'Eclair, le Véridique, le Postillon, le Messager, la Feuille du jour [3]) u. a. In Pamphleten, die man bald nach dem Sturz Robespierre's verbreitet, wird unumwunden für die Verfassung von 1791, ja selbst für den „reinen Royalismus“ plaidiert. Als der Autor einer dieser Schriften, des Spectateur français pendant le gouvernement révolutionnaire, auf Betreiben des Konvents angeklagt, aber von den Geschworenen freigesprochen wird, empfängt ihn beim Verlassen des Gerichtshofes eine „ungeheure Menge“ und eskortiert ihn unter „allgemeinen Zurufen“ in seine Wohnung [4]). Noch beweiskräftiger ist die Aufnahme, welche die das Wahlrecht einschränkenden Bestimmungen der Verfassung finden. Die Bemühungen der Radikalen, das Volk zur Auflehnung gegen diese „Rechtsverletzung“ zu bewegen, blieben erfolglos [5]).

Nach Robespierre's Sturz wurden die meisten seiner wirtschaftlichen Gesetze ausdrücklich aufgehoben, andere gerieten thatsächlich außer Uebung. Die Brotverteilungen behielt man bei; im übrigen aber adoptierte die Regierung von neuem den Grundsatz des laissez faire, laissez aller. Allerdings ist man von demselben

---

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXXVI, p. 236.

[2]) Wachsmuth a. a. O. Bd. 2, S. 644, Schmidt a. a. O. Bd. 2, S. 283, 287, v. Sybel a. a. O. Bd. 3, S. 446.

[3]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXXVII, p. p. 112, 147.

[4]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXXVI, p. p. 203 etc.

[5]) S. z. die B. Pamphlete von Antonelle, Considérations sur les droits de cité u. Felix Lepelettier, Note motivée sur la constitution de l'an III v. Sybel a. a. O. Bd. 3, S 546.

zeitweise abgewichen oder, richtiger gesagt, abgedrängt worden. Eingeschüchtert durch die drohende Haltung der notleidenden Massen hat die gesetzgebende Gewalt sich bisweilen zu organisatorischen Maßregeln auf dem Gebiete des Verkehrslebens verstanden. Aber einmal trägt alles, was man in dieser Richtung dekretierte, das Zeichen seines Ursprungs, der blassen Furcht für das eigene Hab und Gut, an sich; es ist lediglich auf die Beschaffung einer augenblicklichen Abhilfe zugeschnitten, der Gedanke einer planmäßigen Organisation tritt nirgends zur Erscheinung. Sodann zeigt sich in jeder der aus dem Stegreif getroffenen Maßregeln — genau so wie in der Gesetzgebung des Terrorismus — eine vollständige Unfähigkeit, wirtschaftliche Probleme auch nur als solche zu erfassen. Die Regierung besitzt nicht einmal das Geschick, einen momentanen Erfolg zu erzielen, und so endigt denn die große Revolution damit, daß Frankreich in einen Zustand des Elends versinkt, wie das Land ihn selbst zu den schlimmsten Zeiten des ancien régime niemals zu erdulden gehabt hatte. Im Mai 1795 schreiben die Annales patriotiques: Es würde schwer sein, heute auf dem ganzen Erdball ein Volk zu finden, das so unglücklich wäre als das, welches Paris bewohnt.[1])

Schon im August 1794 verlor das Maximum thatsächlich jede Geltung im Handel, und einige Monate später wurden die sämtlichen darauf bezüglichen Dekrete auch gesetzlich aufgehoben. Allein eine Besserung der Lage erreichte man damit so wenig, daß vielmehr das Angebot von Ware auf den Märkten stetig abnahm, die Preise dagegen immer weiter anzogen. Und doch war ein absoluter Mangel an Lebensmitteln nicht vorhanden; die Not war „eine künstlich gemachte."[2]) Freilich wirkte der Krieg nachteilig auf die Produktion ein, weil er ihr Hunderttausende von leistungsfähigen Arbeitern entzog.[3]) Trotzdem aber war nach der guten Ernte von 1794 Ware, insbesondere Getreide und Mehl, so reichlich vorhanden, daß bei einer richtigen Verteilung den Bedürfnissen aller hätte Genüge geleistet werden können. In dem Berichte, welchen Lindet im September 1794 dem Konvent über die innere Lage der Republik erstattete, heißt es: „In dem größten Teile der Departements herrscht Überfluß." Auch die Hauptstadt war wohl versorgt. Die Polizeiberichte aus den Jahren 1795 und 1796 heben wiederholt hervor, daß „Paris niemals innerhalb seiner Mauern mehr Güter aller Art beherbergt habe als dermalen," „daß die Häuser, die Keller, die Zimmer der Ankäufer von allen möglichen Lebensmitteln vollgepropft seien," und für die Richtigkeit dieser Angaben spricht die vielfach beglaubigte Thatsache, daß die Wohlhabenden sich mit Leichtigkeit und ohne Aufwand übermäßiger Kosten ein luxuriöses Leben verschaffen konnten.[4]) Die verzweifelte Lage der unteren Klassen war also nicht durch einen effektiven Mangel verursacht; es lag vielmehr an der falschen Wirtschaftspolitik, daß, während in den Hotels der Reichen ein gegen-

[1]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXXVI, p. 311.
[2]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXXVI, p. p. 245, 324, 325.
[3]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXXVI, p. 99. Schmidt, a. a. O. Bd. 3, S. 5.
[4]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXXVI, p. 100, Schmidt a. a. O. Bd. 3, S.S. 49, 54, 82, 83, 173, 193, 194, Buonarroti l. c. Tom. I, p. p. 53, 54. Note 1.

seitiges Überbieten in Schlemmerei und Vergeudung stattfand, die Hütten der Armen von einer grausamen Hungersnot heimgesucht wurden.

Sobald das wirtschaftliche Leben von den drückenden Fesseln der Robespierreschen Gesetzgebung befreit war, machte sich der Egoismus des Produzenten sowohl als des Händlers mit gesteigerter Energie geltend, und die traurigen Verhältnisse boten ihm nur zu reichliche Gelegenheit dazu. Zunächst war es die Agiotage, mit Hilfe deren man sich auf Kosten des allgemeinen Wohls bereicherte. Der Handel mit Gold- und Silbermünzen nahm so „erschreckende“ Dimensionen an, daß daraus geradezu eine Gefahr für den Staat erwuchs; mit jedem, selbst den betrügerischsten Mitteln, trieb man den Preis der Münzen in die Höhe und drückte den Kurs der Assignaten dadurch immer weiter herab. Der Louisdor zu 24 Livres wurde bereits im Oktober 1794 zu 125 Livres Papier gehandelt; unter dem Direktorium ist er bis auf 4800, in der kurzen Zeit vom 18. März bis 5. Juni 1796 sogar bis auf 19000 Livres hinaufgegangen.[1]) Nach Berechnung der Polizei belief sich allein die Zahl der Rentner und Beamten in der Hauptstadt, welche derartige Geschäfte betrieben, auf 20000. Es ist platterdings unmöglich, heißt es in einem Reisebericht aus jener Zeit, mit irgend einem Pariser, weß Standes und Geschlechts er auch sein möge, von etwas anderem als von Handel, Wucher und Spekulationen auf das öffentliche Elend zu sprechen; alles und alles wird einzig und allein unter dem Gesichtspunkt der Geldvorteile betrachtet, und nicht nur in Paris, sondern überall in Frankreich. Unter dem 4. Dezember berichtet die Polizei: „die Handelshäuser sind in Räuberhöhlen verwandelt, die Spitzbuben zu Händlern geworden und die Händler zu Spitzbuben; die schmutzigste Habgier, der tödlichste Egoismus: das ist das Bild von Paris.“ Weiter wird dann in dem Bericht hervorgehoben, daß ein stark ausgeprägtes Verlangen dahin gehe, den Agioteur, den Räuber bestraft zu sehen. Im folgenden Jahre hatte sich die Wut des Volkes gegen diese „nagenden Würmer der Republik“, diese „Vampyre und Blutsauger“, „diese Soldaten der Koalition“ so gesteigert, daß die Verhängung der Todesstrafe gegen die Agioteure verlangt wurde [2]). Der Produzent, insbesondere der wichtigste unter ihnen, der Bauer, gab dem Händler an Habgier um nichts nach; auch für ihn war lediglich die Rücksicht bestimmend, die vorhandene Notlage zur Einheimsung eines möglichst großen Profits zu fruktifizieren. So weit es möglich war, verkaufte er nach dem Auslande hin, wo er klingende Münze in Zahlung erhielt, die er in Frankreich mit einem enormen Agio verwerten konnte; für die im Inlande abzusetzende Ware wußte er die Preise so in die Höhe zu schrauben, daß dieselben mit dem Kurse der Assignaten, wie die Agioteure denselben festsetzten, in Einklang kamen. Welch' übermäßige Gewinne dabei erzielt sein müssen, läßt sich aus der Thatsache entnehmen, daß man damals selbst in den kleinsten bäuerlichen Häusern „Mahagoni- und Poli-

---

[1]) Schmidt a. a. O. Bd. 2, S. S. 213, 220, 221, 303, 336, Bd. 3, S. S. 60, 126, 127. Vereinzelt wurden sogar 25000 Livres bezahlt. S. Schmidt a. a. O. Bd. 3, S. 127, Note 1.

[2]) Schmidt a. a. O. Bd. 2, S. S. 270, 278, 301. Bd. 3, S. S. 61, 154. Wachsmuth a. a. O. Bd. 2, S. 467. Buchez a. a. O. Tom. XXXVII, p. 115.

sander-Möbel, Silbergerät und Seidenstoffe, prunkende Mahlzeiten und wohlgefüllte Weinkeller" antraf[1]).

Eine weitere Gefährdung des allgemeinen Wohls lag in dem schwunghaft betriebenen Geschäftszweig des Ausleihens von Geld auf Pfand. Zur Zeit des ancien régime betrug der Zinsfuß 6,5 und selbst nur 4 Prozent für das Jahr. Unter der Herrschaft des Konvents verwertete man sein Kapital zu 20 Prozent, welche zudem von der dargeliehenen Summe vorweg abgezogen wurden; im Juni 1796 war der Zinsfuß bereits auf 6—8 Prozent für den Monat gestiegen. Diese Wucherer sind es, schreibt damals Mercier, welche „den Überrest aller Habseligkeiten der Rentner, der ehrsamen Beamten und Angestellten verschlingen werden, wenn man ihr Treiben länger duldet[2])." Noch bedenklicher und dabei verbreiteter gestaltete sich das Spekulieren in Waren. Ein bei den Bankiers beliebtes Manöver war es, durch Verbreitung ungünstiger politischer Nachrichten an der Fondsbörse eine Baisse in Assignaten hervorzurufen, vor Bekanntwerden derselben zu den Märkten zu „laufen", Ware aufzukaufen, sie demnächst zu verkaufen und dann schließlich eine Hausse in Papiergeld in Szene zu setzen. Ganz allgemein war es ferner, daß Kapitalisten, um sich gegen Kursverluste zu decken, ihr Papier-Geld in Lebensmitteln, wie Getreide und Mehl oder sonstigen Gütern, anlegten; fielen die Assignaten, so trat am Warenmarkt sicherlich eine entsprechende Preiserhöhung ein, so daß man sich durch Verkauf seiner Vorräte den Wert, den man ursprünglich besessen hatte, wieder verschaffen konnte. Auch durch derartige Transaktionen wurde das Gemeinwesen geschädigt, da dieselben Aufspeicherung von Waren und also Fernhaltung derselben von den Märkten und Kaufläden zur Folge hatten[3]).

Aus dieser Gestaltung des wirtschaftlichen Verkehrs ergab sich mit Notwendigkeit eine „schamlose" Steigerung aller Preise. Die Polizeiberichte enthalten darüber beispielsweise folgende Daten: der Scheffel Kartoffeln galt im August 1794 etwa 3, im April des folgenden Jahres 15, Mitte Juli 45—50, im Dezember 180, am 2. Januar 1796 über 200 Livres. Der Preis des Brotes stieg nach Aufhebung des Maximums bis zum Juli 1795 auf 15—16, im Herbst auf 26, im November auf 40, im Januar 1796 auf 50, im Mai auf 60 und im Juni auf 125 Livres für das Pfund. Butter notierte im August 1794 etwa 40, im Dezember 70 Sous, sechs Monate später 14 Livres; am 2. Januar 1796 mußte schon die Kanne Milch mit 60 Livres bezahlt werden. Das Pfund Fleisch konnte man im August 1794 noch für 25 Sous kaufen; im Januar 1795 zahlte man bereits 35—40 Sous, im Februar 3 Livres 8 Sous und elf Monate später 60 Livres. Für Zucker fand in der Zeit von Mai 1795 bis Januar 1796 eine Preissteigerung von 20 bis 350 Livres statt, für Eier von 8 Sous auf über 8 Livres für das Stück, für Seife von 3 auf 150 Livres für das Pfund. Die

[1]) Schmidt a. a. O. Bd. 2, S. S. 212 u. 233, v. Sybel a. a. O. Bd. 3, S. S. 481, 482.

[2]) Taine l. c. Tom. IV, p. 435. Schmidt a. a. O. Bd. 2, S. 214. Bd. 3, S. 179.

[3]) Schmidt a. a. O. Bd. 2, S. 229. Edmont et Jules de Goncourt, Histoire de la Société Française pendant le Directoire, Paris 1855, p. 158 etc.

Fuhre Holz galt im November 1794 zwischen 25 und 30, im Januar 1796 etwa 5000, im März 10000, im Juni 24000 Livres. Im Laufe des Jahres 1795 gingen die Preise für einen Tuchrock auf über 3000, für einen Alltagsrock auf 1000, für ein Paar Stiefel auf 1400 Livres. Ein Arbeitspferd wurde bis zu 100000 Livres bezahlt[1]).

Allerdings hatten auch die Arbeitslöhne eine bedeutende Steigerung erfahren, beispielsweise für den Grobschmied von 4 auf 300 Livres, für den Blechschmied von $2\frac{1}{2}$ auf 250 Livres, für den Tischler von 2 auf 200 Livres, für den Maurer von 2 bis 3 auf 150 Livres, für den Schuhmacher, Schlosser und Schneider von 2 bis $2\frac{1}{2}$ auf 100 Livres, für den Glaser und Handlanger von 2 und $1\frac{1}{4}$ auf 80 Livres[2]). Allein die Erhöhung der Löhne blieb doch noch immer beträchtlich zurück hinter der der Lebensmittel; der Preis der letzteren war 120 bis 290 Mal, das Brot sogar 333 mal höher als vor der Assignatenwirtschaft, und der Preis der Arbeit war nur um das 40 bis 100fache gestiegen. Die Klage der Arbeiter, sie wären früher mit 30 Sous viel glücklicher gewesen als jetzt mit 10 Livres, war durchaus berechtigt[3]). Dazu kam, daß die Nachfrage nach Arbeit sich erheblich gemindert hatte, weil Industrie und Handel immer weiter zurückgegangen waren. In einem Berichte, welchen Lindet dem Konvent im September 1794 über die innere Lage der Republik erstattete, heißt es: „das wirtschaftliche Leben Frankreichs weist heute nur noch Ruinen und Trümmer auf[4])." Endlich kommen die Lohnerhöhungen den zahlreichen Beamten, Rentnern und Pensionären nicht zugute; diese drei „leidenden Klassen" traf die Teuerung mit voller Schwere. Ihre Bezüge wurden in Assignaten ausgezahlt und reichten also in der That nicht einmal dazu aus, „um sich ein Stück Brot zu verschaffen." Sie sind, besagt ein Polizeibericht, genötigt, um sich zu erhalten, Stück für Stück ihre Möbel und Effekten zu verkaufen; größtenteils außerstande, sich irgend einer Arbeit zu widmen, alle Mittel der Umtriebe und die Hilfsquellen des Räuberhandwerkes der Agioteure verachtend, sehen sie sich in die allerpeinlichsten Nöte versetzt; auf ihnen zumal lastet der Druck der Umstände, unter denen sie leiden und seufzen, ohne zu murren[5])."

Die Regierung machte zunächst den Versuch, dieser Korruption des Verkehrslebens direkt entgegenzutreten, indem sie mehrere Verbote erließ. Der Handel mit Gold und Silber wurde untersagt und eine große Zahl von Agioteuren verhaftet. Ein Gesetz vom 30. August 1795 bedrohte die Agioteure mit Pranger und Gefängnis, falls sie den Handel mit Gold und Silber an anderen Orten als an der Börse betrieben. Als dies nichts half, ließ das Direktorium die

---

[1]) Schmidt a. a. O. Bd. 2, S. S. 205 ff., 209, 210, 222, 224, 227, Bd. 3, S. S. 6, 10, 11, 33, 39, 43, 49, 50, 60, 64, 78, 105, 147, 166, 170.

[2]) Schmidt a. a. O. Bd. 3, S. 105.

[3]) Schmidt a. a. O. Bd. 2, S. 269.

[4]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXXVI, p. 95, Taine l. c. Tom. IV, p. p. 435, 436.

[5]) Schmidt a. a. O. Bd. 2, S. S. 230, 275, Bd. 3, S. 107, v. Sybel a. a. O. Bd. 3, S. 480, Taine l. c. Tom. IV, p. 545.

Börse schließen und die Agioteure, welche darauf ihr schmutziges Gewerbe in das Palais royal verlegten, mit Waffengewalt von dort vertreiben[1]). Der Marktverkehr wurde in der Weise beschränkt, daß die Höker sich nicht vor einer bestimmten Stunde einfinden durften. Man verbot den Verkauf der Ernteerträge vor der Erntezeit und die Abgabe von Schlachtvieh an andere als patentierte Fleischer. Allein alle diese Anordnungen waren schon in der Anlage so verfehlt, daß sie entweder ohne Wirkung blieben oder zum Nachteil des gemeinen Wohls ausschlugen. Die Schließung der Börse führte beispielsweise dazu, daß der heimliche Handel den Preis von Gold und Silber innerhalb zweier Tage viel höher trieb, als er je zuvor gewesen war, sodaß die Maßregel bereits im Januar 1796 wieder zurückgenommen werden mußte[2]).

Richtiger war der Gedanke, der Agiotage indirekt in der Weise entgegenzutreten, daß man durch bessere Fundierung des Papiergeldes den Kursschwankungen desselben vorbeugte und damit dem Handel das Objekt zum Spekulieren entzog; die klägliche Ausführung des Plans machte jedoch einen Erfolg unmöglich. Anstatt Ordnung und Sparsamkeit in die Verwaltung zu bringen, versuchte man es mit Quacksalbereien.

Für die Beurteilung der politischen Fähigkeiten der damaligen Regierung bilden die betreffenden finanziellen Operationen ein so wertvolles Material, daß auf dieselben hier näher eingegangen werden muß.

Die Summe der am Schluß des Jahres 1794 zirkulierenden Assignaten belief sich auf über 7 Milliarden. Im Mai des folgenden Jahres war der Umlauf bereits auf 10, im Juni auf 11—12, im Juli auf 14, im August auf 16, im September auf 18 und im Oktober auf 20 ½ Milliarden gestiegen. Der Konvent hatte also zuletzt monatlich zwei Milliarden gebraucht, um die Staatsmaschine in Gang zu erhalten. Noch horrender wurde die Wirtschaft unter dem Direktorium; dasselbe verausgabte schon jede Woche zwei Milliarden, sodaß der Assignatenumlauf von Anfang November bis zum 22. Dezember 1795 um ca. 14 Milliarden zunahm. Infolge einer noch zu erwähnenden Anleiheoperation gelangten zwar im Dezember ca. 8—10 Milliarden zur Einziehung; davon sind aber später 5 ½ bis 7 ½ Milliarden emittiert worden. Am 23. Dezember wurde die Vermehrung des Assignatenumlaufs bis auf 40 Milliarden gestattet. In Summa sind während der Revolution 45 ½ Milliarden Assignaten fabriziert worden[3]).

Als zweites den Kredit des Papiergeldes schädigendes Moment trat hinzu, daß durch die sogenannte „großmütige Gesetzgebung" der Wert des für die Assignaten haftenden Pfandes wesentlich vermindert worden war. Am 1. April 1795 übernahm der Staat die auf den Emigrantengütern lastenden Schulden, und 14 Tage später wurden durch Dekret die Besitztümer der Verurteilten und der Hingerichteten, ein Objekt, welches 872 Millionen in Münze repräsentierte, den

---

[1]) Wachsmuth a. a. O. Bd. 2, S. 466 Note 101, Schmidt a. a. O. Bd. 3, S. S. 91 bis 94.

[2]) S. Schmidt a. a. O. Bd. 3, S. S. 93, 94.

[3]) Schmidt a. a. O. Bd. 2, S. 328, Bd. 3, S. S. 38, 94, 101, 102.

betreffenden Familien zurückgegeben. Damit war die Hypothek, auf welcher der Staatskredit beruhte, um weit über eine Milliarde deterioriert [1]).

Die Regierung versuchte zunächst im Dezember 1794 der rapiden Entwertung der Assignaten durch eine Täuschung vorzubeugen; sie ließ eine falsche Taxe der Nationalgüter aufstellen. In Wahrheit überstiegen die damals umlaufenden Assignaten den Wert dieser Güter bereits um mehr als das Doppelte; letztere repräsentierten 3 Milliarden in Münze, und es koursierten 7 Milliarden Papiergeld. Der Finanzausschuß aber rechnete eine hypothekarische Sicherheit von 15 Milliarden heraus, indem er bei seiner Abschätzung nicht den Münzwert zu Grunde legte, sondern den etwa 20 Prozent betragenden Kurs der Assignaten [2]). Nachdem man sich trotz einer Wiederholung dieses frommen Betruges im April des Jahres 1795 davon hatte überzeugen müssen, daß das Publikum sich durch derartige plumpe Machinationen nicht irre leiten ließ, verfiel man auf ein noch gefährlicheres „Rettungsmittel". Durch ein Dekret vom 29./31. Mai wurde bestimmt, die Nationalgüter sollten nicht mehr wie bisher versteigert, sondern freihändig verkauft werden und zwar an diejenigen, welche sich zuerst dazu verstehen würden, das Dreifache des Kapitalwertes von 1790 binnen drei Monaten in Assignaten zu zahlen. Auch diese Maßregel erwies sich binnen kurzem als verfehlt. Anstatt den Kurs zu heben, drückte sie denselben weiter herab, weil alle diejenigen, welche Güter kaufen wollten, auf eine Baisse des Papiergeldes hinarbeiteten. Der Effekt des Dekrets war also eine Herabsetzung des Verkaufspreises der Nationalgüter, und so hätte dasselbe schließlich dazu führen müssen, daß die Hypothek für die Assignaten um einige Milliarden Papier in die Hände von Privatleuten übergegangen, so und so viel Milliarden aber ohne irgend welche Sicherheit übrig geblieben wären. Die massenhaften Angebote, welche im Laufe des Mai gemacht wurden [3]), öffneten der Regierung die Augen; sie erkannte, daß sie auf dem bestem Wege wäre, das Papiergeld gänzlich zu entwerten, hob bereits am 7. Juni unter Annullierung sämtlicher bis dahin abgeschlossener Verträge das Dekret wieder auf und kehrte zu dem Verkauf der Nationalgüter mittelst Versteigerung zurück [4]).

Ebenso traurig endete ein zweiter Versuch, die Assignaten in die Staatskassen zurückzuleiten. Das Dekret vom 21. Juni 1795 ordnete an, daß alle an den Fiskus zu leistenden Zahlungen an Steuern, Renten, Pachtzinsen, Kaufgeldern u. s. w. einschließlich der Rückstände sich nach einer Skala erhöhen sollten, welche in einem bestimmten Verhältnis zu der steigenden Ziffer der im Umlauf befindlichen Assignaten wuchs. Bei einer jeden Zunahme dieser Ziffer um eine halbe Milliarde war eine Steigerung der Zahlungsverpflichtung um ein Viertel ihres Nennbetrages vorausgesehen. Um dieses Rettungsmittel annehmbarer zu machen,

---

[1]) Schmidt a. a. O. Bd. 2, S. S. 313 ff., Sybel a. a. O. Bd. 3, S. S. 448, 479 ff.

[2]) S. Schmidt a. a. O. Bd. 2, S. S. 312, 313, s. auch Sybel a. a. O.d. 3, B S. 479.

[3]) Damals wurden die meisten „skandalösen" Vermögen gemacht, die „die Schande der Revolution bilden." Buchez et Roux l. c. Tom. XXXVI, p. 478.

[4]) Schmidt a. a. O. Bd. 2, S. 325 ff.

erklärte das Gesetz, die Skala wäre nach Ablauf einer gewissen Zeit auch für die Zahlungen maßgebend, welche der Staat an Zinsen, Gehältern, Pensionen u. a. zu leisten hätte. Indes die öffentliche Meinung durchschaute alsbald die wahre Bedeutung der Operation; sie führt zurück, sagte man, zu dem ersten Schritt der Revolution, nämlich zum Bankerott [1]). Das Urteil war durchaus zutreffend. Indem die Regierung die progressive Entwertung der Assignaten offiziell festsetzte, gestand sie selbst zu, daß demnächst die Staatspapiere jedweden Wert verlieren würden. — (Fortsetzung folgt.)

Wie bewahren wir uns und unsere Kinder vor Nervenleiden?

Von
Adolph Seeligmüller.

I.

Prophylaxis! — Verhütung von Krankheiten! — so lautet die Parole der modernen Heilkunde. Und in der That hat diese volles Recht sich zu rühmen, durch die Erforschung der Ursachen — ich erinnere nur an die Entdeckung jener kleinsten Krankheitserreger, der Bacillen — eine Erfolg versprechende Verhütung der Krankheiten selbst angebahnt zu haben.

Wie steht es aber mit der Prophylaxe der Nervenkrankheiten? Ein „Bacillus neurosigenes“, d. h. ein Nervenleiden in unserem Sinne [2]) erzeugender Bacillus ist nicht entdeckt und wird auch nie gefunden werden.

Und doch sollte man meinen, die in den letzten Jahrzehnten so schnell um sich greifende Verbreitung der Nervenkrankheiten könne nur auf infektiösem Wege zustande gekommen sein, zumal diese kein Alter, kein Geschlecht, keinen Beruf verschonen, so daß man sich schließlich wundern muß, wenn jemand ausnahmsweise nicht nervenleidend ist.

Sieht man freilich genauer zu, so erklärt sich das Überhandnehmen der Nervenkrankheiten in unserer Zeit auch ohne den Nachweis von Bacillen; denn wie Pilze aus der Erde wachsen die Ursachen aus dem Boden des modernen Kulturfortschritts und liegen für jeden, der sehen will, offen, groß, makroskopisch vor Augen.

---

[1]) Schmidt a. a. O. Bd. 2, S. S. 330 ff.

[2]) Die Nervenleiden, welche hier vorzugsweise in Betracht kommen, pflegt man unter dem Namen „Nervosität“, oder „Nervenschwäche“ (Neurasthenie) zusammenzufassen. Ihr Wesen wird am besten charakterisiert durch die alte Bezeichnung „reizbare Schwäche“, d. i. zu große Erregbarkeit und daneben zu leichte Erschöpfbarkeit des Nervensystems. Indessen drängen neuere Forschungen immer mehr zu der Anschauung, daß zwischen sämtlichen Krankheiten des Nervensystems, Neurosen wie Psychosen, ein nicht weg zu leugnender verwandtschaftlicher Zusammenhang besteht.

Unter dem Einflusse dieser nervenkrankmachenden Ursachen stehen wir alle, wir die Kinder des neunzehnten, des „nervösen“ Jahrhunderts.

Eingeläutet durch die Stürme der französischen Revolution und heraufgezogen unter dem Kanonendonner des Welteroberers, hat dieses nunmehr zu Ende gehende Jahrhundert tiefgreifende Umwälzungen hervorgebracht, nicht nur in der Entwickelung und Ausgestaltung der staatlichen Verhältnisse, sondern auch in den Werkstätten menschlicher Arbeit und nicht am wenigsten in den Bahnen menschlichen Verkehrs, Handels und Wandels. Diesen sozusagen angeborenen revolutionären Charakter hat unser Jahrhundert in seinem ganzen Verlaufe niemals verleugnet, wenn er auch bei uns in Deutschland erst mit dem politischen Revolutionsjahr 48 deutlich hervorgetreten ist. Seitdem hat auch bei uns an Stelle der gemütlichen Ruhe eine leidenschaftliche Erregung Platz gegriffen und sich von Jahr zu Jahr, besonders aber seit den Kriegen von 66 und 70/71 erheblich gesteigert. Und bis jetzt nirgends Stillstand, nirgends Ruhe; überall Bewegung und Gärung; endloser Widerstreit der politischen Parteien; Unfriede und Kampf ums Dasein auf allen Gebieten des Lebens. Ja, wir wohnen auf einem Vulkan, der jeden Tag mit neuen, gewaltsamen Veränderungen droht. Während eine möglichst genußreiche Ausgestaltung des Lebens als einzig lebenswerte Daseinsform und darum als das in erster Linie zu erstrebende Lebensziel von allen Seiten laut und unverhohlen proklamiert wird, tritt dem kleinen Häuflein der Besitzenden die große Masse der Besitzlosen immer schroffer ihr Recht heischend gegenüber und droht, falls sie nicht mindestens zu gleichem Genusse zugelassen werde, unerbittlich die schöne Welt in Stücke zu schlagen.

Mit der Einführung der Dampfkraft ist unwillkürlich und von Jahr zu Jahr in gesteigertem Maße der Geist des Abhastens und Abjagens in die Menschen gefahren.

In möglichst kurzer Zeit viel erreichen! das ist immer mehr zur Losung des Tages geworden. Einst saß ich bei einer Hochzeit neben einem erst vor kurzem in den Stand der Ehe getretenen jungen Kaufmann ohne Vermögen, welcher mir im Laufe des Gesprächs sein Zukunftsideal alles Ernstes in folgendem entwickelte: die nächsten zehn Jahre wolle er unermüdlich Tag und Nacht arbeiten; dann aber müsse er so viel erworben haben, um in eigener Villa mit Park und Equipage sich sorglos und behaglich auszuruhen und jeden Abend im Theater an einer Offenbach'schen Operette ergötzen zu können. Das ist länger als zwanzig Jahre her; wie hat sich seitdem die Jagd nach dem Glücke noch gesteigert!

Dieses Streben, es schnell zu etwas zu bringen, beschränkt sich keineswegs auf den Kaufmannsstand; in gleicher Weise treibt es studierte Leute, Beamte, Offiziere, auch sie rennen und wagen das Glück zu erjagen.

Wie ist von Jahr zu Jahr die Zahl dieser Streber gewachsen!

Diese Leute, welche meist nicht das Zeug haben, auch nur annähernd das zu leisten, was sie sich vorgenommen, vermögen wohl eine Zeitlang den Schein des Könnens zu wahren, aber nicht auf die Dauer; sind sie dann erkannt, so

werden sie meist infolge der erfahrenen Kränkung nervenleidend. Und wie viele andere sind, wenn sie das vorgesteckte Ziel erreicht, vor Erschöpfung bereits nicht mehr imstande, selbst das zu genießen, was sie errungen haben!

Darum so viele, die bei dem großen steeple-chase des Karrieremachens zu Falle kommen! Daher so viele, die unzufrieden sind mit ihrem Beruf, mit ihrer ganzen Lebensstellung! Daher so viele verkannte Genies, die sich in Weltschmerz und Pessimismus vergraben!

Das Sichselbstüberschätzen und Sichselbstüberheben ist Mode geworden.

Niemals ist das Goethe'sche „nur die Lumpe sind bescheiden" schmählicher gemißbraucht worden als in unseren Tagen. Der Größenwahn ist zur Krankheit des Jahrhunderts geworden.

Und wer sich selbst nicht mehr größer machen kann, der möchte sich wenigstens an der Größe seiner Kinder sonnen. Der Sohn des Lehrers muß mindestens Pastor, der des Barbiers Arzt, der des Sekretärs Richter werden.

Und die praktischen Köpfe, die Verstand genug haben, um ihr Wissen und Können nicht zu überschätzen? Ihnen muß oft der Zweck das Mittel heiligen; um schnell und ohne Mühe zu einem gesicherten Dasein des Genusses zu gelangen, ist für viele das Ziel alles Strebens eine reiche Heirat.

Das finnische Nationalepos Kalewala erzählt, wie der Gott des Gesanges Wäinämönen sich vor allem eine reiche Frau wünscht. Sein Bruder, der göttliche Schmiedekünstler Ilmarinen, schmiedet darauf eine Braut von Gold und Silber. Aber wehe! sie ist so eisig kalt, daß Wäinämönen trotz Pelz und Feuer jedes Mal ein Frostschauer durchrieselt, so oft er sich ihr nähern will.

Wie wenige Ehen werden überhaupt noch aus Liebe oder wenigstens auf der Grundlage gegenseitiger Achtung geschlossen! Denn auch in den Augen der besseren Hälfte hat oft die Stellung, das Vermögen den Ausschlag gegeben.

Was sind das aber für Ehen? Ein Beispiel für viele!

Eines Tages kommt in meine Sprechstunde eine seit wenigen Monaten verheiratete junge Frau: „Mein Mann, der Fabrikdirektor X. in Z. läßt Sie bitten, mich zu untersuchen; er behauptet, ich sei nervenleidend. Ich selbst bin ganz anderer Meinung: Wir sind zusammen aufgewachsen; seit Jahren hat er mich mit Liebesanträgen verfolgt, obgleich ich ihm immer wieder erklärt habe, ich könne ihn nicht lieben. Meine Mutter aber, eine wenig bemittelte Offizierswitwe, sah in dieser Verheiratung für mich eine gute Versorgung.

So von zwei Seiten gedrängt, willigte ich endlich ein, zumal mein Bewerber mir auf Ehrenwort das Versprechen gegeben hatte, daß ich von dem langweiligen Dorfe — ich hatte bis dahin in der großen Gesellschaft der Residenz gelebt — täglich nach der benachbarten großen Stadt fahren und, falls er nicht Zeit hätte, mich auf eigene Faust amüsieren könnte. Aber dann wurde es mir wieder leid, ganz leid: noch am Hochzeitsmorgen versuchte ich mich durch Chloroform zu töten. Sie sehen, ich lebe noch, aber wie! Er hat mich belogen, betrogen! Der Prinzipal giebt die Pferde wöchentlich höchstens zweimal; wie soll ich es die übrigen Tage

aushalten auf dem scheußlichen Dorfe bei einem Manne, den ich jetzt hasse, den ich verabscheue!“ — Einige Monate später las ich in der Zeitung, daß sie sich vergiftet habe.

Und in wie wenigen Ehen wird die gelobte Treue gehalten!

Vater und Sohn haben dieselbe Maitresse, wohl gar in der gemeinsamen Behausung der Familie. Und die Gattin, die Mutter! Nur wer überhaupt keinen Verstand hat, kann keinen verlieren, und nur wer keine Nerven hat, kann nicht an den Nerven erkranken!

Nennt's Sünde, nennt es Leidenschaft!
Gewiß ist, daß es Leiden schafft
Und Nervenleiden obenan.

Wie traurig, wenn wir erwägen, daß gerade das Familienleben, wenn es ein glückliches ist, den besten Halt und Schutz gewährt gegen die nervenaugreifenden Einflüsse unsrer Zeit!

Das Bewußtsein, von der Liebe der Gattin und Kinder getragen zu werden, in ihnen treue Herzen zu besitzen, die für ihn sorgen, für ihn beten, giebt dem Familienvater immer wieder Freudigkeit, den Kampf um das Dasein aufzunehmen. Fühlt er sich doch für alle Mühe und Sorge reichlich entschädigt durch die wohlthuende Behaglichkeit eines geordneten Lebens im trauten Kreise der Seinen, die Freud' und Leid mit ihm teilen.

Ja, das Haus wird zur Oase,
Wo nach jedem heißen Lauf
Auf der rauhen Wüstenstraße
Palmenschatten ihn nimmt auf.

Im Schoße der Familie ist für ihn der stille Hafen in dem stürmischen Meere des Berufs- und Parteilebens. Da sind die Wurzeln seiner Kraft, da die Anker für das Gleichgewicht seiner Nerven. Dafür giebt es keinen Ersatz im Leben der Ehelosen. Die Hagestolze rühmen sich wohl ihrer Freiheit und Ungebundenheit; was ihnen aber nicht zu teil wird, das ist die Liebe, welche reichlich empfängt für das, was sie giebt und opfert. Gerade jenes Sichselbstleben, nur Aufsichselbstachten ist am häufigsten die Ursache für jene quälende Seelen- und Gemütsverirrung, die Hypochondrie, wo der für das Ideale und Ewige geschaffene Mensch gänzlich aufgeht in der kleinlichen, erbärmlichen Sorge für sein sterbliches Teil. Gerade in dem öden, freudelosen Leben der unverehelichten Frauen kommt jenes unheimliche Gespenst der Hysterie zur Blüte, welches das eigene Dasein zur Qual macht und oft auch das der nächsten Umgebung, weil sie schließlich keine andere Rücksicht mehr kennen als die auf die „Nerven“. Für alle Ehelosen kommen früher oder später, jedenfalls im Alter die Tage, die ihnen nicht gefallen, die Tage der Vereinsamung, der Verödung.

Aber auch wer sich nicht überhoben und eine Berufsstellung inne hat, welcher er gewachsen ist, muß, wenn er es heutzutage zu etwas bringen will, mit Anstrengung aller seiner Kräfte arbeiten und gewiß oft mehr, als die Nerven es auf die Dauer aushalten. Und naturgemäß wächst die Arbeit mit der zunehmenden Erfahrung und Tüchtigkeit: ein Arzt wünscht zu Anfang seiner Praxis recht viel

zu thun zu haben und — wenn er seinen Wunsch erfüllt sieht, dann — seufzt er über das Zuviel.

Wie viele Berufsarten giebt es nicht, die nervös machen! Der Lehrer, der 22 Unterrichtsstunden die Woche giebt und fast ebensoviel Privatstunden und immer wieder dieselben Fehler bessern muß; der Musiker, welcher sich gern weiter bilden will, aber um des lieben Brotes willen Unmusikalisches anhören muß; der Beamte, der für das Zählen und Auszahlen des Geldes verantwortlich ist; der Telegraphist, der im Geklapper der Apparate Tag und Nacht seinen alle Aufmerksamkeit erfordernden Dienst versieht; der Zeitungsredakteur, der jahraus jahrein in Hetze und Hast mit dem Setzer um die Wette schreibt! — Und wie viele dieser Kandidaten der Nervosität suchen ihre Erholung abends im Tabaksqualm der Bierhäuser, ihre körperliche Bewegung nur auf dem Amtswege oder um das Billard und ihre Ruhe mit Hilfe des Bieres, damit sie halbberauscht im dumpfen, unerquicklichen Schlafe fester liegen in den kleinsten, schlechtgelegensten Hinterzimmern, den Schlafzimmern.

Schließlich ist in unsrer Zeit jeder Gebildete, weil er notgedrungen mit der Zeit fortschreiten muß, in fortwährender Gefahr, nervös zu werden durch die Überfülle des Bildungsstoffes, welchen er täglich zu bewältigen hat.

Der Handarbeiter wird an jedem Abend, sobald er das Werkzeug aus der Hand legt, auf zehn bis zwölf Stunden fertig, der Kopfarbeiter niemals! Was während des Tages und besonders während der letzten Arbeitsstunden ihn in Gedanken beschäftigt hat, das verarbeitet das nimmer Ruhe findende Gehirn während der Nacht weiter. Dazu bringt jeder Tag neues Material, neuen Stoff und wären es auch von den 7000 politischen und andern Zeitschriften in deutscher Sprache, welche von der Post in das Haus gebracht werden, nur einige wenige. Wer wird da je fertig? Wer findet da jemals Zeit zum erquickenden Ausruhen?

Und unsre sogenannten Erholungen? Sind sie etwa im allgemeinen dazu angethan, uns wirkliche Erholung zu bringen?

Welcher beschäftigte Mann hätte die bis spät in die Nacht hinein währenden Gesellschaften nicht oft genug verwünscht, zumal wenn sie sich Abend für Abend wiederholen! Und täuschen wir uns nicht, auch die Früh- und Abendschoppen im Wirtshaus mit ihren nicht selten aufregenden Diskussionen über politische und andre Tagesfragen gewähren keine Erholung für die durch die Tagesarbeit verbrauchten Nerven.

„Ach! unsre Freuden selbst, so gut wie unsre Leiden,
Sie hemmen unsres Lebens Gang!“

Wer findet schließlich noch genügende Zeit zum Schlafen, wenn sich die Arbeit des neuen Tages fast unmittelbar anschließt an die „Erholung“ des vorhergehenden. Und doch ist ausreichender Schlaf allein imstande, den Organen des Körpers die wiederbelebende Rast zu gewähren und neue Spannkraft in ihnen aufzuspeichern. So ist es klar, daß viele, sehr viele unsrer Zeitgenossen, weil sie zu wenig schlafen, den Bankerottierern gleichen, die Tag für Tag außerordentliches ausgeben, ohne je etwas Ordentliches einzunehmen.

Bei solchem Treiben müssen Herz und Gehirn, die Quellen des Blut- und Nervenlebens, und damit der ganze Organismus erschlaffen. Denn wird das Herz schwach, so werden die Muskeln nicht mit dem nötigen sauerstoffreichen Blute versorgt und daher zu ausdauernder Thätigkeit unfähig, und dem Gehirn ebenso fehlt der Lebenssaft, der es allein frisch und schaffensfreudig erhalten kann. Zudem genügt die verkürzte Zeit des Ausruhens nicht, um die Eindrücke des vergangenen Tages wieder verblassen und die Wellen der Erregung sich wieder ebnen zu lassen, damit neue Eindrücke aufgenommen und mit Erfolg verarbeitet werden können.

Nervenleben und Blutzirkulation stehen überhaupt in viel engerer Wechselwirkung, als man gewöhnlich glaubt. Abschwächung der Herzkraft muß notwendigerweise eine mangelhafte Ernährung des ganzen Nervensystems zur Folge haben, mithin aber auch derjenigen Nerven, welche das Herz im regelmäßigen Gange erhalten. Damit ist aber ein fehlerhafter Zirkel geschaffen, der für viele unsrer Zeitgenossen verhängnisvoll wird. Denn Herzschwäche ist bereits ein so häufiges Leiden geworden, daß nach meiner Schätzung wohl der vierte Teil aller Nervenkranken daran leidet. Wozu sind aber die 500 Millionen Nervenzellen der Großhirnrinde, dieser Rüstkammer alles Schaffens und Wirkens, noch nütze, wenn der Quell ihrer Neubelebung versiegt ist? So ist der Triumph des Genies wie das Sichgeltendmachen des Talents nicht nur von der Naturanlage im Gehirn abhängig, sondern auch von der Leistungsfähigkeit und Ausdauer des Herzmuskels. Wer überhaupt auf des Lebens Höhen wandeln und sich daselbst behaupten will, muß vor allem seine Herzkraft wahren. Hält diese nicht aus, so gerät er leicht in die mißliche Lage, seinen Ruhm zu überleben. Die Welt sagt dann wohl, „er ist bequem“ oder gar, „er ist faul geworden“; die ärztliche Diagnose lautet: „er ist herzschwach geworden.“

Die Ernährung des Nervensystems muß aber auch beeinträchtigt werden, wenn die Kanäle, welche ihm den Nahrungssaft zuführen, wenn die Blutgefäße erkranken.

Eine sehr gewöhnliche Erkrankung ist das Starrwerden der Arterien, die Arteriosklerose. Eigentlich eine naturgemäße Veränderung der Gefäßwände im höheren Alter darstellend, wird sie bei unserm sich schnell abnutzenden und früh alternden Geschlecht häufig genug schon in einer früheren Lebensperiode beobachtet. Verlust der Elastizität und größere Brüchigkeit der Gefäßwände sind aber die gewöhnlichen Ursachen der Gehirnblutung wie der Gehirnerweichung, durch welche so viele von den zahlreichen Invaliden des neunzehnten Jahrhunderts ein frühes Grab finden.

Wie kommt die Arteriosklerose zustande und welche Umstände begünstigen das frühzeitige Auftreten derselben? Im allgemeinen wird sie durch einen anhaltend gesteigerten Druck des Blutes auf die Gefäßwände hervorgebracht, wie er zunächst erfahrungsgemäß statthat bei körperlicher wie geistiger Überanstrengung. Daher finden wir bei den Handarbeitern die rigiden Arterien am ganzen Körper, beim Kopfarbeiter vornehmlich im Gehirn. Am allerwenigsten aber bleiben die-

jenigen verschont, welche weder körperlich noch geistig sich besonders anstrengen, die Helden der Tafel, die Vielesser und Vieltrinker. Jeder überreichliche Genuß von Speise und Trank hat eine Überfüllung des Gefäßsystems und damit einen gesteigerten Druck auf die Gefäßwände zur Folge. Zu einer dauernden Drucksteigerung und damit zur Arteriosklerose muß es aber kommen, wenn die neue Mahlzeit und damit die neue Überschwemmung des Gefäßsystems immer wieder erfolgt, bevor die frühere sich ausgeglichen hat. Und der schließliche Ausgang muß auch hier wieder die Herzschwäche sein. Selbst das von Hause aus kräftigste Herz muß an diesen abnormen Widerständen, die es fortwährend zu überwinden hat, mit der Zeit erlahmen.

Also übermäßig anstrengende und zu lange andauernde Arbeit, unzureichende oder doch unzweckmäßige Erholung und dazu der Ausfall eines ausreichenden Schlafes sind wichtige Ursachen für die Zunahme der Nervenleiden in unsern Tagen.

Was ist dagegen zu thun?

Wer ist in der Lage, seinen Tageslauf, seine Nachtruhe anders zu gestalten?

Das Angebot in allen Berufsarten ist groß. Für jede nicht ausreichende, invalid gewordene Kraft sind zehn frische Kräfte vorhanden, die bereit sind, dieselbe Arbeit oder vielleicht sogar noch mehr gegen dieselbe oder selbst gegen eine geringere Entschädigung zu leisten. Daher gilt es bei Zeiten mit dem Kraftvermögen des Ernährers, oft dem einzigen Vermögen der Familie, haushalten zu lernen und am rechten Orte zu sparen.

Fort darum mit den äußerlich blendenden, innerlich aber verödenden Vergnügungen, fort mit den bis zum neuen Morgen währenden Abendgesellschaften, fort mit den aufregenden und abspannenden Spiel- und Trinkabenden. Statt dessen ein gemütliches, herzerquickendes Zusammensein im engeren Familien- oder Freundeskreise und gemeinsame Spaziergänge durch Flur und Wald! Und neben der Berufsarbeit eine Lieblingsbeschäftigung, eine Passion! Für diese wird sich in den meisten Fällen Zeit und Muße finden, wenn die Berufsarbeit in gehöriger Weise verteilt wird. Denn mit dieser müssen die Erholungsstunden abwechseln. Daher sollten geistige Anstrengungen auch bei erwachsenen gesunden Menschen im Durchschnitt nicht länger als höchstens drei bis vier Stunden hintereinander andauern und am späteren Abend besser ganz unterbleiben, weil sonst die dadurch hervorgerufene Erregung leicht den Schlaf stört. Vor allem aber sollte ein jeder, soweit es in seiner Macht steht, darauf halten, daß er am Sonntag nicht arbeitet, sondern der Ruhe pflegt. Denn wer die Wochentage sich in gehöriger Weise der Arbeit beflissen hat, der braucht einen Ruhetag, nicht nur, weil der allweise Gott es so geordnet, sondern einfach weil es Naturbedürfnis ist. Wer unter der Last seines Berufes seufzt, aber am Sonntag sich ausruht, wird immer wieder die Erfahrung machen, daß zu Anfang der neuen Woche ihm das leicht wird, was ihm gegen Ende der vergangenen Woche schwer, ja unüberwindlich erschien.

Dazu bedürfen alle geistig Überanstrengten jährlich wenigstens einmal einer mehrwöchentlichen Ausruhe, während welcher sie, fern von den Berufsgeschäften,

sich nicht als elende Sklaven der Arbeit, sondern als Freiherrn in Gottes schöner Natur fühlen und wirklich aufatmen können. Namentlich für solche, welche von der Nervosität unsrer Zeit schon angekränkelt sind, ist die richtige Verteilung von Arbeit und Erholung das einzige Mittel, wodurch sie den Anstrengungen ihres Berufes auf die Dauer gewachsen bleiben können.

Zur Erholung gehört aber vor allem auch der Schlaf. Das Bedürfnis nach Schlaf ist ja bei den einzelnen Menschen ein sehr verschiedenes. Soviel steht aber fest, daß sechs bis acht Stunden für einen ordentlichen Arbeiter durchaus nötig sind. Wie oft aber wird in unsrer Zeit das Schlafbedürfnis im Kampfe um das Dasein gewaltsam unterdrückt und die nächtliche Ruhe in unverantwortlicher Weise verkürzt!

Dies rächt sich dann früher oder später durch Schlaflosigkeit. Wie mancher, der sich früher gewaltsam den notwendigsten Schlaf entzogen hat, möchte jetzt gern schlafen, allein er kann nicht: er hat es verlernt.

Wie nervenaufregend und hinterdrein erschlaffend schlaflos verbrachte Nächte sind, bedarf keiner Schilderung: die große Mehrzahl der Leser wird aus eigenster Erfahrung solche Nächte kennen. Ich selbst stehe keinen Augenblick an, den Satz zu unterschreiben: Nervenleiden werden erst dann zu wirklichen Leiden, wenn sie mit Schlaflosigkeit verbunden sind.

Die Schlaflosigkeit kann somit als späteres Symptom zu einem schon bestehenden Nervenleiden hinzutreten; nicht selten aber erscheint dieselbe als der erste Ausdruck und daher dem Laien als Ursache desselben. Daß sie in unsrer Zeit so häufig ist, darf nicht Wunder nehmen.[1])

Der Arbeiter des neunzehnten Jahrhunderts arbeitet, wie wir sahen, über seine Kräfte. Um dieses auszuhalten, bedarf er der Reizmittel: Kaffee, Thee, Gewürze, Alkohol, Tabak. Weil aber jedes Reizmittel in seiner Wirkung nachläßt, so muß die Dosis sehr bald gesteigert werden, wenn es immer wieder den erwünschten Erfolg haben soll.

So muß es notwendigerweise zu einer Überreizung der Nerven kommen und damit zur nächsten Folge derselben, zur Schlaflosigkeit.

Um dieser aber Herr zu werden, bedarf der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts ebenso nötig der Betäubungsmittel.

Daher die Empfehlung immer neuer Schlaf- und Beruhigungsmittel, deren Schar bereits nach Dutzenden zählt.

In der That verläuft das Dasein vieler unsrer Zeitgenossen so, daß sie, um ihre Arbeit leisten zu können, sich durch künstliche Reizmittel aufrecht erhalten, dann aber, um Ruhe und Schlaf zu finden, kräftige Betäubungsmittel gebrauchen, die imstande sind die künstlich hervorgebrachte Erregung wieder nieder zu schlagen.

Daß dieser alle vierundzwanzig Stunden sich wenigstens einmal wiederholende Wechsel zwischen hochgradiger Reizung und tiefgehender Betäubung auf das Nerven-

---

[1]) Recht bezeichnend ist die von einigen beliebte Ableitung des griechischen Wortes für Schlaflosigkeit ἀγρυπνία von ἄγρα die Jagd, so daß die Übersetzung lauten würde: „Jagd nach dem Schlaf;“ also Jagd bei Tag, Jagd bei Nacht, bald nach dem Glück, bald nach dem Schlaf.

system im äußersten Maße schwächend einwirken muß, das vermag wohl ein Kind einzusehen.

Sehen wir uns nun die Reizmittel einzeln etwas näher an!

Der Kaffee ist ein starkes Erregungsmittel für das Herz. Deshalb müssen solche, die an Aufregungszuständen, Herzklopfen, namentlich aber an Schlaflosigkeit leiden, sich des Kaffees enthalten. Am aufregendsten wirkt der Kaffee dann, wenn er des Morgens bei nüchternem Magen oder des Abends wenige Stunden vor dem Schlafengehen genossen wird. Darum kann so mancher sich mit Bestimmtheit auf eine schlaflose Nacht gefaßt machen, wenn er sich erlaubt, später als drei Uhr Nachmittags eine Tasse Kaffee zu trinken. Am ehesten wird der Kaffee nach einer reichlichen Mahlzeit, besonders des Mittags vertragen, weil seine erregenden Bestandteile dann nicht so schnell in das Blut aufgenommen werden als bei leerem Magen. Zusatz von Milch oder Sahne mildert die aufregende Wirkung, weil diese mit der Kaffeegerbsäure eine schwerlösliche Verbindung eingehen.

Der Thee wirkt am Tage genommen bei den meisten Menschen weniger stark erregend als der Kaffee; abends genossen, verscheucht er ebenfalls bei vielen den Schlaf. Selbst der Kakao kann in größerer Menge genossen bei reizbaren Menschen in ähnlicher Weise erregend wirken, wenn auch nicht in dem Grade wie Thee und besonders Kaffee. Dies ist nicht auffällig, insofern das erregende Prinzip desselben, das Theobromin, dieselbe Zusammensetzung hat wie das Koffein und das Thein.

Am wenigsten werden die Gewürze gemeinhin als Nervenreizmittel angesehen, obwohl sie, namentlich der Pfeffer, als starke Excitantien nicht nur für die Nerven der Verdauungswerkzeuge, sondern auch für die der übrigen Organe zu bezeichnen sind. So ist es wenig bekannt, daß manche, namentlich leberkranke Menschen (Hämorrhoidalleidende) nach dem Genusse der kleinsten Menge Pfeffers große Unruhe verbunden mit lästigem Hautjucken bekommen und dadurch schlaflos werden. Wenn wir nun bedenken, in wie freigebiger Weise die moderne Kochkunst, namentlich die der Wirtshäuser, den Speisen vielfach in unsichtbarer und nicht merklicher Form allerlei Gewürze, besonders Pfeffer, beimischt, und wenn wir weiter erwägen, daß gerade nervöse Menschen daneben noch große Mengen von Senf und andern Gewürzen genießen, so können wir wohl verstehen, inwiefern die epidemische Schlaflosigkeit auch in diesem Mißbrauch eine ihrer Ursachen haben kann.

Über die verderbliche, ja geradezu verheerende Wirkung des Alkohols wenn er im Übermaße genossen wird, ließe sich viel sagen. Indessen ist, Dank der Menschenfreundlichkeit einzelner Männer und der Thätigkeit ganzer Vereine, gerade in unsrer Zeit so viel darüber geredet und geschrieben worden, daß ich hier nur einige mir besonders wichtig erscheinende Punkte hervorheben will. Zunächst nehmen viele Männer, durch ihren Beruf verleitet, eine große Menge von alkoholischen Getränken zu sich, ohne dabei an eine Schädigung ihrer Nerven zu denken, auch wenn bereits schwere Nervenstörungen, wie Neuralgien und Lähmungen, über sie hereingebrochen sind. Ich denke hier nicht nur an Wirte, sondern auch

an Weinhändler und Likörfabrikanten, welche letztere nachweislich oft ein ganzes Liter starken Alkohol täglich beim Kosten ihrer Getränke zu sich nehmen. Dasselbe gilt von vielen Gewohnheitstrinkern, welche es sich ernstlich verbitten würden, wenn man sie als solche bezeichnen würde, weil sie niemals zusammengerechnet haben, welche Unmengen von alkoholischen Getränken sie täglich bei den verschiedenen Mahlzeiten und zwischen denselben in den Körper einführen. Auch ist es mir wiederholt vorgekommen, daß hochgebildete Männer überreichlichen Biergenuß als das beste Beruhigungsmittel für ihre aufgeregten Nerven ansahen, obwohl klar genug vor Augen lag, daß die Aufregung erst durch den fortgesetzten Mißbrauch dieses Getränkes herbeigeführt war. Schließlich tragen wir Ärzte wohl selbst keinen geringen Teil der Schuld, insofern wir bei fieberhaften Krankheiten und Erschöpfungszuständen, gar nicht zu gedenken der Methoden, die Morphiumsucht zu heilen, auf die Anwendung großer Akoholmengen dringen, bis die Kranken auch ohne erneuerte Aufforderung, ja oft gewiß ohne unser Wissen und Willen, den zur süßen Gewohnheit gewordenen Alkoholgenuß fortsetzen.

So ist es klar, daß unser Geschlecht, wie es die statistischen Zusammenstellungen in schrecklicher Nüchternheit bezeugen, viel zu viel Alkohol verbraucht, und zwar nicht nur die Männer, sondern vielfach auch Frauen und Kinder [1]).

Nun treten die schädlichen Folgen dieses Mißbrauches keineswegs immer sofort und in besonders auffälliger Weise zu Tage. Man denkt dabei gewöhnlich nur an Säuferwahnsinn und andre schwere Gehirnkrankheiten [2]). Bevor es dahin kommt, gehen mannigfache Störungen der Nerven voraus, die oft genug in Bezug auf ihre Ursache verkannt werden. So habe ich wiederholt beobachtet, daß rheumatische Schmerzen, welche auf Erkältungen zurückgeführt wurden und dementsprechend behandelt worden waren, sich als leichte Formen von Nervenentzündung infolge von Alkoholgenuß auswiesen und durch Abstinenz von Spirituosen vollständig verschwanden, um mit dem bescheidensten Wiedergenusse wiederzukehren. (Alkoholneuritis). Bei den meisten Gewohnheitstrinkern kommt es im Laufe der Zeit, oft sehr frühzeitig, zu Veränderungen im Gefäßapparat (Fettherz, Arteriosklerose), welche dann in zweiter Linie schwere Krankheiten des Nervensystems (Schlagflüsse, Gehirnerweichung), herbeiführen. Schließlich ist es unzweifelhaft erwiesen, daß die Kinder von Säufern, wenn sie nicht frühzeitig an Gehirnleiden zu Grunde gehen, häufig mit schweren Nervenkrankheiten belastet sind, wie Epilepsie, Idiotie u. a.

Der **Tabak** ist in unsrer Zeit zum Nationalgift vieler Völker, insonderheit des deutschen Volkes geworden. Ein Zusammensein von Männern ist bei uns kaum mehr denkbar, ohne daß eine dichte Wolke von Tabaksrauch sie einhüllte. Dem narkotisierenden Einflusse dieses Qualmes unterliegen dann auch die, welche nicht mitrauchen, vielleicht sogar in höherem Grade, insofern sie dagegen weniger ab-

---

[1]) Das vielfach grauenhafte Verkommensein der Bevölkerung des Berner Oberlandes, namentlich der jüngeren Generation, hörte ich von ortskundigen Männern auf den Branntweingenuß zurückführen, an den dort schon der Säugling in der Wiege gewöhnt wird.

[2]) Den Absynth hat man „einen Schnellzug nach Charenton" (Irrenanstalt) genannt.

gestumpft sind. Als Folgen der chronischen Nikotinvergiftung sind mit Sicherheit anzusprechen: Herzklopfen und Herzschwäche, Aussetzen des Pulses bis zum Herzkrampf (Stenokardie), allgemeine Nervenschwäche, Zittern, Sehstörungen bis zur Erblindung, hypochondrische Verstimmung bis zur tiefen Melancholie. Das beängstigende Aussetzen des Pulses ist sehr häufig die Ursache einer hartnäckigen Schlaflosigkeit. Keineswegs unschädlich sind die jetzt auch bei uns so beliebten Zigaretten. Ich behandelte einen jungen russischen Baron, welcher täglich bis 60 Stück Zigaretten geraucht hatte. Er kam in Begleitung seines Hausarztes, welcher seit Wochen Tag und Nacht um ihn sein mußte. War der arme Doktor, dessen Bett neben dem des Kranken stand, nachts eben eingeschlummert, so wurde er plötzlich durch den Hilferuf aufgeschreckt: „Doktor, fühlen Sie meinen Puls, es geht zu Ende![1])

Daß auch die Nachkommenschaft der Nikotinvergifteten auffallend häufig an Nervenkrankheiten leidet, ist erwiesen, ebenso daß die Kinder von Arbeitern in Tabaksfabriken gewöhnlich von Affektionen des Zentralnervensystems heimgesucht werden.

Und nun die Betäubungsmittel!

An der Spitze derselben steht das Morphium. Die große Gefahr, sich dieses bei wiederholtem Gebrauch anzugewöhnen und der Morphiumsucht zu verfallen, liegt besonders in der Verweichlichung und Feigheit unsres Geschlechts. Niemand will mehr Schmerz aushalten, auch nicht den geringsten, selbst nicht einen schnell vorübergehenden.

Soll ein Zahn ausgezogen werden, so geht das kaum noch ohne Chloroform, Lustgas oder Bromäthyl; soll ein Kind zur Welt kommen, so soll das womöglich ohne alle Schmerzen geschehen; geht es endlich zum Sterben, so muß Euthanasie hergestellt werden. Leider, leider bieten sehr viele Ärzte zu alledem bereitwillig die Hand und sind schnell dabei, den erträglichsten Schmerz durch die Morphiumspritze zu beseitigen, ohne zu bedenken, daß es unsittlich ist, die Menschheit in ihrer Neigung sich zu verweichlichen noch zu bestärken, und daß es gefährlich ist, den Keim der Morphiumsucht einzuimpfen; denn wer steht dafür, daß namentlich bei öfterer Wiederholung der Einspritzungen das Verlangen danach sich nicht zu einer Leidenschaft steigert, die Mittel und Wege zu finden weiß, um Befriedigung zu erlangen?

Wir Ärzte haben vielmehr, angesichts der grausigen Erfahrungen der letzten Jahrzehnte, die heilige Pflicht, den nach Morphium Lüsternen, so lange es noch Zeit ist, immer wieder vorzuhalten, wie diese unselige Leidenschaft unfehlbar zum körperlichen und geistigen Kräfteverfall und zum Tode führt; wie der Morphinist in seinem orientalischen Rauschdasein sich der idealen Vorzüge des Menschseins begiebt und daß die morphiumberauschte Dame im parfümierten Salon geistig

[1]) Auch hier kann das Geschäft den Mißbrauch mit sich bringen. So teilte mir erst kürzlich ein nikotinvergifteter Beamter einer bekannten deutschen Zigarettenfabrik mit, daß er u. a. die Aufgabe habe, die verschiedenen Tabaksorten zu kosten und daher oft 40—60 Zigaretten als Proben hintereinander rauchen müßte.

wie sittlich auf derselben Stufe der Depravation steht wie der branntweinberauschte Bettler im Straßenkote: beide Sklaven derselben entnervenden Leidenschaft, die zittern, sobald ihnen der Genuß des Berauschungsmittels versagt wird.

Dasselbe gilt von dem in den letzten Jahren mehr in Aufnahme gekommenen Kokaïnismus und dem Haschischrausche.

Vor allem aber bedarf das Geschlecht unsrer Tage der Betäubungsmittel, um den erst verscherzten, danach aber heiß ersehnten Schlaf herbeizuführen: Opium, Morphium, Chloral, Bromkalium, Paraldehyd, Amylenhydrat, Urethan, Sulfonal, Hypnon, Somnal und wie sie heißen; — man sollte meinen, es müßte schließlich Verlegenheit eintreten um den Namen, den man dem neugeborenen Kinde geben soll.

Wie soll man es aber anfangen, ohne eigentliche Schlafmittel zu schlafen?

Gleichwie die Träume gewissermaßen das Seelenleben während des Tages reflektieren, so ist der Schlaf bedingt durch das ganze Thun und Treiben während des Wachens. Daher die Hauptregel: wache so, daß du schlafen kannst!

Daher sollte man vor allem damit anfangen, daß man sich von dem Übermaße der Reizmittel entwöhnt. Wie oft sah ich Schlaflosigkeit, welche allen möglichen Mitteln Trotz geboten hatte, einfach dadurch heilen, daß der Genuß von Spirituosen, Kaffee, Thee und Tabak auf einige Zeit eingeschränkt oder ganz aufgegeben wurde! Wie mancher durch aufgeregtes Wesen und Zornmütigkeit unerträgliche Mensch würde ruhig und gelassen werden, wenn er zu starke Reizmittel bei Seite lassen wollte!

Um aber des Zuviel der Reizmittel entraten zu können, muß zuvor das Verhältnis zwischen Arbeit und Erholung geregelt werden, und damit dieses möglich ist, sind bei den einen Ehrgeiz und Erwerbssucht in Schranke zuhalten, bei den andern das Budget überschreitende Ausgaben zu vermeiden.

Wenn aber auf der einen Seite Zuvielarbeiten Schlaflosigkeit hervorruft, so kann auf der andern auch Nichtsthun, zumal wenn es mit Vielessen und wenig Bewegung verbunden ist, in demselben Grade den Schlaf verhindern.

Besonders wichtig ist das Verhalten während der letzten Stunden vor dem Schlafengehen. Während dieser Zeit sollte man sich hüten, in anstrengender Weise geistig zu arbeiten und ebenso größere körperliche Anstrengungen, z. B. längere Spaziergänge zu machen. Außerdem empfiehlt sich für die letzten Wachstunden folgendes Verhalten:

Drei bis vier Stunden vor dem Zubettgehen ist das Abendbrot einzunehmen, wobei Schwerverdauliches und jedes Zuviel, auch ein Übermaß von Flüssigkeit, selbst Wasser zu vermeiden, namentlich von Herzkranken und ältern Leuten. Aufgeregte und zu Kopfkongestionen neigende Menschen machen kurz vor dem Schlafengehen noch eine kalte Waschung (nicht Abreibung!), mindestens des Oberkörpers: die letzte Stunde ist dann bei harmlosem Gespräch oder nicht aufregender Beschäftigung zu verbringen. Daß das Schlafgemach gut ventiliert und nicht zu warm, das Bett zweckmäßig und ebenfalls nicht zu warm sein dürfen, versteht sich von selbst. Für Kopfarbeiter, die gezwungen sind, auch am Abend an-

strengend zu denken, empfiehlt sich wohl eine leichte Lektüre vor dem Schlafengehen oder selbst noch im Bett, durch welche sie aus der aufregenden in eine gemütlich ruhige Gedankenwelt versetzt werden.

Daß diese Ratschläge nicht für all und jeden passen und überhaupt nicht den Zweck haben, ärztlichen Rat entbehrlich zu machen, braucht wohl nicht gesagt zu werden. Vielmehr kann nicht genug davor gewarnt werden, eine anhaltende Schlaflosigkeit selbst kurieren zu wollen, insofern gerade die Behandlung dieses oft sehr hartnäckigen Übels die ganze Kunst eines erfahrenen Arztes erfordert.

II.

Unsre Betrachtungen bezogen sich bisher fast ausschließlich auf das erwachsene Geschlecht unsrer Tage, offenbar auch schon ein Geschlecht von Epigonen, selbst wenn wir beim Vergleich mit den Voreltern nur bis zur Mitte unsres Jahrhunderts zurückgehen. Zwar die urwüchsige, übersprudelnde Kraftfülle der Ahnen war auch bei diesen schon dahin geschwunden oder doch infolge des verfeinerten Lebensgenusses beträchtlich abgeschwächt: die Schröpf- und Aderlaßtafeln hatten auch für sie nur noch ein historisches Interesse. Immerhin aber waren die Nerven im Grunde noch gesund geblieben, weil viele von den jetzt zu Nervenleiden führenden Einflüsse noch nicht vorhanden oder doch nicht in dem Maße wirksam waren wie in unsern Tagen. Erst mit der Ära des Dampfes und mit den Errungenschaften des modernen Kulturfortschrittes überhaupt sehen wir die Nervenleiden in rapider Weise zunehmen.

So sind aus den Epigonen Neurepigonen geworden, d. h. ein nervöses und zu Nervenleiden aller Art disponiertes Geschlecht.

Was soll nun aus den Nachkommen von uns Neurepigonen, was soll aus unsern Kindern und Kindeskindern werden, wenn wir nicht alle Mittel aufbieten, um sie gegen die weiteren Angriffe jener Schädlichkeiten zu stählen, zumal diese offenbar nicht in der Abnahme, sondern in stetiger Zunahme begriffen sind, jetzt, wo wir aus dem Zeitalter des Dampfes in das der Elektrizität hinübertreten? Sich diesen Einflüssen ganz zu entziehen vermag niemand. Sahen wir doch, wie auch bei normalem Verlauf des Lebens und bei richtiger Berufswahl es nur einem kleinen Bruchteil erspart bleibt, hart Holz zu bohren, und gerade diese scheinbar Eximierten sind nicht selten andern nervenzerrüttenden Momenten der schlimmsten Art ausgesetzt.

Darum in erster Linie nur keine Verweichlichung, weder körperlich noch geistig! In dieser Beziehung wird von Anfang, von der Geburt des Kindes an viel versehen.

Die Mutter kann oder will nicht stillen; eine Amme ist nicht zu beschaffen, also künstliche Ernährung! Diese ist oft zu einseitig, insofern sie wohl der Fettbildung, nicht aber der Muskel- und Knochenbildung genügend Rechnung trägt. In den nächsten Lebensjahren ist sie dann oft zu reichlich: der Verdauungsapparat kommt nicht zur Ruhe und versagt schließlich den Dienst; oder sie ist zu reizend, weil man nunmehr glaubt, der schwachen Verdauung durch Wein und andre Reizmittel nachhelfen zu müssen.

Das in dieser verkehrten Weise aufgepäppelte Kind tritt dann mit dem sechsten Lebensjahre als ein zartes, schwächliches, reizbares Wesen in die Schule. Diese aber ist in keiner Weise dazu angethan, den Kräftezustand zu heben; im Gegenteil, sie muß denselben noch mehr herunterbringen, und wäre es auch nur dadurch, daß fortan der Genuß der frischen Luft wesentlich eingeschränkt wird. Zudem ist wenigstens in größeren Städten die Einrichtung getroffen, daß die Schüler die vorgeschriebenen 5—6 Schulstunden am Vormittage hintereinander absitzen, damit sie nicht am Nachmittage die weiten Schulwege noch einmal zurückzulegen brauchen. Nach meiner Erfahrung ist diese Neuerung bei jungen Kindern und selbst bei älteren, wenn sie zu Nervosität disponiert sind, nicht eben besonders förderlich für die Gesundheit im allgemeinen, am wenigsten für die der Nerven. Denn wenn auch begreiflicherweise während der letzten Unterrichtsstunden die Aufmerksamkeit und damit die geistige Anstrengung bei den meisten erheblich nachläßt: der Zwang des Stillsitzens und eine gewisse Anspannung bleiben doch bis zuletzt; und das ist zu lange, zu viel.

Dazu kommt noch, daß viele Kinder, um wenigstens am Nachmittage sich der teuer erkauften Freiheit erfreuen zu können, am liebsten sofort nach der Schule sich an die häuslichen Arbeiten setzen; und wie viele werden nicht durch Privatstunden am freien Genuß der Erholungsstunden verhindert! Zu fröhlichen Spielen, zu Spaziergängen im Freien bleibt den wenigsten genügende Muße.

Um diese Übelstände nach Möglichkeit zu mildern, biete man alles auf, die Kinder bis zu ihrem Eintritt in die Schule möglichst zu kräftigen. Bei schwächlichen Kindern schiebe man, wo es angeht, den Eintritt in die öffentliche Schule bis zum 8. oder 9. Jahre hinaus und lasse sie bis dahin in einem Privat-Kursus mit wenigen andern anfangs 1, später 2—3 Stunden täglich unterrichten. Sie lernen so bei einem tüchtigen Lehrer mehr, als wenn sie in der überfüllten Schulklasse die volle Zeit absitzen.

In jedem Falle halte man darauf, daß die Kinder sich von vornherein daran gewöhnen, während der Zeit, wo sie arbeiten, zuhause, wie in der Schule, mit ihrer ganzen Aufmerksamkeit bei der Aufgabe zu sein und überhaupt nicht multa, sondern multum zu treiben. Dann wird die häufige Klage über zu viel Schularbeiten in vielen Fällen sich als eine ungerechte erweisen und die nötige Muße für Ausruhen und Erholung leicht erübrigen lassen.

Über das neunte Lebensjahr hinaus den Privatunterricht auszudehnen, würde ich nur als Ausnahme bei sehr schwächlichen oder gebrechlichen Kindern gut heißen. Denn gerade für nervös angelegte Kinder ist das Zusammenleben mit gesunden Altersgenossen von heilsamster Bedeutung. Außer dem guten Beispiel wirken hier verschiedene Umstände erziehlich außerordentlich günstig: das nervöse Kind kann sich den andern gegenüber nicht wie daheim gehen lassen, wenn es nicht ausgelacht werden will. Ferner muß es seine Ecken an den verschiedenen Charakteren abschleifen und schließlich wird es zu einem gesunden Streben, es den andern gleich zu thun, angeregt. Dieses Streben, wenn es von Erfolg gekrönt wird, giebt erhöhtes Selbstbewußtsein und damit Mut und Kraft, den immer wieder auf-

tauchenden nervösen Anwandlungen und Launen zu widerstehen. Aus diesem Grunde vermeide man auch, wenn es irgend angeht, die beliebten Nachhilfestunden; infolge der dadurch angewöhnten, ja anerzogenen Unselbständigkeit wird von vornherein die Freude am ehrlichen Schaffen ausgeschlossen und dazu das Urteil über die eigene Leistungsfähigkeit gar zu leicht getrübt. Kommt dann die Zeit, wo der junge Mensch auf eigenen Füßen stehen soll und nicht mehr mit fremdem Kalbe pflügen kann, so können Enttäuschung, Beschämung und infolge davon verdrießliches, nervöses Wesen nicht ausbleiben.

Immer wieder gilt es unsrer zur Verzärtelung geneigten Jugend auf ihr „ich kann nicht" zuzurufen:

„Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen.
Drum haltet euch nicht wie Schlaraffen!
Harte Bissen giebt es zu kauen;
Ihr müsset erwürgen oder — verdauen."

Die guten Zähne aber, die hierzu nötig sind, können nur durch Übung erlangt werden. Kein Zahnarzt, so viele ihrer sind, vermag sie zu geben. Übrigens ist die stetige Zunahme der Dentisten der beste Beweis dafür, wie schlecht es um die Zähne unsres Geschlechts bestellt ist.

Nicht minder verkehrt ist häufig die Erziehung unsrer Töchter.

Die jetzt vielfach beliebte Erziehungsweise macht unsre jungen Mädchen entweder zu Modepuppen, welche vor allem darauf studieren, wie sie durch ihr Äußeres den Männern gefallen, oder zu Blaustrümpfen, die in Kunst und Wissenschaft nur hineingerochen haben und nichtsdestoweniger über alles, am liebsten aber über das, was sie nicht verstehen, zu schwatzen belieben. Weder die eine noch die andre wird einen Mann reizen, sie zur Lebensgefährtin zu begehren. Bei der ersteren wird selbst eine bedeutende Mitgift durch die Ansprüche, die sie an das Leben macht, meistens überstiegen; bei der andern aber muß selbst ein mäßig gebildeter Mann bald in Versuchung geraten, der prätentiösen Halbbildung mit Ironie und Satire zu begegnen[1]). Beide aber können dem Manne nicht das bieten, was er sich wünscht: eine gemütliche Häuslichkeit, in welcher er sich wohl fühlt und nach der Tagesarbeit wirklich erholen kann.

Geben wir unsern Töchtern eine Erziehung, die sie zu wahrhaft gebildeten, für alles Edle und Gute empfänglichen, aber auch in der Wirtschaft tüchtigen Frauen macht, welche ihr Glück in treuer Pflichterfüllung im Hause und nicht außerhalb desselben suchen.

So sehr wir aber die Ehe als ein wünschenswertes Ziel für unsre Töchter hinstellen, halten wir es doch für durchaus verkehrt, die Verheiratung eines schwächlichen, nervösen, blutarmen Mädchens zu gestatten oder wohl gar zu betreiben, weil die Ehe ein Heilmittel für diese Gebrechen sei. Sorgen wir vielmehr von

---

[1]) Vor dreißig Jahren lernte ich ein schönes, junges Mädchen aus angesehener Familie kennen, vor welcher auf dem Balle nur diejenigen Herren Gnade fanden, die ihr über einen oder den andern Schnitzel aus ihres Lieblings Goethe Papierkorbe etwas Neues zu erzählen vermochten — sie ist alte Jungfer geworden.

jung auf durch verständige Pflege des Körpers dafür, daß unsre Kinder, auch die Töchter, zu gesunden, kräftigen Menschen heranwachsen, die den Ausspruch von dem Zeitalter, „wo der Muskel dahinsiecht“, Lügen strafen.

Nach dieser Abweichung kommen wir wieder zu der Schule und ihren nervenschädlichen Einwirkungen zurück.

Eltern und Erzieher sollten es nie aus den Augen verlieren, daß unser gegenwärtiges Erziehungs- und Unterrichtssystem insofern an einer großen Einseitigkeit krankt, als es das geistige Leben, die Gehirnthätigkeit des Kindes von früh an in übermäßigem Grade anregt, ohne in der methodischen Ausbildung der körperlichen Kräfte ein heilsames Gegengewicht zu bieten. Deshalb sollte man z. B. nie dulden, daß dem ohnehin langen Schulunterricht die häuslichen Schularbeiten sich alsbald anschließen; auch sollte man, wo es angeht, darauf halten, daß dem Mittagessen eine längere Erholungszeit, am besten in freier Luft, vorausgehe.

Die Erholungen und Spiele seien möglichst einfach und dem Alter der Kinder angemessen. Kinderkaffees und Kinderbälle sind thörichte Erfindungen der Neuzeit.

Dies führt uns auf einen andern sehr wichtigen Punkt.

Die sogenannten schädlichen Einflüsse der Schule sind in neuerer Zeit nach allen Richtungen hin diskutiert worden. Wir sind weit entfernt, dieselben in Abrede zu stellen,[1] möchten aber auf einen Punkt hinweisen, welcher unsres Erachtens bei diesen Klagen vielfach übersehen ist. Unsre Schuljugend, besonders die männliche, über deren Überbürdung ja vorzugsweise geklagt wird, treibt viele Dinge, welche das Schulleben nicht fördern, sondern vielmehr erst zu einem schädlichen machen: Schülerverbindungen, in welchen Student gespielt wird, Tanzkränzchen und andre Zerstreuungen, welche bis in die Nacht hinein währen, und wie die Allotria alle heißen. Viele Eltern halten es geradezu für ihre Pflicht, den heranwachsenden Sohn möglichst früh an Glacees zu gewöhnen, damit er sich bei Zeiten in großer Gesellschaft benehmen lerne. Das kostet aber Zeit, viel

[1]) Bei allen Mängeln, welche unserm deutschen Unterrichtswesen anhaften mögen, sollte man die Vorzüge desselben vor manchem ausländischen, z. B. dem französischen nicht übersehen. „Der Unterricht in den Lycées, (den französischen Gymnasien), so schreibt Karl Hillebrand, bezweckt durchaus nicht die Entwicklung des Geistes, sondern nur positives Wissen, und auch dieses nicht einmal als Selbstzweck, sondern als Mittel, Preise zu erlangen und Examina zu passieren. Vom Proviseur (Direktor) bis zum Lehrer, vom Lehrer bis zum letzten Schüler werden nur diese äußeren Gesichtspunkte ins Auge gefaßt. Der Schüler endlich, gehört er zu den besten, denkt nur an seine Triumphe am Tage der Preisverteilung, einer ganz außerordentlichen, theatralischen Feierlichkeit, der außer tausenden von Zuschauern alle höchsten Autoritäten des Departements beiwohnen, gehört er zu den mittelguten, so ist das verhängnisvolle Examen sein einziger Stimulus. In Pensionen kommt es häufig vor, daß begabte Kinder unentgeltlich aufgenommen werden, um für eine bestimmte Prämie, z. B. der Geschichte, der Mathematik, des lateinischen Aufsatzes ꝛc., je nach ihrer Begabung dressiert zu werden“ .... Nur von diesem pädagogischen Standpunkte aus, welcher die Erziehung überhaupt lediglich als ein Werk der Dressur auffaßt, kann man es verstehen, wenn in Frankreich hervorragende Pädagogen mit Ärzten gewetteifert haben in der Begeisterung für die Beeinflussung der Schulbildung wie der Erziehung durch den Hypnotismus, speziell durch die Suggestion.

Zeit und zieht durch die Zerstreuung von den eigentlichen Zielen dieser Lebensperiode nur zu sehr ab.

Und wie rächt sich doch früher oder später dieses Antizipieren! Die vergnügungsübersättigten jungen Leute spielen die Blasierten. Doch

„Vieles Schlimme kann ich dulden; aber eins ist mir zum Ekel,
Wenn der nervenschwache Zärtling spielt den genialen Räkel.“

Besonders bei zu Nervenkrankheiten disponierten Kindern gilt es bei Zeiten auf die ersten Versuche, „die Nervösen zu spielen,“ zu achten und dies mit aller Energie zu unterdrücken. Man dulde nicht, daß sie sich irgendwie gehen lassen, sei es daß sie bei Tische eine nachlässige, gelangweilte Haltung einnehmen, sei es daß sie nach einer kleinen Anstrengung in Klagen über Übermüdung kein Ende finden können.

In diesen Empfindeleien liegt so viel Übertreibung und Unwahrheit, daß die Kinder, wenn man sie gewähren läßt, an Wahrhaftigkeit und Nüchternheit leicht für immer Einbuße erleiden. Eines Tages wurde mir ein zwölfjähriger Schullehrersohn vom Lande zugeführt wegen eigentümlicher Anfälle, welche ihn in den Augen seiner Eltern bereits zu einem Wunderkinde, einem Hellseher machten. Plötzlich legte er sich auf die Seite und vermochte dann „bei geschlossenen Augen“ Geldstücke zu unterscheiden, an der vorgehaltenen Taschenuhr die Zeit richtig anzugeben, beim Essen von frischen Schoten, die er mit großem Geschick öffnete, die ausgewachsenen Erbsen den kleinen vorzuziehen u. dgl. m. Schon waren die Leute aus Dorf und Umgegend herbeigekommen, um das Wunder anzustaunen, als ich durch ein plötzlich gegen das Gesicht geschleudertes Glas Wasser und die Drohung, dies bei Wiederholung des Anfalls zu thun, dem Spiel ein Ende machte.

Beiläufig will ich hier darauf aufmerksam machen, wie gefährlich es ist, Kinder hypnotischen Vorstellungen beiwohnen zu lassen und noch mehr sie als zu hypnotisierende Subjekte zu benutzen. Beispiele, in welchen danach dauernde nervöse Zustände sich ausbildeten, sind keineswegs selten.

Diesen Überschwenglichkeiten des Gefühls und der Affekte gegenüber, zu welchen unverständige Mütter ihre Kinder zuweilen geradezu abrichten, erziehe man sie zur Nüchternheit, Wahrheit, Genügsamkeit und Bescheidenheit. Man versäume keine Gelegenheit, um den Blick der Kinder nach unten, d. h. auf solche zu richten, welche in weniger guten Verhältnissen leben als sie selbst, und lehre sie Zufriedenheit und Dankbarkeit gegen Gott und Menschen. Wie viele vergessen es dankbar anzuerkennen, welche Gnade Gottes es ist, in einer guten Familie aufzuwachsen, bis sie in der Fremde es bitter empfinden, was ein junger Mensch „sans famille“ ist! Bei aller freudiger Anerkennung für das Streben und die Leistungen der Kinder hüte man sich, sie durch zu viel des Lobens selbstzufrieden und eitel zu machen und sich Illusionen über ihre Zukunft hinzugeben, die schwerlich in Erfüllung gehen. Namentlich in der Bildung tiefer stehende Eltern vergöttern nicht selten den Sohn, der auf der Schule oder Universität gut vorwärts kommt. Gerade solche Söhne werden dadurch leicht zu sich selbst überschätzenden Strebern.

Dies führt uns zu einem andern wichtigen Kapitel der Kindererziehung, dem vom Gehorsam. Wie viel in dieser Beziehung von unverständigen Eltern gefehlt wird, das weiß niemand besser als der Arzt. Er errät alsbald, wes Geistes Kind das in seine Behandlung neu eintretende ist, oft schon bei der ersten Untersuchung. Und wem es als Arzt vergönnt war, ganze Generationen der heranwachsenden Jugend aus seiner Klientel in ihrem späteren Lebensgange in Bezug auf ihr Nervenleben zu verfolgen, der wird auch den Segen einer Erziehung verfolgen können, deren vornehmster Grundsatz lautet: das erste, was das Kind lernen muß, ist gehorchen. Sieht er doch täglich, wie zum Gehorsam erzogene Kinder viel geduldiger und darum für sich und ihre Umgebung viel leichter die Unbequemlichkeiten des Krankseins ertragen, das Zubettliegen bei Masern und Scharlach, die Hustenanfälle beim Keuchhusten, welche erfahrungsgemäß sich um so häufiger wiederholen, je mehr der kleine Patient sich dadurch aufregen läßt. Auch Nervenkrankheiten wie z. B. der Veitstanz verlaufen ungleich günstiger bei Kindern, die sich fügen lernten, als bei solchen, welche allem, was ihnen unangenehm ist, jederzeit ihr „ich will nicht" entgegensetzen. Und wie viel leichter wird im späteren Leben der kategorische Imperativ mit seinem „du mußt, du mußt!" ertragen, wenn man bei Zeiten sich an willigen Gehorsam gewöhnte! Sehr passend hat jemand die Schwäche der Eltern den Kindern gegenüber mit dem Epheu verglichen, welcher die Bäume, die er umarmt, am Gedeihen hindert. Doch die Sache hat noch ihre andre wichtige Seite. Wer gehorchen lernte, der lernte damit auch sich selbst beherrschen. Das ist aber für alle, namentlich für zu Nervenkrankheiten disponierte Kinder, von der größten Bedeutung. Wir wissen, daß jede Gemütsbewegung eine Ausdehnung der Kopfgefäße zur Folge hat, die um so länger andauert, je länger die gemütliche Erregung anhält. Wiederholen sich nun die Affekte häufig und in heftigem Grade, so kommt es allmählich zur Lähmung der Muskulatur und damit zur habituellen Ausdehnung der Kopfgefäße. Dazu kommt noch ein anderer Schaden. Die außer Übung gesetzten Hemmungszentren für die Affekte büßen ihre Funktionstüchtigkeit ein, und somit hat jedes Nachgeben gegen eine Erregung, jedes Sichgehenlassen immer wieder die Folge, daß solche Erregungen immer leichter eintreten.

Schließlich ist nicht zu vergessen, daß die habituelle Blutüberfüllung des Kopfes Apoplexien sowie auch Hypochondrie und Melancholie zur Folge haben kann.

Man kräftige den Willen der Kinder dadurch, daß sie frühzeitig entsagen lernen. Sie müssen alles sehen können, ohne es zu begehren. Ich rühme es jetzt noch, daß wir als Kinder, um 6 Uhr mit Milch und Semmel abgespeist, dem späteren Abendessen der Erwachsenen lediglich als Zuschauer beiwohnten. Eine auf solchen Grundsätzen basierte Erziehung dürfte auch ein gutes Schutzmittel für später in den Versuchungen des Lebens gewähren, im Gegensatz zu dem jetzt beliebten „c'est plus fort que moi."

Leider steht aber unsere Jugend den Älteren in dem Verlangen nach Reizmitteln körperlicher wie geistiger Art nicht nach, nein! sie übertrifft sie. Schlimmer als

ein sittlicher Defekt wird es unter Tertianern vermerkt, wenn einer von ihnen nicht schon mehrere Gläser Bier vertragen und Zigarren rauchen kann.

Wie wenig Vergnügen findet die heutige Jugend an harmlosen Spielen, die uns Ältere noch im späteren Leben ergötzten. Dasselbe gilt von der Unterhaltungslektüre, wenn sie nicht maßlos spannend und aufregend ist. Jetzt muß sie nicht nur gesalzen, sondern auch gepfeffert sein, sonst wird sie von einem Sekundaner für „stumpfsinnig" erklärt. Das kommt von dem frühzeitigen Lesen von Zeitungen mit ihren pikanten Feuilletons, ihren alles Grauenhafte und Schandbare vor die Öffentlichkeit führenden Berichten über Unglücksfälle und Verbrechen jeder Art; und nicht weniger von den Witzblättern mit ihren Karrikaturen, welche, in einem zu frühen Alter zugänglich gemacht, leicht den gesunden Geschmack gründlich verderben. Dazu kommt der Besuch schlechter Theaterstücke oder gar die Sinnlichkeit anregender Schaustellungen der Walhallatheater und wie sie sonst heißen.

Auch die Umgebung, besonders der engere Umgang der Kinder, bedarf einer sorgfältigen Überwachung. Am besten wird diese von den Eltern oder, wenn der Vater durch seinen Beruf zu sehr in Anspruch genommen wird, von der Mutter allein besorgt. Wer es irgend vermag, der vertraue die Erziehung seiner Kinder nicht fremden Leuten an. Gott möge uns bewahren vor den großen Staatserziehungsanstalten, wie sie in letzter Zeit vorgeschlagen worden sind! Der beste Platz für Kinder ist und bleibt der im elterlichen Hause, im Schoße der eigenen Familie, es sei denn, daß der nötige Unterricht von da aus ganz unmöglich zu erreichen ist, oder daß das Leben darin für die Kinder zu geräuschvoll und zerstreuend oder durch das schlechte Beispiel von Eltern oder Geschwistern geradezu schädlich einwirkt.

Die Söhne von dem Trunk oder Spiel ergebenen Vätern, noch mehr aber die Töchter von hochgradig nervösen oder hysterischen Müttern müssen beizeiten aus dem Haus gebracht werden.

Hierin liegt aber zugleich für die Eltern die ernste Mahnung so zu leben, daß die Kinder in ihnen stets das beste Beispiel vor Augen haben. Denn sehr vieles von dem, was man als Vererbung der Nervosität bezeichnet hat, beruht lediglich auf Nachahmung, auf Suggestion, oder geradezu auf Ansteckung. Wer ein achtsames Auge auf sich hat, der findet nicht nur seine eigenen zweifelhaften Eigentümlichkeiten, sondern auch seine offenbaren Schwächen und Fehler gar nicht selten bei seinen Kindern wieder.

Welcher erfahrene Arzt, in Sonderheit welcher Nervenarzt wollte die Vererbung von Nervenleiden im allgemeinen in Abrede stellen? Aber die Furcht vor Vererbung und die Angst, „diese Erbschaft", wie ein geistreicher Psychiater sich ausgedrückt hat, „sine beneficio inventarii" antreten zu müssen, wird vielfach übertrieben und zwar nicht nur in Journalaufsätzen ärztlicher penny-a-liners, nicht nur in Sensationsstücken à la Ibsens Gespenstern, sondern selbst in populären Schriften sonst ausgezeichneter Ärzte. Von den sich lebhaft dafür interessierenden Nervenkranken aber werden aus einzelnen Beispielen allgemeine Schlüsse ge-

zogen und diese zu einer ungeheuerlichen, schaudererregenden, geradezu niederschmetternden Statistik verarbeitet.

Nie werde ich die Erregung vergessen, welche die Kranken unserer Heilanstalt infolge eines Journal-Artikels über „Vererbung“ ergriff und tagelang beherrschte. Nachdem die Mehrzahl der Kranken diesen Aufsatz gelesen, hielt ein hypochondrischer Militär eine längere Rede, die in dem vernichtenden Satze gipfelte: „Wir sind alle erblich belastet und sämtlich verloren.“ —

Wenn für irgendwen, so gilt es für diese Deszendenten nervöser Eltern: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne!“

Ich habe da zwei junge Leute vor Augen: Der eine entzog sich, und was besonders zu loben war, in durchaus pietätvoller Weise, den Körper und Geist verweichlichenden Einflüssen einer psychisch mehr als zweifelhaften Mutter und wurde so ein frischer, flotter Student; der andre kräftigte, meist im Widerspruch mit seinen zu besorgten Eltern, durch gymnastische Übungen und körperliche Abhärtung seinen von Hause aus schwächlichen Körper so, daß die nervöse Anlage bei dem in nächster Zeit die Universität besuchenden jungen Manne fast ganz zurückgetreten ist.

In noch viel höherem Grade besteht für die Eltern selbst, denen ihre Kinder die Disposition zu Nervenkrankheiten verdanken, die Aufgabe, die Erziehung in heilbringender Weise zu leiten:

Sorgfältige Prüfung der Umgebung von frühester Kindheit an, konsequente und gleichmäßige Behandlung überhaupt und vor allem energische Bekämpfung aller zu Tage tretenden Unarten und Absonderlichkeiten, namentlich aber alles eigenwilligen, verkehrten Wesens.

Ganz besondere Aufmerksamkeit bedürfen solche nervös beanlagte Kinder zur Zeit der zweiten Dentition und der Pubertät. Offenbar befindet sich das Nervensystem während dieser Perioden in einem Zustande besonderer Aufregung. Verständige Kinder sagten mir wohl, daß ihnen ihr geistiger Zustand während der zweiten Zahnung wie ein Traumleben vorgekommen sei. Gerade in diesen Perioden, wo das Nervenleben durch unbedeutende Einflüsse alieniert werden kann, zeigen sich oft die ersten Spuren der erblichen Belastung. Werden diese nicht gehörig beachtet und mit geeigneten Mitteln bekämpft, so kommt es leicht zur Entwickelung wirklicher Nervenleiden. So habe ich oft beobachtet, daß Krämpfe und andere schwere nervöse Störungen, welche zur Zeit der ersten Zahnung sich gezeigt hatten, dann aber auf Jahre vollständig verschwunden waren, zur Zeit der zweiten Dentition oder auch der Pubertät wieder hervortraten und zwar nicht selten in verstärktem Maße.

In der Entwickelungszeit beachte man u. a. anhaltende Kopfschmerzen und allgemeine Schlaffheit, die beide auf Wachstumsanomalien beruhen können; die letztere ist nicht selten darauf zurückzuführen, daß das Herz im Verhältnis zum schnellen Wachsen des übrigen Körpers nicht gehörig mitgewachsen und darum zu klein und schwach geblieben ist, um den Körper genügend mit Blut zu versorgen. Gerade dann können sich körperliche oder geistige Anstrengungen durch ein

jahrelanges Siechtum rächen. Zigarrenrauchen und Vieltrinken sind bei hervortretender Herzschwäche zu unterlassen. Auch anhaltende nervöse Reizungen, z. B. chronische Zahnschmerzen sind in dieser Periode wohl zu beachten. Bei leidenschaftlich angelegten Kindern, namentlich bei jungen Mädchen, darf man in der Entwickelungsperiode nicht zu sehr der Phantasie die Zügel schießen lassen, welche in der strengen Erfüllung kleiner häuslicher Pflichten und nüchterner Beschäftigungen ein gutes Gegengewicht findet.

Im übrigen sind nervöse Kinder oft schwer genug zu erziehen: Man muß ihre Charaktere sorgfältig studieren, sonst thut man leicht schwere Mißgriffe. Wenn je bei der Erziehung der Kinder, so ist es hier nötig, Gott immer wieder um Weisheit und Verstand zu bitten, damit man das Richtige treffe. Gerade solche Kinder sind gewöhnlich frühreif und durchschauen Eltern und Erzieher oft mehr, als diese es meinen. Aus diesem Grunde rächen sich Erziehungsfehler hier noch mehr als bei normalen Kindern. Wiederholt wurde ich von besorgten Eltern gefragt: „Sollen wir dem Kinde etwas verbieten oder es gar strafen? Wir fürchten, daß es dadurch seine Zufälle oder Anfälle wieder bekommen könne!" Die Beantwortung dieser Frage haben wir bereits oben gegeben, als wir von den heilsamen Einflüssen einer guten Erziehung auf den Verlauf nervöser Störungen sprachen. In allen schwierigen Fällen wird man gut thun, den Rat eines erfahrenen Arztes darüber einzuholen.

Aus der Familienchronik von Robert Koch.

Biographische Mitteilungen

von

Robert Biewend,
Bergrat in Klausthal.

(Schluß.)

Auf der Rückreise in die Heimat suchte Robert Koch zunächst seine Eltern in Klausthal auf. Groß war deren Freude, ihn weit munterer wieder aus dem Felde zurückkehren zu sehen, als sie zu hoffen gewagt hatten. Nach langen, sorgenvoll verlebten Monaten zog die Hoffnung mit ihm wieder ins Elternhaus ein, daß nun das Schlimmste überwunden, und, zumal der Krieg seinem Ende sich zuzuneigen schien, auch den übrigen drei Brüdern eine glückliche Heimkehr beschieden sei. Trotz ihrer Teilnahme an zahlreichen Gefechten und Schlachten hatte sie ein seltenes Glück bis dahin vor Unheil bewahrt. Zwar war ihre Kleidung durchlöchert, ja einer selbst von einer matten Kugel getroffen, glücklicherweise ohne eine Verletzung zu erleiden.

Hugo Koch war mit dem eisernen Kreuze dekoriert worden, Albert hatte dasselbe mit Rücksicht auf andere Kameraden abgelehnt.

Robert Koch hatte als bescheidener, im Stillen wirkender Zivilarzt keine Auszeichnung erhalten und doch „würde er es“, wie seine Frau damals schreibt, „gerade am ersten von allen (Zivilärzten) verdient haben; denn ich weiß doch, wie eifrig er im Dienste ist.“

In Rackwitz wieder angelangt, fand Robert Koch gleich vom ersten Tage ab reichliche Arbeit, seine Praxis hatte durch die fünfmonatliche Abwesenheit nicht die mindeste Einbuße erlitten.

Aber kaum zur Ruhe gekommen, ward er durch eine Hiobspost, die Nachricht vom Tode der geliebten Mutter, welche er kurz zuvor noch gesund verlassen, aufgeschreckt. Am 13. April 1871 war sie ganz unerwartet nach einer anfangs leichten Erkältung einer hinzugetretenen Lungenentzündung erlegen. Ein trauriges Verhängnis hatte es gewollt, daß Robert der einzige Sohn war, welchen sie aus dem Felde zurückkehren sah. Den Sohn Hugo traf die Schreckensnachricht auf der Rückkehr aus Frankreich in Hannover, im Begriffe in die Arme seiner Eltern zu eilen. Die andern beiden Söhne lagen noch in Is-en-Bassigny, ihnen blieb selbst der Trost versagt, der Mutter die letzte Ehre erweisen zu können.

Trost in dem schweren Verluste suchte und fand Koch in der Arbeit. Schon seit langer Zeit hatte er den Wunsch gehegt, dereinst in einer Kreisstadt als Physikus wirken zu dürfen. Seine große Jugend ließ ihm allerdings auf baldige Erfüllung dieses Wunsches wenig Hoffnung[1]). Für alle Fälle wollte aber er durch Ablegung des Physikats-Examens gerüstet sein. Er machte sich demgemäß jetzt an die schriftlichen Arbeiten, deren Vollendung er am 29. Dezember 1871 seinem Vater zu melden vermochte. „Die größte Mühe,“ schrieb er, „habe ich mir dabei gegeben und hoffe ja, daß sie den gestellten Anforderungen genügen werden.“ Zur Vorbereitung für das mündliche Examen vermochte er aber bei der in dieser Jahreszeit besonders aufreibenden Praxis keine Zeit zu finden, und das Examen würde sich wohl noch etwas in die Länge gezogen haben, wenn er nicht durch das Eintreten ganz unerwarteter Umstände zur Beschleunigung desselben gedrängt worden wäre. Am 9. Februar 1872 erhielt Koch nämlich von dem Landrate des Kreises Bomst, in welchem Rackwitz liegt, dem Freiherrn von Unruhe, welcher Koch persönlich noch nicht kennen gelernt hatte, ein sehr schmeichelhaftes Schreiben, in welchem er Koch mitteilte, daß der Physikus des Kreises in Wollstein versetzt sei, und ihn zugleich aufforderte sich um die Stelle zu bewerben und zu diesem Zwecke sein Examen möglichst zu beschleunigen. Koch ging sofort auf dieses seinen Wünschen in ungeahnter Weise entgegenkommende Anerbieten ein. Trotzdem aber der Landrat, der bekannte Abgeordnete, ihm gleichzeitig seine einflußreiche Verwendung beim Oberpräsidenten der Provinz Posen und beim Kultusminister zusagte, setzte Koch doch nur geringe Hoffnung auf das Zustandekommen

---

[1]) Überhaupt glaubte Koch in seiner Jugend ein das Vertrauen seiner Patienten nachteilig beeinflussendes Hindernis zu sehen. Er liebte es daher nicht, wenn sein Alter bekannt wurde, und pflegte z. B. als Grund seiner Nichtbeteiligung an politischen Wahlen, für welche er die Berechtigung noch nicht besaß, mangelndes Interesse anzugeben.

des Planes, da sich, wie er meinte, für die Stelle sehr viele Bewerber finden würden, die gegründetere Ansprüche auf Berücksichtigung hätten als er. „Ich würde Dir auch," so schreibt Koch darüber seinem Vater am 10. Februar 1872, „nicht eher darüber geschrieben haben, als bis die Sachlage sich etwas positiver gestaltet hätte, wenn ich Dir nicht hätte ein Beispiel dafür geben wollen, daß ich mich in hiesiger Gegend eines nicht ganz unbedeutenden Rufes als Arzt erfreue; trotzdem nämlich in Wollstein zwei Ärzte sind, habe ich doch immer sehr viel Praxis dort gehabt und bin fast immer zu schwierigen Fällen behufs Consultation mit dem Hausarzt zugezogen worden und nur infolgedessen hat die Einwohnerschaft von Wollstein den Wunsch geäußert, mich als Kreisphysikus dorthin zu ziehen und hat der Landrat das erwähnte Anerbieten an mich ergehen lassen."

Einige Tage später stellte sich Koch dem Freiherrn von Unruhe vor, welcher inzwischen schon mit dem Oberpräsidenten und dem Regierungsmedizinalrate Rücksprache genommen hatte und ihm nochmals seine Verwendung beim Kultusminister in Aussicht stellte. Da außerdem sowohl die Kreisstände wie der Magistrat von Wollstein Koch's Berufung in Petitionen erbaten, so konnte er seine Befürchtungen wohl fallen lassen. Die mündliche Prüfung sollte am 14. bis 16. März in Berlin stattfinden. In dem zu derselben auffordernden Ministerialerlasse waren besonders die guten Zeugnisse hervorgehoben, welche dem Gesuche Koch's zur Seite gestanden hätten.

„An mir liegt es nun, mein Examen zu bestehen," schreibt Koch seinem Vater an 15. Febr. 1872, „sollte ich in dieser Beziehung nicht noch besonderes Unglück haben, so ist mir die Stelle schon so gut wie sicher, und ich würde das seltene Glück haben, sofort nach bestandenem Examen ein gutes Physikat und daneben gute Privat-Praxis zu erhalten."

Einen Monat später war Koch als wohlbestallter Physikus des Kreises Bomst mit dem Wohnorte Wollstein am Ziele seiner Wünsche. Er glaubte seine Laufbahn hiermit abgeschlossen und war zufrieden und glücklich, so viel erreicht zu haben.

In Wollstein fand Koch ein so reiches Feld seiner Thätigkeit, daß der rege, briefliche Verkehr mit dem Vaterhause allmählich immer mehr zurücktreten mußte. Neben dem früheren Kreisphysikus hatte bis dahin noch ein zweiter Arzt ausreichende Beschäftigung in Wollstein gefunden. Nun wollte aber jeder Patient von Koch behandelt werden, und so blieb dem Kollegen nichts übrig, als das Feld zu räumen. Dem Nachfolger erging es binnen kurzem ebenso. Da blieb Koch zu wissenschaftlichen Arbeiten keine Zeit, und doch vermochte er seinen alten Neigungen nicht völlig zu entsagen. Zunächst beschäftigten ihn gewisse Berufskrankheiten, namentlich solche der Berg- und Hüttenleute, welche er schon früher in seiner Heimat kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte. Fleißig besuchte er unter Führung seines Vaters bei einem Aufenthalt im Elternhause im Juli 1875 die Gruben, Hütten und Bleiweißfabriken des Harzes, um die Bedingungen für die Entstehung und die Wirkungen dieser Krankheiten an Ort und Stelle ein-

gehend zu studieren. Sodann nahmen die Infektionskrankheiten der Menschen und Tiere, vor allem Milzbrand und Typhus, welche im Kreise Wollstein häufig vorkamen, seine Aufmerksamkeit in Anspruch, bis er seine Muße ausschließlich dem Studium der Ätiologie des Milzbrands zu widmen begann.

Seitdem Koch hiermit ein neues Ziel, welches ihn wichtige Ergebnisse hoffen ließ, vor Augen sah, mußte er sich sagen, daß ernstes, wissenschaftliches Schaffen mit seiner ausgedehnten und aufreibenden praktischen Thätigkeit nicht zu vereinen sei. Er mußte also darauf Bedacht nehmen, durch Verminderung der letzteren Zeit zu gewinnen. So stand er plötzlich unerwartet an einem Wendepunkte seines Lebens. Bislang hatte seine ärztliche Beschäftigung ihm volle Befriedigung gewährt, er hatte sich derselben mit nie ermüdendem Fleiße und rastlosem Eifer hingegeben; jetzt aber, wo nach Sicherung des Lebensunterhalts sein Geist sich höheren Zielen zuzuwenden und ihm darüber hinaus eine ruhm- und ehrenvollere Laufbahn zu winken begann, trat seine Vorliebe für die Praxis mehr und mehr in den Hintergrund.

Mit einem Kollegen traf er eine Vereinbarung, nach welcher dieser den größten Teil der Praxis übernahm, während Koch neben den Physikatsgeschäften sich den kleineren aber einträglicheren Teil derselben reservierte. Gern brachte Koch seiner Liebe zur Wissenschaft das Opfer, sich in seinen Einnahmen so wesentlich zu beschränken. Seine Bedürfnislosigkeit und die nur kleine Familie erleichterten es ihm, obgleich gerade die zur Ausführung seiner wissenschaftlichen Arbeiten nötigen Apparate nicht unbedeutende Ausgaben erforderten.

So trat Koch in die Reihe der Forscher ein. Auf die wissenschaftliche Bedeutung seiner mit seltenen Erfolgen gekrönten Arbeiten näher einzugehen ist hier nicht der Platz. Dieselbe ist von fachkundigerer Seite ins hellste Licht gerückt worden[1]). Doch möge es gestattet sein, Koch's ersten Schritt auf der Bahn des Ruhmes mit einigen Worten zu begleiten. — Im Frühjahre 1876 hatte Koch seine Untersuchungen über den Milzbrand beendet, und es lag ihm nun daran, vor der Veröffentlichung derselben das Urteil eines Sachkenners zu hören. Nach vorheriger brieflicher Anmeldung begab er sich daher, beladen mit Reinkulturen, Zeichnungen und dergleichen am 30. April 1876 zu Professor Ferdinand Cohn in Breslau. Koch hatte seine Arbeiten ganz im geheimen ausgeführt und sich auch brieflich nicht näher über das Ziel derselben ausgesprochen. Es war daher zu natürlich, daß Cohn, nach manchen Erfahrungen, welche er in ähnlichen Fällen in letzter Zeit gemacht, von dem in der wissenschaftlichen Welt gänzlich unbekannten, jungen Landarzte nicht allzuviel erwartete. Er bemerkte dann auch in der einleitenden Unterredung mit Koch, daß ihm in neuester Zeit häufig vermeintlich neue, wichtige Entdeckungen auf dem Gebiete der Bakterienkunde vorgelegt seien, welche sich bei näherer Betrachtung als längst Bekanntes herausgestellt hätten. Nach dieser wenig ermutigenden Einleitung begann Koch in klarer, einfacher und logischer Rede die Ergebnisse seiner

[1]) Von den mit Koch's wissenschaftlicher Bedeutung sich beschäftigenden Schriften möge das Werk von W. Becher, „Robert Koch, eine biographische Studie“, 2. Auflage, hervorgehoben werden.

Arbeiten unter Vorlegung der Präparate zu schildern. Bald verwandelte sich da die anfängliche Gleichgiltigkeit der Hörer in Staunen und Bewunderung. Wie groß letztere war, ergiebt sich aus folgendem: Unter den nachträglich herbeigeholten Gelehrten befand sich auch Cohnheim. Derselbe sagte, wie Wilhelm Kühne berichtet, nachdem er Koch gehört, zu seinen Assistenten: „Nun lassen Sie alles stehen und liegen und gehen zu Koch; dieser Mann hat eine großartige Entdeckung gemacht, die in ihrer Einfachheit und Exaktheit der Methode um so mehr Bewunderung verdient, als Koch von aller wissenschaftlichen Verbindung abgeschlossen ist und dies alles aus sich heraus gemacht hat und zwar absolut fertig. Es ist gar nichts mehr zu machen. Ich halte dies für die größte Entdeckung auf dem Gebiete der Mikroorganismen und glaube, daß Koch uns alle noch einmal mit weiteren Entdeckungen überraschen und beschämen wird." Mehrmals mußte Koch seine Demonstrationen wiederholen, und als er endlich, von allen Seiten beglückwünscht, voll stolzer Freude nach Wollstein zurückkehrte, da stand sein Entschluß fest, auf der mit so großem Erfolge eingeschlagenen Bahn zu beharren. Die kurz darauf veröffentlichte Abhandlung über die Ätiologie des Milzbrands begründete Koch's Ruhm unter seinen Fachgenossen, sie brachte ihm die Anerkennung eines Lister und andrer Kapazitäten.

Dieser ersten Leistung folgten rasch auf einander weitere, nicht minder wichtige Publikationen, welche zur Folge hatten, daß die Breslauer Gelehrten sich bemühten, Koch in ihre Nähe zu ziehen. Ihm selbst mußte viel daran liegen, die reichen Hilfsmittel, welche ihm in der großen Universitätsstadt zur Verfügung standen, benutzen und in regem Verkehr mit gleichgesinnten, hochstehenden Forschern seine Beobachtungen austauschen, seine Kenntnisse vermehren zu können. Freilich bot sich zunächst keine Gelegenheit, Koch, wie man es wünschte, an der Universität selbst eine Anstellung zu verschaffen; jedoch glaubte man ihm eine solche für die Zukunft in Aussicht stellen zu können, und so begnügte sich Koch im Sommer 1879 vorerst mit der ihm von der Stadt Breslau gebotenen Stellung eines Physikus mit 600 Thalern Fixum. Das zum Lebensunterhalt Fehlende hoffte Koch im Wege der Privatpraxis aufzubringen. Wie sehr hatte er sich in letzterer Hinsicht getäuscht! Zwar gaben die ihm befreundeten Breslauer Professoren sich Mühe, Koch in die höheren Bürgerkreise einzuführen. Es widerstrebte ihm aber, durch Konnexionen etwas zu erreichen und Besuche oder ähnliche Schritte zu unternehmen, welche als ein Suchen nach Praxis aufgefaßt werden könnten. Er begnügte sich damit, ein Schild mit der Aufschrift „Dr. med. Robert Koch, Stadtphysikus" an seiner Hausthür anbringen zu lassen. Welcher Laie kannte aber damals Robert Koch? Niemand kam. Der Verfasser hatte das Vergnügen, es mitzuerleben, wenn beim jedesmaligen Ertönen der Glocke voll gespannter Erwartung, aber stets vergebens, dem Eintreten des ersten Patienten entgegen gesehen wurde. Als auch eine Vergrößerung des anfänglich etwas klein geratenen Thürschildes nicht half, entschloß Robert Koch nach Ablauf von drei Monaten sich kurz, den dringenden Bitten seiner Wollsteiner Patienten Gehör gebend, in seine alte, noch unbesetzt ge-

bliebene Stelle zurückzukehren.[1]) Der glänzende Empfang, welcher ihm hierbei durch Darbringung eines Fackelzuges, durch reichliche Versorgung von Küche und Keller, bereitet wurde, entschädigte ihn einigermaßen für den erlittenen Mißerfolg.

Sehr bald darauf erhielt Koch die Ernennung zum außerordentlichen Mitgliede des Reichsgesundheitsamts, welchem nach einem halben Jahre (1880) die Berufung als ordentliches Mitglied derselben Behörde unter Ernennung zum Regierungsrat folgte. Nach achtjährigem Aufenthalte in Wollstein siedelte Koch demgemäß nach Berlin über. Hiermit war er endlich in die Lage versetzt, sich ausschließlich wissenschaftlichen Forschungen widmen zu können.

Koch's weitere Laufbahn ist allgemein bekannt; rasch stieg er jetzt von Stufe zu Stufe. Im Jahre 1882 fand die Entdeckung der Tuberkelbacillen statt, welche ihm neben der bereits erwähnten Ordensverleihung die Ernennung zum Geheimen Regierungsrat brachte. Schon im Reichsgesundheitsamte hatte sich um Koch eine Anzahl von lernbegierigen jungen Ärzten geschart, welche er in den von ihm neu geschaffenen Zweig der medizinischen Wissenschaft einzuführen bemüht war. Unter seinen Schülern befanden sich auch einige Stabsärzte. Wohl aus diesem Grunde und mit Rücksicht auf seine frühere Thätigkeit im Feldzuge ward ihm 1883 die Ernennung zum Oberstabsarzte zu Teil, welcher ein Jahr später nach Entdeckung der Cholerabacillen diejenige zum Generalarzt 2. Klasse folgte. Während Koch's Thätigkeit im Reichsgesundheitsamte ward demselben auch als Regierungskommissar im Reichstage die Verteidigung der Vivisektion gelegentlich einer gegen dieselbe gerichteten Interpellation übertragen, eine Aufgabe, deren erfolgreiche Lösung ihm heftige persönliche Angriffe, größtenteils anonymer Natur, zuzog.

Über Koch's Reise als Chef der deutschen Cholerakommission nach Ägypten und Indien, welche bekanntlich die Entdeckung des Cholerabacillus zur Folge hatte, liegen mir noch einige interessante Briefe vor.

Koch war mit den übrigen Kommissionsmitgliedern, den Stabsärzten Gaffky und Fischer und dem Chemiker Treskow, am 16. August 1883 über Brindisi nach Alexandrien abgereist. Während er die Seereise vortrefflich überstand, hatten Gaffky und Fischer arg an der Seekrankheit zu leiden. In Alexandrien wurde die Kommission auf's freundlichste vom deutschen Consul, Herrn Helwig, und von Herrn Dr. Kulp, mit denen Koch auch seither eng befreundet geblieben ist, empfangen. Tagsüber wurde fleißig gearbeitet, während die Abende der Erholung gewidmet waren und in angenehmer Gesellschaft der erwähnten Freunde verbracht wurden. Um Impfungsversuche ausführen zu können, hatte Koch weiße Mäuse, deren er sich von jeher zu seinen Versuchen mit Vorliebe bediente, von Berlin mitgebracht. Diese Impfungen ließen aber von vornherein kein günstiges Resultat erhoffen, weil man überhaupt bisher noch niemals die Übertragung echter Cholera auf Tiere zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte;

[1]) Nach Professor Hirt soll Koch während dieser Zeit im ganzen 8 Thaler verdient haben.

man beabsichtigte daher, diese Versuche an Affen, als den menschenähnlichsten Tieren, fortzusetzen. Leider hatte aber die schon früher eingetroffene französische Cholera-Kommission vorher alles, was an Affen in Alexandrien und Umgebung zu haben war, für sich erworben, so daß die Erlangung eines solchen mit den größten Schwierigkeiten verknüpft war. Außerdem gaben die Herren Franzosen sich alle mögliche Mühe, etwas Näheres über die Resultate der deutschen Kommission zu erfahren, was ihnen jedoch nicht gelang. Bekanntlich wurden die Bemühungen der deutschen Kommission bereits in Alexandrien durch Auffindung des Kommabacillus gekrönt. Es erübrigte noch, denselben als unzweifelhafte Ursache der Cholera zu erweisen. Inzwischen war die Krankheit in Ägypten fast völlig erloschen, und erst in Indien, wohin die Kommission sich zur Fortsetzung ihrer Arbeiten begeben hatte, gelang es im Januar 1884, auch dieser Forderung zu genügen und die Verbreitung der Cholera durch die Tanks (Wassertümpel), in denen die Bacillen lebend aufgefunden wurden, zu erklären. Inzwischen war die französische Kommission heimgekehrt und hatte angeblich den erwünschten Erfolg davon getragen. Indessen vermochte Koch bald nachher aus den Beschreibungen der französischen Forscher zu ersehen, daß diese in denselben Irrtum verfallen waren, welcher schon vorher andre verleitet hatte, nämlich Blutplättchen für Bakterien anzusehen.

Solange es aber noch nicht gelungen war, die Cholera durch Übertragung oder Verimpfung der Bacillen hervorzurufen, fehlte immer noch ein wichtiges Glied in der Kette der erforderlichen Beweise. Aber auch dieses gelang Koch später durch besondere Kunstgriffe am Meerschweinchen. Schon vorher hatte ein junger Deutscher aus Mailand die großartige Idee gefaßt, sich als ein zweiter Heiland der leidenden Menschheit zum Opfer zu bringen. Er bat Koch brieflich, ihn nach Belieben als Versuchsobjekt zu benutzen; „über die Bedingungen werde man sich schon einigen." Später ereignete sich der interessante Fall, daß zufällig ein an den Cholera-Kursen Koch's teilnehmender Arzt durch unvorsichtiges Umgehen mit Cholerabacillen angesteckt wurde. Koch bespricht diesen Fall in der Konferenz zur Erörterung der Cholerafrage folgendermaßen: „Trotz aller Vorsicht ist es doch zu einer Infektion gekommen, welche glücklicherweise ohne böse Folgen geblieben ist." Ferner: „In unserem während der Cholerakurse beobachteten Falle von Cholerainfektion handelte es sich nun allerdings nicht um eine Massenerkrankung, sondern nur um die Infektion eines einzelnen. Dennoch hat diese Beobachtung eine so hohe Bedeutung, weil sie an einem Orte und zu einer Zeit vorgekommen ist, wo jede anderweitige Cholerainfektion als die Manipulation mit den Cholerabacillen absolut ausgeschlossen ist, und weil dies bis jetzt der einzige Fall ist, in welchem innerhalb der Grenzen Deutschlands die echten Cholerabacillen in den Dejektionen eines an Cholerine Erkrankten nachgewiesen sind.

Der betreffende Arzt, dessen Name und Wohnort Sie mir wohl erlassen werden, befand sich bereits fünf Tage in Berlin, als sich bei ihm eine geringe, mit Durchfall verbundene Verdauungsstörung einstellte. Die Entleerungen waren dünnbreiig und erfolgten täglich mehrere Male, so daß ihm sein Zustand keine

Besorgnis erregte. Aber am letzten Tage seines Hierseins stellten sich häufigere, ganz dünne, wässrige Entleerungen ein. Er glaubte aber doch noch von hier abreisen zu können, that es auch und gelangte glücklich nachhause, bekam dann aber einen richtigen Anfall von Cholerine. Er hatte zwei Tage lang sehr häufige wässrige und farblose Entleerungen, es stellte sich große Schwäche, unlöschbarer Durst ein, die Urinabsonderung war auf ein Minimum reduziert. Eigentliche Wadenkrämpfe zeigten sich nicht, aber starkes Ziehen in den Fußsohlen und eine krampfhafte Beugung in den Zehen. Da er sich zu schwach fühlte, um selbst seine Entleerungen untersuchen zu können, so füllte er eine kleine Quantität in ein gut gereinigtes Fläschchen und schickte es hierher. Abends wurde das Gefäß abgeschickt, traf bereits am folgenden Morgen hier ein und wurde sofort in Untersuchung genommen. Da die Sendung nur eine Nacht und zwar in der kalten Jahreszeit unterwegs gewesen war, so konnte sie durch den Transport nicht wesentlich verändert sein. Die Untersuchungen der Dejektion, welche auf Deckgläschen und zugleich in Kulturen im hohlen Objektträger und auf Platten gemacht wurden, ergaben übereinstimmend das Vorhandensein sehr zahlreicher, echter Cholerabacillen. Eine der heute vorgezeigten Reinkulturen von Cholerabacillen stammt aus der Dejektion dieses Kranken. Ich will nur noch erwähnen, daß sich die Krankheit dann zur Besserung wandte. Der Durchfall ließ nach, aber es blieb noch lange Zeit eine auffallende Schwäche zurück.

Ich möchte nicht unterlassen, auf diesen Fall auch noch als eine Warnung für diejenigen hinzuweisen, welche mit Cholerabacillen experimentieren und nicht mit der größten Vorsicht dabei zu Werke gehen."

Von Alexandrien aus unternahm die Kommission auch eine Reise nach Kairo und eine Besteigung der Pyramide des Cheops. In Ägypten hatte die Kommission die freundlichste Aufnahme und jede nur wünschenswerte Unterstützung des Khedive gefunden. Über seinen Aufenthalt in Alexandrien berichtet Koch in einem Briefe vom 18. September 1883 folgendes:

„Mir geht es hier bis jetzt noch ganz gut. Die Cholera hat in Alexandrien fast ganz aufgehört und wird wohl sehr bald erloschen sein. Für unsere Zwecke ist das aber zu früh. Ich habe bis jetzt erst zehn Choleraleichen seziert. Eigentlich hatte ich die Absicht höher hinauf in Egypten zu gehen, wo in den arabischen Dörfern noch ziemlich viel Menschen an der Cholera sterben, aber es ist dort zu gefährlich und soll ganz unmöglich sein, Kranke oder Leichen für wissenschaftliche Untersuchungen sich zu verschaffen. Wenn die Arbeiten fortgesetzt werden sollen, dann bleibt kaum etwas Anderes übrig, als daß wir noch nach Indien gehen; aber ich glaube nicht, daß der Minister seine Genehmigung dazu ertheilen wird. In ungefähr zwei bis drei Wochen werde ich vermuthlich weitere Instruction von Berlin aus erhalten und danach wird es sich entscheiden, ob wir dann zurückkehren oder weiterreisen. Im günstigsten Falle kann ich also Mitte nächsten Monats wieder zu Hause sein. Bis jetzt habe ich einige recht interessante Dinge bei meinen Untersuchungen gefunden, aber die Hauptsache ist doch noch unaufgeklärt und es wäre sehr zu bedauern, wenn

wir gezwungen sein würden, auf halbem Wege stehen zu bleiben. Meine Reisegefährten befinden sich ebenfalls wohl, trotzdem wir Alle Tag für Tag recht angestrengt arbeiten, was bei der bedeutenden Hitze, welche hier anhaltend herrscht, keine geringe Aufgabe ist. Bis jetzt haben wir hier noch keinen Regentag gehabt. Auch fast gar keine Wolken, sondern immer den prachtvoll blauen Himmel und glühend heißen Sonnenschein. Gegen Abend wird die Temperatur etwas erträglicher und namentlich in der Nähe des Meeresstrandes macht ein frischer feuchter Wind den Aufenthalt angenehm. Wir haben deswegen auch öfters des Abends Ausflüge am Strande hin gemacht. Solche Touren macht man auf Eseln und es sind ganz lustige Partien, wenn auf den Eseln um die Wette gejagt wird, mit den arabischen Führern hinterdrein, welche mit lautem Ruf die Thiere antreiben, und wenn schließlich auf einer von der Brandung umbrausten Klippe die mitgenommenen Speisen und Getränke genossen werden. Und das alles im schönsten Mondschein. Auch mit dem Segelboot haben wir neulich eine Ausfahrt gemacht und nächstens wollen wir auf einige Tage nach Kairo gehen, um die Pyramiden und die Wüste zu besuchen. Für Unterhaltung ist also genügend gesorgt."

Bevor die Reise nach Indien, an welcher die vorgenannten Mitglieder der Kommission außer Treskow teilnahmen, angetreten wurde, fand ein Besuch der Quarantaine-Anstalten des roten Meeres statt; sodann ging es nach Suez, von wo Koch am 10. November 1883 folgendes schreibt:

„Von unserm Ausfluge nach den Quarantäne-Häfen am rothen Meer sind wir zurückgekehrt. Es war eine höchst interessante Reise. Wir sahen Städte und verkehrten mit Menschen, die noch ganz unberührt geblieben sind von europäischer Kultur und orientalisches Wesen in unverfälschter Weise erkennen lassen. Den Gipfelpunkt unserer Erlebnisse bildete ein Kameelritt in die Wüste, wohin uns ein Schech der Beduinen führte. Der Schech war in bunte seidene Gewänder gehüllt, ritt ein Pferd und war mit einer langen Lanze bewaffnet. Ein Trupp seiner Beduinen, zum Teil zu Fuß, zum Teil auf Kameelen, aber alle malerisch gekleidet und bis an die Zähne bewaffnet, begleiteten uns und suchten uns durch ihre Kriegsgesänge und kriegerische Spiele zu unterhalten.

Jetzt müssen wir hier in Suez den Dampfer, welcher uns nach Indien bringen wird, erwarten. Er wird wahrscheinlich morgen ankommen und dann auch sofort weitergehen. Zuerst fahren wir nach Colombo auf der Insel Ceylon, wo wir uns einige Tage aufhalten und von den Anstrengungen der mehr als zweiwöchentlichen Seereise erholen wollen. Von da nach Calcutta haben wir dann noch 5—6 Tage zu fahren. Ich denke, daß wir gegen Mitte Dezember in Calcutta ankommen werden.

An Trudchen[1]) habe ich heute auch geschrieben und ihr Briefmarken, Blumen und einen Mosquito geschickt, letzteren, damit sie auch die Schattenseiten des Orients kennen lernt."

[1]) Koch's Tochter.

Nach mündlichen Erzählungen Koch's war der vorerwähnte Beduinenschech, mit seiner Begleitung in die Wüste vorausreitend, dem Auge bald entschwunden. Nichts ahnend setzte die Reisegesellschaft mit ihrer aus ägyptischen Soldaten bestehenden Begleitung ihren Weg fort, als plötzlich in unmittelbarer Nähe Schüsse krachten und gleichzeitig von allen Seiten, wie aus der Erde gestampft, berittene und bewaffnete Araber auf die ägyptischen Soldaten angreifend eindrangen. Es war indessen nur ein Scheinangriff, zur Unterhaltung der Reisenden unternommen.

Ein fernerer Brief Koch's vom 28. November 1883 aus Colombo, Insel Ceylon, schildert die Reise dorthin und den Aufenthalt daselbst, wie folgt:

„Nach einer Seefahrt von $2^1/_2$ Wochen bin ich glücklich in Ceylon angekommen. Bis hierher habe ich die Reise gut überstanden; mit Ausnahme von wenigen Tagen gab es immer schönes Wetter, manchmal allerdings kräftigen Wind und tüchtige Ocean-Wellen, so daß das mächtige Schiff gehörig an zu tanzen fing. Trotzdem habe ich von der Seekrankheit nur ein paar Mal, wenn es recht arg kam, leichte Anwandlung gehabt. Ich muß mich also wohl schon einigermaßen an das Seefahren gewöhnt haben . . . .

Das Schiff, mit dem wir fahren, bleibt 3—4 Tage in Colombo, der Hafenstadt von Ceylon. Diese Zeit wollen wir benutzen, um einen Ausflug in das Innere dieser feenhaften Insel, welche noch Urwälder und wilde Elephanten hat, zu machen. Auch Kaffee-, Thee-Plantagen, Zimmt- und Cinchonabäume giebt es hier und prachtvolle Wälder von Kokospalmen. Alles dies werden wir nun zu sehen bekommen und wenn es geht, d. h. wenn gerade die Kaffeebohnen reif sind, werde ich es mir nicht nehmen lassen, einige Taschen voll davon vom Zaune zu pflücken. Vorgestern sind wir schon an einer reizenden kleinen Insel, die zur Gruppe der Malediven gehört, vorbeigefahren und es war ein köstlicher Anblick, nachdem man solange nichts wie Himmel und Wasser gesehen hatte, plötzlich einen im schönsten Grün prangenden Kokoswald vor sich haben. Namentlich, wenn man bedenkt, daß es in Berlin jetzt wohl schon Schnee und Eis in Hülle und Fülle giebt.

Von Colombo fahren wir nach Madras, bleiben dort auch 2 Tage und werden in Calcutta voraussichtlich am 12. oder 13. Dezember eintreffen. Meinen Geburtstag werde ich also noch auf dem Wasser verleben."

Die Insel Ceylon mit ihren Naturschönheiten machte auf Koch einen tiefen Eindruck, zum Andenken brachte er von derselben eine prächtige Farnsammlung mit. Von dort ging die Reise nach Calcutta, wo Koch Mitte Dezember eintraf. Er schreibt von dort am 24. Dezember 1883:

„Mir geht es soweit ganz gut, ich bin wieder in voller Arbeit und werde auch heute am Weihnachtstage noch fleißig mikroskopiren müssen. Für heute Abend sind wir von unserm Konsul eingeladen, es ist dies eine anerkennenswerte Liebenswürdigkeit, aber offen gestanden möchte ich doch weit lieber den *heutigen* Abend allein für mich sein, als in Frack und mit weißer Halsbinde in einem fremden Hause Weihnachten zu feiern. Aber man beweist mir hier von allen Seiten so viel Freundlichkeit, daß ich dies Alles

über mich ergehen lassen muß. Arbeit habe ich hinreichend gefunden, da hier beständig ziemlich viele Menschen an Cholera sterben, und mit unsern Untersuchungen geht bis jetzt alles nach Wunsch. Wegen dieser beständigen Beschäftigung mit den wissenschaftlichen Arbeiten bin ich auch noch nicht dazugekommen, die Stadt und ihre Bewohner mir näher anzusehen. Soviel ich bis jetzt davon bemerkt habe, ist Calcutta gerade kein sehr angenehmer Ort. Mittags ist es jetzt immer verhältnißmäßig warm und die Sonne brennt noch so heiß, daß man ohne Sonnenhut nicht gehen darf; aber Abends ist es recht kühl, wenigstens was man hier kalt nennt, das ist nämlich 14—16° C. Ich habe schon die wollenen Strümpfe hervorgesucht und trage des Abends meinen Sommerüberzieher. Im Übrigen merkt man hier nicht, daß es Winter ist. Die Bäume sind alle grün belaubt, manche auch mit schönen Blüten bedeckt, die Sonne scheint einen Tag so hell wie den anderen und die Indier gehen so wenig bekleidet, daß die meisten aussehen, als trügen sie nur eine Art von Badehose, nur des Abends wickeln sie sich noch ein Stückchen Leinewand um die Schultern. Im nächsten Monat soll es schon wieder anfangen wärmer zu werden. Wir wohnen in einem sogenannten Boardinghause, eine Art von Hôtel garni. Man hat ein möblirtes Zimmer und erhält Essen an gemeinschaftlicher Tafel. Bedienung muß man sich selbst halten. Wir haben zwei indische Boy's, d. h. Diener zu diesem Zwecke, sind aber wenig zufrieden mit diesen faulen und ungeschickten Menschen."

Die Feier des Weihnachtsfestes, zu welcher die Cholerakommission vom deutschen Konsul, wie Koch vorstehend erwähnt, eine Einladung erhalten hatte, verlief in animiertester Stimmung. Bei herrlichem Wetter im Freien unter prächtig blühenden Bäumen und Sträuchern sitzend, umduftet von Rosen und Heliotrop. gedachte man der fernen Lieben. Sechs Wochen später war die Mission der Gelehrten beendet und das Koch mit neuem Ruhm bedeckende Resultat erreicht. An die Zeit mühevoller, angestrengtester und lebensgefährlichster Arbeit schloß sich nun eine Erholungsreise in das Himalaya-Gebirge nach Darjeeling. Immer vom herrlichsten Wetter begünstigt, genoß man die prachtvollen Aussichten. Die großartigen Bergesriesen, die schroffen Abhänge, die tiefen Thäler mit ihren Seen und reißenden Flüssen, die unvergleichlich üppige, wechselvolle Vegetation, die interessante Tierwelt, alles das erfüllte das Herz des Naturforschers mit Freude und Entzücken, die noch jetzt in ihm aufsteigen, wenn die Erinnerung an die genossenen Schönheiten in ihm rege werden. Aber nicht allein der Natur widmete Koch auf diesen Reisen seine Aufmerksamkeit; auch die Völker des Orients, ihre Trachten, ihr Leben und Treiben und ihre Bauten interessierten ihn in hohem Maße. Ganz besonders erfreute er sich der Erinnerungen, welche Jahrtausende vor uns existierende Geschlechter in Ägypten und Indien der Nachwelt hinterließen, darunter vor allem der indischen Bauten von unerreichter Pracht und der zwar minder schönen, aber kolossaleren Bauwerke aus altägyptischer Zeit. Alles das hinterließ in Koch so tiefe Eindrücke, daß die Sehnsucht, das damals Gesehene noch einmal zu genießen, stets in ihm wach geblieben ist.

Um derartige Reisen mit Genuß zurücklegen und die damit unvermeidlich verbundenen Entbehrungen und Strapazen gern und leicht ertragen zu können, bedarf es eines kräftigen und abgehärteten Körpers. Glücklicherweise verfügt Koch über einen solchen, und durch einfaches Leben, täglich kalte Bäder und viel Bewegung in frischer Luft ist es ihm gelungen, sich gesund und kräftig zu erhalten und kleinere Anfechtungen, welche bei so mühevoller, angestrengter und mit Gefahr der Infektion in hohem Maße verbundener Arbeit nicht ausbleiben konnten, stets mit Erfolg zurückzuschlagen. Koch ist ein tüchtiger Bergsteiger und ausdauernder Tourist. Fast alljährlich zieht es ihn ins Gebirge — ist er doch ein Sohn der Berge — um die Höhen zu erklimmen und in den Wäldern umherzuschweifen, und noch im Dezember 1890 ließ er sich im heimatlichen Harzgebirge weder durch winterliche strenge Kälte noch durch meterhohe Schneemassen davon abhalten, dieser Neigung zu folgen. Auf solchen Ausflügen entgeht nichts dem Naturforscherblick und Sammeleifer des Gelehrten. Kein seltenes Gewächs, kein Pilz, kein Insekt bleibt unbeachtet, mit besonderer Vorliebe aber, und darin zeigt sich der Bergmannssohn, fahndet Koch auf Mineralien, auf Gesteine und auf die fossilen Reste unsrer Erdrinde. Aber alle diese Dinge treibt er doch nur als Dilettant, es dienen diese Liebhabereien nur dazu, ihm den Naturgenuß zu verschönern, den Spaziergang oder die Reise reizvoller zu gestalten. Seine ernste wissenschaftliche Arbeit ist stets nur auf ein Ziel gerichtet, und dieser Stetigkeit verdankt Koch seine Erfolge sicherlich zum großen Teil. Mit Recht vermeidet er es, seine Kräfte zu zersplittern.

Ein Gebiet aber, von welchem Koch sich stets völlig fern gehalten hat, ist das der Politik; dieser vermochte er, wie er dem Verfasser häufig erklärte, nie das geringste Interesse abzugewinnen.

Wohl niemals war ein Gelehrter und speziell ein Arzt so populär wie Koch; es bedurfte dazu nicht erst seiner letzten großartigen Entdeckung, der Name des Bacillenvaters hatte seinen Weg schon vorher durch die Welt gemacht und oft hat er unter dieser Popularität zu leiden. Schon im Jahre 1885, als Koch von der Regierung als Cholerakommissar nach Toulon gesandt war, bedurfte ein in Nordamerika aufgegebener Brief nur der Adresse „Dr. Koch in Frankreich", um ihn zu erreichen. Eine Anekdote, welche gelegentlich einer Vesuvbesteigung Koch's durch die italienischen Zeitungen ihren Weg nahm, zeugt gleichfalls von seiner Popularität in fremden Ländern. In wissenschaftlichem Eifer, so hieß es, sei Koch dem heißen Schlunde des Kraters allzu nahe gekommen, wobei seine Stiefel derartig verbrannten, daß er sie mit neuen zu vertauschen gezwungen war. Die alten Stiefel erbat und erhielt der Führer als Geschenk, welcher diese Reliquie gleich darauf in Neapel gegen eine hohe Summe an einen Verehrer Koch's abzusetzen Gelegenheit hatte. Natürlich ist die Geschichte von Anfang bis zu Ende erfunden.

Eine spaßhafte Geschichte passierte Koch auf seiner Rückkehr aus Toulon: An der Schweizer Grenze angelangt, sollte er sich den vorgeschriebenen Desin-

fektionsmaßregeln unterwerfen, welche in einer nichts weniger als angenehmen, seine Effekten wie seine Person betreffenden Ausräucherung bestanden. Da aller Protest und der Hinweis auf die Nutzlosigkeit der Prozedur vergeblich waren, so mußte Koch dieselbe über sich ergehen lassen. Nachdem der Vorschrift Genüge geschehen und der Aufsicht führende Arzt ihm auf seine Frage bestätigt hatte, daß er jetzt völlig bacillenfrei geworden sei, zog Koch unter Nennung seines Namens zum Schrecken der Beamten ein Gläschen mit einer Reinkultur der gefürchteten Kommabacillen hervor, welche natürlich allen vorgeschriebenen Tötungsversuchen erfolgreich widerstanden hatten. Zur Vernichtung von Reinkulturen hatten die Beamten glücklicherweise keine Vollmacht, und so ließ man dieselben ohne Widerrede passieren.

Hiermit am Schlusse unserer Abhandlung dürfen wir nicht unterlassen, Koch's neuester großartiger Errungenschaft, der Frucht achtjähriger strengmethodischer und mühevoller Arbeit, der erfolgreichen Bekämpfung der Tuberkulose, des schlimmsten Feindes der Menschheit, zu gedenken. Mit Stolz sehen wir den deutschen Gelehrten ein Ziel erreichen, nach welchem die Menschheit seit Jahren gestrebt hat. Doch nur kurze Zeit sollte er sich des erfochtenen Triumphes erfreuen. Überall in der Wissenschaft finden wir die konservative und reaktionäre Richtung im Kampfe mit dem Fortschritte. Immer wieder von neuem war diese Richtung bemüht, dem kühn voranschreitenden jungen Forscher jeden Erfolg streitig zu machen. Bisher ohne Glück, die Wissenschaft ging rücksichtslos über ihre Proteste hinweg. Wohl nie zuvor hat auch das Publikum an einer medizinisch-wissenschaftlichen Streitfrage in gleichem Maße Anteil genommen, auf den übermäßigen Freudenrausch ist naturgemäß ein heftiger Rückschlag erfolgt. Noch wogt der Kampf der Meinungen hin und her; sorgen wir, daß er sachlich geführt werde, daß nicht — wenn auch nur vorübergehend, denn die Wahrheit bricht schließlich immer siegreich durch — mangelndes Verständnis, in einzelnen Fällen vielleicht Neid den Sieg über den Fortschritt davon trage. Bedenken wir vor allem, daß uns Koch nie irre geführt hat! Könnten wir doch von seinen Gegnern dasselbe sagen! Allmählich wird der Streit, in welchen der Gelehrte bislang nicht eingegriffen hat, sich klären; alsdann wird seiner neuesten Entdeckung, als einem Marksteine auf der Entwickelungsbahn der medizinischen Wissenschaft, auch die verdiente Anerkennung zu Teil werden!

Eine deutsche Sappho.

Von
Bertha von Suttner.

Auf dem Friedhof San Michele zu Venedig trägt ein Grabstein folgende Inschrift:

Elvire Tiefenbacher geb. v. Büschel.
geb. 13 Februar 1842 †13 Februar 1866.

Malet, Ihr Maler, das Bild ihrer Seele,
Und nie sah die Welt ein schöneres Bild.

Obige Ziffern allein enthalten schon ein tiefes Pathos: am vierundzwanzigsten Geburtstag sterben! Trotz des Ausspruches „Wen die Götter lieben, dem schicken sie einen frühen Tod," will es uns doch immer scheinen, wenn ein junges Leben dahingerafft wird, als läge da eine grausame Willkür, ein schnöder Wortbruch seitens der „Götter" vor. Der junge Tote, ehedem noch, so ein reicher Gläubiger der Zukunft, jetzt ist er um sein Gutgeschriebenes betrogen, denn die Götter, die lässigen Zahler, haben das Schuldbuch vernichtet . . .

Doppelt, hundertfach ungerecht und grausam dünkt es uns aber, wenn ein Leben vorzeitig abgebrochen wird, das nicht auf Zukunft überhaupt, sondern auf glückliche und ruhmreiche Zukunft gesicherten Anspruch hatte; wenn ein herrliches Talent, noch ehe es sich ganz entfalten konnte, um die Welt mit seinen Gaben zu bereichern, durch den Tod vernichtet wird. Und ein solches Talent war es, das mit Elvire Tiefenbacher uns entrissen worden ist — eine Dichterin, von welcher Grillparzer, dem die Arbeiten der Fünfzehnjährigen vorgelegt wurden, zuversichtlich sagte: „Diese wird die Sappho unsrer Zeit."

Aber frühes Siechtum, früher Tod haben diese Weissagung sich nicht erfüllen lassen. Die reichen Blüten ihres Geistes sollten sich nicht zur reifen Frucht entfalten; — doch ein kleines Sträußchen dieser Blüten — von denen, die der Verlorenen nahe gestanden, pietätvoll aufbewahrt — soll jetzt noch hier gebunden und den Zeitgenossen überreicht werden, diesen hoffentlich zu Danke — der Toten zum weihevollen Andenken!

* * *

Aus den nachgelassenen Papieren, die ich in Händen habe, kann ich eine Skizze von Elvirens geistigem Streben und Schaffen zusammenstellen und aus dem Gedächtnis meines Herzens kann ich weitere Züge schöpfen, das Bild zu vervollständigen. Die Dahingeschiedene hat mir sehr nahe gestanden: ihre Mutter und die meine waren Schwestern; wir haben als Kinder und als junge Mädchen zusammen gelebt, die engste und wärmste Freundschaft hat uns verbunden: sie nannte mich und ich nannte sie — „Mein zweites Ich".

Als wir uns zum erstenmale sahen, war sie zwölf und ich elf Jahr alt, und schon aus jener Zeit erinnere ich mich, daß es in ihren Augen und in den meinen, in denen der ganzen Umgebung als ausgemachte Sache galt, Elvire „werde

Dichterin." Selten hat ein Berufsdrang sich so früh eingestellt und so konsequent bethätigt wie hier. Was andern kleinen Mädchen die Puppe, die Märchenbücher, die verschiedenen Spiele sind, nämlich Erholung, Bedürfnis und Lust, das war Elviren das „Schreiben". Kein Tag verging, ohne daß sie dieser Lieblingsbeschäftigung gefröhnt hätte. Wenn man es ihr verbieten wollte, gab es Thränen, und so ließ man sie gewähren. Umsomehr, als die geschriebenen Spielereien nicht nur von unwiderstehlichem Drange, sondern auch von Talent Zeugnis ablegten. Was ihr nächst dem Schreiben das größte Vergnügen bereitete, war Lesen. Wie früh ihre geistigen Fähigkeiten erwachten und wie lernbegierig sie war, läßt sich aus folgender von ihrer Mutter öfter erzählten Geschichte schließen — aus der Geschichte, wie Elvire lesen lernte.

Die Kleine war drei Jahre alt, als deren Pathe, der beste Freund ihres Vaters, Graf Huyn, eines Tages Besuch ins Haus brachte. Es war der berühmte Phrenologe Castle, der damals in der ganzen Gesellschaft und auch bei Hofe seine Schädeluntersuchungen angestellt hatte. Bei Betastung von Elvirens Kopfbeulen stieß er einen Schrei der Verwunderung aus:

„Gnädige Frau", wandte er sich an meine Tante, „halten Sie das Kind so lange als möglich von allem Unterricht fern."

„Ist es etwa geistig so schwach beanlagt?"

„Im Gegenteil — die intellektuelle Propension ist so ungewöhnlich stark hervortretend, daß die Entwickelung des Geistes diejenige des Körpers unfehlbar beeinträchtigen müßte, wenn Sie die Kleine nicht am Lesen hindern — geben Sie ihr vor dem siebenten Jahre kein A-B-C-Buch in die Hand."

Die Eltern versprachen diesen Rat zu beherzigen, und als einige Tage später die Kleine, deren größtes Vergnügen es war, die Bilder des „Pfennigmagazin" anzuschauen, mit der Bitte kam, man möge sie lehren zu lesen, was unter den Bildern steht — da wurde dies nicht nur verweigert, sondern allen Hausgenossen strengstens untersagt, dem Kinde, falls es darum bäte, etwa Leseunterricht zu erteilen. Dieses aber fuhr fort die Bildchen im Pfennigmagazin zu betrachten. Und einige Monate später, als wieder eine neue Nummer des Blattes, welche das Porträt Maria Stuarts enthielt, Elviren gezeigt worden, wie erschrak da meine Tante, als die Kleine mit dem Fingerchen das unter dem Bild Gedruckte verfolgte und stammelte: „Emaeria Esteuarte" —

—„Um Gotteswillen, Kind, kannst du denn lesen?"

Elvire lächelte vergnügt und antwortet nicht.

„Und was steht dahier?" fragt die Mutter besorgt weiter, auf ein anderes Wort deutend.

Wieder liest es die Kleine richtig herab. Also hatte sie doch lesen gelernt! Wer war der Schuldige, der dem Verbote zuwider gehandelt? Niemand wollte sich dazu bekennen; endlich stellte sich heraus, daß Elvire im geheimen und von selber ihr Ziel erreicht. Das hatte sie folgendermaßen gemacht. Täglich wurde der Theaterzettel ins Haus gebracht; aus diesen schnitt sie die Buchstaben heraus, sammelte dieselben und ging bald mit dem einen bald mit dem andern der

Papierstückchen zu der Kammerjungfer, fragend, wie dieses Zeichen ausgesprochen werde. Das Mädchen gab ihr harmlos Bescheid — denn das heißt ja doch nicht Leseunterricht erteilen, wenn man alle paar Tage einmal um den Namen eines Buchstabens befragt wird und diese Frage beantwortet. Elvire aber spielte fleißig mit den ausgeschnittenen Lettern, verglich sie mit jenen im „Pfennigmagazin", übte unverdrossen fort und erwarb sich so aus eigenem Antrieb, ohne A-B-C-Buch, die verbotene Kunst.

Den Hang und Drang zum Wissen hatte sie wohl vom Vater geerbt. Dieser, ein Sachse von Geburt, Offizier a. D. der österreichischen Armee, lebte ausschließlich philosophischen und schöngeistigen Studien. So reich als sein Geist war, so warm war sein Herz. Die Anbetung, welche er für meine Tante — die seine zweite Frau war — an den Tag legte, verlöschte nicht das liebende Andenken, das er seiner ersten Gattin — einer geborenen Freiin Dietrich von Adelsfels, treu bewahrte. Als ihm Elvire geboren wurde — seine erste Ehe war kinderlos geblieben — weinte und lachte er vor Entzücken. „Du bist mein Morgenrot!" rief er, die ihm geschenkte Tochter umarmend. „Also da haben wir einen Namen," sagte meine Tante, „wir wollen sie Aurora taufen." Und dabei blieb es: sie erhielt die Namen Aurora, Caroline, Elvire. Für ihren Pathen, Johann Carl, blieb sie zeitlebens Caroline; für ihren Vater — Aurora. Aber später, als der Name der rosigen Göttin auf das schmächtige, blasse Mädchen nicht recht passen wollte, wurde sie auf ihren eigenen Wunsch nur mehr Elvire genannt. Obwohl ihr Vater starb, als sie erst neun Jahre zählte, so war doch dieser es gewesen, der den Grund zu ihrer ferneren Entwickelung, zu ihrer Bücherliebe und ihrem ehrgeizigen Streben gelegt hatte. „Ich werde der Welt zeigen," pflegte er zu sagen, „wie man Kinder erzieht. Schon in der Wiege bildet man den Menschen." Oft nahm er sein einziges Töchterchen auf den Arm und hob es zum Bücherschrank empor: „Siehst du, Kind, hier sind die großen Geister versammelt — die berühmten Dichter und Denker — auch du, meine Aurora, sollst einst berühmt werden . . ." Die andern lächelten zu solchen Reden — was mochte das fünf- und sechsjährige Geschöpfchen von derlei verstehen . . .?

Und doch: in ihrem erwachenden Geiste scheinen sich diese Eindrücke tief eingeprägt zu haben, denn auch sie betrachtete des Vaters Bibliothek stets als einen Tempel; diejenigen, deren Werke hier eingereiht standen und deren Büsten die Wände schmückten, waren ihre Heroen, und „berühmt werden" erschien ihr als des Lebens vorgestrecktes Endziel.

Daß sie, ein halbes Kind noch, ein Drama schreiben konnte, welches dem greisen Grillparzer staunende Bewunderung abzwang, das konnte doch nicht allein die Äußerung angeborenen Genies sein, sondern auch die Frucht der gierig gelesenen Werke aus der väterlichen Bücherei. Ein vierzehnjähriges Mädchen, das bisher nur Kindergeschichten: die Ostereier von Schmidt, die Erzählungen der Cottin oder höchstens die für die Jugend umgearbeitete Ausgabe der Jane Eyre gelesen hätte, wäre nicht im stande gewesen, jenes Drama zu verfassen. Aber

Elvira hatte in Kant und Goethe geblättert, aus Schiller und Uhland auswendig gelernt, über Tiedges Urania geträumt . . . Es war ihr da eine Welt aufgegangen, von welcher andere Kinder keine Ahnung haben, eine Welt, von der sie schwerlich viel verstanden haben konnte, von der sie aber fühlte, daß es ihre Heimat war.

Die Bekanntschaft mit dem greisen Dichter hatte sich dadurch angeknüpft, daß ihm Elvire ihr Manuskript zur Beurteilung zugeschickt. Daraufhin lud er sie ein, ihn zu besuchen; als sie nun mit ihrer Mutter diesem Rufe Folge leistete, ward sie von dem Meister auf das zuvorkommendste empfangen. — „Heute habe ich Glück,“ sagte er, „soeben war ein anderes vielversprechendes Dichtertalent bei mir — ein junger Oberleutnant. Sie sollten ihn kennen lernen, sein Name ist — Josef Weilen.“ Zwei Jahre später — der Dichter des „Tristan“ war schon berühmt — hat sich diese Bekanntschaft gemacht, und auch Josef Weilen interessierte sich lebhaft für Elvirens Talent. Derselbe führte sie in der Folge bei Marie von Ebner-Eschenbach ein, welche mit der jungen Berufsgenossin in dauernden Verkehr trat. Grillparzer, der sonst sehr zurückgezogen lebte und fast allen Leuten seine Thür verschlossen hielt, war nicht nur für meine Tante und Elvire immer zuhause, sondern er kam auch oft selber, sie zu besuchen.

„Sagen Sie mir aufrichtig, Herr Hofrat,“ fragte ihn eines Tages meine Tante, „soll ich das Kind nicht am Dichten hindern?“

Er lächelte. „Immerhin — versuchen Sie's, meine Gnädige. Ich bin aber überzeugt, daß es nichts nützt; wer ein solches Talent besitzt, muß dichten — das ist unwiderstehlich, wie ein Naturgesetz.“

Für die Öffentlichkeit schuf Elvire nur wenig. Zwar sandte sie hier und da aus ihrer umfangreichen Sammlung ein paar Gedichte an verschiedene Journale ein, welche dieselben stets bereitwillig aufnahmen; aber da sie keine novellistischen Arbeiten verfaßte, so wurde ihr Name in der Tageslitteratur nicht bekannt. Sie wagte sich an zu große Aufgaben — geschichtliche Schau- und Trauerspiele, epische Gesänge und dergleichen — Aufgaben, denen ihre Jugend nicht gewachsen war, die sie aber als Kraftübung betrieb, als Befriedigung ihres nach den höchsten Idealen zielenden Sehnens. Sie war sich ganz gut bewußt, und auch ihre litterarischen Freunde machten ihr kein Hehl daraus, daß dramatische Gedichte, welche das Schicksal Karls XII. oder die Maurenvertreibung in Spanien, oder das Druidenleben der alten Gallier zum Vorwurf hatten, unmöglich — so hoch der poetische Schwung auch sei — in der erforderlichen Vollendung ausgeführt werden konnten, um bühnengerecht zu sein; doch genügte es ihrem Ehrgeiz, wenn ihr diese Versuche den Beifall von Kennern und aus deren Munde die Prophezeiung eintrugen, daß sie einer großen Zukunft entgegengehe. Jede Kunst braucht jahrelanges Üben und Reifen, um mit ihren Leistungen im öffentlichen Wettbewerbe auftreten zu dürfen, das wußte Elvire ganz wohl und sie arbeitete im Hinblick auf die Zukunft. Mit wahrem Feuereifer betrieb sie die verschiedensten Studien, die ihren Geist zu schmücken und auszubilden geeignet waren. Sie lernte das Französische und Englische beherrschen wie ihre Mutter-

sprache, sie sammelte sich Kenntnisse in den Wissenschaften, machte sich Auszüge aus Brockhaus, studierte die Lichtenberg'sche Philosophie für Liebhaber, vertiefte sich in Schiller, Goethe, Lessing, Lenau, Platen, Anastasius Grün, und neben den vaterländischen Dichtern auch in die Klassiker des Auslandes: Shakespeare, Corneille u. s. w. Sie selber schrieb mit einer staunenswerten Leichtigkeit und Schnelligkeit. Es war wirklich, als diktiere ihr ein unsichtbarer Genius die rythmischen Zeilen in die Feder. Dabei glühten ihre Wangen und Augen im Feuer der Begeisterung.

Als Probe ihres so früh erwachten Talentes mag hier folgendes Gedicht stehen — es ist 1857 datiert.

Drei Rosen.

Drei Rosen wiegten sich an ihrem Strauche
Mit Purpurkleid und tauigem Demant,
Umkost von Zephyrs dufterfülltem Hauche
Und Schmetterlingen, die für sie entbrannt.

Allein sie neigten tief sich wie in Trauer
Hinab bis in der Blätter saftig Grün,
Als käm' vom Nord ein sturmgefüllter Schauer
Und forderte vom Schicksal ihr Verblüh'n,

„Was ist“, so frug die erste sich, „das Leben?
Ach nichts, als ein geborenes Vergeh'n,
Nach stetem Dasein ein ohnmächtig Streben
Und dieses Strebens eig'nes Mißversteh'n.
Der Himmel selbst ist's, der mit Sonnengluten
Bald um den Tropfen Tau bekümmert macht,
Bald mit aus Wolken freigeword'nen Fluten
Vernichtet in der Elementenschlacht.“

„Was“ frägt die Zweit', „ist Lieb' der Schmetterlinge?
Ein Kuß der Laune für den Augenblick,
Und ob die Zeit auch stets Minuten bringe,
In ihnen kommt nicht Einer treu zurück.
Sie küssen nur den Tau von nasser Krone,
Nur ihren Honig — und wenn er vergeht,
So fliegen sie mit halbverstecktem Hohne
An uns vorbei, zur Rose, die ersteht.“

„Was“ frägt die Dritt' „ist aber unser Ende?
Wohl schön: ein Grab in Duft und Sonnenschein,
Vom Seidenwurm gesponnene vier Wände,
Von linder Luft umsäuselt und — doch nein!
Wir welken hin, die wir, am Strauch gekettet,
Erzwung'ne Zeugen gebroch'ner Treue sind,
Entblättern uns und sind hinabgebettet
Auf fahle Erd', oder zerstäubt im Wind.“

Sie schwiegen still, und nur mit leisem Beben
Sank jede Krone, wie vom Sturm bedroht,
Denn für ein kurzes, freudenleeres Leben
War's ein zu harter, mitleidsloser Tod.

Da naht ein Bursch auf knorr'gem Wanderstabe;
Er bricht die Erste vor dem Weiterziehn
Und setzt sie endlich auf der Eltern Grabe,
Im stillen Kirchhof seines Dörfchens hin.

Die Zweite raubt ein Mütterchen dem Zweige,
Wankt lächelnd fort, indem sie mit ihr spielt,
Und opfert sie am nahen Felsensteige,
In reinster Andacht dem Marienbild.

Zur dritten kommt ein junges Paar gegangen
Und blickt sie träumend, selbstvergessen an;
Der Jüngling frägt gar leise und befangen
Ob sie — die Jungfrau heiß ihn lieben kann.

Sie schwieg bewegt. . . Doch Antwort seiner Frage
Lag in der Glut der Rose, die sie bot;
Und seit der Zeit herrscht in dem Strauch die Sage,
Daß auch den Rosen oft ein schöner Tod.

Wie sehr die junge Dichterin zu den Repräsentanten geistiger Größe und Verehrung aufschaute und wie sie ihrerseits die Sympathie berühmter Zeitgenossen zu gewinnen verstand, davon giebt ein Stammbuch Zeugnis, welches eine Sammlung an sie gerichteter Autographen enthält.

Dieses Album liegt vor mir; und indem ich nun unter den Augen des Lesers dessen Seiten umblättern will, wird dadurch ein klareres Bild von Elvirens Leben

und Streben gegeben werden, als es meine persönlichen Aufzeichnungen zu bieten im stande wären.

Auf den ersten Blättern befinden sich, herbariummäßig, verschiedene Pflanzen befestigt, mit hinzugefügten Etiketten, welche zeigen, welchen Sinn das junge Mädchen für die Welt historischer Erinnerungen hegte: „Algen vom Grabe des Themistokles am Cap Alkimos" — „Vom Theseustempel, Athen." — „Tamarie von der Ruine des Palasts des Nebukadnezar in Babylon." — „Vom Grabe der Cäcilia Metella bei Rom." Unter einem Stückchen aufgeklebten Stoffes steht: „Von einer Fahne aus dem Türkenkriege (Belagerung von Wien)" — bei einem andern: „Stückchen einer Fahne aus der französischen Revolution (1790)

Jetzt beginnen die Autographen:

Es liebt Vortreffliches sich zu verstecken,
Und manches Frauenherz birgt hie und da
Noch heut' im Schoße ein Amerika,
Nur muß es ein Columbus erst entdecken.

Wien, d. 17. Juni 1861. Friedrich Halm.

Für dieses Albumblatt bedankte sich Elvira mit folgenden Versen, die sich in ihrer Gedichtensammlung fand:

„Es liebt Vortreffliches sich zu verstecken u. s. w."

Wie wahr ist dies! Denn in des Waldes Mitte
War's, daß Griseldis ein Columbus fand,
Und um die Tochter einer Köhlerhütte
Den Ruhmeskranz der hehren Dichtkunst wand.

Allein das Edle liebt sich zu verstecken,
Es sucht den Glanz, den eitlen Beifall nie,
Und ein Columbus mußte andere wecken
Für das Amerika der Poesie

Denn stånd' ein „Halm" auch unter tausend Blüten
Der Poesie einst still verborgen nur,
Entdecker kamen — staunten — und errieten
In ihm der Dichtkunst ewige Natur.

Auf dem folgenden Blatte:

Der Dichter liegt seit lang begraben,
Der Mensch lebt freilich, denn erst jetzt
Erinnerung an Deine schöne Gaben
Hat mich in frühere Zeit zurückversetzt

Wien, am 8. April 1861. Franz Grillparzer.

* * *

Geehrtes Fräulein! Aus Ihrem, an meine Frau gerichteten Brief spricht ein so unverfälschtes Gefühl, ein so edles Aufstreben und zugleich ein so zarter weiblicher Sinn, daß es mir jedenfalls sehr schwer fiele, Ihre in so herzlichem Tone eigentlich an mich gerichtete Aufforderung abzulehnen und wäre dieselbe auch eine minder leicht erfüllbare. Vielbeschäftigt wie ich in diesem Augenblicke bin, muß ich mich für heute auf diese wenigen Zeilen beschränken. Hochachtungsvoll, geehrtes Fräulein,

Ihr ergebenster Diener

Gratz, 26. III. 1861. A. Auersperg (Anastasius Grün).

* * *

Mein Wahlspruch ist:
Das ist wahres Künstlerstreben,
Neu zu schaffen altes Leben.

Marie Seebach.

* * *

Jetzt wieder eine vertrocknete Pflanze, selbst gepflückt am Friedhof von Weidling am Bach bei Wien; folgende Worte darunter:

Vom Grabe meines unglücklichen Bruders
Therese Schurz, Schwester Lenau's.

Auf dem folgenden Blatte mit dem Beisatze „Erhalten den 21. Nov. 1861 von meinem theuren Pathen Huyn" eine militär-amtliche Urkunde, datiert von Verona 27. Oktober 1856, gerichtet an: „Seine Hochgeboren den k. k. Herrn Kämmerer Obersten und Souschef des Generalquatiermeisterstabes ꝛc. ꝛc. Johann Grafen Huyn" und unterfertigt von — Radetzky.

Daneben liegt ein älterer in Versen geschriebener Brief des Grafen Huyn,[1] in welchem dieser die Sendung eines Gedichtes beantwortet, das Elvire anläßlich von Radetzky's Begräbnisfeier geschrieben und ihm zur Beurteilung unterbreitet hatte.

Stanislaw, 18./2. 1858.

An Caroline.

Viel Verse hast du mir gesandt,
Die soll ich ernstlich richten;
In Prosa wär' ich wohl gewandt,
Nicht ebenso im Dichten,

Doch dacht' ich mir in meinem Sinn,
Will ich verständlich bleiben,
Muß ich der kleinen Dichterin,
Wohl auch in Versen schreiben.

Und schwinge, weil ich es schon muß,
Wie in vergang'nen Tagen,
Mich nochmal auf den Pegasus,
Die Meinung Dir zu sagen.

Die Blumen, voll von Liebesglut,
Sie sprechen ziemlich weise;
Doch was sie sagen, stimmt nicht gut
Zum Bild von jenem Greise.

Auf Eines auch vergessen war —
Ich kann Dir's nicht verzeihen —
Das überall, auch dort, — sogar
Recht üppig —, mag gedeihen.

Die Dornen sind es, Carolin',
Die sich in's Leben winden,
Die hienieden stets — O! sinn' —
Und aller Ort's sich finden.

Der Herr gab sie dem Leben mit,
In Form von allen Leiden,
Daß hoffend man nach Jenseits sieht,
Froh von der Welt zu scheiden.

Das Leben wäre gar zu schön,
Zu reich an Lebensfreuden, —
Beim Grabe lass' die Rose steh'n,
Weil Dornen sie bekleiden.

Die Dornenblume sicher sprach:
„Du glücklich alter Krieger,
„Es juble Dir die Welt nur nach!
„Zum Schlusse blieb ich Sieger.

„An dieses Helden Wanderziel
„Will ich zur Warnung stehen,
„Für Menschen, die dem Ruhm, zu viel
„Dem Lob entgegensehn.

„Ein Mahnruf will ich Allen sein,
„Die dieses Grab betrachten,
„Daß Menschenlos und äuß'rer Schein,
„Noch niemand glücklich machten."

---

[1] Johann Carl Graf von Huyn, geb. 10. Feb. 1812, Feldzeugmeister und Präsident des Obersten Militär-Justiz-Senats, gest. 1889 in Wien.

Es singt die Welt den Menschen an,
Getäuscht von äuß'rem Glanze!
Der höh're Richter tritt heran —
Nur Er — Er sieht das Ganze.

Dort wägen Engel heilig rein,
Mit ungetrübter Klarheit.
Der Seele tiefgeheimstes Sein
In fürchterlicher Wahrheit.

So wird zum ernsten, strengen Recht,
Zum letzten Urtheil gehen,
Der Kaiser, wie der ärmste Knecht;
Und dort — um Gnade flehen!

Die Todten freut kein Lobgesang,
Nicht eitles Ruhmgerede —
Was nützet sie Dein Sing und Sang?
Sie brauchen Dein Gebete.

So hoch hat nur ein Gott, mein Kind!
Des Menschen Geist erhoben:
„Daß wir vereint mit Jenen sind
Die uns vorangezogen."

Sie rufen, die im Christentum
Vor uns dahingeschieden:
„Nicht draußen in dem Welten-Ruhm —
Im Herzen such' den Frieden!"

Glaub' mir, das ist ein wahrer Satz:
„Bei unsern Christenleichen
Ist nichts so wenig wohl am Platz
Als all die Lobeszeichen!"

Zeig' mehr in Deinem Lobgedicht,
Wie, auch bei aller Größe,
Da liegt im Grab ein armer Wicht,
Jetzt nackt in aller Blöße,

Der selbst ein sünd'ger Erdensohn,
Entkleidet aller Ehren,
Kann zitternd nun vor Gottes Thron,
Nur Dein Gebet begehren.

Drum sei, zum schönen Ruhmeskranz
Von Lorbeer und Immortelle,
Den Du gepflanzt in vollem Glanz,
An Marschalls Grabes-Stelle,

Noch eine Blume fromm und still,
Die uns vom Schmerz erzählet,
Die unser Herz erheben will,
Die Passiflora sei gewählet.

Des Kreuzes Zeichen sie hinstellt
Zum Grab bei Morgenröthe.
Wenn Lorbeer ruft: „Hier liegt ein Held",
Mahnt diese zum Gebete.

J. H.

* * *

Das nachstehende Albumblatt stammt vom König Ludwig I. von Bayern, welcher bekanntlich Dichter war:

Ihr, welche Worte wünscht von meinen Händen,
Der Dichterin, obgleich mir unbekannt,
Will gerne diese Zeilen nun ich spenden,
Wir sind Bewohnende dasselbe Land,
Wenn wir uns gleich im Leben niemals fanden,
Der Dichter ist der Dichterin verwandt,
Nicht ihnen, die entschweben zu den Sphären,
Kann Irdisches Befriedigung gewähren.

Ludwig.

Die beiden unter den nachgelassenen Papieren vorhandenen Gedichte Elvirens, in welchen sie um das obige Autograph gebeten und sich für dasselbe bedankt hat, mögen hier Platz finden.

Die Bitte.

Der Dichter, ja, ist's, der gleich einem Kinde
Die Träume sucht und heitern Märchen lauscht,
Und dessen Leier — Phöbus Angebinde —
Die Traumwelt mit der Wirklichkeit vertauscht.
In seinen Liedern liegt der Rang, die Würde,
Sein Königreich umfaßt die ganze Welt,
Und seiner Krone Edelstein und Zierde
Trägt nicht die Erde — doch das Sternenzelt.
Ob im Palast, ob er in Hütten wohne,
Sein Szepter ist der mächtig hohe Geist,
Und die Verehrung baut er sich zum Throne,
Die eine Menschheit liebend ihm beweist.
Die Politik des Dichters ist, „Verbrüdern",
Sein Stolz — die Würde, die sein Lied enthält,
Sein Herz umfaßt die Hohen und die Niedern
Und er gehört als Geistesfürst der Welt.
So laß auch mich dem hohen Dichterkönig,
Als Unterthanin leis' und schüchtern nah'n;
Ich ford're viel für mich — für ihn nur wenig:
Ein Fünkchen seines Geistes weh' mich an.

An ihn, den Dichter, stell' ich mein Verlangen,
An seinen Geist ein geistiges Gebet,
Und frage zitternd und erfüllt mit Bangen,
Ob denn dafür Gewährung auch besteht?

Doch bald vielleicht wird es sich schon entschleiern,
Und ich beglückt, oder vergessen sein —
Großmüth'ger Dichter, stolzer Fürst von Bayern,
Wirst Du mir Dichter oder König sein? . . .

Der Dank.

Drei Tage schon hab' ich an den Verstand
— Er sollte ja mit schönsten Worten danken —
Mich sinnend ernst als Bittende gewandt,
Um Redefluß und Zauber der Gedanken.
Allein er sprach: Für Gnaden dankt man nicht
Man hat kein Recht den Geber mehr zu stören,
Sei's nun ein Brief, ein inniges Gedicht,
Es kann ihn nur ermüden, es zu hören.

Da wandt ich mich an meiner Leier Klang,
Um über des Verstandes Spruch zu siegen,
Und bat um einen würdigen Gesang
An unsern Dichter — doch die Saiten schwiegen:
Hat er denn nicht das Lob der Welt gehört,
Die Anerkennung Tausender gefunden?
Und ich soll dichten — seiner Leier wert
Und soll empfinden, wie er oft empfunden?

Da schwieg ich still und blickte himmelwärts
Zum Sternenzelt, dem Zielpunkt unsrem Sehnen;
Ich stellte meine Frage an das Herz,
Und es begann zu flüstern und zu tönen:
Auf eine Gnade, die der hohe Geist,

Die nur der Fürst, wie er sich zeigt in Liedern,
Dem schlichten Mädchen gütevoll erweist,
Kann nur das Herz mit seinem Dank erwidern.
Doch nicht im Wort, das phrasenhaft sich kleidet,
Und in des Liedes schmeichelhafter Zier,
Nein — im Genusse der erhalt'nen Freude
Ruft es ein schlichtes: „O, ich danke Dir!"

Und nun zum Album zurück:

Ein Brief von Schillers Tochter. Demselben ist ein Stückchen lila Seidenstoffes eingefügt. Elvire hatte anläßlich der am 10. November 1859 stattgehabten Schillerfeier ein Gedicht verfaßt, welches der Tochter des Gefeierten zu Händen gekommen war und ihr so gut gefiel, daß sie seither in regelmäßigem Verkehr mit der jungen Dichterin geblieben und derselben alljährlich zum 10. November ein kleines Geschenk schickte.

Greifenstein ob Bonnland, 20. Juni 1861.

Hier, mein liebes, jugendliches Fräulein, folgt nach Ihrem innigen Wunsch etwas aus Schillers Besitz. Lila war seine Lieblingsfarbe und das ist ein Stückchen seidener Stoff von seiner letzten Weste. Möge es Ihnen eine liebe Erinnerung sein. Bitte bestätigen Sie mir den Empfang dieser Lila-Farbe, damit ich beruhigt bin, sie in Ihren Händen zu wissen, Ihre Wünsche erfüllt zu sehen.

Von ganzem Herzen freue ich mich immer, Schillers Geist in jugendlichen Herzen heimisch zu wissen und so bleiben auch Sie ihm zugethan durch alle Lebensstufen, liebes Fräulein; und nehmen dieses kleine Andenken freundlich von mir an.

Ihre achtungsvoll ergebene

Emilie von Gleichen-Rußwurm geb. v. Schiller.

Alljährlich auch, zum 10. November, schrieb Elvire ein Schiller gewidmetes Gedicht. Das zum 10. Nov. 1865 (den letzten Schillertag, den sie erlebte) verfaßte Lied sei hier angeführt:

Zur Schillerfeier.

Laßt, Ihr Deutschen, laßt uns Kränze winden,
Doch mit Blüten nicht, die welkend schwinden.
Ihm! der vermählt sich der Unsterblichkeit,
Sei auch Unsterbliches von euch geweiht.

Bedenkt — ein Fest ist bald erdacht, erfunden,
Ein Kranz von Blumen gar so leicht gebunden,
Ein Weihgedicht, vergessen mit dem Tag,
Begeist'rung schwindend mit dem Festgelag.

Doch auf den Fluren kommender Geschichte
Da stehen die Blumen, die zum Kranz ich sichte,
Die Eich' und Lorbeer, die von Ihm gesä't;
Ihr Deutsche sammelt, eh' es noch zu spät.

„Seid einig, einig" war des Mahners Bitte,
Geht mit der Zeit voran in mut'gem Schritte,
Und pflanzt das Banner: Echten Freiheitssinn
Vor Thron und Hütte, Stadt und Dörfer hin,

Seid stark wie Er, der oft geprüft im Leben,
Doch unerschüttert blieb in seinem Streben,
Und den des Geistes steter Adlerflug
Nur zu der Sonne stolzer Hoheit trug.

O faßt ihn auf in seinem kühnen Wollen,
Im sanften Mahnen und im ernsten Grollen;
Als ganzen Mann — ein echter Freiheitsheld —
Als hohen Dichter — Eigentum der Welt.

O deutsche Männer, o Ihr deutschen Frauen,
Laßt euch im Glanze solcher Zukunft schauen,
Wenn ihr die Blumen, diese Lorbeern pflückt,
Und auf die hehre Stirne Schillers drückt,

Wenn ihr Ihn stündlich ehrt, ihn stündlich feiert,
Das Götterstandbild: „Schillers Geist" entschleiert,
Wie er im deutschen Volk — o gold'ne Saat!
Zur Frucht des Wollens reift, zur Erndte: „That".

* * *

Waterloo, 14. Juillet 1861.

Il y a dans votre lettre, mademoiselle, toute une âme charmante et c'est avec bonheur que je mets à vos pieds le nom que vous demandez pour votre album."

Victor Hugo.

* * *

Ihre Zeilen vom 8. Jui flößen mir ebensoviel Hochachtung für die Schreiberin, als Freude ein, denn sie zeigen mir eine junge Dame, die mit Ernst sich bemüht, ihren Geist mit den unvergleichlichen Schätzen der Wissenschaft zu bereichern und es macht mir umsomehr Vergnügen, daß auch meine Schriften Ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben; ich wünschte nur, daß ich recht viele solche Leserinnen finden möchte.

Genehmigen Sie den Ausdruck der hohen Achtung, mit welcher ich zeichne

München, 13. Juli 1861. Justus Liebig.

* * *

Der Herr gebe Dir eine stille Zeit, eine warme Luft und ein ruhiges Herz.

Rom, 27. April 1861. Levin Schücking.

* * *

Wenn du dem todten Buchstaben traust
Liebes Mädchen, dann irrest Du
Nur in dem Aug' liegt die wahre Sprache
Und im Herzen der Schlüssel dazu.

Wien, am 6. Juni 1861. Dr. J. F. Castelli.

* * *

Um zweierlei bin ich bemüht,
Oft hat mir beides Gott vergönnt,
Der, dem ich fremd, der acht' mein Lied,
Den Menschen achte, wer mich kennt.

Wien, d. 16. Januar 1862. Josef Weilen.

* * *

„O frage nicht, „Warum? „Wozu?“
O frag' nicht: „Wie soll's enden?“
Der inner'n Stimme folge Du
Und lass' die Zeit sich wenden;
Beginn Dein Werk mit frohem Mut,
Wenn Du mit Dir im Reinen;
Das Ende liegt in Gottes Hut,
Der Anfang in der Deinen.

Wien, 18. 1. 1862. Ebner-Eschenbach.

Alles Große wie alles Schöne ist nur dadurch wahrhaft groß und schön, daß es empfunden wird in fühlendem Herzen.

Dorpat, im Januar 1862. J. H. Mädler.

* * *

Sei Dichterin in der Welt der Poesie,
Doch in des Lebens Praxis sei es nie.
Schön ist's, wenn Dein reicher Geist die Welt entzückt,
Doch schöner noch, wenn Dein Herz ein Herz beglückt.

Wien, den 1. September 1861. Leopold Feldmann.

* * *

Wieder eine Gabe von Schillers Tochter:

Greifenstein ob Bonnland, 24. Nov. 1861.

Hier, mein verehrtes Fräulein, ein Blatt von Theodor Körners Handschrift, nach welchem ich für Sie gestrebt und welches ich vorgestern für Sie errungen, — eine schöne Zierde für Ihr Album — und ich eile es zu übersenden, um Ihnen noch im November diese Freude zu bereiten. Gern hätte ich es Ihnen schon am 10. November gesandt, doch war es an jenem theuren, heiligen Tage noch nicht in meinen Händen.

Mit der Bitte, mir auch in bekannter Weise ein freundliches Andenken zu erhalten, welches uns an jedem Schillertage lebhaft zusammenführt, nenne ich mich hochachtungsvoll

Ihre ergebene
Emilie v. Gleichen-Rußwurm geb. v. Schiller.

Daneben, ein Blatt vergilbten groben Schreibpapiers mit der Notiz: Originalhandschrift Theodor Körner's. Ungedrucktes Gedicht und mit folgenden, öfters durchstrichenen und überschriebenen Strophen:

Begeisterung faßt mich mit heiligem Glühen
Bey Deiner Stimme sanften Harmonien
Und Wonne quillt mir, seliges Entzücken
Aus Deinen Blicken.

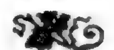
An Deiner Brust wollt' ich die Welt vergessen,
Mich an Glückseligkeit mit Göttern messen —
Ach, aller Sehnsucht Ziel ist liebetrunken
In Dir versunken.

Süß läßt die Liebe den Leander sterben
Den — (unleserlich) jagt sie ins Verderben
Ein schön'res Loos, das herrlichste von allen
Ist vor mir gefallen.

Im vollen Taumel heißer Liebeswonne
Erhebt sich mir des Lebens heit're Sonne,
Der Morgenglanz, das ew'ge Licht der Horen
Ward mir gebohren.

In Deinen Blicken darf ich kühn mich sonnen,
Du bist mein Stern und Urquell aller Wonnen,
Dich Herrliche, dich göttlichste der Frauen,
Dich darf ich schauen.

(Schluß folgt.)



Berichte aus allen Wissenschaften.

Eisenbahnwesen.

Reformen im Eisenbahnbetriebe.

Wir haben 1887 im Augustheft für die Personenzüge unsrer Eisenbahnen die Anwendung einer größeren Fahrgeschwindigkeit in Anregung gebracht und dadurch vielleicht den Anstoß zu dem in den folgenden Jahren von allen Seiten bewirkten Drängen nach Erhöhung der Fahrgeschwindigkeit gegeben. Wenn auch in dieser Beziehung allgemein und namentlich in Süddeutschland noch viel zu bessern ist, kann doch in so weit von einem Fortschritte gesprochen werden, als nicht allein die Möglichkeit, sondern auch die Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit einer Beschleunigung der Personenzüge nunmehr allgemein anerkannt wird und solche durch die sachgemäße Trennung des Lokalverkehrs vom durchgehenden Verkehr auf einigen Strecken in erwünschter Weise zur Durchführung gekommen ist.

Während im Jahre 1888 die Expreßzüge zwischen Berlin (Fr.) und Köln bei einer durchschnittlichen Geschwindigkeit einschließlich der Aufenthalte von 58 km in der Stunde für die ganze Strecke und von 64 km für die Strecke Berlin-Lehrte die schnellst fahrenden Züge in Deutschland waren, haben sie diesen Vorrang jetzt den Zügen zwischen Berlin und Hamburg abtreten müssen. Der Schnellzug Berlin (Fr.)—Hamburg (Kl.) Nr. 8 hält nur in Wittenberge 3 Min., durchfährt die 289,5 km lange Strecke in 3 Stunden 44 Minuten und legt somit einschließlich der Aufenthalte 77,5 km in der Stunde zurück. Gleichwie Schnellzug Nr. 8 halten auch die Schnellzüge Nr. 3 und 6 nur auf der Station Wittenberge, die Schnellzüge 1, 2 und 5 nur auf den Stationen Zoologischer Garten, Charlottenburg, Wittenberge, Ludwigslust und Büchen. Auch die Personenzüge dieser Strecke haben eine wesentliche Beschleunigung erfahren, und man kann dem Geschick, mit welchem der Fahrplan dieser Strecke aufgestellt worden ist, nur volle Anerkennung zollen. Der Beifall, welchen die Verbesserungen auf dieser Strecke allseits gefunden hat, legt Zeugnis dafür ab, daß dort einem lang gefühlten Mangel abgeholfen worden ist.

Auch in der Verbindung Berlin-Köln ist insofern eine Verbesserung eingetreten, als neue Schnellzüge über Magdeburg-Braunschweig-Hildesheim-Soest-Elberfeld eingelegt worden sind, welche Berlin (Potsd. Bhf.) um 1 Uhr mittags,

Köln um 7 Uhr 40 Minuten vormittags verlassen und um 10 Uhr 5 Minuten abends bezw. 5 Uhr 55 Minuten nachmittags an ihren Bestimmungsorten eintreffen. Da die Länge der Strecke 576 km beträgt, so ergiebt sich für den Zug Berlin-Köln eine durchschnittliche Geschwindigkeit einschließlich der Aufenthalte von 60,5 km gegen 57 km bei dem Expreßzuge Berlin—Hannover—Köln. Wenn auch die Streckenlänge beider Linien nahezu dieselbe ist, so hat die Linie über Hildesheim doch zum Teil so ungünstige Neigungsverhältnisse, daß wohl lediglich der Wunsch, auch den Zwischenorten dieser Linie den Vorteil einer besseren Schnellzugverbindung zu geben, sowie die Möglichkeit, hierbei auch einen passenden Anschluß aus Sachsen — Abfahrt von Leipzig 12 Uhr 45 Minuten mittags — zu schaffen, Anlaß gegeben hat, zunächst diese Linie, statt der an sich günstigeren Linie über Hannover, mit einer neuen Schnellzugverbindung zu bedenken. Das Bedürfnis einer wirklichen Expreßverbindung zwischen Berlin und Köln ist so hervortretend, daß eine solche für die Linie Berlin-Hannover-Köln nicht mehr lange auf sich warten lassen kann. Die Fahrzeit dieses neuen Zuges wäre auf $7^1/_2$ Stunden gegen jetzt $10^1/_4$ abzukürzen, was einer durschnittlichen Geschwindigkeit einschließlich der Aufenthalte von 78 km in der Stunde entsprecher würde.

Auf der Strecke Berlin-Frankfurt a. M. ist ein neues Schnellzug-Paar eingelegt worden, welches die bisherige kürzeste Fahrzeit zwischen diesen Orten um 2 Stunden 11 Minuten vermindert. Aus welchem Grunde für diese Züge nicht die kürzere und verkehrsreichere Route über Eisenach, statt der über Nordhausen gewählt worden, ist uns nicht bekannt geworden. Auch die Schnellzüge zwischen Hamburg und Frankfurt a. M., Berlin und Königsberg sowie Berlin und Breslau haben eine Beschleunigung erfahren.

In Süddeutschland ist von einer durchgreifenden Verbesserung der Zugverbindungen noch wenig zu bemerken, was schon daraus zu ersehen ist, daß die durchschnittliche Fahrgeschwindigkeit der Schnellzüge in Süddeutschland im Sommer 1890 nur 46,4 km in der Stunde gegen 52,1 km bei den preußischen Staatsbahnen betragen hat. Auf der Strecke München-Berlin über Hof und Regensburg gebrauchen die Schnellzüge infolge der vielen Aufenthalte auf den sächsischen und bayrischen Linien für die 649,4 km lange Strecke auch nach eingetretener Beschleunigung durchschnittlich 12 Stunden 30 Minuten und legen mithin nur 52 km in der Stunde zurück. Während diese Züge die 131,6 km lange Strecke Berlin—Bitterfeld ohne anzuhalten in 1 Stunde 53 Minuten, mithin 70 km in der Stunde durchfahren, gebrauchen sie auf der 164,6 km langen Strecke zwischen Hof und Leipzig infolge des fünfmaligen Anhaltens 3 Stunden 18 Minuten und legen nur 50 km, mithin 20 km in der Stunde weniger zurück als auf der ersteren Strecke.

Wir hatten in unserem Aufsatze vom August 1887 darauf hingewiesen, daß die erforderliche größere Fahrgeschwindigkeit der Züge die Verwendung eines schwereren und fester gelagerten Oberbaues wünschenswert erscheinen lasse, eine Auffassung, welche inzwischen bei allen Eisenbahn-Technikern zur Geltung gelangt ist. Auf den preußischen Staatsbahnen hat man zunächst dadurch Abhilfe zu

schaffen gesucht, daß man statt 10 Schwellen deren 11 unter der 9 m langen Schiene verwendet. Im übrigen werden vielfache Versuche angestellt, um sich über die zweckentsprechendste Verstärkung des Oberbaues klar zu werden. Dem Vorgehen der belgischen Staatsbahnen, welche die sogenannte Goliatschiene von 52 kg Gewicht das Meter eingeführt haben, scheint man bei uns, wo das laufende Meter Schiene 34,25 kg wiegt, nicht folgen zu wollen. Die bedeutenden Mehrkosten einer so schweren Schiene geben immer wieder zu Versuchen Anlaß, ob man nicht mit anderen weniger kostspieligen Mitteln dasselbe Ziel erreichen kann. Von dem Oberbau mit eisernen Langschwellen ist vorläufig abgesehen, da derselbe sich nicht genügend bewährt hat, die Bestrebungen gehen daher darauf aus, den Querschwellen-Oberbau zu verbessern. Die schwächste Stelle des Oberbaues mit hölzernen oder eisernen Querschwellen ist der Stoß, d. h. die Stelle, wo die einzelnen Schienen aneinander stoßen und durch Laschen mit einander verbunden sind. Ursprünglich verteilte man die Schwellen unter die Schienen so, daß der Stoß auf eine Schwelle zu liegen kam; die Erfahrung hat aber gelehrt, daß dieser feste Stoß nicht widerstandsfähig genug ist, weshalb man den Stoß zwischen zwei etwa 60 cm von Mitte zu Mitte entfernten Schwellen anordnete und mit kräftig gebauten Laschen versah, welche den vollen Raddruck aufnehmen können. Diese Anordnung hatte den Erfolg, daß sich der Stoß elastischer befuhr und die Schienenköpfe weniger angegriffen wurden. Der Stoß blieb aber immer die wunde Stelle des Oberbaues, und es richteten sich daher in der neuesten Zeit die Bestrebungen immer wieder auf eine Verstärkung des Geleises an dieser Stelle.

Herr Haarmann, Direktor der Osnabrücker Stahlwerke, hat einen Oberbau ohne Lang- oder Querschwellen hergestellt, dessen 20 cm hohe Schiene mit 50 cm breitem Fuße aus zwei Teilen zusammengesetzt wird, welche an den Enden um 50 cm gegeneinander vorstehen, so daß der volle Stoß in zwei halbe Stöße umgewandelt wird. Diese Anordnung hat sich gut bewährt, der Oberbau selbst aber den Nachteil, daß er sich hart fährt und das Nervensystem der Reisenden mehr als erwünscht angreift. Die Idee der Teilung des Stoßes, welche übrigens schon früher in den verschiedensten Formen zur Anwendung gekommen war, ist von dem Geheimen Baurat Rüppell und dem Eisenbahn-Direktor Kohn in Köln auf den gewöhnlichen Querschwellen-Oberbau in der Weise übertragen worden, daß die Schiene am Kopf auf 23 cm Länge auf die halbe Stärke abgestoßen wird, sodaß bei dem Zusammenfügen der einzelnen Schienen ebenfalls statt einer vollen zwei halbe, um 23 cm gegeneinander versetzte Stöße entstehen. Dieser Oberbau mit überblattetem Stoße, von dem eine Probestrecke von 1200 m zwischen Rolandseck und Mehlem hergestellt ist, hat sich bis jetzt gut bewährt. Während man bei dem gewöhnlichen Querschwellen-Oberbau das taktmäßige Schlagen der Räder auf den einzelnen Stößen in den Wagen hören und fühlen kann, auch die Fahrzeuge durch das Nachgeben der Stöße vielfach in ein unangenehmes Schaukeln geraten, hört man beim Befahren des neuen Oberbaues keinen Räderschlag, und das Schwanken der Fahrzeuge ist so ermäßigt, daß die Unannehmlichkeit, welche einer jeden langen Eisenbahnfahrt anhaftet, wesentlich

gemildert wird und man in der Lage ist, sich während der Fahrt ohne Anstrengung unterhalten oder lesen zu können. Bei Mehlem hat man auch versuchsweise unter dem Schienenstoß einen gußeisernen Träger angebracht, welcher auf den beiden neben dem Stoße befindlichen Schwellen lagert und den Stoß unterstützt. Diese Vorrichtung, der sogenannte Brückenstoß, fährt sich aber härter als der gewöhnliche Stoß und erfordert höhere Anlagekosten als der Rüppel'sche überblattete Stoß.

Wenn auch die schädlichen Wirkungen des Schienenstoßes durch die Überblattung wesentlich gemildert werden, so ist doch auch eine Verstärkung des Oberbaues durch Anwendung schwererer Schienen nicht mehr zu umgehen, zumal auch die Verwendung schwererer Lokomotiven, als bisher gebräuchlich, allgemein als eine Notwendigkeit anerkannt wird. In unserm Aufsatze im Augustheft 1887 haben wir ebenfalls und zwar wohl zuerst auf die Notwendigkeit der Beschaffung schwererer Lokomotiven aufmerksam gemacht und auf das Vorgehen der englischen Bahnen in dieser Beziehung hingewiesen. Während man die Schnellzugslokomotiven bisher in Deutschland nur mit 3 Achsen herstellte, geht man jetzt zur Verwendung von 4 Achsen über, von welchen die beiden vorderen in einem Drehgestell vereinigt sind, durch welche Anordnung auch die schärfsten Bahnkrümmungen sanft durchfahren werden können. Die beiden hinteren Achsen, die Treibachsen, sind miteinander verkuppelt und mit kräftigen Bremsen versehen, um die jetzt mit größerer Geschwindigkeit fahrenden Züge trotzdem auf eine kürzere Entfernung als bisher zum Stehen bringen zu können.

Die Ausrüstung der Schnellzüge mit durchgehenden Bremsen, welche seit dem Jahre 1887 kräftig betrieben wurde, ist nunmehr zu Ende geführt, und man ist namentlich in Süddeutschland schon dazu übergegangen, auch die Personenzüge damit auszurüsten.

Leider ist es nicht gelungen, eine einheitliche durchgehende Bremse für alle deutschen Bahnen zur Einführung zu bringen, sodaß wir jetzt bei den Hauptbahnen im wesentlichen die drei Bauarten von Westinghouse, Carpenter und Schleifer in Gebrauch haben. Die bei den preußischen Staatsbahnen und somit im größten deutschen Bahnnetz zur Anwendung gekommene Carpenterbremse muß leider als völlig unbrauchbar bezeichnet werden, da sie als Gefahrbremse nicht in Betracht kommen kann und in ihren Hauptteilen falsch und mangelhaft gebaut ist. Obgleich alle Techniker, welche ihr Wissen nicht dem grünen Tische, sondern der Erfahrung im Betriebe danken, die Mängel dieser Bremse klar gestellt haben, wird sie immer von neuem in Bestellung gegeben, da man die einmal angenommene Schablone nicht aufgeben will. Ein derartiger Mißgriff, und namentlich ein derartiges Festhalten am Verfehlten wäre zu den Zeiten der Privatbahnen unmöglich gewesen, weil damals in technischen Fragen das Urteil erfahrener Männer, nicht aber die büreaukratische Unfehlbarkeit den Ausschlag gegeben hat.

Während ein Schnellzug von 18 Wagen bei einer Geschwindigkeit von 70 km in der Stunde bei Anwendung der Carpenterbremse auf ebener Bahn erst auf 560 m Entfernung zum Stehen gebracht werden kann, geschieht dies mit den

Schnellbremsen von Westinghouse und Schleifer schon auf 210 m. Je länger ein Zug ist, umsomehr tritt die ungenügende Wirkung der Carpenterbremse zu Tage. Die Schnellbremsen von Westinghouse und Schleifer stehen sich in bezug auf schnelle und kräftige Wirkung völlig gleich, die Schleiferbremse hat aber der Westinghousebremse gegenüber den Vorzug, daß sie auf Gefällstrecken ein gleichmäßigeres Fahren gestattet, einfacher aufgebaut ist und keine Ventile in der Rohrleitung zwischengeschaltet hat, bei deren Versagen die Bremse überhaupt versagt. Bei dem augenblicklichen Stande der Bremsfrage könnte es nur als ein schwerer Mißgriff bezeichnet werden, wenn die Schleiferbremse — zudem eine deutsche Einrichtung — nicht allgemein bei den Personenzügen zur Einführung käme.

Die Weichenstellwerke, welche eine Abhängigkeit zwischen den für die Züge geltenden Signalen und den von den Zügen zu befahrenden Weichen herstellen, haben eine immer größere Anwendung gefunden, sodaß die Sicherheit auf den deutschen Bahnen nach dieser Richtung hin nur wenig mehr zu wünschen übrig läßt.

Als ein Mangel im Zugverkehr muß es bezeichnet werden, daß die schnellfahrenden Züge aus Personenwagen zusammengesetzt sind, welche vielfach berechtigten Ansprüchen nicht genügen. Selbst auf Hauptlinien wird der Reisende in schnellfahrenden Zügen noch immer in leichten und daher hin und her schwankenden Wagen einen vollen Tag oder eine lange Nacht herumgeschüttelt, ohne daß ihm oft Gelegenheit gegeben wird, die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen. Erfrischungswagen, für weite Reisen unentbehrlich, sind verpönt, weil zufälliger Weise die wenigen bestimmenden Personen das für die Allgemeinheit für überflüssig halten, was ihrem eigenen nüchternen Sinne als sträflicher Luxus erscheint. Tausende von Reisenden werden in Deutschland gezwungen, ihr Mittagbrot in einer häufig sehr dürftigen Bahnhofswirtschaft in unglaublich kurzer Zeit hinunterzuschlingen, oder aber im engen Wagenabteil unter erschwerten Umständen und in steter Gefahr, sich die ganze Bescheerung über den Leib zu gießen, in den Mund zu balanzieren. Dem Vernehmen nach soll auch in dieser Beziehung versuchsweise mit der Überlieferung gebrochen und sollen vierachsige Wagen gebaut werden, welche dem deutschen Reisenden einen schwachen Begriff von den Annehmlichkeiten geben können, welche den Reisenden in Amerika seit langer Zeit geboten werden.

Die auf den deutschen Bahnen eingeführte Erleuchtung der Wagen durch Fettgas läßt im allgemeinen nichts zu wünschen übrig und dürfte erst dann in der elektrischen Beleuchtung eine erfolgreiche Mitbewerberin finden, wenn letztere wesentlich billiger herzustellen sein wird. Zwischen Berlin und Stralsund laufen augenblicklich zwei mit elektrischem Lichte ausgerüstete Wagen, dessen Helligkeit und Stetigkeit nichts zu wünschen übrig läßt; in ökonomischer Beziehung scheint diese Beleuchtung aber die Fettgasbeleuchtung nicht aus dem Felde zu schlagen. Es ist deshalb an einen Ersatz des Fettgases durch die Elektrizität zur Zeit um so weniger zu denken, als die Gasbeleuchtung erst mit großen Kosten eingerichtet worden ist und es zur Einführung des elektrischen Lichtes erneuter Aufwendung erheblicher Mittel bedürfen würde.

Die bisher übliche Heizung der Wagen mit Preßkohle ist nunmehr fallen gelassen und zur Dampfheizung übergegangen worden. So freudig es zu begrüßen ist, daß die Heizung mit den Stinktöpfen — denn eine andere Bezeichnung verdienen die Behälter der alten Briquetheizung nicht — ein überwundener Standpunkt ist, muß doch leider zugegeben werden, daß auch die neue Heizung namentlich bei starkem Froste vielfach zu schweren Klagen Anlaß gegeben hat. Während früher auf der preußischen Ostbahn eine Dampfheizung in Gebrauch war, welche allen Anforderungen genügte, hat die jetzt eingeführte Einrichtung bei der starken, andauernden Kälte dieses Winters namentlich bei langen Zügen so vollständig versagt, daß der Aufenthalt in den letzten Wagen solcher Züge wegen Mangels jeder Wärme völlig unerträglich war, während in den vorderen Wagen eine Überheizung stattfand. Man hat dem Mißstand durch Einstellung besonderer Heizwagen, von welchen ein Teil des Zuges geheizt wird, während die Lokomotive den übrigen Teil des Zuges mit heißem Dampf versieht, abzuhelfen gesucht. Abgesehen von den erheblichen Kosten, welche hierdurch entstehen, wird auch die tote Last des Zuges hierdurch vermehrt.

Am Schlusse unseres Aufsatzes im Augustheft 1887 hatten wir auf die Notwendigkeit hingewiesen, die Bahnsteige für die Reisenden frei und alle Personen von denselben fernzuhalten, welche sich nicht aus dienstlichen Rücksichten oder als notwendige Begleiter der Reisenden auf denselben aufhalten müssen. Diese Maßregel ist für einen geregelten Betrieb unbedingt erforderlich, und wenn sich ein gegenteiliges Verfahren bei uns in Deutschland gewohnheitsmäßig festgesetzt hat, so kann dem nicht energisch genug entgegengetreten werden. Es handelt sich hierbei nicht um eine berechtigte Eigentümlichkeit des deutschen Volkslebens, sondern um eine schlechte Angewohnheit, die vielfach zum Unfug ausartet. Man scheint sich endlich auch an maßgebender Stelle von der Unhaltbarkeit dieser Zustände überzeugt und nunmehr entschlossen zu haben, hierin Wandel eintreten zu lassen.

Auf allen Gebieten des Eisenbahnwesens wird das Bedürfnis durchgreifender Reformen fühlbar; die Verstaatlichung der Privatbahnen hat, wie vorauszusehen war, die Verwaltung der Bahnen der Schablone zugetrieben, und es wird seitens der Reisenden der steten und unerschrockenen Hinweisung auf bestehende Mißstände weit mehr als früher bedürfen, wenn wir mit unseren Einrichtungen andern Völkern gegenüber nicht in Rückstand geraten sollen.

Meteorologie.

Das Wetter und der Wein.

Die Rebe gehört zu den Kulturpflanzen, die im mittleren Europa ihre Vegetationsgrenze haben; sie gedeiht noch im südlichen Deutschland und in Österreich, nicht mehr in Norddeutschland. Hauptgrund für diese Verschiedenheit ist die niedrigere Temperatur im Norden. Aber auch noch im Weingebiet zeigen sich

in den verschiedenen Jahrgängen große Unterschiede in der Güte der Weine, je nach der Witterung des Jahrgangs. In Mitteldeutschland, im Rheingau und in der Pfalz erzielt man regelmäßig einen guten Wein wegen des günstigen Bodens, der Sorte der Rebe, und der Auswahl der Lage des Weinbergs. In Süddeutschland ist die Rebe beinahe überall zum Anbau gekommen, es ist deswegen der Ertrag ein sehr verschiedener nach Lage des Weinbergs und Sorte. Es ist infolgedessen äußerst schwierig, die Güte eines Jahrgangs zu präzisieren, weil sie von gar zu verschiedenen Umständen abhängt. Doch macht sich immerhin jedes Jahr die Art des Wetters geltend beim bessern oder weniger guten Gedeihen des Weins. So giebt es in Schwaben Jahrgänge, in denen durchgängig gute Weine geerntet werden, und es scheint dies wesentlich von der Temperatur des Jahrgangs abzuhängen. Solche Jahrgänge sind in diesem Jahrhundert 1811, 1834, 1846 und 1865[1]); überall wo Wein gebaut wird in Süddeutschland, ergeben diese Jahre gute Weine, in allen Lagen und von allen Traubensorten. Wenn aber kein ausgezeichneter Wein zu hoffen ist, so sind die Weine ungemein verschieden nach Jahrgang und Lage. In Schwaben sagt man von einem Wein, er werde trinkbar, wenn der Sommer 40 Sommertage habe, d. h. Tage, an denen das Thermometer über 25 Grad des hundertteiligen Thermometers (20 Reaumur) oder wenigstens soweit steigt. Doch gilt dies eben nur als Regel, nicht als Gesetz. Der Jahrgang 49 hatte 36 und der von 1883 hatte 39 Sommertage, beide gaben trinkbare Weine, umgekehrt hatte der schlechte Jahrgang 1837 mehr als als 40, nämlich 44 Sommertage. Ein anderes Maß für die Güte des Weines wurde in der württembergischen Weinverbesserungsgesellschaft im Jahre 1885 empfohlen: man notiert die Maximaltemperaturen der einzelnen Tage des Sommers (Mai bis September) und nimmt die Summe aller Zahlen. Die Summe soll das Maß sein. Für Celsiusgrade erhält man für 1834 die Summe 3828, für 1846 bloß 3619, für 1865 aber 3934. Das Mittel für 60 Jahre (1830—1890) beträgt 3454. Auch damit hat man höchstens eine Regel. Es liegt nahe, noch eine dritte Art der Rechnung zu wählen, nämlich die Summe der Mitteltemperaturen der einzelnen Tage des Sommers zu bilden, wodurch dann die gesamte Wärmemenge ausgedrückt ist, welche dem Weinstock im Laufe des Sommers zugekommen ist. Diese Summe ist in 60 jährigem Durchschnitt für Grade Celsius 2585, etwa drei Viertel der obigen Summe der Maxima (3454). Damit hätten wir drei Maße: Sommertage, mittlere Temperatur und Summe der Maxima. Keines für sich allein giebt einen sichern Maßstab.

Nehmen wir beispielsweise das Jahr 1862. Bei ihm ist die Summe der mittleren Temperaturen 2826, also 240 mehr als das Mittel, die Summe der Maxima 3613, also beinahe 250 mehr als das Mittel, dagegen die Zahl der Sommertage nur 43, also 6 unter dem Mittel. Was ist nun mit dem Wein? In Schwaben weiß man nichts von einem besonders guten 62 er. Nach den Beobachtungen des physikalischen Vereins in Frankfurt a. M. waren die Temperatur-

[1]) Sie haben etwa 19° mittlere Temperatur, während das Mittel der Sommertemperatur 17° ist.

verhältnisse des Sommers 1862 nicht wesentlich verschieden von den schwäbischen. Daß im Rheingau der Wein besonders geriet, scheint daraus hervorzugehen, daß die Geisenheimer drei Flaschen dieses Jahrgangs dem Fürsten Bismarck zu seinem 70. Geburtstag verehrt haben, und ein Weingutsbesitzer im Rheingau nennt in der Weinbauzeitung bei einer Vergleichung verschiedener Jahrgänge den 62er geradezu den größten Wein seit Menschengedenken, während der kurz vorher geerntete 59er in allen drei Richtungen voran war (2855, 3713, 73). Es folgt daraus, daß die Wärme allein keinen sichern Maßstab für die Ordnung der Weine nach Güte abgiebt.

Wenn man die Wärmemenge graphisch darstellt und dazu noch die Niederschlagsmenge und die Blütezeit, so kann man aus einer Reihe von Jahrgängen ersehen, was die charakteristische Eigenschaft eines guten Weinjahres ist. Allein zuvor sollten wir wissen, was ist ein guter Wein? Wenn wir im Herbst den Wein wägen oder chemisch analysieren, so ergeben sich Anhaltspunkte für Zuckergehalt und Säure. Aber der Geschmack ist doch der alleinige Richter, und für ihn fehlt uns eine anerkannte Nomenklatur oder ein lang genug anhaltendes Gedächtnis. Es ist schwierig, eine Antwort zu geben auf die Frage, wie hat ein Wein vor Jahren geschmeckt? und deswegen auch auf die Frage, welchem früher geernteter Wein gleicht ein jetzt geernteter? um so mehr, als von Jahr zu Jahr der Geschmack sich ändert, weil immer noch chemische Änderungen vor sich gehen.

Es bleibt so nichts übrig, als Urteile erprobter Weinkenner zu sammeln, die freilich nicht sehr häufig zu finden sind. In der Beschreibung des Oberamts Heilbronn in Württemberg von Titot ist eine Zusammenstellung der Güte des Weines im Laufe dieses Jahrhunderts zu finden, in der Weinzeitung eine Klassifizierung der Weine des Rheingaus seit 1830, außerdem geben Weinproduzenten Anhaltspunkte. Ich habe auf diese Weise folgende Rangordnung einer Anzahl Weine seit 1830 festgestellt:

1865	1857	1875	1884	1837
46	42	35	74	82
68	58	48	70	51
34			49	
59			47	
			79	

Fünf Klassen von den besten zu den schlechtesten. Streng genommen wird man eine solche Stufenfolge nur bei gleicher Traubensorte und gleicher Lage aufstellen können. Die obige Tabelle kann daher nur genähert gelten, sie ist um so weniger richtig, je mehr man sich von den besten Jahrgängen entfernt.

Wenn es nun gelingt, den verschiedenen Witterungsvorgängen eines Jahres bestimmte Zahlen beizuschreiben und aus denselben eine Gesamtzahl zu bilden, so zu sagen ein Zeugnis des Weins; wenn endlich diese Zeugnisse die gleiche Reihe der Jahrgänge geben wie die oben aufgestellte, so kann man jedem Wein sein Zeugnis geben und ihn mit andern Jahrgängen vergleichen.

Nach einer Reihe von Versuchen stellte ich die Einzelzeugnisse folgendermaßen fest:

1. 3, 2 oder 1, je nachdem die Blüte im Mai, Anfangs und Ende Juni stattfindet;
2. noch einmal 3, 2 oder 1., wenn die Zeit während der Blüte trocken ist, einigen oder viel Regen bringt.
3. noch einmal 2 oder 0, je nachdem der September trocken oder naß ist.
4. Die Summe der Mitteltemperaturen des August, ebenso die des Septembers und des ganzen Sommers (Mai—September).

   Diese Summen sind verhältnismäßig große Zahlen; ich nehme daher nur den Überschuß [1]) über das 60jährige Mittel, und da dieser oft immer noch mehrere Hundert beträgt, den 20. Teil, da es sich nur um Verhältniszahlen handelt.
5. Die Summe der Wärmemaxima jedes Tags im Sommer, davon den Überschuß über das Mittel und von diesem den 30. Teil.
6. Endlich den zehnten Teil der Sommertage.

Als Beispiel diene das Jahre 1884:

Blütezeit: Anfangs Juni, viel Regen; September naß.

Zeugnis:	2	1	0	zusammen 3.
Mitteltemperaturen	August,	September,	Sommer	
	752	455	2726	
60 jähriges Mittel	491	449	2585	
Überschuß	261	6	141	
Zeugnis	13	0	7	. . . . zusammen 20

Wärmemaxima im Sommer 3422, 60jähr. Mittel 3454. Zeugnis — 1

Sommertage 53 „ der zehnte Teil 5,3 Zeugnis 5

Gesamtzeugnis 27

Wenn man auf diese Weise für die oben gegebene Reihe von Jahren die Gesamtzeugnisse rechnet, so ergiebt sich die Tabelle: (Bestimmungszahl = Gesamtzeugnis):

Jahre	Best.-zahl	Jahre	Best.-zahl	Jahre	Best.-zahl	Jahre	Best.-zahl.	Jahre	Best.-zahl
1865	53	1857	35	1875	25	1884	27	1837	— 7
1846	42	1842	38	1835	15	1874	11	1882	— 3
1868	50	1858	10	1848	9	1870	11	1851	—24
1834	53	1862	31	—	—	1849	— 1	—	—
1859	41	—	—	—	—	1847	5,5	—	—
—	—	—	—	—	—	1879	— 5	—	—
—	—	—	—	—	—	1889	3	—	—

[1]) Der Überschuß ist negativ, wenn das Mittel der 60 Jahre größer ist als die dem betrachteten Jahr zukommende Zahl.

Man sieht aus dieser Tabelle, daß die Gesamtzeugnisse oder Bestimmungszahlen zu derselben Reihe der Jahrgänge des Weines führen, die oben gegeben ist, wenn auch einzelne Ausnahmen vorkommen. Das Jahr 1834 wird höher gestellt gleich 1865, das Jahr 1868 über 1846.

Auffallend niedrig ist das Gesamtzeugnis von 1858.

Wendet man die Rechnung auf die neuesten Jahrgänge an, so findet man (3) für 1889 und (—4) für 1890. Danach wäre jener mit 1880 und 1877, dieser mit 1885 und 1860 zu vergleichen.

Die untenfolgende Tabelle giebt die Zeugnisse für alle Jahre von 1834 bis 1889. Auffallend ist die durchschnittliche Güte der 60 er Weine, der geringe Wert der Achtziger, entsprechend der großen mittlern Zahl der Sommertage der ersten Periode (60) und der geringen der zweiten Periode (41). Ebenso überschreitet die mittlere Temperatur der sechziger Sommer das Mittel um beinahe 100 Grad, während die der achziger Jahre um nahe 50 zurückbleibt. (Jenes ist 2689, dieses 2541, gegenüber dem 60jährigen Mittel 2585).

Weinzeugnisse für die Jahre 1834 bis 1889.

Jahr	Zeugn.	Jahr	Zeugn.	Jahr	Zeugn.	Jahr	Zeugn.	Jahr	Zeugn.	Jahr	Zeugn.
1834	53	1840	1	1850	—29	1860	— 4	1870	11	1880	0
35	15	41	12	51	—24	61	26	71	12	81	—10
36	6	42	38	52	0	62	31	72	12	82	— 3
37	— 7	43	—11	53	2	63	22	73	12	83	1
38	7	44	—15	54	2	64	11	74	11	84	27
39	4	45	—14	55	0	65	53	75	25	85	— 4
		46	42	56	— 5	66	3	76	—0,1	86	10
		47	6	57	35	67	17	77	0	87	—0,1
		48	9	58	10	68	50	78	14	88	— 9
		49	— 1	59	47	69	21	79	— 2	89	3

Stuttgart. P. Zech.

Litterarische Berichte.

Erinnerungen an Italien in Briefen an die künftige Geliebte von Karl von Hase. Zweiter Abdruck. Leipzig 1891. Druck und Verlag von Breitkopf u. Härtel.

Der Reisebeschreibungen, Briefe 2c. über Italien giebt es so viele und inhaltlich meistens so übereinstimmende, daß wir an die Lektüre einer neuen Erscheinung auf diesem Gebiete wohl selten mit der Erwartung herangehen, viel Neues und Anregendes zu finden. Nirgends aber dürfte sich diese Erwartung wohl glänzender erfüllen als in dem vorliegenden vortrefflichen Werke Hase's, des berühmten Kirchenhistorikers von Jena, der in diesen Reiseerinnerungen ebenso wie in seinen geradezu klassischen theologischen Schriften das Interessante und Belehrende des Inhalts mit der fesselndsten Art der Darstellung zu verknüpfen weiß. Hier finden wir nichts von den sentimentalen Entzückungsphrasen über die Schönheit Italiens

die so selten ein wahres Bild von dem Lande der deutschen Sehnsucht geben; hier sehen und fühlen wir alles selbst mit, und die in ungekünstelter, aber in kunstvoller Darstellung vor uns sich entrollenden Bilder bieten immer mehr des Neuen und Schönen. Noch mehr aber als die Reisebeschreibungen an sich fesseln uns die zahlreich eingeflochtenen, überaus geistvollen Betrachtungen, die von der Tiefe der Auffassung und von dem seelenvollen Anschauen des Verfassers zeugen, Betrachtungen, die allerdings, wie viele in Hase's andern Schriften, für den nur mittelmäßig Unterrichteten zuweilen eines Kommentars bedürfen mögen. Dazu kommt noch die unbedingte Objektivität der Beurteilung, zumal da, wo es sich um die Besprechung kirchlicher Zustände und Personen handelt; derselbe Mann, der die berühmte „Polemik" gegen die katholische Kirche geschrieben, hat in den mannigfachen Zerrbildern italienischen Kirchenlebens nicht, wie andere, bloß schreienden Götzendienst, sondern auch die Spuren wahrhaften Christentums gesucht und gefunden. Vorzüglich sind ferner in kleinen Episoden und humoristischen Exkursen die Schilderungen des Volkscharakters z. B. des der Sizilianer, gehalten, ebenso wie die an geeigneten Orten angeknüpften politischen Betrachtungen. Es würde zu weit führen, auf die Vorzüge einzelner Teile dieses Buches noch näher einzuzugehen, sie alle sind in ihrer Art und Abwechselung gleich schön und belehrend, und es ist nicht zuviel gesagt, wenn wir dieses Werk, das freilich schon vor langen Jahren entstanden und jetzt erst veröffentlicht worden ist, zu den besten Erscheinungen der neueren Litteratur rechnen. Möge es viele aufmerksame Leser und die weiteste Verbreitung finden! C. S.

Arthur Schopenhauer's Werke mit Einleitungen, erläuternden Anmerkungen und einer biographisch-historischen Charakteristik Schopenhauer's herausgegeben von Moritz Brasch, 2 Bände, 2. Auflage. Leipzig 1891. Verlag von Gustav Fock.

Zu den besten Kennern und Erklärern Schopenhauer's gehört der Herausgeber obigen Werkes. Mit seltenem Fleiß und Geschick hat derselbe die biographische Charakteristik Schopenhauer's, die Erklärungen und die Auswahl der Schriften ausgeführt. Für jeden gebildeten Laien werden Schopenhauer's Werke durch diese Ausgabe von Moritz Brasch ohne besondere Schwierigkeiten zu lesen sein. Der große, fast alle Gebiete umfassende Geist Schopenhauer's wird dadurch klarer auch von den weiteren Kreisen des Publikums verstanden werden. Der Einfluß der Schopenhauer'schen Philosophie ist in der Gegenwart auf vielen Gebieten fühlbar, es hat sich in der Gelehrten- wie in der Künstler-, und selbst in der politischen Welt seine philosophische Anschauung weit verbreitet. Ohne Schopenhauer gäbe es vielleicht in der Wissenschaft kein Ignorabo Ignorabimus, in der Musik keinen philosophierenden Wagner-Kultus, in der Litteratur keine Ibsenianer, in der Politik keine sozialistisch-pessimistische Weltanschauung. Es ist deshalb von großer Wichtigkeit, den großen Philosophen kennen zu lernen, auch wenn man nicht zu seinen unbedingten Anhängern und Verehrern gehört. Auf den Inhalt der Schopenhauer'schen Werke können wir hier nicht eingehen und erlauben uns deshalb auf die vorliegende vortreffliche Ausgabe hinzuweisen. R.

Encyklopädisches Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch nach der Methode Toussaint-Langenscheidt bearbeitet von Prof. Dr. Eduard Muret. Erster Teil, erste Lieferung, Berlin 1891. Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Das lange erwartete Englische Wörterbuch Toussaint-Langenscheidt'scher Methode beginnt nun endlich zu erscheinen. Der Englisch-Deutsche Teil ist dem Professor Muret, der Deutsch-Englische Teil dem Professor Daniel Sanders übertragen, das Ganze soll mit 33 Lieferungen in sechs Jahren fertig sein. Die erste Lieferung macht den Eindruck, daß die Verlagshandlung das halten wird, was man von diesem Werke erwarten kann. Eine gewisse Buntheit der äußeren Erscheinung, die ja auch bei dem französischen Wörterbuch derselben Verlagsfirma (Sachs-Villatte) vorliegt und die sich nur bei den großen Lexicis der klassischen Sprachen vermieden findet, scheint dem Bestreben nach Raumersparnis untrennbar anzuhaften: die Anwendung der Wortzeichen ist entschieden ein Vorzug. Die Zahl der Artikel ist überraschend groß, es finden sich fast eben so viele Erklärungen wie Uebersetzungen, sodaß nicht nur Fragen der englischen Sprache, sondern auch des englischen Lebens und der englischen Geschichte, soweit sie sich an einzelne Worte anschließen, behandelt werden. Ein abschließendes Urteil kann erst nach dem Erscheinen des Bandes gegeben werden. Fr.

Ein Katechismus der Moral und Politik für das deutsche Volk. Leipzig 1891. Verlag von C. L. Hirschfeld.

Wie das so schnell berühmt gewordene Rembrandt-Buch, an welches das vorliegende Werk weniger durch markige Sprache als durch ähnliche Tendenz wiederholt erinnert, will dieses „mit eintreten in den Kampf für eine idealere Lebensanschauung" und dadurch ein Katechismus der Moral und Politik für das deutsche Volk werden. Die Schwächen desselben, um dies vorwegzunehmen, bestehen in einer nicht selten auffallenden Breite und Wiederholung, in der Häufung der allmählich störend wirkenden Zitate, so passend diese auch an und für sich jedesmal sein mögen, und in der nach den letzten Entwickelungen unseres Staats- und Volkslebens doch unannehmbaren Aufstellung gewisser Forderungen. Wer wird

u. a. dem Verfasser beistimmen, wenn er die allgemeine Wehrpflicht und die Aufsicht des Staates über die Schule verwirft; wenn er das Cölibat für alle Geistlichen, die Wiedereinführung religiöser Orden, die Achtung vor dem Grundsatz: der Zweck heiligt die Mittel (die Begründung dieses Punktes ist nicht gelungen), die direkte Unterdrückung insolventer Landwirte statt staatlicher Unterstützung derselben u. a. empfiehlt? Ja sogar einzelne Widersprüche werden dem Leser auffallen, so z. B. wenn der Utilitarismus unserer Zeit mit Recht getadelt und dann doch geraten wird, nichts zu lehren, was sich nicht sogleich anwenden lasse, oder wenn die Gesetze statt des allein richtigen Mittels der Liebe zur Erziehung verworfen und dann doch die Prügelstrafe empfohlen wird. Aber trotz alledem ist das Buch dennoch, was die Vielseitigkeit des Inhalts, den Ernst echt deutscher Gesinnung, die Aufrichtigkeit der ausgesprochenen Bedenken und Ratschläge (wenn nur nicht anonym!), die auf reichem Wissen und gründlicher Erfahrung beruhende Motivierung der einzelnen Erörterungen betrifft, ein unbedingt wertvolles, belehrendes und national wichtiges Werk, obgleich es oder vielleicht gerade weil es vonseiten der Leser verschiedener Standpunkte die verschiedenste Beurteilung erfahren dürfte. Die Betrachtungen über Religion, Moral, Politik, Sozialismus, Judentum u. a. sind zum mindesten doch interessant, sicher aber belehrend und hoffentlich auch nicht ohne Eindruck. Auch finden wir eine Reihe ganz neuer Vorschläge und selbstständiger Gedanken, die, wenn auch verschiedener Wertschätzung ausgesetzt, doch beachtenswert sind, weil sie einer sorgfältigen Beobachtung entstammen; hierzu rechnen wir die Ausführungen über das Studentenleben, über die zu lange Haft bei der Voruntersuchung, über kirchliche Besserungsanstalten für rückfällige Verbrecher, sowie über die sozialistischen Ideen, deren Irrtum und Gefahr der Verfasser nachzuweisen sucht. Alles dies im einzelnen zu erörtern, würde hier zu weit führen; eine sorgfältige, ernste und unparteiische Lektüre wird, mag der Leser für oder wider stimmen, den hohen Wert dieses eigenartigen und höchst empfehlenswerten Buches ohne Zweifel anerkennen. C. S.

Kinder der Zeit. Drei Erzählungen von Eugen Salinger. Goldschmidt's Bibliothek für Haus und Reise. Berlin 1891. Verlag von Albert Goldschmidt.

Eugen Salinger, dessen treffliches Erzählertalent sich bereits in einer Reihe größerer Romane und kleinerer Novellen bekundet hat, erfreut uns in dem vorliegenden Bändchen mit drei kleineren Geschichten, welche durch Anmut der Erfindung und gefällige Form der Durchführung in gleicher Weise anziehen. Die erste Erzählung „Die Platonischen“ behandelt den alten Erfahrungssatz, daß ein Freundschaftsbund zwischen Mann und Frau unhaltbar sei und früher oder später sich stets in Liebe wandle. **Naturam expellas furca: tamen usque recurret**; die Wahrheit dieses Horazischen Satzes bekundet sich auch bei dem Helden unsrer Erzählung. Allerdings unterliegt die Dame nicht so leicht als ihr „Freund“; sie bleibt ihren „platonischen“ Grundsätzen lange treu und quält hierdurch ihren Verehrer nicht minder als sich selbst in höchst unnützer Weise, aber — endlich unterliegt auch sie. Die Charaktere sind vortrefflich gezeichnet, die Sprache ist, wie wir es bei Salinger gewohnt sind, vornehm und geistvoll. — Die zweite Erzählung ist betitelt: „Kombinierte Rundreisebillete, eine Rundreise-Geschichte.“ Eine Lehrerin, die ihre Ersparnisse zu einer Ferienreise benützt, ist die Heldin dieser Geschichte. Das Schicksal in Gestalt eines Rundreisebillets fügt es, daß sich der tapferen Reisenden ein Reisegefährte zugesellt, den sie nach noch mancherlei Abenteuern und Fährnissen zu ihrem Lebensgefährten avanzieren läßt. — Den Schluß des Bandes bildet eine launige Skizze „Das Preis-Feuilleton, ein Scherz mit moralischer Nutzanwendung.“ Wie eine junge, hübsche Frau von ihrer Lust, unter die Schriftstellerinnen zu gehen, gründlich geheilt wird, ist hier mit köstlichem Humor geschildert. — Das kleine Buch wird allen Freunden heiterer Muse gewiß willkommen sein. S.

Les Immoraux. Par Frédéric Loliée. Etudes physiologiques. Paris 1891. Ed. Savine

Wozu nicht der Name „Physiologie“ mißbraucht wird! In diesem Büchlein handelt es sich um litterarisch-psychologische oder -pathologische Studien, aber keineswegs um die normalen Funktionen des tierischen Körpers, über die uns die Physiologie belehrt. Indessen — das Wort „physiologisch“ ist modern und bildet ein treffliches Aushängeschild; desgleichen das Wort in Loliées Vorrede: „documentaire“. „C'est scabreux parfois, mais c'est documentaire.“ — Der Verf. meint, daß in der Gegenwart zusamt der oft geschilderten modernen Nervosität eine wilde und doch raffinierte Sinnenlust herrscht. Sie soll in der neuesten Romanlitteratur prägnanten Ausdruck gefunden haben. Deshalb schildert der Verf. im Hinblick und unter quellenmäßiger Verweisung auf Romanfiguren die Formen der „vulvolatrie contemporaine“. Das ganze Großstadtleben gleicht einem ununterbrochenen sinnlichen Anreiz: auf den Straßen, in den Fabriken, in den Läden, den Theatern, den Gesellschaften — überall beständiges Liebeswerben. Aber wie verschieden sind Ansprüche und Arten der Liebe! Mit wirklicher Meisterschaft analysiert Loliée eine Reihe von weiblichen Charakteren; weniger gelungen, weil auf geringer Sachkenntnis beruhend, sind die Bilder des abnormen Geschlechtsverkehrs. Das letzte Kapitel „L'image“ zergliedert den Anteil des Geruchs, des Kusses

und der Sehnsucht an der sexuellen Vereinigung; Anmerkungen beschließen das Buch. Unklar wie der Gesamttitel sind manche längere Abschnitte des Bandes, die gründlich gekürzt werden sollten. Dann würde die Lektüre sich lohnen. M. D.

Böhmens Anteil an der deutschen Litteratur des XVI. Jahrhunderts. Von R. Wolkan. II. Teil. Ausgewählte Texte. Prag 1891. Verlag von A. Haase.

Dem ersten Teil des verdienstlichen Werkes ist der zweite bald gefolgt, der eine Auswahl aus der interessanten deutschen Litteratur des Böhmerlandes in dem Reformationszeitalter bringt. Wir machen namentlich aufmerksam auf den vollständigen Wiederabdruck des ältesten katholischen deutschen Gesangbuchs in Böhmen von Christ. Hecyrus (Schweher) Christliche Gebet und Gesäng auff die heilige zeit vnd Fayertage (Prag 1581); ferner auf die Neudrucke von G. Fleißner Ritter Orden des Podagrischen Fluß (1594); von Clemens Stephanis Verdeutschung der Terenzischen Andria (1554) und von desselben kurzer und fast lustiger Satyra oder Bawrenspil (1568); sodann von Math. Meißners Historia Tragoedia Ein new Biblisches Spil von dem erschrecklichen Untergang Sodom vnd Gomorra (1580). Interessieren wird auch die dramatische Bearbeitung eines Stoffes aus böhmischer Landesgeschichte: Ein wunderseltzame Tragedia Von Zweyen Böhmischen Landherren (1594). Der Herausgeber hat sich durch seine Veröffentlichung ein Verdienst um die Litteratur des 16. Jahrhunderts erworben; der Verlagshandlung ist ist nicht minder für die würdige Ausstattung des Buches zu danken. Q.

Die ethische Bewegung in der Religion. Von Stanton Coit, Ph. D. (Berlin), Sprecher der South-Place Ethischen Gesellschaft in London. Vom Verfasser durchgesehene Uebersetzung von Georg von Gizycki. Leipzig 1890. Verlag von R. Reisland.

Der unleugbar richtige Gedanke, daß das Christentum eine Religion der werkthätigen Liebe ist, deren Wert nicht in dem Gefühl, sondern in der helfenden That beruht und zwar allen Menschen, auch dem Feinde gegenüber, daß hinter diesem Wirken für den Nächsten das Bekenntnis bestimmter Glaubenssätze, die sich im Laufe der Jahrhunderte gebildet haben, zurücktreten muß, dieser Gedanke ist in neuerer Zeit, zum Teil auch infolge der sozialen Bewegungen in allen Ländern, immer mehr hervorgetreten und hat auch die Bildung von Vereinen und Gesellschaften veranlaßt, deren Zweck ist, jene christlichen Forderungen praktisch durchzuführen. Diesen Zweck verfolgt auch der in England und Amerika begründete Verein für „ethische Kultur", dessen Wesen und Ziele in dem vorliegenden Buche uns dargestellt werden. Der Name, sagt der Verfasser, sei deshalb gewählt, weil er nicht wie die andern Bezeichnungen moderner Vereinigungen einen Kampf gegen irgend etwas Bestehendes anzeige. Wenn nun dies verwerflich wäre, so hätte man auch den Namen „Reformation" vermeiden müssen; außerdem aber streitet diese neue Bewegung in der That gegen manches bisher Giltige, hauptsächlich nämlich gegen den Glauben an Gott und Unsterblichkeit, ja gegen das Christentum selbst, und hierin zeigt sich das Unberechtigte ihres ganzen Seins und Wirkens. Denn die Grundbegriffe dieser ethischen Kultur, Pflicht und Gutes, sind, von der Religion losgelöst, völlig vage: was aber hier unter denselben verstanden und was mit ihrer Aufstellung gefordert wird, stammt nur aus dem Christentum. Das ist es eben, was so viele Atheisten und Moralisten vergessen, daß ihre hohen ethischen Forderungen religiöse und christliche sind, ihre Opposition gegen Theismus und Christentum daher unlogisch ist. Aus dieser Unklarheit der Vorstellung des Verfassers, welcher selbst sagt, daß er weder Christ noch überhaupt religiös sei, folgt auch die Unklarheit dessen, was er über das Gebet sagt, und ebensowenig vermögen wir dem Inhalt der beiden Schlußkapitel beizustimmen, welche die Berechtigung der ethischen Kultur als einer Religion für das Volk beweisen sollen. Wie oberflächlich ist es, zu sagen, Gott gebe nie ein Zeichen seiner Gegenwart, und der Uebelthäter sehe nie Gottes Schatten auf seinen bösen Wegen, der Wegfall der Religion bei dem Volke sei also nicht bedauerlich; wie unwahr ist die Behauptung, die theologische Moral entlaste uns der Verantwortlichkeit, während der Verfasser selbst vorher am Christentum gerühmt hat, daß Jesus die Seligkeit von dem christlichen Thun auf Erden abhängig gemacht habe! Ein ebensolcher Widerspruch liegt ferner in seiner Gottesleugnung und den Worten S. 205: „wenn einer jemals einen Augenblick nachgedacht hat, so muß er entdeckt haben, wie abhängig er von einer Macht außerhalb seines eigenen Willens ist." Ueberhaupt enthalten diese beiden letzten Kapitel manche teils unbewiesene, teils phantastische Ideen. — Wenn wir bisher so vieles getadelt haben, so werden wir um so bereitwilliger vor allem den hohen, sittlichen Ernst, den Eifer des Verfassers für Besserung der bestehenden Verhältnisse und die schönen Lehren und Gedanken rühmen und anerkennen, welche wir in den Kapiteln: über die Gefahren des Radikalismus, die sozialen Aufgaben junger Männer und die häusliche Kindererziehung lesen. Das sind Worte, die allseitige Billigung finden werden und für manchen belehrend und anregend wirken können. Wie aber anerkanntermaßen die Kunst, je weiter sie sich von ihrer Quelle, der Religion, entfernt, immer inhalts- und wirkungsloser wird, so wird auch diese Bewegung der ethischen Kultur, eben weil sie sich von der Religion ganz los-

zulösen bestrebt, kaum lange Dauer und nachhaltige Erfolge haben, so schön und edel auch ihre Ziele sein mögen. C. S.

Die Gebietsentwickelung der Einzelstaaten Deutschlands. Von R. Pape. Minden i. W. 1890. Verlag von J. C. C. Bruns.

Ein sehr wohlgemeintes Buch des indes verstorbenen Verfassers! Es stellt sich die Aufgabe, und hat sie vortrefflich gelöst, nachzuweisen, daß der deutsche Partikularismus sich ganz ungerechtfertigterweise auf die uralte Stammesverschiedenheit der Deutschen zu stützen sucht. Denn keiner der heutigen deutschen Staaten gehört einem Stamme an, vielmehr sind alle mehr oder weniger bunt aus Bestandteilen oft ganz von einander verschiedener Stämme zusammengeschweißt worden, wie es eben Kriegsglück, Erbschaften und sonstige zufällige Geschicke der Fürstenhäuser mit sich brachten. Und mit Recht weist der Verfasser darauf hin (S. 11), „daß die Aufrechterhaltung und Wahrung der Stammeseigentümlichkeiten, soweit sie berechtigt, d. h. geschichtlich begründet sind, sich sehr wohl mit einer straffen Staatseinheit verträgt,“ wie das die Geschichte des preußischen Staates aufs schlagendste beweist. Hat doch gerade unser alter Kaiser Wilhelm in den Patenten, durch welche die 1866 neuerworbenen Provinzen einverleibt wurden, zugesichert: er wolle „die Gesetze und Einrichtungen erhalten, soweit sie der Ausdruck berechtigter Eigentümlichkeiten sind und in Kraft bleiben können, ohne den durch die Einheit des Staates und seiner Interessen bedingten Anforderungen Eintrag zu thun.“ — Der Verfasser giebt eine kurzgefaßte historische Uebersicht des Entstehens der deutschen Staaten zu ihrem heutigen Bestande; auch Oesterreich wird an 1. Stelle behandelt, zum Beweise der Richtigkeit des Treitschke'schen Ausspruches, dasselbe sei mehr aus Deutschland „hinausgewachsen“ als mit Gewalt hinausgedrängt worden. Es ist dem Buche zu wünschen, daß es in recht weite Kreise hineindringe und ohne Vorurteil gelesen werde. „Verbissene Partikularisten“ werden freilich keine Freude daran haben. Wem aber „das Reich“ vor allem am Herzen liegt, der wird mit Genugthuung sich vergewissern, daß Zwietracht und Eifersucht der Deutschen unter- und aufeinander in jener alten Geschichtsfälschung vom Zusammenfallen von Staat und Stamm keinerlei Halt haben. Gr.

Lenz und Goethe. Mit ungedruckten Briefen von Lenz, Herder, Lavater, Röderer, Luise König. Von Dr. Joh. Froitzheim. Mit dem Porträt der Frau v. Oberkirch. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien 1891. Deutsche Verlags-Anstalt.

Herr Froitzheim beschäftigt sich seit einigen Jahren mit der Sturm- und Drangperiode der deutschen Litteratur und durchwühlt zu diesem Zwecke die Registraturen von Straßburg. Ab und zu findet er einen Tauf-, Trau- oder Sterbeschein von Personen, die in Beziehung zu Schriftstellern jener Zeit standen, oder es werden ihm von Gönnern, namentlich einem moskowitischen Freunde, Briefabschriften zugesteckt, die andern Leuten längst bekannt waren, die sie aber nicht drucken ließen. Flugs macht nun Herr Froitzheim ein Büchlein zurecht, für welches sich auch Verleger finden, weil Goethe u. s. w. auf dem Titel stehen, und schreibt einen Text zu den Funden, der von wirklichen Kennern längst in seinem Unwerte gewürdigt ist. Ueber das vorliegende Büchlein hat sich die Kritik denn auch in seltener Einstimmigkeit bereits verwerfend ausgesprochen, und Ref. tritt diesem Urteil durchaus bei. Herr Fr. hat gehört, daß sogenannte Rettungen modern sind. So wird denn auch hier Lenz, wie früher L. Wagner auf Kosten von Goethe möglichst herausgeputzt, und Goethe zur moralischen Vogelscheuche gemacht. Wer solcher Verkehrtheit nicht zustimmt, ist borniert, unfähig u. s. w. nach dem Urteil des Straßburger Reallehrers, der sich für den gründlichen Kenner Goethes und seiner Genossen hält. Statt ein bescheidener Kärrner zu bleiben, will der Herr ein großer Baumeister sein. Möge man ihm endlich auch in Straßburg sagen, daß er bei seiner Schutt-Schaufel bleibe! Q.

Die **Briefe von und an Ludwig von Knebel** herausgegeben von **Karl Ludwig Gaedertz** werden vom Junihefte an fortgesetzt werden.

Die als Beilage zu Brief XV. (Dezemberheft 1890 Seite 359) gebotenen Sprüche, unter den Poesieen der Frau von Stein befindlich und eigenhändig von ihr geschrieben, hat Goethe's Freundin Logau's Sinngedichten entnommen und — nach den Abweichungen zu schließen — aus dem Gedächtnis aufgezeichnet.

Die Redaktion der Deutschen Revue.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

XXV.

Feldpostbriefe aus dem Kriege 1870/71.[1])

Mainz, 3. August 1870.

„... Auch brieflich will ich Dir noch sagen, daß ich wohl bin, körperlich wie im Gemüthe. Günstige Witterung, gedeihliche Entwickelung aller unserer großen Anordnungen, vortrefflichste Gesinnung allüberall, und nicht blos in den Reihen des großen deutschen Heeres.

Dank der Schwäche oder Saumseligkeit unserer Gegner sind wir nun im Stande, mit vereinten Kräften unser blutiges Geschäft mit Aussicht auf glücklichen Erfolg zu beginnen, und es sollte mich wundern, wenn die großmäuligen Herren da drüben sich in derselben Lage befänden. Nous verrons. — Alle Nachrichten, die bisher über Zusammenstöße von französischer Seite verbreitet worden, sind natürlich nur Übungen in dem bekannten Bülletin-Styl, und es ist nichts darauf zu geben. — Das Getümmel, das hier gestern die gute Stadt Mainz erfüllte, ist gar nicht zu beschreiben; ich befand mich auf einem vortrefflichen Beobachtungsposten (Balkon des Englischen Hofes, wo ich wohne) gegenüber der Brücke. — Heute, wo das Getümmel zwar fortdauert, ist doch ein merklicher Nachlaß darin zu spüren. Es ist möglich, daß wir morgen M. verlassen, denn der König will zu seinen Truppen — wohin aber? das gehört zu den Dingen, die nicht gesagt und nicht geschrieben werden dürfen; Du wirst Dir ohnehin denken können, in welcher Richtung wir aufbrechen — natürlich keine andre als die nach Paris; wie weit wir aber in derselben vordringen, steht in Gottes Hand.

In der heutigen Losung aber heißt es: „alle Pflanzen, die mein himmlischer Vater nicht gepflanzt hat, werden ausgereutet.“ — Ob der kleine Jongleur, der eine große Nation jetzt freventlich zum Kampfe für seine erbärmlichen Familien-Interessen hinausschickt, wohl zu den Pflanzen gehört, die nach Gottes Willen geschaffen sind? —

[1]) Dieselben sind fast sämtlich an Roon's Gemahlin gerichtet. Nur Ausnahmen hiervon werden nachstehend besonders bezeichnet werden. Für Roon sollten diese Aufzeichnungen zugleich eine Art von Kriegstagebuch sein. Der Herausgeber.

Gestern aßen wir bei Sr. Majestät mit dem Großherzog von Darmstadt, zu des letzteren sichtlichem Erstaunen, wenn auch gut, doch sehr einfach: „ein kleines Feld-Diner," wie der König sagte. Heute dagegen werden wir bei dem großen deutschen Bruder speisen. — — — —

Unser Train ist endlich gestern Abend 8 Uhr hier eingetroffen, nach 47 stündiger Fahrt. Es ist Gottlob sonst Alles gut gegangen, Leute und Pferde sind gesund. — — —

Mainz, 6. 8. 70.

Noch immer in Mainz, geliebte Anna! — Im Kriege muß man nach Umständen handeln; die richtige Einsicht kommt nicht immer nach dem ersten Denken. Wir sind hier (durch alle Verbindungen u. s. w.) den Ereignissen im Allgemeinen näher als in größerer Nähe bei den Vorposten. Allein nun werden wir doch bald aufbrechen müssen. Mein Stab incl. Arnold[1]) ist schon seit einigen Tagen fort nach vorne; nur der getreue Hartrott ist bei mir; wir werden die vorangeschickten per Eisenbahn einholen und überholen. —

Gestern keine Nachrichten vom Kronprinzen, wiewohl nach den günstigen von vorgestern dergleichen eigentlich mit Wahrscheinlichkeit erwartet werden konnten. Geduld! In 4, 5 Tagen werden wir deutlicher sehen. — Gestern sind die bei Weißenburg gemachten 800 Gefangenen nach Erfurt geschickt, von wo sie über Berlin nach Küstrin gebracht werden sollen. Was wird der liebe Berliner für Witze darüber machen! —

Die Durchzüge unserer Truppen dauern hier noch immer fort; einstweilen könnte man noch an die Unerschöpflichkeit des Brunnens glauben. Gott sei Dank! Unsere Kriegs-Organisation ist wohl ein wenig zu bewundern und der für sie geführten Kämpfe werth. *Dies sollte in künftigen Zeiten nie vergessen werden!* —

Wie es mir geht? nun, ich befinde mich wohl. Dann und wann ein wenig Husten und etwas nervöse Reizbarkeit abgerechnet habe ich über nichts zu klagen. Wohl sehne ich mich zuweilen nach Stille in diesem fürchterlich lärmenden Getümmel, indessen man gewöhnt sich an Alles. Heute Nacht habe ich, obwohl das Rasseln des Durchzuges und der Eisenbahn unter meinem Fenster nicht aufhörte, acht Stunden ununterbrochen geschlafen. Ich dächte: keine üble Leistung, wenn Einem soviel auf dem Herzen und im Kopfe liegt wie mir.

Von den Söhnen (Waldemar, Bernhard und Helm) weiß ich nichts, als daß sie ganz vorn sind, wo es noch nicht geknallt hat; ebenso ist's mit Eugen. Arnold kommt heute mit meinem Stabe nach Kaiserslautern. —

Unsere Feldpost ist jetzt im Gange. Alle Tage Verbindung mit Berlin. — Jetzt muß ich zum Könige (der sehr wohl ist) zum Vortrage.

Später: Morgen früh verlassen wir Mainz wahrscheinlich und wird das Hauptquartier bis auf wenige Meilen von der französischen Grenze vorgeschoben werden. Heute Nacht sind hier 350 französische Kriegsgefangene angelangt, die

---

[1]) Roon's dritter Sohn und damals in Funktion als Roon's Adjutant.

heute Vormittag nach Bayern geschickt wurden, um den guten Bundesbrüdern ein Compliment zu machen. — Zum Schlusse noch herzlichen Dank für Deine freundlichen Zeilen vom 2ten d. M. und die guten Nachrichten, die sie enthielten. — Möge ferner Alles gut bleiben, bei Euch wie bei uns! Ich vermuthe, daß der Kronprinz heute einen heißen Tag haben wird gegen Mac Mahon. Nach Aussage der Franzosen-Gefangenen sind die Truppen drüben noch immer nicht auf Kriegsstärke. Was nur die Narren mit ihrer Kriegserklärung für Eile hatten! — Auch das wird sich aufklären mit der Zeit. — — —

Feldpost-Correspondenzkarte.

Mainz, 7/8. 70.

Gestern 1. Glückliches aber blutiges Gefecht der 14., 16. und 5. Division unter General Göben gegen das französische Corps von Frossard, der Abends zum Rückzuge gezwungen wurde. — — 2. Die Armee des Kronprinzen hat den Marschall Mac Mahon bei Wörth geschlagen. — — — — Franzosen überall im Rückzuge, doch fehlt die letzte Entscheidung noch. Wir eilen heute zur Haupt-Armee. „Lobe den Herrn meine Seele!" — —

(Feldpostkarte.) Homburg, 8. 8. 70.

— — Vorgestern Abend ist unser Helm[1]) in dem Gefecht bei Spichern (Saarbrück) der Ehre theilhaftig geworden, sein Blut zu vergießen. Gottlob nur eine Gewehrkugel im Unterschenkel. Ein Offizier, den er gesprochen, sagt, er hielte die Wunde für leicht und sei gutes Muths. Vielleicht kann ich ihn heut noch sehen, falls er nicht schon, wie alle Leichtblessirten, zurückgeschafft worden ist. W. und E. sind in der Nähe, hab' sie noch nicht gesehen. Ich bin gesund, wiewohl etwas fatiguirt in diesem unbeschreiblichen Getümmel. Ich fange an die längere Kriegsdauer zu bezweifeln. — Gott helfe uns und Euch. Herzlich grüßend u. s. w.

Homburg, 9. 8. 70. Morgens.

„Telegramm vom Bahnhof von St. Johann nach Homburg dem Kriegsminister von Roon:

Ihr Sohn ungefährlich verwundet. Leicht am Kopfe gestreift und durch den Oberschenkel Fleischwunde. Liegt hier sehr gut in Privathause. Wann und wo kann ich Stosch sprechen? (gez.) Fürst Pleß."[2])

Heute Nacht, geliebte A., erhielt ich nach langem Warten auf meine Anfrage obige Auskunft, worauf ich sehr gut geschlafen. In wenigen Stunden werden wir nach Saarbücken (St. Johann ist eine Vorstadt davon) aufbrechen. Mich nimmt Wunder, daß Helm, wenn die Wunden ungefährlich, noch nicht nach dem Rhein zurückgesandt ist, wie die Vorschrift besagt. — Neues von Erheblichkeit

---

[1]) Wilhelm v. Roon war Premierleutnant und Kompagnieführer im 12. Infanterie-Regiment.

[2]) Fürst Pleß war bekanntlich General-Delegierter des Johanniter-Ordens bei der mobilen Armee. Der Herausgeber.

liegt nicht vor. Aber die Zahl der Gefangenen mehrt sich; es lassen sich deren jetzt schon 9000 berechnen, ohne die Verwundeten. Es scheint, daß die französische Haupt-Armee im vollen Rückzuge gegen Metz, während M' Mahon auf Pfalzburg zurückgegangen ist. Unsere Cavallerie-Patrouillen streifen bis auf 2 Meilen von Metz, ohne vom Feinde etwas Anderes als Trains und Traineurs anzutreffen. Ich breche ab, um in Saarbrücken zu schließen, nachdem ich unsern Sohn gesehen habe.

Saarbrücken, 9. 8. 70, um ½3 Uhr Nachm.

Eben hier angelangt, habe ich H. sofort aufgesucht und im Hause des Dr. Schmidtborn, eines Arztes, der den Verwundeten von der Straße aufgelesen, ganz vortrefflich aufgehoben gefunden: allein in einem großen hübsch eingerichteten Salon, in einem vortrefflichen Bette und mit allem Nöthigen versehen. Dr. Sch. habe ich ausführlich gesprochen; er hält beide Wunden für ganz ungefährlich und meint, H. würde in etwa 8 Tagen unbedenklich zu transportiren sein. Der Schuß durch den linken Oberschenkel ist sehr einfach, herein und heraus, ohne den Knochen zu verletzen. Der andere Schuß geht über der Stirn herein, ohne Knochenverletzung durch die Schädelhaut und hinten am Kopfe heraus — wird in wenig Tagen geheilt sein. Er ist still, hat ein wenig Fieber, deßhalb vorläufig wenig Appetit. Der Arzt hat mir einen günstigen Eindruck gemacht: intelligent, freundlich, schlicht und voll Interesse. Auch wurde mir eine Frau gezeigt, welche als Wärterin fungirt. Die Frau Dr. Sch. habe ich noch nicht gesehen; sie ruhte, aber ich gehe wohl heute nochmals hin; ich wohne unfern von ihm. Da Sr. Majestät jeden Augenblick eintreffen kann, wo ich dann sogleich zur Conferenz muß und über meine fernere Zeit nicht gebieten kann, so schließe ich diese Zeilen, indem ich Dir die Versicherung gebe, daß Du keine Ursache zur Sorge hast. — — —

Ueber neue Ereignisse habe ich nicht zu berichten, nur zu bestätigen, was ich gestern per Correspondenzkarte schrieb. Die Zahl der Gefangenen wächst't mehr und mehr, auch die auf der Flucht genommenen Geschütze. Die Armee von Mac Mahon in voller Auflösung scheint auf Umwegen Nancy erreichen zu wollen. Napoleon mit der Haupt-Armee bei oder vor Metz bleibt noch zu schlagen. Der Kampf wird hart sein, wie die bisherigen enormen Verluste auf beiden Seiten beweisen. Gott helfe in Gnaden weiter! Tausend Grüße u. s. w. —

H.-Qu. St. Avold, 12. 8. 70.

Da Du mir den Gebrauch der Correspondenzkarten untersagst, so eile ich, Dir auf andere, gleich kurze Weise zu sagen, daß wir wohl sind, nicht blos A. und ich, sondern auch die andern Söhne, wie ich durch Correspondenzkarte Waldemar's von gestern erfahre. Helm habe ich gestern in Saarbrück im Hause des Dr. S. bis auf ein wenig Wundfieber wohl verlassen; Aerzte meinen, er werde am Montag oder Dienstag transportabel sein; er strebt natürlich zu der pflegenden Mutterhand. — — —

Ich spreche grundsätzlich nicht von der Zukunft und von Dem, was die nächsten Tage vielleicht bringen können. Aber es bereiten sich, wie es scheint, in Paris einflußreiche Dinge vor. Napoleon soll die Armee verlassen haben und im Gleiten, wenn nicht im Stürzen sein. „Il faudrait pendre ce cochon là,“ sagte unsere hiesige Wirthin. Im Uebrigen mußt Du danach nicht glauben, daß man uns in Frankreich mit offenen Armen empfängt. Der nationale Fanatismus und die National-Eitelkeit führen vielleicht sogar zu allerhand Gräueln. Man erzählt von Schüssen der Bauern auf einzelne Offiziere, von Grausamkeit gegen unsere Verwundeten rc., in Folge dessen der Kronprinz bereits habe 11 Exekutionen ausführen lassen. — Die Zahl der Gefangenen ist fortwährend im Wachsen und die Kriegsbeute, die wir bei'm Vorrücken, namentlich an Vorräthen gemacht, ist sehr erheblich. Wir leben jetzt davon, und schonen unseren eigenen, übrigens sehr regelmäßig nachgeschobenen Proviant. Das viele Regenwetter ist freilich für die Bivouacs sehr störend, der Gesundheitszustand dennoch aber ziemlich gut; große Hitze würde schlimmer wirken.

Der König ist sehr wohl und frisch. Gott erhalte ihn so! — Das fortdauernde Getümmel unter meinen Fenstern und die Nähe der Vortragsstunde nöthigen mich zum Schluß dieser Zeilen, die Du bald erhalten mögest. Deinen Brief vom 6ten empfing ich erst gestern; er enthält noch nichts von dem Berliner Eindruck der Sieges-Nachrichten von Wörth und Saarbrück, die erst am 7. in Berlin gewesen sein können. Die letzte Entscheidung steht noch bevor. Gott wolle helfen, daß sie nicht blos günstig, sondern auch nicht zu blutig sei. Der Geist in der Armee ist so trefflich, daß man den richtigen Ausdruck dafür zu finden in Verlegenheit ist. Dennoch! was sind die Menschen! Auf sie sollen wir nicht bauen, sondern auf die Gnade und Gerechtigkeit des Herrn! — — —

Moritz von Blanckenburg an Roon.

(Zimmerhausen, 6. u. 7. August.)

— — Es scheint fast, als wären die Dithyramben allermeist an der Zeit. Gestern Morgens erhielten wir schon die offiziellen Telegramme über Weißenburg — soeben kommen zwei weitere Sieges-Depeschen. Mögen sie wahr sein und möchte Gottes Strafgericht ferner über die verruchte Nation ergehen — so daß ein anständiges Deutschland, das Frieden für die Welt gebietet, das Resultat ist.

Ich bin hier einstweilen als Johanniter für Pommern designirt! und warte auf das Bombardement von Colberg, mir sagend, daß die Schiffskanonen dort sich wohl ein leichtes Revanche-Vergnügen für 1807 machen können. Außerdem hatte ich in diesen Tagen in Treptow zu thun wegen Strandwehr. Wir haben dort eine Versammlung gehalten und an das General-Kommando geschrieben, unsere Vorschläge machend. Man hatte uns nämlich vom General-Kommando zugemuthet, wir sollten uns allein bewaffnen mit schwarz-weißen Binden und Vogelflinten! zum Schutz der Küste von Swinemünde bis Colberg. Wir sind nur darauf eingegangen, Fanale, Boten etc. einzurichten, zur möglichst schnellen

Benachrichtigung u. s. w. an die militärischen Oberen. Eine Bewaffnung haben wir abgelehnt, da wir uns nicht lächerlich machen wollen mit Knallerbsen zu werfen, damit man den Kerls einen Vorwand zum Aufhängen und Brennen gebe. Dagegen haben wir uns bereit erklärt, Freiwillige und Führer zu stellen (wir haben hier, wie Du weißt, alte Militärs genug) um, wenn das General-Kommando es für nöthig hält, eine förmlich militärisch organisirte Küstenwehr zu schaffen! Ohne militärische Kadres (und sind sie noch so klein) und irgend eine Art Uniform mit Einschwören ꝛc. rühren wir keinen Finger. — Wird wohl Alles nicht nöthig sein. — —

Sind die Sieges-Nachrichten wahr, dann geht also das Kesseltreiben durch die Champagne los. — Sollte wirklich bereits das rothe Volk das Lauffieber bekommen haben, dann kann Louis mit Lulu wohl sich ein anderes Nachtquartier suchen, als Paris! Gott gebe seinen Segen ferner und bewahre uns vor zu viel und zu schmerzlichen Verlusten!

Daß die Bayern unter unseres Kronprinzen Führung den ersten entscheidenden Schlag mit gethan haben, ist die Lösung der deutschen Frage. Die Einheit ist die beste! — — —

Roon an die Gemahlin.

Faulquemont, 14. 8. 70.

— — Gestern Nachmittag haben wir hier auf unserem weiteren Wege nach Paris Quartier genommen; der König liegt eine Meile von hier bei'm Pfarrer eines mäßigen Dorfes. Wir, Arnold und ich, beglücken den hiesigen Pfarrer. Arnold liegt in dessen, ich in meinem eigenen Bette, und lange habe ich nicht so gut geschlafen. Warum wir nicht rascher vorgehen? Weil wir abhängig sind von der Cadence der 300 000 Fußgänger, welche unsere siegreichen Waffen tragen. Die Feinde, so scheint es, beabsichtigen gar nicht uns aufzuhalten; ihr Rückzug scheint unaufhaltsam. Unsere Vortruppen sind schon in Lüneville, Nancy und Pont-à-Mousson, und werden voraussichtlich in 6 bis 7 Tagen die Ebenen der Champagne durchschweifen. Daß sie sich dort aber nicht zum Kampfe stellen werden, ist selbstverständlich, weil im dortigen Terrain unsere Ueberlegenheit am sichersten zur Geltung gelangen würde. Es bleibt ihnen daher, da sie uns hier nicht angegriffen, nichts anderes übrig, als nach Paris zurückzugehen und dort den letzten Stoß auszuhalten. Wenn dieser auch nicht lange ausbleiben wird — wer vermöchte dennoch das Ende dieses Krieges abzusehen?! —

Als dessen großes Ziel schwebt uns nicht die Mehrung unsers militairischen Ruhmes, nicht der Sturz Napoleons, auch nicht allein die Demüthigung der Franzosen, sondern die garantirte Sicherheit eines festen, dauerhaften, durch Nachbarslaune und -Dünkel nicht wieder gestörten Friedens vor, weshalb Störenfriedchen die Nägel und Klauen tüchtig verschnitten werden müssen, weshalb ihm die fremden Federn ausgerupft werden müssen, mit denen er sich diebischerweise seit lange geschmückt und beschirmt hat. Störenfried aber ist nicht Napoleon, sondern der französische Dünkel, der den Anspruch auf die erste Geige im Europäischen Conzert nicht aufgeben will! —

Und in jenem Ziele wollen wir uns mit Gottes Hülfe von Niemand stören lassen. — Mein Befinden ist ja Gottlob recht gut, wie sehr ich auch mitunter meine Jahre fühle. Gott möge mich in Gnaden noch dieses Abentheuer mit zu Ende führen helfen — dann wollen wir uns gern zu der Ruhe begeben, nach der ich verlange. Die Zukunft gehört nicht dem Alter, sondern der Jugend; mag sie den großen Prozeß menschlicher Entwickelung weiter führen! — Aber noch bin ich freilich auf der Bühne, kann noch nicht hinter den Coulissen verschwinden. Und verdrießlich wäre es doch sehr, wenn mich ein so gemeines menschliches Ding wie Krankheit oder Hinfälligkeit hinderte, meine Rolle auszuspielen. — —

Verzeih' das lange Sprechen von mir! ich habe Dich noch herzlich von A. zu grüßen, auch der treue Hartrott läßt sich empfehlen, und wer verdiente mehr als er empfohlen zu werden? —

Die Leute grüßen in Ehrerbietung. Bis jetzt, d. h. so lange wir uns noch in Deutsch-Lothringen bewegten, fühlen sie sich ganz behaglich; ich besorge, daß, wenn wir von morgen ab das eigentliche Franzosenland betreten, wo die deutsche Zunge gar nicht mehr klingt, dann wird es ihnen wohl etwas unheimlicher werden. Wir werden nämlich morgen, falls uns die Franzosen nicht etwa angreifen (was ich nicht erwarte), über die Mosel gehen, die hier ungefähr die Sprachgrenze bildet. Da die Briefe leider immer noch etwa 4 Tage bis Berlin laufen, so kann ich Dir dies wohl schreiben, wiewohl auch ich übrigens von der militairischen nächsten Zukunft selbst gegen Dich zu schweigen für Pflicht halte. Wenn Du diese Zeilen vor Augen bekömmst, sind wir wohl längst weiter. — —

Feldpostkarte. Rézonville, 19. Aug. 70.

Gestern mehrstündige siegreiche Schlacht in der Nähe von Metz. Gesund sind alle Deine Söhne, auch E. und ich, sowie die Herren meiner Umgebung. Große Fatiguen, die ich aber gut aushalte. Viele unserer Freunde und Bekannten verwundet oder — — ich nenne keine Namen, wegen häufiger Unzuverlässigkeit erster Nachrichten. Der Schlacht am 16. haben wir nicht beigewohnt. Auch diese war siegreich und blutig. Ich schreibe durch abgehenden Courier auf dem Knie. — Gott mit uns! —

Pont-à-Mousson, 20. 8. 70.

Geliebteste! am 16. sind wir hier eingetroffen und bald darauf durch die Nachricht überrascht worden, daß zwei unserer Corps westlich Metz in einem heftigen Gefecht mit der französischen Armee, 3 Meilen von hier. Es war nach einem Marsche von über 5 Meilen unmöglich, noch vor Dunkelheit auf dem Schauplatz anzukommen, mußten uns mit den Nachrichten über den günstigen Verlauf der Affaire niederlegen. Andern Morgens um 5 Uhr hinausgefahren, den vorausgesandten Reitpferden folgend. Ein furchtbar blutiges Schlachtfeld! Zwischen Rézonville, Brüville, Mars la Tour und Gorze mit Todten und Verwundeten besäet, deren letztere schon größtentheils weggeschafft waren. Der Feind nur durch Ferngläser in starker, fast unangreifbarer Stellung zu entdecken. Um

ihn anzupacken mußten noch mehrere Armee-Corps herangezogen werden. — In irriger Erwartung, der Feind könne uns vorher angreifen, blieben wir bis Nachmittag bei den Truppen, kehrten erst Abends hierher zurück, um andern Morgens früh um 5 Uhr wiederum die 3 Meilen zurück zu machen.

Dies geschah am 18. früh. Mit der Einleitung des Angriffs verging der Vormittag. Erst um 12 $1/2$ Uhr entbrannte der Kampf, der bei einbrechender Dunkelheit durch einen kräftigen Stoß des 2. Armee-Corps, das nach einem Marsche von 4 Meilen eben erst angekommen war, siegreich beendet wurde. Verfolgt konnte der Feind nicht werden, da er sich unter die Kanonen von Metz in sein verschanztes Lager zurückzog. Daher scheint auch die Zahl der Trophäen nicht bedeutend (folgen einige Zahlen).

Die Siege vom 14., 16. und 18. waren blutig und kosten uns viele treffliche Offiziere — ich mag die Namen nicht nennen, weil offizielle Nachrichten noch nicht vorliegen. — — Von den Unsrigen haben wir bis jetzt über Niemand zu trauern. — — Bernhard habe ich zwar nicht selbst gesehen, aber er ist nicht unter den 4 Batterie-Chefs, die die Garde-Artillerie — ich hoffe blos verwundet — verloren hat. Man hat mir erzählt, B. habe sich trefflich benommen, mit seiner Batterie eine feindliche vertrieben und ihr ein Geschütz abgenommen. Offiziere vom Alexander-Regiment rühmten mir sein muthiges Eingreifen, als ich ihn gestern Mittag in seinem Bivouac aufsuchte und ihm Fleisch und Wein brachte. —

Von meinen Umgebungen hat nur Major von Buddenbrock eine matte Kugel an der Hand bekommen. — Da wir am 18. erst um 9 Uhr Abends aus der Schlacht zurückritten und noch 4 Meilen bis in unsere hiesigen Quartiere zu machen gehabt hätten, so beschloß der König, bei Rézonville, das von den Einwohnern verlassen war, zu bivouacquiren. Als ich es ihm auszureden suchte, erlaubte er mir zurückzufahren, was ich natürlich nicht that, besonders da meine Offiziere so glücklich waren, ein leeres Haus zu entdecken, was bei näherer Besichtigung Alles enthielt, was zu einem guten Quartier gehört: gefüllte Keller und Küche, selbst frisch bezogene gute Betten! — wie die Kreideschrift an der Thür besagte — für Marschall Bazaine und sein Gefolge bestimmt. Die Kühe wurden in den Garten entlassen und an ihrer Stelle auch die Pferde gut untergebracht, nachdem zu ihren Gunsten ein Sack Hafer von einer vorüberziehenden Colonne entnommen war. Nach einem kräftigen Imbiß legte ich mich nach Mitternacht — in Bazaine's Bett und that einen guten Schlaf. — Der König, Bismarck und Moltke waren gleichfalls mehr oder minder gut untergekommen. Nur an Wasser war Mangel, da die Brunnen versiegt waren. Dennoch reichte es schließlich nicht nur zum Tränken der Pferde und Kaffeekochen, sondern sogar um sich wenigstens den gröbsten Schmutz abzuwaschen, denn der Staub war fürchterlich gewesen. — Den König, von dem ich angenommen, er werde sehr früh das Schlachtfeld bereiten, fand ich um 8 Uhr vor seinem Hause sitzend im Kreise der Umgebung. — — Dann, nachdem ich die Correspondenzkarte an Dich geschrieben und der Berathung über die nächste Zukunft bei Sr. Maj. beigewohnt, ritt ich mit meinen Herren allein auf's Schlacht-

feld des vergangenen Tages, weil der König den Ritt verschob und schließlich auch ganz unterließ. Das Schlachtfeld fand ich viel weniger blutig als das vom 16. Die Verwundeten waren schon weggeschafft und die Todten schienen weniger zahlreich; indeß mag es auf dem linken Flügel, wo ich nicht hingekommen, wo die Garde, die Sachsen und Hessen gefochten, wohl schlimmer aussehen. — Bei Rézonville lagen die französischen Todten so dicht wie gemäh't; namentlich hat die Kaiserliche Garde hier viel liegen lassen. Brandenburger und — Hannoveraner, nebst unserer vortrefflichen Cavallerie, haben hier am 16. Wunder gethan; die französische Garde-Cavallerie ist nach dem eigenen Ausspruche ihrer gefangenen Generale und Obersten „abimée, n'existe plus." So erzählt Bismarck, der seine Söhne aufgesucht, von denen Bill durch die Tödtung seines Pferdes vielleicht vor größerem Unheil bewahrt geblieben, während Herbert in dem mêlée einen Fleischschuß durch den Oberschenkel und noch einen Streifschuß davon getragen, also zum Glück nicht gefährlich verwundet ist. —

Den 21. August.

— — Die Bedeutung der Schlacht vom 18. besteht darin, daß die nach Metz hineingeworfene französische Haupt-Armee (90000 Mann etwa) von allen ihren Verbindungen mit Châlons und Paris abgeschnitten und auf die Hülfsquellen von Metz allein reduzirt ist. Daß sie nun deßhalb nicht capituliren, sondern sich nöthigenfalls durchzuschlagen versuchen wird, halte ich für gewiß, weswegen der ihr gegenüber bleibende Theil der Armee sich durch Verschanzungen gegen einen solchen Versuch wird wappnen müssen. — Bei dem Treffen am 16. hatten wir die Front gegen Norden und Nordosten, bei der Schlacht am 18. aber gegen Osten, so daß Chalons und Paris in unserm Rücken lagen! —

Gestern war der Kronprinz hier, sehr glücklich und strahlend; der König verlieh ihm in meiner Gegenwart das Eiserne Kreuz 2. Klasse für Weißenburg und die 1. Klasse für Wörth. —

Die Schluß-Entscheidung des Krieges ist nicht erfolgt, sein nahes Ende daher noch nicht abzusehen. Ich glaube aber, daß wir am 19. hätten zu einer Entscheidung kommen können, wenn wir den ganzen 18. nur zu einleitenden Schritten benutzt hätten, anstatt uns mit müde marschirten Truppen erst am späten Nachmittag auf den Feind zu werfen. Dies ist gegen meinen Wunsch und Willen und Rath geschehen; aber die Truppen haben zu viel Eifer, in Erinnerung an die schnellen Erfolge von 66. Die Franzosen aber sind keine Oesterreicher. Das zeigt sich auch hier und da in der Bevölkerung. — Ein Graf ?, Kammerherr des Kaisers, hat im Elsaß Bauern bewaffnet und damit badische Cavallerie (vor Straßburg) angefallen. Da dieser Herr natürlich nicht zu haben war, so hat General v. Werder ihm sein Schloß abbrennen lassen En revanche hat der Gouverneur von Straßburg — Kehl in Brand geschossen, worauf der angerichtete Schaden dem Elsaß als Contribution auferlegt worden ist. Die beginnende Belagerung von Straßburg wird die weiteren Repressalien bringen. —

Hier in Pont-à-Mousson liege ich mit meinen sämmtlichen Offizieren bei dem Maire des Ortes in einem stattlichen und wohlhabenden Hause. Es mangelt uns an nichts, da man täglich zweimal den Tisch für uns deckt. Weißseidene Möbel sowie 1000 Nippes, die mir im Wege stehen, umgeben mich. — Mit welcher rührenden Sorgfalt meine Offiziere für mich sorgen, namentlich Hartrott, kann ich gar nicht schildern; kaum eine zärtliche Frau könnte mehr für ihren Mann thun; aber auch die treue Anhänglichkeit der andern Herren läßt gar nichts zu wünschen übrig. Frau v. Lettow u. Frau Maj. Hänisch (welche letztere in diesen Tagen ihrem Manne ein Töchterchen geschenkt hat) wirst Du wohl zu gelegener Zeit besuchen. —

Meine geliebten Schwiegertöchter können mit uns Gott preisen für die Erhaltung ihrer Eheherren. Leider ist der jüngste Langenbeck schwer verwundet, sein Vater ist bei ihm. Auch Conrad Hindenburg — dessen treuer Bruder Paul am 16. gefallen! — ist zweimal verwundet. — — Viel Trauer — viel Ehre! — — —

(An Moritz von Blanckenburg).

Pont à Mousson, 22. 8. 70.

— — Du magst nun, mein l. Moritz, in Berlin Nachricht von mir erhalten haben oder nicht — ich will Dir direct und zwar nach Z. schreiben und für Deine Briefe danken und Dir sagen, daß es mir wohl geht, wenngleich etwas „weinerlich“ wegen unserer kostbaren Siege. Das meiner Pflege und Sorgfalt anvertraute Instrument ist wesentlich beschädigt. Glücklicherweise besitzt es organische Reproductionskraft, so lange der Organismus nicht gestört ist, und der ist noch gesund. Die Verpflegung ist in dem ausgehungerten Lande durch die Nachschübe vollkommen regelmäßig und ausreichend; dicke Pferde herrschen vor. Waffen, Munition, Kleider werden aufgefrischt aus den Zeughäusern 2c., und die Mannschaften aus den Ersatztruppen, die bis jetzt aus lauter ausgebildeten Mannschaften bestehen.

Schwieriger ist nur der Ersatz an Offizieren bei den erschrecklichen Verlusten, denn seit dem 18. haben wir Regimenter, denen augenblicklich $^2/_3$ ihrer Offiziere fehlen. Allein die Sache sieht noch schlimmer aus als sie in Wahrheit ist: denn 1. werden die Ersatztruppen einigermaßen aushelfen und 2. sind $^5/_6$, vielleicht $^6/_7$ aller Verwundeten so leicht blessirt, daß sie in wenigen Wochen wieder Dienst werden thun können. Zum Glück schießt die französische Artillerie so ziemlich immer vorbei, während das ungezielte Ueberschütten mit kleinen Kugeln eine Menge von Verwundeten macht, die nur Fleischschüsse haben. Verloren, wirklich verloren haben wir daher nur die freilich zahlreichen Todten und die relativ wenigen schwer Verwundeten. Dennoch hat es einen so blutigen Krieg bisher noch nie gegeben (folgen einige Zahlen auf Grund der bisherigen Nachrichten und Schätzungen). — — Es sind einzelne Regimenter in wahrhaft tragischer Weise von Offizieren degarnirt worden. Das 1. Garde-Dragoner-Regiment hat beide Stabsoffiziere, 3 Rittmeister und ich glaube 5 Lieutenants todt, und von einem andern Regiment (16. oder 56.) hörte ich, daß es am 16. über 1400

Mann an Todten und Verwundeten gehabt, und ich sah 2 seiner Bataillone, von denen das eine von einem Feldwebel, das andere von dem einzigen (noch jungen) Offizier geführt wurde. Wir haben überhaupt zu wenig Offiziere im Frieden! Während die Franzosen per Compagnie 7—8 besitzen, bei einer Compagniestärke von 120—150 Mann, haben wir bei Compagnien von 250 Köpfen und bei Escadrons von 150 Köpfen nur 5 im Kriege, von denen nur 4 dem Friedens-Etat angehören! — Das kömmt von den parlamentarischen Knausereien her; man vergißt: je weniger Offiziere, desto weniger Seele hat ein Truppenkörper. — Daß ich Dir von solchen Dingen spreche, bezeugt, was mich innerlich am meisten beschäftigt. Uebrigens kann ich gleichzeitig mit gerechtem Stolz von dieser unserer bisher unwiderstehlichen Armee sprechen. Bei jedem Zusammentreffen sind die Franzosen, so tapfer sie sich schlagen, jederzeit überwunden worden, wiewohl sie sich immer in verschanzten, wenigstens zum Gefecht sorgsam vorbereiteten Stellungen gegen uns geschlagen haben, die wir ungedeckt gegen sie anstürmen mußten. Du solltest nur die freudigen Gesichter unserer braven Verwundeten sehen, und hören, wie sie nicht von ihren Schmerzen, sondern von ihren Thaten, Wünschen und patriotischen Hoffnungen sprechen. Es ist zuweilen um Thränen zu vergießen. Bei Vionville am 16. überwanden zwei unserer Armee-Corps die französische Haupt-Armee. Nur die Nacht und die Nähe von Metz schützte diese vor der Niederlage. Und die Schlacht vom 18., die wir mit dem Rücken gegen Paris lieferten, nahm dem Marschall Bazaine alle seine Verbindungen mit Chalons und Paris, warf ihn nach Metz hinein, wohin wir freilich ihm nicht folgen konnten.

Jetzt ist er in Metz und zwischen dessen Forts eingeschlossen und wird zum Durchschlagen oder Kapituliren schreiten müssen, wenn er nicht verhungern will. Das Durchschlagen aber wird er nur mit großen Verlusten bewirken können, da wir uns jetzt à sa barbe verschanzen, während die 3. Armee (des Kronprinzen von Preußen) und ein Teil der 2. unter dem Kronprinzen von Sachsen den Marsch auf Chalons und Paris fortsetzen. Demgemäß geht das Hauptquartier des Königs morgen nach Commercy, was ich Dir anvertraue, da Du es erst erfahren wirst, wenn es nicht mehr wahr ist. —

Um von diesen allgemeinen Dingen zu Speziellerem überzugehen, bemerke ich zunächst, daß meine Söhne (von Helm weißt Du), sowie Wißmann, Max und Leopold Gerlach recht munter sind bis Dato. Gott schütze sie ferner! Arnold, der bis jetzt bei mir war, als Leibwächter, lasse ich, der Offizier-Noth wegen, auf seinen Wunsch zu seinem Regiment zurücktreten. — Der König ist sehr wohl — Gott erhalte ihn! Desgleichen Bismarck. Herbert hat einen Fleischschuß durch den rechten Oberschenkel und ist hier bei seinem Vater, der mit Einrichtung von General-Gouvernements in den eroberten Ländern beschäftigt ist, Hand in Hand mit mir. Gott helfe weiter! Jetzt muß ich schließen, denn der Courier geht ab. Vater Thadden wird und kann natürlich nicht kommen! Er wäre hinderlich statt nützlich. Viele Grüße an die Deinen und alle Freunde! — —

(An die Gemahlin). Bac le Duc, 24/8. 70.

Dein Nothschrei vom 20ten, meine liebe Anna, erreichte mich heute früh bei'm Aufbruch von Commercy. Im Wesentlichen dürfte er inzwischen Erledigung gefunden haben, da alle meine letzten Mittheilungen auch gute Nachrichten von unsern Söhnen u. s. w. enthielten. Ich kann dieselben heute nur von Neuem bestätigen mit dem Hinzufügen, daß W. mir mittheilt, wie unser alter Bernhard, nach dem Du speziell fragst, am 18ten doch einen Streifschuß davon getragen, aber so unbedeutend, daß er seine Batterie keinen Augenblick zu verlassen brauchte, die 15 Mann und 21 Pferde verloren hat. — Arnold ist heute noch bei mir, da er erst morgen zu seinem Regimente abgehen kann. Weßhalb dies erwünscht und — richtig ist, habe ich schon geschrieben. —

Jetzt — gegen 9 Uhr — muß ich zu Sr. Majestät zum Thee, um mich bei dieser Gelegenheit für die Verleihung des Eisernen Kreuzes zu bedanken, womit ich soeben überrascht worden bin.

den 25ten August.

. . . Da gestern ein Courier nicht mehr abging, so sende ich auch erst heute ab. Inzwischen mußt Du ja meine beruhigenden Nachrichten erhalten haben. General Steinäcker, der gestern von Commercy aus mit Depeschen an Ihre Majestät nach Berlin abgesandt wurde, hat mir versprochen, Dich zu besuchen, um Dir Alles zu bezeugen, was ich geschrieben. — — —

Bei meiner gestrigen Durchfahrt durch Ligny, wo der Kronprinz sein Hauptquartier hatte und den König erwartete, dem er Frühstück geben wollte, kam der strahlende Herr an mich heran und war so herzlich und freundlich wie noch nie. Bei dem qu. Frühstück soll es von Fürstlichkeiten gewimmelt haben. —

Bei meiner Ankunft hierselbst hatte ich den Verdruß, zuerst zwei Stunden auf der Straße zu liegen und endlich mein Quartier in den letzten Häusern, ¼ Meile vom Könige aufzufinden. Nachdem ich etwas gegessen, requirirte ich eine andere Wohnung, worauf der hiesige Präfekt mich und meine Herren in sein Palais aufgenommen hat. — Se. Majestät nahm gestern Abend meinen Dank überaus gnädig und huldvoll auf und war den ganzen Abend sehr heiter und gesprächig, wie dies seine Art ist, wenn Er jemand eine Freude gemacht zu haben glaubt. Moltke hat ebenfalls das Eiserne Kreuz erhalten; sonst m. Wissens bis jetzt, und zwar zuerst, der Kronprinz. Ich zweifle aber nicht, daß Prinz Friedrich Karl und die Kommandirenden Generäle, die gefochten haben, gleichfalls bedacht sind, sowie daß eine große Ausschüttung an die Truppen erfolgen wird, vielleicht schon erfolgt ist. — —

Nach gestrigen Meldungen ist Chalons von den Franzosen geräumt. Jetzt sind wir 30 Meilen von Paris, können in etwa 8 Tagen davor angekommen sein. In und vor Metz, woselbst die halbe Armee geblieben in verschanzten Stellungen, Alles ruhig bis heute, aber wir erwarten, daß die dort eingeschlossene feindliche Hauptarmee den Versuch machen wird, sich durchzuschlagen, sobald ihnen die Lebensmittel knapp werden, vielleicht auch früher.— Jetzt will ich zum Vortrage und später schließen. Auf Deine Frage wegen Moltke bemerke ich, daß

er niemals kommandirt hat, noch kommandiren wird, daß aber, nach seinen, im gemeinschaftlichen Vortrage von Sr. Majestät genehmigten oder modifizirten Vorschlägen nicht blos mehrere Armee-Corps, sondern die ganze Armee dirigirt und verwandt wird. — — Später. Die Kriegskunst ist veränderlich: wir werden daher morgen nicht hier bleiben, sondern nach St. Ménehould gehen. Eine französische Armee (die, welche Chalons verlassen) hat sich bei Rheims aufgestellt. Aber auch sie wird nicht Stand halten, ihr Rückzug auf Paris scheint mir unausbleiblich. Aber was dann? Schlacht vor Paris? wo die geschlagenen Franzosen sich immer wieder unter den Schutz der dortigen Festungswerke stellen können? Die Aufgabe ist zu lösen, aber doch bedenklich und die Lösung wird eine sehr blutige sein, falls sich die Franzosen ehrlich dagegen einsetzen. — —

Deine Klagen über die Feldpost finden lebhaften Widerhall von allen Seiten. Die Ursachen der Verzögerung sind aber so zahlreich und so unvermeidlich, daß sich Alles erklärt, ohne daß man das Institut zu verdammen braucht. Wir haben nur eine Eisenbahnlinie hinter uns, die wir gebrauchen können, und sind entfernt von derselben. Das erklärt schon Vieles. Künftig wird es besser werden. —

Arnold wird in Folge der veränderten Dispositionen heute noch bei mir bleiben und sein Regiment wohl erst übermorgen erreichen. — —

Über Deine Trauer und Deinen Schmerz wegen unserer schweren Verluste sage ich nichts, aber ich fühle auf's tiefste erschüttert dasselbe. — — —

Blanckenburg an Roon.

Stettin, 22. 8. 70 (eingegangen 27. 8.)

— — Also wirklich so weit wären wir durch Gottes Barmherzigkeit! Heute Morgen fuhr ich noch mit zagendem Herzen von Berlin ab, — da wir ja über die Verluste vom 18ten absolut nichts erfahren konnten. Eine Depesche des Prinzen Carl sollte berichtet haben, daß Du und Itzenplitz jeder einen Sohn verloren hättet. Möchte es für J. ebenso unwahr sein wie für Dich. Ich kann nicht läugnen — ich würde für diese große Sache, d. h. für die Rache aller Schandthaten von 200 Jahren — für die Herstellung der wirklich natürlichen Grenzen — für den richtigen Frieden, den uns Neid und Abgunst 1815 entzog u. s. w., gern einen und auch mehrere Söhne hingeben, aber keinen Schwiegersohn, weil mich meine Tochter zu sehr gejammert hätte. Nun, es steht Alles in Gottes Hand, der Krieg ist noch nicht zu Ende und, fürchte ich — selbst wenn Bazaine capituliren muß, was ich noch nicht glaube — wird noch lange nicht zu Ende kommen. Gott hütet und wacht — es stehet Alles in seiner Macht! —

Zu Dithyramben wäre Stoff genug jetzt — wenn nur nicht die Blutlachen in der Nähe gesehen wirklich zu groß sind!? In der Ferne hat man Neigung sie zu überschätzen, weil man stets denkt; die Kranken und Maroden kennt man gar nicht und die außer Gefecht Gesetzten werden gewiß geringer angegeben als es in Wirklichkeit ist. Dazu dies Abschießen der Offiziere! u. s. w. — Ich habe keine Ahnung, ob die Verhältnisse so liegen, daß schon Friedensidee'n auftauchen. Wenn es auch nicht der Fall ist, so wird es doch einmal kommen, und

da will ich wenigstens ein Votum abgeben, das glaube ich jetzt eine nationale Berechtigung hat:

1. Es ist unmöglich — geradezu eine Niederlage und nur damit zu rechtfertigen — wenn der Friede nicht Sicherung bringt gegen neue Anfälle des Raubthieres. Klauen müssen so beschnitten werden, daß Rheingelüste unmöglich sind, wenigstens weniger gefährlich wie bei diesen jammervollen Grenzen!

2. Es ist unmöglich die Südstaaten jetzt zu maßregeln zu einem einfachen Eintritt in den norddeutschen Bund. — —

3. Es ist unmöglich den Südstaaten Land zu geben — wenn ihr Zusammenhang mit dem Nordbunde nur darin ferner weiter bestehen sollte — daß sie erwägen, ob casus foederis ist. Dagegen mögen sie auch Land erhalten, wenn sie in den neuen Deutschen Bund voll und ganz freiwillig eintreten.

4. Jetzt oder nie ist die Gelegenheit, die Fehler der norddeutschen Bundesverfassung zu corrigiren. Sachsen und Mecklenburg wird es wohnlicher, wenn Baiern ꝛc. dabei sind.

5. Es ist unbedingt nöthig, daß durch diese Neuformation die preußische Centralgewalt stramm und straff fundirt wird quoad Heer, Zoll, Handel, Diplomatie; es muß anderseits die Competenz des Reichtages für Gesetzgebung etc. beschnitten werden, wenigstens fest begrenzt.

6. Dabei ist die Lebensbedingung, daß ein wirklicher großdeutscher Kriegsminister entsteht — damit diese Reibereien mit Bundeskanzleramt aufhören, die sonst unvermeidlich zu den gefährlichsten Reibungen führen und geführt haben.

Bei'm Friedensschluß müssen diese Dinge schon vorgesehen werden und darum schreibe ich diese meine Gedanken schon jetzt Dir, damit Du die Stellung des künftigen Deutschen Kriegsministers sicherst, ganz abgesehen von Deiner Person. Es ist für das neue Reich unbedingt notwendig, daß in ganz Deutschland es den kleinstaatlichen Kammern unmöglich gemacht wird, durch Vota die Heeresverfassung zu ruiniren. Der Drang, der jetzt nach der deutschnationalen Seite hin ist, muß benutzt werden, um ein einheitliches Heer mit allem Zubehör zu gründen.

— — Bei gleichzeitiger fester Begrenzung der Competenz der Centralgewalt wird dies bei den Fürsten und auch bei den Kammern der Kleinstaaten — denen es dann wohnlicher im Bunde wird — zu erreichen sein; die Kaffeemühle des Reichtstages darf aber in der Richtung, in der sie sich bis jetzt befindet, nicht weiter gedreht werden. — — —

Wollen wir die Südstaaten halb gewungen in die jetzige Verfassung aufnehmen und fortfahren alle staatliche, ja Verwaltungs-Eigenexistenz in den Bund einzuschlachten, so bekommen wir einen allmächtigen Reichstag und eine Menge vulgäre Reichs-Minister — und damit baldigst die deutsche Republik! — —

Ich denke mir, daß — abgesehen von Ausfallversuchen — jetzt eine kleine militairische Ruhe eintritt und Du vielleicht diese Zeilen lesen wirst. — Hier bleibe diese Woche und werde dann nach Hause gehen — es sei denn, daß hier in Pommern eine größere Lazareth-Thätigkeit nöthig wird. —

Unser neues Enkelkind gedeih't jetzt und erhielt im Augenblick der Taufe außer den Pathen-Namen: Maria — Theresia — Anna noch den Zunamen Viktoria, da eine halbe Stunde vorher der große Sieg König Wilhelms vom 18ten bekannt geworden war. — Dein getreuer M. —

* * *

Roon an die Gemahlin.

Clermont-en-Argonne, 27. 8. 70.

— — Die Kriegskunst ist veränderlich. Nicht nach St. Ménehould sondern nach diesem schmutzigen Neste — welch' ein Kontrast gegen das Quartier bei dem Präfekten in Bar-le-Duc! — sind wir 7 Meilen weit marschirt. Hier in einer Erziehungs-Anstalt für junge Mädchen einquartirt; die Nönnchen hatten nichts als Kaffee; der Koch machte uns indessen Abends 9 Uhr noch eine vortreffliche Kartoffelsuppe. Als wir sie verzehrten, trat Dein Bruder B.[1]) herein, der, von seiner Division in der Finsterniß abgekommen, froh war, hier Essen und Nachtlager zu finden. —

Da die Franzosen Chalons geräumt haben und Miene machen Metz zu entsetzen, so müssen wir Mac Mahon, der bei Vouziers und Attigny stehen soll, noch eine kleine Lection geben und uns dazu conzentriren. Darum wird das Haupt-Quartier heute wohl noch hier bleiben — jedoch wer weiß! — —

Deinen Klagen über den nichtswürdigen Fremden-Kultus in Berlin wird nun wohl nach meinem Befehl vom 21. od. 22. abgeholfen sein. Auch sagt mir B., der eben bei mir war, daß dem Unfug, den unsere eigenen Verwundeten mit Betteln und Lungern treiben, ein Riegel vorgeschoben sei. In Deine Klagen über unsere schweren Verluste — ja wer wollte da nicht einstimmen! —

A. ist gestern zu seinem Regiment gegangen; ich hoffe er hat es gefunden — — Meine Leute sind gut, Z. sorgt vortrefflich, auch D., der nur empört ist, wenn ihn die Leute nicht verstehen, er hält das für Bosheit, meinend, daß Jeder Deutsch verstehen müsse. —

Unser ältester Sohn W. hat einen Unfall gehabt; er soll, auf dem Marsche von einem durchgehenden Packpferde umgeritten, mit seinem Pferde gestürzt sein, so daß dieses mit voller Wucht auf ihn gefallen. Erhebliche Quetschung des Fußes oder so was, so daß er ein paar Tage wird fahren müssen. So erzählt Dein Bruder. — —

Clermont-en-Argonne, 28. 8. 70.

— — Noch immer bei strömendem Regen in diesem traurigen Neste, um den weiteren Aufmarsch der Armee gegen die bei Vouziers stehende Heeresmacht Mac Mahons abzuwarten — will ich nicht versäumen, Dich auch heute zu begrüßen.

Wisse zunächst, daß W.'s Fußverletzung doch vielleicht nicht so schlimm ist, als ich gedacht. Graf Lehndorff hat mir gestern Grüße von ihm und die Nachricht gebracht, daß er ihn — wiewohl mit einem Pantoffel — wieder zu Pferde

[1]) B. Rogge, Feldprediger der 1. Garde-Division.

geseh'n. Der Ueberbringer dieser Botschaft ist selbst auf dem Heimwege verunglückt, mit dem Pferde gestürzt und hat sich Knie und Schenkel erheblich gequetscht. — — —

Wisse ferner, daß E. gestern Rittmeister geworden, wie mir der König gestern nach der Tafel in gnädiger Weise mittheilte; ebenso, daß Bernhard nun definitiv zum Batterie-Chef im Garde-Artillerie-Regt. ernannt (d. h. bestätigt) worden ist. — —

Seit vielen Stunden defiliren die Bayern an meinem Fenster vorüber mit schallender klingender Musik und unverdrossenen Gesichtern. Schön sind diese Truppen nicht, aber sie sehen doch recht ordentlich und kriegerisch strebsam aus. Hoffen wir, daß sie immer ihre Schuldigkeit thun werden. — Wenn das Wetter so kalt und regnerisch bleibt wie seit mehr als 14 Tagen, so werden bei den fast immer bivouakirenden Truppen Krankheiten nicht ausbleiben. Große Hitze wäre freilich noch schlimmer. — —

Du fragst, wie ich versorgt bin. Ich kann es nur loben; auch sind meine Herren sehr zufrieden, wie es scheint. Heute Abend wird ihnen wieder in meinem Zimmer servirt werden, welches der Reihe nach Kaffee-Salon, Vortragszimmer, Salle à manger, „Arbeits-Cabinet Sr. Excellenz" und — Schlafzimmer (gemeinschaftlich mit Hartrott) sein muß. Welch' ein Gegensatz zu Bar-le Duc! — aber es geht auch so, und die gute Laune fehlt um so weniger, je weniger Ursache zum Wohlbehagen ist. —

Schon wieder ein neues Regiment! (ich glaube es ist das zwölfte). Trotz des Regens muß ich noch etwas durch den Schmutz waten. In wenig Tagen vielleicht wichtige Entscheidungen! ich hoffe nicht so blutige als die früheren und — vielleicht — die letzten. — —

Später. Ich lasse noch einige Zeilen folgen, um Dir zu sagen, daß Mac Mahon nicht Stand hält, wie ich erwartete, sondern — wie heute gemeldet — sich rückwärts conzentrirt. Was der Unglückliche thun, d. h. ob er nach Metz streben oder sonst wohin, vielleicht nach Laon gehen wird, ist noch nicht zu sagen; nach Paris würde er, falls er die Eisenbahn nicht auf Umwegen benutzt, nicht mehr kommen können, da wir dahin fast näher haben als er per Fußmarsch. Ich bin sehr gespannt auf die weitere Entwickelung. Bei'm Könige wurde heute Mittag ein aufgefangener Brief aus Paris verlesen, nach dem Furcht, Rathlosigkeit und Verwirrung in den dortigen maßgebenden Kreisen herrscht. — Sie helfen sich dort einstweilen, wie immer, mit Lügen und erklären, daß wir am 24., an dem vielleicht keine Flinte abgeschossen worden, eine große Niederlage erlitten hätten, 40,000 von uns wären in der Mosel ertrunken — — während wir leider an Trinkwasser z. B. einigen Mangel leiden. Zu solchen Mitteln ist man in P. gezwungen, um sich einige Galgenfrist zu — erlügen. — —

Den 29. früh. In zwei Stunden brechen wir nach Grandpré auf, um in der Mitte der vorrückenden Armee zu bleiben und weitere Nachrichten vom Feinde schneller zu haben — daher Gott befohlen! —

(Feldpostkarte) Buzancy, 31. August 70.

Daß wir gestern bei Beaumont und Mouzon die Franzosen unter Mac Mahon angegriffen und unter Erbeutung von etwa 15 Geschützen, mehr als 40 Munitionswagen, des gesammten Zeltlagers des Corps Failly, mehreren 1000 Gefangenen über die Maas zurückgeschlagen und gegen die Belgische Grenze getrieben haben, und zwar mit mäßigen eigenen Verlusten, wirst Du aus dem betreffenden Telegramm Sr. Majestät schon erfahren haben. Soviel ich weiß, sind unsere Söhne p. p. gestern nicht ins Gefecht gekommen, höchstens Bernhard, aber ich glaube auch das nicht. Wir werden heute das gestrige Geschäft, das unsern ganzen Tag in Anspruch nahm, fortsetzen und vollenden, so Gott will. Wo und wann wir heute zum Schlafen kommen werden, weiß ich noch nicht. Mir und meiner Umgebung geht es recht gut, habe trefflich geschlafen, ungeachtet des Teufelslärms, den durchziehende Bayrische Train's die ganze Nacht unter meinem Fenster aollführten. Gott mit uns!"

Die Mitteilungen, welche Roon seiner Gattin (am 3. oder 4. September) über die Schlacht von Sedan gemacht hatte, sind niemals an ihre Adresse gelangt. Jener Brief ist (mit dem ganzen Courierbeutel des Großen Hauptquartiers) in jenen Tagen verloren gegangen, wahrscheinlich vom französischen Commandanten von Verdun aufgefangen worden. Der qu. Brief enthielt auch die Nachricht von dem Heldentode seines zweiten Sohnes Bernhard.

Roon's ältester Sohn (damals Major im Generalstabe des Garde-Corps), in dessen Armen der Bruder starb, hat aber seiner Mutter darüber ausführlich berichtet. Einiges davon möge hier Platz finden.

Hauptmann Bernhard von Roon kommandierte die 5. schwere Garde-Batterie, welche zur 3. Fuß-Abteilung gehörte und der 2. Garde-Infanterie-Division zugeteilt war. Bekanntlich erhielt diese Division am Vormittag des 1. September den Befehl, zur Unterstützung des Sächsischen Armee-Corps bei Daigny in das Gefecht einzugreifen. In Folge dessen wurde die 3. Fuß-Abteilung, welche (etwa seit 9 Uhr) östlich von Haybes im Feuer stand, gegen 11 Uhr links vorwärts gegen Daigny vorgeschoben. Die Batterie Roon war hierbei auf dem am weitesten vorgeschobenen linken Flügel der sämtlichen Garde Batterien placiert worden, etwa 800 Schritt von der Lisière von Daigny entfernt. Die Batterie stand hier bald in heftigem Geschützkampfe gegen die Höhen westlich von Daigny und la Rapaille, an deren östlichen Abhängen auch französische Infanterie eingenistet war; und von da aus empfing — in der Mittagstunde zwischen 12 und 1 Uhr — ihr wackerer Führer die tödliche Wunde. — Etwa um 2 Uhr fand sein Bruder ihn auf dem Verbandplatze (am Bois Chevalier) im kühlen Wiesengrunde gebettet, von sorglichen Aerzten und Pflegern umgeben. Aber eine Hoffnung auf Erhaltung des teuren Lebens konnten sie von vorn herein nicht geben: denn die Nieren, die Blase und andere Eingeweide waren durch ein mitten in den Unterleib eingedrungenes Chassepot-Geschoß schwer — eben tödlich — verletzt.

Der Verwundete aber, seine brennenden Schmerzen vergessend, fragte den aus dem Gefecht herbeigeeilten Bruder vor allem: „Haben wir gesiegt?" und

vernahm leuchtenden Auges die Nachricht von der Gewißheit des großartigsten Sieges, der wahrscheinlich jemals errungen worden — und zu dem auch er mit seinem Blut und Leben beigetragen hatte. Von nun an kam eine größere Ruhe über ihn. Noch auf dem Verbandplatze reichte ihm der Divisions-Prediger (Jordan) auf sein Verlangen das heilige Abendmahl.

Im Laufe des Nachmittags gelang es dem Bruder, ihn nach La Moncelle zu schaffen, wo in einer schloßartigen, von hübschem Garten umgebenen Villa (einem Grafen Viry gehörig) das 11. Garde-Feldlazareth sich Abends etablierte, ganz nahe bei den Trümmern des brennenden Ortes Bazeilles, um welchen die Bayern den ganzen Tag gekämpft hatten. —

Wider Erwarten überlebte der Verwundete die Nacht, befand sich sogar im Laufe des 2. September viel wohler, hörte auch noch die anfangs kaum für glaublich und möglich gehaltene Kunde von der Kapitulation der ganzen französischen Armee und der Gefangennahme Napoleons.

„Er hatte“ — schrieb Major von Roon — „an diesem Tage sogar wieder Hoffnung — die Aerzte aber leider gar nicht! Arnold, der in der Schlacht mit seiner Compagnie in der Avantgarde gewesen war, und Schwager Eugen hatten ihn schon Vormittags besucht. Ich selbst war gegen Mittag wieder bei ihm. Nachmittags, um $^1/_2$5 Uhr etwa, kam zur größten Freude Vater, der ihn endlich aufgefunden hatte. Er nahm vollständig Abschied von Bernhard (der ganz klar und ruhig war) — mit schwerem, aber wie tapferem Herzen! riß er sich von diesem wackeren Sohne los, ohne ihm doch die Hoffnung ganz nehmen zu wollen, weil B. sich gerade so viel wohler fühlte — — —“

In der darauf folgenden Nacht sowie während des 3. September verschlechterte sich das Befinden sichtlich. Gleichwohl waren die Schmerzen nicht erheblich, auch das Bewußtsein nur selten unterbrochen, so daß der Bruder des Sterbenden und sein gleichfalls herbeigeeilter Onkel (der Divisions-Prediger B. Rogge) ihn trösten und viel mit ihm beten konnten. Gegen 8 Uhr Abends hauchte er dann, umschlungen von den Armen des Bruders, den letzten Seufzer aus. — —

In dem Schloßgarten von La Moncelle, der ja selbst einen Teil des Schlachtfeldes bildete, auf dem sein Blut geflossen, sollte der junge Held beerdigt werden — mit dem Antlitz gewendet nach der von dort sichtbaren Höhe, auf welcher er gefallen war. So hatte es der Vater bei seinem Besuche an dem Sterbelager selbst bestimmt, sich vorbehaltend, s. Z. wegen Pflege und Schutz des Grabes mit dem Besitzer in Verbindung zu treten. Unter obwaltenden Umständen hielt man diesen Ruheplatz für gesicherter als einen solchen auf dem katholischen Friedhofe. —

Nur mit Mühe gelang es am folgenden Morgen dem Bruder und dem Onkel, in Sedan einen Sarg zu erlangen; denn eine unbeschreibliche Verwirrung herrschte natürlich in dem von der deutschen Besatzung sowie von gefangenen und

entwaffneten Franzosen überfüllten kleinen Orte; es wimmelte wie in einem Ameisenhaufen. — — Gegen Abend brachten sie den Entschlafenen dann in die stille, von rauschenden Baumwipfeln behütete Kammer.

Bayrische Soldaten des 8. Infanterie-Regiments (welches dort einquartiert war), stattliche, hochgewachsene Söhne der Berge, trugen ihn auf ihren Schultern hinab; und von andern Leuten desselben Regiments mußte der einen Fuß im Gypsverbande nachschleppende Bruder sich hinter dem Sarge hertragen lassen. Sonst waren nur noch einige Aerzte und bayrische Offiziere zugegen, als Prediger Rogge bewegte Worte des Segens und des Friedens über der entseelten Hülle seines heldenmütigen Neffen sprach. Dem Vater hatten es zu seinem Schmerze die Umstände unmöglich gemacht, an diesen letzten Ehren persönlich teilzunehmen.[1]) — — —

Roon an Blanckenburg.

H.-Qu. Rheims, 6. 9. 70.

Mein geliebter Moritz! Seit gestern hier in der alten Krönungsstadt der französischen Könige. Charles X. war der letzte, der sich hier salben und krönen ließ. Heute wohnt unser siegreicher König in den prächtigen Ceremonial-Räumen des erzbischöflichen Palastes, die bei jenen feierlichen Gelegenheiten von den Kapetingern bewohnt wurden. Aber ach! wie viel Blut und Thränen waren und sind zu vergießen, um uns hieher zu führen! Du wirst, wenn Du diese Zeilen empfängst, wohl schon wissen, daß auch unser alter Bernhard zu den zu Beweinenden gehört. Er erhielt am 1. d. M. in der Schlacht bei Sedan, als er mit seiner Batterie tapfer ins feindliche Tirailleurfeuer hineingefahren war, um den Aufmarsch unserer Infanterie bei Daigny möglich zu machen, eine Flintenkugel in den Unterleib. Die Bedenklichkeit der Verwundung erkennend, begehrte und empfing er noch auf dem Schlachtfelde das heilige Abendmahl, wurde wohl verbunden nach dem Schloß des Grafen de Viry bei la Moncelle getragen, wo ich ihn am 2. Nachmittags nach einigem Suchen auffand, wohl gebettet und wohl gepflegt vom Oberstabs-Arzt Frenzel; aber dieser erklärte ihn fast mit Bestimmtheit für einen Moribundus. Ich mußte Abschied von ihm nehmen. Waldemar blieb bei ihm. Andern Tages empfing ich Berichte von diesem und dem Arzte, die so viel und so wenig Hoffnung gaben, als Tags zuvor. Am 4. früh erschien mein Schwager Rogge (aus Potsdam) bei mir, und ich wußte Alles. B. war am 3. Abends nach 8 Uhr sanft eingeschlafen nach einem herzlichen kurzen Gebete; seine letzten Worte: „Heiland! Heiland!“ Sie

[1]) Auch Roon's Hoffnung, daß seines Helden-Sohnes Gebeine dort auf dem Schlachtfelde ihre bleibende Ruhe finden würden, sollte sich nicht erfüllen Vielmehr stellt ihm jener Graf Viry, dem das Schlößchen und der Park von La Moncelle gehörten (er war im Kriege Oberst der Mobilgarde), nach dem Friedensschlusse das Ersuchen, die Leiche von dort zu entfernen, da das Preußen-Grab seine und der Seinen Gefühle zu sehr verletze — es sei denn, daß General von Roon vielleicht vorzöge, die ganze Besitzung — von ihm käuflich zu erwerben! — —

So kam es, daß die irdischen Reste Bernhard's von Roon im Herbste 1870 wieder nach der Deutschen Heimat zurückgebracht wurden, und daß sie jetzt — neben denen seines großen Vaters — in der stillen Familiengruft zu Krobnitz geborgen sind. — D. H.

(Rogge und Waldemar) haben ihn am 4. Nachmittags im Park neben einem andern Offizier (v. Twardowski) gebettet mit der Aussicht auf das Schlachtfeld, und der Arzt hat ein Steinkreuz mit Namen auf das Grab gesetzt. Daß es respectirt wird, will ich vom Grafen, der ein anständiger Mann sein soll, erbitten. Ich mußte am 4. nach Rethel in entgegengesetzter Richtung, 10—11 Meilen vom Grabe und war glücklich, daß Oheim und Bruder an demselben beten konnten. — — Das war abgemacht. Das Schwerste blieb mir noch: die Mittheilung an Anna und die eigene Beruhigung. Erstere ist erfolgt; mit der letzteren bin ich beschäftigt. Die Arbeiten und ernsten Zerstreuungen des blutigen Handwerks verhindern glücklicherweise sentimentales Grämen; aber wund wird eine Stelle meines Herzens noch lange bleiben. Mag es sein! Wo so viel Großes und Ueberwältigendes vorgeht, da kann der Kummer des Einzelnen nicht der Grundton des männlichen Daseins werden. — — Welch' ein sichtbares gewaltiges Gottesgericht ergeht über dies schöne und sittlich so verwahrlosete Land! Der Ex-Kaiser — Kriegsgefangener, verabscheut von der ganzen Welt, namentlich den Franzosen; die von ihm eingesetzte Regentschaft unmöglich, wahrscheinlich schon verjagt, das Land ohne anerkannte Regierungsgewalt, eine Beute der verschiedensten Partheiungen; keine Möglichkeit mit ihm Frieden zu schließen; „la grande nation" eine übel riechende Kloake; welch' ein Abgrund von Unglück und Nichtswürdigkeit! Wir haben eigentlich keinen Feind mehr niederzuwerfen. Die Capitulation von Sedan brachte über 100000 Gefangene, 250 Feldgeschütze, ich weiß noch nicht wie viele Adler, Mitrailleusen und andres Zeug in unsere Hände, nebst der Festung. Bazaine mit seinen 80000 M. ist in Metz von einer verschanzten Armee von fast 300000 M. fest umgarnt, alle Versuche sich herauszuschlagen endeten bis jetzt mit der engeren Einsperrung. Er hat 20000 französische Verwundete zu versorgen und zu verpflegen; Proviant und Munition fangen an zu mangeln: die Sache kann nur mit einer zweiten Capitulation endigen. Bleiben etwa 50000 M. zusammengeraffte Feldtruppen bei und die Fortificationen von Paris. Und sollten wir mit einer Armee von 460000 Mann nicht auch dort die Herren werden?! Das ist wohl kaum zu bezweifeln — aber was dann? — Wir werden nächstens nichts mehr zu fechten, sondern nur noch die drohende Anarchie im Lande zu bekämpfen haben. Der Zertrümmerung der feindlichen Armee scheint der Zerfall des gesammten Regierungs-Organismus auf dem Fuße folgen zu wollen. Und wer vermag eine neue, wirksam functionirende an seiner Stelle aufzubauen? Unsere heimische Büreaukratie ist viel zu steifstellig und pedantisch dazu, fürchte ich. Um aber wohldenkende und geschickte Männer aus diesem Lande selbst zu gewinnen, dazu bedarf es einer längeren Zeit; die Leute müssen 1. ihren ferneren Widerstand als zwecklos, 2. die Nothwendigkeit erkennen, daß sie selber uns die Hand geben müssen, um den völligen Ruin Frankreichs zu verhindern. Wer also kann wissen oder erwarten, daß er Weihnachten in der Heimath feiern werde?! — Obgleich wir mit Gottes Hülfe allen feindlichen Widerstand niedergeworfen, resp. niederwerfen werden: dennoch kein Frieden in naher Aussicht. — Und nun der Landtag, dahinter der Reichstag in

naher Aussicht, nachdem die Neuwahlen stattgefunden. Soll nicht Alles aus dem Leime gehen, so wird bei'm Himmel sehr exacte Arbeit gemacht werden müssen! Und Europa? welches heute vor Erstaunen platt auf dem Bauche liegt, was wird es sagen, was kann es thun, wenn es sich von seinem ersten Schreck erholt haben wird?

„L'équilibre“ ist freilich gänzlich verloren gegangen. Ist nicht Preußens Schwert heute das Scepter von Europa? — „Votre organisation militaire est sublime“ — so hat der entthronte Cäsar am 2. bei Sedan zu unserm Könige gesagt. Und darin liegt die Wurzel unseres militärischen Vermögens, und nicht — wie oft gesagt worden — im Zündnadelgewehr, denn die Chassepots sind dem unverbesserten Zündnadelgewehr leider recht bedeutend überlegen, wie wir zu unserm Schmerze erfahren haben. Und dennoch! Obwohl wir 50 000 M. auf den Schlachtfeldern und in den Lazarethen liegen gelassen, nachdem Krankheit und die Nothwendigkeit zu detachiren die Operations-Armee um weitere 30 000 M. geschwächt, sind wir dennoch im Stande, nicht nur unsere Reihen wieder zu complettiren, 150 000 M. Etappentruppen aufzustellen, sondern wir könnten jeden Tag noch — wie ich dem Könige vorgestern dienstlich gemeldet — drei neue Armee-Corps = 100 000 M. aufstellen, sobald unsere zahlreichen blessirten Offiziere nur erst gesundet wären. 300 000 M. vor Metz, 60—70 000 vor Straßburg und Toul, 180 000 M. im Marsch auf Paris, und alle wohl genährt in einem ausgesaugten Lande und mit allem Nöthigen reichlich versehen. — Freilich fehlen alle diese Arme den Arbeiten des Friedens. Und diese sind die Hauptsache, diejenige, um welcher willen alle diese colossalen Anstrengungen gemacht wurden und werden! Um uns ihnen auf die Dauer und mit Sicherheit gegen neue Störungen — hingeben zu können, wird noch mancher Schweiß- und viele Blutstropfen vergossen werden müssen. — Und an den Friedensschluß knüpft sich leider ein unversöhnliches Dilemma: Wir können, um unseres Volkes und unserer Sicherheit willen, keinen Frieden schließen, der Frankreich nicht zerstückelt; und die französische Regierung, welche es auch sein mag, kann, um ihres Volkes willen, keinen Frieden machen, der Frankreichs bisherige Integrität nicht erhält. Daraus folgt mit Nothwendigkeit die Fortsetzung des Krieges bis zur Erschöpfung aller Kräfte, und diese Nothwendigkeit — so traurig sie auch ist — erscheint mir bis jetzt unvermeidlich. Gepriesen Derjenige, welcher uns davon erlöset! — Ob ich alter Mensch das Ende des Krieges erlebe, ist zwar sehr gleichgültig, aber ich zweifle daran. Ebenso daran, daß der „große Zauberer“ ein Mittel weiß, um die Fermate zu setzen ohne einen aufgelöseten Mißton, ein so großer Meister im diplomatischen Generalbaß er auch sein mag. Es giebt aber einen größeren, dem wollen wir vertrauen! —

Ich lasse diesen Brief unter A.'s Adresse abgehen, damit sie ihn lese und Dir, unter Bitte um Rückgabe, zustelle. Denn wenn ich das Ende doch noch überleben sollte, so wird es mir in einer stillen Abendstunde vielleicht erfreulich sein, wieder zu lesen, was ich heute in der Mitte der Ereignisse darüber dachte. —

Und nun seid Alle, Alle Gott befohlen. Ihr in der Heimath, die ich liebe und an die ich oft mit Wehmuth gedenke. Ich bin recht angegriffen von den letzten Katastrophen, wiewohl nicht eigentlich krank. Die nächsten Ruhetage werden mir gut thun, die ich hier zu erwarten habe. —

In alter Treue und Liebe A. v. Roon.

(Fortsetzung folgt.) R. v. D.

Soll ich meines Bruders Hüter sein?

Novelle

von

Viktor Valentin.

Bergeinsamkeit!

Wohl dem, der dich durchwanderte am goldigen Morgen; selbander, wenn das Echo, das ein Mund weckte, in der Freunde Ohren widerscholl wie eines dritten Gefährten Stimme, wenn das staunende Entzücken über deine Wunder in verwandten Seelen sich begegnete, wenn begeisterte Blicke deine Höhen wetteifernd maßen, die Behaglichkeit froher Genossenschaft die Herbigkeit deiner Schönheit milderte und Freundschaft selbst durch dich gesteigert schien, denn dichter aneinanderdrängt sich Menschliches Menschlichem in schweigender Öde.

Und doch kennt dich nur, wer allein — ganz allein — zu dir sich getraute. Wer mit zaghaft kühnem Fuß nie betretene Wege erklomm, bis in schwindelnder Höhe die letzte Hütte, bis jedes Wahrzeichen menschlicher Nähe schwand, bis der Schritt des Rastlosen alle lebende Kreatur, das letzte kümmerliche Grün überholte, und du wie mit glänzenden Riesenfittichen aus Himmel und Überhimmel herabschwebtest, mit deinem unbewegten Hauche die lautlosen Höhen füllend, mit deinen Schauern wie eines Schöpfungsmorgens, in dem das Lebendigatmende noch nicht zu leben vermag, Odem und Empfindung ringsumher erlöschend. Außer in der verwegenen Brust, die sich deiner Göttlichkeit zudrängte, bis, umstarrt von zackigem Geklüft, umblendet von schrankenlosen Schneegefilden, die keine Sonne je geschmolzen, umgraut von dämmernden Abstürzen, der Welt enthoben durch flackerndes Wolkengeriesel, die erschrockene Seele wieder hinabstrebt, zage zu entfliehen den wuchtigen, zermalmenden Schrecken deiner Riesenschönheit; hinab, sich — gleich dem Kinde in die Falten des mütterlichen Gewandes — in die grünen Schatten der Niederung, in die engen Hütten des Felsthales zu verstecken, übersehnsüchtig nach menschlicher Gegenwart. —

So war ich, ein Tollkühner, durch das Hochgebirge gewandert, über glänzende Firnfelder, neben drohenden Lawinen, über steinübersäete Halden, über schroff abfallendes Gehänge. Und so erreichte ich, von Schauern übersinnlicher

Größe erschüttert, Mariafels, eine einsame Klippe, auf deren starrem Felsenscheitel eine freundliche Stätte dem Wanderer gastlich Schutz gewährt.

Schon ehe ich den Aufstieg wagte, hatten sie mir im Thale von dem Hannes erzählt, dem Wetterhansel, der dort 3460 Meter über dem Meeresspiegel auf seiner meteorologischen Station die Einsamkeit zur einzigen Gefährtin habe, außer in den zwei oder drei Monaten jeden Sommers, wo eine Köchin und eine Schenkin hinaufzögen, um den Sommerzüglern Mahl und Obdach zu bieten. Doch erst jetzt, da ich, von den höchsten Gipfeln mich abwärts wendend, die ganze Furchtbarkeit dieser gigantischen, felsenumschrofften Welt kennen gelernt hatte, ahnte ich, was dieser Mann ertrug, und daß, der's ertrug, ein außergewöhnliches Menschenkind sein mußte.

Nachdem ich in der Gaststube mich ausgeruht, erwärmt und erquickt hatte, betrat ich mit gefälliger Erlaubnis seines Bewohners den Observationsraum, ein hohes, mäßig großes Zimmer, angefüllt mit mancherlei wunderbaren und höchst sinnreichen Apparaten, wie sie die Wissenschaft erfunden und errichtet hat, um der Natur ihre verschwiegensten Geheimnisse abzulauschen und sich zum Herrn über Wolken und Winde machen zu lernen. Den Mittelraum nahm der große Barothermograph ein, ein gar seltsames, wohl drei Meter hohes Instrument, dessen kompliziertes Röhren-, Kolben- und Räderwerk nicht nur alle Schwankungen der Temperatur, des Luftdrucks, des Feuchtigkeitsgehaltes der Atmosphäre empfindet, sondern obendrein eigenhändig — sozusagen — registriert. Außer diesem befanden sich noch verschiedene andre Apparate, deren Bedeutung mir nicht sogleich klar war, an diesem so weit hinauf versprengten Vorposten der Wissenschaft. Ruhig, mit großer Sicherheit waltete der „Wetterhansel" als Wärter der Station seines Amtes, las da und dort die verschiedenen Messungen ab, nahm telephonisch Meldungen aus der Hauptstation entgegen und gab auf eben diese Weise solche weiter. Seiner ganzen Erscheinung nach war Wiesner ein Mensch von schlichtem Wesen und vermutlich nur ganz einseitig meteorologisch ausgebildet; dennoch, wie ich ihn da betrachtete, war etwas an ihm, das meine Teilnahme lebendiger erweckte, als es vielleicht jeder andere an seiner Stelle gethan hätte, ohne daß ich doch gleich hätte sagen können, was es war.

Er war ein Mann von mittlerer Größe und etwa in der Mitte der Dreißiger stehend, nicht schön, nicht häßlich, von guter Statur und Haltung, einem intelligenten Zug in dem nicht übelgeschnittenen, von einem dunkelblonden Vollbarte umrahmten Gesicht, in dem ein Ausdruck von Selbstbeherrschung lag, der vielleicht schon ein wenig starr zu nennen war. Er kümmerte sich nicht im mindesten um mich, meinen Gruß hatte er freundlich erwidert, übrigens aber ging er hin und her, ohne nach mir zu sehen. Ich wartete, daß er seine Geschäfte beendet hätte, und er augenscheinlich, daß ich meine Neugier befriedigen und dann gehen würde. Nun, so leichten Kaufes sollte er mir nicht davon kommen — interessierte er mich doch so sehr, je länger ich ihm zusah in seinem stillen, friedlichen Walten mit dieser Fähigkeit, einer Welt den Rücken zu drehen, daß ich Fernröhre, Horoskope und Thermographen über ihm selbst vergaß. Als ich merkte, daß er mit

seinen Wetterberichten fertig war, trat ich an ihn heran und knüpfte ein Gespräch über seine Beschäftigung und Lebensweise an, erhielt aber, wenn auch nicht mürrischen, so doch recht gleichgiltigen Bescheid, was ihm nun freilich nicht zu verdenken war; mochte er doch die Menschen, deren Gemeinschaft zu verlassen er den Mut besessen, durch ihre Besuche auf seiner Klause nur noch von der Seite einer stereotypen zudringlichen Neugier oder der abgebrauchter, phrasenhafter Gebirgsbegeisterung kennen. Ich fand also sein ablehnendes Wesen natürlich, aber nichtsdestoweniger reizte es mich und imponierte mir die unerschütterliche Ruhe, mit der er meine Fragen hinnahm und beantwortete. Nachdem er die Freundlichkeit gehabt hatte, einiges mir Unverständliche an dem großen Selbstregistrierungsapparate zu erklären, und mich danach einen Blick durch seine Fernröhre hatte thun lassen, der mir die verschwimmenden Höhen ferner Bergzüge näher gebracht und das leicht geballte Cirrus-Gewölk in einen flockigen Nebel aufgelöst hatte, sagte ich zu ihm: „Wie wunderbar ist all' Ihr Leben und Treiben, Sie müssen ein ganz andrer sein als wir übrigen Menschen. Nicht nur daß Sie die wissenschaftliche Seele dieses Raumes sind, sind Sie zugleich wie ein König über unendliche Weiten und wie ein Weiser, der an sich selbst genug besitzt und keinen andern zu seinem Glücke braucht. Sie sind zu beneiden."

Er sah mich an, seinen Blick einige Sekunden in meinen versenkend. Es lag eine Geschichte in diesem Blicke, obschon er eigentlich nur eine Frage stellen zu wollen schien. „Sie sind der erste, der mich nicht bedauert," sagte Wiesner. „Warum aber finden Sie mich beneidenswert, wo mich jeder andre beklagte auf meinem weltverlorenen Posten?"

„Weil es eine geistige Größe ohne gleichen offenbart, so leben zu können." Ich hätte mich nicht anders auszudrücken vermocht, ich hätte gemeint, ihn zu beleidigen, wenn ich nach einem volkstümlicheren Ausdrucke gesucht hätte; denn dieser Mann sah mich an mit den Augen eines Denkers.

„Nun, es könnte ja auch Stumpfsinn sein," sagte er mit leichter Ironie.

„O ja, freilich, das könnte es. Allenfalls noch etwas. Aber das würde hier ebensowenig passen."

„Was?"

„Eine schuldbefleckte Vergangenheit. In allen Zeiten flohen einzelne die menschliche Gesellschaft, um in der Einsamkeit der Buße zu leben. Aber wer Sie sieht, wer Ihre Beschäftigung kennt und von Ihrer Begabung und Ihrer leidenschaftlichen Naturliebe gehört hat, weiß, daß er Sie als einen der seltensten Menschen zu schätzen hat."

„Nichts wissen Sie," sagte er rauh, und drohend und düster starrten seine Augen mich aus einem bleichen Gesicht an, daß ich fast erschrak.

„Verzeihen Sie," sagte ich rasch, „ich meinte es ehrlich so." Und das war der Fall, seit langer Zeit hatte mir nichts einen solchen Eindruck gemacht als dieser Mensch und seine Lebensart.

Er hatte sich weggedreht und war an seine Apparate gegangen. Da ich fühlte, daß ich ihn verletzt hatte — sei es, daß er mich für einen zudringlichen

Schmeichler hielt, sei es aus irgend einem andern Grunde — und daß ihm meine Gegenwart lästig war, ging ich hinaus und beschäftigte mich draußen damit, das Gestein abzuklopfen und zu untersuchen, sowie das Gebäude ein wenig von außen zu beschnüffeln.

Auf einmal stand er hinter mir. „Wer sind Sie eigentlich, wenn ich's wissen darf?" fragte er mich.

„Ich heiße Valentin und bin Schriftsteller."

„Hm. Was schreiben Sie?"

„Geschichten."

„So wie sie in den roten Kalendern stehn?"

„Ungefähr so."

Er blinzelte mich scharf an und lächelte. Ich glaube, ich machte ihm mit meinem Bekenntnis den Eindruck des Ungefährlichen, Harmlosen. Daß Schriftsteller Leute sind, deren Thun in den lebendigen Menschen selbst wurzelt, denen andre ein besonderes psychologisches Interesse einflößen, mochte er nicht vermuten, sie galten ihm wohl nur für kuriose Träumer, die sich zur Unterhaltung andrer phantastische Mordgeschichten ausdenken, zu denen wieder einer, der eine geschickte Hand besitzt, Holzschnitte macht, unter denen dann steht: „bei diesen Worten stieß das unglückliche Weib einen markerschütternden Schrei aus" oder dergleichen. Vielleicht auch daß er gleichzeitig meine Stellung für eine etwas untergeordnete hielt und daraus schloß, daß ich keine Veranlassung nehmen würde, ihn hochmütig zu behandeln. Kurzum, meine Auskunft verschaffte mir augenscheinlich einiges Vertrauen bei ihm, und wie um seine Unliebenswürdigkeit von vorhin gut zu machen, gab er mir unaufgefordert Auskunft über alle Höhen und Tiefen, über Witterungsverhältnisse und seltene meteorologische Erscheinungen und dergleichen mehr, und wie es manchmal kommt, daß bei Erörterung ganz unpersönlicher Dinge zwei Menschen sich dennoch näher treten, so geschah es in dieser Stunde, in der uns nichts verknüpfte als die Einsamkeit und irgend etwas Zufälliges, sei es der Ton der Stimme oder Freude über rasches Aufmerken und Verstehen, oder was es sonst gewesen.

Inzwischen war die Dämmreung aus den Thälern heraufgestiegen; leise erblaßte und verschleierte sich die riesenhafte Steinwelt um uns, und es wurde kälter. Ich fragte ihn, ob er Zeit und Lust habe, eine Flasche Wein mit mir auszustechen, und freundlich, ohne lange Umschweife und Phrasen, willigte er ein. Bald saßen wir zwischen den vier Pfählen des Blockhauses am einfachen Tische nebeneinander wie alte Bekannte, redeten über die Weltläufte und wurden fast vertraulich miteinander. Als er plötzlich die Unterhaltung durchbrach mit den Worten:

„Das hat mir vorhin einen ordentlichen Riß gegeben, wie Sie das sagten: da säß' ich hier wie ein König oder ein Weiser, und wie Sie mich beneideten, oder wie das war, und wie es sonst nur ein Stumpfsinniger oder ein Schuldbefleckter aushalten könne. Und das ist es nun — und weil Sie der erste sind, der das herausgefühlt hat, und auch — weil — weil's mich gerade einmal so

gepackt hat, daß ich's sagen möchte, so will ich's Ihnen hier sagen: Ich bin ein Schuldiger, und daß ich's hier aushalte, ist, daß ich es verbüße — das Menschenleben, das ich auf mir habe."

Es mochte sich wohl etwas wie schreckhaftes Erstaunen in diesem Augenblicke in meinem Gesicht malen — denn freilich hatte ich ein solches Geständnis nicht erwartet — als er mit einem halben Lächeln hinzusetzte: „Dürfen sich aber deshalb nicht fürchten, Herr, bin sonst kein gefährlicher Mensch, und vor meinen Händen dürfen Sie sich auch nicht grauen, die sind rein. Der Fleck, der ist bloß auf meiner Seele und — ein wenig — haben ihn wohl auch die Jahre schon ausgebleicht, denk' ich."

„Die Jahre hier oben zumal! Denn die zählen wie Kriegsjahre. Wie viel sind's ihrer?"

„Fast sieben."

„Fast sieben Jahre!"

„Haben sie Ihnen unten nichts von mir erzählt, Herr?"

„O doch. Daß Sie Jahr aus Jahr ein allein hier oben hausen, und wie Sie schon als Kind ein halber Wetterprophet gewesen, den Wolken nachgesehen und über alle diese Dinge gegrübelt und sich Gedanken gemacht hätten."

„Sonst nichts?"

„Nichts."

„Freilich, den Menschen hab' ich nie so recht schuldig gegolten, denn das Gericht hat mich freigesprochen, der Pfarrer hat mich absolviert, da hat sich denn keiner recht getraut und mich einen Schandbuben genannt als ich mich allein. Und hab' mich endlich selber so halb und halb absolviert und mir doch immer gedacht, wenn mal einer käme, zu dem du ein Vertrauen faßtest, dem wolltest du's erzählen, ob er dir sagte — schlicht und recht, wie Mensch zum Menschen, Herr: bist freilich schlecht gewesen, Wiesner-Hans, aber es sei dir verziehen, wie Menschen sich alles verzeihen sollen —" und dabei glänzten mich seine Augen so wunderbar an, daß mir ganz feierlich wurde ob der seltsamen Mission, die ich überkam — „und thäten mich nicht mit ein paar schönen Redensarten ab, sondern sprächen wie einer, mit dem man auf du und du steht, und beschieden mich, ob ich ein Recht habe, zu sagen: ich hab's gebüßt und will's dennoch weiter büßen; oder meinen: da ist keine Sühne, und ob ich fünfzig Jahre hier über den Wolken hause — wollen Sie der sein?"

„Ich will's, ernst und ehrlich und nach bester Meinung; nicht weil ich dächte, daß mir ein Recht zusteht über andre zu richten, sondern weil wir im Grunde alle einer Art sind und keinem Menschliches fernsteht."

„Ich dank' Ihnen, Herr." Und ein Händedruck und Gläserklingen besiegelte das Versprechen. Dann begann er, langsam zuerst und nicht sehr laut, aber mit fester, klarer Stimme:

„Wenn Sie den Schwarzen Grund heraufkommen hinter Borisdorf, aber noch dazu gehörig, liegt rechter Hand ein einsames, kleines Gehöft. Sie nennens zum Jakobsbrunnen, warum, das kann ich nicht sagen, es ist dort ein gutes Wasser.

aber ich weiß nicht, warum es diesen Namen erhalten hat. Dort bin ich aufgewachsen. Es ist ein kleines Haus, und das Anwesen, das dazu gehört, sind etliche Morgen magres Acker- und Weideland, waren aber früher noch weniger. Jetzt hat's die Gemeinde überkommen, der Mann aber, dem es ehedem gehörte, hieß Wiesner und war mein Stiefvater, und von ihm habe ich den Namen, der eigentlich nicht mein richtiger ist. Das heißt, so recht gehörte der Jakobsbrunnen auch ihm nicht oder doch nicht allein, denn er hatte ihn erheiratet von seiner ersten Frau, und so war er nach ihrem Tode sein und seines Sohnes zu gleichen Teilen. Ich war ein Knirps von fünf Jahren, als ich mit meiner Mutter nach dem Jakobsbrunnen zog, und meine Mutter war eine arme Dienstmagd und hatte bis dahin keinen Mann gehabt, weiß auch heute noch nicht genau, wem ich außer ihr mein Leben verdanke, „ginge mich nichts an," meinte sie. Der Wiesner aber nahm sie zu sich, bald nachdem ihm die Frau gestorben war, daß sie ihm die Wirtschaft versehe und ihn und seinen Jungen in Ordnung halte, der war schon ein Bursche von zwölf, dreizehn Jahren damals und ein wilder, durchtriebener Unband obendrein. Nachdem wir ein paar Monate auf dem Jakobsbrunnen wohnten, die Mutter und ich, haben sich die zwei dann geheiratet, und so kam es, daß der Anton mein Bruder wurde. Und mein Peiniger dazu. Denn von nun an sah er mich als einen Eindringling und Schmälerer seiner Rechte an, und da ich soviel jünger war, konnt' ich mich seiner auch nicht erwehren. Ja, er hat mich was redliches gequält! weniger mit Hieben und Knüffen, obgleich er's auch daran nicht fehlen ließ, als mit Stichelreden und allerlei feigen Bosheiten, für die ihm keiner recht an den Kragen konnte. That gar, als sei er auf seinem Häusel ein gewaltiger Erbe, da war ihm der vaterlose Betteljunge denn der richtige, seinen Prinzenhochmut an ihm auszulassen, barfüßig und zusammengeflickt, wie er herumlief gleich mir. Auch die Mutter hatte viel Not mit ihm, und da gab's manchmal schlimme Händel, da ihm der Vater die Stange hielt, bis er merkte, daß damit die Sache noch übler wurde.

Da das Rittergut nicht zulangte, uns alle vier zu ernähren, arbeitete der Vater in einem Goldbergwerke, das seitdem eingegangen ist, weil der Ertrag die Kosten nicht deckte, und als der Anton alt genug dazu war, nahm er ihn mit hinunter. Ich selbst half inzwischen der Mutter in der Wirtschaft, bis auch ich herangewachsen sein würde, alsdann mich das gleiche Schicksal erwartete. Ich nenn' es so, weil ich ein tiefes Grauen davor empfand, diese Beschäftigung zu ergreifen, denn ich war von einem zwar stillen und träumerischen, aber auch nachdenklichen, beobachtenden Wesen und hing mit heißer Liebe an unsern Bergen, an Luft und Sonne, Wolken und Wald. Kein größeres Glück kannt' ich, als an Sonntagen oder sonst in Mußestunden im hohen Grase oder blühenden Klee zu liegen oder am liebsten an dem Abhang hinterm Hause im roten Haideland und die Wolken ziehen zu sehen, die einen weiß und glänzend am blauen Himmel wie lauter kleine lichte Engel, die andern tief herabhängend, schwere, schiefergraue Ballen, in denen es geheimnisvoll brodelte und kochte, dann wieder

die langen Wetterbäume, die Sturm und Regen kündend von Horizont zu Horizont reichten, oder das dichte silberne Gerinnsel, das wie ein gefrorenes Lichtmeer zu meinen Füßen über den Thälern hing; und hörte die Winde pfeifen, hörte es in den Tiefen, im Innern der Erde heulen und flüstern und die Wildbäche hinunterbrausen von den Höhen. Dann überkam es mich wohl mit heißer, grenzenloser Sehnsucht, diese Wunder alle deuten zu können, diese Sprache verstehen, diese Riesenzeichen lesen zu können, ja eine ungeheure, kühne Zuversicht überkam mich, daß es dem Menschengeiste gegeben sein müsse, Himmel und Abgründe, Nebel und Winde zu erforschen, und daß wohl der liebe Gott selbst sich einst einen erwählen werde, dem er das alles offenbare, wie dem Moses die Gesetze der Menschen auf dem Sinai. Manchesmal von so phantastischen Träumen erfüllt, hab' ich, ein armer, unwissender Hüterjunge, an einer einsamen Felswand gestanden und gewartet, ob in dem Brausen der Wasser und Wallen der Nebel nicht der Herr erscheinen und mir seine Zeichen und Wunder deuten werde. Weiß nicht, wie das über mich oder in mich gekommen ist.

Einmal hatte der Anton einen häßlichen Streit mit dem Steiger, der ihn beschuldigte, die ohnedies geringe goldne Ausbeute heimlich geschmälert zu haben. Zwar verschwor sich der hoch und teuer, daß es ein unglücklicher Zufall gewesen sei, wenn ihm da etwas in den Stiefel gerollt, was nicht hinein gehöre, und konnte ja wohl auch so gewesen sein; da er aber — damals ein Bursche von etwa zwanzig Jahren — für habgierig bekannt war und überdies eines Tages auf und davon und verschwunden war, so wollte keiner hinterher seiner Versicherung glauben, pflegen doch Unschuldige eben nicht auszureißen. Doch mag auch das vorkommen, und ich will seinem Andenken nicht zu nahe treten, als ob damals seine Hände nicht noch rein gewesen wären. Wie er selbst später bekannte, war ihm der ganze Handel nicht unerwünscht gekommen, denn die mühselige und schlechtbezahlte Arbeit hatte ihm nie zugesagt, und immer hatte er sich mit dem Gedanken getragen, außer Landes zu gehen. Genug, er war gegangen, und es hieß, der Vater habe ihm dabei Vorschub geleistet. Jedenfalls war dem ein Stein vom Herzen, daß der Junge in Sicherheit und einer Strafe entgangen war — späterhin freilich, da Jahr auf Jahr verging, ohne daß der Entwischte von sich hören ließ, sagte er oft, wie es ihm lieber gewesen wäre, der Anton hätte, schuldig oder unschuldig, ein paar Wochen abgesessen und wäre im Lande geblieben.

Das war nun wohl natürlich, daß ihm der verlorene Sohn nahe ging. Warum auch hätte er nicht an ihm hängen sollen? Er war sein einziges Kind, klug und von Ansehen ein hübscher Kerl. Ja das war er! Groß und schlank, dabei kräftig gebaut, mit einem schönen bräunlichen Gesicht, schwarzen Haaren und blitzenden, dunkeln Augen, hinter roten Lippen Zähne weiß und glänzend wie ein Raubtiergebiß — ein Kerl, dem die Mädel schon nachsahen, als er noch nicht ausgewachsen war. Er war auch nicht etwa finster von Wesen, konnte sogar etwas recht Schmeichlerisches, Bestechliches annehmen, wenn er wollte, aber manchmal hatte er auch was im Gesicht, davor einem graute, etwas Hartes und Wildes. Möcht' sagen, es war etwas Undeutsches in ihm, wie das in Grenz-

ländern mitten unter deutschen Leuten vorkommt, ohne daß man sagen könnte: der ist böhmisch oder wälsch oder sonst was.

Kein Mensch konnte froher sein, daß er fort war, als ich, denn gute Freunde gewesen sind wir nie. War, glaub ich, in seinen Augen ein rechter Hansnarr und Dummrian. Denn er gehörte zu den Menschen, deren ganzer Verstand auf ihren eigenen Vorteil geht und die auf alle herabsehen, die etwas treiben, was ihnen nicht einen sichtbarlichen Nutzen verspricht. Freilich trat seiner eigenen Klugheit manchmal seine Leidenschaft und Gewaltthätigkeit zu nahe. Wenn ich das auch damals noch nicht recht begriff, so lernt man manches wohl noch hinterher einsehen. Und überdies sollte er ja wiederkommen."

„Entzog er sich denn nicht dem Militärdienst, indem er fortging?" fragte ich.

„Nein, es fehlte ihm ein Finger an der linken Hand, den er bei einem Unglücksfall eingebüßt, da war er für den Dienst untauglich wegen der Griffe am Gewehr.

Nun, die Zeit verging, Jahr auf Jahr, ich wuchs heran, andre Geschwister kamen nicht, der Anton ließ nicht von sich hören. Dem Vater dauerte die Sache zu lang, und als es damit ins siebente Jahr hinging, ließ er Briefe aufsetzen, wie ihm einer geraten, die gingen nach Amerika und Australien. War aber kein Anton Wiesner zu finden. Auch in Blättern wurde er aufgerufen und geschah auch nichts darauf. Da war der Vater überzeugt, daß er verunglückt sei entweder auf dem Meere oder in einem Gefecht oder von wilden Männern erschlagen. Nun, wie gesagt, das nagte an ihm, denn er war nicht harten Gemütes wie sein Sohn; aber da es kein Verlust war wie ein plötzlicher Tod, so fand er sich eben hinein und bewies sich immer freundlicher zu mir. Eine Zeitlang habe auch ich in jenem Goldbergwerk gearbeitet, wo es mir schlecht genug gefiel; als es dann einging, verdingte ich mich als Knecht und zahlte den Alten regelmäßig etwas ab — nun ja, ich sagt' es schon, er war nicht böse, aber klein und geizig, wie Leute sind, die sich ihr Lebelang um den Pfennig haben plagen müssen, war ihm der Heißhunger des heranwachsenden Menschen, der ihn nichts anging, lästig gefallen. So nahm er's denn gern und standen uns recht gut zusammen. Alles in allem, es war — auch mit der Mutter — ein Verhältnis, nicht besonders herzlich, oft rauh und zuwider, aber doch im Grunde nicht ohne freundliche Gesinnung und das sich freundlicher gestaltete, je länger hin.

Von meiner Mutter möcht' ich nun auch was sagen. Sie war eine brave und kluge Frau, fleißig, umsichtig und sparsam, aber riß gern das Heft an sich. Wie der Anton wegblieb und der Vater stiller und lenksamer geworden, war's ihr damit so ziemlich geglückt. Freilich — und ein undankbarer Lump wär' ich, wenn ich's verschwieg — ließ sie dabei nimmer aus den Augen und war wohl hauptsächlich darauf abgesehen, mir alle Vorteile zuzuwenden. Ihr ganzes Denken ging darauf, mir den Jakobsbrunnen zu sichern, besonders seit er durch einen Erbschaftsfall zu einem etwas stattlicheren Anwesen herangewachsen war, sodaß ich den Dienst verlassen mußte und wir vollauf zu thun hatten, mit einer Magd die Wirtschaft zu betreiben.

Mittlerweile waren es zehn Jahre geworden, daß der Anton außer Landes gegangen, eine Krankheit des Vaters gab Veranlassung, die Nachfolge festzusetzen und in Ordnung zu bringen. Nochmals waren Briefe geschrieben, Spuren von dem Flüchtigen aber nicht aufgefunden worden. Die Sache hing beim nächsten Gericht, das den Anton gesetzmäßig als „verschollen“ erklären sollte. Schon waren wir zu mehreren Terminen in Audorf gewesen, und alles galt für abgemacht.

Es war eines Sonntags Nachmittags nach der Kirche. Am nächsten Tage sollten wir zum letzten Male wegen der Angelegenheit hinüber, alles war heiter und zufrieden, der Vater von seiner Krankheit wieder genesen, wenn auch wohl ein bissel wehmütig um den nun auch gerichtlich abgethanen Sohn, die Mutter beinahe gespaßig in ihrer Siegesfreude, wozu nun wohl ein armes Weib alles Recht hatte, das sich aus einem Stande niedrigster Dienstbarkeit und sklavischer Behandlung zu einem gewissen Ansehen und Einfluß durch eigene Tüchtigkeit aufgeschwungen hat. Mit uns der Schulmeister, ein noch junger Mensch, der noch nicht gar lange im Dorfe war und mit dem ich mich schnell befreundet hatte, wie ich ihm denn manches Wissenswerte verdankte und er mir gern behilflich gewesen bei den Horoskopen, Barometern und derlei Geschichten, die meine Liebhaberei geblieben waren; und — zwei Frauensleute, über deren Besuch ich über die Maßen glücklich war. Hatte nämlich damals, wie sich's für meine Jahre schickte, einen Schatz, die blonde Resel aus Frühauf, in die ich gar mächtig vernarrt war, indes es ihre Mutter, meine Pathe, auf einen Brauerssohn mit ihr abgesehen hatte, und sich nur auf die Heirat verstand, wenn es mit dem Testament in Richtigkeit käme. Die waren auch da, hatten sich den Jakobsbrunnen aller Orten beguckt, die Papiere dazu und Ja und Amen gesagt. Nun, es war gerade kein feierlicher Verspruch gehalten worden, aber die Sache galt doch für abgemacht. Mein Resel that verschämt und ich gar halb närrisch vor Freude. So saßen wir zusammen am Kaffeetisch um die großbauchige Kanne und den zwei Zoll hohen Landkuchen, hemdsärmlich und seelenvergnügt da, ließen's uns wohl sein und redeten dies und jenes; und war ein grimmig heißer Tag. Von den Fenstern waren die weißen Vorhänge weggezogen, da sah man ins Gärtel mit seinen Malven und Levkojen, das sah lustig aus, und dahinter den Dorfweg, auf dem die Sonne hell und goldig lag, und wieder dahinter die Wiese, auf der es blühte, weiß und gelb und dazwischen rotsprenklig von den wilden Steinnelken, die dort standen, und sah aus, als ob dort bunte Funken über den Plan verstreut wären, und alles glitzert und glänzt und halte meines Mädels Hand in meiner, und war nichts als eitel Lust und Freude und Seligkeit auf der Welt.

Da auf einmal, wie ich wieder durchs Fenster den Weg hinaufschau — Augen hatt' ich immer wie ein Falke — da — von drüben her den „roten Berg“ hinunter, wo die Sonne schattenlos auf dem Gestein lag — da —“

„Da kam er.“

„Woher wissen Sie das?“

„So was wissen wir Schreiber immer.“

„So? nun, dann brauch ich's wohl nicht weiter zu erzählen?"

„Nicht doch, erzählen Sie nur. Ich weiß nur, daß er kommt und daß es nun böse wird, aber weiter nichts."

„Eine braune Sammtjoppe, Herr, und dito Hosen, in die hohen Stiefel gesteckt, rotes Seidentüchel um den Hals geschlungen, das zipfelte da im Winde herum, wie wenn einer eine Fahne 'nausgesteckt zu Kaisers Geburtstag, so kam er daher; auf dem Kopfe ein Filzding, nun, das sah nicht allzu gut aus, und über die Schultern gehängt eine Ledertasche am langen Riemen. Erkannt' ihn gleich, ob er schon einen pechschwarzen Schnauzbart unter der Nase hatte und um ein gutes breitschultriger geworden war. Sah schmuck aus und schneidig und doch zugleich greulich. Ein Abenteurer. Und macht' ein paar Augen und ein Schnüffelgesicht, und — ja da wußt' ich's auch wie Sie vorhin: der bringt nichts Gutes, und kroch mir kalt über den Rücken wie eine Schlange. Und Sie müssen nicht glauben, daß es mir um den Jakobsbrunnen gewesen und den Acker, bin mein Lebenlang nicht habgierig gewesen — aber um das Mädel war mir's, und nun — was würde nun werden?

Nun, die Resel faßt' mich am Arm, ganz erschrocken: was mir denn über die Leber spränge? Und die andern sahen mich auch an, aber ich sag' nichts. Ich weiß nicht, ich konnt's nicht sagen, dachte wohl, sie erfahren's zeitig genug.

Nicht lang darauf thut sich die Thür auf, und herein kommt er, gerade als wäre nichts daran und darum, wär' vor 'ner Stunde weggegangen und käm' nun halt zurück. Schmeißt das filzerne Ding hin und spricht: „Da bin ich, guten Tag mitsammen."

„Der Anton! der Anton!"

Die Mutter steht auf und setzt sich wieder, so fährt ihr der Schreck in die Glieder, der Alte — juh der fängt an zu heulen, der Schulmeister sucht seine Mütze, hat sich auch bald darnach gedrückt, die zwei Frauensleute stehen da mit großen Augen und offenem Munde, und ich faß' meines Mädels Hand noch fester, gerade, als wollt' sie mir einer wegnehmen. Er aber steht da, die Fäuste in die Hüften gestemmt, und lacht überlaut, und blitzen seine Augen und hängt ihm ein Wisch schwarzer Haare in die Stirn, und sieht uns der Reihe nach an, lacht noch immer, und wüßte nicht, daß er einem die Hand geboten hätte. Der Vater aber umhalst ihn und redet, was ihm einfällt; und wärmt brühheiß alles auf mit dem Grundstück und den Gerichten und wie es hätt' sollen morgen zum Abschluß kommen, und von der Resel und was da dran und drum hängt. Der Anton sieht mich an, dreht sich den Schnurrbart und sagt endlich: „Na, da tret' ich dem Hans ja eklig ins Essen, ihm und der Jungfer dazu. Aber mir liegt nichts an eurem Jakobsbrünnel, könnt die Klitsche behalten, brauch' sie nicht!" und faßt in den Schnappsack, zieht einen großen Beutel raus und schmeißt ihn auf den Tisch. Hei der Spaß! ist meiner Seele nichts wie Gold drin, lauter große fremdländische Stücke, die kollern unter die Kaffeetassen, hüpfen und springen in der Sonne und klitsch klatsch auf die Dielen — nun — da muß einer die Gesichter sehen, Herr! ein Säckel Gold, leibhaftiges Gold, wie ein andrer eine

Handvoll Bohnen hinwirft, davon funkeln die Augen und lacht der Mund! Denn das Gold und der Menschen Seele, Herr, die sind wie eine Polka auf der Bratsche und ein paar junge Beine dazu. Nun, springen auf und kreischen und haschen und fassen, und er lacht dazu, wie sie so wacker hinterher sind, hinter der gelben Gottesgabe.

Das war nun der Einzug.

Die Pathe indessen, als sie sich wieder ein bissel beruhigt haben, zieht einen breiten Mund, die Resel legt den Kopf auf die Seite und guckt ihn an, und die zwei Alten befühlen das braune Joppel und tätscheln ihm den Rücken, und schien's, als ob sie alle meinten, daß es sein Ernst gewesen, wie er mir da das Gütel zuschmeißt, großspurig, wie die Batzen auf den Tisch, und kriegen einen Heidenrespekt vor ihm. Nu, ich tret auch herzu, denke, daß die Sache mehr Art hat, halt ihm die Hand hin, sag' ein Grüß Gott, rück' ihm den Stuhl und heiß' ihn Platz nehmen und Kaffee trinken, und sollte sich's wohl sein lassen unter uns, wär' mir lieber, ich verlör' den Jakobsbrunnen, als er wär' in der Fremde verdorben, und freute mich, daß er dort sein Glück gemacht. So redet er denn auch, wie ihm an dem Stück Heidelands nichts läge, er wär kein „Pauer" und nicht gewohnt, hinter dem Pfluge herzutreten und hot und hü zu schreien. Und belauert sich mein Mädel — so mit kurzen, scharfen Blicken — schiebt den Kaffee wieder weg, als wollt' er sagen: ist nichts für mich, eure Tunke, legt die Arme auf den Tisch und fängt an zu erzählen.

Nun, wenn einer im Missisippi gerudert und am Ohio geangelt hat, Wildenten in Texas geschossen und rote Brüder am Orinoko, in Kalifornien Gold gegraben und ein Theehaus gehalten in San Franzisko — so kann er schon erzählen, und weiß keiner, was gut erlebt oder gut aufgeschnitten ist; wiewohl einem, der goldbeladen heimkommt, ja gerne Glauben geschenkt wird. Und hat ein Wesen dabei, Herr, ein Schwadronieren und dann das Fremdländische, da und dort ein englisches Wort und gesegnet und geflucht in allen Sprachen — na, ob der Eindruck macht! Konnt' mich selber seiner nicht erwehren und fühlt's gar gut: der versteht's! was bist du da für'n Gimpel dagegen mit deiner dummen Ehrlichkeit und Gutmeinung! Ein bissel gruselig war's auch mitunter. Wie sie da im Röhricht gelegen haben am schwarzen Moor, Büffel zu schießen, und haben die Puma rascheln hören, und mit eins wird einer der Jäger am Genick gefaßt, die andern knallen los, und Mensch und Bestie verreckt zusammen, und der Mond gleitet sachte hinter den Zweigen einer Magnolie hervor, über dem Moor aber, wo die Körper versinken, quillt es rot auf von warmem Blute, und in den Zweigen fauchen die Affen und Kakadus. Oder wie sie im kahlen Felsgebirge nach Gold geschürft, wochen- und monatelang, das Hirn halb versengt von schattenloser Glut und immer geschürft, geschürft, Männer, gelb und hart mit grimmigen Augen, Krallenfäusten, wie die Satane, die Dolchmesser im Gürtel. Aber hurtiger wie die Gier ist der Neid, und leicht konnte einer in einer Stunde verlieren, was er in Monden gewonnen, und scharf sind die Dolche und tief die Abgründe, und haben manche gekämpft Leib an Leib um die gelbe

Beute. Oh, das ließ sich hören! Besonders als er dabei selbst einmal ins Gedränge gekommen, wie ihm da einer aufgelauert, eine Mordbestie von Mestizen, um ihm sein Geld abzunehmen, sich aber an ihm verrechnet, und er sich mit seinen Boxerkünsten erwehrt und ihn an einen Baum gebunden, darauf ihm der Kerl in die Hand gebissen — da, häßliche rote Narbe! Dann das Theehaus, da sei's ein bissel wild hergegangen — das sei nichts für die Weibsen — aber schneidig, und wär' ein hübsch Stück Geld dabei herausgesprungen. Da hätt' er denn endlich gedacht, könnt' mal eine Ferientour machen in die Heimat, da seien wohl die Berge indessen nicht fortgelaufen, kaufte vielleicht auch ein Wirtshaus oder Kaffeeschank in der Hauptstadt oder wie sich's sonst schickte! — Nun, da waren denn die Mäuler alle offen, die Wangen voll Glut, und der Alte hat immer vergnügt an seinen Bartstoppeln herumgekratzt über den Prachtsohn. Natürlich hatte er drüben noch mehr von den gelben Batzen! durft's nur seinen Bankier wissen lassen! — Ich hatte zu allem meine eigenen Gedanken."

Wiesner ging einmal hinüber, nach seinen Instrumenten zu sehen, ich ließ indes eine neue Flasche kommen, was der kleinen Schenkerin aus Audorf einigen Respekt einzuflößen schien, füllte die Gläser und sann der Sache nach. Endlich kam er zurück, brachte sich auch eine Pfeife mit, aus der er hin und wieder einen Zug that, die er aber schließlich doch wieder ausgehen ließ, und fuhr fort:

„Ja, ich hatte so meine eigenen Gedanken. Ein bissel hatte ich mich immer auf die Gesichter verstanden, und so — nun Herr — so sah eben kein guter Mensch aus; und wie er sie da alle behexte, war's mir gerade, als ob er eine starke Hand aus seinem Innern nach ihren Seelen ausstrecke und hielte sie fest mit Boxerkniffen. Und hielt mich selber halb und halb und sagte zu meiner andern Hälfte: zauderst du etwa nur und bist mißtrauisch, weil dir der Jakobsbrunnen verloren geht und dein Schatz dazu? —

Er aber redete und redete und räkelte sich dabei hierhin und dorthin und that über die Maßen großartig und verächtlich gegen alles Heimische.

Mit der Zeit erhob sich die Frau Pathe, meinte, es wäre an der Stunde zu gehen, und sagte allen guten Abend, wegen der Heirat aber, da müßt' sich's nun eben finden; bis alles in Ordnung gebracht mit dem Gütel, könnt' sie nichts Gewisses sagen. So weh mir's war, konnte ich ihr doch nicht unrecht geben, denn zu einer Knechtsfrau war die Resel nicht angethan, das hätte ich ihr selber nicht zugemutet, sie aber drückte mir heimlich fest die Hand, als verspräche sie mir, nicht von mir zu lassen in Trübsal und Not, oder als traute sie dem Anton alles Herzensgute zu und würden wir die Wirtschaft schon behalten können und lustig darauf Hochzeit machen. Im Hinausgehen hätte ich ihr gern gesagt, daß ich sie ihres Wortes ledig spräche, dieweil ich von dem Amerikaner nichts wolle geschenkt haben, aber ich bracht's nicht heraus. Ging auch ein Stück mit den Weibsen, ihnen das Geleit zu geben, und sagte nichts davon. Wie man so manchmal aus Feigheit thut, und muß sich an ein Ding erst gewöhnen, ehe man's ausspricht. Und sagten uns Gutnacht und Lebwohl, ohne etwa Abschied zu nehmen fürs Leben. Wär' aber am liebsten nicht mehr umgedreht, sondern selber

ausgewandert, so war mir der Jakobsbrunnen verleidet durch den Menschen. Aber drehte doch um, und sollte mir noch viel leider werden.

Als es Abend geworden, wollte ihm die Mutter ein Bett zurecht machen bei dem meinen, ich aber wollt' das nicht, sondern räumt' dem Herrensohn die Stube und duckte mich in die Kammer. Ich that's aus Stolz und Abneigung, aber es kränkte mich doch, daß es so geschah und daß er's hinnahm ohne ein Wort zu verlieren. Andern Tages kam noch ein Pack Sachen für ihn vom Bahnhofe. Nicht gar viel: ein paar feine Hemden und gute Tüchel, eine graue Jagdjoppe und etliches Gerät wie Waffen und Angelzeug. Aber nicht daß für die Alten etwas darunter gewesen wäre, ein Mitgebrachtes, grad' einen Angelhaken schenkt' er dem Vater. Wäre nicht seine Art, sich mit viel Plunder zu beschleppen, und für gutes Geld kriege man überall, was man brauche.

Nun gab er den großen Herrn. Nichts war gut, aber alles schlecht und des Anspuckens wert; spuckte auch, wo's ihm paßte, denn seine Manieren waren nicht die besten, außer wo er seine Rolle geben wollte, aber dann mehr ins Wichtige, Große als ins Zierliche. Lag zu Hause auf dem Bett und gähnte oder trottete draußen umher von Wirtshaus zu Wirtshaus, schnitt auf und ließ sich anstaunen. Tanzen konnt' er, daß einem schwindlig wurde vom Zusehen, die Mädel aber kriegten's nicht satt. Doch fast noch besser verstand er zu trinken. Herr, mein Lebtag hab' ich keinen so viel scharfes Zeug hinuntergießen sehen, und hatt' ihm nichts an. Im Orte war ein Gensdarm, der war bekannt wegen seiner braven Kehle, aber er soff ihn unter den Tisch wie einen Schneidergesellen. Gern drückt' er sich bei den reichen Bauern herum, bei den Schulmeistern und Krämern und fand immer sein Publikum. Die alte Geschichte, wegen der er fortgegangen, war verjährt, das Bergwerk eingegangen, da fragte kein Mensch mehr danach, das Militär hatte auch nichts mit ihm zu thun, und so machte er denn den Freiherrn. Wenn ich aber den Weizen reinbrachte, den Klee schnitt, den Pflug führte oder gar Dünger fuhr, nun so mocht' er mich wohl als seinen Knecht ansehen — von der Abtretung war weiter nicht die Rede gewesen — dann lächelte er etwa mit halbem Munde, steckte die Hände in die Hosentaschen und spuckte aus.

Wie ich es gleich gewußt hatte — mit der Resel war's aus. Ach Herr, was war sie für ein herziges Ding, blondhaarig, mit hellen Augen, schlank und adrett, und konnte so munter und schnackisch sein, so recht eine von denen, die einem das Herz im Leibe umzudrehen vermögen. Glaube wohl auch, daß sie mir gut war, aber freilich lange nicht so wie ich ihr, lange nicht so, daß sie zu dem seiner Aussichten Beraubten hätte länger halten mögen, noch gegen eines andern Einflüsterungen taub geblieben wäre. Ich hatte mir manchmal eingeredet, so recht aus tiefstem Herzen und zugleich mit allen Sinnen einen lieb haben, das sei sie gar nicht im stande, und mich darum immer mit ihrem Gutsein begnügt, aber sie konnt's doch, wie ich's dann erfuhr. Noch während sie mich mit guten Vertröstungen hinhielt, zu weichmütig oder zu feige, zu sagen: „Geh deiner Wege, mit uns ist's aus“ oder „dein bleib ich für alle Zeit“, ließ sie sich schon von andern zum Tanze führen. Sie wußt' es vielleicht nicht oder konnt' sich's

nicht vorstellen, wie es mir das Herz abstieß, daß ich sie lassen mußte um das Gütel und um den Lump von Abenteurer, dem's zustand. Und wenn auch, wenn man einen nicht lieb hat, so ist man halt auch grausam und fragt nicht viel nach seiner Pein.

Aber ich hatt' meine Arbeit, und ich hatt' meine Berge, meine Wolken und Winde, und denen ging ich und spürt' ich nach und suchte mein Herzeleid zu vergessen. Oben am Wendlerstein hatt' ich mir eine Hütte zurechtgemacht und drin mit des Schulmeisters Hilfe allerhand Gerät hingestellt zu meiner Liebhaberei, schaute aus, spekulierte und kalkulierte und hatte mein Wesen mit der Natur. Das war ein rechter Trost für den Anton, als er dahinter kam! Hatte so eine Manier an sich, die sich doch nicht recht beschreiben läßt, freundlich und dabei höhnisch und hochmütig, daß es einem innerlich kochte, daß man ihm an den Kragen gewollt und doch nicht konnte. Nicht einmal eine Bosheit konnte er sozusagen ehrlich herausbringen, immer so halb und halb, so mit 'ner Hinterthür; ach, hast du's so verstanden? Es giebt solche Leute, Sie werden's auch erfahren haben, der Teufel mag ihnen etwas anhaben, streicheln Sie oben und treten Ihnen dabei auf die Zehen: Entschuldigung, so war's nicht gemeint! und macht sich besonders gut in der Verwandtschaft, wo Sie einem nicht ohne weiteres aus dem Wege gehen oder ihn vor die Thür setzen können. Ich versucht's aber doch und ging ihm wenigstens aus dem Wege, wo ich konnte.

Einmal machte ich mich auf nach Frühauf, um die Resel zu sehen, wo ich sie etwa träfe auf Weg und Steg, kriegt sie aber nicht vor die Augen. Unterdem, wie ich da und dort visiere, macht sich ein altes Weib an mich heran und verklatscht sie: die sei mit dem Amerikaner hinüber nach Unterlingen zum Erntekranz, tanze bloß noch mit ihm, und gehe das Gerede schon weit und breit. Ich sag' nichts, mach' mich aber auf und geh' auch hinüber. Nun Herr, ich will Sie damit verschonen; ich war nicht der erste, der sehen mußte, wie sein Mädel seinem Todfeinde am Halse lag, und sah das Gedrück und Geschleck, aber — je nun — ich denk', eine Handvoll Nägel hinunterschlucken muß noch ein Pläsier dagegen sein, und sah, daß sie gar nicht so ruhigen Blutes war, wie ich gemeint, und war wie ein Fieber über sie gekommen. Daß Gott erbarm! jetzt schwante mir, daß ich sie nicht bloß verloren hatte — daß sie selber verloren war. Und paßte sie dann doch ab und warnte sie, wollte ja nichts von ihr haben, bloß daß sie sich von dem los mache und werde sonst ihr Unglück sein. Herr, was ist die Liebe für ein unseliges Ding! Blaß und elend sah sie mich an und sagte: „Weiß, weiß, renne mit offenen Augen hinein! hast ganz recht, Hans, kann aber doch nicht mehr von ihm lassen.“ Nun — da ging ich halt. Und nahm mir ein Herz und bat den Anton, gerad auf die eine solle er verzichten, denn die sei zu gut für ihn, und Mädel gäb' es genug auf der Welt. Er aber lachte und sagte, wenn er seiner Wege wieder ginge, würd' er mir beides hierlassen, Gut und Mädel, bis dahin hielt' er sich ein wenig zu Gast, und übrigens sei sie nicht besser und nicht schlechter als andre, bloß das habe sie voraus, daß sie ihm besser gefiele, und dann spuckte er aus. Da kocht' es in mir und wollt' ihm an den

Kragen und durft' meinen Armen und meiner Wut schon ein Zutrauen schenken — aber der — mit seinen Boxerkniffen und seinen Gliedern wie stählerne Schrauben — die Schande, wie ich da lag zu seinen Füßen, daß ich bald das Aufstehen verlernt hätte, pfui dich, wenn ich daran denke!

Das waren böse Tage, Herr, sehr böse. Denn jetzt erst sollte mir etwas geschehen, das schlimmer war als alles Andre. Denn jetzt kam über mich, was ich nie zuvor gekannt, obschon ich ihm niemals zugethan gewesen: ein solcher wahnsinniger, blinder Haß, ein Haß, vor dem mir selbst graute, vor dem ich fliehen wollte, ein Haß, wild wie ein Sturmwind und mächtig wie eine Lawine, und floh, weit, immer weiter, und mein Haß immer mit mir. Wie mit einer Zentnerlast keuchte ich mit ihm hinauf die höchsten Bergspitzen und trug ihn wieder ins Thal, und waren Schlaf und Hunger mir fremd geworden.

Eines Sonntags war ich oben in meinem Lug in die Welt, bastelte an meinen Gläsern und Geräten — nun wie das, was ich jetzt unter mir hab', waren sie nicht, sondern bloß elender Krempel dagegen, aber hatt' halt meinen einzigen Spaß dran — und behau' mir dann ein Stämmel, damit ich meine Hütte aufbessern wollte, denn die Winde hatten die Pfosten gelockert, und hau' zu, als gält' es meinem Elend. Dazwischen seh' ich auch wohl auf und seh' einen weißen Streifen, der zieht sich vom Kamm herüber, schön silberweiß, breitet sich aus, steigt und wallt und zieht weiter. Jetzt, denk' ich, wird er sich an der Hexenklippe zerstoßen und wird der Luftzug, der dort allezeit scharf und heftig weht, ihn südwärts treiben, und dann kriegen sie ihn fein ins Flurbacher Thal; weht's aber vom Rotfels herüber, so drückt er sich nordwärts und zieht sich ins Unterlinger Land und füllt neblig Weg und Steg, bis er zu meiner Klippe heraufgequollen. Denn ich hatte die Windströmungen berechnen gelernt und Nebel und Wolken ziehen sehen mit ihnen und wußte ziemlich gut, wie sie sich hielten. Und vergeß' darüber mein Stämmel und schau' und lug', und geht nichts südwärts, sondern dehnt sich, streckt und sinkt endlich am Gehänge hinunter, dort wo der Adlerteich die Schluchten füllt und das letzte Knieholzgestrüpp sich zwischen das Steingeröll windet. Da hör' ich Schritte. Der alte Naz ist's, der eine Hucke Krummholz hinunterträgt nach Audorf, wo's die Bildschnitzer ihm abkaufen für ihr mühselig Handwerk.

„Wie ist der Weg, Hans?“ fragt er.

„Daß dich Gott behüte! der Nebel fällt. Laß dich den Rückweg nicht verdrießen den Abhang hinunter, aber dreh' um und geh' über die Wolfshalde, sonst kommst mitten hinein.“

„Wenn du's sagst, so ist's schon besser, ich geh',“ seufzt der Alte und macht mit seinem Bündel kehrt.

Ich aber geh' an mein Holz und meine Hütte, nagel' die zusammen, wo's Not thut, und schau' wieder aus. Unterdem ist mein Nebel verschwunden, erst wie ich an den Rand trete, sehe ich ihn weit unten hin, und liegt die Sonne darauf, daß es drinn goldig und silberweiß zuckt und glüht und zittert, und fällt langsam von Klippe zu Klippe. Und mach' mich danach an meine Narretei. Und hör'

abermals Schritte. Seh mich um, und — ist's der Anton. Steigt heran in seiner noblen Samtjoppe, einen neuen Strohhut auf, ein Sträußel im Knopfloch, das rote Fähnel um den Hals, sagt nicht guten Tag noch: was treibst Du? gönnt mir nicht einmal einen Blick, als sei das alles schade, an so einen Lumpen verschwendet wie mich, hat bloß ein Satanslächeln im Mundwinkel und — geht vorüber. Unten in Audorf nämlich war Tanz, das war sein Ziel, und die vom Jakobsbrunnen kamen, hatten's ein bissel näher über den Abhang. Nun — ich — ich grüß ihn auch nicht, ich steh', halb ihm den Rücken zugedreht und bastel' weiter und — nehm' wieder meinen Hammer und hau' zusammen, was doch schon fest saß, und ist mir, als hört' ich ein lautes Brausen vor meinen Ohren, und schlag immer lustiger zu, und fühl' wieder die gräßliche Zentnerlast, daß es mir kaum Atem läßt, und schlag zu. Fühl' aber dabei wie einen kleinen leisen Stich im Herzen oder einen ganz, ganz leisen Ton, und als sollt' ich dem lauschen, und hör' doch nur das laute Brausen vor meinen Ohren und möcht' schreien und kann nicht. Find' da auch noch eine lose Planke, heidi, darüber her und hämmre, daß mir der Schweiß ausbricht, und will den Hammer hinwerfen, kann nicht und — ja Herr — und das, das wars — und was ich da sag' von dem Brausen und der Last auf meiner Brust — das ist nun alles nur ein Gleichnis, sind nur Worte und Schall — könnt's aber doch nicht anders nennen — und wer je so was empfunden hat, der verstehts, wer's aber nicht kennt, dem kann ich's auch nicht künden. Aber furchtbar ist es, wenn etwas eine solche Macht über den Menschen gewonnen hat, und ist sein Wille dagegen wie Nebel vor dem Winde und löscht aus wie eine schwache Kerze! — Herr — und — lasse ihn gehn — ungewarnt. — Ei, sind da wohl tausend gefügige Gedanken in meiner Seele, die sagen zu mir: wer bist du, daß du Wind und Wolken zu messen wüßtest und kenntest ihren Weg? Ziehen sie nicht hierhin und dorthin und machen zu schanden deine thörichte Meinung? Hast du ihnen Weg und Steg gewiesen und bläst sie auf und nieder? — Und ist da wieder die ganz leise Stimme, die sagt: wohl kennst du ihren Weg und Steg und weißt, wie sie blasen, und bist ein Herr über Leben und Tod und hältst anderer Atem in deiner Hand. Und wurde diese Stimme mit einemmal laut und schreiend wie eine Trompete des jüngsten Gerichts und überscholl das Brausen, überscholl Haß und Widerstreben und riß mich auf aus meinem Säumen und trieb mich hinunter den Felsweg.

Zu spät! zu spät war's!

Rannte hinab die Gehänge und schrie. Schrie, daß sich die Nebel spalten sollten und die Klüfte bedecken und die Steine entrollen seinem Wege, und sah es riesenhaft heranschwellen, lautlos, in wahnsinniger Hast, und wachsen und wallen und einhüllen Weg und Abgrund mit silberweißer Finsternis, aber — ihn sah ich nicht, und seine Stimme gab mir keine Antwort. Da kehrte ich um. Andern Tages aber fanden sie ihn zerschmettert in der Felsschlucht."

Er schwieg, und lange schwieg ich auch. Die Gläser waren leer, in der Flasche noch ein Rest, aber keiner dachte ans Trinken.

„Ihr habt mich tief erschüttert, Mann," sagte ich endlich, „aber nun erzählt mir noch zu Ende, wie es gekommen; ich denke, Ihr habt's seitdem überwunden, und wie Ihr das Ende berichtet, werdet Ihr die schreckliche Erinnerung verwischen."

Er sah mich an, und etwas wie ein schwacher Abglanz von einem Lächeln glitt über seinen Mund, und ich habe keinen mehr so lächeln sehen.

„Nun, wie ich hinunterkam," begann er wieder, „war da inzwischen auch nichts Gutes geschehen. Die Gensdarmen, mit denen er so manchen Kümmel gezecht, hatten ihn gesucht. Wegen des Geldsäckels, Herr, das sollt' er drüben einem abgenommen haben, und hatte der in wildem Ringkampfe sein Leben lassen müssen um das gelbe Zeug. Ich sagte nichts, daß sie ihn vielleicht sicher aufgehoben vor Gensdarmen und Gerichten finden würden, wußte ja auch nichts Genaues, ob ihn nicht vielleicht ein guter Geist über Firnfelder und Abstürze geleitet hätte durch den Nebel. Als sie ihn dann fanden, war's halb in Trauer, halb in Freude, daß er doch der Strafe entgangen.

Schande genug saß jetzt auf dem Jakobsbrunnen. Aber ich konnt' den Alten die meine doch nicht ersparen. Ging hin und gab mich selber ans Gericht und sagte, sie sollten mit mir verfahren nach Recht und Fug. Da nahmen sie mich ins Verhör, berieten mit den Sachverständigen, schüttelten die Köpfe und schickten mich wieder nachhause: kein Mensch sei Herr über den Nebel, darüber stehe nichts in den Gesetzbüchern, und sei er abgestürzt, so habe ich ihn nicht erwürgt und sei der Schuld ledig. Gut. Ging ich hin und besprach mich mit dem Pfarrer. Das war ein braver Mann, red'te mir verständig zu, hieß mich beten und arbeiten und mich mit meinem Gott gut stellen und absolvierte mich ob meiner herzlichen Reue. Und alle Welt war freundlich mit mir und hielt mich als einen braven Kerl, schüttelten mir die Hand und sagten: das käme von meiner Narrheit mit dem Wetter, daß ich mir jetzt einbildete, ich sei Schuld, daß er abgestürzt, und wäre übrigens nicht um ihn schade. Das war nun wahr, aber es war nicht meine Sache, ihm seine Schuld und Schaden abzumessen."

„Und Ihr Schatz?"

„Ja, der war nun wohl übel dran. Ich fragt' ihr nicht nach, ich hatte kein Gefühl mehr für sie, für nichts auf der Welt, als für das eine. Denn — daß ich's sage, Herr — ich war sein Mörder."

Ich schüttelte den Kopf.

„Doch, ich war's. Weil ich's aber büßen wollte, so sucht' ich mir aus, was mir das Schlimmste schien: ein Bergwerk. Das war ein schlechtes Tagewerk, und wie ich's ein Jahr getrieben, hielt ich's nicht länger aus. Dennoch nicht um der Arbeit, sondern um der Menschen willen. Das war jetzt so über mich gekommen: der Wunsch allein zu sein. Da ging ich wieder hinaus und dacht' hin und her, wie ich's halten könnte. Damals nun kamen die Herren ins Land von der Wetterkommission, die trafen mich oben auf meiner Klippe, wo ich noch was vorgefunden hatte von meinen Basteleien, und kommen da ins Gespräch, sagen, daß sie eine Station errichten wollen zur Beobachtung von Wind und Wetter und daß ich mir den besten Platz schon ausgesucht hätte, examinieren mich dies und

jenes, und fragt mich endlich einer, ob ich den Posten annehmen möcht', denn gerade so einen könnten sie gebrauchen, ein bissel anstellig und der sich nicht vor der Einsamkeit graute, bieten mir auch ein hübsches Stück Geld, und will mich einer der Professors anlernen für all' die Künste. Nun, denk' ich, das ist am Ende ein Zeichen, daß dir Gott verzeihen will, daß er dir eine Buße gönnt, die doch wieder nach deinem Herzen ist. Denn alles, auch das Schwere, kann halt nicht schwerer sein, als wir's ertragen. Und sagte ja. Ging auch mit ganzer Seele dran, und ist mir seitdem erst aufgegangen, was die Wissenschaft ist und was ihr dienen heißt. Aber — leicht, oh leicht war's nicht! Die Menschenscheu, das ist nun ganz gut, aber wenn hier oben Tag für Tag verrinnt, Monat für Monat — denn außer Juli, August, ein bissel September kommt kein lebendiges Wesen herauf, Herr — und immer allein, Jahr aus Jahr ein allein in eisiger Bergeinsamkeit, da steigt's wohl manchmal herauf wie Nebel aus den Thälern, unaufhaltsam, übermächtig, die Sehnsucht nach menschlichem. Und hab' manchmal geschrieen um einen guten Freund oder um Weib und Kind und hab' auf meinem Bette gerungen lange Nächte, oder gestanden und die Arme gebreitet in das unendliche Schweigen, nach dem starrenden Geklüft hoch über der Adler Genist und den stürzenden Gewässern und dem Gletschergefilde, wo unabsehbar wie zahllose zusammengefrorene Sterne der Glanz der Sonne lag, und hab' hinausgehorcht in die grausige Einsamkeit nach eines Gottes Stimme, ob es ein Verzeihen gäbe für meine Schuld. Und sitz' hier oben sieben Jahre, und seh' die Sonne erwachen, wenn es drunten noch Nacht ist, und seh' sie unter den Himmel rollen, wenn es längst im Thale finster geworden, sehe den Bogen des Friedens, den ihr unten weit gespannt seht, als einen Zirkel in den Nebeln hängen und habe keines Genossenschaft als meines eigenen Leibes Schatten, wenn er, losgelöst von meinen Füßen, riesengroß über die Wolken schreitet. „Auf der Alm ist kein' Sünd'“ sagen sie und klettern hinauf und meinen, was sie da oben thun, ist allemal gottgefällig, und wissen nicht, daß nur auf der einsamen Alm kein' Sünd' ist — nun, Sie verstehen das, Herr. Doch ein Einsamer hat gut ein Heiliger sein! Wissen möcht' ich nur, ob es rückwirkt auf vergangenes, ob Schnee und Eis und Schweigen und Qual auszulöschen vermögen vergangenes, Herr?“

„Nun denn, aus treuem, ehrlichem Herzen sag' ichs Euch: sie vermag's. Und sag' Euch: was Ihr unterlassen habt zu thun, habt Ihr genug und habt's völlig gesühnt. Euer Leben hier ist grausig. Warum wollt Ihr Euch eine Pein auflegen, die längst über menschliches hinausgeht? Steigt wieder herab von Eurem Berge und erlöst Euch selbst aus dieser furchtbaren Haft.“ Ich bat ihn herzlich, mir ging's nah um den Mann.

„Niemals,“ sagte er leise, den Kopf schüttelnd. „Ich bin ein andrer geworden hier. Da unten muß einer ein ganzer Kerl sein, abgeschlossen in seinem Wesen und doch überall sich drückend, sich schickend — ich — ich bin kein rechtes Ich mehr, mir fehlt die Begrenzung und fehlt das Schmiegsame. Bin wie ein Haus, darin Tag und Nacht die Fenster offen gestanden haben, bin selber ein Stück Berg und ein Stück Wolke geworden, manches fehlt mir, was andre haben, und

hab' wieder, was andern fehlt. Das war ein peinliches Werden, aber nun ich so geworden, ist's eben das Einzige, das mich befreit, wenn mich was befreien darf. Wie Nebel im Winde flattert und verweht menschliches aus meiner Seele, und so soll's sein. So will ich harren, bis der letzte Hauch meiner Schuld hingegangen ist mit meinem letzten Menschlichen, dahin, woher die Sterne kommen und die Winde wehen. — Aber ich danke Ihnen, daß ich's einmal hab' sagen dürfen, und ist mir wohler jetzt."

Damit stand er auf und verließ mich.

Bancroft als Pädagog und Politiker.

Von

Georg von Bunsen.

Es ist von Anfang an so gewesen. Man hat Bancroft als Historiker in Europa weit früher geschätzt, auch durchweg höherer Ehren würdig erachtet, als in Amerika der Fall. Und dasselbe Schauspiel wiederholte sich jüngst, da die Todesnachricht aus Washington alle Gemüter in Bewegung setzte. Die englische Nation, deren liebste Vorurteile er mit der ätzenden Lauge seines Sarkasmus oft genug und schonungslos verspottet und deren Institutionen er nicht immer Gerechtigkeit widerfahren läßt, hatte nichts als begeisterte Anerkennung für den edlen Toten. In Deutschland, wo er gleichsam als Landsmann betrachtet wurde, und dem er nächst seinem Geburtslande wohl auch am meisten verdankt, wetteiferten alle Parteien, seinem Andenken Ruhmeskränze zu widmen. Kühl dagegen und von allem Heroenkultus gründlich frei, ja mit augenscheinlicher Zurückhaltung verfaßt sind die Beurteilungen von jenseits des Meeres über diesen Gelehrten, den füglich die Mitwelt schon in die Zahl größter Amerikaner einreihen durfte. Vielleicht ist diese Abweichung zwischen hüben und drüben aus dem fieberhaften Vorwärtseilen der amerikanischen Geschicke herzuleiten, welches auf die frühere Kolonistenzeit zurückzublicken und dreizehn Bände über den Ursprung des Staatswesens in sich aufzunehmen kaum Zeit läßt. Hiermit wäre vieles erklärt; aber befremdend bliebe immerhin die Thatsache, daß man von keinem Denkmal zu Bancroft's Ehren reden hört, daß nirgends nach Veröffentlichungen aus seinem Briefwechsel sowie aus ungedruckten Arbeiten über gewisse Episoden der Zeit nach Abschluß der Unions-Verfassung (und solche muß es geben) ein Verlangen auftaucht.

Die Deutsche Revue gestattet mir vielleicht ein andermal kurze Ausführungen über das Thema, daß Bancroft in der That seiner Volksgenossenschaft das volle grundlegende Bewußtsein eines welthistorischen Zusammenhanges verliehen hat, dessen sie ein halbes Jahrhundert nach der Unabhängigkeits-Erklärung verlustig zu gehen Gefahr lief. Was er sich an geweihter Stätte zu Göttingen als Zwanzigjähriger vorgesetzt, ein für allemal den Unterbau zu schildern, auf dem sich die

Schicksale des englischen Amerika entwickelt haben, das ist ihm, wie Gibbon vor ihm ein minder schwieriges, analoges Schriftstellerziel, im wesentlichen gelungen. Wie Gibbon's, so kann es sich sein Andenken gefallen lassen, daß im einzelnen Lücken ausgefüllt, ein schiefes Urteil zurechtgerückt wird. Also über sein großes Werk ein andermal. Heut möge nur einiges aus seinem Leben vorgeführt werden, teils gelesenes, teils auch aus mehrjährigem Verkehr mit dem ererbten Freunde in der Erinnerung haftendes.

Schon mein Vater hatte nämlich mit dem nur um neun Jahre jüngeren Manne 1821 in Rom Freundschaft geschlossen, ein Verhältnis, das sich in London, wo beide diplomatisch thätig waren (1846—1849), neu befestigte. Aus des Vaters späteren Äußerungen kann ich mir von der wahrhaft sengenden und zündenden Begierde, mit welcher der Amerikaner alles Wissenswerte der Ewigen Stadt in sich aufnahm, einen Begriff machen, sowie von Bancroft's pietätsvollem Streben, die Meisterschaft Niebuhr's in der Quellenbehandlung zu ergründen und sich anzueignen. Denn obwohl er damals noch allerlei reimte, — ein Bändchen Lyrik von seiner Hand gehört heutzutage zu den Leckerbissen echter Seltenheitsjäger, — obwohl er Goethe's und Byron's Bekanntschaft machte, so stand ihm der große Lebensvorsatz, wie gesagt, schon unverrückbar fest. Ihm zu Liebe hatte er die griechischen und römischen, die französischen und die englischen Vorbilder im Stil, gleichwie die neue deutsche Forschung in sich aufgenommen, ihm zu Liebe zögerte er länger, als man in Harvard College es gewollt hatte, aus Europa heimzukehren. Die Fähigkeit zum Aufnehmen hatte ihr volles Genüge noch nicht gehabt; er mußte sich losreißen, um von nun an lehrend, schreibend, handelnd seinem Vaterlande zu dienen.

Ehe wir ihm übers Weltmeer in die Heimat folgen, sei es mir gestattet, auf eine kleinere Frucht seines Aufenthaltes in Deutschland hinzuweisen, die in ihrer Art wohl einzig sein mag. Wir wissen ja alle, — vielleicht nicht eindringlich genug — daß unsre gebildeten Stände dem Leben in freier Luft, der Angewöhnung rüstigen Bewegens, dem Streben nach voller Körperbeherrschung weniger als ehedem die Griechen und Römer oder heutzutage die Engländer Zeit und Bequemlichkeit zu opfern geneigt sind. Nun steht aber fest, daß Bancroft sich in Deutschland diese Eigenschaft erworben hat, die den Siebzigjährigen (ich kann's bezeugen) zum besten Kenner aller Geheimnisse des Grunewaldes bei Berlin machte. Man hat gemeint, das frühe Welken so mancher deutscher Stubengelehrten werde ihm wohl den Entschluß nahe gelegt haben. Mich dünkt vielmehr, daß die Erziehungsgrundsätze Pestalozzi's, die ihm damals in Fleisch und Blut übergingen, auf sein eigenes Verhalten und auf die Richtung eingewirkt haben, welche er einige Jahre nach der Heimkehr seiner Pädagogik vorzeichnete.

Wir sehen ihn nämlich, nachdem ein Versuch, die Predigerlaufbahn einzuschlagen, in welcher sein Vater Lorbeeren geerntet hatte, an eigener Unlust scheiterte und sein Dozententum in Harvard College ihn auch nicht befriedigen wollte, mit einem Gleichgesinnten Namens Cogswell eine Schule „nach deutschen Prinzipien" gründen. Diese Round-Hill-Schule zu Northampton war von vornherein darauf

aus, die jungen Leute nach Pestalozzi's Art ebenso eifrig ins Freie als in die Lehrstuben zu locken. Es entstand z. B. ein Schülerdorf, aus selbstgebauten Hütten gebildet, worin ein jeder nach freiem Ermessen schaltete. Es kostet wenig Einbildungskraft, sich den feinen Knaben Motley in einer derselben thronend vorzustellen, wie er die Nachbarn zu selbstgebackenen Eierkuchen einlädt und dabei aus seinen ersten litterarischen Versuchen zum besten giebt! Mit Motley zugleich hat noch mancher bedeutende Amerikaner auf Round-Hill seine Schulung empfangen und wie er sich zeitlebens der fröhlichen Tage erinnert. Häufige Ausflüge, bei denen es zugleich darauf abgesehen war, die Beschaffung von Nachtquartier und Nahrungsmitteln von der Findigkeit der Schüler abhängig zu machen, gehörten mit zum Schulplan. Finanziell freilich gedieh die Anstalt nicht, trotz des großen Zulaufes, der ihr zu teil ward, und Bancroft hatte wohlgethan, die Zeit, welche sein eiserner Fleiß den Amtspflichten abzuringen wußte, auf Stoffsammlung für sein großes Geschichtswerk zu verwenden. Im Jahre 1830 trennte er sich notgedrungen von seinem noch mutig ausharrenden Genossen und er hat seitdem als Politiker und als Geschichtschreiber ein bewegtes und bedeutsames, zugleich ein glückliches Leben geführt.

Ich stelle ungern das Wort „Politiker" voran, weil ja Bancroft's Ruhm bei der Nachwelt wesentlich auf seiner Historie begründet ist. Allein er hatte schon mit 26 Jahren in seinem Heimatstaate Massachusetts eine feste Parteistellung als „Demokrat" eingenommen, und obwohl eine Reihe von Thatsachen aus seinem Leben den Beweis führen, daß er an erster Stelle Patriot und erst an zweiter Parteimann war, so soll doch nicht geleugnet werden, daß in seinen historischen Darstellungen einiges für denjenigen Leser unverständlich bleibt, dem die Überzeugungen des „Demokraten" nicht gegenwärtig sind. Nun denn — um deutsche Analogien unerwähnt zu lassen, — wer erwartet bei Macaulay, wer bei Lord Mahon ein volles Freibleiben von Voreingenommenheit bei Beurteilung der englischen Geschichte im 17. und 18 Jahrhundert? Bancroft's Verschulden bei Behandlung der Sklavereifrage wird ihm von seinen edelsten Landsleuten nicht ohne Bitterkeit nachgetragen. Ich behandle den Vorwurf wohl später in andrem Zusammenhange, möchte jedoch gleich heute auf zwei mildernde Umstände hinweisen, welche ihn, dünkt mich, allein schon aus der Reihe der Fanatiker ausschließen. Zuerst die seinem Herzen zur Ehre gereichende Weigerung, ein Staatsamt aus der demokratischen Partei anzunehmen, so lange seine Frau, aus alter Whigfamilie stammend, am Leben war; und später sein bedingungsloser Anschluß an die Sache der Union, als die Sklavenstaaten den Bürgerkrieg entfachten. Hätte man sonst je daran gedacht, ihm amtlich die Staatsrede auf Lincoln zu übertragen? Und löscht diese eine, klassische Rede nicht „aller Tage Schuld?"

Der Staatsmann Bancroft darf über dem Historiker nicht vergessen werden. Denn er hat in jedem Amte sich nicht bloß als klarer Geschäftsmann erwiesen; er durfte auf bedeutende Erfolge zurückblicken. Gleich als Hafenzoll-Erheber von Boston (1837) beugte er Hinterziehungen allerlei Art vor, indem er die bis dahin ungebräuchliche Baarzahlung aller öffentlichen Gefälle einführte. Die

Unions-Regierung erwies ihm schon damals so volles Vertrauen, daß er litterarischen Genossen wie dem später so berühmten Nathaniel Hawthorne ein gutbesoldetes Unteramt anweisen konnte. Als hernach Polk mit der Präsidentenwürde bekleidet wurde, trat Bancroft als Marine-Minister in dessen Kabinet. Er war zu sehr ein Schullehrer und Freund der Gründlichkeit, um die Mängel bloß technischer Ausbildung von Marine-Offizieren an Bord der Kriegsschiffe zu übersehen. In Annapolis am Potomac-Strome wurden Unionsbaulichkeiten, welche bis dahin der Landarmee gehört hatten, kurzer Hand und auf administrativem Wege für Marine-Zwecke eingerichtet, eine Marine-Akademie ins Leben gerufen und dann die vollendete Thatsache dem Kongreß unterbreitet, welcher die Gesetzlichkeit des Geschehenen anerkannte und sich im stillen freute, daß ihm durch dieses eigenmächtige Verfahren der Anlaß zu einer der Redeschlachten genommen war, welche schon damals die Eifersucht von Süd und Nord fast täglich hervorzurufen pflegte.

Das wichtigste Ereignis in Bancroft's Minister-Laufbahn war jedoch sein entscheidendes Eingreifen in die Vorstadien zu jenem Kriege mit Mexiko, welcher die Einverleibung des bereits unabhängigen Texas, von Kalifornien u. s. w. zur Folge gehabt hat. Sein Leben lang war Bancroft Annexionist; ein größeres Vertrauen zur Aufnahmefähigkeit der angelsächsischen Republik und zu dem angeborenen Talent seiner Landsleute, jedes europäische Element mit der Zeit aufzusaugen, ist mir kaum vorgekommen. Schon als Privatmann hatte er keine Gelegenheit versäumt, die Annexion von Texas zu predigen. Jetzt erließ er an das Flottenkommando im Stillen Meer den gemessenen Befehl, sobald Mexiko den Krieg erkläre, San Franzisko und so viel andre Häfen, als sich blokieren ließen, zu besetzen. Es traf sich für seinen brennenden Eifer günstig, daß der Kriegssekretär auf längeren Urlaub abwesend war. Präsident Polk, welcher keinen höheren Wunsch empfand, als die Zahl der Sklavenstaaten zu erhöhen und denselben dadurch im Senat die Mehrheit zu verschaffen, übertrug Bancroft das Kriegsministerium interimistisch, und in dieser Eigenschaft hat letzterer an General Taylor den denkwürdigen Befehl ergehen lassen, bis an den Rio Grande zu marschieren.

Ein vom Meere bespültes und von zwei Strömen umfaßtes Gebiet war zwischen Texas und Mexiko strittig geblieben; General Taylor ward beauftragt, dessen Grenze zu überschreiten und quer durchs Land zum Rio Grande vorzugehen. Dieser Marsch mußte ja eine Kriegs-Erklärung Mexikos herbeiführen; die Präsidentschaft Taylor's, der Feldzug Scott's und die gewaltige Erweiterung der Süd- und Südwestgrenze waren dessen mittelbare Folgen.

Mehr und mehr löste sich nach dieser ministeriellen Thätigkeit der Partei-Charakter von Bancroft's Persönlichkeit los. Als Gesandter in London von 1846 bis 1849 und sodann als Bewohner New-Yorks bis nach dem Ausgange des Bürgerkrieges kannte man ihn wesentlich nur als den Historiker, welcher mit weitem philosophischen Blick jede größere geistige Bewegung unter den Kulturvölkern verfolgte. Diese Eigenschaften des großen Gelehrten waren es, die sein erstes Auftreten in Berlin 1867 auf allen Universitäten wie in den höchsten litterarischen Kreisen Deutschlands als hervorragende Begebenheit erscheinen ließen. Es ist

wohl keine Indiskretion, wenn ich hierbei einer launigen Szene Erwähnung thue, die sich unmittelbar danach abgespielt hat. Wir bewohnten das nämliche Haus in der Regentenstraße; so kam's denn, daß Bancroft mir das Geschehene noch an demselben Abend erzählte. Der Bundeskanzler hatte ihm auf die dem diplomatischen Herkommen entsprechende Anfrage eröffnet, daß ihn Seine Majestät am 28. August in Babelsberg empfangen wolle; er (Graf Bismarck) werde bei der Audienz zugegen sein. Der Sitte gemäß hatte der Gesandte beim Überreichen seiner Beglaubigung eine Anrede zu halten. „Nun sagen Sie mir offen Ihr Urteil," sprach Bancroft zu mir. „Habe ich etwas Ungeschicktes begangen, als ich die Ansprache mit dem Ausdruck meiner Genugthuung eröffnete, daß es mir vergönnt sei, diesen für mich so ehrenvollen Amtsantritt am Geburtstage Goethe's zu begehen? Aber Sie hätten sehen sollen, wie sich die beiden Herren, der eine vor mir und der andre zu meiner Linken, verwundert anschauten! Ich konnte recht gut wahrnehmen, daß sie Mühe hatten, nicht in ein herzhaftes Lachen auszubrechen. Es gelang mir trotzdem, meine kurze Anrede fertig zu sprechen. Des Königs Erwiderung war voll der schmeichelhaftesten Anerkennung, und Graf Bismarck erweist mir nach wie vor die größten Aufmerksamkeiten. Aber sagen Sie! Ich hatte die beiden bedeutendsten Männer des neuen Deutschland am 28. August anzusprechen; konnte ich da umhin, des größten aller Deutschen zu gedenken?" Und er lachte hell auf beim Gedenken der auf dem königlichen Landsitz erlebten Szene. Ich suchte zu erläutern, daß so kurz nach dem erschütternden Kriege, von politischer Arbeit erdrückt und inmitten der Werdelust eines noch zu schaffenden Staatswesens, die Gedanken der Beiden dem geistigen Wirken Goethe's wohl ein bischen fremd geworden sein möchten. In der That verwand Bancroft schnell genug seine Überraschung und konnte das um so eher, als die amtlichen Beziehungen zur norddeutschen Regierung alle Erwartungen übertrafen.

Zwei diplomatische Ereignisse haben dem bis 1874 fortgesetzten Berliner Aufenthalt ein besonderes Gepräge aufgedrückt: — einmal Bancroft's erfolgreiche Verhandlungen zum Zweck der Loslösung der sogenannten Deutsch-Amerikaner von jeder Bürgerpflicht daheim; und sodann das dem Deutschen Kaiser von England und den Vereinigten Staaten übertragene Schiedsrichter-Amt in deren Streite wegen der Juan-de-Fuca-Meerengen.

Wenn einmal die Denkwürdigkeiten des Fürsten Bismarck das Tageslicht erblicken, wird es sich der Begründer deutscher Gesamtpolitik nicht versagt haben, die Beweggründe seines so auszeichnenden Auftretens Amerika gegenüber während der Jahre von 1867 bis nach 1877 darzulegen. Nicht als wären die Beziehungen vorher unfreundliche gewesen. Keineswegs. Wie Rußland, so hatte auch Preußen die Freundschaft mit den Vereinigten Staaten als geborenen und argwöhnischen Widersachern Englands jederzeit sorgsam gepflegt. Allein die persönliche Hervorziehung Bancroft's überstieg weitaus alle üblichen Formen, eben wie die glänzende Aufnahme hervorragender Deutsch-Amerikaner, — ich denke an Karl Schurz und an Friedrich Kapp. Und die bedingungslose Zustimmung zu Amerikas Forderungen in betreff der drüben naturalisierten Auswanderer deutscher Abstammung, wie sie Ban-

croft durchsetzte, ist eine hochherzige, manchem preußischen Vorurteil abgerungene Konzession Bismarcks. Ich für mein Teil vermag den Gedanken nicht abzuweisen, daß ein innerer Zusammenhang besteht, und daß die unvergeßliche, die große Zeit des nationalen Friedens (1866—1877) in dem Kanzler des Norddeutschen Bundes und des Reiches ein liebevolleres Verständnis für Auffassungen andersdenkender erwachen ließ. Wir wissen alle, daß die Ära der neuen Wirtschafts-Politik, die jener andern auf dem Fuße folgte, das Reich glücklich in einen heftigen Kampf mit den Vereinigten Staaten getrieben hat, den Kampf um — die amerikanische Speckseite!

In der Frage der Ausgewanderten ist Bancroft kaum mehr als der höchst gewandte Vermittler der Anschauungen seiner Regierung gewesen. Dagegen scheint es, als habe er die Gefahr einer Verdunkelung gewisser Vertragsrechte in den Meerengen von Kolumbien früher als alle andern gespürt, auch der britischen Regierung aus eignem Antriebe in ausführlicher Denkschrift die Rechte Amerikas klargelegt, die ihm aus der Zeit seiner Ministerthätigkeit genau bekannt waren. Als die Sache trotzdem sich hinzögerte und schließlich ganz verfahren schien, setzte er durch unermüdliches Drängen die Wahl des Deutschen Kaisers zum Schiedsrichter durch und erzwang hiermit, daß die Verhandlungen in die eigene Hand gelegt würden. Nie hat ein Unterhändler in Denkschriften und Repliken mehr Ausdauer, Gelehrsamkeit und Scharfsinn an den Tag gelegt. So strengen Gang hatte seine Beweisführung inne gehalten, daß er es wagen konnte, während der Schiedsspruch noch der Bearbeitung des Auswärtigen Amtes unterlag, seiner Regierung durch die Post dessen beide einzig möglichen Argumentationen zuzuschicken, je nachdem nämlich Englands oder Amerikas Ansprüche obsiegten. In demselben Bericht hatte er den Wortlaut des Telegramms im voraus angegeben, dessen er im einen oder dem andern Falle sich zu bedienen gedenke. Ich erinnere mich, daß diese zwei unverfänglichen Telegramme über eine Woche lang seine Tasche nie verließen; die Dienerschaft wußte von früh bis spät, wo er anzutreffen sei. Als das schöngebundene Exemplar des gefällten Entscheids endlich in seine Hand gelangte, wollte er sich in befreundetem Hause eben zur späten Tafel setzen; er blätterte kaum einige Sekunden darin, zog dann die beiden Telegramme hervor; eines ward zerrissen, das andre blitzte sofort zum Staatssekretär in Washington hinüber, den es vormittags angetroffen hat. So ging's zu, daß die amerikanischen Zeitungen desselben Abends, und die Londoner des nächsten Morgens ein spaltenlanges, angebliches Telegramm aus Berlin im vollen Wortlaut brachten. Von London aus ist denn auch, nach gar nicht allzulangem Zwischenraum, die Kunde davon zu der allzeit stiefmütterlich behandelten deutschen Hauptstadt gelangt.

Mit der übrigen Diplomatie in Berlin unterhielt Bancroft fortdauernd angenehmste Beziehungen. Die Zeiten sind denn doch vorüber, in denen Niebuhr, — er selbst ja nicht der Zunft angehörig, — das Wort „Diplomat" a non legendo diplomata ableitete. Es waren sehr hervorragende Männer darunter, namentlich sein Widerpart in der Juan-Frage, der englische Botschafter Odo Russell. Abends liebte es Bancroft, im Theater sein arbeitsmüdes Haupt zu er-

frischen; er war dann immer auf der vordersten Bank des Parkets zu sehen. Doch am liebsten hielt er selbst offenes Haus, empfing, was ihm Berlin an alten und neuen Bekanntschaften eintrug, schwelgte im Verkehr mit geistig Ebenbürtigen, — von seiner Frau glänzend unterstützt, der schönen Elisabeth Davis, die er als junge Witwe eines ausgezeichneten Juristen Namens Bliß i. J. 1837 in zweiter Ehe geheiratet hatte, einer Weltdame im besten Sinne des Wortes, die es verstand, der Erfüllung gesellschaftlicher Pflichten den Zauber echten Wohlwollens zu verleihen. Selten hat ein Diplomat in gleichem Maße alles Hervorragende einer fremden Hauptstadt an sich zu ziehen vermocht. Es war ein ununterbrochener Austausch mit den vielfältigsten Kreisen Gelehrter. Die Berliner Mittwochs-Gesellschaft, der ausschließlichsten eine, nahm ihn unter ihre Mitglieder auf. Und als während des französischen Krieges die fünfzigste Jahresfeier seiner Göttinger Doktor-Promotion eintrat, wurde die Wohnung des Jubilars von Vertretern gelehrter Genossenschaften nicht leer. Die Göttinger Abordnung brachte das neue Doktordiplom, welches nach alter Sitte bei solchen Jubiläen überreicht wird; ist ja doch selbst bei goldnen Hochzeiten eine feierliche Wiedertrauung gebräuchlich! Man erinnert sich noch des Glückwunsches, den Graf Bismarck mitten aus Kriegsgewühl heraus absandte, und den Bancroft mit einer Jubelhymne auf die Alten erwiderte. „Sie, heißt es darin, Sie freilich sind noch jung, aber Roon gehört schon zu den Bemoosten: Moltke zählt nur 23 Tage weniger als ich; und Ihr König übertrifft uns ja an Jahren wie an Jugendlichkeit allesamt. Darf ich auf meine Altersgenossen nicht stolz sein?“ Im Jahre 1874, als er nach einem alle geistigen Kräfte anregenden Ausfluge an den Nil das Amt als Gesandter in die Hände eines sehr hervorragenden Nachfolgers, seines Neffen Herrn Bancroft-Davis, niederlegte, wiederholten sich die ehrenden Zeugnisse des Jubiläums-Jahres.

Der Greis hat seit jenem Tage noch sechzehn Jahre dem Abschluß und einer mühsamen Durcharbeitung seines Geschichtswerkes widmen dürfen, auch noch, als Krönung des Ganzen, ein eigenes Buch über das Werden der amerikanischen Bundesverfassung darangeknüpft. In Washington sowie in dem von ihm (man könnte fast sagen) entdeckten und inniggeliebten Seebade Newport hat er alle seine Gewöhnungen und Liebhabereien, — das Frühaufstehen, den rüstigen Spaziergang vor dem Morgenkaffee, den Nachmittagsritt (am liebsten in Begleitung junger Damen), das Ausruhen in abendlicher Geselligkeit — unbekümmert um seine Jahre bis nahe ans Ende fortgeführt. Wer kennt nicht aus der klassischen französischen Litteratur die „Rosen des Herrn von Malesherbes“? Auch Bancroft, der Staatsmann und ehemalige Dichter, hat in Newport mit einer Sorgfalt und einem Geschmacke sonder gleichen des Amtes als Rosengärtner gewaltet. Den Freunden an allen Stätten moderner Kultur und aus allen Abschnitten seines langen Lebens bewahrte er ein frisches und erfrischendes Andenken.

Aus der Wiener medizinischen Schule.

Von
A. Kronfeld.

I.

Inhalt: Geschichtliches. — K. k. allgemeines Krankenhaus. — Nothnagel: Lehren und Lernen. Können und Kennen. Koch's Heilmittel. — Meynert: Assoziationssysteme. Lombroso's geborener Verbrecher. Instinktparasitismus. Primäres und sekundäres Ich. Verbrecherische Handlungen. Moral. Hypnotismus. Suggestion. Experimenteller Blödsinn. Shakespeares Richard III. — Schrötter: Heilstätten für Lungenkranke. Wiener Schule. Studien über Koch's Heilmittel. Studentenspital.

Die Wiener medizinische Schule ist aus kleinen Anfängen hervorgegangen. Gegen das Ende des XIV. Jahrhunderts gegründet, besaß sie lange Zeit hindurch nur 6—8 Lehrkräfte und eine bescheidene Anzahl von Schülern. Der Unterricht bestand in Lektüre medizinischer Autoren des Altertums und einiger arabischer und italienischer Werke. Stainpeis, welcher im Jahre 1520 für die Wiener Studenten einen Studienplan entwarf, empfiehlt ihnen Lektüre alter medizinischer Werke auf's angelegentlichste. „Vor dem Schlafengehen muß jeder Schüler das, was er am Tage gelernt hat, wie ein Ochs wiederkäuen." So vergingen die 3 ersten Studienjahre; aber auch während des folgenden Baccalaureats beschäftigten sich die jungen Äskulapschüler zumeist mit theoretischen Studien. Erst im Jahre 1704 fand in Wien die erste anatomische Demonstration statt. Nachdem der betreffende Lehrer an einer männlichen Leiche die wichtigsten anatomischen Befunde gezeigt hatte, sammelte er bei den Zuschauern Geld ein. Im Jahre 1723 studierten in Wien 25 Mediziner. Im Jahre 1753 wurde hier die erste Klinik errichtet; von hier aus verbreitete sich diese Umänderung des medizinischen Unterrichts auf die andern Universitäten Mitteleuropas. Gerhard van Swieten richtete im Bürgerspital eine klinische Abteilung ein, welche aus 6 Männer- und 6 Weiberbetten bestand. De Haën war der erste Kliniker in Wien. Um 8 Uhr morgens mußten sich seine Hörer im Krankenzimmer versammeln und unter seiner Anleitung die Kranken untersuchen. Sein Nachfolger war Stoll. Im Jahre 1780 hatte Wien bereits 9 systematische Lehrkanzeln. Josef II., dem das größte Spital Mitteleuropas, das allgemeine Krankenhaus in Wien, seine Entstehung verdankt, wandte dem medizinischen Studium die größte Aufmerksamkeit zu. Bewunderungswürdig ist sein Reskript vom 27. April 1786, welches folgendermaßen beginnt:[1]) „Daß die Lehre der Chirurgie, aller Operationen und Bandagen in sechs Monaten soll hinlänglich gegeben werden können, scheint mir nicht leicht möglich, und überhaupt teile ich das medizinische Studium auf folgende Art ein: Das erste Jahr Anatomie mit der Physiologie verbunden, dergestalt, daß wie man z. B. eine Lunge in der Anatomie vorzeigt, man auch zugleich deren Notwendigkeit und Wirkung in dem gesunden Körper anführe und so auch weiter bis auf jeden

[1]) Puschmann, Geschichte des med. Unterrichts.

Muskel im Leibe, wie er zur Bewegung dienet" u. s. w. Wenige Tage vor seinem Tode charakterisierte sich Josef II. in unübertrefflicher Weise in seinem Abschied von der Armee: „Was immer zur Heilung der erkrankten und verwundeten Mannschaft, zu ihrer Erleichterung und Erhaltung ersonnen werden konnte, das habe ich nie außer Acht gelassen, und jeder einzelne Mann ist mir schätzbar geworden."

„Saluti et solatio aegrorum", durch diese Inschrift ist das allgemeine Krankenhaus in Wien als das Werk Josef II. für alle Zeiten gekennzeichnet. Josef's Denkmal hat zwar ein bescheidenes Plätzchen im zweiten Hofe gefunden, große, lichte und luftige Krankensäle, schöne Gartenanlagen sind jedoch die besten Zeugen von der Thätigkeit, welche der „Schützer der Menschheit" entwickelt hat. Fast alle Kliniken und eine große Zahl von Spitalsabteilungen sind in diesem Hause vereinigt, welches über 2000 Krankenbetten enthält. Wenn sich auch das Spital in vielen Beziehungen als reformbedürftig erweist, in seinem Prinzip ist es eine großartige, einzige Anlage. Wenn endlich, was ja nur eine Frage der Zeit sein kann, das ganze Haus in ein klinisches Spital umgewandelt sein wird, und die Abteilungen aus dem Zentrum der Residenz nach der Peripherie gelegt werden, dann erst wird das wohlthätige Werk Josef II. künftigen Generationen von Kranken zu einer Stätte des Heils und der Tröstung, Generationen von Ärzten zu einer Schule werden, wie sie keine zweite Universität besitzt. Vielleicht findet sich dann auch im ersten und schönsten Hof des Gebäudes ein Ehrenplatz für den Gründer desselben . . .

In unserm Jahrhundert nahmen die Wiener Kliniken rasch an Umfang und Bedeutung zu. Bei der am 16. August 1789 erfolgten Eröffnung des Spitals verfügte dasselbe über 2000 Betten, von welchen bloß 12 der „praktischen Schule," also klinischen Zwecken zugewiesen waren. Zu Beginn unsers Jahrhunderts betrug die Anzahl der klinischen Betten 43, um das Jahr 1812 71. Im Jahre 1850 war sie bereits auf 159, im Jahre 1870 standen dem Unterricht 452, im Jahre 1890 745 Betten zur Verfügung.

Die Wiener medizinische Fakultät zählte im letzten Semester 60 Professoren, 105 Dozenten und Assistenten und 2296 Hörer.

Wenn wir einige Persönlichkeiten der Wiener Schule zum Gegenstande folgender Erörterungen machen, so sind wir uns fürwahr dessen bewußt, daß wir nur eine kleine Blütenlese bieten können, daß es überhaupt unmöglich ist, die Bedeutung so vieler Meister und Lehrer in einer Studie erschöpfend darzustellen.

Wir beginnen mit jenem Manne, welcher das menschliche, schöne Verhältnis des Arztes zum Kranken, die ideale Seite des ärztlichen Standes im Lehren und Wirken vertritt, wie kaum ein Zweiter. Als Nothnagel an die Wiener Lehrkanzel berufen wurde, um das Erbe eines Skoda, eines Duchek anzutreten, ging ihm der glänzende Ruf als Naturforscher ersten Ranges, als freier Diagnostiker voraus. Die Persönlichkeit Nothnagel's war uns zwar fremd, jedoch konnten wir die Art seines Arbeitens aus einem geflügelten Worte entnehmen, welches er kurze Zeit vorher ausgesprochen hatte: „Wenn der Deutsche im Innersten

von einer Sache sich angesprochen fühlen soll, muß dieselbe eine ideale Saite anschlagen."

Ein Zufall fügte es, daß Nothnagel bereits als Prüfer fungierte, bevor er seine berühmte Antrittsvorlesung hielt. Schon hier hatten die jungen Äskulapschüler Gelegenheit, die rationelle, eingehende und wissenschaftliche Methode ihres künftigen Lehrers und Meisters zu bewundern. Angenehm berührt waren vor allen die — in begreiflicher Aufregung schwebenden — Prüfungskanditaten, als Nothnagel ihnen gegenüber einen Ton anschlug, wie ihn ältere Kollegen, besonders wenn sie Prüfer sind, vor den jungen Äskulapschülern nur selten zu üben pflegen. Fast ein Jahrzehnt ist seither vergangen; Nothnagel ist im besten Sinne des Wortes unser geworden! Charakteristisch für seine Liebe zu Wien ist, daß der deutsche Kongreß für interne Medizin auf seine spezielle Anregung bereits einmal in Wien getagt hat. Mit Bangen — so führte er in seiner Antrittsvorlesung aus — betrat er eine Lehrkanzel, auf welcher Skoda gewirkt hatte. Doch alles wahrhaft Große macht nicht bloß kleinmütig und verzagt, sondern es erhebt auch und spornt dazu an, dem leuchtenden Vorbilde wenigstens nachzustreben. Der Arzt muß in allen medizinischen Fächern ausgebildet sein; die spezialisierende Richtung in der praktischen Medizin hat zwar ihre Vorteile; jeder praktische Arzt muß jedoch sämtliche Fächer so weit beherrschen, um eine sichere Diagnose stellen zu können. Auf der Klinik können den Studierenden nur einzelne Fälle vorgestellt werden. Das Erziehende und Bildende liegt eben nicht in dem Vielerlei, sondern in der Vertiefung und der erschöpfenden Durcharbeitung des einzelnen Falles. Die sogenannte Routine kommt später von selbst, oft leider früh genug; niemals aber erwirbt der Arzt die wissenschaftliche Durchbildung, wenn er sie nicht von der Universität mitbrachte. Die Klinik stellt nicht Krankheiten, sondern kranke Menschen vór. Der Studierende soll geübt werden zu sehen, zu beobachten, jedes Symptom auffallend zu finden und es im Zusammenhange mit allen übrigen vorliegenden Erscheinungen zu studieren. Ethischen Wert enthält jedes Wissen erst durch den Sinn, in welchem es fruktifiziert wird. Ärztliches Wissen und Können erhält seine Weihe durch den Geist der Humanität. Nur ein guter Mensch kann ein großer Arzt sein!

Keine Gelegenheit versäumt Nothnagel, um dem großen Programm, das er sich in der Antrittsvorlesung gegeben, gerecht zu werden. Die liebevolle Art und Weise, wie er an das Krankenbett herantritt, erquickt die Leidenden, bezaubert die Gesunden. Bei Gelegenheit streift er die große soziale Frage: Auf seiner Klinik wird eine wohlhabende Dame vorgestellt, die mit einer schweren parasitären Krankheit, mit Blasenwurm der Leber behaftet ist. Auf welchem Wege hat die Patientin ihr Leiden acquiriert? Da ihr Kindersegen versagt war, hat sie ihre ganze Liebe und Zärtlichkeit einem Schoßhündchen zugewendet. Auf dem Wege des Küssens ist der Parasit in den Darmtrakt der Dame gelangt. Um wieviel gesünder für die Dame und die Mitwelt wäre es, ruft Nothnagel aus, wenn die Patientin ihre mütterliche Liebe einem armen Waisenkinde zugewendet hätte!

Mit Vorliebe ergeht sich der Kliniker in der Geschichte seines Spezialfaches. Vielfache Verirrungen kennzeichnen den Weg, den die medizinische Forschung gegangen ist. Für die praktische Heilkunde ist das Erkennen nicht Selbstzweck. Einem traurigen, zweitausendjährigen Stillstande steht ein glänzender Aufschwung dieser Wissenschaft in den letzten Dezennien gegenüber. Die zahlreichen Verirrungen konnten uns darüber zweifelhaft machen, ob unsere gegenwärtige Arbeitsmethode die richtige sei: durch Jahrtausende hat sich die Medizin nur auf das Können gestützt. Später ist der Versuch gemacht worden, die Naturerscheinungen, so weit sie an dem gesunden und kranken Organismus zur Wahrnehmung gelangen, deduktiv in Systeme zu zwängen. Die Ärzte vieler Jahrhunderte meinten die Natur meistern zu können, ohne sie zu kennen. Erst auf dem Wege der Induktion, erst durch Vereinigung von Beobachtung und Experiment, sind sichere Erfolge möglich geworden. „Die Geschichte lehrt: Für die Medizin führt der Weg zum Können nur durch das Kennen — beide sollen aber getragen sein von höchster sittlicher, von echt menschlicher Gesinnung."

Die großartige Koch'sche Entdeckung hat in Nothnagel ein begeistertes Echo gefunden. An dem Tage, da Koch's Mitteilungen publiziert wurden, eröffnete Nothnagel die klinische Vorlesung mit einigen diesbezüglichen Bemerkungen. Koch's Arbeit gehört zu den größten Thaten unsres Jahrhunderts. Wenn Newton, Kant, Laplace einen Geda ken konzipierten, so konnten wir nur an deren Früchten weiterarbeiten. Indem uns Koch die Methodik der bakteriologischen Forschung gab, schuf er eine der größten Leistungen. Wie selten ein Gelehrter ging Koch zielbewußt auf Grund seiner Entdeckung der Tuberkelbacillen weiter, bis er ein Mittel fand, welches krankhaftes Gewebe, das durch die Bacillen und ihre Stoffwechselprodukte bedingt ist, zerstört. Ein schönes, überwältigendes Gefühl ist es, daß Anfang und Ende unsers Jahrhunderts von zwei der größten Thaten der Medizin verschönert werden, von Jenner's Vaccination und von Koch's Tuberkulosebehandlung.

Den dritten Hof des allgemeinen Krankenhauses begrenzt ein dreiflügeliges Gebäude; der mittlere und längste Teil desselben trug bis vor einigen Jahren an seiner Stirnseite eine altertümliche Sonnenuhr, die von moderner Tünche nun verdeckt ist. Der mit Fliederbüschen und alten Kastanienbäumen gezierte Hof liegt fast den ganzen Tag im Schatten; nur selten verirren sich die lustwandelnden Kranken und das große Publikum hierher. Und doch knüpfen sich große künstlerische und wissenschaftliche Reminiszenzen an diesen Erdenwinkel. In dem rechten Flügel des Gebäudes, in einer ärmlichen Sekundär-Arztes-Wohnung war Beethoven ein häufiger Gast; sein Klavierspiel klang durch den stillen Hof zu den Geisteskranken hinüber, welche die meisten Krankenzimmer, die um diesen Hof liegen, beherbergen. Diesen Unglücklichen mögen die verklingenden Töne wie eine göttliche Offenbarung, wie Engelsgesang vom Jenseits zur Wahrnehmung gelangt sein. Zwei Zimmer dieses Hofes gehören zur dermatologischen Klinik. Der große Hebra hielt hier einstens Visite, als ein junger Bursche hereingeführt wurde, halb betrunken, verwahrlost, voll Ungeziefer. Wer ahnte es damals, daß

dieser Jüngling einer der bedeutendsten modernen Meister werden sollte, der sich keine Geringeren als Tizian und Rubens zu Vorbildern wählte und beider Wesen in seinen Bildern glücklich verschmolz, daß dieser Jüngling eine Madonna schaffen werde, von zwei musizierenden Engeln umgeben, welche aus einer Bellinischen Tafel heraus geflattert zu sein scheinen?

In diesem Teile des Gebäudes hat Hofrat Meynert seine Abteilung; hier befindet sich die Nerven- und psychiatrische Klinik. Meynert gilt als einer der fruchtbarsten Forscher auf dem Gebiete der Gehirnanatomie, als einer der scharfsinnigsten Kenner der normalen und kranken Psyche. Nicht weit von der Klinik befindet sich das Meynert'sche Laboratorium; hier werden die kranken Gehirne untersucht, gewogen und — im buchstäblichen Sinne genommen — für zu leicht befunden. Hier richten Skalpell und Mikroskop über die geistige Überspannung unsers Jahrhunderts und die nervenzerrüttende Jagd nach dem Glücke.

Es ist hier nicht der Ort, auf Meynerts Bedeutung erschöpfend einzugehen. Wir können uns nur mit einigen seiner Gedanken des Näheren beschäftigen. Meynert hat große Rätsel über den Aufbau des Gehirns gelöst; vor allem möchten wir die Entdeckung der Assoziationsfasersysteme hervorheben. Bekanntlich zeigt die Gehirnoberfläche des Menschen und der höheren Tiere eine große Summe von Furchen und Windungen. Diese Gebilde gehören dem Gehirnmantel an, jener Schicht grauer Substanz, welche die tieferen Teile einhüllt. Im Halbbogen verlaufende Fasern verbinden, assozieren die Punkte der einen Gehirnwindung mit einem 2., 3., 4., 5., ... Xten. Größere Bogen sind jedoch nicht die einzigen Empfindungsbrücken fern gelegener Gehirnteilchen; nein, eine Unzahl neben einander liegender Nervenfäden bilden unzählbare Bogen- und Arkaden-Gruppen, welche von Gehirnteil zu Gehirnteil, von Nervenzelle zu Nervenzelle gespannt sind und das einheitliche Arbeiten der gesamten Gehirnfläche ermöglichen.—

Die Neigung der Lebewesen, sich möglichst zu vermehren, bedingt den Kampf ums Dasein. Je milder dieser Kampf, desto gesitteter das kämpfende Individuum. Meynert ist einer der schärfsten Gegner eines Lombroso und anderer, welche „geborene Verbrecher" u. s. w. annehmen. Angeborene Gedanken giebt es nach ihm nicht. Wir verfügen über bewußte und unbewußte, sogenannte Reflex-Bewegungen, die Instinkte existieren nicht. Wenn der Mensch seinen Nebenbuhler tötet, wenn das Tier dasselbe thut, welches Recht haben wir, beim Tier den Instinkt als ursächliches Moment anzusprechen? Menschliche Eitelkeit möchte durch Einführung des Begriffes „Instinkt" tierische Geistesthätigkeit eliminieren. Das fast hirnlose Lanzettfischchen ist ein Beweis dafür, daß der Wirbeltiertypus, zu dem ja auch die Gattung: Mensch gehört, nicht mit Intelligenzanstieg zusammenhängt. Beim Menschen kann der Instinkt nicht angenommen werden: 1. weil der Mensch lernt, 2. weil er in seinen Mitteln zum Erreichen eines bestimmten Zweckes variiert, 3. weil er irrt, so lange er strebt; von Instinkten setzt man präzisere Wirkungen voraus. Alle diese Momente beobachtet man auch häufig genug in dem intellektuell unter dem Menschen stehenden Tierreiche. Wenn z. B.

die Mordwespe schwere Larven durch das Gift ihres Legestachels betäubt und in vorher ausgegrabene Höhlen bringt, so leistet sie eine höchst komplizierte Geistesarbeit. Tierstaaten sind nach hygienischen und großen sozialen Ideen, z. B. Arbeitsteilung, angelegt.

Es gibt Tiere, welche auf ihre eigene Kraft angewiesen sind, und solche, die von fremder Kraft leben, letztere sind Parasiten. Der höchste Ausdruck menschlichen Parasitismus ist die Sklaverei, die Ausbeutung der Leistungen andrer. Das Verbrechen von atavistischen Impulsen abzuleiten, ist widersinnig, ist nicht wissenschaftlich. Was Lombroso Degenerationszeichen nennt, womit er seinen Verbrechertypus ausstattet, sie sind nichts als Produkte des Notstandes, der schlechten Hygiene. Die englischen Arbeiter wiesen z. B. vor Einrichtung der wichtigsten hygienischen Maßnahmen und vor der Institution der Arbeitsinspektoren hochgradige Degenerationen ihres Skelettes auf, während ihre parasitischen Herren und Gebieter den schönsten, „edelsten Skelettbau" zeigten.

So lange das Kind über ein unreifes Gehirnorgan verfügt, ist es ein primäres Ich. Dieses primäre Ich äußert sich in Hungergefühl, Freude an sich bewegenden oder bunten und glänzenden Gegenständen u. s. w.; es ist beschränkt und anschaulich. Das sekundäre Ich ist variabel, es sucht und erkennt Mitmenschen, es schließt sich bewundernd fremden Ideen an und macht sie durch Studium zu seinen eigenen. Ein umfangreiches sekundäres Ich ist das Produkt der kompliziertesten Gehirnarbeit. Der Idiotismus beruht auf dem geringen Horizont, auf der mangelhaften Expansionsfähigkeit des sekundären Ichs. Bei komplettem Blödsinn ist sogar das primäre Ich defekt. Selbst auf eines der naivsten Bildungsmittel, auf die Nachahmung, muß der moralisch Irrsinnige Verzicht leisten.

Wie bereits angedeutet, wendet sich Meynert mit Vorliebe gegen die besonders von Lombroso vertretene und in unsern Gerichtssälen so häufig übel angewandte Theorie des „geborenen Verbrechers".

Für die Beurteilung einer verbrecherischen Handlung genügt nicht bloß die Betrachtung der kriminellen That an und für sich oder die Erwägung einzelner Symptome. Auch das Vorhandensein von erblichen Momenten oder von „Degenerationszeichen" des Thäters ist für die Beurteilung der That nicht zureichend. Für die irdische Gerechtigkeit ist die Beantwortung zweier Fragen maßgebend: 1. War der Thäter bei Verübung der verbrecherischen Handlung sich seines damaligen Zustandes bewußt? 2. War er überhaupt Herr seiner Vernunft? Der Vernunftbegriff fällt ganz zusammen mit dem Freiheitsbegriff. In der forensischen Psychiatrie muß der Arzt die Erscheinungen der Freiheit studieren. Eine Handlung ist um so freier, je mehr und mächtigere Reflexe unterdrückt werden mußten, um diese Handlung entstehen zu lassen. Die Grundlage dieser Freiheit — dieser Unterdrückung von Reflexen ist in den Großhirnmassen zu suchen; selbstverständlich giebt es ein spezielles Organ der Moral nicht: die in der Großhirnrinde aufgespeicherten und durch Assoziationsbahnen auf das mannigfaltigste verwobenen Vorstellungsmassen in ihrer Gesamtheit sind das Organ

der Moral. Ein krimineller Akt kann zu stande kommen, wenn Reflexe über diese Vorstellungsmassen das Übergewicht erhalten.

Sehr kühl und skeptisch verhält sich Meynert dem Hypnotismus und den hypnotischen Erscheinungen gegenüber. „Während das Publikum wenig von wirklichem Naturwissen aufnimmt, weil das Verständnis schwer ist, so ist das auf Verständnis verzichtende abenteuerliche Flickwerk von hypnotischen Erscheinungen und Trug durch unnützen Eifer, sie zu veröffentlichen, in je auffallenderen, desto gesuchteren Mitteilungen die allerpopulärste Kunde geworden, die zu dem wenig Überlegenheit bedürfenden Sport, leichtgläubige Menschen, auch Ärzte, zu täuschen, jedwedem und jedweder ohne alle genügende Vorbildung sich darbietet. Seit langer Zeit gehören die — dazu allerdings nicht durchweg geeigneten — so verständlich geschriebenen und genußreichen Novellen Zschokkes sozusagen zur Töchterlitteratur. Darunter befindet sich eine allbekannte Novelle „Die Verklärungen", eine wahre Didaktik im Mesmerischen Schwindel, durch die Leihbibliotheken unbegrenzt verbreitet. Am meisten bleiben arme Menschen, die Arbeiter, um die sich nicht im Umgang, noch in Lektüre wirkende Bildner kümmern, dieser Wunderwelt gegenüber gescheidt, zarter gesagt: unaufgeklärt."

Behauptungen wie die, daß Hypnotisierte über Dinge Auskunft geben, die ihnen gänzlich unbekannt sind, über die jedoch der Hypnotiseur orientiert ist, stehen tief unter der Würde der Wissenschaft und jedes Nachdenkens. Ja, es ist zweifelhaft, ob der Arzt im stande ist, Patienten, die er den so verbreiteten hypnotischen Versuchen rücksichtslos unterzieht, schließlich von der „Krankheit des Hypnotismus" zu retten. Anderseits ist es eine bekannte Thatsache, daß man Krankheiten durch Suggestion beeinflussen kann — ohne Hypnose. Ähnlich dem Glücksgefühle jenes, der das große Los gewonnen hat, kann man Kranken durch die Hoffnung auf Heilung und die hieran sich knüpfenden Vorstellungen Besserung, ja Heilung verschaffen. Das blutarme Gehirn erhält einen rascheren Blutzufluß; von Gefäßkrämpfen abhängige Lähmungen, Sinnesstörungen werden gebessert, zuweilen geheilt.

Ein deutscher Gelehrter meint, die Hypnose sei experimentell erzeugter Wahnsinn, und Charcot selbst zählt zu ihren Bedingungen die Fähigkeit, das psychische Gleichgewicht zu verlieren. Durch Hypnose wird der Spielraum der Assoziationen eingeengt; es wird experimentell Blödsinn erzeugt. Nur so läßt es sich erklären, daß der Hypnotiseur seinen Medien Dinge suggerieren kann, die ihrer Persönlichkeit stets fern lagen, z. B. charakterfesten Menschen verwerfliche und verbrecherische Handlungen. Der Hypnotisierte ist unfrei, wenn er ein Delikt verübt. Je mehr Assoziationen sich im Momente einer That geltend machen, um so zahlreicher sind die antreibenden und hemmenden Impulse, um so freier ist die That. Schränken wir jedoch den Spielraum der Assoziationen in der Gehirnrinde eines Menschen experimentell ein, so nehmen wir seinen Handlungen die Erscheinungen der Freiheit, so machen wir ihn blödsinnig. Für die Handlungen, die er begeht, und für ihre Konsequenzen darf der Hypnotisierte nicht verantwortlich gemacht werden, er war ein unzurechnungsfähiges Werkzeug in

fremden Händen. So wenig man jedoch annehmen kann, daß die Handlungen eines Hypnotisierten den Gesetzen der Gravitation widersprechen, so wunderbar und unmöglich ist es, daß an ihm ein magnetischer Sinn, wie manche annehmen, in die Erscheinung trete.

Künstlich Mitmenschen zur hündischen Unterjochung unter einen fremden Willen zu bringen, ist ebenso abgeschmackt wie der „Magnetismus des Hypnotisierten", der ja zudem physikalisch ein Unsinn ist.

Wir vermeiden es auf das bis zum Überdruß in der modernen wissenschaftlichen und belletristischen Litteratur breitgetretene Gebiet des Hypnotismus näher einzugehen, und möchten mit einer feinen, Shakespeare streifenden Bemerkung Meynert's schließen. Die Mitglieder eines Tierstaates erleichtern sich den Kampf ums Dasein durch Geselligkeit; andre Staaten und Gesellschaften werden bekämpft und geplündert. Es sind also Tiere eines Staates unter sich gut, gegen die andern Stämme wie aus Unähnlichkeit böse, als träfe der gigantische Scharfsinn Shakespeare's das Richtige, wenn er seinen bösen Richard Gloster sich in dem Satze selbst erkennen läßt:

„Ich habe keinen Bruder, gleiche keinem,
Und Liebe, die Graubärte göttlich nennen,
Sie wohn'n in Menschen, die einander gleichen,
Und nicht in mir, ich bin ich selbst allein"

Leopold Schrötter Ritter von Kristelli vertritt die Traditionen der Wiener älteren Schule. Seine Bedeutung als Laryngologe und Internist bedarf an dieser Stelle keiner näheren Ausführung. Er leitet eine interne und außerdem eine laryngologische Klinik — ein äußerliches Merkmal für die bewunderungswürdige Schaffenskraft, über welche dieser gefeierte Lehrer und Gelehrte verfügt. Außerdem kann in der Kaiserstadt und ihrer Umgebung keine große, humane Unternehmung reüssieren, ohne Schrötter's Organisationstalents und thatkräftiger Unterstützung sicher zu sein. Das neue Studentenspital, Studentenhorte, Ferienkolonien für Mittelschüler und zahlreiche andre Wohlthätigkeitsinstitute verdanken seiner Initiative ihre Entstehung, ihre Erfolge. Alle großen Ideen finden in ihm den wärmsten, überzeugenden Fürsprecher. Mit hinreißender Suade, mit seiner ganzen Persönlichkeit tritt Schrötter für die Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke ein. Die möglichste Hebung der Ernährung und Kräftigung des Organismus, der reichlichste Aufenthalt in reiner Luft — sie sind ja noch heute die wichtigsten Mittel zur Heilung, zur Besserung der tuberkulosen Leiden. Für reiche Patienten ist in dieser Richtung bald gesorgt; es handelt sich aber darum, auch dem Armen in menschenwürdiger Weise zu helfen oder doch mindestens seine Lage zu erleichtern und erträglich zu machen. So lange der Arme arbeiten kann, schleppt er sich fort, um endlich in einem Krankenhause Hilfe zu suchen und sich dort zu Tode zu husten, zur eigenen Qual, zur Qual seiner Bettnachbarn. Meist kann diesen Ärmsten der einzige Wunsch, den sie haben, nach frischer, reiner Luft, nach einem grünenden Baume, nur in unzureichendster Weise gewährt werden. Hier muß mit den alten Traditionen gebrochen und Ab-

hilfe geschaffen werden, was es auch kosten möge. Aus unsern städtischen Krankenhäusern müssen die langen Bettreihen der Tuberkulosen verschwinden. Die Wiener großen Spitäler beherbergen alljährlich durchschnittlich 3400 Tuberkulose; diese müssen außerhalb der Stadt in nach Norden geschützter, nach Süden offener, wald- und wiesenreicher Lage in zweckmäßigen Asylen untergebracht werden.

Den sanitären Verhältnissen Wiens, der fakultativen Feuerbestattung, allen bedeutenden Strömungen in Kunst und Litteratur wendet Schrötter seine rastlose Aufmerksamkeit zu.

In dem idyllischen Ebensee, an dem Ufer des Gmundener Sees hat sich Schrötter ein reizendes Guck-Ins-Land erbaut. Die Umgebung dieses Ortes wimmelt von „Ruhen." Es giebt dort keinen Aussichtspunkt, keinen Hügel, ja keinen eine Bank beschattenden Baum, der nicht den Namen einer Dame, eines Mannes mit dem Zusatze „Ruhe" trüge. Einer der reizendsten Erdenwinkel dortselbst führt den sehr bezeichnenden Namen „Leopoldsunruhe."

Schrötter hält vorläufig seine klinischen Vorlesungen in den Krankensälen ab. Durch diesen — in vielen Beziehungen antiquierten — Umstand hat gerade seine Klinik den Geist der älteren Wiener Schule aufs treuste bewahrt. Der Lehrer steht an dem Krankenbette, von seinen zahlreichen Schülern umgeben; das Theatralische der modernen großen Hörsäle vermissen wir über diesem unmittelbaren Kontakt zwischen Lehrer und Lernenden leicht. Der Geist des schlichten, großen Klinikers Skoda weht durch die Vorlesungen seines einstigen Assistenten und Lieblingsschülers.

Als der Eindruck der Koch'schen Entdeckung die gebildete Welt in einen Jubelrausch versetzte, da war Schrötter einer der ersten, der, die große Bedeutung der Koch'schen Entdeckung durchschauend, zur ruhigen Prüfung, zu wissenschaftlicher, objektiver Beobachtung mahnte. Es war dem Schreiber dieses vergönnt, mehrfach seine diesbezüglichen Äußerungen hören und die ruhige, schlichte Art seines Beobachtens studieren zu können.

Schon Skoda hat die Vermutung ausgesprochen, daß die Tuberkulose zu den Infektionskrankheiten gehöre.

Es ist bekannt, daß diese Vermutung einen thatsächlichen Hintergrund bekam, als man die Selbstinfektion Tuberkulöser beobachtete. Zur Gewißheit wurde diese Vermutung durch die Entdeckung Koch's, die in der That als eine der wichtigsten in der Medizin bezeichnet werden muß, durch die Auffindung des Tuberkelbacillus. Nicht nur deshalb, weil wir dadurch in das Wesen der Erkrankung eindringen, sondern auch weil dadurch die Möglichkeit gegeben wurde, neue therapeutische Anschauungen entspringen zu lassen. In der That sehen wir auch, daß von diesem Augenblicke an Versuche gemacht wurden, diesen entsetzlichen Feind der Menschheit zu vernichten. Es sind zahlreiche Mittel gefunden worden, die jedoch nur auf das eine oder das andre Symptom einwirken, die aber nicht im stande sind, die Krankheit als solche zu heilen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Koch ebenfalls in diesem Gedankengange gewesen ist, den Tubelbacillus zu töten, als er auf das Mittel kam, welches wir in der neuesten Zeit kennen gelernt haben.

Wir waren um so mehr überrascht, als wir hörten, daß das Mittel die Krankheit in ganz andrer Weise angreifen sollte, als man sich das vorgestellt hatte, daß es nicht den Bacillus tötet, sondern ihn so zu sagen auf Umwegen ausscheidet. Darin, möchten wir sagen, liegt das für die ganze Medizin Aufregende, Interesse Erregende, Umgestaltende und uns in neue therapeutische Anschauungen Lenkende, daß es sich um eine neue Einwirkungsweise eines Mittels handeln sollte.

Worin liegt das Charakteristische dieses Mittels? Es liegt darin, daß es, dem Organismus auf dem Wege der Blutbahn einverleibt, neben der allgemeinen Wirkung auch eine örtliche Wirkung entfaltet. Wir kennen kein andres Mittel, das eine solche Wirkung hat. Wir kennen verschiedene Gifte, welche allgemeine Symptome hervorbringen, solche, welche lokale Erscheinungen hervorbringen; aber solche, welche bei allgemeiner Wirkung auch eine positive Einwirkung auf einzelne Organe ausüben, sind bisher nicht bekannt.

Das Mittel wirkt lokal auf jene Gewebe, welche unter dem Einflusse des Tuberkelbacillus entstanden sind. Wir werden aus diesem Grunde schließen, daß diese Gewebe sich von den normalen unterscheiden. Es ist ja schon von verschiedener Seite ausgesprochen worden, daß das unter dem Einflusse des Tuberkelbacillus entstandene Gewebe viel weniger widerstandsfähig ist.

Das Mittel bringt eine akute Infektionskrankheit hervor, diese akute Infektionskrankheit erzeugt eine solche Umstimmung im Organismus, übt einen solchen Einfluß durch dabei gebildete Stoffe, daß der Bacillus zur Auswanderung gezwungen wird. Das Mittel ist in der That als ein Spezifikum zu betrachten. Das ist bemerkenswert speziell im Vergleich mit der Wirkung des Arseniks oder des Kreosots, weil diese Mittel eine Besserung in den Symptomen hervorrufen.

Das Mittel zeigt eine enorme Inkonstanz, nicht bloß den verschiedenen Individuen gegenüber, sondern selbst auch gegenüber ein- und demselben Individuum. Weil wir das wissen, fangen wir mit sehr geringen Dosen an. Wir beginnen mit 1 oder 2 Milligramm. Wenn man in dieser Weise vorgeht, muß das Mittel als ein ungefährliches bezeichnet werden.

In der relativ großen Reihe von Fällen ist uns auch noch nicht ein einziges schweres Ereignis vorgekommen,

Also auf diese Inkonstanz kann nicht genug aufmerksam gemacht werden. Deshalb ist Vorsicht nötig.

Wenn wir dem Mittel etwas näher an den Leib gehen, müssen wir fragen: Wie wirkt es denn eigentlich auf den Organismus?

Es ist schon den alten Ärzten bekannt gewesen, daß es nicht selten vorkommt, daß mit dem Ausbruche einer neuen Erkrankung eine alte wesentlich geändert wird. Man wußte, daß, wenn jemand einen chronischen Bronchialkatarrh hatte, und er einen akuten hinzubekam, mit dem Abheilen des akuten oft auch der chronische verschwand oder wesentlich gebessert wurde. Durch Eintreffen gewisser akuter

Infektionskrankheiten werden vorhandene Hautkrankheiten oft wesentlich geändert, selbst gewisse Formen der Neubildungen zeigen ein Sistieren ihres Wachstums.

Es ist notwendig, daß die Medizin einfach auf den Organismus so einwirkt, daß sie eine Heilwirkung entfalte, und dazu ist es nicht notwendig, sie in so großen Dosen zu geben, daß gefährliche Zustände hervorgerufen werden. Auch bei kleinen Dosen stellen sich die charakteristischen Erscheinungen vollständig ein. Es muß allerdings eine weitere Beobachtung zeigen, ob bei dieser Art und Weise des Vorgehens eine vollkommene Heilung zu erzielen ist.

Das Fieber scheint sehr rasch anzusteigen; es findet in der Regel kein staffelförmiges, sondern ein sehr rasches und gleichmäßiges Ansteigen der Temperatur bis zum Höhepunkte statt. Das Fieber hält nicht lange an. Der Abfall kommt im Verlaufe einiger (4—8) Stunden zu stande. Der Gang des Fiebers bietet oft eine eigentümliche Erscheinung, welche schon mehreren Beobachtern aufgefallen ist. Es scheint nämlich relativ häufig vorzukommen, daß unmittelbar nach der Injektion nicht zunächst ein Ansteigen der Temperatur stattfindet, sondern ein Abfallen derselben, sogar bis zu 1 Grad; dann erst beginnt die Temperatur zu steigen. Dieses Schwanken kann einige Stunden anhalten.

Wir können ferner sagen, daß der Grad der Temperaturansteigung in keinem Verhältnis zur Dosis steht; denn wir beobachten bei ein und demselben Kranken bei derselben Dosis eine verschieden hohe Temperatur; auch verschiedene Individuen reagieren bei derselben Dosis ganz verschieden. Bei Fällen von Kehlkopftuberkulose wurde Reaktion in bezug auf Eintreten von Schwellung und Rötung entschieden in der Mehrzahl der Fälle beobachtet; doch konnten Heilungen — selbst in Fällen von sehr geringen Veränderungen — nicht wahrgenommen werden.

Was die Ernährungsverhältnisse bei dieser Behandlungsmethode anbelangt, so ist zu konstatieren, daß die Mehrzahl der Kranken an Gewicht abnimmt. Nur bei einem Drittel der Fälle etwa findet eine Gewichtszunahme statt. Es muß berücksichtigt werden, daß sich viele unsrer Kranken außerhalb des Spitals unter schlechten Verhältnissen, also jetzt in relativ günstigen Verhältnissen befinden. Anderseits müssen wir aber auch berücksichtigen, daß wir sie einem Mittel aussetzen, welches einen deletären Einfluß auf den Organismus ausübt. Es stellt sich übrigens nicht heraus, daß die Gewichtsabnahme in einem geraden Verhältnisse stehe zur Dosis des Medikaments oder zur Höhe der Reaktion. Einzelne Kranke, bei denen die Reakton bedeutend ist, kommen nicht so herab wie andre, bei denen die Reaktion unbedeutend ist.

Eins steht jedoch fest: die ursprüngliche Erwartung, binnen kurzer Zeit die Tuberkulose zu heilen, hat sich nicht erfüllt. Wir sind auf den langsamen Weg angewiesen. Erst nach monatelangen Erfahrungen werden wir uns Klarheit verschaffen können über den Wert des Koch'schen Mittels.

Schließlich wäre es ja möglich, daß die bisher geübte Methode nicht die richtige ist. Vielleicht ist es im Gegenteil notwendig, mit größeren Dosen zu

arbeiten, um den Ausstoßungsprozeß des krankhaften Gewebes hervorzubringen. Es ist vielleicht möglich, durch stärkere Dosen das Verfahren abzukürzen. Darüber können wir uns allerdings jetzt kein endgiltiges Urteil bilden.

Die liebenswürdige, schlichte Persönlichkeit Schrötter's ist von reich und arm, hoch und niedrig verehrt. Sein jüngst zur That gewordenes Streben, den kranken Studenten ein Heim, mütterliche Pflege an Stelle der Spitalsbehandlung zu bieten, hat das schwerste Leid, das unsre Musensöhne in der Residenz fern von ihren Angehörigen treffen kann, gemildert. Das schöne Gedicht Hermann von Gilms, eines Lieblings Schrötter's, entspricht glücklicherweise nicht mehr den Thatsachen:

„Es liegt ein Tiroler Studente,
Das Kind eines freundlichen Thals,
Zehrfiebernd im Armenzimmer
Des großen Wiener Spitals.

Tief in den verfallenen Wangen
Steht es beisammen so rot,
Als hätt' jede Rose der Jugend
Geflüchtet dahin vor dem Tod.

Die um ihn wimmern und sterben
Sind Nummern wie er und ihm fremd,
Und haben wie er nichts eigen,
Nicht einmal das wollene Hemd.

Wie bin ich, klagt der Tiroler,
So mutterseelenallein . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Die französische Revolution in ihrer Bedeutung für den modernen Staat.

(Fortsetzung.)

Ende 1795 entschloß man sich, dem Übel von einer neuen Seite beizukommen: durch Gesetz vom 10. Dezember wurde eine Zwangsanleihe von 600 Millionen Münze ausgeschrieben, zu welcher 16 verschiedene Klassen von Bürgern Beträge von 50 bis 6000 Livres aufzubringen hatten. Um das Papiergeld dem Verkehr zu entziehen, bestimmte der Artikel 7 des Gesetzes, daß an Stelle von Münze auch Assignaten in Zahlung gegeben werden dürften und zwar zum hundertsten Teil ihres Nennwertes. Wäre nur die Hälfte der Anleihe in Assignaten aufgebracht worden, so hätte dies also schon genügt, um die 30 damals im Umlauf befindlichen Milliarden Papiergeld aufzusaugen. Allein der Artikel 7 bewirkte gerade das Gegenteil dessen, was man beabsichtigt hatte. Indem das Gesetz offiziell

die Assignaten auf $1/_{100}$ entwertet erklärte, drückte es den Kredit der Regierung noch tiefer hinab, so daß einerseits das Papiergeld eine weitere Diskreditierung erfuhr, anderseits diejenigen, welche die Anleihe aufzubringen hatten, jedes Mittel ergriffen, um sich ihren Verpflichtungen zu entziehen. Wirkliche Zwangsmaßregeln anzuwenden, wagte das Direktorium und die gesetzgebenden Körperschaften nicht; ihnen fehlte die dazu erforderliche Macht, und so endete das Projekt dann damit, daß statt der erwarteten 30 Milliarden Assignaten nur 8 und statt der erwarteten 300 Millionen in Münze nur 10 eingingen[1]).

Der schließliche Erfolg aller dieser Maßnahmen war eine erhebliche Verschärfung der finanziellen Kalamität. Ende Juli 1794 notierten die Assignaten noch 34 Prozent; aber schon während der nächsten sieben Monate, bis zum Februar 1795, fiel ihr Kurs in der Hauptstadt auf 17, in den Provinzen bis auf 12 Prozent. Im März gingen sie in Paris weiter auf 16, im April auf 12, im Mai auf 8, im Juni auf 4 Prozent und nach dem Erlaß des oben erwähnten Finanzdekretes vom 21. Juni 1795 sogar auf $2^1/_2$ Prozent zurück. Eine kleine Besserung trat ein, als das Publikum gewahr wurde, daß jenes Dekret keine Wirkung auszuüben vermochte. Aber schon im September vollzog sich eine weitere Baisse, welche in stetiger Entwickelung dazu führte, daß im Dezember die Assignaten nur noch $1/_2$ Prozent galten. Im März 1796 konnte man 100 Livres Papier für 6, im Juni für 3 Sous Münze kaufen. Sie sind schließlich zu dem 3000sten Teil ihres Nennwertes eingezogen worden[2]).

Vorher hatte man es noch mit der Kreierung eines neuen Papiergeldes versucht. Durch Dekret vom 11. Jan. 1796 wurden 30 Millionen sogenannter Reskriptionen emittiert; dieselben verloren aber schon in kürzester Zeit erheblich an Kredit, weil die Regierung ihrer Verpflichtung der Einlösung nach drei Monaten in barem Gelde nicht nachkam. Nach etwa 4 Wochen notierten die Reskriptionen nur noch 60, später sogar nur noch 20 Prozent[3]). Am 13. März 1796 kündigte die Regierung sodann die Emission von 2400 Millionen „territorialer Mandate" an, welche dazu bestimmt waren, alle im Umlauf befindlichen Assignaten von über 50 Sous innerhalb dreier Monate im Verhältnis von 30 zu 1 einzutauschen und zur Deckung der laufenden Staatsausgaben ein der Münze gleichwertiges Papiergeld zu schaffen. Von diesen beiden Zwecken wurde allerdings der erste teilweise erreicht. Nachdem durch zwei weitere Gesetze vom 23. Mai und 27. Juni der Umtausch des alten Papiergeldes näher geregelt und die Präklusivfrist ausgedehnt worden war, gelang es alsbald, die Assignaten von über 100 Livres aus dem Verkehr herauszuziehen. Im übrigen aber erwies sich auch das Gesetz vom 18. März als eine Fehlgeburt. Als Unterpfand für die territorialen Mandate waren die Nationalgüter mit Ausnahme der Forsten und aller für den öffentlichen Dienst notwendigen Gebäude in der Weise bestellt worden, daß jeder Inhaber das Recht erhielt, durch Kauf

[1]) S. Schmidt a. a. O. Bd. 3, S. S. 94—101.

[2]) Schmidt a. a. O. Bd. 2, S. S. 212, 217, 219, 278, 303, 307, 323, 336. Bd. 3, S. S. 79, 127, 169, 199.

[3]) Schmidt a. a. O. Bd. 3, S. S. 119 ff.

eine beliebige Domäne zu erwerben und den Kaufschilling in dem neuen Papier zum Nennwerte zu erlegen. Da aber dieses Unterpfand im März 1796 einen Wert von 1400 Millionen Münze repräsentierte, so waren die Mandate durch dasselbe nur etwa in Höhe von 60 Prozent gedeckt. Das Publikum, durch die Erfahrungen mit den Assignaten gewitzigt, hatte außerdem jeden Glauben nicht nur an den Kredit, sondern auch an die Redlichkeit der Regierung verloren. Infolgedessen gerieten dann auch die Mandate binnen kurzem in Verruf. Gleich nach ihrem Erscheinen [1]) wurde im Handel ihre Annahme verweigert; in den Departements erklärte man offen, sie würden nur mit Hilfe einer Revolutionsarmee in Umlauf gebracht werden können. Ein Pariser Polizeibericht besagt: Mandat und Assignat werden von den Detailkrämern hochmütig zurückgewiesen; der Preis oder das Quantum, das sie in diesen Wertzeichen fordern, kommt für zahlreiche Bürger, die davon sehr wenig besitzen und ihre Hilfsquellen nur durch tägliche Veräußerungen ihrer Habe hinhalten können, einer Zurückweisung gleich [2]). Den Agioteuren war es hiernach ein leichtes, das neue Papiergeld zu diskreditieren, zumal sie von allen denjenigen unterstützt wurden, welche Nationaldomänen kaufen wollten und deshalb an einem niedrigen Kurs der Mandate interessiert waren. Noch im Laufe des März fielen dieselben auf 34, im April auf 17, im Mai auf 11½, im Juni auf 8 und im Juli auf 5½ Prozent [3]). Um der Verschleuderung der Domänen, welche sich infolge dieser Entwertung notwendig entwickelte, Einhalt zu gebieten, sah die Regierung sich von neuem zu einem Vertragsbruch genötigt; durch Gesetz vom 31. Juli 1796 bestimmte sie, daß das „letzte Viertel“ des Kaufpreises aller schon veräußerten und noch zu veräußernden Nationalgüter in Mandaten zu einem regierungsseitig festzustellenden Kurse entrichtet werden müßte. Am 12. August wurde derselbe auf 4½ Prozent normiert. Bald darauf galten die Mandate nur noch ein Prozent, und die Regierung mußte schließlich auch diese Wertbestimmung acceptieren. Ein Gesetz vom 4. Februar 1797 hob sodann den Zwangskurs der Mandate auf, sagte aber die Einlösung derselben bis zum 21. März zum Wertsatz von 1 Prozent zu. Am 10. Februar endlich erfolgte die Kündigung der noch zirkulierenden Assignaten zu 100 Livres und darunter; auch für sie wurde eine Frist bis zum 21. März bewilligt, innerhalb deren die Regierung sie zum 3000 Teil ihres Nennwertes anzunehmen versprach [4]).

Danton soll einmal gesagt haben: „Wenn wir die Revolution glücklich bis zu ihrem Ende durchgeführt haben, so giebt es ein sehr einfaches Mittel, die Staatsschuld zu tilgen: die Register der Gläubiger werden verbrannt und die Scheine außer Kurs gesetzt.“ Nach diesem Rezept ist denn auch in der That schließlich verfahren worden.

---

[1]) Es sind nur Promessen ausgegeben worden; zur Herstellung der Mandate, welche mit technischen Schwierigkeiten verbunden war, ist es nie gekommen.

[2]) Schmidt a. a. O. Bd. 3, S. 171.

[3]) Schmidt a. a. O. Bd. 3, S. 127.

[4]) S. Schmidt a. a. O. Bd. 3, S. S. 123 u. 198 ff.

Ungefähr auf der gleichen Stufe wie die finanzpolitischen stehen die übrigen wirtschaftlichen Leistungen der Regierung während der letzten Revolutionsjahre.

Die Diätenzahlungen, welche Robespierre für die bedürftigen Teilnehmer der Sektionsversammlungen eingeführt hatte, wurden unmittelbar nach seinem Sturze abgeschafft; dagegen behielten sowohl der Konvent als auch später das Direktorium die Verteilungen von Lebensmitteln bei. Unzweifelhaft ist durch dieselben Unheil abgewendet worden; ohne sie würde die Hungersnot noch schrecklichere Dimensionen angenommen haben, als es der Fall gewesen ist. Allein der Konvent und das Direktorium dürfen sich dieses Verdienst nicht in ihr Guthaben schreiben. Denn nicht aus freiem Antrieb, nicht aus Mitgefühl für die Leiden der besitzlosen Bevölkerung oder aus richtigem politischem Kalkül haben sie jene Verteilungen fortgesetzt; ihr einziger Beweggrund war wiederum die Furcht vor der hungernden Masse. Die Regierung führte aus, wozu sie gezwungen war, und auch das nur in ungeschickter und engherziger Weise.

Die Verteilungen von Butter, Käse, Speck und Lichten waren ohne Bedeutung; sie fanden so selten statt, und die verabfolgten Quantitäten waren so gering, daß sie nur „einen Tropfen im Meere der Bedürfnisse“ bildeten. Der Versuch, den Bedürftigen getrocknete Fische, Zucker, Öl, Seife und Talg wohlfeil zur Verfügung zu stellen, scheiterte in kürzester Zeit. Brot und Fleisch teilte man zwar regelmäßig aus, ersteres gegen Zahlung von 3, letzteres gegen Zahlung von 16—18 Sous; aber die Rationen wurden sehr bald so karg bemessen, daß sie eben nur zur Abwehr des Hungertodes hinreichten. Im Februar 1795 wurde das Maximum auf $1^1/_2$, bald darauf auf 1 Pfund Brot per Kopf festgesetzt. Eine weitere Reduktion auf $^1/_4$ Pfund erfolgte durch eine Verordnung des Wohlfahrtsausschusses vom 31. März 1795; gleichzeitig bestimmte dieselbe, daß alle in Paris nicht domizilierten Personen von dem öffentlichen Bezug von Lebensmitteln ausgeschlossen sein sollten. Selbst diese eingeschränkten Rationen wurden aber thatsächlich nicht allgemein verabfolgt. In vielen Provinzen konnte man sich für 25 Sous höchstens ein halbes Pfund Brot verschaffen, und in Paris fielen die Verteilungen sehr ungleich aus. Es gab Sektionen, wo „eine große Zahl von Bürgern, obwohl sie die Nacht an den Thüren der Bäcker zugebracht hatten, sich schließlich genötigt sahen, ohne Brot heimzukehren“, wo „schwangere Frauen mit der Ermordung ihrer Leibesfrucht drohten“ oder Messer verlangten, um sich zu erstechen. Zeitweise dehnte der Mangel sich sogar über die ganze Hauptstadt aus. Im April 1795 sanken die Rationen allgemein auf 3,2 und zuletzt auf $1^1/_2$ Unzen, und dabei war der Brotvorrat erschöpft, bevor ein jeder seinen Anteil empfangen hatte. Gleichzeitig mit dem Quantum ging auch die Qualität des Brotes zurück. Aller Orten hörte man klagen, daß dasselbe „Unwohlsein hervorriefe“, daß es nur aus Kleie und schlechtem Mehl zusammengesetzt wäre, „während man das schöne Mehl zu Kuchen und Briochen verwendete.“ Endlich wurde im Jahre 1796 auch der Kreis der Personen verengert, welche bei den Brotverteilungen zu berücksichtigen wären. Der erste darauf abzielende Antrag des Direktoriums vom Februar, die Gewährung von Staatshilfe auf

„die Armen und Schwachen“ zu beschränken, stieß allerdings beim Rate der Fünfhundert auf Widerspruch. Aber schon am 25. März erging eine Verordnung, welche die Verteilungen auf die „Bedürftigen“ einschränkte. Mittellose Greise, Kinder, Schwache, Kranke und Wöchnerinnen sollten täglich $^3/_4$ Pfund Brot und für jede Dekade ein Pfund Fleisch gratis erhalten. Denjenigen, welche zwar gesund, aber arm waren, wurden täglich $^3/_4$ Pfund zum zwölften und den unzulänglich Bemittelten das gleiche Quantum zum vierten Teil eines regierungsseitig festzusetzenden Taxpreises zugesichert. Schon in dem darauf folgenden August schloß man jedenfalls die dritte, vielleicht auch einen Teil der zweiten Kategorie von jeder weiteren staatlichen Unterstützung aus[1]).

Einem Notstande, wie er sich aus den oben skizzierten wirtschaftlichen Verhältnissen entwickeln mußte, konnte selbstredend durch so winzige Mittel nur in beschränktem Maße abgeholfen werden, und die Lage der besitzlosen Klassen in Frankreich gestaltete sich denn auch während der letzten Revolutionsjahre immer mehr zu einem Verzweiflungskampfe um das Dasein. Hunderttausende rangen mit dem Hungertode, und viele unterlagen ihm. Die Polizeiberichte aus jener Zeit entwerfen ein ergreifendes Bild des herrschenden Elends. In einem derselben aus dem Mai 1795 heißt es, in den Straßen treffe man auf viele Personen, die aus Mangel an Nahrung in Ohnmacht sinken. Überall und in Haufen, melden bald darauf die Inspektoren, fallen die Menschen wie Fliegen vor Hunger um. Wiederholt kommt es vor, daß Leute vor Entkräftung tod hinstürzen. Aller Orten wird man von „großen Scharen von Bettlern“ angefallen, „welche zusehends sich vermehren.“ Manche Arme sind genötigt, „ihre Nahrung in den Kehrichthaufen an den Ecken der Prellsteine zu suchen.“ Der Selbstmord greift in erschreckender Weise um sich; im Juni 1795 heißt es, bei den Fängen von St. Cloud seien so viel Leichen von Selbstmördern angeschwemmt worden, daß man nicht im stande sei, dieselben alle aufzufischen. Vier Wochen später erklärt die Polizei: „das Elend ist auf's höchste gestiegen; die Straßen von Paris gewähren das schmerzliche Schauspiel von Frauen und Kindern, welche durch Mangel an Nahrung völlig ausgezehrt sind“[2]). Seitens der öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten konnte nur geringe Hilfe geleistet werden; die Republik hatte sie „kläglich verkommen“ lassen. Noch 1790 waren in Paris 34 Hospize gewesen; Ende 1796 existierten nur 20. Die Einnahmen derselben waren von 7 Millionen auf etwa 700 000 Livres, also auf den zehnten Teil reduziert worden, so daß es an Mitteln fehlte, die Gebäude zu erhalten, die Beamten zu besolden und für die Kranken die erforderliche Nahrung zu beschaffen. Im Juli 1797 berichtet Dupont de Nemours dem Rate der Alten, die Spitäler seien „in einem Zustande entsetzlichen Mangels,“ in den Waisen- und Findelhäusern fehle es an

---

[1]) Schmidt a. a. O. Bd. 2, S. S. 207, 229—51, 254—62. Buchez et Roux l. c. Tom. XXXVI., p. p. 145, 271.

[2]) Schmidt a. a. O. Bd. 2, S. S. 263, 265, 271, 272, 291, 305, Bd. 3, S. S. 13. Edmond et Jules de Goncourt l. c., p. p. 147 etc., 164 etc.

Milch[1]). Die Polizeiberichte nehmen denn auch fast täglich eine düsterere Farbe an; sie endigen zur Zeit des Staatsstreiches Bonapartes mit dem Bekenntnis, daß Frankreich fast nur noch „ein Land der Ruinen" sei.[2])

In einem schneidenden Kontrast zu diesem Elende stand das üppige Leben der reichen Gesellschaftsklassen. Während man in den Vorstädten hungerte, wurde anderwärts maßlos geschwelgt. Im Luxus der Kleider, des Schmucks, der Equipagen, der Gastereien und Vergnügungen kam man dem ancien régime mindestens gleich, in der Zügellosigkeit der Sitten übertraf man die ehemaligen Seigneurs. Der verletzende Eindruck, den das Auftreten dieser Emporkömmlinge bei den Besitzlosen hervorrief, mußte noch dadurch verschärft werden, daß ihr Reichtum durch die verwerflichsten Mittel gewonnen worden war, daß das Blut des Volkes an ihm klebte. „Es waren Leute," sagt ein Geschichtsschreiber, der von jedem Verdacht der Antipathie gegen die Revolution frei ist, „welche auf die schnödeste Weise Vermögen erworben hatten; sie hatten in Nationalgütern und in Assignaten spekuliert, sie hatten Warenwucher getrieben und tausende von schlechten Mitteln angewendet, die die Gesellschaft zu allen Zeiten verdammt hat, und deren sich nur diejenigen bedienen, welche weder Rechtlichkeit noch Ehre kennen, welche vor nichts erröten. Wie sie das Geld gewonnen hatten, so verwendeten sie es auch; sie waren ohne Moralität, ohne Scham, so schmutzig und so gemein, daß der Name der Zeit, in der sie glänzten, ohne gleichen in der modernen Geschichte ist. Die Orgie war an der Tagesordnung unter diesen Leuten; sie entlehnten dem ancien régime alles, was dasselbe lächerlich und verderbt gemacht hatte, und trieben es noch ärger[3])."

Ein reichlicher Zündstoff war also gegeben — einerseits in der verzweifelten Lage der Besitzlosen, anderseits in dem frivolen Übermut der Reichen, und die Furcht, daß „der Vulkan früher oder später ausbrechen werde", machte sich denn auch allgemein geltend. Schon im Frühling 1795 berichtet ein Polizei-Inspektor, es herrsche „eine dumpfe Gärung, von der die Böswilligen nicht ermangeln werden Nutzen zu ziehen, um das Volk zu verführen und zu gefährlichen Bewegungen hinzudrängen." Mit der wachsenden Not tritt diese Prognose mit immer größerer Sicherheit auf. Es hat indes verhältnismäßig lange Zeit gewährt, bis sie sich bewahrheitete. Zunächst begnügte man sich damit, die Regierung öffentlich zu beschimpfen. In einer amtlichen Meldung heißt es, wenn man alle diejenigen, welche sich eines solchen Vergehens schuldig machten, verhaften wollte, so würde bald mehr als die Hälfte der Pariser Einwohnerschaft im Gefängnis sitzen. Hin und wieder trieb der Hunger auch zu schwereren Gesetzesverletzungen; man zwang die Kaufleute durch Mißhandlungen, Papiergeld zum vollen Nennwert in Zahlung anzunehmen, man überfiel die Bauern, welche Lebensmittel zur

[1]) Schmidt a. a. O. Bd. 2, S. S. 89, 90, Bd. 3, S. S. 206, 213. Buchez et Roux l. c. Tom. XXXVII, p. 283.

[2]) Schmidt a. a. O. Bd. 3, S. 212.

[3]) Buchez et Roux l. c. Tom. XXXVIII, p. p. 17, 18, Edmond et Jules Goncourt l. c. p. 157.

Stadt brachten, und raubte sie aus, oder man stürmte die Läden der Händler und plünderte dieselben [1]). Über solche vereinzelte Auflehnungen gegen die bestehende Ordnung wagte man aber zunächst noch nicht hinauszugehen; das Volk war zu ermattet und zu hoffnungslos. Erst im Mai 1796 gelang es, die Massen zu einem groß angelegten Wagnis aufzurütteln.

Dieser letzte Versuch einer Erhebung des französischen Volks, die sogenannte Babeuf'sche Verschwörung, ist für die Einschätzung der Revolution von solcher Bedeutung, daß hier näher auf sie eingegangen werden muß.

Kapitel 4.

Die Entwickelung des Kommunismus während der Revolution.

Bei den meisten pathologischen Vorgängen in der politischen und sozialen Entwickelung Frankreich während der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ist als intellektueller Urheber in erster Reihe Rousseau beteiligt. Es liegt außerhalb des Rahmens dieser Untersuchung, das Problem zu erklären, daß ein Mann mit solch' ungesunden Gefühlen und so verkehrten Anschauungen, wie Jean Jacques es war, einen bestimmenden Einfluß auf das gesamte Leben einer großen Nation hat gewinnen können; die Thatsache ist unbestreitbar; insbesondere wird niemand, der die Geschichte der französischen Revolution kennt, in Abrede stellen dürfen, daß die gefährlichsten Erscheinungen in derselben auf die Lehren des Genfer Philosophen zurückzuführen seien. „Glücklich preise ich mich, so endigt die Widmung Robespierre's an die Manen Rousseaus, wenn ich in der Laufbahn, die eine nie geträumte Revolution meinem Blicke eröffnet, stets den Eingebungen treu bleibe, die ich aus deinen Schriften empfangen habe [2])." Fast das gleiche Bekenntnis hätte Babeuf ablegen können. Die Begründung seiner kommunistischen Theorien ist zum größten Teil dem „Discours sur l'origine et les fondemens de l'inégalité parmi les hommes" entnommen.

Der eigentliche Schöpfer der staatlichen Gesellschaft, behauptet Rousseau in der genannten Schrift, ist derjenige gewesen, der mit den Worten: „das gehört mir" ein Stück Land einfriedigte, und dann fährt er fort: „Wie viel Verbrechen, Kriege und Mordthaten, wie viel Elend und Schrecken wären nicht dem Menschengeschlecht erspart worden, wenn jemand die Pfähle herausgerissen oder den Graben zugeschüttet und seinen Genossen zugerufen hätte: Hütet euch, auf diesen Bürger zu hören; ihr seid verloren, wenn ihr vergeßt, daß die Früchte allen gehören und die Erde niemand." Zum Beweise dessen konstruiert Rousseau eine aurea aetas, einen Naturzustand, in welchem die Erde in ihrer ursprünglichen Fruchtbarkeit noch nicht gestört war, so daß jedermann ohne Anstrengung sich Nahrung und Unterkunft zu verschaffen vermochte. Zu jener Zeit erfreute sich der Mensch einer robusten Gesundheit, weil er von Jugend auf die Unregelmäßigkeiten der Witterung sowie jede Anstrengung ertrug und sich daran gewöhnte, sein Leben

[1]) Schmidt a. a. O. Bd. 2, S. S. 257, 270, 273, Bd. 3 S. 38.

[2]) Oeuvres de M. Robespierre par Laponneraye. Paris 1840, Tom. II, p. 475, et Mémoires de Charlotte Robespierre.

mit der nackten Faust gegen die Tierwelt zu verteidigen oder derselben in schnellem Laufe zu entfliehen. Nur zwei ernstliche Gefahren gab es für ihn, das Alter und Verwundungen; Krankheiten drohten ihm nur selten; denn die Ursachen welche dieselben in zivilisierten Verhältnissen gewöhnlich hervorrufen, Übermaß an Arbeit oder Müßiggang, Überreizung der Nerven, Völlerei oder schlechte Ernährung, fielen im Naturzustande fort. Das geistige Leben des Menschen setzte sich damals aus rein animalischen Funktionen zusammen, aus Wahrnehmen und aus Fühlen. Seine Begierden beschränkten sich auf Nahrung, Schlaf und geschlechtlichen Umgang; weder sein Vorstellungsvermögen noch sein Gefühl waren imstande, den Wunsch nach etwas Weiterem in ihm zu erwecken. Er reflektierte nicht; reflektieren ist aber auch „wenn die Natur uns wirklich bestimmt hat, gesund zu sein, ein krankhafter Zustand, und ein Mensch, der nachdenkt, ist ein entartetes Tier." Die Behauptung der Philosophen, daß die Menschen im Naturzustande einen fortwährenden Krieg aller gegen alle führten, beruht nach Rousseau auf einer mangelhaften Kenntnis unserer ursprünglichen moralischen Begabung; es wird dabei übersehen, daß einerseits der Naturmensch alle aus der Eigenliebe erwachsenden Leidenschaften wie Haß und Rachsucht nicht kannte, weil er für sich das einzig in seiner Art existierende Wesen war, die anderen Menschen „nur als Tiere einer anderen Art" gelten ließ, und daß er anderseits einen lebhaften Widerwillen gegen den Anblick jeden Leidens, d. h. Mitgefühl besaß. Diese letztere Eigenschaft trat im Naturzustande an Stelle der Gesetze, der Sitten, der Tugend, und ihre Herrschaft war um so gesicherter, als „niemand die Versuchung fühlte, der sanften Stimme des Mitgefühls ungehorsam zu sein." Die Menschen bekriegten sich also nicht; sie waren nicht bestrebt sich gegenseitig ein Leid zuzufügen, sondern vielmehr bemüht, einander davor zu bewahren. Dazu tritt noch hinzu, daß eine der häufigsten Ursachen der Entzweiung zwischen den Menschen, die aus der Liebe zur Schönheit oder zu anderen Vorzügen des Weibes sich entwickelnde Eifersucht, in der der Zivilisation vorangegangenen Zeit unbekannt war, weil die Neigung des Mannes zu dem anderen Geschlecht damals lediglich durch einen blinden, keine Wahl kennenden Trieb bestimmt wurde. Endlich war im Naturzustande die Freiheit des Individuums gesichert. Es konnte wohl der eine auf die Idee kommen, dem anderen die Früchte, welche dieser pflückte, wegzunehmen, ihn des Wildes zu berauben, das er erlegt hatte, oder ihn aus seiner Höhle zu vertreiben; aber Gehorsam vermochte sich niemand zu verschaffen. „Was kann es für Mittel der Abhängigkeit unter Menschen geben, welche nichts besitzen?" Der Naturzustand war also keineswegs ein elender; weder legte er schmerzliche Entbehrungen auf, noch war er mit körperlichen oder geistigen Leiden verbunden. „Ich frage, so schließt Rousseau seine Schilderung, was ist mehr dazu angethan, dem Menschen unerträglich zu werden, der Naturzustand oder das Leben im Staate. Blicken wir um uns; wir sehen fast nur Leute, welche über ihre Lage klagen, viele sogar, die sich aus Überdruß das Leben nehmen, und alle die göttlichen und bürgerlichen Gesetze können diesen Mißständen nicht steuern. Ich frage, ob man je davon gehört hat, daß ein Wilder in seiner Freiheit auch nur den

Gedanken an Selbstmord gefaßt habe. Man urteile, auf welcher Seite das wahre Elend herrscht.“ Aller der erwähnten Vorzüge, der Freiheit, der Seelenruhe und der Gesundheit wurden die Menschen durch den Betrüger beraubt, welcher zuerst ein Stück Land einfriedigte und dasselbe sein eigen nannte. Rousseau giebt zu, daß dieser Betrug nicht ein überlegtes Verbrechen war, sondern durch die Entwickelung der Lebensverhältnisse bedingt worden ist. Im Laufe der Zeit wurde die Ernährung schwierig; die Zahl der Nahrung suchenden Menschen und Tiere nahm zu, und daraus entwickelte sich ein Wettbewerb, welcher zunächst rein mechanisch die Ausbildung gewisser Fähigkeiten, wie Zähigkeit, Schnelligkeit, Körperkraft u. a. begünstigte, alsbald aber auch zum Nachdenken über die notwendigsten Vorsichtsmaßregeln zur Erhaltung und Sicherung der eigenen Existenz anregte. Hiermit war der Weg zur Bildung von Beziehungen der Menschen untereinander und weiter zur Bildung von Gemeinschaften gegeben; denn sobald man angefangen hatte zu reflektieren, ward man gewahr, daß der Kampf ums Dasein durch Verbindung mehrerer Individuen für gewisse Zwecke, wie Jagd und Verteidigung, erleichtert würde. Mit dem Nachdenken hörte auch die Sorglosigkeit auf. Der Mensch begann sich um den morgenden Tag zu bekümmern, und nunmehr waren die Voraussetzungen für die Entstehung des Eigentums gegeben. „In dem Augenblick, sagt Rousseau, wo der eine Mensch der Hilfe des andern bedurfte, und wo er merkte, daß es gut wäre, Vorräte zu haben, schwand die Gleichheit; das Eigentum drängte sich ein, die Arbeit wurde notwendig, und die weiten Wälder verwandelten sich in lachende Fluren, welche man mit dem Schweiße der Menschheit benetzen mußte, und in denen man bald Sklaverei und Elend zugleich mit der Ernte keimen und wachsen sehen konnte.“ Seine Berechtigung erhielt das Eigentum daher, daß es durch Arbeit erworben wurde. „Dieser Ursprung ist um so natürlicher, als es unmöglich ist, sich das Entstehen der Idee des Eigentums anders vorzustellen denn in Verbindung mit der Arbeit der Hände; man sieht nicht ein, was sonst der Mensch hätte einsetzen können, um sich Dinge anzueignen, welche nicht von ihm gemacht waren. Aber selbst wenn es bei dieser einzigen Erwerbsart sein Bewenden gehabt hätte, würden die Gleichheit und damit die Zufriedenheit und das Glück von der Erde verschwunden sein.“ Denn, wie Rousseau des weiteren ausführt, da die Menschen geistig und körperlich verschiedenwertig veranlagt sind, so ist auch ihre Arbeit verschiedenwertig, und folgeweise mußte sich eine Ungleichheit der Vermögensverhältnisse entwickeln. Letztere erzeugte die bei den zivilisierten Völkern herrschende Korruption, den Geiz, die Herrschsucht, die Gewaltthätigkeit; sie machte andrerseits den Schutz des Reichen gegen den Armen und damit den Erlaß von Gesetzen, die Bildung von Obrigkeiten erforderlich. So entstand allmählich mit logischer Notwendigkeit die despotische Gestaltung des Zusammenlebens, „in welchem zu gunsten einiger ehrgeiziger Individuen das menschliche Geschlecht der Arbeit, der Knechtschaft und dem Elend unterworfen ist.“

Unter den vorrevolutionären Vertretern des Kommunismus ist der bedeutendste Morelly. Schon vor Rousseau, in einem 1753 erschienenen Roman, la Basiliade,

hatte er das Thema behandelt, daß die Verderbnis der Sitten durch die Fehlgriffe der Gesetzgeber verursacht wäre, und daß die allein mögliche Remedur in der Rückkehr zu dem Naturzustande läge. Auf die vielfachen Angriffe dagegen antwortete Morelly durch eine ausführlichere Darlegung seiner Theorie in dem „Code de la Nature ou le véritable esprit de ses loix, de tous tems négligé ou méconnu[1]). Den Kernpunkt dieses Buches bildet eine eingehende Begründung der Gütergemeinschaft.

Der Kommunismus hat zur notwendigen Voraussetzung eine optimistische Auffassung der menschlichen Natur. Denn seine Durchführbarkeit ist jedenfalls in erster Reihe dadurch bedingt, daß dem Menschen der Trieb zur Arbeit und eine alle anderen Gefühle beherrschende Nächstenliebe angeboren sind. Fehlt ersterer, so wird, wie bereits früher nachgewiesen wurde, eine nach dem Grundsatz der Gütergemeinschaft organisierte Gesellschaft niemals über den Zustand des tierischen Lebens hinauskommen; als einziges Agens bliebe der Selbsterhaltungstrieb übrig, und die Wirksamkeit desselben wäre mit Beschaffung der zur Existenz absolut notwendigen Mittel erschöpft. Ebenso unbedingt notwendig ist eine altruistische Disposition des Individuums; aus Menschen, welche durch Ehrgeiz, Habsucht, Neid oder sonst irgend eine egoistische Leidenschaft beherrscht werden, läßt ein kommunistisches Gemeinwesen sich nicht zusammensetzen.

Rousseau dichtet dem Naturmenschen ohne weiteres alle die moralischen Vollkommenheiten an, deren er für seine Theorie bedarf; Morelly hat wenigstens den Versuch gemacht, für die optimistische Voraussetzung des Kommunismus eine positive Grundlage zu beschaffen. Zu diesem Zweck entwickelt er zunächst die Argumente, auf welche sich die damalige teleologische Weltanschauung stützte. Die Betrachtung der Natur, behauptet er, liefert den zwingenden Beweis, daß die Schöpfung auf eine mit Intelligenz begabte Kraft zurückzuführen sei. Alle scheinbar dagegen sprechenden Erscheinungen fertigt er mit der Bemerkung ab, es sei undenkbar und also unmöglich, daß der Gott, welcher das Universum geordnet hat, auch der Urheber irgend einer Unordnung sei; was wir physisches Übel nennen, existiere in Wirklichkeit nicht; entweder faßten wir es als solches nur um dessentwillen auf, weil wir nicht in „die Ordnung und Verkettung der Dinge" einzudringen vermöchten, oder das betreffende Übel sei dazu bestimmt, als dringende Mahnung zu dienen, daß „wir uns von dem, was uns schaden könnte, losmachen oder uns davor hüten." Wenn die Welt durch eine intelligente Kraft geschaffen ist, heißt es weiter, so muß das Werk der letzteren auch zu einem bestimmten Zweck angelegt sein, und in der That wird diese Deduktion durch zahllose Naturphänomene bestätigt. Der Zweck, zu dem insbesondere das Menschengeschlecht geschaffen ist, besteht in der Bildung eines Ganzen, „das sich von selbst durch einen ebenso einfachen wie wunderbaren Organismus ordnen soll." Die Menschen sind dem entsprechend angelegt, sie sind „gleichsam darauf zugeschnitten," sich zu der vollkommensten Gemeinschaft zu vereinigen; Gott hat

[1]) Als Druckort ist angegeben: Partout chez le Vrai sage.

den Trieb zur Arbeit und zur Gutthätigkeit in sie hineingelegt. Aber die Gesetzgeber, „diese Führer ebenso blind wie diejenigen, welche sie zu führen vorgaben, haben alle Liebe und Zuneigung getötet, welche notwendigerweise die Kräfte der Menschen mit einander in Einklang bringen sollten. . . Sie haben den Brand einer glühenden Begehrlichkeit angefacht, sie haben den Hunger, die Gier einer unersättlichen Habsucht erweckt.“ Diese Habsucht ist das einzige Laster, welches in der Welt existiert; alle übrigen, Eitelkeit, Stolz, Ehrgeiz, Heuchelei oder wie sie sonst heißen mögen, sind nur verschiedene Abstufungen ein und derselben Leidenschaft. Nur wo sie Nahrung fand, konnte die allgemeine Pest entstehen, d. h. da, wo es Eigentum gab. Also ist das Institut des Eigentums, welches keineswegs in der Natur begründet, sondern eine Erfindung der Gesetzgeber ist, die Ursache alles in der Welt bestehenden Übels, und „um dasselbe mit der Wurzel auszurotten,“ müssen die nachfolgenden „grundlegenden Prinzipien“ anerkannt werden. Niemand in der Gesellschaft darf etwas besitzen, außer was für seine Bedürfnisse, sein Vergnügen oder seine tägliche Arbeit erforderlich ist; jeder Bürger gehört ausschließlich dem Staat an und wird auf dessen Kosten unterhalten; jeder Bürger hat nach seinen Kräften, seinen Talenten und seinem Alter zum Nutzen des Staates beizutragen. In dem vierten Abschnitt des Code de la nature wird auf der Basis dieser Grundsätze eine detaillierte Gesetzgebung konstruiert, wie sie den „Absichten der Natur“ konform sein würde. —

Nächst Morelly ist der bedeutendste unter den vorrevolutionären Vertretern des Kommunismus Bennot de Mably. Der bekannte Physiokrat Mercier de la Rivière hatte in seinem Buche „l'ordre naturel et essentiel des sociétés politiques“ den Despotismus als diejenige Regierungsform verteidigt, welche „der Gesellschaft die bestmögliche Gestalt und Verfassung gebe,“ und zum Beweise dafür geltend gemacht, daß, wie das Beispiel Chinas zeige, die absolute Monarchie die sicherste Bürgschaft für die Erhaltung des Grundeigentums gewähre. In den doutes proposés aux philosophes économistes sur l'ordre naturel et essentiel des sociétés politiques antwortet Mably darauf mit einer anderen Übertreibung: er leugnet, daß das Eigentum die notwendige Grundlage des Staates sei, und stellt dem gegenüber den Satz auf, daß die idealste Staatsform nur auf dem Wege der Gütergemeinschaft erreicht werden könne. Sowohl in den eben genannten als in seinen späteren, das gleiche Thema behandelnden Werken — de la législation ou principes des loix und des droits et des devoirs du citoyen[1]) — führt er zur Begründung dessen in erster Reihe an, die Gütergemeinschaft sei ein Gebot unseres natürlichen Rechtsgefühls; um sie als solche zu erkennen, brauche man nur „in die Tiefen seines Herzens hinabzusteigen, seine verschiedenen Gefühle zu studieren, ihre Beziehung, ihre Verbindung untereinander zu beobachten.“ Das Ergebnis der inneren Wahrnehmung wird nach Mably durch die Thatsache verifiziert, daß die Natur mit einer jeden Zweifel

[1]) S. die doutes etc. u. die droits etc. in Tom. XI, die Schrift de la législation in Tom. IX des oeuvres complètes. Londres 1789.

ausschließenden Klarheit ihre Absicht kund gethan habe, zwischen den Menschen solle kein Unterschied bezüglich des Vermögens und der Lebensverhältnisse bestehen. Niemand könne leugnen, daß die Menschen, als sie aus den Händen der Natur hervorgingen, sich in der vollkommensten Gleichheit befanden. Diese Gleichheit entspreche also notwendig dem göttlichen Willen[1]). Als ein weiteres Argument führt er „die moralische Verkümmerung des Individuums" und die „Verderbtheit des politischen Lebens" an, welche durch die bestehende Güterverteilung herbeigeführt seien. Aus der Erfahrung sucht er nachzuweisen, daß, „während die Gleichheit des Besitzes unsere Seele erhebe und sie dem Gefühle gegenseitigen Wohlwollens zugänglich mache," das Eigentum den Menschen zersetze, die natürlichen Neigungen seines Herzens verderbe und folgeweise zur Despotie führe. „Leset die Geschichtswerke, ruft er aus, und ihr werdet finden, daß alle Völker unter der Ungleichheit zu leiden hatten. Bürger, stolz auf ihren Reichtum, verschmähten es, diejenigen als Gleichberechtigte anzusehen, welche zur Arbeit verurteilt waren, um ihr Leben fristen zu können; sofort seht ihr ungerechte und tyrannische Regierungen, parteiische und gewaltthätige Gesetze, mit einem Wort, jene Unmasse von Übelständen auftauchen, unter denen die Völker seufzen. Dies ist das Bild, welches die Geschichte aller Nationen darbietet, und steigt man bis zur Quelle dieser Unordnung hinauf, so wird man sie im Grundeigentum entdecken." Andrerseits liefern nach Mably Sparta, wo einem jeden Bürger nur ein bestimmtes Nießbrauchsrecht am Grund und Boden zustand, und der Jesuitenstaat in Paraguay, in welchem alle Güter gemeinsames Eigentum waren, den Beweis dafür, welch' wohlthätige Wirkung der Kommunismus auf die sittliche Läuterung des Individuums und die Vervollkommnung der Staatsform auszuüben vermag[2]).

Ehrsucht und Geiz, die beiden Laster, in welchen die größte Gefährdung für die Realisierung seines Staatsideals liegt, sind nach Mably Erzeugnisse unserer heutigen Rechtsordnung; „sie sind nicht die Mütter, sondern die Töchter der Ungleichheit." „Da der Mensch die Schöpfung eines Gottes ist, der notwendig alles aufs beste einrichtete, so muß man annehmen, daß wir alle die Vollkommenheiten besitzen, deren unsere Natur fähig ist, daß wir insbesondere eine angeborene Neigung zum Mitleid, zur Dankbarkeit und zur Freundschaft haben. Das Bedenken, daß der Reiz des Erwerbes eine notwendige Triebfeder für die Produktion sei, hält Mably für unberechtigt; er sieht in dem Menschen so viele edle Eigenschaften, die ihn auf die Arbeit hinlenken, daß es des Rekurrierens auf die Begehrlichkeit nicht bedarf[3]). Über die Frage, was denn die Menschen veranlaßt habe, dem idealen Naturzustand der Gleichheit zu entsagen, scheint Mably sich zweifelhaft gewesen zu sein. In seiner ersten Schrift giebt er zwar eine bestimmte Antwort; er bringt die Erfindung des Eigentums in Verbindung „mit der Trägheit einiger Hornisse, welche auf Kosten der anderen

[1]) Mably l. c. Tom. IX, p. p. 35, 36, 43, Tom. XI, p. p. 13, 15, 253.
[2]) Mably a. a. O. Tom. IX, p. p. 35 etc. Tom. XI, p. p. 10, 193, 194, 213.
[3]) Mably l. c. Tom. IX, p. p. 47, 59.

mühelos leben wollten, und denen man die Liebe zur Arbeit nicht beizubringen vermochte;" an einer anderen Stelle erklärt er das fragliche Problem für „ein Rätsel, welches unsere Vernunft verwirre[1])." Sicher aber ist ihm, daß eine Rückkehr zu dem goldenen Zeitalter nicht mehr möglich sei. Das Übel erscheint ihm zu tief eingewurzelt, als daß man es heilen könnte, und so sucht er denn, dem Beispiele Platos folgend, eine gesellschaftliche Ordnung zu konstruieren, in welcher zwar das Eigentum anerkannt, aber doch gleichzeitig „die Habsucht unterdrückt oder wenigstens einem Teil der Übel, die sie hervorruft, vorgebeugt werden soll." Zu diesem Zweck empfiehlt er den Erlaß von Agrargesetzen, welche dem Besitz eines jeden Bürgers feste Grenzen vorschreiben, bezw. das Maximum statuieren, welches ein einzelner an Grund und Boden erwerben darf. Die freie Verfügung von Todeswegen hebt er auf, beschränkt die Intestaterbfolge und räumt den Ortsarmen einen Anspruch auf gewisse Hinterlassenschaften ein, „weil eine gute Gesetzgebung immer die Vermögen, die Geiz und Ehrsucht unaufhörlich aufspeichern, zerlegen und teilen muß." Endlich befürwortet er Bestimmungen gegen den Handel und gegen den Luxus, damit „unsere Bedürfnisse sich mindern und die Bescheidenheit in den Sitten gefördert werde[2])."

Einen bestimmenden Einfluß auf die Entwickelung der französischen Revolution haben endlich die im Jahre 1780 erschienenen Recherches philosophiques sur le droit de propriété ausgeübt. Der Verfasser derselben, Brissot de Warville, das spätere Haupt der Girondisten, ist in seiner Argumentation womöglich noch schwächer als die vorgenannten Schriftsteller; seine ganze Beweisführung läuft hinaus auf einige Behauptungen, deren Willkürlichkeit er durch die Bezeichnung „Naturgesetze" zu bemänteln sucht, und auf verschiedene phantastische Schilderungen des Lebens der Bewohner von Otahiti und anderer — übrigens ungenannter — wilder Völkerschaften. Aber seine Feder ist mit agitatorischem Geschicke zugespitzt; er weiß aufregende Sentenzen zu erdichten und, obwohl kein Anhänger der Gütergemeinschaft, steht er doch zweifellos in einem nahen ursächlichen Verhältnis zu den kommunistischen Ausläufern der französischen Revolution.

Brissot unterscheidet zwischen dem natürlichen und dem sozialen Eigentum und erklärt ersteres für das allein berechtigte. Nach einem allgemeinen Naturgesetz, behauptet er, ist das Individuum befugt, sich diejenige Materie anzueignen, deren es bedarf, „um seine Lebensbewegung zu erhalten," d. h. jedermann ist Eigentümer der zu seiner Existenz notwendigen Gegenstände; der einzig und allein giltige Eigentumstitel ist also das Bedürfnis. „Auf Grund dieses Titels darf der hungernde Unglückliche jenes Brot wegnehmen und verzehren, welches sein eigen ist, weil er Hunger leidet. . . Ihr verderbten Bürger, zeigt uns einen mächtigeren Titel! Ihr habt es gekauft und bezahlt, Elende! Es gehört weder euch noch euren Verkäufern, da keiner von euch beiden ein Bedürfnis danach hatte." Alle anderen Begründungen des Eigentums

---

[1]) S. Mably l. c. Tom. IX, p. p. 47, Tom. XI, p. 32.

[2]) Mably l. c. Tom. IX, p. p. 119 etc.

beruhen auf Erfindungen der Legisten; insbesondere ist es eine willkürliche Fiktion, daß das Eigentum im vorstaatlichen Zustande durch Besitzergreifung erworben werde. „Man zeige uns ein Naturrecht, welches diese Regel anerkennt. Wenn der Besitzer kein Bedürfnis hat, ich aber ein solches habe, so ist dies ein Rechtsgrund für mich, seinen Besitz zu stören; sind wir beide ohne Bedürfnisse, so hat keiner von uns ein Recht; im entgegengesetzten Falle handelt es sich um eine Frage der Statik." Da die Bedürfnisse verschieden sind, und das Eigentum, um berechtigt zu sein, denselben proportional sein muß, „so ist das System der Gleichheit des Vermögens, welches gewisse Philosophen haben durchführen wollen, falsch und irrig." Aber noch weit verwerflicher ist das soziale Eigentum. Mit dem Naturgesetz steht dasselbe in einem noch schärferen Widerspruch, weil es zu einer Güterverteilung geführt hat, in welcher dem Bedürfnis des Einzelnen noch weniger Rechnung getragen wird.

Es bedarf keines Nachweises, daß ein Gemeinwesen, in welchem das Institut des Eigentums „naturrechtlich" geregelt wäre, innerhalb kürzester Zeit sich in einen Krieg aller gegen alle auflösen müßte; ein so vager Rechtstitel wie das Bedürfnis ist mit der Aufrechterhaltung einer staatlichen Ordnung unvereinbar. Vor diesem Einwand schreckt Brissot indes nicht zurück; er erkennt denselben zwar als in sich logisch begründet an, aber er leugnet die Berechtigung der Voraussetzung, von der er ausgeht, indem er der Vernichtung aller Zivilisation, die Rückkehr zu einem nach Rousseau'schem Vorbilde erdichteten Naturzustand für den glückseligsten Zustand der Menschheit erklärt. Seine Untersuchungen über das Eigentumsrecht endigen mit einer offenen Aufforderung zu Mord und Totschlag. „Bewahrt der Mensch in der Gesellschaft, heißt es im letzten Kapitel, stets das unvertilgbare Vorrecht des Eigentums, welches die Natur ihm gegeben hat, so kann nichts es ihm rauben, nichts ihn verhindern, es auszuüben. Wenn die anderen Mitglieder der Gesellschaft in sich allein das Eigentum am gesamten Grund und Boden vereinigen, wenn bei dieser Beraubung die Geschädigten zur Arbeit ihre Zuflucht zu nehmen genötigt sind, aber ihren ganzen Lebensunterhalt nicht erwerben können, so sind sie befugt, von den Eigentümern die Mittel zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu verlangen, sie haben ein Recht auf ihre Reichtümer und dürfen darüber nach Verhältnis ihrer Bedürfnisse verfügen. Die Macht, welche sich hierin ihnen entgegenstellt, ist Gewalt. Nicht jener unglückliche Hungerleider verdient gestraft zu werden, sondern der Reiche, der barbarisch genug ist, sich der Not seines Nächsten zu verschließen. Dieser Reiche ist der alleinige Dieb, er müßte an jene Galgen gehängt werden, die nur errichtet zu sein scheinen, um die im Elend Geborenen dafür zu bestrafen, daß sie Bedürfnisse haben, um sie zu zwingen, die Stimme der Natur, den Schrei nach Freiheit zu ersticken, um sie zu nötigen, sich in eine harte Sklaverei zu begeben, damit sie einem schmählichen Tode entgehen."

Die französischen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts einschließlich der Rechtsphilosophen sind Metaphysiker. Selbst für die bedeutendste Schule, die der Encyklopädisten, trifft dies zu; ihre Argumentationen beruhen zum Teil auf rein spekulativen Voraussetzungen. Bei den geringwertigeren Schriftstellern, und zu

diesen gehören die vorbenannten Vertreter des Kommunismus, fällt die ganze Fundamentierungsarbeit der Phantasie zu; ihre Systeme schweben völlig in der Luft; die exakte Forschung ist dabei gänzlich unbeteiligt geblieben. —

Am deutlichsten tritt dies bei Rousseau hervor. Der Verfasser der Abhandlung über die Ungleichheit konstruiert sich ganz willkürlich einen prähistorischen Zustand der Menschheit, entwirft von demselben ein Bild, genauer und detaillierter, als wir es von irgend einem im Bereiche der Geschichte liegenden Zeitalter besitzen, erklärt ihn für die idealste Form des Daseins und behauptet, damit einerseits den Maßstab für die Einschätzung der politischen Verhältnisse seiner Zeit, andrerseits die Richtschnur für die zu erstrebenden Reformen gefunden zu haben. Daß die genannte Schrift sich nicht auf positive Beweise, sondern auf Vermutungen stützt, giebt Rousseau selbst zu; nur meint er, daß Vermutungen Beweise werden, „wenn sie die wahrscheinlichsten sind, welche man aus der Natur der Dinge herleiten könne." In Wahrheit aber besitzt Rousseau's Argumentation nicht einmal den Wert dessen, was man im philosophischen Sinne unter einer Wahrscheinlichkeit versteht; die Schilderung des vorstaatlichen Zustandes der Menschheit, welche den Ausgangspunkt seiner Kritik des Instituts des Eigentums bildet, ist eine Dichtung; nicht eine einzige beglaubigte Thatsache steht ihr zur Seite, und damit ist das Urteil über die ganze Rousseau'sche Rechtsphilosophie gefällt, sie ist ein Phantasiegebilde[1]). Morelly und Mably haben es sich mehr Mühe kosten lassen, ihr System zu begründen; allein den spekulativen Charakter desselben haben sie doch nur leicht zu übertünchen vermocht. Die teleologische Weltanschauung, welche sie zum Eckstein des Kommunismus machen, die Deutung der Natur als des Werkes einer intelligenten Kraft, gehört in das Bereich der Metaphysik, und sie wird um so willkürlicher, je weiter sie sich in das Detail der Schöpfung verliert. Morelly's Schrift ist in dieser Beziehung typisch. Die Behauptung, daß die Menschen geschaffen seinen, „zur Bildung eines Ganzen," entbehrt jedes positiven Anhalts. Wenn Morelly in dem Code de la nature das Studium der Metaphysik beschränkt wissen will, so hat das vielleicht einen guten Grund gehabt; die Vermutung liegt nahe, daß er absichtlich die Bürger des kommunistischen Staates von der Erkenntnis der Haltosigkeit seiner Theorie habe fern halten wollen. Es bedarf endlich nicht des Nachweises, daß weder die innere Wahrnehmung noch die Geschichte ein Argument zu gunsten der Gütergemeinschaft liefern. Das Rechtsgefühl, von dem Mably spricht, ist ein Gebilde seiner Einbildungskraft, und die Erfahrungen, welche bisher mit der Gütergemeinschaft gemacht worden sind, sprechen dafür, daß das Sondereigentum eine unerläßliche Bedingung für die kulturelle Entwickelung des Menschengeschlechts ausmacht.

So mangelhaft nun aber auch alle diese Theorieen begründet waren, auf den Gang der Revolution haben sie trotzdem einen weitgehenden Einfluß ausgeübt. Philosophische Systeme sind keine geschichtlichen Faktoren in dem Sinne,

---

[1]) Es ist also auch nicht auffällig, daß Rousseau in anderen Schriften, z. B. in seiner Economie politique für das Institut des Eigentums Partei ergeift. S. darüber z. B. John Morley, Rousseau, London 1873, Tom. I, p. 192.

daß sie neue Entwickelungen schaffen; aber sie können eine vorhandene beschleunigen, indem sie sich den Tendenzen ihrer Zeit adaptieren, und diese Voraussetzung trifft bei den vorrevolutionären Kommunisten zu. Schon vom Beginn des vorigen Jahrhunders an hatte jedermann in Frankreich das Gefühl, daß die politische und wirtschaftliche Ordnung, in der man lebte, unhaltbar wäre, daß alles auf eine fundamentale Reorganisation hindrängte. Die Rousseau, Morelly, Mably, Brissot gaben diesem Gefühl einen beredten Ausdruck; durch die prägnante Weise, in welcher sie die Krankheit ihrer Zeit diagnostizierten, gewannen sie die öffentliche Meinung für sich, und damit war auch ihren therapeutischen Vorschlägen eine entgegenkommende Aufnahme gesichert. Eine analoge Erscheinung läßt sich bei Rousseau's „Emile“ nachweisen. Was dieses Buch an positiven Ratschlägen enthält, ist mit wenigen Ausnahmen entweder unbrauchbar oder gradezu gefährlich; aber trotzdem adoptierte man dieselben, weil man durch die Schärfe der Kritik bestochen war, mit welcher Rousseau die Schäden der französischen Erziehung aufgedeckt hatte.

Das Vorhandensein einer eigentumsfeindlichen Tendenz tritt bereits in den ersten Anfängen der französischen Revolution deutlich zu Tage. Alle jene Emeuten, welche dem Sturm auf die Bastille vorangingen — es sind deren über dreihundert gezählt worden — kennzeichnen sich als Kämpfe des Proletariats gegen die besitzenden Klassen, bei denen nicht politische Forderungen, sondern lediglich die Brotfrage das Streitobjekt bildet. Es ist bezeichnend, daß fast überall Weiber an der Spitze derselben stehen; da sie das Elend am gründlichsten durchgekostet hatten, so haftete bei ihnen auch die Lehre am tiefsten, daß die Sünde, die uns um das Paradies gebracht hätte, die erste Einfriedigung eines Stückes Land gewesen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Ungedruckte Briefe von und an Karl Ludwig von Knebel

aus den Jahren 1772 bis 1832.

Herausgegeben von

Karl Theodor Gaedertz.

(Fortsetzung.)

XVII.

vom Thiergarten bei Stockholm den 20. 7br. 1807.

Sie erhalten hier theurer Freund einige Zeilen durch einen werthen Bekannten welcher uns auf die angenehmste Art in unserem Stockholm überrascht hat. — Seine Flucht mußte uns doch dienen, indem wir viel von unsern theuern entfernten Freunden erfuhren und uns gleichsam wieder in ihren geistvollen und herzlichen Kreis versezt sahen; beinahe muß ich daher glauben,

daß ich zu denen gehöre, von welchen die Bibel sagt, daß ihnen alle Dinge zum besten dienen müssen. Es hat mich unendlich gefreut von Mr. Robinson zu hören was auch Ihre theure Schwester mir bereits tröstliches über Ihre Lage nach den schrecklichen Tagen des Oktobers geschrieben. — Sie leben noch zufrieden, vielleicht heitrer nach so bedeutenden verhängnisvollen Augenblicken, jeder sieht das Gerettete als ein Geschenk an und arbeitet das Verlorne zu ersetzen, — aber was damals verloren ging und nicht in diesem Jahrhundert wieder erobert werden kann, teutsche Freyheit, teutscher Ruhm und Männerstolz — kann man wohl lange ohne diese Lebensluft des bessern Menschen leben! Ich hoffe, mein Freund, unsere Kinder sollen diese Scharten auswetzen, denn einmal muß doch der Tag der Wiedervergeltung anbrechen. Genug hievon, vielleicht zu viel; aus meinem immer währenden Gram sehe ich nur zu gut, daß ich es schwerlich verlernen könnte, Teutschland als mein Vaterland anzusehen.

Wie sehr hat es mich gefreut zu hören, daß Mr. Robinson Ihnen mit treuer Freundschaft ergeben ist; mich dünkt, ich begreife recht klar, wie Sie sich beide gefunden haben, er hat mir von Ihnen viel erzählen müssen, und alle Kleinigkeiten hatten großen Werth für mein Herz —. Wir haben ihm alle unsre nordische Herrlichkeiten gezeigt und hier im Thiergarten, wo ich den Sommer zugebracht, hat er schöne Aussichten gesehen und von teutscher Art und Kunst viel sprechen müssen; unser guter Freund und Bekannter Arndt hat sich wie mir scheint recht gut mit ihm verstanden, sobald er ihn bei mir kennen lernte.

Was soll ich Ihnen von mir sagen? — Ich lebe hier, wie Robinson wahr genug sagt, in einem vornehmen Exil, zufrieden mit meinen nächsten Umgebungen, ohne Nahrungssorgen, nicht der Liebe, noch der Achtung entbehrend, deren ich bedarf, aber krank an dem Bedürfniß etwas weit trefflicheres außer mir zu bewundern und zum intellectuellen Genuß aus andern die Lichtfunken sprühen zu sehn die meine Seele entzünden könnten. Ich bin nicht ganz glücklich wenn ich nicht vieles um mich her weit höher als mich selbst auf den verschiedenen Stufen geistiger Cultur sehe — und hier ist vieles unter das meiste auf einem ganz andern Weg auf dem ich nie gehen kann; doch ist meine Muse nicht ganz eingeschlafen, und ich erwarte die langen Abende des Winters als gute Freunde welche mir das angefangene Werk vollenden helfen werden. Am meisten mahle ich und habe nach meiner eignen Empfindung keine unbedeutenden Fortschritte gemacht. Anhaltendes Zeichnen nach der Natur hatte mir Fertigkeit und eine leichte Hand gegeben, die beiden Schwestern arbeiten mit mir, und wenn ich meine Freunde wiedersehe, hoffe ich nicht in dem schönen Wettlauf zum bessern zurückgeblieben zu seyn, obschon nicht ihr Ruf mich ermunternd begleiten konnte.

Meine Kinder machen mir viel Freude, Lotte wird groß und gewandt — mein kleiner Bruder ist ein gutes wildes Krausköpfgen, ein wahres Johannesbildgen, so brav und wild wie er.

Mein Mann ist eben auf der Reise, seine Amtsgeschäfte führten ihn nach Schonen und er wird wohl eben beim König seyn; Helvig hat noch mehr zu thun bekommen als vorher, aber noch immer findet er Zeit um der Litteratur zu folgen, und wenig neues ist uns entgangen. Mr. Robinson hat uns einige Lücken angezeigt, die wir sogleich ausfüllen werden, aber wer wird künftig schreiben unter dem schwebenden Schwerdte des Mißtrauens und der Furcht!

Ich muß schließen, da es schon spät ist; der Reisende verließ uns vor einer Stunde und morgen früh erhält er diesen Brief nach der Stadt, um ihn dem seinigen beizuschließen. Leben Sie wohl mein Freund, geben Sie doch einmal Ihrer verehrten Schwester ein Blatt für mich, wodurch ich zu erfahren hoffe, daß mich Ihre wohlwollende Theilnahme unter dem Arktur aufsucht und eben so voraussezt, daß zwischen allem Eis das mich umgiebt mein Herz warm und treu für die heiligen Freunde seiner Jugend schlägt.

Empfehlen Sie mich Ihrer lieben Frau, Ihren Kleinen viel Liebes, sich selbst aber alles was die Freundschaft Ihnen Gutes eingeben mag von

Ihrer treuen

Amalie Helvig gebornen von Imhoff.

Amalie von Imhoff hatte sich im August 1803 zu Ruhla mit dem schwedischen Oberst und nachmaligen General Karl Helvig vermählt, der, von König Gustav IV. geadelt, 1807 zum General-Feldzeugmeister der Artillerie ernannt wurde. Der Ehe entsprangen fünf Kinder, die ältesten waren Charlotte, schon 1811 gestorben, und der auf den schwedischen Namen Bror (deutsch: Bruder) getaufte Sohn. Amalien's Schwestern hießen Käthchen und Luise. Seit 1804 in Schweden, kehrte Frau von Helvig 1813 nach Deutschland zurück.

Obiger Brief datiert in Wirklichkeit aus dem Oktober 1807. Ihrem von Stockholm abwesenden Manne meldete Amalie den 18. Oktober: „Wir hatten indeß eine Freude, welche ich Dir gegönnt hätte. Der alte englische Freund Robinson ist durch das Gewitter des Krieges auf einen Augenblick hierher verschlagen worden, und gestern hatte ich seinen unerwarteten Besuch;" den 22. Oktober: „Ich las Deine Beschreibung des Brandes von Kopenhagen noch Robinson vor." — Knebel giebt am 16. August 1805 eine fesselnde Charakteristik des von Jena Abschied nehmenden Engländers: „Ich habe noch nie in dem Charakter eines jungen Mannes von solcher Geistes- und Gemüthsart Freundschaft und Liebe so ausgedrückt gefunden," vergl. Knebel's Briefwechsel mit Henriette S. 230 und über Amalie Imhoff bezw. Major Helvig S 177, ferner über Robinson Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel I, 329, zwischen Goethe und Zelter V, Nr. 675. Zu Zelter's Zeilen vom 20. August 1829 hat Varnhagen von Ense in seinem Handexemplar folgende Bemerkung gemacht: „Der hier erwähnte Engländer heißt Crabb Robinson und lebt noch in London 30 Russel Square, wo er schöne litterarische Hilfsmittel aufgestellt hat. Von ihm ist der Artikel Goethe in „The Gallery of Portraits and Memoirs" 1835, von

der Society for the diffusion of useful knowledge herausgegeben.“ Henry Crabb Robinson starb am 5. Februar 1867, im dreiundneunzigsten Lebensjahre. Sadler publizierte dessen Diary, Reminiscences and Correspondence (3 vols. London 1869); einen deutschen Auszug veröffentlichte Eitner unter dem Titel: Ein Engländer über deutsches Geistesleben im ersten Drittel dieses Jahrhunderts“ (Weimar 1871). Mit großer Treue und Zuneigung gedenkt Robinson seines Knebel, von dem er sagt: „Ich liebte ihn doch unter allen Deutschen am meisten.“ Interessant ist Robinson's Stockholmer Zusammensein mit Amalie von Imhoff und Arndt geschildert. Neben Knebel nimmt Goethe einen Ehrenplatz ein. In der Originalausgabe II, 389 heißt es: A present from Goethe 1828, April 22: Was highly gratified by receiving from Goethe a present of two pairs of medals, of himself and the Duke and Duchess of Weimar. Within one of the cases is an autographic inscription: „Herrn Robinson zu freundlichem Gedenken von W. Goethe. März, 1828.“ This I deem a high honour.

Auf die traurigen politischen Nachrichten aus dem Vaterlande dichtete Amalie von Helvig Strophen, deren letzte lautet:

Doch Heil und Mut dem edlen Krieger!
Der Kampf fürs Vaterland ist Lust —
O drückten wir ihn bald als Sieger
Den Freien an die freie Brust —
Hier, an des Nordens fernem Strande,
Folgt Euch der Brüder nasser Blick
Und ruft: Wascht blutig diese Schande,
Auf, gründet neu — der Deutschen Glück!

Ernst Moritz Arndt, wegen seiner Broschüre „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“ von Napoleon I. proskribiert, lebte damals in Schweden und besuchte seine Landsmännin häufig. Er las in einer Gesellschaft bei ihr aus seinem „Geist der Zeit“ vor.

XVIII.

Heidelberg, den 13. Janr. 1808.

Den herzlichsten Dank, mein verehrter Freund, muß ich Ihnen sagen für Ihre gütige Aufnahme meines Ariosts. Je seltener es ist, von Männern, wie Sie und Göthe, erkannt und gelobt zu werden, um so mehr stärkt und erhebt es Herz und Geist. Die wenigen Worte, die Sie mir in Ihrem und Ihres trefflichen Freundes Namen über meine Arbeit sagen, sind mir mehr werth, als die posaunenvollste Recension. Ich werde mich aus allen Kräften bestreben, Ihr gütiges Urtheil durch die Fortsetzung und den Schluß meines Werks nicht Lügen zu strafen.

Ihre herzlichen Wünsche für mein Wohl haben mich innig gerührt. Es geht mir leidlich, d. h. ich befinde mich leiblich wohl und leide keinen Hunger. Aber Heidelberg, das fühle ich immer mehr, ist nicht der Ort, wo mir jemals so wohl seyn kann, als mir in Jena war. Auch denke ich, sobald ich mit dem Ariost fertig bin, meinen Stab weiter zu setzen. Für's erste gehe ich

wohl auf einige Monate in die Schweiz; wohin dann weiter — das wissen die Götter vermuthlich besser, als ich. Aber ich weiß nicht, welche geheime Ahnung mir zuflüstert, daß ich Sie noch vor Ablauf dieses Jahres wiedersehen werde. Ich lasse den Himmel walten, der, wie man sagt, ja alles zu unserm Besten lenkt.

Daß ich Wernern nicht näher kennen gelernt habe, thut mir, nach dem, was Sie von ihm schreiben, wirklich leid. Ich sprach ihn bloß auf einem öffentlichen Balle, besucht hat er mich nicht, und, die Wahrheit zu gestehen, ich sehnte mich auch nicht sehr danach, da ich ihn nicht anders, als aus seinen Schriften, kannte. Dieser christliche Mysticismus ist mir nun einmal in den Tod zuwider. Wer den guten Mann davon bekehrt, erwirbt sich gewiß ein Verdienst um die deutsche Litteratur.

Meine herzlichsten Empfehlungen an Ihre liebe Frau Gemahlin und den guten Karl. Wird die edle musica noch fleißig getrieben? Wie sehne ich mich danach, einmal wieder das herrliche: Sento che Dea son io zu hören!

Leben Sie froh und zufrieden und behalten Sie mich in freundlichem Andenken.

Ihr

J. D. Gries.

Johann Diederich Gries, geb. den 7. Febr. 1775 zu Hamburg, gest. daselbst den 9. Febr. 1842, der auch von Goethe geschätzte Übersetzer des Tasso, Ariost und Kalderon, war 1806 aus Jena nach Heidelberg übergesiedelt, wo es ihm nicht gefiel. Nach der Schweizerreise im Sommer 1808 zog er wieder nach Jena; in dem gastlichen Knebel'schen Heim erfreute er sich besonders gern der schönen Stimme der Hausfrau Luise geb. Rudorff, einer ehemaligen Kammersängerin am Weimarischen Hofe. Der vierte und letzte Teil seiner Verdeutschung „Lodovico Ariosto's Rasender Roland“ kam 1808 bei Frommann heraus. Zacharias Werner hatte im September Wien verlassen und war über München, Heidelberg, Stuttgart, Frankfurt u. s. w. nach Weimar geeilt, Goethe kennen zu lernen, der gerade in Jena weilte. Dort begann im Dezember 1807 die wunderbare Sonettenepoche, deren Muse Minchen Herzlieb bildete. Vergl. Gaedertz, Goethe's Minchen (2. Aufl. Bremen, 1889) S. 60 folg.

XIX.

Weimar d. 30. April 1808.

Theurer Verehrtester.

Gar herzlich danken wir Ihnen für Ihre liebe, freundliche, so lange entbehrte Stimme, die uns stets ein Ton der vorigen Zeit ist, wie Ossian sagt.

Ihr l. Brief kam am Montage zur guten Stunde, da wir soeben an August schrieben. Ihre Ahndung, ihn bald in Jena zu sehen, kann sich wohl diesen Sommer realisiren, wenns nach seinem Wunsch geht. Wir wollens den guten Göttern überlassen. Es wird ihn freuen, daß Sie seiner mit alter Liebe gedenken, ob er gleich so stumm ist.

Zu den angenehmen Unterhaltungen Ihres Reisenden wünschen wir Ihnen Glück. Wohl ists eine Erholung, aus dem jetzigen Europa mit seinen Gedanken nach Africa zu flüchten.

Indessen, auch die Blätter die ich Ihnen hier schicke, Deutschlands Erwartungen, sind Erholungsblicke! Der geistige Same der darinnen ist wird zu seiner Zeit Wurzel fassen, wenn das harte steinigte Unkrautvolle Erdreich gereinigter ist. Wir treffen leider in die Zeit wo der Acker umgewälzt wird und müssen nun schon die harte Disciplin ertragen.

Ich glaubte Ihnen eine angenehme Stunde zu machen wenn ich Ihnen den Eggers sende — Sie werden das Echo Ihres und aller Verständigen Herzen darinnen finden.

Darf ich bitten mir die Blätter in 8 Tagen wieder zu schicken, auf so lange habe ich es erhalten.

Die Reise Ihres guten herrlichen Knaben freut mich sehr — wir haben ihn so eigends lieb — da ich die Kinder-Welt so ziemlich kenne, so möchte ich ihm wohl wünschen daß er eine Zeitlang von der geistigen Höhe von Ihnen wegkäme, in eine seinem Alter angemessene Sphäre. — Verzeihen Sie diesen frommen Wunsch einem mütterlichen Herzen, das so viel, so viel erfahren hat. O wie bleibt man hinter seinen heiligsten Entschlüssen zurück! — Gern möchte ich unsres Augusts Jugend wieder zurück haben, um sie anderst zu leiten.

Möge der heutige schöne Sonnenstrahl wohlthätig auf Ihre Gesundheit würken und Sie und Ihre liebe gute Frau angenehme Stunden genießen durch Goethes Daseyn.

Mutter und Tochter empfehlen sich Ihnen wie immer mit zärtlicher Verehrung und bitten Ihre liebe wackere Frau um freundliches Andenken.

Ganz die Ihrigen.

Carol. Herder.

Marie Karoline von Herder geb. Flachsland, geb. den 28. Januar 1750 zu Reihenwege im Elsaß, gest. den 15. Sept. 1809 zu Weimar, die verständnisvolle Lebensgefährtin und Biographin des großen Denkers und Dichters, blieb immer in freundschaftlichster Verbindung mit Knebel. Ihr zweiter Sohn August machte sich nachmals um Berg- und Hüttenwesen in Sachsen verdient. Die Broschüre „Teutschlands Erwartungen vom Rheinischen Bunde" (Altona 1808) hat den bekannten deutsch-dänischen Staatsmann Christian Ulrich Detlev Freiherr von Eggers zum Verfasser. — Der dritte Band des Werkes „Von und an Herder" enthält S. 1—244 aus dem Briefwechsel zwischen Knebel und Herder (1777—1803); Karoline Herder's Briefe an Knebel im „Nachlaß" gehen bis zum Anfang des Jahres 1804, die aus späterer Zeit bis 1809 sind teilweise gedruckt in Düntzer's „Zur deutschen Litteratur."

XX.

Weimar d. 10. Mai 1808.

Theurer höchstverehrtester Freund.

Sie haben das wichtigste Thema, die Erziehung der Kinder, von der das Wohl der Welt und das eigene abhängt, im großen Styl behandelt! Sie haben mein armes, oft mit Vorwürfen geplagtes Herz einigermaßen beruhigt — und es ist freilich ein wahrer Gedanke: wir müssen an ein Schicksal glauben — an eine höhere Leitung, die das was wir aus Unwissenheit, Unvermögen und Hindernissen nicht recht gemacht haben, nach ihren hohen Gesetzen ins bessre zu lenken weiß. Der einzige Trost an den ich mich jetzt halte.

Einzelne Familien sind mehr oder minder freilich zu ohnmächtig alles um sie her so zu ordnen, wie es die einzig rechte Erziehung der Kinder bedarf. Und hier dürfen wir mit Recht den Staat anklagen — er bedarf der Menschen, und die Menschen ihn — er allein kann alle Mittel und Werkzeuge ordnen, um das gegenseitige Glück zu gründen und zu befördern. Wie wahr sagt Berkelei (Adrastea XII. p. 262): „Ein weiser Staat habe keine Sache, die ihm näher am Herzen liege, als die Erziehung der Jugend."

Lesen Sie die darauf folgenden Sätze des vom Vater so hochverehrten Berkelei.

Und darinnen haben Sie sehr recht: Der individuelle Charakter werde entwickelt und durch gute Thätigkeit zur Ausübung gebracht, für das eigene und anderer Menschen Glück, mit denen wir in das nächste Verhältniß gesetzt sind.

Ja, die Erziehungs-Methode unserer Vorfahren war besser, wie Sie sagen — sie prägten den Inhalt der Griechischen und Römischen Autoren, ihre Gesinnung und Charakter den Jünglingen ein. Jetzt aber gilt nur Philologie und Vielschwätzerei. Ich unterschreibe Alles was Sie von der gelehrten Erziehung sagen. Und wenn ich jetzt meine Kinder noch einmal zu erziehen hätte, so würde ichs nach gemäßigten Rousseauischen Grundsätzen thun — durch selbsteigene Thätigkeit der Kinder, die physischen und moralischen Kräfte entwickeln, und so das Glück des ganzen Menschen in und für die Thätigkeit begründen lassen. Diese selbsteigene Thätigkeit den Kindern anlockend zu machen, ist vielleicht der erste Talisman bei der Erziehung.

Sie werden ihn bei Ihrem guten braven Carl gewiß finden — noch ist ja nichts bei ihm versäumt. Die Reise ins Gebürg, mit seinem verständigen Lehrer, wird ihm wohlthätig seyn.

Ich komme auf ein andres Anliegen, das mich sehr bekümmert — die Gesundheit unsrer Herzogin. Ich kann von niemand die rechte Wahrheit erfahren — bald heißts, das Fieber vermindere sich und es gehe besser — jetzt höre ich das Gegentheil, das Fieber vermehre sich, und ihre Kräfte nehmen ab. — Ich darf Ihnen meine Empfindung darüber wohl nicht aussprechen! Wissen Sie etwas näheres, so theilen Sie mirs gefälligst mit — die Ungewißheit ist mir wahrhaft peinlich. Doch glaube ich wieder, daß es nicht so schlimm

sei, denn sie hält täglich Hof und Sonntags Assemblé, wo sie viel steht. Wir wollen das beste hoffen. Sagen Sie mir Gutes, wenn Sies wissen, theurer Freund. Was sagt Stark?

Und nun verzeihen Sies, wenn ich mit einer großen Bitte Sie abermals beschwere. Ich sende hierbei 2 Packete, eins nach Schaffhausen, das andre nach Stachelried, haben Sie die Güte, sie auf die Post zu senden und bis Nürnberg frankieren zu lassen. Ich lege 1 Species für das etwaige Postgeld bei. Sollte es mehr betragen, so melden Sie mirs gefälligst. Auch lege ich 2 Briefe bei, einen nach Braunschweig, den andern nach Güstrow, diese werden nicht frankirt. Verzeihen Sie nur, daß ich Sie mit diesen Aufträgen behellige, ich will Ihnen mündlich die Ursache sagen. Sie verbinden mich durch Ihre Güte unendlich.

Gestern Vormittag hat Luise der Prinzessin aufgewartet und der trefflichen Schwester, deren liebevolle Aufnahme Luisen so wohl that.

So eben da ich schreibe, erhalte ich von unserm guten Gerning beikommenden Catalog, Ihnen solchen mitzutheilen.

Wie schön mag es nun bei Ihnen seyn!

Ich bin nun die Nachmittage bis Abend außer dem Bett, und es fehlt mir jenes mächtige Wort: Stehe und wandle.

Luise steht womöglich mit der Aurora auf und begrüßt den Frühling auf den drei Säulen und im Webicht. Sie kann die herrliche Morgenluft nicht genug loben. — Sonst kann ich Ihnen von uns nichts erzehlen. Ich höre daß so viele Fremde durchgereist seien, von denen Sie wohl näheres gehört haben — man läßt so gern Östreich, Rußland, Preußen und Schweden wieder eine Coalition machen!! Wo werden wir nur noch hinfliehen vor der Unvernunft der Menschen! — Leben Sie wohl, Hochverehrtester, und seyn mit der l. braven Frauen und gutem Carl glücklich! Mutter und Tochter empfehlen sich herzlichst.

C. H.

Knebel's Antwort auf diese Zeilen veranlaßte Karoline Herder zu einer überschwenglichen Erwiderung am 17. Mai 1808: „O nehmen Sie meinen größten Dank für die trostvollen, erhabenern Ansichten des Lebens und der Dinge, die Sie für mich allein ausgesprochen haben. Man muß durchaus von einer erhabenen Ansicht in das Nebelthal herabsehen, in dem alles irrend zu sein scheint, wenn wir da unten verweilen. Hinauf also, zu dem großen Verstand, der durch die Nothwendigkeit durchgeht, zur heitern Einsicht, zur himmlischen Luft! . . Dank für die beruhigende Nachricht über unsere Herzogin. Daß der Geheime Hofrath Stark nicht besorgt ist, ist ein gutes Zeichen." Düntzer, zur deutschen Litteratur Nr. 149. Ueber Bischof von Cloyne in Irland, Georg Berkeley, vergl. Herder's Sämtliche Werke herausg. von Suphan XXIV, 404 folg. und 597. Das obige Zitat S. 409: Gedanken aus Berkelei.

XXI.

Jena den 14. Febr. 1809.

Haben Sie Dank, lieber Freund, für Ihren eben erhaltenen guten Brief.

Ich weiß nicht, was ich zu dem Allen sagen soll; und es thut mir aufs empfindlichste leid, daß Sie gegen uns gereizt sind. Wir denken indessen noch gegen Sie wie wir anfangs gedacht haben, und wir lieben Sie und die Ihrigen von Herzen.

Es hat ein böser Genius etwas über uns ausgestreut, und wenn meine Frau auch zuweilen unvorsichtig im Reden ist, so meint sie es doch nicht so bös — und gegen Sie und die Ihrigen hat sie es nie bös gemeint; im Gegentheil! Kommen Sie nur; Sie werden uns finden, wie Sie uns hier verlassen haben!

Es thut mir leid, daß Sie diese Gegenden verlassen wollen. Auch hierzu kann ich leider nichts sagen. Man muß sein Haus zur Insel machen können, wenn man ganz zufrieden leben will — aber wo ist das nicht?

Wir schätzen Sie und ehren Sie. Gewiß gehören die Stunden, die Sie meinem Hause geschenkt haben, unter meine angenehmsten.

Mußte der Feind das Unkraut darunter säen?

Leben Sie wohl und grüßen Sie die liebe Frau und die guten Kinder von uns allen — und herzlich!

Knebel.

Dies Billet ist an Eduard d'Alton gerichtet, geb. den 11. August 1772 zu Aquileja, gest. den 11. Mai 1840 als Professor der Archäologie und Kunstgeschichte an der Universität Bonn. Vom Spätherbst 1808 bis Oktober 1813 wohnte d'Alton in dem Lustschlosse zu Tiefurt und vollendete hier sein berühmtes Werk über die Naturgeschichte des Pferdes. Der bedeutende Mann fand in Weimar und Jena die allerfreundlichste Aufnahme von seiten des Großherzogs Karl August, Goethe's, Knebel's, Oken's u. s. w. Ich arbeite seit längerer Zeit an dessen Biographie; ein in Westermanns Monatsheften, Mai 1889, erschienener Auszug hat mir schätzbares Material von sich dafür interessierenden Lesern verschafft, wie u. a. meine kunsthistorische Skizze „Goethe und Maler Kolbe" (Bremen, 1889) zeigt. Die Hoffnung auf mehr läßt mich gleichfalls schon jetzt zwei merkwürdige Briefe d'Alton's veröffentlichen. Der unvollständig datierte (Nr. XXVI.) bedarf noch genauerer Aufklärung wegen der Herder'schen Briefe an die Herzogin Anna Amalie, welche d'Alton von der Regierungsrätin Voigt geliehen bekommen und an Knebel vertraulich geschickt hatte. Vergl. Briefwechsel mit Henriette S. 419, 422, 425 folg. Karoline Herder war am 15. September 1809 gestorben, Johann von Müller bereits am 29. Mai; dessen Bruder Johann Georg bewirkte die Herausgabe der von Herder's Witwe entworfenen „Erinnerungen aus dem Leben Johann Gottfrieds von Herder" (Werke. Teil 16 und 17. Tübingen 1820). Weit wichtiger aber erscheint jener Brief d'Alton's durch die mysteriösen Andeutungen über Frau von Stein und

durch den Hinweis auf sein Manuskript, betitelt „Ehrenspiegel“. Die bekannten und berühmten Persönlichkeiten des klassischen Kreises von einem so geistvollen Manne wie d'Alton, dessen Adel der Gesinnung, Güte des Herzens und Klarheit im Urteilen und Beobachten sich von einer augenblicklichen Mißstimmung oder Erregung nicht irre leiten ließ, geschildert zu sehen, erweckt unsere höchsten Erwartungen. „Ich habe eine Sammlung von wahrhaftigen Anekdoten angefangen, die ich mit Beifügung der Namen durch den Druck bekannt machen will,“ besagt eine Notiz unter seinen Papieren. In seinem Nachlaß fand sich das Manuskript leider nicht; doch muß, da 1813 bei der Plünderung Tiefurts durch die Franzosen sein litterarisches Eigentum in einer Kiste durch Voigt gerettet, nach Weimar gebracht und noch 1830 im Verwahrsam der von Froriep'schen Familie gehalten wurde, dasselbe dort existieren, vielleicht verborgen in einem Keller oder in einem Dachstübchen. Daß mein Appell, an Ort und Stelle nachzuforschen, nicht verhallen und ein Erfolg mir gemeldet werden möge, darum bitte ich im Namen der d'Alton'schen Erben.

Aus weiteren, bisher ungedruckten Briefen d'Alton's an Knebel, befindlich im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar und durch Herrn Professor Suphan mir gütigst zur Verfügung gestellt, seien hier einige speziell Goethe betreffende Stellen mitgeteilt. Unmittelbar nach seiner Niederlassung in Tiefurt schreibt d'Alton, 9. November 1808: „Der Herzog hat schon zweimal durch den Geheimen Rath v. Voigt nach mir gefragt. Bei Goethe war ich und traf auch dort Wieland.“ 23. Nov. 1808: „Durch Sie erfahre ich erst, daß Buch bei Goethe war; ich hatte ihm ernstlich abgerathen hinzugehen, weil ich des Erfolges gewiß war und mir mein Freund zu lieb ist, den ich genug kenne, daß ich nicht jede unangenehme Empfindung während seines Besuches bei mir abwenden sollte; jetzt mußte es ihm doppelt empfindlich sein, da er sich nach meiner Vorhersage so unter den Pöbel gestellt, der täglich vor der Geheimraths Thüre abgewiesen wird. Buch hat immer gewonnen; außer der heilsamen Lehre von mir und Goethe muß ihn Ihre edelmüthige Entschuldigung erfreuen.“ 14. Dez. 1808: „Seit einigen Tagen ist der Maler Kügelgen in Weimar und hat den Goethe und Wieland zu malen angefangen.“ 15. Aug. 1809: „Herr Fischer aus Kassel, der berühmte Sänger, war bei uns, ist hier an die Großfürstin empfohlen, bei welcher er alle Tage auf dem Zimmer singt. In Frankfurt hat er bei dem Geheimen Rath Willemer die Geheime Räthin v. Goethe kennen gelernt, die ihn zu sich geladen hat; nun ist er höchst bekümmert, Goethe, das Ziel seiner Reise, nicht kennen zu lernen. Ich bin geneigt, das Beste zu geben, Goethe aber ist eine Gabe, die ich nicht reichen kann, wenn nicht Sie das Beste dabei thun; ich wollte morgen mit Fischer hinüberfahren, wenn er Hoffnung hat, Goethe zu sehen. Ließe es sich nicht einrichten, daß aus der Einladung der Geheimen Räthin für Goethe die Verpflichtung entstände, Fischer den Mittag oder Abend bei sich zu sehen? Gehen Sie gleich zu Goethe und fügen Sie zu Fischer's Wunsch noch meine Bitte hinzu.“ — Henriette von Knebel berichtet ihrem Bruder am 16. August: „Voigt hat mir so etwas gesagt, als wenn d'Alton den Fischer nach Jena zu Goethe

bringen wollte. Da müßtest Du ihn ja hören! es ist eine Freude." Ludwig Fischer, Bassist, genoß auch die besondere Gunst der Frau Aja, die ihn schon am 13. September 1802 ihrem Sohn warm empfohlen hatte; vergl. Briefe von Goethe's Mutter an ihren Sohn Christian und August von Goethe (Weimar 1889) S. 231.

XXII.

Tiefurth, d. 19. August (1809).

Vorgestern morgens um 5 Uhr ist Ihre liebe Frau von uns begleitet nach Ilmenau, in Tannenrode haben wir Hrn. Heineman schon getroffen. — Mittwoch Nachmittag hat Ihre Frau nochmals mit dem Herzog gesprochen, — alles wird vortrefflich werden, aber jetzt lieber Freund beschwöre ich Sie bey allem was Ihnen heilig ist, bey der Ruhe Ihres Lebens, dem Glück Ihrer Frau und Kindes, denken Sie, Sie thun es für meinen liebsten Freund, nicht für sich selbst.

Von diesem Standpunkt kann mein Bitten und Zudringen Sie nicht beleidigen, — das Gefühl oder die Empfindung des Augenblicks ist sehr unzureichend für die äußern Verhältnisse des Lebens und darf unsre Handlungsweise nicht bestimmen. Der Nothwendigkeit muß man nur mit Verstand begegnen, durch den allein man die Verbindung der Dinge unter sich selbst erkennt. Der Herzog will Ihnen sehr wohl, schien aber empfindlich zu seyn, daß Sie Ihn keines Vertrauens würdigen, Er hat dieß mit den Worten gesagt: „Knebel scheint niemals geglaubt zu haben, daß ich ihm einen Gefallen thun kann." — Ich habe oft erfahren, daß man selbst jene Menschen beleidigt, die uns niemals dienen wollen, wenn man ihnen zeigt, daß sie uns entbehrlich sind, denken Sie sich nun einen Fürsten, der Sie ernähren muß.

Der Herzog wird morgen oder längstens den Montag gewiß hinüber kommen nach Jena. Er hat Ihrer Frau gesagt, Sie müssen das Haus kaufen, Er aber wolle Sie dazu im Stande setzen. Der Herzog will sich mit Göthe berathen, auf welchen nun vieles ankommen wird, wenn Freundschaft nicht ein leeres Schaugericht ist, so muß Göthe mit Ernst für Sie sprechen, es ließen sich die 2000 Thlr. der verstorbenen Herzogin in Anregung bringen. Sie selbst müssen gleich zum Herzog gehen und Ihren Vortheil selbst gewahren, setzen Sie alle Empfindlichkeit beyseite, die nur unter Menschen, mit denen man blos durch Neigung verbunden ist, unsre Handlungsweise bestimmt. Der Herzog scheint den männlichen Ausweg ergriffen zu haben, daß niemand wissen soll, was Er für Sie thun will. — Morgen soll auch wie ich eben höre der ganze Hof hinüber kommen. Ihrer Frau brauchen Sie nicht entgegen zu kommen, indem solche morgen Abend oder Montag früh bey Ihnen ist.

Liebster Freund, sehen Sie sich in dem großen Alterthum um ein Beyspiel zu Ihrem Benehmen um, als etwa das des Aristipp beim Dionys. Sie selbst sind ja durch Ihre klassische Natur mit der Vergangenheit mehr verwandt als mit der seichten Gegenwart; warum mein Freund kann ich dieß nicht für Sie thun, wie beredt wollte ich seyn.

Erkundigen Sie sich doch was der Garten mit dem Haus kostet, sollte der Herzog auch nur das Haus allein kaufen wollen oder dessen Werth hergeben, so könnten Sie beides nehmen und diese Summe auf beide bezahlen, das andere könnte man ja aufnehmen, oder es könnte stehen bleiben.

Der Herzog scheint mir wirklich Neigung zu Ihnen zu haben, dahero es Ihm so unerträglich ist, von Ihnen gemieden zu werden; ich bin überzeugt, Sie werden viel über Ihn vermögen, wenn Sie sich Ihm unbefangen und mit Vertrauen nähern. Die Zeit scheint mir Ihn auch mürbe gemacht zu haben. Alles wird recht gut gehen, wenn Sie sich nur den Vortheil erst klar denken, den Ihnen ein solcher Besitz verschafft. Es giebt allerdings Dienste, die man sich nicht selbst leisten kann, und diese sind die Pflicht der Freundschaft, was wir aber selbst thun können, dieß ist uns unerläßlich.

Nächste Woche soll mit dem Druck des Textes meiner Naturgeschichte der Anfang gemacht werden, die Einleitung wird den ersten Heft ausmachen, mit 10 Folio Platten; ich werde es jedoch nicht Hefteweis öffentlich erscheinen lassen, das erste Heft soll nur dazu dienen, mir einen Verleger zu verschaffen, welches freylich schwer seyn wird, da die Kosten ungeheuer sind, indem das ganze Werk wenigstens 60 Folio Platten enthält, — ich werde es aber auf den andern Fall mit einigen Freunden ausführen, der Aufwand den ich allein gemacht habe beträgt schon wenigstens 2000 Thlr., glauben Sie mir, ich fühle mich dem Gegenstand gewachsen und denke ein Werk zu liefern, das noch keine Nation aufzuweisen hat. . . .

Empfehlen Sie mich Hrn. Geheimen Rath v. Göthe.

Ihr ergebenster

E. d'Alton.

Major von Knebel genoß als früherer Prinzenerzieher eine lebenslängliche Pension. Bei seiner Verheiratung 1798 hatte er vom Hofe ein Darlehn von 1500 Thalern gegen ratenweise Abzahlung erhalten. Von Ilmenau, wohin er sich mit seiner Frau zurückgezogen, siedelte er 1805 dauernd nach Jena über und wohnte dort in einem reizenden Gartenhause (Paradies). Um dessen Ankauf dreht es sich augenscheinlich. Knebeln fiel es bei seiner eigentümlichen Naturanlage sehr schwer, für sich selbst Schritte zu thun. „Daß es, wie man es nennt, eine Schuldigkeit für mich ist, nach Weimar zu kommen, erkenne ich wohl. Wenn man nur mit einem Tage sich von dieser Schuld lösen könnte!" schreibt er einmal an Henriette; diese kündigte ihm zum 20. August 1809 den Besuch der Großherzoglichen Familie (mit Ausnahme Karl August's) an; auch Anfang September fuhren die fürstlichen Damen nach Jena hinüber. So hatten beide Geschwister Zeit, die oben berührte Sache mündlich zu erörtern. Am 6. September meldete Henriette dem Bruder: „Wohl habe ich am Montag Deinen lieben Brief mit dem Einschluß an den Herzog erhalten und solchen sogleich weggesandt, damit er ihn in der Stille für sich lesen und beherzigen kann. Er schien, als ich ihn nachher bei Tafel sah, recht gut aufgeräumt, doch fand sich keine

Gelegenheit, ihn darüber zu sprechen." Daß Knebel's pekuniäre Verlegenheit sich ein Jahr später noch nicht gründlich gehoben hatte, zeigt sein Brief an Henriette vom 21. August 1810. Der Nürnberger Freund Holzschuher half aus. — d'Alton's Vergleich zwischen Knebel und Karl August mit Aristipp und Dionys lag vielleicht nahe durch Wieland's Roman „Aristipp und einige seiner Zeitgenossen," in welchem mehrere Kapitel sehr lehrreich über Aristipp's Beziehungen zu Dionys von Syrakus handeln.

(Fortsetzung folgt.)

Eine deutsche Sappho.

Von

Bertha von Suttner.

(Schluß.)

An diese Stelle setze ich eine unter Elvirens Papieren gefundene Dichtung, welche dem Andenken Theodor Körner's, ihren Vorfahren (ihre Mutter war eine geborene Körner) gewidmet ist.

Der Hain.

Von den Bergen in die Thäler glitten,
Sie herab, den Waldessaum entlang.
Staubgewölke folgten ihren Tritten,
Dumpfer Nachklang ihrem Heldensang.
Dort, wohin einst die bethränte Leiche
Schmerzgebeugt der rauhe Krieger trug,
Dort, im Schatten der bemoosten Eiche,
Nächst dem Haine, hielt der Trauerzug.
Und ich drang durch die geschloss'nen Scharen,
Zu dem nächsten finstern Reitersmann;
Bruderschmerz mitleidend zu erfahren,
Hub ich hier als Fremdling bittend an:
„Kamerad! dürft ich vielleicht es wissen?
Was wohl einst in jenem Kreis geschehn,
Wo sie nun den dürren Rasen küssen
Und so sinnend um den Eichbaum steh'n."
„Schwerenoth!" rief er, „Er ist wohl Einer
Irgendwo aus dem Phäakenland?
Denn so früge hier wahrhaftig Keiner,
Jedem Lumpen ist's schon längst bekannt."
Doch behaglich trank indeß er sicher
Seinen Ungar, so recht ungestört;
„Habt wohl nie von unserm Vater Blücher,
Wenig wohl vom großen Kampf gehört?
Donnerwetter, 's läßt dann leicht sich fragen,
Denn der Krieg, Herr! ist kein Kinderspiel,
Dort hat man mal' auch den Feind geschlagen;
„Aber," schluchzt er, „unser Körner fiel."
Und nun streichelt er des Falben Mähne,
Der voll Grimm sich in den Sand gescharrt,
Und es schlug die Thräne auf die Thräne
Und zerfloß im grauen Knebelbart.
Tief ergriffen blickt' ich nach der Stätte,
Wo der Tod den blut'gen Lorbeer wand,
Wo der Tapfre auf dem Ehrenbette
Kämpfend fiel fürs deutsche Vaterland;
Blickte auf den biedern Reiter wieder,
Dankt' ihm schön und zog den Hut herab.
Und es sank die Sonne blutig nieder,
Bestrahlend noch des Barden kühles Grab.
Bei trompetengellendem Geschmetter
Trat die Schaar nun ihren Rückzug an;
Dunkelblau, wie donnerschwangre Wetter
Ueberziehn den breiten Ozean.
Einsam naht ich jetzt dem theuren Grabe,
Da der Tag im fernen Westen schied,
Und bracht' weinend meine Opfergabe,
„Unserm Körner" — dieses Trauerlied:

Hoffnungsvoller Jüngling! Schon verhüllet
Dich ein Grab auch meinem Thränenblick;
Deiner Wünsche heißesten erfüllet
Hat zu früh ein ehernes Geschick.
Für Teutonens Freiheit einst zu fallen,
War der Wunsch, den stets Dein Herz genährt.
Ha! die Schatten, die Dich nun umwallen
Und des Geistes Preußens Krieger werth.
Denn die Knechtschaft drohte jenen Gauen,
Deren Volk den tapfern Varus schlug,
Da erschien mit festem Gottvertrauen,
Kampfgerüstet, der Germanen Zug.
Nimmer Gold, das Eisen bot dem Dränger
Deutsche Jugend für der Väter Herd,
Rache schwurest Du, ihr Lieblingssänger,
Deiner Lieder letztes blieb: — das „Schwert“.
Und ein jeder Kampfgenosse theilte
Freudig nun mit Dir Gefahr und Noth;
Als ein Blei, das zu dem Herzen eilte,
Dir — getroffen sinkend — gab den Tod.
Kühnen Flug und höhern Regionen
Längst vertraut, erhob sich dann Dein Geist
Hin, wo Ziethen und Schwerine wohnen,
Und des Frühlings holder Sänger: Kleist!
Aber hat bei Deiner Jugendfülle
Grausam auch der Tod Dich hingerafft?
Nein! Du lebst — es floh die Erdenhülle
Bloß, ein Herz voll hoher Thatenkraft.
Ein Tyrtäos Deutschlands mußte fallen,
So wie Du, für Treu und Recht erglüht;
Ach zerfleischte von den Liedern allen
Nur mein Herz nicht jenes düst're Lied:
„Sollt' ich einst beim Siegerheimzug fehlen“,
Stöhnte Ahnung tief aus Deiner Brust,
„Sollt' ich,“ sangest Du, „beim Heimzug fehlen ...“
Deines Schicksals dunkel Dir bewußt.

Nun wohlan! begeistert mich, Camönen,
Die ihr einst dies Schwanenlied belebt. —
Doch ihr schweigt . . . die straffen Saiten dröhnen
Schauerlich, und meine Stimme bebt.
Nicht vermag den Sang ich zu vollenden,
Für den theuern mir verwandten Freund,
Schon entfällt die Leier meinen Händen
Ich Verlassner! — meine Muse weint.
Ja sie weint, die Aetherperlen fließen
Wohl als Thau schon um die Schläfe mir,
Nun zu schwach dies Klagelied zu schließen,
Uebergeb' ich's, Philomele, Dir.
Doch auch Du wirst es wohl nimmer wagen,
Denn nur Liebe leitet Deinen Sang,
Und so haben Deine Wehmutsklagen
Nichts gemein mit Ruhm und Waffenklang.
Stimmt denn an, Drommeten! Todtenfeier
Sauset, Winde, um des Barden Grab;
Rolle, Donner, durch den Wolkenschleier
Und Du, Tanne! stürz' vom Berg herab.
Stürz' hinab, vom lichten Felsenrande,
Wie der Held vom stolzen weißen Roß,
Als zur Rettung deutscher Vaterlande
Kämpfend er sein deutsches Blut vergoß.
Doch Du Hain! der fallen, ach, den Kühnen,
Bluten ihn in Deiner Näh' geseh'n,
Willst Du dreist im Lenze wieder grünen
Oder trauernd und entblättert steh'n?
Deiner Zweige dunkle Laubeshallen,
Hatten ihn zum letzten Sang beseelt,
Ewig mög' in Dir die Klage schallen:
„Doch beim Heimzug — ach! — hat er gefehlt.“

* * *

La vallée du Danube, qui a été mon berceau, est sans cette présente à mon imagination. Quelle splendide contrée et quels magnifiques paysages! De la Forêt-Noire au Pont Euxin, quelles riches cités et quels pays féconds: Vienne, la Ville des Germains; Pesth, la vieille cité magyare; Belgrad, la forteresse des Slaves, se mirent dans les ondes immenses de l'antique Ister. Des races illustrées par les sciences ou par les armes se pressent sur les rives du fleuve qui descend majestueusement vers l'Orient, comme s'il voulait reporter, avec les innombrables navires qui fendent ses ondes, la triomphante civilisation de l'Occident vers les belles contrées qui ont été son berceau.

Dora d'Istria.

(Agréez, très-chère et excellente Mademoiselle, l'assurance de mes sentiments les plus affectueux

Psse. Koltzoff-Massalsky).

Des Bords de la Mediteranée 17. Dec. 1864.

* * *

„Ich will," das Wort ist mächtig,
Spricht's Einer ernst und still.
Die Sterne reißt's vom Himmel,
Das eine Wort: Ich will". (Halm).

Carlsbad, im Mai 1861. Caroline Sabatier-Ungher.

* * *

Mademoiselle,

Vous êtes la Poésie même, la Poèsie vivante et aimante — comment celui qui fut poëte un jour, ne vous conserverait-il pas son souvenir dans son âme, et ne désirerait-il pas une place dans votre pensée?

A. de Lamartine.

43 rue- (unleserlich) à Paris 14. Dec. 1861.

* * *

Von dem damals mehr als achtzigjährigen Dichter der „Promessi sposi":

Ornatissima Signorina.

E troppo ricompensa per dei poveri lavori la simpatia d'un animo gentile e elevato, come quello che si manifeste nella lettera ch'Ella m'ha fatto l'onore di scrivermi. In un tale animo è cosa naturale che abbia luogo anche l'indulgenza, e se, in questo caso, essa eccede, è una ragione di piu per eccitare in me una viva riconoscenza. Del rimanente, l'eccesso di boni sentimenti è un inconveniente dei meno pericolosi in questo mondo. Dio mantenga e ricompensi le nobili inclinazioni di cui le hafatto dono.

Voglia gradire la rispettuosa espressione della mia riconoscenza, e l'attestato dell' alta stima con cui ho l'onore di rassegnarmele

Umillissimo, devotissimo servitore

Alessandro Manzoni.

* * *

Und mußt Du denn, trotz Kraft und Mut,
An jedem Dorn Dich ritzen,
So hüt' Dich nur, mit Deinem Blut
Die Rosen zu bespritzen.

Friedrich Hebbel.

* * *

Auf schwarzberändertem, mit der lithographierten Adresse: „Gad's Mill place. Highem by Rochester, Kent." versehenen Briefpapier, in sehr deutlichen und charakteristischen Schriftzügen:

Monday, twenty-seventh January 1862.

„When you are going to be angry with me, say to yourself: It's only my childwife" — when I am very disappointing, say: I knew a long time ago, that she would make but a childwife! When you miss what you would like me to be, and what I should like to be, and what I think I never can be, say: still my foollish child-wife loves me. For indeed, I do."
(David Copperfield). Charles Dickens.

* * *

Der Himmel bewahre kleine Völker vor großen Königen; liebliche, sanfte Jungfrauen vor interessanten Müttern und bedrängte Helden vor einem Deus ex machina, der selbst ein Held.

Viktring, am 5. Oktober 1864. Arthur Görgei.

* * *

Die Priester stellen sich zwischen den Menschen und die Gottheit nur als Schatten: wie wenn das Auge ein schwarzangeräuchertes Glas zu Hülfe nimmt, um durch dieses trübe Medium die Sonne zu sehen.

Bonn, Februar 1865. Ferdinand Gregorovius.

* * *

Reines Herz giebt reinen Sinn
Klares Aug', und hell darin
Spiegelt sich die Welt;

Trübes Herz giebt trüben Blick,
Welt und Leben und Geschick
Bleibt ihm unerhellt.

Friedrich Rückert.

* * *

Mit Schriftzügen, welche wie in Stein gehauen, oder in Erz gegossen aussehen, folgende Eintragung:

So vergänglich die schönen Augenblicke,
So unvergänglich die Erinnerung daran.

Wien, den 30. Oktober 1362. Ant: Ritt: v. Fernkorn
Bildhauer und Kunst-Erzgießer.

* * *

Die Photographie einer im Sarge liegenden alten Frau mit einem sanften Lächeln auf den verblichenen Zügen. Es ist das Porträt der damals eben gestorbenen Generalswitwe Freiin Sofie von Culoz, die Mutter einer inniggeliebten und geistverwandten Freundin Elvirens, der ebenfalls als Dichterin bekannten Baronin Ida Culoz.

Unter dem mit trockenen Immortellen umkränzten Bilde steht von Elvirens Hand:

Sanft und heilig, wie sie selbst im Leben,
Oft vom Schicksal rauh und schwer bedroht,
Immer liebend, in Geduld ergeben,
So erhaben sanft war auch ihr Tod;

Es schien, als wollte sie die heißen Thränen,
Des tiefen Schmerzes ganze Bitterkeit,
Mit seiner Härte duldend noch versöhnen
Und sterbend lächeln: Zürnt ihm nicht — verzeiht!

Daneben schrieb die beraubte Tochter:

Ein Friedhof ist dies Blatt!
Es fehlen nicht die Blumen,
Die Grabschrift nicht, von lieber Hand geschrieben.
Und hier — so willst Du — soll mein Name steh'n,
An dieser theuren, mir so heil'gen Stelle!
— — — — — — — — — — — — — — — —
Jüngst war ich jung noch, war gesangesfreudig,
Heut bin ich alt — die Schwingen sind gebrochen;
Mir ist's, als sei die Feder hier der Spaten,
Mich selbst bei meinen Lieben zu bestatten
Und kommt — wie ich's nicht fürchte bald — der Tag,
Wo Du auch meinem Bild die Grabschrift schreibst,
So sei dies Blatt mein Liebesmonument,
Das wahrer Freundschaft Ideal Dich nennt!

Venedig, 11. Juli 1864. Ida Culoz.

* * *

Wieder ein paar Seiten mit aufgeklebten Pflanzen, Münzen, Holz- und Stoffstückchen von historischem Erinnerungswerte:

Thuja, aus dem Garten Canoas zu Posegua. Juni 1864.

Von der Arena des Eustachius bei Piräus.

Stoff-Fäden von dem Hemde und dem Hochzeitskleide Ludwig's I. v. Anjou.

Lindenblatt vom Grabe Klopstocks.

Münze der Republik Venedig.

Münze, in der Akropolis zu Athen gefunden 1865.

Seidenstücke einer türkischen, von den Venezianern eroberten Kriegsfahne während der Kriege von 1688—1694, unter dem Dogen Francesco Morossena in Morea.

Holzstückchen von einem brasilianischen Indianer-Canot, auf dem sich zwei Sklaven (1819) retten wollten, welche aber von der Fregatte Austria aufgegriffen, nach Venedig gebracht wurden, wo sie, katholisch geworden, in der k. k. Marine als Spielleute dienten, und, da sie das Klima nicht vertrugen, bald starben.

Ein Stückchen von dem Maste des Bucentauren, des Schiffes, auf welchem der Doge alljährlich mit der Adria sich vermählte.

Von der Gefängnisthür Torquato Tasso's.

Von dem Wimpel des neapolitanischen Linienschiffes, „Ferdinand II.," nachmaligen piemontesischen „Garibaldi" (1860—61), das die Landung Garibaldi's bei Marsala, anstatt zu verhindern, erleichterte.

Von dem letzten Rest einer Freske in einer Nische der Ruinen des Palastes der Katharina Cornaro, Königin von Cypern, in Assola 1864.

Jetzt folgt noch ein Bild des Malers Kaulbach mit Unterschrift, und dann wird das Buch geschlossen. Mit tiefer Wehmut lege ich es beiseite. Wenn in den 25 Jahren, die zwischen dem Datum des letzten Albumblattes und dem Datum dieser Erinnerungsblätter liegen, die Sammlerin nicht unter jenem Grab-

stein im Friedhof San Michele schliefe, sondern fortgefahren hätte, sich mit allen größten Geistern der Zeit in Verkehr zu setzen, wie reich wäre noch diese Sammlung, wie reich ihr eigener Geist geworden! Was hätte sie noch alles geschaffen!

Vor mir liegt ein großer Stoß Papiere: die von der Verstorbenen aufbewahrten Briefe und Manuskripte. In den ersteren spiegelt sich die ganze Geschichte ihres Lebens, in den letzteren die ganze Geschichte ihres Talentes ab. — Da liegt eine Gedichtsammlung vom Jahre 1854 bis 65; — das Drama „Delaskar", welches Grillparzer vorgelegt worden; — zahlreiche andre Theaterstücke, einige vollendet, einige im Entwurf; Aphorismen, Briefaufsätze, philosophische Betrachtungen — und aus jeder Zeile atmet ein Streben nach allem, was tugendhaft und erhaben ist.

Die an sie gerichteten Briefe zeugen von der Freundschaft, der Verehrung und der Liebe, welche sie allen jenen, die ihr nahe gestanden, einzuflößen gewußt. — Da finde ich aus Kinder- und erster Jugendzeit einen Pack Briefe von mir, ihrer ältesten Freundin, die von dem innigen, um nicht zu sagen — schwärmerischen Bande sprechen, das unsre Herzen vereinte; ferner eine Sammlung von Briefen ihres Paten, von dem ersten, 1855 datierten, an, — in welchem er sie ermahnt, seinem unvergeßlichen Freunde, ihren Vater, nachzugeraten und ihr Leben so einzurichten, daß sie sich bei jeder Handlung frage: „würde er, der droben über sie Wachende, dieselbe auch gutheißen?" — von diesem Briefe an, bis zu den elf Jahren später nach eingetroffener Todesbotschaft an die Mutter Elvirens gerichteten: „Unter dem erschütterndem Eindruck, den Idas (Culoz) Zeilen auf mich machten — was könnte ich Ihnen schreiben — und doch drängt es mich, einige Worte dahin zu senden, wo ein gemeinsames Unglück uns getroffen hat. Also sollte ich meine liebe Caroline nicht mehr sehen! Hat dies reiche Herz aufgehört zu schlagen! In dieser liebearmen Welt — welch ein Verlust. — Wahrlich, ich habe sie geliebt, als wäre sie mein eignes Kind gewesen. — Es ist vorbei — — —"

Hier die Briefe Joseph Tiefenbachers, als Bräutigam und Gatten; in letzterer Eigenschaft noch zärtlicher als in den ersten; damit bezeugend, daß das hingebende Weib noch wärmer geliebt worden als die begehrte Braut. Es war in der That ein wunderbar glücklicher Herzensbund, der diese Gatten vereinte — leider nur auf so kurze Zeit vereinte. Am 8. Juni 1863 geschlossen und im Februar 1866 durch den Tod gelöst, war dieses glückliche Zusammensein auch noch durch eine zehnmonatliche Trennung unterbrochen, da Tiefenbacher, in seiner Eigenschaft als Marineoffizier, zu Ende des Jahres 1864 eingeschifft ward. Unter Elvirens Gedichten fand ich nachstehendes, das den Zustand der Sehnsucht malt, in welchen die liebende junge Gattin durch diese grausame Trennung versetzt war:

Zum 8. Juni 1865 — Meinem Hochzeitstag.

O Adria — Du Braut, mit der der Doge sich verbunden,
Die Du, in Liebe flüsternd, in Sehnsucht heftig grollst,
Die Wogen glutverlangend hin an das Ufer rollst,
Dein Bräutigam, Dein Hochzeitsbett Venedig ist entschwunden.

Allein bist Du! Des Himmels stern- und sonndurchwob'ne Bläue
Erglänzt auf Deiner Stirn, ein bräutlich schöner Kranz,
Es schmückt des Schaumes Schleier, der Welle Kleid mit Glanz
Dich, die Du hoffst und harrst und liebst — unwandelbar in Treue.

O Meer, wie lieb ich Dich, wie kenn' und fühl ich Dein Verlangen.
Der Sehnsucht Sturm, der sich in Deiner Tiefe regt,
Die Glut, mit der der Herzschlag Deiner Brandung schlägt —
Wie weiß ich, was es heißt, sich liebend sehnen, hoffend bangen!
Einsam und tiefbewegt wie Du, steh ich an Deinem Strande
Wie Du von Dem getrennt, der einst sich mir vermält,
So überreich an Glück — und doch so hart gequält,
In meiner Träume Schleier — des Schmerzes Brautgewande.

Wie Du stets seiner Rückkehr harrend und auf ihn nur bauend,
Wie Du in ew'ger Sehnsucht rückkehrst her zum Strand,
So bin auch ich gefesselt. Ihm einzig zugewandt,
Mich nur an's Ufer seines Daseins schmiegend, anvertrauend
Und so wie Du, die Ewige, sich immer gleich geblieben,
Die Sonn' und Sterne spiegelnd trägst auf Deiner Flut,
So fühl auch ich, daß solch' ein Abglanz in mir ruht
Von seiner Seele Herrlichkeit, Begeisterung und Lieben.
Und was ich einstens schwor, will ich auch heute schwören
Und dies als Brautring senken in Deine Flut hinein:
Wie Du — die nie vergehst — soll meine Treue sein
Und Ihm nur will ich, — Ihm für ewig angehören!
O Adria, die Du auf stolzerhobenen Wogen
In weiter Ferne trägst mein höchstes Gut und Glück,
Beschütze ihn mit Gott, und führ ihn bald zurück,
Der Himmel mir mit sich gegeben und entzogen.

(Den 8. Juni 1865 während unsrer nun siebenmonatlichen Trennung des Morgens gedichtet — und des Nachmittags auf dem Lido bei Venedig in das Meer versenkt.)

Hier mag nun auch, um die Gegenseitigkeit von dieses Paares Liebe zu zeigen, ein Brief Tiefenbachers stehen.

Pola, d. 27. Juni 1865.

Einzige, unendlich geliebte, angebetete Frau!

Dein Briefchen habe ich soeben selbst von der Post abgeholt und — — ach, meine süße, angebetete Frau, was ich Dir alles auf einmal, mit einem Worte sagen möchte! Doch Du weißt es ja, Du mußt es ja wissen, welches Gefühl jeder Pulsschlag meines Herzens — meines armen, armen, blutenden Herzens — alles Leben meiner Seele beherrscht, Du weißt ja, Du mußt es ja wissen, daß jeder Gedanke an Dich mit dem entzückendsten Weh erfüllt, daß ich — ach in Liebe zu Dir, in Sehnsucht vergehe!

Und Du, die Du mich liebst — Du fragst ob ich Dir böse bin? Darüber soll ich Dich beruhigen? Ist denn die Möglichkeit vorhanden, daß Du böse sein könntest? Ich kann es Dir nicht und werde es Niemandem sein. Die Welt kann mich quälen und drücken — böse werde ich Niemandem sein ob

der Konsequenzen menschlicher Schwächen. Du, Du! kannst mein Herz verwunden, daß sein bestes Blut, der Strom des Lebens dahinfließe — schlage mich ans Kreuz und die schwindende Seele wird Ausdruck des Segens für Dich sein, mein angebetetes Weib . . .

Daß mein letzter Brief Dir kalt schien — ach, ich hatte kaum die Kraft, Dir diesen kurzen Brief zu schreiben, da ich damals durch 4 –5 Nächte kaum die Augen geschlossen und wirklich die heftigsten Schmerzen gelitten habe, und zeitweise noch leide, in Folge des Rheumas, das ich mir zugezogen. Ich bin auf dem Punkt, mich dessenthalben auszuschiffen.

Wenn Dir mein Brief kalt schien, warum hast Du nicht meine früheren Briefe gelesen — Du wirst darin nirgends einen Widerspruch meiner unendlichen, maßlosen Liebe finden.

Ach Gott — endlich werd' ich wieder bei Dir sein, werd' in den reinen Spiegel Deiner Augen schauen und in dem Genusse der Liebe, die Du mir geweiht, glücklich — o überselig sein.

Verzeihe, mein süßes Kind, daß ich Dir in den letzten Tagen nicht so oft, wie Du vielleicht gewunschen, und nicht so viel geschrieben; aber diese ewige fiebernde Unruhe, dieses maßlose Sehnen, dieses bei Dir sein wollen und noch nicht können, und mein physisches Leiden: alles drängt mich fort vom Schreibtisch, der mein Trost gewesen, Ruhe suchend und nirgends findend, da Du, Du mir fehlst. Alles dies und so vieles andere, was zu schreiben zu weitläufig, in Bezug auf meine Ausschiffung, diese Ungewißheit . . . ach es drückt mich nieder, nimmt mir fast den Lebensmut, ich kann nur selig und glücklich bei Dir sein und bin — getrennt von Dir — elend, namenlos elend.

Ach, mein süßes, mein angebetetes Weib — engelgleiche Männer magst Du im Leben noch kennen lernen aber Liebe — wie ich Dich liebe, wirst Du niemals finden.

Tegethoff hat Befehl gegeben, daß „Dalmat“ nicht in Abrüstung gehe und Stab und Mannschaft an Bord bleibe. Ich erwartete ihn heute mit der „Schwarzenberg“, um ihn um Urlaub nach Venedig zu bitten, den er mir füglich nicht abschlagen kann. Und noch kommt er nicht — es ist zum Verzweifeln.

Und nun leb' wohl, mein süßes Kind, Gott segne Dich und erhalte Dich und Deine Liebe mir. Auf Wiedersehen — hoffentlich bald — bald!

Mama küsse ich die Hände

Dein treuer Pepi.

Unter den Briefen liegen noch zahlreiche Zuschriften von Schiller's Tochter und anderen hervorragenden Persönlichkeiten vor. Einige davon mögen hier Platz finden.

Michelet, dessen Werke „La femme“, „La mer“ und „L'Amour“ Elvire gelesen, und ihr so gut gefallen, daß sie an den Autor einige bewundernde Zeilen gerichtet — Michelet antwortete mit folgendem Schreiben.

Paris, rue de l'ouest, 44. 20. Juin 1864.

Madame, Je suis extrêmement touché de votre lettre — Je me croirais bien heureux si mes livres vous avaient au moins expliqué votre bonheur.

Mais je vois avec baucoup de peine que vous êtes déjà malade — Ne serait-ce point, Madame, l'air de Venise qui vous nuit? Il n'est pas très-sain en lui-même, encore moins pour les Allemands.

Je fais mille voeux pour que M. votre mari, qui semble si digne d'estime et d'intérêt, soit délivré de cette station pénible, et que vous, madame, vous ayez un autre séjour.

Recevez mes hommages les plus sympathiques.

J. Michelet.

Dès que j'aurai quelques photographies, je m'empresserai de vous les offrir. Je n'en ai pas une en ce moment.

Der nachstehende Brief stammt von einem seiner Zeit in Wien sehr bekannten geistlichen Schriftsteller, Pater Bruno Schön. Derselbe war Ordensgeistlicher bei den Schotten und Seelsorger der Irrenanstalt, auch hat er über Psychiatrie mehrere wertvolle Schriften verfaßt. Er besuchte öfter das Haus meiner Mutter und liebte es, uns Mädchen psychologisch-philosophische Vorträge zu halten.

Wien, am 21/10. 1863.

Gnädige Frau, sehr verehrte, jugendliche Freundin!

Ihr liebes Schreiben — als Anfang zu recht vielen nachfolgenden hoffentlich, nicht wahr? — habe ich den 19. d. M. erhalten und Sie haben mir eine seltene Freude damit gemacht. Den herzlichsten Dank dafür; insbesondere aber, daß Sie mich von vornherein mit „lieber Freund!" ansprachen. So ist's recht: gleich da beginnen, wo die Meisten, unter die auch Ihre Freundin und Cousine Bertha gehört, enden. Sonderbar! Glauben Sie nicht, daß es wie in der Musik verwandte Töne, auch in der Psychologie verwandte Seelen giebt, die, weil homogen, gleich zusammenklingen zu einem Accord? ich glaub' es schon, und hab' es in meinem bewegten Leben, das ja eben bekanntlich in dem Dreiklange des Denkens, Wollens und Fühlens sich herumtreibt, vielfach erfahren. Auch Ihr Herr Gemal scheint mir mit seinem gemütlichen Wesen, das ihm aus dem Auge leuchtet, besonders aber mit seiner Liebe zur Philosophie, geistesverwandt zu sein; darum bitte ich ihn, mir die Freude zu machen, seiner Gattin nachzufolgen mit dem: „lieber Freund". Bitte, ihn herzlich zu grüßen, so wie auch Ihre Frau Mama.

Da Sie nun diesen Brief wahrscheinlich in Ihr Album legen, worüber die weltberühmten Sommitäten der Wissenschaft und Kunst, die es beherbergt, nicht wenig staunen werden, daß sie in ihrer Gesellschaft— o horror! — einen Mönch haben, so fasse ich mich kurz und lasse ein Postscriptum extra folgen, um hier Platz für die Gedanken zu gewinnen, die wir den 25. August in Baden von 9 Uhr bis $^3/_4$ 12 Uhr besprachen, von meiner Seite besser — beplauderten. Sie betrafen: das Wahre, Gute, Schöne, Rechte, das so-

genannte philosophische Quadrat, welche die vier Universitätsfakultäten, also alle Wahrheiten umschließen, mit welchen der Menschengeist sich beschäftigt. Damals kamen wir überein: Was der Vernunft — dem Denken des Geistes — entspricht, ist wahr; was dem Willen, ist gut; was der Phantasie, in Harmonie des Mannigfaltigen, ist schön; und was die Wirksamkeit in diesen drei Sphären sichert, ist recht. Wir machten uns dies durch folgendes Gleichniß klar und licht: Was die Sonne dem Auge, ist Wahrheit der Vernunft; was die Frucht dem Baume, ist das Gute dem Willen; was Blumenduft und Farbenschmelz den Sinnen, ist das Schöne der Phantasie. Das Recht ist der Reif, der diese Drei zusammenhält und sichert, daß sie nichts verletze.

Nun, das ist mir der kurze, sehr kurze Auszug des durch Stunden Besprochenen und Ihr lebhafter und reicher Geist wird das Uebrige suppliiren. Das war damals unser Ball — wie Ihre geistreiche Mama bemerkte und, in ihrer Güte hinzusetzte, ihr lieber, als der im Hotel Sauerhof. Nun, der Geschmack ist verschieden; soviel ist gewiß: das Naturleben hat einen andern und der Geist wieder einen andern.

Möge der blaue Himmel, der über der schönen Dogenstadt Venetia sich wölbt, Ihren reichen Geist nach allen oben besprochenen vier Richtungen hin recht kräftig entfalten. Das wünscht von Herzen

Ihr Freund P. Bruno.

Hier das versprochene P. S.

Die Römer dürften doch recht haben mit ihren „glücklichen und unglücklichen Tagen"; der Empfangstag Ihres Schreibens wenigstens war für mich ein glücklicher Tag; um 11 Uhr Ihr Brief, um 3 Uhr einer von Bertha, in dem sie das erste mal „lieber Freund Bruno" schrieb. Sonderbar, ohne Verabredung von zwei Freundinnen, die sich so innig lieben, dasselbe an mich. Um $^1/_2$ 4 Uhr kam Herr Graf Huyn auf Besuch zu mir und wir redeten sehr viel von Ihnen und Ihrem Herrn Gemal. Er liebt sie Beide sehr und sprach sehr viel Schönes von Ihnen.

Dienstag den 20. besuchte ich die Gräfin Kinsky in Baden und Bertha mußte Ihren Brief laut vorlesen. Ach das war ein Triumph für mich! Sie beging aber mehrmals die Lesebetrügerei und las statt „lieber Freund" — „Euer Hochwürden". Jetzt steckt ihr ein neapolitanischer Fürst im Köpfchen, und hat dieses ein Loch, so fällt es in's Herz hinab. Sonntags reisen sie ab nach Venedig, also den 25., wenn's dabei bleibt.

Der Kompositeur Kosch hat Ihr „Ich bin allein" verloren; bitte haben Sie keine Abschrift von diesem schönen Gedicht? Lassen's Sie's zweimal abschreiben und schicken Sie's.

In Baden sang ich das Gedicht und die Komposition Ihres Herrn Gemals: „An Elvire" eine Terz höher und vom Patienten Forstner bei uns, transponirt. Forstner sagte mir, daß er ein Mitschüler Ihres H. Gemals in Graz war. Welch Zusammentreffen! Grüße von ihm soll ich melden.

Pater Bruno.

Hier noch ein Briefchen von Elvirens geistigem Gönner:

Wien, am 8. April 1861.

Mein verehrtes Fräulein!

Beiliegende schlechte Verse und gegenwärtige wenige Zeilen haben ein Verdienst. Ich habe mir den Zeigefinger der rechten Hand ausgefallen und jedes Wort, das ich schreibe, kostet mir Mühe. Ergebenst Grillparzer.

* * *

Wien, den 7. Oktober 1864.

Meine liebe Elvire!

Kürzlich hierher zurückgekehrt, fand ich unter den mich erwartenden Briefen, auch Ihre freundlichen Zeilen mit den guten und getreuen Wünschen zu meinem Geburtstage. Nehmen Sie meinen aufrichtigen herzlichen Dank für Ihre Erinnerung und seien Sie der meinen fest versichert. Warum zweifeln Sie an ihr? warum glauben Sie sich von mir vergessen? Ist Ihnen meine Antwort auf Ihren letzten Brief (er kam mir am 6. Januar in die Hand) nicht zugekommen?

Bitte, schicken Sie mir immer, ohne weiters, jede Ihrer Arbeiten, über welche Sie meine dumme Meinung zu hören wünschen. Mein ganz unmaßgebliches Urteil wird doch ein Verdienst haben: das der gewissenhaftesten Aufrichtigkeit. Diese bei mir zu finden, sind meine Freunde gewiß; mit dem besten Willen gelänge es mir nicht einmal, Ihnen eine Lüge vorzudemonstriren.

In Ihrem letzten Briefe constatiren Sie einen großen Fortschritt: Sie sind aus der Periode der stürmischen Ungeduld, in die der ruhigen Freude an der Arbeit selbst getreten. Sie haben gelernt, im Streben Genugthuung zu finden, das ist das beste Zeugniß für die Ehrlichkeit und Gediegenheit desselben.

Glauben Sie mir das oft wiederholte Wort: Es giebt keinen Lohn für den Fleiß, als die Lust am Fleißigsein! Von innen heraus muß uns die Befriedigung kommen; kein äußerer Erfolg, kein Triumph der Eitelkeit kann sie geben. Der Ruhm ist ein Glück, das Bewußtsein aber, ihn verdient zu haben, ein viel größeres.

In Ihrem nächsten Briefe den ich, so wie den neuen Plan zu Ihrem Stücke, baldigst zu erhalten hoffe, geben Sie mir ausführliche Nachricht von sich selbst und sagen Sie mir, ob Ihre Cousine Kinsky bei Ihnen ist. In diesem Falle bitte ich Sie, dieselbe freundlichst von mir zu grüßen. Ihrem Herrn Gemal meine Empfehlungen. Leben Sie recht herzlich wohl, Gott segne und beschütze Sie. Erhalten Sie Ihre wohlwollenden Gesinnungen Ihrer aufrichtig ergebenen

Marie Ebner.

* * *

Eine umfangreiche Sammlung von Briefen trägt die Aufschrift:

„Sieg dem Enthusiasmus".

Damit hat es eine eigene Bewandtnis. Es ist ein ganzer kleiner Roman, von dem ich hier in aller Kürze berichten will.

Es war im Jahre 1860. Wie lebten, unsre beiden Mütter, Elvire und ich in ländlicher Abgeschiedenheit. Da kam ich einmal auf den Einfall — um einige Abwechselung in unsre einförmige Existenz zu bringen — eine Annonce in die „Presse" einrücken zu lassen, folgenden Wortlauts:

„Aus bloßer Caprice

einerseits, aus Seelendrang nach Seelenaustausch andrerseits, wünschen mehrere junge Mitglieder einer auf einsamem Schlosse lebenden adeligen Familie mit geistesverwandten, denkenden und fühlenden Menschen in brieflichen Verkehr zu treten. Die Aufsicht über diesen Briefwechsel wird ein strenger Papa führen, der den jungen Enthusiasten beweisen will, wie unpraktisch sie sind mit ihrer Geistesverkehrsidee. Briefe unter: „Sieg dem Enthusiasmus" an die Expedition dieses Blattes."

Ich hatte niemandem etwas von diesem Streich gesagt, und es belustigte mich nicht wenig, als die Zeitung mit dem betreffenden Inserat ins Haus kam und in unserm Kreise gelesen wurde.

„Welcher Unsinn!" rief meine Mutter.

„Nicht uninteressant," meinte die Tante.

„Ich will hinschreiben," entschied Elvira.

„Das ist unnötig" sagte ich und beichtete.

Einige Tage später kam eine Sendung von der Expedition der „Presse," welche beauftragt war, die einlaufenden Briefe nach unsrer Poststation zu schicken. Gespannt öffneten wir das Paket — welcher Triumph: fünfzig Briefe! Die Lektüre gewährte uns allen die lebhafteste Unterhaltung. Aus allen Weltgegenden, aus Rußland, Italien, Siebenbürgen — einige Zeit später noch aus Amerika, zuletzt sogar ein Schreiben aus Australien. Die verschiedensten Stilgattungen waren da vertreten — vom größten unorthographischen Unsinn an bis zu den geistvollsten Musterbriefen. Über die ersteren wurde gelacht; unter den andern suchten wir mehrere hervor, die wir Mädchen beantworteten. Da hatten wir nun Zerstreuung und Anregung in Fülle.

Einige dieser Korrespondenzen wurden nach mehr oder weniger Zeit wieder aufgegeben, andere wurden jahrelang fortgesetzt, und die eine führte — zu Elvirens Heirat.

. . . Drei Jahre lang hatten sie Briefe getauscht und mit diesen Briefen allmählich auch ihre Herzen. Noch ehe sie sich gesehen, waren sie verliebt und verlobt. Der kleine Roman fand seinen Abschluß in der denkbar glücklichsten Vereinigung. Die Hochzeit wurde am 8. Juni 1863 in Baden bei Wien gefeiert — ich fungierte dabei als der geliebten Freundin Brautjungfer — und das junge Paar reiste nach Venedig ab, wo Tiefenbacher stationiert war.

Wie sich die beiden Gatten liebten und ineinander ihr Glück fanden, davon geben die oben zitierten Schriften — das Gedicht „An die Adria" und der Brief des eingeschifften jungen Ehemanns — beredtes Zeugnis.

Um das Bild Elvirens, welche als Gattin und Freundin den höchsten Idealen entsprach, in allen Richtungen ihres Gemütslebens zu vervollständigen, will ich durch ihr nachstehendes, 1858 datiertes Gedichtchen noch zeigen, wie sie als Tochter fühlte.

An meine theure Mutter.

O glaube es, wenn Freundschaft und wenn Liebe
Im letzten Tone meine Leier klang,
Ist noch das allerhöchste Lied geblieben:
Für Dich ein tiefgefühlter Lobgesang.

Wohl kann die Freundschaft tief und dauernd währen,
Wohl kann der Liebe Regung ewig sein,
Doch sind's Gefühle, die sich irdisch nähren,
Die das Ideal der Menschenhülle leih'n,

Doch Kindesliebe führt ein geistig Leben,
Noch über Gräber, über Erden fort;
Die grünen Hügel, die sich mahnend heben,
Umrauscht im Laube nur ein Dankeswort.

So ward auch Dir dies schlichte Lied gesungen,
Das mit der hohen heil'gen Regung schließt,
Daß, wenn einst längst schon dieser Sang verklungen,
Dich noch das Dankwort Deines Kindes grüßt.

So nimm es hin, mein ganzes fern'res Leben,
Es soll ein Buch — und Dir gewidmet sein;
Ich will ihm einen schönen Inhalt geben,
Um dann es stolz und liebend Dir zu weih'n.

* *
*

Sie hat Wort gehalten. Das Buch ihres Lebens — ein leider viel zu früh geschlossenes Buch — hat nur schöne Seiten aufzuweisen. Der einzige Schatten darin war der Schmerz, den ihre Krankheit und ihr Tod verursachten. Sie hat lange gelitten und das Ende mit Trauer vorausgesehen. Mit Trauer, weil sie das Leben liebte und weil sie sich eine hohe Aufgabe gestellt hatte, welche nicht erreichen zu sollen, sie mit tiefem Weh erfüllen mußte. Dennoch war es ihr ein erhebendes Bewußtsein, überhaupt gestrebt zu haben. Kurz vor ihrem Ende — sie starb nach zweijährigem Brustleiden — sagte sie zu ihrer Mutter:

„Eines darfst du dir niemals zum Vorwurf machen, Mama, nämlich daß du mir erlaubt hast, zu schreiben . . . Es war meine höchste Freude — ohne daß ich gedichtet hätte, würde ich beklagen, jemals gelebt zu haben.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Philologie.

Johann Jakob Reiske[1]) und Friedrich der Große.

Die Geschichte der deutschen Wissenschaft kennt nicht bloß Fortschritte; sie weiß auch von Stillstand und Hemmnissen zu erzählen. Noch jüngst, als der Ruf von der großen Errungenschaft auf dem Gebiete der Heilkunde den Weg durch die Welt nahm, wurde an das Wort erinnert, daß die Geschichte der Wissenschaft sich wie eine Martyrologie lese. Auch das folgende Lebensbild eines ausgezeichneten Mannes weist Züge genug auf, welche daran mahnen, wie verantwortungsvoll die Stellung derer ist, in deren Hände das Wohl der Wissenschaft gelegt ist.

Es ist der Mann, von welchem Herder gesagt hat, daß er ein Märtyrer seines arabisch-griechischen Eifers geworden sei, und von welchem Barthold Georg Niebuhr bezeugt hat: „wenn irgend einer in unsrer Nation die Not verfolgter Vortrefflichkeit erfahren hat, so war er es, an dem die Zeitgenossen am wenigsten erkannten, daß seine Gelehrsamkeit nur wegen der Größe und Fülle seiner Genialität hin und wieder unvollkommen erschien und daß das Störrische und Unliebliche in ihm und seinen Schriften durch das bittre Gefühl von der Tyrannei litterarischer Neider niedergetreten zu werden, hervorgebracht ward. Ich sage es nicht ohne Stolz, daß nur Lessing und mein Vater dem Lebenden Ehre erwiesen haben; mein Vater hat öffentlich bezeugt, daß er nirgends unter den Arabern einen solchen Philologen ihrer Litteratur gefunden habe.“ Es ist der Mann, welcher noch heute unerreicht dasteht in der Meisterschaft, mit welcher er zwei so getrennte Forschungsgebiete, wie arabische und griechische Philologie, beherrschte; der Begründer der arabischen Philologie und einer der Wiederhersteller des Hellenismus in Deutschland, der erste, welcher den Schimpf, daß die Deutschen nicht mehr griechisch verstünden, so getilgt hat, daß heute fast kein griechischer Schriftsteller, wie sichs gebührt, herausgegeben werden kann, ohne daß gefragt wird, was jener für denselben geleistet hat; ein Mann, allen seinen Fachgenossen an Freiheit der Anschauung, Weite und Schärfe des Blickes, Tiefe und Fülle des Wissens bei weitem überlegen — zu seinen Tagen verachtet, gedrückt und zurückgesetzt hinter Leuten, welche zum Teil nicht wert waren mit ihm genannt zu werden, — heut von den Meistern in seinen Fächern nur genannt „der unvergleichliche“ Johann Jakob Reiske.

Als Sohn eines armen Handwerkers in dem Städtchen Zörbig, welches zum Landkreise Leipzig gehörte, am ersten Weihnachtsfeiertage 1716 geboren, hat er die Dürftigkeit zur treulichen Gefährtin durchs Leben gehabt. Und nicht haben

---

[1]) Aus einer zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des deutschen Kaisers am 27. Jan. 1891 gehaltenen Rede.

die Chariten dem Kinde gelächelt. Denn schlimmer als die Dürftigkeit ist die Kränklichkeit und der Hang zur Schwermut, die Schüchternheit verbunden mit einem bisweilen geradezu störrischen Eigensinn: Eigenschaften, welchen die klösterliche Zucht des Waisenhauses zu Halle nur Vorschub leisten konnte. Auch in andrer Beziehung hat diese Schule an ihm ihre Schuldigkeit nicht gethan. Er, der wahrheitsliebendste Mensch und einsichtige Schulmann, bezeugt selbst in der wenige Jahre vor seinem Tode verfaßten Beschreibung seines Lebens: „Auf allen Schulen sind die Lehrer selten recht ausgesucht; die allerwenigsten schicken sich zu ihrem Amte. Ich hatte das Unglück, meistenteils unter Lehrern zu stehen, die keine wahren Schulleute waren. Ich bekam einen Ekel an den alten lateinischen Autoren, die ich nicht verstand und die mir niemand erklärte."

Und die Universität — es war Leipzig — machte nicht gut, was die Schule versäumt hatte. Mit geringen Mitteln, ohne Empfehlungen, fand er keinen Freund, keinen Berater, keinen Lehrer. „Ich studierte," sagte er, „immer drauflos, ohne Ordnung und Endzweck." Auch hierin Winckelmann ähnlich, war er als Studiosus der Theologie inskribiert, ohne ernste Neigung für dieselbe zu haben. Was er zunächst kennen lernen wollte, war griechische Litteratur. Aber griechische Kollegia wurden damals in Leipzig nicht gelesen. So nahm er sich selbst den Demosthenes und Theokrit vor, kam jedoch nicht weit, da er niemanden fand, welcher sie ihm erklärte, und selbst nur geringe grammatische Vorkenntnisse hatte.

Noch mächtiger war seine Begierde arabisch zu lernen. Aber auch dieser kam kein Lehrer entgegen. Zwar war Leipzig die einzige deutsche Universität, welche — seit 1724 — einen außerordentlichen Professor des Arabischen hatte, und Reiske zog sogar in sein Haus und ward ein Jahr lang sein Famulus, aber die Erwartung, auf diese Weise arabisch bei ihm zu lernen, wurde völlig getäuscht. Der engherzige Mann, welcher im Schüler den künftigen Nebenbuhler fürchtete, versagte ihm Unterricht, ja sogar Rat. So war Reiske auch hierin ganz auf sich angewiesen. Aber in der Art, wie er die Schwierigkeit überwand, ist er zum Vorbild für die Studierenden aller Zeiten und Völker geworden. Nicht nur daß er alles, was er sich absparte, auf den Kauf von Büchern verwendete, so daß er fast alles, was in arabischer Sprache gedruckt war, besaß: er studierte es auch aufs gründlichste und ging bald zur Abschrift und Übersetzung von nur handschriftlich erhaltenen Werken über, mit solchem Eifer und Erfolg, daß über eine dieser Arbeiten 150 Jahre später vom ersten lebenden Arabisten — Fleischer — so geurteilt wurde: „Reiske, zur Zeit der Übersetzung erst zwanzig Jahre alt, im Arabischen Autodidakt und noch Anfänger, ist doch auch hier schon Reiske, und leidet seine Arbeit an manchen Mängeln, so möchte es doch jetzt kaum einen zwanzigjährigen Jüngling geben, der, von dem besten Unterricht und den reichsten Hilfsmitteln unterstützt, eine vollkommenere zu liefern im stande wäre. Möge es mir gelungen sein, Reiskes Fehler zu vermeiden. Auf einen andern Vorzug mache ich keinen Anspruch."

Aber auch durch die Kühnheit seines Entschlusses, den brennenden Durst nach den Schätzen der arabischen Litteratur an der Quelle zu löschen, ist er ein Vor-

bild für alle Studiosi geworden. Diese Quelle war nicht in Deutschland, nicht in Arabien, sondern in dem kleinen Freistaate, welcher seit seiner Befreiung vom spanischen Joche wie in der Kunst der Malerei, so in der Wissenschaft unter den europäischen Staaten den ersten Rang erlangt hatte, war die Universität Leiden, reich an ausgezeichneten Gelehrten, noch reicher an Schätzen von Handschriften und Druckwerken, unter welchen die arabischen besonders hervorragten. Und der Kühnheit des Entschlusses entsprach die Thatkraft, mit welcher er trotz Abmahnungen, trotz Unkenntnis der holländischen und französischen Sprache, trotz seiner Mittellosigkeit den Entschluß ausführte. In Leiden mußte er sich seinen Unterhalt mit Korrekturen, Privatunterricht und Amanuensendiensten bei dem reichen Philologen Dorville erwerben. Sich ganz in des letzteren Dienst zu stellen, hätte ihn selbst ein noch höheres Angebot als ein Jahresgehalt von 600 Gulden nicht bewegen können. Vor allem vertiefte er sich in die Schätze der Bibliothek und schrieb sich besonders Werke der arabischen Dichtkunst und Geschichtsschreibung ab. Außerdem hörte er die Vorlesungen von Albert Schultens und Tiberius Hemsterhuys, und namentlich durch den ersteren wurde auch die nur schlummernde Neigung für griechische Dichter wieder geweckt. Bald setzte er sich durch Proben von Ausgaben und andre Zeugnisse seines glänzenden Scharfsinnes bei den Niederländern in solches Ansehen, daß ihm angeboten wurde, an Stelle des ausgezeichneten Valckenaer Konrektor des Gymnasiums in Campen zu werden, worauf nach menschlichem Ermessen, wie bei so manchem Deutschen, welcher vor und nach ihm sich in gleicher Lage befunden hat, binnen kurzem die Professur an einer Universität gefolgt wäre. Aber da er die Handschriften der Bibliothek noch nicht ausgenützt und noch nicht genug gelernt zu haben meinte, lehnte er dieses Anerbieten ab, obwohl er es später bereut und jungen Gelehrten den Rat gegeben hat, den ersten Ruf, der von Gott kommt, nicht auszuschlagen. „Sonst läßt Gott einen hernach nur desto länger warten, bis man froh ist, wenn man etwas ungleich Schlechteres erhält.“

Nur in einem Punkte ließ er sich von dem vorgesteckten Ziele ablenken, indem er den Vorstellungen seines Lehrers Schultens von der Notwendigkeit der Erlangung eines Grades Gehör schenkte und sich für die medizinische Fakultät „als die für die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts ersprießlichste“ entschied. Aber auch das nunmehr mit Eifer aufgenommene Studium der Medizin wußte er mit seiner Neigung für das Arabische und Griechische in Einklang zu bringen: er versenkte sich in die Schriften der arabischen Mediziner und promovierte mit einer Arbeit über diese.

Als er aber immer mehr Schätze gesammelt hatte und seinen Lehrer an Wissen zu übersehen glaubte, da schnürte er sein Bündel, zwar nicht ganz schweren Herzens, da er durch unbedachte Äußerungen und Handlungen sich die Gunst von Schultens und andren einflußreichen Gelehrten verscherzt hatte, aber nicht ohne das Gefühl einer unauslöschlichen Dankbarkeit für Holland, dem er noch viele Jahre später nachruft: „Liebes Holland, du hast an mir wie eine wahre Mutter gehandelt! — Nächst Gott hast du mich dazu gemacht, was ich nach der Zeit geworden bin!“

1746 kehrte er mit seinen Abschriften, dem Ertrage achtjährigen Fleißes, heim, um, wie er in der Widmung des nächsten Werkes an den sächsischen Kurprinzen sagt, „den von ihm gesammelten Schatz seinen Mitbürgern, wenn sie ihn nicht verschmäheten, mitzuteilen und seinem Vaterlande dadurch Ruhm zu erwerben." Er wählte wiederum Leipzig, wohin ihn Versprechungen von einer, wie er annehmen durfte, einflußreichen Seite riefen — um rasch von neuem aufs gründlichste in seinen Erwartungen getäuscht zu werden. Daß er zum Arzte nicht passe, sah er bald ein und entsagte daher der Medizin gänzlich. Aber gerade der Umstand, daß er Doctor medicinae geworden war, erwies sich als ein Hindernis für ein anderweitiges Fortkommen. Die philosophische Fakultät verweigerte ihm die Magisterwürde und damit die Aufnahme in ihren Schoß mit dem Hinweis darauf, daß diese Würde einem, der bereits in einer höheren Fakultät promoviert habe, nicht erteilt werden dürfe. Die Regierung konnte sich zwar seinen Verdiensten nicht so verschließen, daß sie ihm die inzwischen erledigte außerordentliche Professur des Arabischen vorenthalten hätte. Aber diese Professur war weiter nichts als ein Titel. Nur mit Mühe war überhaupt eine Besoldung von hundert Thalern durchzusetzen, und auch diese konnte er anfangs weder regelmäßig noch ohne jedesmalige Einbuße, seit 1755 überhaupt nicht mehr ausgezahlt erhalten. Der Herr Professor war genötigt, wie bisher seinen Unterhalt mit Privatunterricht, Korrekturen, Registermachen, Übersetzungen, und besonders mit Rezensionen zu verdienen. Letztere, bemerkt er, gingen hervor „nicht aus Schreibsucht, noch aus einer niedrigen hämischen Begierde, mir eine solche Gelegenheit zu nutze zu machen, um andre verdiente Leute zu plagen und herunter zu reißen. Der Hunger zwang mich dazu." Oft hatte er nicht, wovon er Brot für den folgenden Morgen kaufen konnte. Daß ihm seine Kollegien gar nichts eintrugen, braucht kaum gesagt zu werden. Fanden sich doch selbst für seine Privatissima, in welchen er arabisch, bisweilen auch Erklärung griechischer Schriftsteller anbot, nur selten Hörer und noch seltener solche, wie er sie sich wünschte, von Wissensdurst erfüllte Jünglinge, wie Schweighäuser und Köhler, obwohl doch gerade eine Anzahl der nachmaligen Professoren des Arabischen in Deutschland sich unter seinen Hörern befunden hat. Die wissenschaftlichen Werke, welche er verfaßte und großenteils selbst verlegen mußte, deckten nur einen kleinen Teil der Kosten ihrer Vorbereitung und Herstellung. Von einem Werke, wie Abulfedae annales moslemici, setzte er nicht dreißig Exemplare ab.

Und doch war die Arbeit an diesen Werken, trotzdem sie ihm nur Opfer auferlegte und zum Teil bittere Enttäuschungen bereitete, die nächsten elf Jahre hindurch seine einzige Freude, sein einziger Halt. Die Schriften, in welchen er fast alle Gebiete der arabischen Philologie, Chronologie, Geschichtschreibung, Epigraphik, Münzwesen, Geographie, Grammatik, Dichtkunst behandelte, sind zum großen Teil grundlegend geworden. Und wenn sein Eifer für das Arabische mit der Zeit erkaltete, so lag dies nur an der Rauhheit der Luft, welcher jene Erzeugnisse seines Geistes begegneten, aber er ward nur abgelöst von dem Eifer für das Griechische. Reiske durchmaß rastlos das weite Reich der griechischen Litteratur,

überall sehend, überall findend. Öffnete Winckelmann seinen Zeitgenossen die Augen für die Schönheit und Bedeutung der griechischen Bildwerke, so widmete er sich der entsagungsvolleren Aufgabe, die zahllosen Flecken und Schäden zu beseitigen, mit welchen die Werke der griechischen Dicht- und Redekunst durch die Nachlässigkeit, den Unverstand und die Willkür von Jahrtausenden entstellt worden sind. Von ihm geübt, erwies sich die Kritik als ars diva Seine Emendationen sind glänzende Proben divinatorischen Scharfblickes und ausgebreitetster Gelehrsamkeit. Zwar gilt auch von ihm das „nicht zu fehlen ist keinem Sterblichen beschieden", aber an Zahl der Treffer kann bis auf diesen Tag niemand sich mit ihm messen. Und auch lateinische Schriftsteller, obwohl von ihm viel weniger gelesen, besonders Tacitus, sind dabei nicht leer ausgegangen.

Und doch fand sich nirgends für ihn ein Unterkommen. Wie ging das zu? Reiske war von der größten Wahrheitsliebe, aber des Spruches „seid wahr in Liebe" war er nicht eingedenk: seine Wahrheitsliebe setzte sich über alle Rücksichten hinweg. Und er war ein Heros: er suchte sich nur starke Gegner. So ließ der unbedingte Freimut, welcher in seinen Rezensionen nicht selten einen scharfen, ja kecken Ton annahm, ihm nur zu viele offene und versteckte Feinde erstehen.

Mit Schultens und so mit ganz Holland, dessen Abgott jener war, verdarb er es dadurch, daß er sich gegen das etymologische Lieblingssystem desselben in zwei scharfen Rezensionen auflehnte, in einer Weise, welche er später selbst tief bereute, indem er, allen jugendlichen Rezensenten zur Warnung, ausrief: „O könnten doch die paar schwarzen Nächte, da ich in der Hitze die unseligen Bogen niederschrieb, aus der Zahl meiner Tage ausgethan werden! Alles, was ich wider Herrn Schultens erinnerte, ist wahr und wird ewig wahr bleiben; nur hätte es ein andrer sagen sollen und nicht ich."

Das Haupt der Göttinger Philologie, Johann Matthias Gesner, bezog, wiewohl mit Unrecht, eine Anspielung auf Philologen, welche mit den Fingern lesen, auf sich.

Gottscheds Verdienste um die Wissenschaft schätzte er zwar, aber nicht so hoch wie dieser selbst. Er teilte nicht dessen Vorliebe für französische Litteratur und Sprache und, das war das größere Unrecht, er machte in der Vorrede seiner deutschen Übersetzung der Reden des Thukydides kein Hehl daraus, daß er ein Recht Gottscheds, über die deutsche Sprache und Rechtschreibung allein zu befinden, nicht anerkannte.

Anderseits trennte ihn auch vieles von Gottscheds Gegner Christ, welcher außerhalb des Griechischen und Lateinischen kein Heil, keine Poesie, keine Gelehrsamkeit zu finden vermochte und, wie er behauptete, daß nur Griechen und Römer richtig zu essen, trinken und bauen verstanden hätten, so auch verlangte, daß diese ihre Sitten aus Apicius und Vitruvius wieder hergestellt würden. Reiske gestand nicht einmal den Werken der attischen Beredsamkeit absolute Vollkommenheit zu, verwarf die Anfertigung lateinischer Gedichte mit dem Worte: „Schlimm genug, daß wir lateinische Prosa schreiben müssen", obwohl er selbst

ein sehr kerniges und kräftiges Latein schrieb. Er hielt es für seine Pflicht, die großen Reden des Thukydides, Demosthenes und Äschines in deutschen Übersetzungen seiner Nation zugänglich zu machen, und trat auch für den Unterricht in der deutschen Sprache an den höheren Schulen ein.

Der schlimmste dieser Gegner aber war der, welcher sich äußerlich freundlich und als Wohlthäter zeigte, Ernesti, allmächtig nicht bloß bei den Buchhändlern, sondern auch an der Universität Leipzig und einflußreich auf vielen Universitäten. Reiske sprach auch ihm großes Verdienst, aber nicht das monopolium litterarum zu. Er betete ihn nicht an, schrieb seine Diktate nicht nach, dachte über vieles anders als er, war nicht aus seiner Schule gekommen und war ein Geist, welcher jenen wohl einmal verdunkeln konnte. Und so war jener unbarmherzig genug, selbst das Brett, welches „Gott Reisken im Schiffbruch seiner zeitlichen Wohlfahrt zuwarf," entreißen zu wollen.

Reiske glaubte es in dem undankbaren Leipzig nicht länger aushalten zu können und sann auf Mittel, fortzukommen. Da starb 1758 der Rektor der Nikolaischule. Reiske beschloß einen letzten Versuch zur Wendung seines Geschickes zu machen. Er bewarb sich um die erledigte Stelle. Die Geradheit und Treuherzigkeit, mit welcher er sich auch hierbei über seine Verhältnisse aussprach, gewann ihm die Gunst und das Vertrauen des Bürgermeisters und Kurators der Anstalt. Er erhielt Aussicht auf die Stelle. Als er in seiner Freude dies Ernesti mitteilte, begannen die Feinde und besonders dieser ihre Pfeile aus dem Hinterhalte auf ihn zu schießen. Er wurde beim Rate der Stadt als ein Mann ohne Christentum denunziert. Der wackere Bürgermeister setzte ihn davon in Kenntnis, und er konnte die Grundlosigkeit jener Anklage darthun, verschwieg aber mit der ihm eigenen Ehrlichkeit nicht, daß er allerdings zum Tische des Herrn schon lange nicht mehr gegangen sei, aber nur deswegen, weil er keinen anständigen Rock habe, um sich in der Kirche, zu welcher er gehöre, sehen zu lassen; „draußen vorm Thore unter die Kaufmannsdiener und Handwerksburschen zu treten, dazu sei er zu stolz gewesen." Er ward gewählt. Er selbst hat die Wahl als ein Brett bezeichnet, welches ihm Gott im Schiffbruche seiner zeitlichen Wohlfahrt zuwarf; „die Not zwang mich es zu ergreifen, sonst wäre ich umgekommen." Und in der That, es war nur ein Brett, nicht ein Hafen der Ruhe und des Glücks. Der siebenjährige Krieg lastete schwer auf Sachsen. Das Rektoratsgehalt von vierhundert Thalern, von welchem noch die Mutter unterstützt und Schulden bezahlt werden mußten, wurde durch Kontributionen, deren eine hundertundfünfzig Thaler betrug, stark vermindert. Und ist es an sich schon schwer, in Kriegszeiten die Zucht unter der Schuljugend aufrecht zu erhalten, so besonders, wenn diese, wie hier, unter dem Vorgänger stark gelockert ist und wenn der neuernannte Rektor auch den Lehrern ein Dorn im Auge ist, weil sie selbst auf die Stelle oder auf Beförderung gerechnet haben und weil er ihnen zu wissenschaftlich ist. Der als Lehrer und Gelehrter gleich unfähige Konrektor entblödete sich nicht vor den Schülern sich in fortwährenden Deklamationen gegen den Rektor zu ergehen, dergestalt, daß die Schüler selbst erklärten, es nicht länger aushalten zu können.

Anderseits hatten aber auch die allzeit feinhörigen Schüler von den vor der Wahl gegen den neuen Herrn Rektor gerichteten Anklagen gehört, und die schlechten unter ihnen benützten die Gelegenheit, sich an dem Wiederhersteller der strengen Zucht zu rächen um so lieber, als sie auch dazu heimlich angestiftet wurden. Wie muß es dem zweiundvierzigjährigen Manne ums Herz gewesen sein, jetzt auch seitens der Behörde Vorwürfe, welche auf die frühere Anklage abzielten, zu hören und sich gegen die Beschuldigung, daß er Mosen und die Propheten in seinen Lektionen gelästert habe, zu verteidigen. Die Rechtfertigung gelang ihm zwar auch hier vollständig, aber es bedurfte seiner ganzen Kraft, um alle Schwierigkeiten zu überwinden und das Ansehen der Schule wiederherzustellen. Aber auch so hatte er noch lange von „vielfältigen Schulleiden" zu erzählen. Und so eifrig er als Rektor, so tüchtig und anregend er als Lehrer nach den Zeugnissen vieler Schüler, sowie nach den erhaltenen Ansprachen und Reden gewesen sein muß, ein Mann von seinen Gaben, von seinem brennenden Eifer für die Wissenschaft gehörte auf das Katheder einer Universität.

Und wahrlich es fehlte auch jetzt nicht an Gelegenheiten. Schon 1756 war Christ infolge des Schreckens über die Nachricht vom Einrücken der Preußen in Sachsen gestorben. Seine Professur erhielt eine wissenschaftliche Null (Bel). Und selbst der treffliche Heyne konnte, als er (1763) nach einer langen Leidenszeit aus der Stelle eines Hauslehrers auf den Lehrstuhl Gesners nach Göttingen berufen wurde, es mit Reisken bei weitem nicht aufnehmen, aber er hatte die gewichtige Empfehlung des mit diesem verfeindeten Ruhnken. Und nun gar ein Leichtfuß, aber sehr gewandter Wort- und Verseschmied wie Christian Adolf Klotz, hatte kaum ausstudiert, als er auf Michaelis' Fürsprache zum außerordentlichen Professor in Göttingen und ein Jahr darauf, nachdem zwei Universitäten sich um ihn gestritten hatten, im Alter von siebenundzwanzig Jahren zum ordentlichen Professor in Halle und jüngsten „Geheimderath" in Preußen ernannt wurde, um bald nicht bloß über Halle, sondern auch über andre Universitäten zu herrschen. Zwischen ihm, der alles zu einer Sache des Geschmackes machte und diesen für sich und die Seinigen gepachtet zu haben glaubte, und unserm Reiske, für welchen es nur Lösung wissenschaftlicher Probleme gab, konnte keine Gemeinschaft sein. Ein Klotz konnte der bisweilen ungelenken, in Kraftausdrücken oder veralteten Wörtern sich gefallenden, auch niederdeutsche Wendungen nicht ausschließenden Übersetzung des Demosthenes keinen Geschmack abgewinnen; er blieb an den Äußerlichkeiten haften, drang nicht in den Kern, wie Lessing, welcher, nachdem er auch beim ersten Anblicke ausgerufen hatte: „Um des Himmels willen, was für einen Demosthenes giebt uns dieser Mann," nach eingehender Prüfung das treffende Urteil fällte: „Unsern kleinen Schönschreibern wird sie (die Übersetzung) freilich wohl nie gefallen; aber Leute, welche Wahrheit und Nachdruck schätzen, welche wissen, wie weit die alte populäre Beredsamkeit sich von dem süßen Tone, von den gelehrten Sprachschnirkeln eines neuen Kanzelredners entferne, werden sie um wie vieles nicht missen wollen; doch wem auch dieses nicht begreiflich zu machen, der muß sie doch wenigstens für den deutlichsten und sichersten Kommentar des

Originals erkennen und zugestehen, daß sich ein Reichtum der deutschen Sprache darin zeiget, den wenige unsrer Schriftsteller in ihrer Gewalt haben." Und nur ein Klotz konnte, ohne sich zu nennen, die Schale frechen Hohnes über das Werk seines einstigen Lehrers ausgießen, durch welches dieser dem deutschen Volke nützen wollte und genützt hat. Die Züchtigung, welche Reiske ihm dafür angedeihen ließ, war empfindlich, aber wohlverdient. Klotz selbst hat ihn nachmals um Verzeihung gebeten.

Aber auch Michaelis war der Kameradschaft, durch welche er auf der Schulbank des hallischen Waisenhauses mit ihm verbunden gewesen war, nichts weniger als eingedenk. Als Reiske in seiner Bedrängnis in einem Briefe der Möglichkeit, nach Göttingen zu kommen, als einer für ihn nicht unerwünschten, in argloser, aber unvorsichtiger Weise gedachte, beging Michaelis mit dem Briefe einen unverantwortlichen Vertrauensbruch und zog Reisken die empfindlichste Demütigung zu. Und als später (1761) die Wahl eines Arabisten für die vom König von Dänemark unter Carsten Niebuhrs Führung ausgerüstete Expedition in seine Hand gelegt war, unterließ er es, für den einzig befähigten Reiske mit dem erforderlichen Nachdrucke einzutreten, und bewirkte, daß ein noch nicht bewährter und, wie sich bald zeigte, unfähiger junger Mann, welcher sein Zuhörer gewesen war, der Expedition beigegeben und so ein philologischer Ertrag derselben völlig vereitelt wurde.

So ist Reiske bis zu seinem nach langem Siechtum 1774 erfolgten Tode Rektor der Nikolaischule und damit in vieler Unruhe, Verdruß und Verfolgung geblieben, ohne Unterstützung seiner großen wissenschaftlichen Pläne, ohne Auszeichnung, ja nur von wenigen anerkannt und verstanden.

Begierig sucht das Auge wohl nicht nur des verehrungsvollen Jüngers, sondern auch jedes fühlenden Menschen nach Lichtblicken in diesem Leben. Es sind ihrer wenige.

Zu diesen gehörte die Unterredung, deren Friedrich der Große ihn im Dezember des Jahres 1760 gewürdigt hat. Kaum hatte dieser im genannten Jahre sein Winterquartier nach Leipzig verlegt, als er, um das auch unter einer Last von Sorgen empfundene Bedürfnis nach geistiger Anregung zu befriedigen, die angesehensten Professoren und mit diesen auch Reiske, welcher seine Stellung an der Universität beibehalten hatte, zu sich beschied.

Wer den König zuerst auf ihn aufmerksam gemacht hat, wissen wir nicht. Es läßt sich nur vermuten, daß es Quintus Icilius gewesen ist. Mit diesem war Reiske in der letzten Zeit seines Aufenthalts in Leiden bekannt geworden. Die Schicksale beider hatten sich anfangs sehr ähnlich, später allerdings sehr verschieden gestaltet. Karl Guischardt, dies war der Geburtsname von Quintus Icilius, 1725 in Magdeburg geboren, hatte auch Theologie in Deutschland studiert, und war dann auch nach Leiden gegangen, um sich in den klassischen und der arabischen Sprache zu vervollkommnen, ja war an Reiskes Stelle als

Amanuensis bei Dorville getreten. Nachdem er die erhoffte Professur in Utrecht nicht erlangt hatte, war er Leutnant und bald Kapitän in der holländischen Armee geworden, hatte sich aber 1758 nach Breslau begeben, um in die Dienste Friedrichs zu treten, hatte den Feldzug dieses Jahres als Hauptmann im Gefolge des Königs mitgemacht und war, in Quintus Icilius umgetauft und zum Major befördert, in dessen Umgebung geblieben. Er war es, welcher bei Friedrich besonders für die deutsche Litteratur und die Verdienste deutscher Gelehrten eintrat.

Reiske, welcher als treuer Sohn seines sächsischen Vaterlandes dem Könige von Preußen alles andre als Liebe entgegenbrachte und vordem an ihm nichts als die Gedichte, diese aber wegen der Erhabenheit und des Gedankenreichtums sehr hoch geschätzt hatte, ist von der Persönlichkeit Friedrichs geradezu bezaubert worden.

Und auch er hat das Wohlgefallen des Königs gefunden, ja nach der Vermutung eines ausgezeichneten Philologen ist er es gewesen, welchem der König das Lob spendete, daß er alle deutschen Professoren an Urteil und Geschmack übertreffe.

Bekanntlich hat der König sich über die Eindrücke, welche er aus den Unterredungen mit den Gelehrten des „pays latin" empfing, in einem Briefe geäußert, welchen er vier Wochen später an seine über deutsche Litteratur und Wissenschaft ihm gleichdenkende Freundin, die Herzogin Luise Dorothee von Sachsen-Gotha, geschrieben hat. „J'en ai trouvé, heißt es daselbst, trois ou quatre remplis de mérite et de belles connaissances, entre autres un professeur de grec, qui m'a semblé avoir plus de jugement et de goût qu'il n'est commun d'en rencontrer dans les savants de notre nation." Moriz Haupt hat in einem im Jahre 1862 in der Berliner Akademie gehaltenen Vortrage „über Friedrich den Großen als Dichter" gesagt: „Ich zweifle nicht, daß mit diesem Professor des Griechischen Reiske gemeint ist."

Aber Reiske war allem Schein zu abhold, als daß derjenige, welcher ihn in seinem Geiste zu ehren sucht, den Vorwurf der Grausamkeit fürchten dürfte, wenn er Bedenken trägt, dieses Blatt im Ehrenkranze des Toten als ein echtes anzuerkennen. Eine kurze Begründung aber ist er den Manen Reiskes wie des hochverehrten Reiskefreundes Haupt schuldig.

Wenn der König am Tage nach der Unterredung mit Professor Gellert, also am 12. Dezember 1760, nach dem Zeugnis vieler Anwesenden gesagt hat: Gellert est le plus raisonnable de tous les Professeurs Allemands, que j'ai vus encore und nun an die Herzogin von einem Professor schreibt: qui m'a semblé avoir plus de jugement et de goût qu'il n'est commun d'en rencontrer dans les savants de notre nation, so müssen starke Gründe gegen die Identität der beiden so Gelobten geltend gemacht werden. Ist es auch unter der Annahme, daß die Unterredung mit Reiske der mit Gellert gefolgt ist, glaublich, daß der König im Briefe an die Herzogin den von ihm so sehr gelobten Gellert gänzlich vergaß? Legt doch sowohl die nachmalige Überschrift (au sieur Gellert) für das einst (1757) an Gottsched gerichtete Gedicht Le Ciel, en dispensant ses dons, als auch

das Gespräch mit Garve als auch endlich die Schrift de la littérature allemande Zeugnis dafür ab, daß er bis in sein hohes Alter Gellerts mit stets gleicher Anerkennung gedachte. Paßt nicht besonders das Epitheton goût im Munde des Königs viel besser auf Gellert als auf Reiske? Und würde nicht andrerseits mérite et belles connaissances besser auf Reiske als auf Gellert passen? Allerdings war Gellert nicht professeur de grec, sondern der Philosophie, aber wie leicht konnte dieser Ausdruck dem König, welcher bisher nichts von Gellert gewußt hatte, in die Feder kommen, wenn ihm einfiel, daß die Fabel, welche er ihm vorgelesen hatte, einen griechischen Stoff enthielt, daß Gellert für den Vorzug des Homer vor Virgil eingetreten war und sich dafür auf das Urteil der Alten berufen hatte.

Und auch Reiske war nicht Professor des Griechischen, sondern des Arabischen und gewiß auch dem Quintus Icilius als Arabist bekannt, da er gerade zur Zeit ihrer Bekanntschaft in Leiden vorzugsweise arabisch getrieben hatte. Das Mindeste aber, was dargethan werden muß, wenn das Lob des Königs auf Reiske bezogen werden soll, ist, daß sich die Unterhaltung auf dem Gebiete des Griechischen bewegt hat. Und das ist nicht zu erweisen. Im Gegenteil, nach allem, was wir über die Unterhaltung wissen, hat sie sich auf das Arabische bezogen.

Reiske war allerdings anders geartet als Gottsched und Gellert, welche durch ihre unmittelbar nach den Unterredungen an Vorgesetzte oder an Verehrerinnen gesandte ausführliche Berichte selbst dazu beitrugen, daß diese bald in Abschriften und Drucken verbreitet wurden. Er erwähnt die Unterredung erst geraume Zeit nachher in einem Briefe an einen Freund. Und erst als dieser für den König begeisterte Gelehrte — es war Professor Wernsdorf in Danzig — ihm schreibt, wie sehr es ihn freuen würde zu hören, was der König zu ihm gesprochen habe, giebt er ihm eine ausführliche Schilderung der Unterhaltung. Diese Schilderung ist vielleicht von keines andern als des Empfängers Auge gesehen worden, und nur dadurch, daß Wernsdorf in seinem Antwortschreiben auf diese Schilderung eingeht, erfahren wir den Inhalt der Unterredung. Danach bezog sich dieselbe auf das Arabische. Der König lobte Reiske wegen seines Eifers für die Sprache und Geschichte der Araber und ermutigte ihn zur Herausgabe wertvoller Werke dieser Sprache, wie des Barulkos des Heron, einer Schrift über antikes Geniewesen, welche nur in arabischer Übersetzung in einer Leidener Handschrift erhalten ist, wobei der König, als Reiske auf die Schwierigkeiten hinwies, welche ihm die Mechanik machen würde, äußerte, die ganze Mechanik lasse sich in drei Sätze zusammenfassen und in drei Stunden bewältigen. Hätte Wernsdorf in Reiskes Bericht etwas von einer Unterhaltung über Griechisch gefunden, so würde er, da er vorwiegend Gräcist war, nicht unterlassen haben, auch darauf Bezug zu nehmen.

Und zu demselben Ergebnis führt noch eine andre Betrachtung.

Wenige Tage nach der Unterredung, nämlich am 22. Dezember, hat Reiske das Bedürfnis gefühlt, seine Gedanken über Unterredungen von Fürsten mit Gelehrten niederzuschreiben. Auch dieses Blatt, ein schönes Zeugnis sowohl für Reiske's Gefühl der Manneswürde wie für seine Bescheidenheit, ist wohl nur

wenigen Menschen zu Gesicht gekommen. Erst vor wenigen Wochen ist es mir geglückt, dasselbe unter einem Stoß von Aufzeichnungen seiner Hand, welche das Archiv der Nikolaischule bewahrt, hervorzuziehen. Hier sagt Reiske, indem er den Wert solcher Unterredungen an ihren Beweggründen mißt: „Wenn aber ein großer Herr, der den Kopf mit den wichtigsten und beschwerlichsten Kriegs- und Friedenssachen voll hat, sobald er aus seinem Kabinet heraustritt, darin er großen Kriegsherren Befehle zugefertigt und weit ausgestreckter Länder Bedürfnisse beschickt hat, dennoch mit einem Gelehrten, nicht nur von gemeinen, sondern auch von seltenen Dingen, z. E. vom Arabischen spricht, und zwar so spricht, daß die Unterredung einige Erfahrung desselben nicht nur in diesen so seltenen Teilen gelehrter Arbeiten, sondern auch in vielen andern Wissenschaften zu erkennen giebt, so muß das den Gelehrten nicht nur in Bewunderung setzen, sondern auch mit Liebe und Hochachtung gegen einen solchen Geist erfüllen" u. s. w. Auch hier findet sich keine Erwähnung des Griechischen.

Und doch, auch wenn Reiske nicht der im Briefe des Königs an die Herzogin Gemeinte ist, sein Wohlgefallen hat er gefunden; denn am Rande desselben Blattes steht von seiner Hand geschrieben: „Zielt auf die Ehre die Se. Majestät der König von Preußen mir wenig Tage zuvor angethan hatte, mich zu sich zu entbieten, und sehr gnädig mit mir zu sprechen."

* * *

Wärmenden Sonnenstrahlen gleich waren für Reiske die Beweise von Anerkennung und Teilnahme, welche er von den wenigen geschätzten Freunden, wie Reimarus in Hamburg, Bernard in Amsterdam, Carsten Niebuhr in Meldorf, empfing. Einen besonderen Stolz aber durfte er darüber empfinden, daß Lessing, der große Lessing, wie er ihn nennt, dessen bloßer Name mehr wert sei als alle Titel, ihn seiner Freundschaft wert hielt.

Reiske hatte 1769, als er an die große Ausgabe der griechischen Redner ging, auf Empfehlung des Professor Milov Lessing um seine Aldine des Demosthenes gebeten und dieser Bitte einen Dank beigefügt für das Strafgericht, welches er an dem gemeinsamen Gegner, „dem plumpen Goliath der gelehrten Philister" Kloß vollzogen hatte. Lessing hatte die Bitte sogleich erfüllt mit den Worten: „Ich wünsche nur, daß sie (die Ausgabe) die Mühe und Zeit belohnen mag, welche ein Mann darauf wenden wird, der aus seinem Kopfe mehr nehmen kann, als er auch von dem Gelehrtesten dabei angemerket finden könnte," und zugleich eine Handschrift des Äschines aus der herzoglichen Bibliothek zu Helmstedt angeboten und geschickt. Reiske widmete ihm daher 1771 den dritten Band der Redner, welcher den Äschines enthält, und folgte im Sommer desselben Jahres mit seiner Frau, welche sich schon damals sehr zu Lessing hingezogen fühlte, seiner Einladung nach Wolfenbüttel und verlebte hier schöne Wochen. Mit einem freilich bittersüßen Gefühl der Freude mußte es ihn erfüllen, wenn er am Abend seines Lebens in Lessings Beiträgen zur Geschichte und Litteratur (1773) als Beleg für den Kaltsinn der Deutschen gegen ihre Gelehrten folgende Stelle las: „Man denke

an Abulfeda und Reiske! an diesen einzigen Mann, der allein, bei der kleinsten Unterstützung, in diesem Felde der Gelehrsamkeit auf einmal Engländer und Franzosen ebenso weit würde hinter sich gelassen haben, als diese vor den Deutschen nun noch voraus sind! an diesen einzigen Mann, der nur auch noch aufgemuntert zu werden braucht, um sich von einer ebenso undankbaren Anbauung eines andern Feldes wieder in dieses zu wenden."

Aber, wie es einem Lessing schlecht bekam, daß er es auch einmal so gut haben wollte, wie andre Menschen, so war auch die Aussicht, daß Reiske einen Lessing zum Biographen erhalten sollte, zu schön, als daß sie sich hätte verwirklichen sollen. Wohl plante Lessing ein dreibändiges Werk über seinen „sehr guten Freund," welches ein genaues Verzeichnis eines jeden von ihm hinterlassenen Papieres, das sich nur einigermaßen der Mühe lohnte, enthalten sollte, und war damit 1776 beschäftigt, wohl durfte Frau Reiske noch im März 1777 an einen Freund schreiben: „vollständiger, besser und schöner ist gewiß noch keines Gelehrten Leben beschrieben worden, als dieses werden wird", aber bald darauf sah sich Lessing durch die Macht der Verhältnisse genötigt, den Plan aufzugeben.

* * *

Ein verklärendes Licht endlich empfingen die zehn letzten Lebensjahre Reiskes durch seine Frau, jene Frau, von welcher Lessing gesagt hat: „Die Aufgabe ist gelöset, ob ein Gelehrter heiraten soll, wenn es viele solche Personen ihres Geschlechts giebt," die „männergleiche Reiskia," wie Villoison sie genannt hat.

Reiske war schon mehrere Jahre Rektor und fast achtundvierzig Jahre alt, als er sich entschloß, die viel jüngere Tochter eines sächsischen Pfarrhauses, welche es bei der ersten Begegnung dem bisherigen Feinde des weiblichen Geschlechts angethan hatte, zur Lebensgefährtin zu wählen. Welches Glück er in ihrem Besitze fand, zeigt am besten die Äußerung, Gott habe beschlossen, durch diese Verbindung ihn endlich einmal für sein bisheriges Leiden zu erfreuen. Was war es aber auch für eine Frau! Nicht nur schön und sanft, geweckten Geistes, sondern auch voll Verständnisses für seine aufopfernde Hingabe an die Wissenschaft. Da das Licht seiner Augen durch die viele Arbeit schwächer geworden war, lernte sie, um ihm beim Vergleichen der Handschriften und bei der Korrektur der Druckbogen zu helfen, bei ihm griechisch und lateinisch und brachte es bald so weit, daß sie auch Stücke der griechischen Litteratur abschreiben und übersetzen konnte. Auch für Lessing machte sie aus einer Münchner Handschrift eine Abschrift des griechischen Äsop und erhielt dafür in dessen Abhandlung über Romulus (1773) das überschwengliche Lob, daß sie sich dadurch um die griechische Litteratur unendlich verdienter gemacht habe als eine Madame Dacier mit allen ihren französischen Übersetzungen, Lessing aber trug dafür den prächtigen Tadel Reiskes davon: „Aber, liebster Freund, ums Himmelswillen, wie konnten Sie so über die Schnure hauen! War das nicht eine wissentliche, vorsätzliche Sünde? Wird nicht jedermann Ihr Kompliment parteilich und übertrieben schelten? Wie konnte der unstreitig und anerkanntermaßen große Dienst, den die Dacier ihrer Nation durch

ihre Übersetzung erwiesen hat, unter eine solche Kleinigkeit, deren ganzer Wert auf die Mühe des Abschreibens hinausläuft, mit Billigkeit und Recht erniedriget werden? Meine Frau hat freilich, wie leicht zu denken ist, wider Ihre Flatterien nichts einzuwenden, ich aber dagegen desto mehr. Ich habe Ursache darüber zu zürnen und auf Sie zu schmählen. Denn Sie verderben und verführen mir meine Frau. Ungemessene Lobsprüche rücken immer gerne dem Frauenzimmer den Kopf von der rechten Stelle weg."

Als Reiske zur Ostermesse 1768 die Ankündigung erlassen hatte, daß er die griechischen Redner auf Subskription herausgeben wolle, in der bestimmten Erwartung, daß wenigstens dieses große Werk die Unterstützung der gelehrten Welt finden würde, gingen nur zwanzig Thaler Subskriptionsgelder ein. Und da er infolgedessen nahe daran war, auch diesen Plan ganz aufzugeben, versetzte sie, damit der Druck beginnen konnte, all' ihr Geschmeide, nachdem sie ihm die Zustimmung abgenötigt hatte, „da zu ihrer Glückseligkeit keine glänzenden Steinchen nötig seien." Und so ward das Werk in Gottes Namen begonnen und vollendet, jenes Werk, dessen Wert nur nach einer Seite hin dadurch bezeichnet wird, daß es eine Aufgabe ist, nur die Emendationen des Textes zu zählen, welche durch die Handschriften nachträgliche Bestätigung gefunden haben. Natürlich ließ Reiske es sich nicht nehmen, den ersten Band mit ihrem in Medaillon gestochenen (leider schlecht getroffenen) Brustbilde zu schmücken.

Sie war ihm nicht bloß in seiner langen Krankheit eine aufopfernde Pflegerin, sondern nahm sich auch jener an, deren Schicksal ihm in jener Leidenszeit besonders am Herzen lag, „der vaterlosen Waisen," der Manuskripte. Sie vollendete die von ihm begonnenen Werke und brachte einen Teil der hinterlassenen Arbeiten zum Druck. Ja, als ihr der Hofrat und Ritter Michaelis in einer Rezension der auch von ihr herausgegebenen Selbstbiographie ihres Mannes dessen Andenken verletzt zu haben schien und überdies ihr diese Rezension mit einem recht unzarten Briefe zusandte, da begnügte sie sich nicht diesem zu antworten „wie es einer deutschen Frau geziemet, der die Ehre ihres Mannes noch im Grabe teuer ist," sondern sie sprach sich auch in der allgemeinen Litteraturzeitung an der Hand von Briefen mit rücksichtsloser Offenheit über die Stellung aus, welche Michaelis und Ernesti ihrem Manne gegenüber einzunehmen für recht befunden hatten.

Aber auch nach seinem Tode verstummten die Anfeindungen und Anklagen gegen seine kühne Kritik noch lange nicht. Im Gegenteil, es schien eine Zeit lang Mode, auf Reiske zu schelten. Noch im Jahre 1820 ging von Holland eine Schmähschrift wider ihn aus, weil er sich gegen dieses undankbar gezeigt und seine Gelehrten schlecht behandelt habe.

Allmählich hat sich der Sturm gelegt. Auf die Entrüstung sind Worte höchster Anerkennung auch aus dem Munde des größten holländischen Philologen des Jahrhunderts gefolgt: Cobet hat gesagt: „Einst sind meine Landsleute gegen Reiske unbillig gewesen, das Gute aber siegt: denn wer bewundert heut nicht Reiske?"

In seinem Vaterlande aber hat er auch heute noch nicht die volle Würdigung gefunden. Zwar wurde seine Doktor-Dissertation schon zwei Jahre nach seinem

Tode vom Professor der Medizin Gruner eines Neudruckes für wert geachtet; auch wurden seine Briefe über das arabische Münzwesen, Abulfeda's annales Moslemici noch im vorigen Jahrhundert, seine Geschichte der Araber vor Muhamed 1847 von Ferdinand Wüstenfeld mit der Begründung herausgegeben: „Keiner von denen, welche über die vormuhamedanische Geschichte der Araber geschrieben haben, wird Reiske den Vorrang streitig machen wollen." Aber noch sind Reiskes Manen nicht gesühnt. Lieblinge der Götter und Menschen sind es, welchen von der Mitwelt die eine, von der Nachwelt die andre Hälfte der Anerkennung gezollt wird. Bei Reiske hat die Nachwelt fast alles zu thun. Einem Freunde, welcher ihn bat, sich malen zu lassen, schlug er es ab mit den Worten: „die gelehrte Welt wird nichts verlieren, wenn sie mein Bild nicht hat; meine Werke sollen als mein Bild dienen." Und doch hat er auch in den gedruckten Werken seinen Eifer für die Wissenschaft nicht so zur Erscheinung bringen können, wie er wollte. Er hat viel mehr geschrieben, als bekannt geworden ist. Die animadversiones, welche er selbst mit Recht die Blüte seines Geistes nennt, machen im Druck fünf Bände aus. Für mindestens ebensoviel hat er den Stoff hinterlassen. Und auch seine Briefe bergen einen Schatz nicht bloß von Lauterkeit der Gesinnung und Gemütstiefe, sondern auch von Genialität und Gelehrsamkeit.

Ein freimütiger Aufsatz in der Zeitschrift „Historisches Portefeuille" von 1784, unterzeichnet mit „Teutelieb", erhebt laute Klage darüber, daß die Handschriften Reiske's in Deutschland keinen Käufer fanden, sondern für eine Kleinigkeit übers Meer an einen Dänen kamen. Heute ist es ebenso unmöglich, dieselben aus der Königlichen Bibliothek zu Kopenhagen wie die Originale seiner Briefe aus der Universitätsbibliothek zu Leiden für Deutschland wiederzugewinnen. Auch sind es aufrichtige Verehrer Reiske's gewesen, welche dieselben jenen Bibliotheken schenkten, und sie werden in denselben als der Schatz, welcher sie sind, geachtet, den Gelehrten jedoch mit dankenswertester Liberalität zugänglich gemacht. Aber jene Handschriften und Briefe veröffentlichen, ist eine Ehrenschuld der deutschen Wissenschaft. Möge sie bald abgetragen werden!

Mögen aber auch nie wieder in Deutschland die Klagen gehört werden, welche Reiske erheben mußte, und mögen nie die Zeiten wiederkehren, welche ihn ins Ausland trieben und vom akademischen Katheder fernhielten! Mögen aber anderseits stets so reine Seelen wie die seine alle ihre Kräfte der Wissenschaft und damit dem Vaterlande widmen!

Breslau. Richard Förster.

Astronomie.

Neuere Forschungen auf dem Gebiete der messenden und physikalischen Astronomie.

Jeder Gebildete wird mit Freude und Interesse die enormen Fortschritte verfolgt haben, welche die photographische Methode in den letzten Jahren erfahren hat.

Seit der ersten Anfertigung lichtempfindlicher Platten durch Daguerre im Jahre 1839 ist dieses Verfahren vielfachen Modifikationen unterworfen, die

einerseits eine größere Billigkeit der herzustellenden Photogramme, anderseits größere Empfindlichkeit gegen das Licht und damit verbundene kürzere Belichtungsdauer bezweckten.

Das durch le Gray im Jahre 1850 erfundene sogenannte „nasse Kollodium-Verfahren" bezeichnet einen ersten Fortschritt, indem hier die Empfindlichkeit auf den 30fachen Wert gesteigert worden ist. Bei diesem Verfahren wird das empfindliche Silbersalz (Jodsilber) durch einen chemischen Prozeß und daher in feinster Verteilung auf die Platte niedergeschlagen. Die entstehenden Bilder sind wegen der ungemein feinen Verteilung außerordentlich fein in ihren Konturen, und infolge dessen kann man dieselben unter scharfer Vergrößerung betrachten, ohne eine Auflösung der Bilder in verworren angeordnete Punkte befürchten zu müssen. Dies ist der Fall bei dem von dem Engländer Meddox 1871 erfundenen Verfahren der Aufnahme mit den Trocken-Platten. Bei diesem wird das lichtempfindliche Salz (Bromsilber) auf mechanischem Wege in die Gelatineschicht verteilt, infolge dessen die Verteilung nicht annähernd der auf chemischen Wege erzeugten gleichkommt.

Bei den empfindlichsten Platten erkennt man schon bei 5—8 facher Vergrößerung das „Korn" der Platte, und es löst sich infolge dessen jede Begrenzungslinie eines Objekts in ein verworrenes Gemenge einzelner Punkte auf, die dann eine genaue Messung sehr erschweren.

Die bedeutend erhöhte Lichtempfindlichkeit und besonders der Umstand, daß wegen des vereinfachten Verfahrens der Entwickelung dieser Platten in den Bildern keine wesentliche Verzerrungen auftreten, geben einen so großen Vorzug, daß man gerade diese hauptsächltch bei astronomischen Untersuchungen verwertet.

Die Einführung der photographischen Methode in die Astronomie hat nun in verschiedenster Richtung epochemachende Neuerungen zur Folge gehabt.

Der Vorzug, den die photographische Methode vor der Beobachtung mit dem Auge hat, ist einmal der fast vollständige Mangel subjektiver Beobachtungsfehler und namentlich der Umstand, daß ein höchst schwaches Objekt durch hinreichend ausdauernde Belichtung auf der Platte markiert werden kann, während das Auge niemals durch noch so ausdauerndes Anblicken eines schwachen Objekts dasselbe in der Weise deutlicher hervortreten ließe, wie es bei der Platte der Fall ist.

Wohl übt sich das Auge, bis zu gewissen Differenzen in der Intensität der Beleuchtung benachbarter Partien Unterschiede wahrzunehmen, aber diesem Vermögen sind bald Grenzen gesetzt; die Photographie ist aber nur von der Menge des auf sie fallenden Lichtes abhängig, und diese kann durch hinreichende Verlängerung der Zeit der Belichtung beliebig vermehrt werden.

Auch die durch die Luftbewegungen hervorgerufenen Schwankungen der Sterne („Scintillieren von Sternen") kommen auf der Platte lange nicht in der Weise zur Geltung, wie dieses beim Beobachten feiner Objekte durch das Auge der Fall ist.

Wohl erzeugt das Scintillieren eine minder scharfe Begrenzung des Bildes, aber die mittlere Stellung des Sternes bleibt die dunkelste Stelle im Bilde und ermöglicht eine hinreichend präzise Messung auf der Platte.

Eine bedeutende Aufgabe für die Photographie bildet die große Katalogisierung der Sterne bis zur 11. Größe hinunter mit Hilfe photographischer Platten. Es werden ungefähr 3000000 Sterne durch diese Aufnahme verzeichnet werden. Daneben sollen Platten angefertigt werden, die Sterne bis zur 14. Größe aufnehmen, so daß die Zahl der Sterne auf den nach Photogrammen angefertigten gegen 30—40 Millionen betragen wird.

Diese Platten geben uns zahllose Sterne in solchen Regionen des Himmels, die für das unbewaffnete Auge auch nicht einen einzigen Stern erkennen lassen.

Die hohe Bedeutung dieser Aufgabe leuchtet ein; denn von jeher hat die messende Astronomie sich zu einer der Hauptaufgaben die Frage nach der Ortsveränderung der Gestirne gestellt. Die photographischen Platten geben dem Forscher ein bei weitem größeres Beobachtungs-Material an die Hand, als es die bisher üblichen Zonen-Unternehmungen vermögen — diese umfassen nur gegen 200000 Sterne. Nach Ablauf eines Jahrhunderts wird eine Wiederholung der photographischen Aufnahme über jene Fundamentalfrage unter Zuziehung der jetzt angefertigten Platten eingehend Aufschluß ergeben.

Die Arbeit ist seit 1887 in Gang, wo durch einen Kongreß die Verteilung der Aufgabe an die verschiedenen Sternwarten sowie der ganze Plan des Unternehmens beraten wurde. Die Zahl der sich beteiligenden Sternwarten beträgt 23.

Gleich wichtig ist die photographische Methode für die Kenntnis der Gestalt der Nebelflecke geworden. Die Nebelflecke fassen wir auf als noch in der Entstehung begriffene Welten; die Spektral-Analyse hat uns gezeigt, daß ein großer Teil von ihnen aus ungeheueren Gas-Massen besteht, die immense Teile des Weltalls ausfüllen.

Über die Gestalt und die Gestalt-Änderungen wissen wir wenig. Die Zeichnungen, die von den verschiedenen Beobachtern angefertigt sind, ergeben so starke Abweichungen, daß man die einzelnen oft nicht zu identifizieren vermag.

Einer der schönsten Nebel ist der Andromeda-Nebel, der in jüngster Zeit von Roberts auf einer 4 Stunden exponierten Platte aufgenommen wurde. Während man aus den bisher hergestellten Zeichnungen über die Natur dieses Gebildes nichts entnehmen konnte, drängt sich einem bei Anblick des Photogramms sofort die Darstellung auf, daß wir hier eine Welt vor uns haben, wie sie der Saturn zeigt: helle Ringe umgeben einen festeren Kern. Wir sehen eine Welt in einem Zustande, den unser Sonnensystem nach den Anschauungen von Kant-Laplace von vielen Jahrtausenden auch gezeigt hat.

Mit Hilfe der Photographie wird es gelingen, einerseits die wahre Gestalt der Flecken kennen zu lernen und anderseits durch Vergleich mit Aufnahmen, die nach Jahrzehnten angefertigt werden, zu prüfen, ob die Nebel Gestalt-Änderungen erlitten haben.

Eine dritte wichtige Aufgabe entsteht durch eine Vereinigung der photographischen mit der spektralanalytischen Methode, eine der fruchtbarsten und schönsten Ideen, die durch Prof. Vogel (Potsdam) angegeben wurde. Es wird hierdurch möglich, die Geschwindigkeit anzugeben, mit der sich die verschiedenen Sterne im „Visionsradius" (Verbindungslinie Erde-Stern) bewegen. Es werden mit dem Potsdamer Instrumente etwa 55 Sterne ausgemessen werden können. Die Genauigkeit, mit der wir diese Geschwindigkeit jetzt zu messen im stande sind, beträgt 1 Meile (bei einigen Sternen etwas weniger, bei andern mehr). Die ungemein hohe Bedeutung der neuen Methode leuchtet ein; seit Ende des vorigen Jahrhunderts hatte man sich bemüht, die Bewegungen der Sterne gegen das Sonnensystem kennen zu lernen. Nur wenige Sterne, bei denen man eine Parallaxe kannte, ermöglichten eine solche Bestimmung, allerdings war die Bewegungsrichtung durch eine große Zahl von Beobachtungen festzustellen möglich. Die bleibende Lücke, auch die Größe der Geschwindigkeit festzustellen, füllt diese neue Methode aus.

Bevor wir nähere Angaben über die Methode machen, sollen einige Resultate der Vogel'schen Messungen angeführt werden.

Die Capella (α im Fuhrmann) bewegt sich mit einer Geschwindigkeit von ca. 3,5 Meilen pro Sekunde von der Sonne fort. Der Polarstern (α im kleinen Bären) nähert sich mit ca. 3,5 Meilen Geschwindigkeit der Sonne, α im Perseus nähert sich mit 1,5 Meilen, dieselbe Bewegung zeigt der Procyon (α im kleinen Hund).

Um das Prinzip dieser Methode klar zu machen, wenden wir uns am besten zunächst an die Akustik. Ein Ton entsteht durch periodische Schwingungen der Luft; die Zahl der Schwingungen in der Sekunde giebt die Tonhöhe, die Stärke des Tones ist bedingt durch die größere oder geringere Strecke, welche die Luftteilchen zurücklegen. Wird das Ohr von einer bestimmten Zahl solcher Luftimpulse in der Sekunde getroffen, so hören wir einen dieser Zahl entsprechenden Ton. Die einzelnen von der Tonquelle ausgehenden Impulse pflanzen sich nun mit bestimmter Zeit durch den Raum fort (ca. 330 m per Sekunde). Bewegen sich nun Tonquelle und Ohr gegen einander, so wird das Ohr bei einer Annäherung mehr Impulse, bei einer Entfernung weniger Impulse erhalten und damit der Ton steigen oder fallen. Von der Richtigkeit dieser Thatsache kann man sich leicht auf einer Eisenbahnfahrt überzeugen. Nähern sich zwei Züge, so wird der Pfiff der entgegenkommenden Lokomotive zuerst in seiner Tonhöhe steigen, dann fallen. Fährt der Zug an einem in Thätigkeit befindlichen Glockensignal vorbei, so steigt der Ton im Momente der Annäherung sehr beträchtlich, um gleich darauf wieder in seiner Höhe bedeutend zu fallen.

Auch das Licht besteht aus periodischen Schwingungen; dieselben entstehen im Äther und sind ihrer Zahl nach enorm viel größer als die der Luft; während der höchste Ton ca. 40000 Schwingungen in der Sekunde macht, ist die Schwingung des tiefsten Rot = 478 Billion in der Sekunde. Denken wir uns eine leuchtende Kochsalzpflamme, die fast nur Licht von einer Wellenlänge (der Linie *D*

im Sonnenspektrum entsprechend) und somit von bestimmter Schwingungsdauer aussendet, sich gegen das Auge bewegen, so wird die Zahl der Äther-Impulse auch in diesem Falle vergrößert oder verkleinert werden, je nachdem sich die Lichtquelle nähert oder entfernt. Die Farbe des Lichtes würde damit mehr nach dem blauen oder roten Ende des Spektrums rücken. Bei einem Körper in Weißglut — der bekanntlich ein kontinuierliches Spektrum liefert — würde sich bei relativer Lage-Änderung das ganze Spektrum gleichzeitig nach dem einen oder andern Ende verschieben und eine Änderung in dem Charakter des Spektrums nicht beobachtet werden. Treten jedoch Fraunhofer'sche Linien im Spektrum auf, so werden diese (scheinbar) an der Verschiebung teilnehmen. Projiziert man nun durch eine irdische Lichtquelle, die Licht von der Wellenlänge aussendet, das einer Fraunhofer'schen Linie entspricht, eine helle Linie auf das Sternspektrum, so wird diese die Lage fixieren, die jene dunkle Linie bei ruhendem Sterne hätte. Auf diese Weise erkennt man die Verschiebung und kann ihre Größe ausmessen.

Eine einfache mathematische Überlegung lehrt uns nun den Zusammenhang zwischen der Größe dieser Verschiebung und der Geschwindigkeit kennen, mit der sich die Lichtquelle gegen den Beobachter verschiebt.

Dieses unter dem Namen des „Keppler'schen Prinzips" bekannte Theorem bildet nun die Grundlage für Beobachtungen, die zum Zwecke haben, seine Größe festzustellen. Die Schwierigkeit liegt nur in der genügend präzisen Messung der Verschiebungsgröße.

Die direkte Messung hat wenig befriedigende Resultate ergeben. Man konnte nur in ganz besonders ruhigen Nächten Messungen überhaupt ausführen, da die Schwankungen des Sternbildes die feinen Absorptionslinien im Spektrum oft ganz verschwinden lassen.

Die photographische Methode ist von solchen Mängeln frei; wohl bewirkt hier das Scintillieren eine größere oder geringere Verschwommenheit der Linie, jedoch ist die wirkliche Lage im Spektrum durch Dunkelheit vollkommen markiert und für die Messung genügend erkenntlich. Um photographische Aufnahmen zu machen, ist eine einigermaßen klare Nacht ausreichend, und es ist nun möglich, die Zahl der Platten und damit der Messungen so zu vergrößern, daß die Genauigkeit, mit der die gesuchten Größen festgestellt werden sollen, weiter und weiter getrieben werden kann. Auch hat man für jede Messung eine ganze Reihe von Linien zur Verfügung.

Als hauptsächliche Vergleichslinie nimmt Vogel die eine blaue Linie des Wasserstoffs (Hg), die gleichzeitig bei der Aufnahme des Sternphotogramms mit photographiert wird.

Vogel bedient sich bei seinen Versuchen, um das Sternspektrum zu erzeugen, eines Prismensatzes von starker Dispersion. Versuche, durch die noch stärker dispergierenden Gitter Sternspektren zu erzeugen, sind mißlungen, da hier die Intensität der Spektra zu schwach wurde, um noch merkliche Linien zu zeigen. Dagegen finden diese Gitter bei dem intensiven Lichte der Sonne mit großem Vorteil Anwendung und haben bei Messungen der auf der Sonne vor sich gehenden

Bewegungen (Entstehen von Protuberanzen, Rotationsgeschwindigkeiten ꝛc.) zu sehr schönen Resultaten geführt. Prof. Dunér in Ems giebt an, daß er aus seinen Messungen die Geschwindigkeit bis auf einen Fehler von 20 m pro Sekunde festgestellt habe. Es wird uns daher diese Methode über manche Fragen über Bewegungs-Vorgänge auf der Sonne Aufschluß ergeben, die durch andre Messungen nur unvollkommen oder gar nicht bestimmt werden können.

Die Geschwindigkeiten, mit denen auf der Sonne materielle Teilchen sich fortpflanzen, kommen auf der Erde nicht annähernd vor. Die stärksten Stürme auf unsrer Erde pflanzen sich mit 30—40 m Geschwindigkeit in der Sekunde fort. Auf der Sonne sieht man mitunter Protuberanzen von gegen 20000 Meilen Höhe, und diese Gebilde entstehen oft in der Zeit einer Viertelstunde: das führt auf Geschwindigkeiten der Gasteilchen, die 150—300 km in der Sekunde betragen.

Neue wichtige Aufschlüsse hat eine sehr verdienstvolle Arbeit Wilsings (Potsdam) gegeben, der die Sonnenfackeln einer näheren Untersuchung unterzog.

Die Oberfläche der Sonne bietet bekanntlich bei der Betrachtung durch ein Fernrohr durchaus keine Regelmäßigkeiten dar. Poren, Flecken und Fackeln finden sich in ziemlich regelloser Verteilung auf der Fläche.

Die beiden letzteren Gebilde sind es nun, die für die Erkenntnis der physikalischen Natur der Sonne und für die Rotationsdauer derselben die wichtigsten Forschungsmittel bilden.

Die Flecken erscheinen nur zwischen 40° nördlicher und südlicher Breite (der Sonne) meist in ihrer Gestalt sehr veränderlich, zuweilen sehr wenig veränderlich die meisten zeigen eine starke Eigenbewegung.

Um daher durch sie die Rotationsdauer bestimmen zu können, muß man durch eine große Zahl von Beobachtungen an verschiedenenen Flecken die Eigenbewegung zu ermitteln suchen.

Es ergiebt sich nun aus diesen Beobachtungen das merkwürdige Resultat, daß die verschiedenen Teile der Sonnen-Oberfläche eine verschiedene Rotationszeit zeigen.

Es folgt nämlich für die täglichen Drehungsmittel δ, um die Sonnen-Axe:

für die Breite	+ 30°	δ = 13,85°	für die Breite	— 30°	δ = 13,63°
(nördlich)	+ 10	= 14,21	(südlich)	— 10°	= 14,23
	+ 0	= 14,35.			

Wilsing hat nun aus Fackelpositionen, die auf Photogrammen ausgemessen wurden, das Resultat abgeleitet, daß für alle Regionen, in denen sich Fackeln zeigen, die Rotationsgeschwindigkeit gleich ist. Er fand für diese den mittleren Wert δ = 14°,2698, und hieraus leitet sich die Zeit, welche die Sonne zu einer vollständigen Umdrehung gebraucht, ab zu $25^{d}\ 5^{h}\ 47$. Die Fackeln finden sich im Gegensatz zu den Flecken an allen Teilen der Sonnen-Oberfläche, am dichtesten gewöhnlich in der Nähe der Flecken, denen sie meist vorangehen. Wilsing kommt auf Grund der Diskussion des vorhandenen Beobachtungs-Materials zu dem Schlusse: die Fackeln haben ihren Ursprung in tieferen

Regionen der Sonnenatmosphäre; sie zeigen den Sitz der Kräfte an, die zunächst Veranlassung zu den metallischen Protuberanzen, dann der später entstehenden Flecken sind.

Diese Anschauung, daß die Flecke tieferen Regionen der Sonnenatmosphäre ihre Entstehung verdanken, hat auch Pater Secchi vertreten und daraus seine Beobachtungen erklärt, daß beim Entstehen einer Fleckengruppe die neueren Flecken größtenteils an dem dem alten Flecke voraneilenden Teile der Sonnenfläche entstehen, da eben das Erschütterungszentrum größere Winkelgeschwindigkeiten zeigt als die höher gelegenen Regionen, in denen die Flecken sich befinden. Gleichzeitig erklärt diese Ansicht sehr ungezwungen die starke Bewegung eines neu entstandenen Fleckes im Sinne der Rotation der Sonne.

Halle. Karl Schmidt.

Zeitbeschwerden.

Ein gefährlicher Sport.

Unsre Nerven sind nicht mehr zufrieden, wenn immer nur die alten Melodien in den ruhigen Takten eines Adagio maestoso auf ihnen gespielt werden, sie wollen neue Weisen in bewegterem Tempo; angenehm berührt zu werden genügt nicht mehr, sie wollen stürmisch erregt sein und beständig vibrieren. Ist es eine Krankheit? Gewiß, aber eben so gewiß, daß sie ohne diese Krankheit nicht zur Ruhe kommen, es ist eine Krankheit, die zu ihrem Bestehen notwendig ist. Möglich übrigens, nach den Entdeckungen Darwin's sogar ziemlich sicher, daß mit der Zeit eine Anpassung der Nerven an die ihnen gestellten Zumutungen sich vollzieht, daß also auch sie unter dem Prinzip der Entwickelung stehen. Warum auch nicht, wenn der ganze Mensch mit Haut und Haaren diesem Gesetz verfallen ist? Und dieser Entwickelungsprozeß, dessen darf man ebenfalls sicher sein, geht schon jetzt in rascherem Tempo vor sich als bisher und wird mit jedem folgenden Jahrhundert ein piu presto aufweisen. Was am Anfang unsres dritten christlichen Jahrtausends (angenommen, diese chronologische Bezeichnung werde nicht als „altmodisch" einer moderneren Platz gemacht haben!) was da im Nervenleben der species homo der Hauptmotor, auf deutsch „Trumpf" sein wird — wer möchte das zu sagen sich erkühnen! Wir hätten auch, zwar nicht auf gut deutsch aber immerhin bezeichnend sagen können: Was für ein Hauptsport wird es sein? Denn der „Sport" ist es ja, in dieser oder jener Erscheinungsform, der unsre Nerven in Schwingung versetzt und nach dem sie dürsten.

Aber verschieden sind sie, diese „Sports", sehr verschieden, das muß man sagen, und darum können sie auch nicht alle rationell sein, mit Leidenschaft betrieben kann sogar jeder in Thorheit und Wahnwitz aus- und umschlagen, und die Thörichten sind nicht immer nur im Lager der Ungebildeten und Schwachen im Geist zu finden. Im Gegenteil. Unter allen menschlichen Eigenschaften hat nun aber die Thorheit Anwartschaft auf die längste Dauer, denn wir geben uns (auch die sogenannten Gebildeten unter uns) redlich Mühe, auch die Thorheiten andrer zu verewigen. Am meisten beschwert ist in dieser Beziehung das Konto der Herren Zeitungsredakteure und ihrer Korrespondenten. Keine Dummheit, Donquixoterie, Renommisterei, die im Thal oder auf der Höhe spielt, wird dem Leser gespart, und je verrückter die Komödie ist, um so mehr bemüht man sich, leider, sie zu einem Drama aufzubauschen, worin die „Sportsmen" als Helden agieren. Diesen ist natürlich die genannte Rolle ganz nach ihrem Geschmack, denn

gerade um dieses Heldennimbus willen führen sie ja ihr Spektakelstück mit der Schellenkappe auf.

Der spezielle Sport nun, über den wir hier einige Worte „verlieren“ wollen, ist zwar nicht ganz modern, aber in seinen Ausschreitungen und Excentrizitäten darf er als modern bezeichnet werden, zugleich als eine der augenfälligsten Blüten im großen Garten menschlicher Thorheit und Eitelkeit. Wir meinen den **Bergsport**, und damit man uns nicht selber einen Thoren schelte, sintemal, wer gegen den Zeitstrom schwimmt, besagten Namen verdiene, so sei gleich hinzugefügt, daß zunächst der **Bergsport** im **Winter** gemeint ist, obzwar nicht zu leugnen, daß der Sport auch zur Sommerzeit sich oft in eigentümlicher Gewandung zeigt und einem normalen Gehirn nichts weniger als Beifall oder gar Bewunderung entlockt. Man würde also, im Hinblick auf diese Erfahrung, auch kein Verbrechen begehen, wenn man den Bergsport **im allgemeinen**, ohne eine scharfe Linie zwischen Sommer und Winter zu ziehen, nach seinen Schattenseiten projizieren wollte, jedenfalls ist es aber höchst verzeihlich und begreiflich, wenn eben jetzt, wo die Vorboten der kommenden Steigelust – febris montana acuta — bereits in der Luft schwirren, der Faden ansetzt, an welchem unsre Gedanken und Erinnerungen zu jenen tollkühnen Winterfahrten moderner Bergherkulesse herausflattern. Vergeht doch kein Jahr, daß nicht unsre Tagesblätter mit allem Pathos haarsträubender schauerdurchrieselter Erregtheit von solchen Ach- und Krachstücken zu erzählen wissen, die es auf irgend einem Eisriesen der Schweizer- oder Tiroleralpen abgesehen haben – **ad majorem sui gloriam!** Man kennt ja die rührenden, bereits landläufig gewordenen Stoßseufzer der herzbeklopften Reporter, deren Sympathie die „kühnen Schneeargonauten“ auf ihrer Fahrt begleitet: „Mit Angst und Bangen harrte man der Rückkehr dieser Expedition entgegen“ — und so weiter und so weiter. Wir aber sagen: Sie verdient es gar nicht, daß man sich um sie kümmert, noch viel weniger, daß man ihr in den Tagesblättern die Ehre einer Erwähnung anthut, denn alle diese Winterfeldzüge gegen Bergriesen sind pure und zugleich frevelhafte Donquixoterien, die nicht einmal die Ehre verdienen ins Tierbuch aufgenommen zu werden. Selbst im Sommer lassen wir uns dieses Heldentum nur dann gefallen, wenn mehr als ein bloßer persönlicher Sport dahinter steckt, und solche Leute sich damit abgeben, die etwas damit und daraus zu machen wissen, welche **beobachten** und ihre Beobachtungen zu verwerten und fruchtbar zu machen im stande sind. Wenn Gelehrte wie Saussure tagelang (oder gar wochenlang) auf der Höhe eines Montblanc allen Gefahren zum Trotz kampieren, so wissen wir, warum; sie haben ihr Leben an ihre Forschung gesetzt, und das verdient Hochachtung. Daß aber Montblanc und Jungfrau oder sonst ein allerhöchster Vertreter der Hochalpen darum und dazu geschaffen sei, damit ein paar spleensüchtige Engländer oder (weil die Narrheit am meisten ansteckend) anderweitige Steigetiere sie im Winter heimsuchen und neben ihrem bischen Leben auch das jedenfalls viel kostbarere der armen Führer freventlich aufs Spiel setzen, das wird doch niemand behaupten wollen. Das sicherste Mittel, dem Unsinn (oder besser: Unfug) zu steuern, wäre, ihn völlig zu ignorieren; nichts leistet jenem Fieber, das man mit Fug und Recht als **rabies montana** bezeichnen dürfte, mehr Vorschub, als wenn man seine Paroxysmen **urbi et orbi** verkündet und glorifiziert. Kommt einmal von Erasmi „Lob der Narrheit“ eine neue, zeitgemäße Bearbeitung heraus, nun, dann werden ja diese Bergfexe ein Hauptkapitel darin einzunehmen haben, aber bis dahin schweige man sie tot und gönne ihnen eine Ehre nicht, die sie nicht verdienen, oder wenn man sie vor Druck nicht bewahren will, so behandle man sie statistisch, das heißt, man füge zu dem periodisch veröffentlichten „Stand der ansteckenden Krankheiten“ noch eine weitere Rubrik mit dem Titel „Gletscheritis“ und lasse die von ihr **befallenen** und durch sie **gefallenen** Heldenseelen als arabische Zahlen aufmarschieren. Das eine oder das andre Mittel würde entschieden abkühlend wirken, so abkühlend, daß es mit der Winterkälte zusammen auch den glühendsten Eifer zu Eis machen würde.

Was nun aber die „Bezwingung“ jener Riesen im Sommer betrifft, so hat man von jeher allerlei Phrasenöl zugegossen, um dieses Gericht einem gesunden Geschmack genießbar zu machen. Die einfache Wahrheit ist folgendes: Der Mensch hat einen angeborenen und durch Jahr-

tausende stetigen Fortschreitens und Gelingens gesteigerten Trieb, über die Außenwelt (Natur) Herr zu werden und ihre Kräfte sich dienstbar zu machen. Es ist die Machtfrage, die auch hier wie überall spielt, und diese hat ihre Wurzeln nicht nur im Nutzen und persönlichen Vorteil, also in der Selbstsucht, sondern im Gefühl geistiger Überlegenheit, welcher auch der Rechtstitel der Herrschaft über die Außenwelt zukomme. Ob nicht auch dieses Gefühl aus den Atomen einer geistigen Selbstsucht zusammengesetzt sei, mag hier unerörtert bleiben — jedenfalls ist sie feinerer und edlerer Art als die gewöhnliche. Wenn nun jemand, der einen Bergkoloß mit Mühe und Not bestiegen hat, glaubt, ein Stück Natur überwunden zu haben, so mag man ihm den Wahn lassen, obgleich er sich ja eigentlich nicht einmal die plumpe Materie, geschweige denn eine Naturkraft unterthan gemacht hat; man wird es ihm auch, falls ihm selber und andern, die ihm nahe stehen, an seinem Leben nicht viel gelegen ist, nicht wehren können, wenn er es um jenes Hochgefühles willen glaubt in die Schanze schlagen zu dürfen — aber prahlen soll er nicht und andrer Leben (wir denken hier zunächst an die Führer) aufs Spiel setzen soll er nicht, denn was er that, ist keine Heldenthat, es ist ein Akt befriedigter Selbstliebe, wenn nicht gar ordinäre Eitelkeit, weiter nichts. Zudem gelangt nur höchst selten die Kunde an unser Ohr, daß ein auf einer Fußtour verunglückter oder invalid gewordener Führer, beziehungsweise dessen Familie, „generös“ belohnt worden sei — und doch wäre auch das denkbar höchste Maß der Entschädigung hier nur Pflicht und noch keine Großmut!

Wir lassen noch ein neues Motiv für gewagte Bergtouren gelten. Sagen wir Wißbegier, so ist das zu viel gesagt, nennen wir es Neugier, zu wenig. Das Neue, das bloß Geahnte, kaum Vorstellbare endlich einmal mit Augen zu schauen und mit Händen zu greifen, die Sehnsucht, jene großartige Einöde und schaurige Einsamkeit einmal voll und ganz zu genießen und auf Sinn und Gemüt einströmen zu lassen, ist mehr als bloße Neugier, es liegt ein ethischer Trieb zu Grunde. Wie das feuchte Element den „Fischer“ in seine stille, kühle Tiefe mit magischer Gewalt herunterzieht, so zieht eine unsichtbare Hand den Thalbewohner hinauf zu dem einsam ragenden Berggipfel, wo er allein und ohne Zeugen der unverfälschten, unverhüllten Natur ins Riesenauge schauen darf. Das sind die wahren Bergsteiger, diese lassen wir uns gefallen, aber diese behalten auch das Erlebte und Empfundene für sich und prahlen nicht mit der überstandenen Gefahr. Wenn sie glauben, für solche Augenblicke unaussprechlichen Empfindens ihr Leben einsetzen zu dürfen, so ist das ihre Sache, und niemandem sonst steht es zu, das Für und Wider abzuwägen. Ich habe einen solchen stillen Alpenwanderer gekannt, er hat an den Stellen, wo es halsbrecherisch zu werden begann, seine Führer zurückbleiben geheißen und allein seine Kletterpartie fortgesetzt. Und weil der wahre Alpenwanderer auch ein wahrer Mensch sein darf, sogar soll, so wird er auch andern, die mit weniger Kühnheit, Kraft und Todesverachtung ausgerüstet sind, von Herzen gern dieselben Empfindungen gönnen, wenn diese auf weniger mühsamem Wege erreichbar sind. Aber das sind sie nicht, können es nicht voll und ganz sein; denn es fehlt ihnen das Gefühl einer wohlverdienten Belohnung für ausgestandene Mühen, der geheimnisvolle Reiz bestandener Gefahr. Wenn uns einmal der Schienenstrang bequem den Gipfel der „Jungfrau“ erreichen läßt — unmöglich scheint die Sache ja nicht — so stehen wir zwar auf der gleichen, räumlichen Höhe wie der rechte Alpenklubbist, der seinen Weg durch das schauerliche Couloir des Rotthales genommen hat, aber bei weitem nicht auf der gleichen Empfindungshöhe, es brauchen nicht einmal händereibende Mylords und pelzbefrachtete Myladies um uns herumzustehen und mit ihren blasiert nichtssagenden, langweiligen Gurgeltönen well, very well und yes, yes die heilige Stille zu entweihen, um dann im nahe gelegenen „Hotel“ wieder, naturgesättigt, unters warme Deckbett zu kriechen. Gleichwohl war es von seiten gewisser hyperalpiner Naturen im Schoße des schweizerischen Alpenklubs ungerecht und sogar ein wenig lächerlich, von vornherein gegen die Idee eines Eisenstranges über die „Jungfrau“ sich zu ereifern, weil und wasmaßen sie durch selbigen Strang in ihren Hoheitsrechten verkürzt würden! Als ob es da ein Vorrecht gebe! „Freiheit herrscht im Reich der Lüfte!“ Neulich ist ein edler Menschenfreund zu demselben Ergebnis gelangt wie jene Alpen-

fanatiker, nur ist sein Motiv ein andres. Er hat die eisenbeschiente „Jungfrau" nämlich aus dem sanitarischen Gesichtswinkel sich angesehen und gefunden, man dürfe die reiselustige, aber gewöhnlich etwas unvorsichtige Menschheit nicht den Gefahren verschiedenartiger Erkältungsformen als da sind: Schnupfen, Hals- und Rachenkatarh, Bronchitis, Laryngitis, Pleuritis, Pneumonie u. s. w. aussetzen, welche Krankheiten samt und sonders im raschen Temperaturwechsel ihren Ursprung hätten. Der Mann hat in einem Punkt entschieden recht: Die Temperatur im Thal ist merklich verschieden von der auf dem Gipfel; nur hat er vergessen, die Frage zu studieren, ob und warum es der Gesundheit zuträglicher sei, wenn jemand mit unsäglicher Mühe keuchend und dampfend in den Regionen des ewigen Schnees anlangt, als wenn er dieses Keuchen und Dampfen durch die Lokomotive besorgen läßt. Mag die Entscheidung lauten, wie sie will — der letzte Satz muß lauten: Dergleichen muß man jedem einzelnen überlassen. Jeder ist seines Glückes Schmied und seiner Gesundheit Herr.

J. M.

Litterarische Berichte.

Geschichte der deutschen Verfassungsfrage während der Befreiungskriege und des Wiener Congresses 1812—1815 v. Wilhelm Adolf Schmidt. Aus dessen Nachlaß herausgegeben von Alfred Stern. Stuttgart 1890. Verlag von G. H. Göschen.

Diese in dem Nachlaß des jüngst verstorbenen Verfassers beinahe vollendet vorgefundene Studie dürfte sowohl in Rücksicht des behandelten Gegenstandes als auch rücksichtlich der Ergebnisse als die bedeutendste Leistung des auch sonst doch nicht unfruchtbaren Historikers anzusehen sein. Das Resultat der Untersuchung ist geradezu verblüffend und zerstört eine Legende, die ein halbes Jahrhundert hindurch unwiderlegt umlief und im Verlauf der Zeit, wie das so zu geschehen pflegt, immer voller klingende Accente angenommen hatte. Da es sich um nichts Geringeres als um die Stellung Stein's zur deutschen Verfassungsfrage handelt, erscheint es nicht überflüssig hervorzuheben, daß der Verfasser einerseits von ganzem Herzen der Partei angehörte, die den Kultus des genialen „Reichsritters" sich zur Pflicht gemacht hat, andererseits Zeit seines Lebens sich zu der Ueberzeugung bekannte, daß Deutschlands Heil einzig in der Führung durch Preußen zu suchen sei. Also weder irgend welche Abneigung gegen Herrn von Stein und noch viel weniger eine solche gegen Preußen haben diese Forschung veranlaßt oder ihren Gang beherrscht. Sie hat lediglich wissenschaftliche Motive und bewegt sich ausschließlich nach strenger, wissenschaftlicher Methode. Vor solchem Feuer aber halten die Sagen nicht Stand, mögen sie noch so volkstümlich, noch so sympathisch und noch so wohl begründet in der allgemeinen Tendenz sein. Kein Gedanke schien weniger Widerspruch befahren zu dürfen als der, daß Stein diejenige Form der deutschen Einheit, die sich zwei Menschenalter nach ihm gebildet hat, als Prophet, als Vorbildner, als Patriot in seiner Seele getragen, betrieben, zur Erfüllung zu bringen versucht habe. Von Stein, dem ehemaligen preußischen Minister, schien es so durchaus naturgemäß, daß er Preußens Führerrolle als selbstverständlich angenommen und nach allen ihren Vorteilen gewürdigt habe. Nein, mehr noch. Der Tradition nach sollte Stein zwar notgedrungen sich der Idee eines Bundesstaates gefügt, als „Ideal" jedoch jederzeit den Einheitsstaat angesehen haben. Mit dem ganzen Jubel freudiger Uebereinstimmung hat noch jüngst Herr v. Treitschke dieses „Ideal" und seinen Träger gepriesen und gewissermaßen einen Hader mit dem Weltgeschick begonnen, das ihm die Verwirklichung trotz allem Ringen und Streben versagte. Nun denn, die Sachlage war, wie uns die vorliegende Schrift mit Beweisstücken belehrt, eine erheblich andre. Alle die wechselnden „Ideale" des Herrn v. Stein in Betreff der deutschen Verfassung, die übrigens der Konfusion und Träumerei nach Maßgabe der verworrenen Zeitverhältnisse nicht entbehren, waren immer seinem Charakter als „Reichsritter" und niemals seinen preußischen Sympathien entsprungen. In den vielfachen Kombinationen, in denen er sich im Widerspruch und Widerstreit mit den preußischen Staatsmännern erging, hat es sogar eine mindestens gegeben, die den völligen Ausschluß Preußens aus Deutschland in Aussicht nahm. Jedenfalls gab es keinen Augenblick, in welchem er sich Deutschland ohne die Leitung durch Oesterreich denken konnte, und wenn eine Mitbewerbung um dieselbe oder eine Teilung in Frage kam, dann standen seiner Auffassung nach die Ansprüche

Hannovers höher als die Preußens. Von dieser Unterschätzung des preußischen Berufs war er auch nach den heldenmütigen Wunderthaten des preußischen Volkes und Heeres nicht abzubringen, und fast hatten die preußischen Minister mehr noch mit Stein als mit den auswärtigen Diplomaten zu ringen, als sie an einer Konstruktion des Bundesstaates arbeiteten, in welchem die berechtigte Stellung und Bedeutung Preußens wenigstens einigermaßen gewahrt schien. Das Wesentlichste ist in dieser Richtung Wilhelm von Humboldt zu danken, dessen politische Fähigkeit und patriotische Größe durch die Schmidt'schen Enthüllungen in ein noch helleres Licht gestellt werden, und der denn doch zu viel Preuße, zu viel Protestant und zu wenig „Reichsritter" war, um zu finden, daß die Wiederherstellung Deutschlands in den Zustand, in welchem es unter den sächsischen und fränkischen Kaisern sich befunden hatte, als das begehrenswerteste „Ideal" anzusehen wäre. — Aus diesen die Ergebnisse der Forschung nur andeutenden Hinweisungen wird sich der hohe Wert des ausgezeichneten Werkes leicht entnehmen lassen. Es ist ein Denkmal, das der verstorbene Historiker sich gesetzt, schöner, ehrenvoller und dauernder als alle, die seine überlebenden Freunde hätten herstellen können. C.

Aegyptische Straßenbilder. Plaudereien über das Land des Kurbatsch und Bakschisch von Theodor Sourbeck. Basel 1891. Verlag von Benno Schwabe, Verlagsbuchhandlung.

Des Verfassers Vorrede zu seinen Plaudereien machte uns neugierig, aber auch etwas mißtrauisch. Die Art, wie er für ägyptisches Volksleben gegen die „nüchterne Afterzivilisation des Westens" und die „glattfüßige", aber merkwürdigerweise in „Hackenstiefeletten kostümierte Prosa" Partei nimmt, ließ uns gespannt sein auf „die leichtgekleidete Poesie mit ihrem blumig-duftenden Lächeln und klingenden Jubel" des Pharaonenlandes. Ins arabische Quartier „Iskanderich" führt der Verfasser den Leser, macht ihn aber schonend darauf aufmerksam, sich mit nicht allzu empfindlichen Geruchsnerven zu versehen und, wenn er nicht mutig und abgehärtet sei, lieber daheim zu bleiben, und zeigt ihm dann den „geradezu fabelhaften Schmutz" des Orients. Ueber Alexandriens Straßen gelangen wir nicht hinaus. „Leichtgekleidet" ist wohl manches, was wir schauen, aber „blumig-duftend" kaum. Anfangs hören wir den „Plaudereien" ganz gern zu, aber uns aus „Muchaddit Antari" (Abenteuer Antars) einen längeren Abschnitt erzählen zu lassen, erscheint in dieser Atmosphäre als eine etwas starke Zumutung. Erfreulich zu hören ist es, was Sourbeck von den Erfolgen der deutschen Schulen in Kairo und Alexandrien berichtet, doch weniger Beifall dürfte finden, was er im Anschluß an die Schilderung einer arabischen Hochzeit über die bei uns herrschenden Ansichten über Liebe und Ehe äußert; und was er Seite 202 von der Zukunft der Menschheit sagt, erscheint uns als ein schöner Traum. L.

Die biblischen Vorstellungen vom Teufel und ihr religiöser Wert. Ein Beitrag zu der Frage: Giebt es einen Teufel? Ist der Teufel ein Gegenstand des christlichen Glaubens? Von Georg Längin. Leipzig 1890. Verlag von Otto Wigand.

Gegen den Teufelsglauben, wie er aus dem Judentum ins Christentum übergegangen und sich in diesem erhalten und zur widerwärtigen Verzerrung und Grausamkeit entwickelt hat, immer von neuem mit den Waffen der Wissenschaft und der kritischen Bibelforschung zu streiten, ist eine Notwendigkeit und ein unbestreitbares Verdienst, um so mehr, da dieser Glaube in neuerer Zeit, durch mehrfache Umstände unterstützt, wieder, wie es scheint, weitere Kreise zu ergreifen droht. Ein solches Verdienst hat sich Längin, ein auf diesem Felde schon bewährter Streiter, durch das vorliegende neue Werk erworben, in welchem er, fußend auf genauen Forschungen über den Bibeltext, die Frage, ob wir denn noch heute als gute Christen zum Festhalten am Glauben an einen Teufel und sein Reich verpflichtet sind, aufs bestimmteste verneint. Er weist überzeugend nach, daß dieser Glaube und die ihn ausdrückenden Erzählungen der Urgeschichte sagenhaft sind, daß die Zeiten des Moses und der bedeutendsten Propheten, also die besten der ganzen israelitischen Geschichte, jenen Glauben völlig abgestreift, daß erst im babylonischen Exil die Juden ihn durch die Berührung mit den Babyloniern und besonders mit den Persern wieder aufgenommen und die jüdischen Rabbiner ihn dann in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten in krasser Weise ausgebildet und entstellt haben, und zieht hieraus die berechtigte Folgerung, daß wir als Christen keineswegs zum Festhalten an solchen persisch-jüdischen Phantasien verpflichtet sind. Wie aber, wenn nun Christus selbst diesen Glauben gehabt und gelehrt hat? Der Verfasser weist zunächst nach, daß Christus allerdings an einen Teufel und an Dämonen geglaubt, diesen Anschauungen aber wenig Bedeutung beigemessen und sie fast immer nur zur Anknüpfung höherer ethischer Begriffe verwendet, überhaupt der ganzen Dämonologie einen reineren Gehalt gegeben, vor allem aber nirgends den Glauben daran als verbindlich für die Christen hingestellt hat. Hier glauben wir jedoch eine Lücke zu finden. Denn wenn der Verfasser durch seine Schrift, wie er in der Einleitung sagt, zweifelnden Christen, besonders Geistlichen, in diesem Punkte Klarheit verschaffen will, so werden diese, auch nachdem sie alles Bisherige gelesen, immer noch fragen: „Jesus hat also erwiesenermaßen den Glauben an einen Teufel gehabt und gelehrt, folglich müssen wir auch daran festhalten;

Digitized by Google

denn er war Gott.“ Hier mußte sich also der Verfasser ganz klar und bestimmt für oder gegen die Gottheit Christi aussprechen und dann weiter erörtern, ob der Glaube an diese auch die Notwendigkeit des Glaubens an den von Jesus nicht verworfenen Teufel erfordere oder ob wir trotzdem diesen letzteren aufgeben dürften und müßten. Vom entgegengesetzten Standpunkte aus, den ja der Verfasser einnimmt, war dann, wie es ja auch mit Recht geschieht, nur darauf hinzuweisen, daß Jesus eben als Mann seiner Zeit und seines Volkes an Ideen noch festhielt, die für uns nicht mehr maßgebend sind, obgleich wir uns seine Bekenner nennen. Ob ferner die Erklärung der Versuchungsgeschichte den Zweck erfüllen wird, Geistlichen einen Anhalt für ihre Auslegung in der Predigt zu geben, wie es doch in der Einleitung heißt, dürfte auch zweifelhaft sein, besonders was den zweiten Teil derselben betrifft. Sollte diese ganze Erzählung, die auch in der vom Verfasser gebotenen Erklärung kaum mit dem Bilde übereinstimmt, welches wir uns von dem menschlich aufgefaßten Jesus machen, nicht als ein Produkt späterer Nachbildung oder als die Wiedergabe einer von Jesus erteilten und von den Jüngern mißverstandenen Belehrung aufzufassen sein? Aber abgesehen von diesem Punkte, in dem wir der Methode der Forschung und Darstellung nicht recht beistimmen können, stehen wir nicht an, Längin's Werk als einen höchst dankenswerten und wichtigen Beitrag zur Bekämpfung eines durchaus unchristlichen Dogmas zu begrüßen und weiteren Kreisen zu empfehlen. C. S.

Geschichte von England. Von Moritz Brosch. Sechster Band. Gotha. Verlag von Friedr. Andreas Perthes.

Der Verfasser hat sich nicht nur durch eine Reihe von Aufsätzen, Abhandlungen und eine Geschichte Cromwell's, die gleichsam als Vorstudien zu einer Geschichte Englands in der neueren Zeit gelten könnte, einen geschätzten Namen gemacht, sondern vornehmlich durch eine Geschichte des Kirchenstaats im 16. u. 17. Jahrhundert. Mit dem dort betretenen Gedankenkreise steht das vorliegende interessante Werk insofern in einem gewissen Zusammenhang, als auch hier die Entstehung und der allmählich siegreiche Kampf der englischen Kirchenreform zur Darstellung gelangt. Der Anschluß an die Lappenberg und Pauli'sche, das ganze Mittelalter umfassende Bearbeitung ist ein rein äußerlicher, denn weder die Individualität des Verfassers noch seine Gesichtspunkte und Auffassungen stimmen mit den vorangegangenen Forschern überein. Einen Gedankenausflug z. B. wie den über die Utopia des Thomas Morus mit Zitierung der Geister Benv. Cellini's, Friedrichs des Großen, Swifts und Goethe's 2c. würde sich Pauli, dem es an geistreichem Sinn und an litterarischem Interesse nicht fehlte, gewiß nicht — und Lappenberg noch viel weniger erlaubt haben. Jedenfalls würden sie schwerlich gewagt haben, für die „Zustände und Lebensbedingungen der englischen Gesellschaft jener Tage (der Anfänge Heinrichs VIII.) in der bloßen Umkehrung des More'schen Sozialromans eine zuverlässigere, allseitigere, begründetere Quelle zu finden als in den amtlichen Aktenstücken und selbst in vertraulichen Briefen von Zeitgenossen“. Auch wenn die Thatsache richtig wäre, daß die umgekehrte Utopia ein aktuelles Zeit- und Kulturbild wäre, ja auch sogar, wenn More ohne jede Maskerade ein solches Zeit- und Kulturbild entworfen hätte, dann würden wir immer noch getreu den Grundsätzen historischer Methode „die amtlichen Aktenstücke und die vertraulichen Briefe“ für die bessere Quelle erachten, auf die Gefahr hin, daß sie nur „einzelne Züge genau und richtig wiedergeben“ und daß die „Verbindungsglieder bei der Zusammensetzung zu einem Gesamtbild erst hinzugedacht, oder aus urkundlich belegten Thatsachen gefolgert werden müssen“. Auf die Gefahr dieser „Unvermeidlichkeit“ hin — eine Gefahr, die wir beiläufig gar nicht so groß halten, zumal dies eigentlich Aufgabe des Geschichtsschreibers ist und in der That alle Tage geübt wird, zuweilen sogar vom Verfasser selbst. Wir können hier nicht auf eine Widerlegung des geistreichen Einfalls, der aus einem Buche mit dem Titel „Unörtliches“ das Allerörtlichste, in Zeit und Raum Bestimmte, folgern will, eingehen, obwohl sich gerade an diesem Beispiel die Unruhe des Verfassers und die bis zur Trübung der Logik gesteigerte Hast, wie sie sogar in der dadurch unverständlichen Vorrede sich kundgiebt, am deutlichsten erweisen ließe. Wenn nur diese geistreiche Behandlung des Stoffes nicht sehr wesentliche Lücken ließe! Wenn man zwischen zwei streitenden Auffassungen mitten durch läuft, so ist dies noch lange keine Objektivität. Der Erweis, daß Froude's Versuche, den Faden einer rationellen Politik in Heinrich VIII. sultanischen Umsprüngen zu finden, ganz mißlungen wäre, scheint nicht erbracht, und die einfache Rückkehr zu der älteren Auffassung wäre doch nur durch eine umfassendere Entkräftung der mit sehr ungewöhnlichen Mitteln aufgestellten These legitimiert. Zu einer begründeteren und positiveren Haltung steigt der Verfasser in der Darstellung der Epoche Elisabeth's auf. Neben den durch zahlreiche neuere Forschungen festgestellten Thatsachen werden manche charakterisierende Züge namentlich den venetianischen Gesandtschaftsberichten entnommen und mit großer Kunst zu dem Gesamtbilde verwebt. Von dem eigentlichen Kern der kirchlichen Bewegung, von der Substanz der neuen Glaubenslehre, die der alten entgegengesetzt wird, und von der Entwickelung der Verfassungskämpfe, namentlich dem Verhältnis zwischen Krone und Parlament, wird nicht in übersichtlichen Kapiteln, sondern nur bruchstückweise

immer dort gehandelt, wo einzelne Erscheinungen auftauchen und in Frage kommen. Die klare Durchsichtigkeit wird dadurch beeinträchtigt, wenn wir auch zugeben, daß die verteilten Lichter die Spannung steigern und die Lektüre unterhaltender machen. Nach dieser Seite hin ist das Buch reichlich zu loben, denn partieenweise liest es sich vorzüglich wie ein Roman. C.

Auf Schneeschuhen durch Grönland. Von Dr. Fridtjof Nansen. Autorisierte deutsche Uebersetzung von M. Mann, mit 159 Abbildungen und 4 Karten, Hamburg 1891. Verlag der Verlagsanstalt und Druckerei Aktien-Gesellschaft vormals J. F. Richter.

Die Aufgabe des Verfassers bestand darin, mit Booten den Eisgürtel am Ostrande Grönlands und den dahinter liegenden Wasserstreifen zu überwinden, und sodann auf Schneeschuhen (Ski), Schlitten hinter sich ziehend, die Landmasse Grönlands von Osten bis Westen zu durchqueren. Die Aufgabe ist bekanntlich von dem Verfasser gelöst und zwar mit Hilfe von fünf Begleitern, darunter drei Europäern und zwei Lappen, denen die Energie der weißen Rasse fehlte, um sie zu nützlichen und zufriedenen Mitgliedern des Zuges zu machen. Der erste Band der Reisebeschreibung giebt eine Einleitung, 4 Kapitel über die Ausrüstung, die Geschichte des Schneeschuhlaufens, die Klappmützen, und über frühere Versuche, den Eisgürtel von Grönlands Ostküste zu durchdringen; und in 9 weiteren Kapiteln eine Reisebeschreibung, die aber noch nicht zum Eintritt ins Festland, also zum Beginne des eigentlichen Unternehmens, reicht. Die Anlage ist etwas breit, und die Darstellung verliert durch wörtliche Aufnahme von Tagebuchstücken und Zeitungsberichten, nur die Auszüge aus dem Bericht des Lappeschen Begleiters Balto sind dankenswert. Im allgemeinen aber ist das Buch zu empfehlen, da es uns mit einer sehr interessanten Reise in einer ganz fremden Welt und mit einer sehr sympathischen Persönlichkeit, der des Verfassers, bekannt macht. Ueber die Ausschmückung mit Bildern, über die Uebersetzung und über die äußere Ausstattung läßt sich nur gutes sagen. Das Erscheinen des zweiten Bandes soll zum Anlaß für einige weitere Bemerkungen dienen. K. F.

Schulreden von Dr. Konrad Niemeyer, Gymnasial-Direktor a. D. Kiel und Leipzig 1891. Verlag von Lipsius u. Tischer.

Aus einem Zeitraum von 33 Jahren wird uns in dem vorliegenden Buche eine Sammlung von Schulreden gegeben, welche von dem hochverdienten Direktor Niemeyer bei verschiedenen Anlässen in den Aulen der Gymnasien von Greifswald, Stargard und Kiel gehalten worden sind, und wir haben allen Grund, für diese Gabe dankbar zu sein; denn ohne Ausnahme sind diese Reden, sowohl die bei den Abiturienten-Entlassungen als auch die aus Anlaß patriotischer Feste und Gedenktage gehaltenen, nach Form und Inhalt als meisterhaft zu bezeichnen. Welche Wärme der Empfindung, welche pädagogische Vielseitigkeit, welch' reiche Lebenserfahrung zeigen doch die schönen und herzlichen Abschiedsworte, welche da zu den am Ziele ihres Schullebens Angelangten gesprochen worden sind! Und nicht bloß für diese selbst, sondern auch für jeden Leser, der den Redner nie gekannt hat, sind dies wahre Schätze, und mancher wird sich durch dieselben zur Erinnerung an die Mahnungen angeregt fühlen, die ihm einst bei derselben Feier geworden sind. Weder hier noch in den eigentlichen Festreden finden wir lästige Wiederholungen, sondern immer neue und anregende Gedanken; in kurzer und dennoch das Thema erschöpfender Darstellung (vergl. z. B. die erste Rede) werden, zugleich in schöner und kraftvoller Sprache, aus dem Gebiete der vaterländischen Geschichte erhebende Beispiele vor Augen geführt und vortreffliche Betrachtungen daran geknüpft. Auch die in den Antrittsreden enthaltenen Erörterungen über Ziele und Methoden des Gymnasial-Unterrichts gehören, was Objektivität und Klarheit betrifft, zu dem Besten, was über diesen Gegenstand gesagt worden ist. „Gott und Vaterland," so könnte man diese Sammlung überschreiben, der wir die ihr im höchsten Maße gebührende Beachtung wünschen. C. S.

Aus allen Jahrhunderten. Historische Charakterbilder für Schule und Haus, zusammengestellt und herausgegeben von Dr. Werra, Gymnasiallehrer in Münster i. W. und Dr. Wacker, Gymnasiallehrer in Aachen. Münster i. W. Verlag von Heinrich Schöningh. 1. u. 2. Lieferung

Die ausgesprochene Absicht der Herausgeber ist, aus den vorhandenen Werken unsrer besten Geschichtsforscher das einzelne wichtige Geschichtsabschnitte Kennzeichnendste herauszusuchen und so zu einem Ganzen zu vereinen, daß daraus ein interessantes Lesebuch für Schule und Haus entsteht, in dem jeder zu seiner Belehrung lesen kann, ohne befürchten zu dürfen, einseitiger Darstellung politischer oder religiöser Zustände zu begegnen. Die Namen der Verfasser der in den ersten beiden Lieferungen zum Abdruck gelangten Artikel sind genügende Bürgschaft für einen gediegenen Inhalt. Die Illustrationen sind zweckentsprechend ausgewählt. L.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Andresen, C., Die Entwickelung der Menschen. Studien. (Verlagsanstalt, Hamburg).

Adrian, Ferd. von, Höhenkultus asiatischer und europäischer Völker. (C. Konegen in Wien.)

Becker, August, Vor hundert Jahren. 2 Novellen. (Ad. Bonz & Co., Stuttgart.)

Beer, Rudolf, heilige Höhen der alten Griechen und Römer. (C. Konegen, Wien.)

Bibliothek des Humors. Bd. IV. gesammelt und herausgegeben von E. O. Hopp. (Fr. Pfeilstücker, Berlin.)

Bielsky, Boris von, Glück. Roman aus der heutigen Gesellschaft. (E. Ulrich & Co., Berlin.)

Brociner, Marco, Dr. Hamlet und anderes. Deutsche und rumänische Geschichten. (Ad. Bonz & Co., Stuttgart.)

Brunnhofer, Dr. H., Culturwandel und Völkerverkehr. (Wilh. Friedrich. Leipzig.)

Büchner, L., Das goldene Zeitalter oder das Leben vor der Geschichte. (Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur, Berlin.)

Byr, Robert, Ein stolzes Herz. Roman. (Herm. Costenoble, Jena.)

Casati, G., 10 Jahre in Aequatoria und die Rückkehr mit Emin Pascha. 2 Bde. (Buchner'sche Buchh., Bamberg.)

Déry, Juliane, Ohne Führer. 2 Novellen. (Ad. Bonz & Co., Stuttgart.)

Devrient, Eduard, Meine Erinnerungen an Mendelssohn-Bartholdy und seine Briefe an mich. 3. Aufl. (J. J. Weber, Leipzig.)

Ehwald, R., Emil Brauns Briefwechsel mit den Brüdern Grimm und J. von Laßberg. (Fr. Andr. Perthes, Gotha).

Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. A. Ladenburg, Dr. Ant. Reichenow, Prof. Dr. A. Schenk, Geh. Schulrath Dr. O. Schlömilch, Prof. Dr. W. Valentiner, Prof. Dr. A. Winkelmann, Prof. Dr. G. C. Wittstein. Lex. 8. — Zweite Abteilung, 63. Lieferung, enthält Handwörterbuch der Chemie. Lief. 43. — Dritte Abtheilung 8. und 9. Lief. — enthält Handbuch der Physik Lief. 8 und 9. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Fenner, Heinr., Heinrich Leuthold. Eine kritisch-biographische Skizze. (Benno Schwabe in Basel.)

Ganghofer, L. und Brociner, Marco, Die Hochzeit von Valeni. Schauspiel in 4 Aufzügen. 2. Aufl. (Ad. Bonz & Co., Stuttgart.)

Gedan, K., Ein Mörder. (Benno Schwabe, Basel.)

Gottschall, Rudolf von, Die deutsche Nationallitteratur des neunzehnten Jahrhunderts. 6. Aufl. In 20 Lieferungen. Liefg. 1—4. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Grottewitz, Curt, Neues Leben. Moderner Roman. (F. & P. Lehmann, Berlin.)

Heidemann, Elisabeth, Handbuch für Haushaltung. (G. D. Bädeker, Essen).

Joachim, J., Erzwungene Sachen. (Benno Schwabe, Basel.)

Laban, Ferd., der Gemüthsausdruck des Antinous. (W. Spemann, Berlin.)

Lorenz, Dr. Ottokar, Leopold von Ranke. (Wilh. Hertz, Berlin.)

Malybrok-Stieler, Seerosen. Neue Dichtungen. (Ad. Bonz & Co., Stuttgart.)

Mayer, Ernst, Handbuch der Astrologie. (R. von Deckers Verlag, Berlin.)

Meyer, Chr., Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. Neue Folge I. 4. (Lüstenöder, Berlin.)

Möllhausen, Balduin, Haus Montague. Roman in 3 Bdn. (Hermann Costenoble, Jena.)

Münz, Sigm., Aus Quirinal und Vatikan. Studien und Skizzen. (P. Hüttig, Berlin.)

Pröll, Karl, Sind die Reichsdeutschen berechtigt und verpflichtet, das Deutschthum im Auslande zu stützen? (Lipsius & Tischer, Kiel.)

Truth, Hansel, Am Ende des Jahrtausends. Ein Roman. (Benno Schwabe, Basel.)

Wagner, Moritz, Die Entstehung der Arten durch räumliche Sonderung. (Benno Schwabe, Basel.)

Walcker, Carl u. E. von Schenckendorff, Zur Versöhnung des Besitzes und der Arbeit. (Lipsius & Tischer, Kiel.)

Wartenegg, W. von, Die Gottversprochene. (F. Schöningh, Paderborn.)

Wissmann, H. von, Meine zweite Durchquerung Aequatorial-Afrikas von Loango zum Zambesi. (Trowitzsch & Sohn, Frankfurt a. O.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

96

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed. Renewals only:
Tel. No. 642-3405
Renewals may be made 4 days prior to date due.
Renewed books are subject to immediate recall.

Due end of FALL Quarter
subject to recall after — DEC 8'72 8 8

IN STACKS

REC'D LD JAN 2 - '73 -3 PM 1 3

LD21A-40m-3,'72
(Q1173s10)476-A-32

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google

YD 07261

AP
30
D4
482308
Deutsche
V.16:1-2

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google